Fiedel-Hänschen.

Das Buch der Mährchen

für

Töchter und Söhne

gebildeter Stände

von

J. Lyser.

Mit acht Kupfern.

Leipzig, 1834.
Wigand'ſche Verlags-Expedition.

Kgl. Univ. Bibl.
Berlin

Inhalt.

Zueignung

Erſtes Mährchen. Fiedel-Hänschen Seite 1

Zweites Mährchen. Die böſe Hexe Caprusche 38

Drittes Mährchen. Das Bild des Herrn 44

Viertes Mährchen. Ritter Koſtewein 58

Fünftes Mährchen. Rübezahl (I.) 66

Sechstes Mährchen. Der Blaubart 89

Siebentes Mährchen. Rübezahl (II.) 108

Achtes Mährchen. Die Fee Mab 145

Neuntes Mährchen. Der Hecke-Bazen und der Hecke-Thaler 159

Erſtes Mährchen.

Fiedel-Wänschen.

Es iſt ſchon viele Jahre her, und an den Mann, der dies Mährchen erzählt, dachte noch kein Menſch; da ſaß einſam am Wege ein kleiner zerlumpter Junge, und dachte daran, daß er ſchon ſeit geſtern früh nichts gegeſſen habe, und wo er heute wohl Etwas herbekäme, um damit ſeinen Hunger zu ſtillen.

Der arme Junge hatte keine Mutter mehr, und ſein Vater war ſchlimmer als gar keiner! denn er war vom frühen Morgen bis zum ſpäten Abend betrunken; und wenn er betrunken war, dann tobte und ſchalt er, und fluchte gotteslästerlich, und prügelte das arme Hänschen, wie er früher die Mutter geprügelt hatte.

Die Mutter hatte ſo viel geweint und ſich zergrämt, daß ſie dann auch bald ſtarb. Häns-

chen weinte auch, aber nur so lange, als der Vater auf ihn losschlug! — Hielt der Vater mit Schlagen ein, so hörte Hänschen gleich mit Weinen auf, und war zufrieden und guter Dinge, wenn er auch manchmal tüchtig fasten mußte — denn der Vater hatte kein Geld für Brot, sondern nur für Bier und Branntwein. Warum Hänschen bei all diesem Jammer so zufrieden war, das lag erstens darin, daß er ein herzensguter Junge war, mit einem ehrlichen Sinn und einem reinen Gewissen — dann hatt' es aber noch eine andre Bewandtniß, und davon will ich jetzt erzählen.

Hänschens Vater war Dorfmusikant und spielte die Geige in den Schenken und auf dem Tanzplatz unter der Linde. Früher hatte er recht gut gespielt, so daß selbst der alte verstorbene Pfarrer ihm mit Vergnügen zugehört hatte, aber seit er sich das abscheuliche Saufen angewöhnt, fiedelte und kratzte er so heillos, daß die Ratten und Mäuse davon liefen und Hunde und Katzen sich darüber ärgerten. Die Leute in den Schenken und auf dem Tanzplatze machten sich zwar nichts daraus, ob der Vater gut spielte oder fiedelte und kratzte, denn es war ihnen blos

und Drehen zu thun. Dem Hänschen aber ging es immer durch die Seele, denn er hatte die Violine so lieb, weil er wußte, wie schön sie singen konnte, wenn der Vater nur gewollt hätte! —

Kam nun der Vater des Abends betrunken nach Hause, und hing die Violine an die Wand, so jammerte es dem Hänschen, wie das arme Ding so bestäubt aussah, und so wehmüthig seufzte, wenn der Vater auf der Streu lag und schnarchte.

Endlich konnt' er es gar nicht mehr aushalten, und nahm sich die Freiheit zum Vater zu sagen: „Ach Vater, du behandelst die liebe Violine jetzt noch schlechter, wie die selige Mutter und mich, gib Acht! sie wird auch bald sterben."

Der Vater stand erst ganz verwundert da, und wußte nicht, was er antworten sollte — endlich aber lief ihm die Galle über, er sagte gar nichts, sondern prügelte Hänschen grausamer denn je, und ging dann davon.

Diesmal mußte auch Hänschen länger weinen als gewöhnlich, denn die Schläge hatten gar zu weh gethan; aber o Wunder! indem er

so weinte und schluchzte, stimmte die Violine an der Wand leise, leise mit ein. — Als Hänschen das hörte, wurde es ihm immer wehmüthiger ums Herz, und er und die Violine weinten wohl eine ganze Stunde zusammen, so daß Hänschen schon glaubte, sie würden ihr Lebelang nicht mehr aufhören.

Indessen: alles nimmt einmal ein Ende, Lachen und Weinen! und so fing denn auch erst die Violine an, leiser zu schluchzen — Hänschen machte es eben so, und nach einiger Zeit hatten beide zu weinen aufgehört. Was aber Hänschen nun für eine Liebe für die Violine empfand — das ist gar nicht mit Worten zu sagen! — Er rückte sich einen Stuhl an die Wand, langte die Violine herab, und begann sie von Staub und Schmutz zu reinigen, brachte auch die vierte Saite, welche am feinsten singt und die Quinte heißt, und die der Vater in Gottesnamen hatte hängen lassen, wie sie gesprungen war, wieder in Ordnung, zog sie auf, und stimmte so lange, bis sie den rechten Ton angab. Dann küßte er die Violine, und wollte sie wieder an ihren Platz hängen. Violine aber flüsterte leise und traulich: „Hänschen, du guter Junge! will bei dir blei-

ben! sollst mich behalten, will dir schöne Lieder vorsingen und mit dir lachen und weinen in Freud und Leid."

„Beileibe nicht!" versetzte Hänschen. „Wenn der Vater uns zusammen hörte, schlüg' er mich todt und würfe dich vielleicht an die Wand, daß du aus einander gingst."

„Vater soll uns nicht hören!" sprach Violine. „Du weißt wohl, daß er von jetzt an bis Sonnenuntergang im Wirthshause sitzt und trinkt. Komm! nimm mich und den Bogen, und geh mit uns in den Wald. Am Bach, wo die Erlen flüstern und die Nachtigall singt, da will ich dich lehren, was du thun mußt, damit ich auch singe."

„In Gottes Namen denn!" rief Hänschen entschlossen, „ich will alles thun, was du verlangst."

„Und ich, was du willst," sprach Violine.

„Topp!" rief Hänschen! langte auch noch den Bogen herunter, und lief in den Wald an den Bach.

„Willkommen! willkommen!" murmelte der Bach. „Willkommen! willkommen!" rauschten die Erlen und flüsterten die Blumen. „Kukuk!" rief der Kukuk; „ein neuer Musikant! —

willkommen! Kukuk! Kukuk! Kukuk!" und die Stieglitze und Hänflinge, die Zeisige und Grasmücken, die Finken und Sprosser zwitscherten und sangen: „Willkommen! willkommen!"

„Ach! wie schön ist es hier!" rief Hänschen, setzte sich an dem Rande des Baches, nahm die Violin ein den Arm und bat sie: „Nun, Liebchen! sage mir: wie mach ichs, daß du einstimmst in die schönen Lieder rings um uns her?"

Da sagte ihm Violine alles, was er zu thun habe, und rief alle Vögel herbei, daß sie dem Hänschen mit lehren möchten, und die Vögel kamen und setzten sich rund umher und gaben jeder erst die einzelnen Töne an: „g, a, h, c, d, e, f. — f, e, d, c, h, a, g." Hänschen suchte sie auf der Violine nachzumachen, und das gelang ihm so gut, daß alle Vögel „Bravo, Hänschen! Bravo!" riefen.

Nun kam die Nachtigall herbei, und sagte: „ich will singen. Hänschen soll Musikdirector seyn und mich begleiten; der Bach soll den Baß murmeln, ihr andern aber bildet den Chor."

„Höre, Nachtigall!" sagte Hänschen, „die Blumenglöckchen müssen auch mit dabei seyn, sie müssen aber etwas lauter klingen wie gewöhnlich."

„Du haſt Recht!“ ſprach die Nachtigall, „und Blumenglöckchen ſollen thun, was der Herr Muſikdirector befiehlt.“

Da gab Hänschen den Tact an, und der ganze Vögelchor begann im Tutti das Conzert. — Nun ſang die Nachtigall — o! was die ſingen konnte! Hänschen begleitete ſie auf der Violine, und Blumenglöckchen mußten dazu klingeln. Alle andern Stimmen aber ſchwiegen, und der Bach ſummte nur ganz leiſe.

Da kamen die Rehe und Hirſche aus dem Waldesdunkel herbeigehüpft, und die niedlichen Eichkätzchen ſprangen Baum auf, Baum ab, und die Häschen ſaßen ganz manierlich auf den Hinterläuften und ſpitzten die Ohren. Die Tannen aber ließen Harz fallen, damit Hänschen den Bogen immer friſch ſtreichen konnte; ſo ſpielte Hänschen, bis die Sonne ſank, da mußte er nach Hauſe. — „Ade! ihr meine lieben Sänger!“ rief er. „Ade! Herr Muſikdirector!“ ſchrieen alle, „komm bald wieder!“ und die Nachtigall flötete:

Bald! — o bald
Zum grünen Wald
Kehr' zurück, du holder Knabe!
Alles, alles, was ich habe,
Geb' ich dir im grünen Wald;
Kehr' zurück! Bald, o bald!
Bald — o bald —
Du holder Knabe — — —.

Und Hänschen kehrte richtig alle Tage wieder, und lernte immer mehr und mehr die Stimmen des Waldes verstehen und sie nachsingen mit seiner lieben Violine.

Da begab es sich, daß der Schenkwirth des Dorfes starb, und daß seine betrübte Witwe sich nach einem andern Mann umsah, der sie heirathete. Es wollte sich aber kein Mann finden, denn Frau Liese war garstig und boshaft, und hatte rothe Haare und eine schiefe Nase, und schielte mit beiden Augen recht falsch wie eine Hexe.

Hänschens Vater aber dachte: „Wenn ich die Alte heirathe, so kann ich so viel trinken wie ich will, und alles umsonst," und somit nahm er gleich einen Schluck aus der Flasche und ging hin zur jungen Frau Witwe, machte die Augen zu, und sprach: „Meine allerschönste Frau Schenkin! will Sie mich zum Manne nehmen,

ſo ſage Sie es nur, ſo mach' ich mir nichts daraus und heirathe ſie friſchweg."

Da guckte ihm die Schenkin vom Kopf bis zu den Füßen an, und ſagte: „Er iſt wohl ein alter ungeſchliffner Taugenichts; aber beſſer Etwas als gar nichts! Hier hat Er meine Hand, ich will Ihn heirathen."

Alſo heiratheten ſich die Beiden, und auf der Hochzeit ging es luſtig her. Aber bald merkte Hänschens Vater, wie er ſich garſtig verrechnet habe, denn er bekam nichts mehr zu trinken als helles klares Waſſer, und hatte er ja einmal einen Trunk erwiſcht, ſo machte ſeine böſe Sieben ſich über ihn her und zerdroſch ihn mit dem erſten beſten Geräthe.

Darüber ward er denn ganz melancholiſch und ſeufzte oft: „O meine liebe ſelige Frau! hätte ich dich nur nicht ſo ſchlecht tractirt, ſo lebteſt du wohl noch und würdeſt mich nicht ſo ſchlecht tractiren, wie mein alter Drache! O! lebte meine liebe ſelige Frau nur noch! ach! ach!" und dabei weinte er recht erbärmlich.

Als das Hänschen hörte, faßte er ſich ein Herz und trat zum Vater, die Violine in den Händen, und begann zu ſpielen, und zwar ſo

wunderschön, daß dem Vater vor Erstaunen der Mund offen blieb und die Thränen ihm hinein liefen, ohne daß er es merkte, obschon sie sehr bitter und salzig schmeckten.

Als Hänschen aber endlich aufhörte zu spielen, da fiel ihm der Vater um den Hals und fing wieder an zu weinen; aber diesmal vor Freuden, und rief: „Hänschen! mein lieber Sohn — wie spielst du so wunderschön! — Nun will ich dich auch nie und nimmermehr schlagen, und will die Stiefmutter bitten, daß sie das Schulgeld bezahlt, damit du in die Schule gehen und etwas lernen kannst.“ Die Stiefmutter hatte dazu aber gar keine Lust, sondern wollte haben: Hänschen sollte Schneider werden bei ihrem Bruder im nächsten Marktflecken, und als Hänschen sagte: „Ein Schneider mag ich nicht werden!“ schrie sie „du mußt!“ und gab ihm mit ihrer dürren Hand ein Paar Ohrfeigen, daß ihm der Kopf schwindelte. Das war zu viel für den Vater, aber er durfte nichts sagen.

Am andern Morgen jedoch, als es noch ganz dunkel war, schlich er sich leise in die Speisekammer, nahm ein Paar geräucherte Würste, ein Stück Speck, und einige Butter-Stollen

heraus, packte alles in einen Zwerchsack, und ging damit in Hänschens Schlafkammer.

Hänschen schlief noch, und träumte von seinem lieben Walde, das Kammerfensterchen stand offen, und der scharfe Morgenwind strich durch die Saiten der Violine, welche über Hänschens Bett hing, daß sie leise klangen in gar lieblichen Tönen.

Der Vater blickte einige Augenblicke auf sein schlafendes Kind, und das Herz wollte ihm schier brechen! — Doch faßte er sich, und sich über Hänschen beugend, weckte er ihn mit einem Kuß. Hänschen wachte auf, aber noch halb schlaftrunken fragte er: „Was willst du, Nachtigall?"

„Hänschen! Hänschen!" rief der Alte „was schwatzest du? ich bin ja keine Nachtigall, sondern dein Vater."

„Ei mein Vater!" sprach Hänschen, „munter aus dem Bettchen springend — „wie bist du heute so freundlich?"

„Zieh dich an, Hänschen," versetzte der Vater; „zieh dich an, nimm die Violine und folge mir, aber leise, daß Niemand erwacht."

Hänschen that, wie ihm der Vater befohlen hatte. Er zog sich an, nahm die Violine und den Bogen von der Wand und folgte leise dem Vater aus dem Hause.

Beide gingen, ohne ein Wort zu reden, dem Walde zu, als sie an den Bach kamen, sagte der Vater: „Hier Hänschen! laß uns hinsetzen, und höre mir aufmerksam zu.“ Beide setzten sich an den Bach und der Vater fuhr fort:

„Sieh, mein Kind! ich habe mich an deiner seligen Mutter, meiner lieben seligen Frau, oft und hart versündigt, und wohl nur zu gewiß ist es, daß der Gram und der Kummer über mein garstiges Leben sie vor der Zeit ins Grab gebracht haben. Der Himmel hat mich dafür bestraft, indem mich die böse Stiefmutter geheirathet hat — ich erkenne die Gerechtigkeit und den Nutzen dieser Strafe, und will sie tragen, so lange es Gott für gut findet. — Du aber, mein gutes Hänschen! sollst nicht mit darunter leiden! und da ich zu schwach bin, um dich gegen die böse Stiefmutter zu beschützen, so gehe jetzt mit Gott in die weite Welt. Der Himmel läßt kein gutes Kind umkommen, und überall

gibt es gute Menſchen, die dem Hilfloſen helfen. Du vollens, Hänschen, wirſt bald dein Glück machen, wenn die Leute dich ſpielen hören. Iſt dies der Fall, ſo denke an deinen armen Vater, und komme zurück, ihn aus ſeinem Elende zu erlöſen, wenn er bis dahin noch nicht geſtorben iſt. Hier haſt du meinen Segen, einige Lebensmittel für die erſten Tage, und einen Abſchiedskuß — und ſomit gehe, mein guter Junge! und weine nicht! es muß ſchon einmal geſchieden ſeyn." Hänschen hing an des Vaters Halſe, und wollte ihn gar nicht loslaſſen, „das Bischen Prügel" meinte er, „will ich ſchon ertragen, wenn ich dich, Vater! nur nicht allein bei der böſen Stiefmutter laſſen muß!" Aber der Vater ſagte: „Ich weiß am beſten, was dir frommt, alſo thu', was dein Vater dir ſagt."

Da ließ Hänschen langſam die Arme vom Halſe des Vaters herab ſinken, und ſagte betrübt: — „So lebe denn wohl, du lieber, guter Vater!"

Indem rauſchte es ſtärker in den Wipfeln der Bäume und die Gräſer und Blumen ſchauerten zuſammen! im Oſten aber flimmerte durch das Laub das erſte Frühroth.

„Wenn dir die Finger nicht zu kalt ſind, Hänschen!“ ſprach der Vater — „ſo wollt' ich dich bitten, daß du mir noch einmal etwas vorſpieltest.“

Hänschen ſetzte raſch die Violine an und begann zu ſpielen — als das die Vögel hörten, wurden ſie munter und ſtimmten mit ein:

Tirili! Tirili!
Kukuk!
Morgenglühn! Morgenglühn
Schimmert durch des Waldes Grün.
Ueber Kies und bunt Geſtein,
Schäumt der Bach wie Schnee ſo rein.
Tirili! Tirili!
Ti!
Kukuk.

Tirili! Tirili!
Kukuk!
Vogel-Chor! Vogel-Chor:
„All' ihr Andern kommt hervor!
Hirſch' und Reh' mit flücht'gem Sprung,
Häschen luſtig! alt und jung.
Tirili! Tirili!
Ti!
Kukuk!
Kukuk! — Kukuk!“

Tirili! Tirili!
Kukuk!
Lichtes Blau! — lichtes Blau! —
Von den Blättern fällt der Thau,

Höher kommt die Sonn' herauf,
Blümchen! thut die Aeuglein auf.
Tirili! Tirili!
Ti!
Kukuk!
Kukuk! — Kukuk! — — —
Tirili! —

Alſo ſpielte Hänschen und ſangen die Vögel. — Als er geendet hatte und ſich umſah nach dem Vater, hatte dieſer ſich leiſe weinend davon gemacht, und war ſchon aus dem Walde hinaus. Hänschen wäre ihm beinahe nachgelaufen, doch beſann er ſich, was der Vater ihm geſagt hatte, und beſchloß ihm zu gehorchen. Was er aber weiter beginnen ſollte, wußte er noch nicht; doch vertraute er dem lieben Gott, der ſchon alles, was da kommen ſollte, machen würde.

Vorerſt wuſch er ſich im Waldbach, ſprach ein kurzes fröhliches Morgengebet, und langte dann aus dem Zwerchſacke ein Stück Brot und ein Stück Speck hervor, und ſchmauſte tapfer drauf los — vergaß auch die Vögel nicht, welche zutraulich herbei kamen und ſich einige Brotkrumen ausbaten. Als er ſein Frühſtück verzehrt hatte, putzte er vor allen ſeine liebe Violine, ſtimmte ſie recht rein, wie es ihm der Vater in

letzter Zeit noch gelehrt hatte, solfeggirte noch ein halbes Stündchen, um alle Töne recht sicher herausbringen zu können, und ging dann auf gut Glück tiefer hinein in den Wald.

So wanderte er den ganzen Tag, und der Wald wollte gar kein Ende nehmen. Dem Hänschen machte das wenig Sorge, denn sein Zwerchsack war wohl versehen, und der Wald war kühl, auch fehlte es ihm nicht an Zeitvertreib, denn seine Violine erzählte ihm die schönsten Geschichten, und bald hier, bald da rief ihm ein bekannter Fink, Hänfling oder Stieglitz einen freundlichen Gruß zu.

Da neigte sich abermals die Sonne, und ihre letzten Strahlen streiften an den Baumstämmen hinauf, bis zu den Wipfeln, wo sie eine Weile glühten; endlich verschwanden sie auch von da, und nun ward es immer dunkler im Walde. — Aber nicht lange währte es, da kam auf der entgegengesetzten Seite der Vollmond herauf, und leuchtende Johannes-Käfer flogen durch die Büsche, und nun öffnete sich plötzlich die Aussicht auf einen ziemlich großen See, woraus der Mond zurück schimmerte und

Nachtigall fing an zu ſingen — o! wie das ſchön war! —

Hänschen fand das auch, und beſchloß die Nacht hier zu verweilen, ſuchte ſich ein recht bequemes moosbedecktes Plätzchen aus, ſtreckte ſich drauf nieder, und nachdem er ſein Abendbrod verzehrt, ſeine Violine noch einmal unterſucht hatte, wünſchte er ihr eine gute Nacht, ſteckte ſie, damit der Nachtthau ihr nicht ſchade, in den Zwerchſack, ſprach ſein Abendgebet, und ſchickte ſich an, einzuſchlafen. Da verbreitete ſich plötzlich ein milder Schein durch den ganzen Wald, es war als ob der Mond noch dreimal ſo hell ſtrahlte, dazwiſchen fuhren unzählige leuchtende Johanneskäfer hin und wieder.

Aber das war das Geringſte! Bald regte es ſich rings umher, und aus den Büſchen und Blumenkelchen ſchlüpften zarte Geſtalten von menſchlicher Bildung, aber ſo ſchön, ſo duftig und leicht, daß man wohl merken konnte, es ſeyen keine Menſchen, ſondern Geiſter. Alle waren nur ſo groß wie Hänschen, hatten aber Geſichter wie Jünglinge und Jungfrauen; ſie waren in durchſichtige Gewänder gekleidet und hatten Kränze in den Haaren von Lilien, welche

wie eitel Silber glänzten. Zwei von ihnen, ein himmliſch ſchöner Jüngling, und ein noch ſchöneres Mädchen, waren etwas größer und hatten ſtatt der Kränze ſilberflimmernde Kronen auf den Häuptern.

Das iſt gewiß der König und die Frau Königin? dachte Hänschen, und verhielt ſich ganz ſtill.

Der König hatte ſich einen Platz ausgeſucht, welchen der Mond am hellſten beleuchtete. Hier berührte er mit ſeinem Lilienſcepter den Boden und alsbald ſprühten ſilberne Lilien hervor und bildeten einen prächtigen Thron, worauf er mit ſeiner Königin Platz nahm, die übrigen Elfen (denn das waren die lieblichen Weſen,) wiegten ſich auf den Blumenkelchen und auf den Nebelſtreifen, welche ſich über den See gebreitet hatten, und koſeten und ſcherzten und tranken Honigthau aus den Kelchen der Maienblümchen.

Als aber der Mond gerade über dem Walde ſtand und alles ringsum in mährchenhaften Schimmer hüllte, da gab der König ein Zeichen mit dem Lilienſcepter, und nun begannen die Elfen ihren Ringeltanz:

„Ihr Elfen-und ihr Elfinnen,
Der Mond der ſcheint ſo hell!
Kommt ſchwebet her, und ſchwebet hin,
Dreht euch im Kreiſe ſchnell. —
Leiſe, leiſe!
Leiſe, leiſe!
Tönt die zarte Elfenweiſe.
Wenn die andern Stimmen ſchweigen —
Wenn kein ird'ſcher Lauſcher wacht —
Schlingen wir den Elfenreigen,
Bis die Weiſe iſt vollbracht.

Blumenduft und Mondesſtrahl,
Nebelſtreifen allzumal,
Und die ſilberlichten Wölkchen
Tragen unſer leichtes Völkchen
Hin und her, und her und hin. — —
Leiſe! leiſe!
Leiſe! leiſe! —
Singt die zarte Elfenweiſe,
Weil die andern Stimmen ſchweigen,
Weil kein böſer Lauſcher wacht —
Schlingt den luft'gen Elfen-Reigen,
Bis die Weiſe iſt vollbracht —
Schwebet her! — ſchwebet hin! —
— Hin! — hin! — — — hin —.

Und wirklich verſchwebten die zarten Weſen alsbald, und immer leiſer und leiſer verhallte ihre Tanzweiſe, bis ſie zuletzt gar nicht mehr zu hören war.

Hänschen aber ſprang auf und rief einmal über das Andere: „Was hab' ich gehört! —

Ach, was hab' ich gehört — Violinchen! Violinchen! hast du's auch gehört?

„Freilich, Hänschen!" wisperte Violinchen, „es ist der Elfentanz, wenn den ein Mensch hört, so kann er gar nicht widerstehen .

„Wenn du ihn nur nachsingen könntest, Violinchen."

„Nimm mich nur aus dem Sack, Hänschen! und versuch es."

Und Hänschen nahm hastig die Violine hervor und wollte sogleich zu spielen anfangen! da flog aber Nachtigall herbei und sprach: „Beileibe nicht jetzt, Hänschen! und nicht hier im Walde, wenn du bei Nacht und im Walde die Elfenweise nachspielst, so kommt das kleine Völkchen zurück, und zwickt und kneift dich, daß du braun und blau wirst, und verhext Violinchen, daß sie niemals mehr singen kann. Warte bis es Tag ist! dann will ich vor dir herfliegen und dir den Weg aus dem Walde zeigen."

„Hab' Dank, Nachtigall!" sagte Hänschen, packte Violinchen wieder in den Sack, streckte sich wieder auf sein Mooslager und entschlief bald.

Ueber ihm saß die Nachtigall auf einem Baum und sang ihm ein Schlummerlied. Als die liebe Sonne wieder am Himmel stand, erwachte Hänschen, besann sich auf alles, was er gestern erlebt hatte, und konnte kaum die Zeit erwarten, wo es ihm erlaubt seyn würde, die Elfenweise zu wiederholen. — Er wusch sich daher rasch, sagte dem lieben Gott: guten Morgen! und aß nur ein ganz klein wenig. Dann rief er: „Nachtigall, ich bin fertig!" und Nachtigall flog vor ihm her, bis der Wald zu Ende war, und Hänschen die Landstraße ganz deutlich sehen konnte. Da sagten ihm die Nachtigall und die andern Waldvögel ein „Lebewohl!" und „komm bald wieder!" Hänschen versprach dies und trat hinaus auf die Landstraße.

Hier war sein Erstes, daß er Violinchen stimmte und sogleich den Elfentanz probirte. Es glückte ihm schon beim ersten Mal — noch besser das zweite Mal, und als er zum dritten Mal die Probe gemacht hatte, rief er freudig: „Violinchen! wir können's!" und nun erst machte er sich zufrieden über sein Frühstück her.

Als die Sonne höher stieg, brannte sie sehr und Hänschen sah sich nach einem Obdache um —

Seitwärts am Wege lag ein groſses Dorf; es mochte wohl noch eine halbe Stunde bis dahin seyn. Hänschen wanderte getrost darauf los.

Als er in dem Dorfe ankam, war es gerade Mittagszeit und aus allen Häusern stieg der Dampf der warmen Speisen unserm Hänschen gewaltig in die Nase — sein Zwerchsack war so ziemlich leicht geworden, und als er ihn näher untersuchte, gewahrte er mit Schrecken an seiner letzten geräucherten Wurst, daß sie von Holz und eine bloße Schauwurst sey, wie die Stiefmutter sie vor die Fenster zu hängen pflegte, um damit anzuzeigen, daß sie Würste zu verkaufen habe, wahrscheinlich hatte Hänschens Vater sich in der Dunkelheit vergriffen — Hänschen hatte aber somit nichts mehr im Schnappsack als eine alte Stolle und ein ganz kleines Stückchen salzigen Speck.

Da stand er gerade vor der Schenke, wo mehrere Frachtwagen und andere Fuhrwerke hielten. Unter dem Schenkthor stand, die Hände über den Bauch gefaltet, der dicke Wirth und blinzelte in die Sonne.

In der Schenkstube aber, deren Fenster offen standen, aßen die Fuhrleute Sauerkraut und

Schinken, das beliebte deutsche Völker-Essen, wovon die Deutschen so stark und so ehrlich werden.

Hänschen trat näher, reckte den Hals in die Höhe und guckte recht sehnsüchtig durchs Fenster, nach der schönen Sauerkrautschüssel.

Als ihn nun der dicke Wirth also gewahrte, sprach er zu ihm: „Heda! du dummer Junge, was stehst du da, und sperrst deinen Schnabel auf und lungerst? Willst du dir einen Teller voll Sauerkraut und ein Stück Schinken gewinnen, so nimm deine Fiedel zur Hand und spiele meinen werthen Gästen eins auf, damit sie lustig werden und mehr trinken.

Das ließ Hänschen sich nicht zwei Mal sagen, sogleich setzte er seine Fiedel an und begann den Elfentanz zu spielen.

O Himmel! wie sperrte nun der dicke Wirth sein großes Maul auf, und Augen und Ohren dazu, als er die wunderliebliche Weise vernahm! — Den werthen Gästen fielen Messer und Gabeln aus den Händen — sie vergaßen das Essen, und die Aufwärter und Schenkmädchen das Aufwarten. — Nicht lange währte es, so lief das ganze Dorf zusammen. Die Alten wagten kaum zu athmen, die jungen Bursche und Jung-

frauen lächelten einander zu, die kleinen Bübchen und Mädchen aber hüpften um Hänschen herum, der immer wieder von vorn anfing und immer schöner spielte, je länger er spielte.

Endlich wurd' er müde und ließ den Bogen sinken, da seufzten alle wie aus einem Traume erwachend, „Ach!" — Der dicke Wirth aber schrie weinend: „Sauerkraut! gebt ihm Sauerkraut zu essen, dem herrlichen Jungen! dem großen Künstler! gebt ihm so viel er will und Schinken oder Wurst — was er will — Hörst du, Junge? — was du willst — so viel du willst! dich kann ich nicht zu theuer erkaufen!" und somit bückte er sich und umarmte Hänschen freundlich und führte ihn in die Gaststube, wo er am obern Ende des Tisches den Ehrenplatz einnehmen mußte und es sich trefflich schmecken ließ.

Hernach ließ der Wirth den Dorfschneider kommen, und der mußte dem Hänschen auf der Stelle neue Kleider nähen und der Gevatter Gürtler machte ihm ein neues Ränzel und der Schuster ein Paar Schuhe und von Schulmeisters Christel bekam er eine Mütze, und von der Frau Schulzin sechs neue Hemden — und er

hätte wohl noch mehr bekommen können, wenn er nur alles hätte mit ſich ſchleppen können.

Der Wirth hätte am liebſten geſehen, wenn Hänschen immer bei ihm geblieben wäre, aber Hänschen nahm die Violine zur Hand und ſpielte und ſang:

„Laßt mich wandern! Ich muß wandern! —
Hört ihr nicht den Ruf erklingen?
Bäume rauſchen, Blumen flüſtern,
Quellen murmeln, Vögel ſingen? — —
Laßt mich wandern! laßt mich wandern!
Wandern, Wandern nur iſt Luſt!

Durch die Wälder, durch die Felder,
Durch die Thäler, über Höhen;
Ueber Ströme, über Meere,
Wo die freien Lüfte wehen;
Laßt mich wandern, laßt mich wandern!
Wandern, Wandern nur iſt Luſt.

Laßt mich wandern, laßt mich wandern!
Und ich will euch Lieder ſingen!
Süße alte Mährchen-Weiſen,
Die im Herzen nie verklingen,
Laßt mich wandern, laßt mich wandern!
Wandern, Wandern nur iſt Luſt."

„So gehe denn, mein Söhnchen!" ſprach der Wirth, als Hänschen am andern Morgen ſich vielmals bedankte und Abſchied nahm. „So gehe denn, und wenn du in die Stadt kommſt,

ſo ſpiele nur friſch drauf los und es wird dir an Geld- Beifall nicht fehlen. Darauf überreichte er ihm ſein Ränzchen, wohl mit Lebensmitteln angefüllt und ein kleines Fläſchchen mit ſüßem Wein, und Hänschen wanderte ſingend und ſpielend aus dem Dorfe. — Und von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt, von Land zu Land wanderte er fort, und wo er ſpielte, da liefen Alt und Jung zuſammen und wurden heiter. Aber an ſeiner Elfenweiſe konnten ſie ſich gar nicht ſatt hören, und wenn er ſie ſpielte, ſo hätten die Leute ihm alles gegeben, was er nur immer hätte verlangen mögen.

Hänschen war nach und nach 18 Jahr alt geworden und ein wunderhübſcher Junge, mit ſchönem, langem, kaſtanienbraunem Lockenhaar, großen, dunkeln Augen, friſchen Lippen und rothen Wangen. Geld hatte er nicht, weil er ſich nichts daraus machte, aber weil er immer gut und reines Herzens geblieben war, ſo hatten ihn noch immer die Vögel, Blumen und Waldbäume ſo lieb wie früher, und ſprachen fortwährend mit ihm, als ob er noch ein Kind wäre, und Violinchen vollends kam nie von ſeiner Seite und wurde immer wohllautender, je län-

ger ſie bei ihm war, ſo gehts, wenn man ſelbſt gut iſt, dann hat man mit allem Lieben und Schönen gute Cammeradſchaft.

Hänschen und ſeine Violine waren ſolchergeſtalt weit und breit in der Welt bekannt geworden, und die kleinen Kinder klatſchten ſchon in ihre Händchen, wenn nur der Name Fiedel-Hänschen — wie man ihn allgemein nannte — ausgeſprochen wurde. — So kam er denn einſtmals in ein Land, wo er aber gar nicht ſpielen durfte, da eben große Landestrauer war, weil die Königin geſtorben, und die wunderſchöne Prinzeſſin, ihre Tochter, auf den Tod krank lag, weil ſie ſich ſo gegrämt hatte über den Verluſt ihrer geliebten Mutter. — Der König, ihr Vater, deſſen einziges Kind ſie war, gerieth darüber in Verzweiflung, und verſprach dem Arzte ſein halbes Königreich, dem es gelingen würde, die Prinzeſſin zu retten.

Aber keiner konnt' es! Zwar ſagten die gelehrten Herren, wenn man die Prinzeſſin aufzuheitern vermöchte, ſo würde ſie alsbald wieder beſſer werden, aber wie das anzuſtellen ſey, das wußten ſie nicht, und Niemand wußte es, denn alle Verſuche waren ſchon fehl geſchlagen.

Da ließ der König öffentlich ausrufen: „Wer die Prinzessen heilt, der soll nach mir der Erste im Lande seyn, und wenn sie ihn zum Mann will, mein Nachfolger, wenn ich sterbe."

Aber keiner hatte den Muth, sich zu melden, weil alle Doctoren schon gesagt hatten, die Prinzessin sey nicht mehr zu retten.

Da dachte Hänschen: „Ich will es in Gottes Namen versuchen! und wenn mich die schöne Prinzessin hernach auch nicht will, was schadt's — hab' ich doch eine gute Tochter gerettet und einem Vater sein Kind erhalten. Ach Gott! mein Vater! vielleicht helf' ich dem auch dadurch.

Muthig ging er nach dem Schlosse, und als er den Wachen sagte, er wolle der Prinzessin helfen, führten sie ihn sogleich zum Könige, denn dieser hatte befohlen: Niemanden, so gering er auch seyn möchte, abzuweisen, weil er alles versuchen wollte, um sein Kind zu retten, also mußten die Wachen und das Hofgesinde eine Ausnahme von der Regel machen und auch gegen Geringe und Arme höflich und freundlich seyn.

Als Hänschen nun mit seiner Violine vor dem Könige stand, fragte der König: „Und du willst meine Prinzessin wieder herstellen, daß sie nicht stirbt?“

Da sagte Hänschen: „Herr König! gewiß kann ich das nicht sagen; denn über Leben und Tod hat ein ganz Anderer, als wir Beide zu befehlen, auch hab' ich deine Prinzessin noch nicht gesehen — doch warum sie krank ist, weiß ich, und für ein solches Herz ist mein Mittel allemal gut, und wenn sie nicht leben bleibt, so soll sie wenigstens süß einschlafen und ohne Schmerzen sterben.

Da kamen dem Könige die Thränen in die Augen und er sagte: „Gut! ich will dich in ihr Zimmer führen lassen, versuche dein Heil! ich kann die Arme in ihrem jetzigen Zustande nicht sehen.“

Darauf ließ er Hänschen in das Zimmer der Prinzessin führen. Hänschen hieß alle hinaus gehen, bis auf die Oberhofmeisterin und den alten Leibarzt — dann trat er an das Bettchen, wo die Prinzessin lag mit geschlossenen Augen und todtblaß im Gesichte — er sah sie lange an, setzte sich dann in einiger Entfernung

und fing an zu spielen. Erst ganz leise, wie Blättergeflüster, wann der Abendwind durch den Hain säuselt, und süß beschwichtigend und tröstend wie ein Herz zum andern, wenn sich zwei fanden und das eine trauert. Da schlug die Prinzessin die Augen auf — und seufzte leise: „Wie ist mir? wo bin ich?"

„Gott!" rief der Leibarzt — „Gott! sie redet wieder!" und aus dem Nebenzimmer eilte sogleich einer zum König, und brachte ihm Nachricht: „Wunder, Ew. Majestät, Dero Prinzessin Tochter geruhen wieder zu reden!"

Und Hänschen spielte weiter, und Nachtigallen-Lied und Quellenrieseln flossen in einander, und der Waldbach murmelte den Baß — alles, wie er es selbst viel tausend Mal im Walde gehört hatte. —

Da begann die Prinzessin zu lächeln, und eine sanfte Röthe überflog ihre Wangen. — „Ach, meine Nachtigall!" flüsterte sie — „bringt mir Blumen und bunte Steine."

Und wieder schickte der Arzt Boten an den König, mit der Nachricht: „Sie ist gerettet, wenn jetzt ein wohlthätiger Schlummer sich einstellt."

Da ließ Hänschen leiſe, leiſe das Nachtigallen-Lied verbeben, und nur ein kaum hörbares Säuſeln wie von vorüberziehendem Nachtwind flog durch das Gemach. Plötzlich aber zitterten die Tönen wie Mondesſtrahlen, und nun begannen erſt die Blumenglöckchen zu klingeln und die Johanneskäfer zu ſummen, bis endlich der Elfentanz einfiel, welchen er diesmal ſo ſchön ſpielte, daß wohl ſelbſt die Elfen ihn nicht ſchöner hätten ſpielen können.

Aber, wie ſoll ich erzählen, was ſich nun auch alles begab? Der König war herbei geeilt, er ſah die Prinzeſſin ſelig lächelnd mit hellen Augen auf ihrem Lager ſitzen, er wollte auf ſie zueilen, aber ihn ſelbſt, ſo wie alle Anweſende bannte der Zauber der ſüßen Elfenweiſe, daß er nur entzückt lauſchen konnte und das Schloß-Geſinde drängte ſich nach der Zimmerthür und lauſchte.

Als Hänschen den Elfenreigen dreimal durchgeſpielt hatte und nun ſchloß, ſank die Prinzeſſin in die Kiſſen zurück, und verfiel in einen ſanften Schlaf, wobei ihre Wangen glühten wie junge Roſen, und ihr Athem leicht und ruhig war.

Der Leibarzt aber, nachdem er tief geseufzt hatte, trat hinzu, fühlte ihr den Puls, und sprach: „König, sie ist gerettet.“

Da ging der König auf Hänschen zu, umarmte ihn und hing ihm eine goldne Gnadenkette um den Hals, befahl darauf, ihm kostbare Kleider anzulegen und ihn wie einen gebornen Prinzen zu halten.

Am andern Morgen war die Prinzessin frisch und gesund und gab sich zufrieden über den Tod ihrer geliebten Mutter, und als der König ihr ihren Retter vorstellte, sagte sie sogleich, daß sie bereit sey, ihres Vaters Versprechen zu erfüllen, und nach einigen Tagen wurden Hänschen und die schöne Prinzessin feierlich mit einander vermählt.

Gleich nach der Hochzeit bat Hänschen seinen Schwiegervater, daß er ihm erlauben möge, mit seiner jungen Frau und einem kleinen Gefolge einige Zeit zu verreisen. Gern willigte der König ein, und Hänschen und die Prinzessin nebst Gefolge zogen nach der Gegend, wo Hänschens Geburts-Dorf lag. — Als er durch den Wald kam, kannte er noch alle Bäume, und die Bäume kannten ihn, und erzählten den Kin-

dern und Kindeskindern der Waldvögel, welche vor 10 Jahren hier gehauſet hatten, vom kleinen Fiedel-Hänschen; und alle kamen herbei, und auch der alte Kukuk, welcher allein von den alten Vögeln noch übrig geblieben war, kam mit ſeiner jungen Sippſchaft herbei. Von ihm erfuhr Hänschen auf ſeine Fragen, daß die Stiefmutter geſtorben wäre, daß der Vater aber noch lebe, und alle Abende herkäme, und ſich hinſetze an den Waldbach, wo er von Hänschen Abſchied genommen hätte.

Alſogleich ließ Hänschen mitten im Walde, nicht weit vom Bach, ein ſchönes Gezelt aufſchlagen, von außen aber durch Baumzweige und Buſchwerk verſtecken, gab dann dem alten Kukuk ſeine Aufträge, welcher davon flog, und lud ſeine Frau Prinzeſſin ein, mit ihren Damen in das Zelt zu treten, das andere Gefolge mußte ſich in der Nähe verbergen.

Als nun die Sonne bald ſinken wollte, ſchlich ein alter Mann den Wald-Weg daher dem Bache zu — ach! Hänschen erkannte ihn wieder, und konnte ſich kaum halten, daß er ihm nicht um den Hals fiel, denn es war ſein Vater.

Der Alte setzte sich an den Bach, schaute hinein, und fragte. „Sage mir Bach, hast du mein Hänschen nicht wieder gesehen?"

„Nein!" murmelte der Bach melancholisch.

„Und du?" fragte er, und schaute über sich, wo der alte Kukuk auf einem Baume saß.

„Kukuk!" rief der Kukuk — „laß uns hoffen!"

„Ach!" seufzte der Alte, „alle Gespielen meines Hänschens sind gestorben. Nachtigall und Fink, Hänfling und Meise, auch der lustige Stieglitz, von allen Kreaturen, die ihn lieb hatten, leben nur du und ich noch, und sind beide alt worden und schwach — meine Stimme zittert, und dein Ruf dringt nicht mehr kräftig durch den ganzen Wald — wir haben gehofft und gehofft, und Hänschen ist nicht zurückgekehrt — alter Kukuk! wenn Hänschen wie seine andern Spielgenossen gestorben wäre?"

„Nicht doch, Alter!" rief der Kukuk, „laß uns hoffen! Die Schwalben haben mir von einem jungen Burschen erzählt, der deinem Hänschen sehr gliche — aber horch! die junge Nachtigall fängt an zu singen," und wirklich begann die Nachtigall ihre Weise — aber nicht lange

währte es, und eine andere Weise mischte sich hinein — nur zu bekannt [illegible] lten! Er sprang auf — taumelte wieder ins hohe Gras, und rief: „Gott! wär's möglich?“ —

Da braußten stärker die Töne, und lustige Jagdhörner klangen darein, und die Bäume schüttelten fröhlich ihre Kronen, die Blumen klingelten und Hirsch und Rehe tanzten ungescheut herbei.

Da rief der Alte jauchzend: „Hänschen! mein Hänschen, du bist's! und Violinchen ist's! o komm! komm zu deinem alten Vater.“

Da stürzte Hänschen hervor seinem Vater in die Arme, und beide herzten und küßten sich, und weinten vor Freude. In dem Walde aber klang die Musik fort, und der Kukuk und seine junge Sippschaft schrieen lustig: „Kukuk!“

Als die beiden, Vater und Sohn, sich ein bischen von ihrer Freude erholt hatten, kamen die junge Prinzessin und ihr Gefolge herbei. Hänschen erzählte seinem Vater alles und stellte ihm seine junge Frau vor, welche nicht anstand den Vater ihres Mannes herzlich zu küssen. Weil im Dorfe doch kein gutes Unterkommen war, so beschlossen sie, die Nacht im Zelte zu verbringen, für das Gefolge wurden noch mehre

dergleichen aufgeschlagen. Der alte Kukuk aber lachte „vergebene Mühe! Kukuk hat schon für alles gesorgt beim Herrn des Waldes!“ —

Und als es Nacht war und alle schliefen, flog Kukuk in das Zelt des Prinzen und weckte ihn, und sprach: „steh auf! deine Freunde und Beschützer nahen,“ und als Hänschen aufstand, hörte er schon die Elfenweise. Rasch nahm er nun seine Violine und folgte spielend dem Kukuk.

Auf dem freien Waldplan sah er alle Elfen und den König und die Königin, und Oberon winkte ihm freundlich und sprach: „Dir ist vergönnt worden, was keinem anderen Sterblichen vergönnt wurde: unsern Elfenreigen hast du gehört, und darfst durch ihn deine Mitmenschen erfreuen und beglücken. So lange du so gut und kindlich bleibst wie bisher, wird dir auch die holde Zaubergabe bleiben, und wir werden dich lieben und schützen. Kehre jetzt zurück in dein Reich, verbreite Glück so viel du kannst, und dir wird es nimmer fehlen.“ Und Oberon winkte, da begann aufs neue der Elfenreigen, und Hänschen fühlte sich von unsichtbaren Händen sanft empor gehoben und durch die Luft

getragen. In wenigen Minuten befand er ſich mitten im Prunkſaal ſeiner Reſidenz, und ſeine Frau, ſein Vater und der König umringten ihn, und er erzählte ihnen alles.

Lange Jahre lebte er zufrieden und glücklich, und als der alte König und ſein Vater geſtorben waren, wurde er König und regierte weiſe und gut, und verlernte nimmer die Stimme des Waldes zu verſtehen und den Elfentanz zu ſpielen, und wenn er unterdeſſen nicht geſtorben iſt, ſo lebt er noch bis auf den heutigen Tag.

Zweites Mährchen.

Von der bösen Hexe Caprusche.

Als ich noch ein kleiner Junge war, da erzählten sich die Nachbarskinder in dem Gärtchen hinterm Hause allabendlich, wenn es zu dämmern begann, gar schöne Geschichten.

Besonders wußte die älteste Schwester, welche wir Nettchen nannten, recht schauerlich-hübsche Mährchen. Viele derselben habe ich nachher in Büchern wieder gelesen, eins der schönsten und schauerlichsten aber fand ich nirgends gedruckt, hörte es auch nie wieder erzählen, denn den Tag nachher, an welchem Nettchen es uns Kindern erzählt hatte, wurde sie krank, und starb bald darauf in ihrem 17ten Lebensjahre.

Die Hexe Lapruschc.

Kgl. Univ. Bibl.
Berlin

Ich will verſuchen, ob ich das Mährchen wieder erzählen kann.

Es war einmal ein mächtiger König, der hatte eine wunderſchöne Tochter, der er alles zu Liebe that, was ſie nur wünſchte, da er nur ſie noch hatte; denn ihre Mutter und zwei Brüder waren frühe geſtorben.

Dadurch aber, daß der König ihr in allem ihren Willen that, wurde die Prinzeſſin ſehr ſtolz und eigenſinnig, und haßte diejenigen unverſöhnlich, welche nicht gleich alles vollbrachten, was ſie wollte.

Das mußte endlich der König merken, und da er es merkte, bekümmerte es ihn ſehr, beſonders als er erfuhr, wie das Volk darüber murrte, denn die Prinzeſſin ſollte nach ſeinem Tode das Reich erben und regieren.

Er verſuchte alles, um die Prinzeſſin zu beſſern, aber es half nichts, ſie wurde alle Tage ſchöner, aber auch boshafter und eigenſinniger.

Da brach endlich der Unwille des Volks laut hervor. Sie drangen in den König, einen andern Thronerben zu erwählen, die Prinzeſſin woll-

ten sie ein für allemal nicht zur Regentin haben.

So wehe nun dieß dem Könige that, so mußte er sich doch dazu entschließen, da das Volk sonst Gewalt gebraucht haben würde — doch suchte er, so viel sich es thun ließ, seine Tochter zu retten, und that ihr den Vorschlag, einen jungen schönen Prinzen zu heirathen, der König wollte alsdann den Prinzen zum Thronerben einsetzen. Die Tochter, welche sah, daß ihr nichts anderes übrig bliebe, willigte ein, obschon mit heimlichem Groll gegen den König und den Prinzen.

Aber bald nach der Hochzeit merkte sie, daß der Prinz eben so böse sei, wie sie selbst, und beide wurden bald eins mit einander, den alten König zu ermorden, um desto schneller zur Regierung zu gelangen.

Bald führten sie ihren schändlichen Vorsatz aus. Bei einem Gastmahle warfen sie dem Könige Gift in den Wein, worauf er bald starb, und nun waren sie König und Königin.

Einige Zeit lebten sie herrlich und fröhlich, als hätten sie kein Verbrechen begangen; aber

bald, als die erſte Herrlichkeit vorüber war, meldete ſich das böſe Gewiſſen, ſie konnten nicht mehr ſchlafen, und wenn ſie ſchliefen, wurden ſie von fürchterlichen Träumen gemartert; bei Tage aber und bei Nacht hatten ſie eine unaufhörliche Furcht, daß Eins das Andere möchte ermorden laſſen, damit das Geheimniß nicht auskäme. — Das Volk glaubte nämlich, der alte König ſei am Schlagfluß geſtorben.

In dieſer Angſt entſchloß ſich die Königin, um nur vor ihrem Mitſchuldigen ſicher zu ſein, ein neues Verbrechen zu begehen, und ging hinaus in einen Wald, nicht fern von der Stadt, wo ein Waldweib hauſete, und bat ſie um ihren Rath.

Das Waldweib führte die Königin in ihre Höhle, ſchlug in mehren Zauberbüchern nach, und ſagte endlich, daß ſie der Königin nur helfen könne, wenn ſie ſich entſchlöſſe, den Himmel abzuſchwören, und ſelbſt eine Zauberin zu werden. Die Königin willigte ein, unterſchrieb ſich mit ihrem Blute, und warf einen feuerfarbenen Schleier über das Haupt, welchen ſie nie mehr abthun durfte. So kehrte ſie nach der Stadt zurück.

Dem Könige war aber ihr Vorhaben durch eine Kammerfrau verrathen worden, und er war ihr heimlich nachgeschlichen — wie sie nun den halben Weg nach der Stadt zurückgelegt hatte, sprang er plötzlich aus einem Gebüsche hervor, schrie: „Capruſche, den Kopf entzwei!“ zog sein Schwert und spaltete ihr die Hirnschale. Die Prinzessin stürzte zu Boden und der König lief nach der Stadt zurück, und während er lief, wischte er mit den Fingern das Blut von dem Schwerte, aber da verwandelten sich die Blutstropfen in brennendes Gift und durchdrangen die Adern des Königs, daß er laut schrie vor Schmerz und Wuth, und als er vor dem Schlosse ankam, ebenso niederfiel und unter gräßlichen Schmerzen starb. Die Königin aber konnte nicht leben und nicht sterben! in dem Walde, wo sie ihr letztes Verbrechen beging, muß sie herum wandeln und klagen bis an den jüngsten Tag. — Viele Leute, die durch den Wald gekommen sind, haben sie gesehen, sie ist noch immer schön wie im Leben, aber todtenblaß, und der rothe Schleier trieft von Blutstropfen, welche ihr aus der Kopfwunde hervor-

bringen; und wenn man „Caprusche!“ rüft, so ringt sie die Hände und verschwindet in die Erde.

Das ist das Mährchen von der Hexe Caprusche, die so schön war und doch so böse. Jeder mag sich die Nutzanwendung selbst daraus nehmen.

Drittes Mährchen.

Das Bild des Herrn.

Es lebte einmal in einem Dorfe eine arme Wittwe, die hatte einen Sohn, der Benjamin hieß, und den alle Menschen, die ihn kannten, liebten, denn es war ein lieber, herziger Knabe und dabei schön von Gestalt. Vor allen aber liebte ihn der Prediger des Dorfs und unterrichtete ihn im Lesen und Schreiben und sogar im Lateinischen zugleich mit seinen eignen Söhnen.

Benjamin begriff alles wohl und brachte es bald so weit, daß der Pastor Willens war, sich für ihn zu verwenden, daß er studiren könne. Als aber Benjamin älter wurde, zeigte es sich, daß er recht eigentlich zum Maler geboren wäre, dieweil er alles, ohne jemals Anleitung gehabt

Das Bild des Herrn!

Kgl. Univ.-Bibl.
Berlin

zu haben, mit unermüdlichem Fleiße nachzeichnete und darüber Essen und Trinken, ja oft sogar den Schlaf vergaß.

Da begab es sich, daß ein vornehmer Herr, der grade aus Italien zurückkehrte, durch das Dorf kam, und bei dem Pastor einsprach, weil keine ordentliche Herberge im Dorfe war.

Der fremde Herr wußte viel von dem herrlichen Lande zu erzählen, besonders von der gewaltigen Roma, der Hauptstadt des Landes, und von den herrlichen Bilderwerken, so sich allda befinden. Benjamin hörte mit glühenden Wangen zu, und fragte den fremden Herrn bald um dieses bald um jenes, was er nicht verstand.

Das gefiel dem Herrn gar wohl, und als der Pfarrer ihm einiges von Benjamins Arbeiten zeigte, meinte er, es wäre Sünde, wenn ein so herrliches Talent nicht ausgebildet würde, und that dem Pfarrer den Vorschlag, den jungen Benjamin mit in die Residenz zu nehmen, und ihn allda bei einem trefflichen Meister der edlen Malerkunst in die Lehre zu geben, auch für alle seine Bedürfnisse Sorge zu tragen.

Freudig willigten der Pfarrer und Benjamins Mutter in das Anerbieten des fremden Herrn ein, und Benjamin sah alle seine Wünsche auf einmal erfüllt. Er reisete mit seinem Gönner in die Residenz, ward von dem trefflichen Maler-Meister als Schüler angenommen, und brachte es bald so weit, daß sich Jedermann darüber verwunderte. Dabei blieb er immer frommen, reinen Sinnes, und obschon er nichts weniger als furchtsam war, vermied er doch den Umgang mit wilden Gesellen.

Als er solchergestalt das funfzehnte Lebensjahr erreicht hatte, beschloß er ganz heimlich ein Bild zu malen, das Zeugniß gäbe von seiner Kunst und seinem guten Willen. Malte also in der Stille das Bild des Herrn und Erlösers, wie er die Arme ausbreitet und spricht: „Kommt zu mir, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken!" Als er das Bild vollendet hatte, stellte er es öffentlich aus, und Alle liefen herbei und sahen es an, und staunten über die Schönheit desselben. Als der Fürst das hörte, ging er selber hin, das Bild zu sehen, und als er es gesehen, und auch den jungen Maler, befahl er, daß Benjamin auf fürstliche Kosten nach

Italien reisen solle, um sich dort weiter auszubilden.

Unterdessen war Benjamins Mutter gestorben und in der Dorfkirche begraben worden, da Benjamin das Geld dazu geschickt hatte. Er beschloß sie noch mehr zu ehren, reisete nach dem Dorfe und schenkte dem Pfarrer sein schönes Christusbild, um es in der Kirche zum Andenken an die Verstorbene aufzuhängen. Der Pfarrer that dieß am nächsten Sonntage feierlich, und Maria, seine Tochter, mit Benjamin fast in gleichem Alter, versprach alle Sonntage einen frischen Blumenkranz unter das Bild zu hängen.

Darnach reisete Benjamin nach Italien, und kam glücklich in Rom an, wo er die Werke Rafael's und Michael Angelo's, als der beiden größten Maler der Erde, eifrig studirte und sich zum Muster nahm, so daß sein Ruf bald durch alle Länder erscholl, und Fürsten und Herren zogen ihn an ihre Hoflager und zahlten große Summen, um Arbeiten von seiner Hand zu erhalten.

Da gerieth Benjamin in ein üppiges Leben, der reinen Kunstliebe gesellte sich schnöder Ehrgeiz und ungemeßne Ruhmsucht zu. Immer

höher stieg seine Meisterschaft, was die Ausführung betraf, aber seine Gedanken waren nicht mehr so einfach groß und rein denn früher — im Gegentheil wurden sie, wie sein Leben, üppig, den Sinnen schmeichelnd, und entfernten sich immer mehr und mehr von der Erkenntniß eines höhern Daseins, die ein Gott in unsere Brust legte.

Endlich malte er keinen heiligen Gegenstand mehr, sondern Bilder voll tiefen Spottes über die Menschen und ihre Verhältnisse, und da er die Kunst besaß, das Laster in eine schöne Form zu kleiden, so entstanden auf diese Art wundersame Gemälde, die abstießen, indem sie anzogen, und so umgekehrt; worüber alle, denen auch schon die Reinheit des Herzens dahin — und ihrer war die Mehrzahl — in Entzücken geriethen und den Künstler erhoben ob seiner tiefen Auffassung, seiner kühnen Weltansicht und seiner gewaltigen Darstellungskraft. Immer mehr wurden der Ehrenbezeugungen, die er erhielt, immer größer die Belohnungen, aber auch immer wilder sein Leben und Treiben.

Freilich dacht' er manchmal an die Zeit zurück, wo alles ganz anders gewesen war;

und dann erfaßte ihn tiefe Wehmuth und bittrer Gram, denn er mußte ſich es ja geſtehen, daß dazumal alles auch viel beſſer geweſen ſei, und oft reifte der Entſchluß, ſeine Umgebungen und das verführeriſche Land zu verlaſſen, zurück zu kehren nach Deutſchland — nach ſeinem lieben Dörfchen und dort zu malen, wie ehedem — aber bald fand er: das einmal verlorne Paradies ſei nicht wieder zu gewinnen — und aufs neue und wilder riß ihn der Strudel des Lebens mit ſich fort.

Schon von Rom her hatte er einen Freund, der ihm dort manchen Dienſt erwieſen hatte, obgleich er ſelbſt geſtand, daß er nicht reich ſey. Benjamin, als er reich wurde, hatte ſeiner dankbar gedacht und ihn zu ſich nach Neapel, wo er jetzt lebte, kommen laſſen. — Dieſer Freund nun reizte ihn vorzüglich an, auf der Bahn, die er einmal betreten, fort zu gehen, da ihm nur Reichthum, Ruhm, Freude und Fröhlichkeit darauf erblühten, und verſpottete ſeine Grillen, wie er die beſſern Regungen nannte, ſo lange, bis Benjamin ſich ſchämte und alles mit machte, was ſein Freund ihm vorſchlug, ſo daß er endlich unerſättlich ward im Genuß.

Damit aber war sein Freund nicht zufrieden, sondern führte ihn immer weiter und weiter, und ob Benjamin auch oft schauderte, wenn er einen Rückblick auf sein Leben warf — er konnte nicht mehr anders, denn sein Freund hatte ihn zu eng umgarnt.

Da geschah es einstmals, daß er in eine Kirche ging und an einem Altar ein junges Mädchen von außerordentlicher Schönheit erblickte. Das junge Mädchen war die Braut eines andern jungen Malers, der so fromm und rein malte, wie ehmals Benjamin.

Benjamin entbrannte in heftiger Liebe für das schöne Mädchen, und hätte sie gern selbst geheirathet. — Als das sein Freund merkte — meinte er: „Es dürfe nicht so unmöglich sein, Benjamin's Wunsch zu erfüllen, da er weit schöner wäre, als gedachter junger Maler. Nur müsse er Muth haben, und sich vor einer kleinen Sünde nicht scheuen."

Und Benjamin in seiner Verblendung scheute sich nicht, sondern verfolgte das schöne Mädchen mit Geschenken und zärtlichen Blicken so lange, bis sie ihrem Bräutigam ihr Gelübde brach.

Da verrieth der böſe Freund alles an den jungen Maler, und als Benjamin einſtmals bei der ſchönen Welſchen ſaß, kam der Maler aus einer Seitenthür hervor, ſtieß dem Mädchen ſeinen Degen in die Bruſt und wollte auch über Benjamin her, dieſer aber, voll Wuth und Schmerz, kam ihm zuvor und ſchoß ihn mit einem Terzerol nieder, daß er ſogleich ſtarb.

Der Tumult hatte mehrere Leute herbeigelockt, und als ſie ſahen, was ſich begeben, wollten ſie Benjamin ergreifen und ins Gefängniß werfen — Benjamin warf aber alles um ſich her zu Boden und entſprang glücklich aus dem Hauſe und aus der Stadt, und lief in einen Wald, um ſich da zu verbergen.

Da ſtand plötzlich ſein Freund vor ihm und ſprach hohnlächelnd: „Ei! Benjamin! was thuſt du hier ſo einſam im Walde? auf, nach Neapel zurück! man harrt deiner dort und freut ſich auf die Ankunft des hochberühmten Meiſters.

„Verführer! Teufel!“ rief Benjamin. —

„Errathen, mein Freund!“ verſetzte der Fremde, nur wundert es mich, daß du es nicht früher gemerkt haſt; doch ſo ſeid ihr Menſchen:

erst wenn ihr am Abgrunde der Hölle steht und nicht mehr zurück könnt, spürt ihr den Teufel.

„Du betrügst dich, böser Geist!" sprach Benjamin, noch bin ich nicht verloren!"

„Ohne mich doch wohl!" lachte der Böse. „Deine Herrlichkeit ist zu Ende, wenn ich mich deiner nicht annehme, denn erstens verfolgen dich die Gerichte, und zweitens ist durch dein wildes Leben deine Gesundheit so untergraben, daß du auf natürliche Weise nur noch wenige Monate leben kannst. Hör' also: Halb hab' ich dich schon — aber ergieb dich mir ganz und ich verspreche dir Ehre, Gesundheit, Freude, Lust und langes Leben, bis du selbst es satt hast."

„Nein!" rief Benjamin, „ich vertraue der Gnade des Himmels, ist auch mein Leben verloren, mein Seelenheil soll es nicht sein. Weiche von mir, Versucher!"

Da wich der Böse von ihm, Benjamin aber wanderte arm und unerkannt nach Deutschland zurück. Unterwegs merkte er wohl, daß der Böse wahr gesprochen, und wie er nicht lange mehr leben konne, denn seine Kräfte nahmen immer mehr und mehr ab.

An einem schönen Frühlingsabend gelangte er endlich an das Ziel seiner Reise, das liebe Dörfchen, wo sein Christusbild in der Kirche hing. Als der Kirchthurm zuerst hinter dem Erlenwäldchen sichtbar ward, sank er auf die Knie und weinte und dankte Gott, der ihn bis hierher geführt hatte, dann stand er auf und wanderte, während die Abendglocke läutete, ins Dörfchen.

Sein erster Gang war nach dem Kirchhofe — die Kirchthür war offen, und er trat ins Gotteshaus.

Da stand er nun nach zehn Jahren wieder! zwar selbst noch ein Jüngling den Jahren nach, aber schon am Ziel seiner irdischen Laufbahn. Da stand er jetzt vor dem Grabe seiner Mutter, das bald auch ihn umfangen sollte.

Gegenüber aber hing sein Christusbild eben von den Strahlen der sinkenden Sonne magisch beleuchtet, und Benjamin fühlte es, daß er wohl Kunstreicheres, aber nie Besseres wieder gemalt habe, als eben dies Bild, und er neigte demüthig sein Haupt und sprach: „Wohlan! ich

bin zurückgekehrt — mühselig und beladen zwar auch mit Schuld — doch deine Gnade währet ewig!" — und still betete er weiter, während die Glocken läuteten und die Zweige des Holunderbaums von außen leise an die Kirchenfenster pochten.

Da nahte sich ein junges Weib, zwei holde Kinder, welche Blumenkränze trugen, an der Hand, und ein junger Mann in geistlicher Amtstracht. — Das junge Weib ging mit beiden Kindern nach dem Christusbilde, hob eins um das andere in die Höhe und die unschuldigen Kleinen hingen ihre Blumenkränze an dem Rahmen auf, welche sodann die Mutter ordnete.

Der junge Mann aber, als er Benjamin gewahrte, der sich erschöpft auf einer Bank niedergelassen hatte, trat zu ihm und sprach: „Friede sei mit euch!"

„Amen!" versetzte Benjamin, und sah ihn dankbar an.

„Ihr seid hier fremd?" — fragte der Geistliche. — Das nicht! ich war schon einmal hier,

doch freilich iſt das lange her und ich bin unterdeſſen weit herumgekommen; lebt der alte Pfarrer noch? —

„Er ging heim! ich bin ſein Nachfolger und Eidam; dort ſeht ihr meine Frau und meine Kinder. —"

Benjamin blickte auf und lächelte.

Der Pfarrer lächelte ebenfalls und ſprach: „Ihr müßt es ihnen nicht übel nehmen, daß ſie euch noch nicht begrüßt haben, denn ſie ſind gar eifrig bei ihrem letzten Tagewerk. Schaut jenes Chriſtusbild dort an, und geſteht: es iſt würdig, daß gute Menſchen ſich daran erfreuen und es verehren! Der Maler, der es fertigte, iſt aus dieſem Dorfe, und er und meine Marie ſind zuſammen aufgewachſen, ſie hat ihn ſehr lieb gehabt, und wär' er hier geblieben, ſo hätt' ich vielleicht vergebens um ihr Herz geworben, doch er ging nach Italien, iſt jetzt ein hochberühmter Meiſter, reich und glücklich, und hat wohl längſt ſein kleines Dorf und Marien vergeſſen." — O nimmer — nimmer!" rief Benjamin heftig.

„Was iſt euch?" fragte verwundert der Pfarrer.

Indeß hatte Marie ihre Arbeit geendet und näherte sich jetzt mit den beiden Kindern. —

„Wer ist der fremde, blasse Mann?" fragte sie leise ihren Gatten."

Da erhob Benjamin das Haupt und schaute sie freundlich an, indem er sprach: — Du hieltest treu Wort, Marie, hab' Dank, und wenn ich hier bei der Mutter ruhe, so laß mir von den beiden Engeln da mein Grab wie mein Bild bekränzen! —

Da erkannte ihn Marie und mit dem Schrei: Herr des Himmels! — Benjamin!" stürzte sie an seine Brust.

Benjamin aber sprach selig lächelnd: „Der Herr hat verziehen; du Marie bist mir Bürge! —" seufzte zwei Mal leise und verschied.

Wie er verlangt hatte, wurde er zu seiner Mutter ins Grab gesenkt, und Marie und ihr Gatte und ihre Kinder schmückten sein Grab, so lange sie lebten, mit Blumen.

Hochberühmt lebt sein Name unter den Künstlern bis auf den heutigen Tag und viele Kunstjünger bestreben sich, jene Weise nachzu-

ahmen, welche ihm sein Lebensglück entriß, und in der schönsten Jugendzeit ihn mordete. — Aber wohl keiner unter diesen Nachahmern versteht ihn und nur Wenige kennen seine beste Arbeit:

Das Bild des Herrn.

Viertes Mährchen.

Ritter Rostewein

im Rathskeller zu Magdeburg.

Die gelehrten Herren Doctoren reden und schreiben immer gewaltig viel davon, wie gesund das Wasser ist, und wie es kein herrlicheres Getränk geben thäte, als recht schönes klares Quell-Wasser, und daß ein rechtschaffener Wassertrinker 100 Jahre und wohl noch länger leben könnte, und daß man daher nichts lieber trinken sollte als Wasser, und von Rechts wegen nichts als Wasser.

Ich habe aber noch keinen Doctor gefunden, der nicht lieber ein Fäßlein Wein, denn 20 Stück Fässer Wasser zum Geschenk erhalten hätte, und viele Doctoren hab' ich gekannt, so arge Bachusbrüder waren, vor dem Wasser aber eine Scheu hatten, als wären sie von ei-

Königliche
Berlin

Ritter Kasle-Wein.

nem tollen Hunde gebiſſen worden, und dennoch befanden ſie ſich ganz wohl dabei und wurden ſehr alt.

Die Stadt Magdeburg liegt an der Elbe — und in der Stadt ſind viele ſchöne Brunnen, aber dennoch trinken die Magdeburger mehr Wein als Waſſer, und damit ihnen der edle Rebenſaft nie ausginge, legten ſchon ihre Vorfahren einen trefflichen Rathskeller an, woraus noch bis auf den heutigen Tag E. E. Rath ſich Raths erholt, wüßt' er ſich auch ſonſt nirgends mehr zu rathen. — Und die Bürgerſchaft ditto! und durch langjährige Uebung wiſſen die Magdeburger gar wohl Wein und Waſſer von einander zu unterſcheiden, wenn beide auch noch ſo künſtlich mit einander vermiſcht wären, weshalb die Schenkwirthe fein behutſam zu Werke gehen, wenn ſie taufen.

Der Raths-Keller-Pächter darf aber ans Taufen nimmer denken, und wollt ers dennoch, ſo würde Meiſter Koſtewein ihn ſicher bald auf andere Gedanken bringen, wie er den dicken Schenken Jobſt vor etwa 100 Jahren auf andere Gedanken brachte. —

Der dicke Jobst nämlich hatte den Raths-keller gepachtet — und bediente die edlen Magdeburger lange Zeit zu ihrer völligen Zufriedenheit. — Nach und nach aber mußten die Stammgäste mit Bedauern bemerken, daß der Wein anfing bedenklich nach Waſſer zu ſchmekken. Sie ſagten dies dem Schenken frei heraus, dieſer aber leugnete hartnäckig, und ſchwur hoch und theuer, daß ihm nimmer der Gedanke kommen wäre, ſeinen Wein zu taufen, und rief des Himmels Zorn auf ſeinen Keller herab, wenn er löge.

Die Nacht darauf entſtand ein fürchterliches Gepolter und Schmeißen im ganzen Hauſe, daß die Thüren aufſprangen und die Pfoſten dröhnten. Aber am ärgſten rumorte es im Weinkeller, als ob alle Dauben an den Fäſſern ſprängen. — Endlich, mit Anbruch des Tages, ließ das Getöſe nach, und alles ward ruhig. Als aber nun der Schenke Jobſt voll Beſorgniß in den Keller lief, um nach ſeinen Fäſſern zu ſchauen, wär' er faſt vor Schrecken auf der Stelle geſtorben, über das, was ſeine Augen ſahen: — alle Fäßer waren geſprungen, der Wein floß wie ein Meer im Keller und die zer-

ſprengten Fäſſer ſchwammen wie Schiffstrümmer drin herum.

Ehren Jobſt raufte ſich die Haare und lamentirte ganz erbärmlich, aber das half ihm nicht im geringſten! ſein Wein war hin — die Fäſſer waren hin, und er mußte ſich über ſein Unglück tröſten, ſo gut es ging.

Als er nun den Keller reinigen ließ, fand ſichs, zu ſeiner größten Freude, daß ganz im Hintergrunde ein Faß unverſehrt geblieben war, und zwar gerade das größte und älteſte. Meiſter Jobſt ließ daher ſchnell einige Fäſſer Wein wieder in ſeinen Keller ſchaffen und war ſelbſt behülflich, ſie recht ſicher hinlagern zu laſſen.

Aber noch in der nämlichen Nacht begann der unbändige Lärm aufs neue und am andern Morgen ſchwamm wieder der ganze Keller in Wein und nur das Faß im Hintergrunde war wieder verſchont.

Das war zu viel für den armen Jobſt! er ſah jetzt, daß kein Zufall dabei im Spiele wäre, eben ſo wenig Betrug, denn er hatte den Keller ſorgfältig verſchloſſen gehabt, und Schloß und Thüre waren unverſehrt, ein böſer Kobold mußt' es alſo ſein, der im Keller ſein Weſen trieb;

und Jobst lief hin nach dem Kloster „Unser lieben Frauen," wo er den frommen Mönchen alles klagte und ihnen ein Fäßlein alten Johannesberger und eine geweihte Kerze 60 Pfund schwer versprach, wenn sie den Kobold bannen wollten. Die Mönche sagten zu, und Einige von ihnen begaben sich mit Weihwasser, Rauchfässern und geweihten Fackeln versehen, nach dem Rathskeller, wo sie räucherten und beteten, und die neu hineingebrachten Weinfässer mit Weihwasser besprengten, auch große Kreuze mit Kreide daran malten, worauf sie den Meister Jobst versicherten, daß von nun an kein Geist mehr in seinem Keller irgend einen Unfug begehen könne.

Jobst aber bat, um ganz sicher zu sein, einen jungen Pater, die erste Nacht für einige Harzgulden mit ihm im Keller zu verbringen, um — im Fall der Kobold dennoch wiederkäme, selbigem tüchtig den Text zu lesen. Der Pater war dazu bereit, und bei einem guten Inbiß und vortrefflichem Trunk, erwarteten sie den Abend und begaben sich mit noch etlichen Küperknechten hinab in den Keller. Bis Mitternacht blieb alles ruhig — aber da begann das Gepolter ärger denn je, so daß selbst dem

Pfäfflein der Muth sank, alle Andern, und an ihrer Spitze Ehren Jobst, sich in eine Ecke drängten und vor Furcht mit den Zähnen klapperten wie die Störche.

Plötzlich sprang mit einem großen Krachen die Kellerthüre auf, und ein Männlein in ritterlichem Wams, einen gewaltigen Haudegen an der Seite und einen großen Sturmhut schief auf den Kopf gestülpt, marschirte lustig herein, er ging gradeswegs auf ein Tischlein zu, worauf die Tube mit Weihwasser stand, schmiß selbige ohne Umstände herab, warf Hut und Haudegen auf den Tisch, ließ sich auf einen Sitzbock nieder und das Wams lüftend und sich behaglich dehnend, rief er mit starker Stimme: „Knapp!"

Alsbald erschien ein Knappe mit einer rothen Nase und setzte einen Pokal auf den Tisch — der Ritter guckte hinein und befahl dann: „Füll ihn!"

Da lief der Knappe nach dem alten Fasse im Hintergrunde, füllte den Becher bis zum Rande und setzte ihn wieder auf den Tisch.

Der Ritter griff darnach, leerte ihn auf einen Zug und schmunzelnd, sich den Kne-

belbart ſtreichend, ſprach er: „Est! Est! — weiter!“ —

Sogleich ging der Knappe mit dem Becher an ein anderes Faß, füllte daraus und brachte den Trank dem Ritter — dieſer ſetzte an, koſtete, aber ſchnell wieder ausſpuckend, ſchrie er zornig, indem er den Wein an den Boden goß: „Verflucht! der iſt wieder getauft! Weiter!“ —

Und von Faß zu Faß ging der Knappe und füllte; und der Ritter koſtete, und ſchrie immer zorniger: „Verdammter Jobſt! verfluchter, gewäſſerter Wein!“ Als er endlich alle Fäſſer gekoſtet hatte, ſprang er auf, ſtülpte den Hut wieder auf den Kopf riß den Hieber aus der Scheide und führte auf alle getauften Fäſſer einen gewaltigen Streich, ſo daß ſie ſogleich zerſprangen und ihr Inhalt hervor ſtrömte. — Dann wandte er ſich lachend nach der Ecke, wo die armen Zuſchauer halb todt vor Schreck zuſammen kauerten, und ſchrie auf Jobſt ein: „Schuft! das war das dritte Mal! find' ich je wieder getauften Wein im Keller, ſo dreh' ich dir den Hals um. Ich bin der Ritter Koſtewein, merk dir's!“ und ſomit verſchwand er durch die Kellerthüre.

Naß wie die jungen Katzen ſtiegen Ehren Jobſt und ſeine Leidensgefährten aus dem Keller hervor. — Nur das alte große Faß, welches ächten, unverfälſchten Johannesberger enthielt, war wieder ohne Schaden geblieben.

Woraus er denn zur Genüge erſah, daß es kein anderes Mittel gäbe, dem Ritter Koſtewein das Richteramt zu legen, als wenn er den Wein, ohne alle Zuthat, ſo ließe, wie Gott der Herr ihn erſchaffen, der immer am beſten weiß, was den Menſchen nützlich iſt und frommt.

Das that denn Meiſter Jobſt auch ſein ganzes, übriges Leben hindurch, und Ritter Koſtewein ließ ſich nimmer wieder ſehen, und noch bis auf den heutigen Tag bekommt man im Rathskeller zu Magdeburg den ehrlichſten Wein; und mag ſich daran erlaben und dem Ritter Koſtewein langes Leben und Geſundheit wünſchen. Warum? mag ſich Jeder ſelbſt ſagen, und ſomit hat dieſes Mährchen ein vernünftiges Ende.

Fünftes Mährchen.

Rübezahl.

Prolog.

Wo die Rieſenberge ragen,
Und die Kuppe ſchneebedeckt,
Hört' ich alte, ſchöne Sagen,
Von dem Geiſt, der ſchreckt und neckt.
Rübezahl wird er geheißen,
In den Landen weit umher!
Und kein Bübchen und kein Mädchen,
Dem er nicht bekannt ſchon wär'! —

Auf dem Berg' bin ich geſtanden,
In des Abends letztem Glühn.
Sah tief unter meinen Füßen,
Lichte Purpurwölkchen ziehn.
Aber über mir die Sterne,
Wie durch Geiſteswort entfacht,
Wandelten am Himmelsbogen,
Groß und klar, in ſtiller Pracht.

Rübezahl.

Kgl. Univ. Bibl.
Berlin

Da ward mir das Aug' erſchloſſen,
Und ich ſah die Mährchenwelt,
Die mit ihrem ſüßen Zauber,
Herz und Sinn gefangen hält.
Was mir da der Geiſt vertraute,
Rechten Orts, zu rechter Stund',
Was ich hörte — was ich ſchau'te,
Werde euch, ihr Lieben, kund.

Warum der Geiſt des Rieſengebirges Rübezahl heißt, wißt Ihr wohl alle! — es iſt ja eine allbekannte Sage, und ein deutſcher Dichter — (er heißt Wolfgang Menzel und wohnt in Stuttgart! —) hat erſt vor wenigen Jahren ein Drama daraus gemacht, ſo fantaſtiſch und lieb, daß einem das Herz aufgeht, wenn man es lieſt.

Vielleicht wißt Ihr aber doch noch nichts davon, denn ihr ſeid noch Kinder, und Kinder leſen nicht viel, wenn ſie auch oft deſto mehr dichten. Möglich iſt's, daß Ihr ſchon vom Rübezahl geträumt habt, aber gelt? die Erinnerung an dieſen Traum iſt euch ungefähr ſo, als ob ihr aufs neue träumtet, und ihr könnt dabei zu keinem klaren Bewußtſein kommen.

Das iſt aber doch ſehr nöthig, wenn euch die nachfolgenden Schwänke des guten Rübezahl eine rechte Freude machen ſollen, denn um

ſich an den Tollheiten und der Liebenswürdigkeit eines Menſchen oder eines Geiſtes ergötzen zu können, und ſie recht zu würdigen, muß man die Quelle kennen, woraus ſie entſprangen. Geiſter und Menſchen haben ein Ding, das heißt Herz (ich nenne das Herz bei Geiſtern und Menſchen am liebſten Seele,); in dieſem Dinge gehen viel andre Dinge aus und ein, und einen ſich, und ſtreiten mit einander, und daraus entſtehen Freud und Leid, und Freud und Leid bilden das Leben, und je nachdem Eins oder das Andre die Oberhand gewinnt, geſtaltet ſich das Treiben des Lebens bei jeglichem Menſchen und jeglichem Geiſte, der der Erde angehört.

Iſt euch das für jetzt noch zu hoch, ſo wartet nur noch ein paar Jahre, dann werdet ihrs verſtehen gewiß und wahrhaftig! für jetzt ſag' ich euch kurz und gut, rund heraus: „Ich will euch noch einmal die alte Geſchichte von der Entſtehung des Namens Rübezahl erzählen, damit ihr nicht ſagen könnt: ich hätte ohne Anfang angefangen.“ Um nicht gar zu alt zu ſein, halt' ich mich dabei an Meiſter Menzel, und da bin gewiß, es leſen es auch ſolche, denen das

Mährchen schon von den Ammen-Liedchen her bekannt ist.

I.

Der Himmel war blau und hell und gefiel sich so wohl, daß er in jedes Bächlein schau'te, zu sehen, wie er aussähe. — Und die Veilchen öffneten ihre blauen Kinderaugen und schauten hinauf zum blauen Himmel und dachten: „da müssen viele Veilchen bei einander stehen."

Dazu trilirirte die Lerche und rieselten die Quellen und summte das lustige Käfergesindel. — Die Erde aber schauerte zusammen, und athmete in langen Zügen neue Lebensluft. — Es war Frühling.

Am Fuße des Riesengebirges unter einer uralten Eiche lag der Berggeist und schlummerte. — Nach langer, langer Zeit war er einmal wieder auf die Oberwelt zurück gekehrt.

Einmal war er erst da gewesen, an dem Tage, nämlich, wo der große Weltenmeister sie

neu bau'te — nur die Welt und die Thiere hatte der Berggeiſt damals geſehen, dann wurde ihm ſein Reich angewieſen, wo er jetzt noch ſchafft und wirkt; und er fuhr hinab in die Tiefe, wo alle Elemente zum ſteten Kampf dicht bei einander, die glänzenden Metalle und edlen Geſteine erzeugen.

Als der Bergeiſt erwachte, war es heller Tag, und er ſtaunte über die Schöne, welche ihn rings umgab — mehr aber noch über die Wohnungen der Menſchen und über die Menſchen ſelbſt. „Alſo auch auf der Erde leben Geiſter," ſprach er, „und ihr Körper gleicht dem meinem, nur daß ſie kleiner ſind! — ich will Gemeinſchaft mit ihnen machen!" Und ſchnell nahte er ſich einem Bauern und redete ihn freundlich an — als der Bauer aber die Rieſengeſtalt des Geiſtes erblickte und ſeine gewaltige Stimme hörte, wurde er faſt des Todes vor Schrecken, ſchrie: „Allgerechter! ein Rieſe!" und fiel zu Boden.

Der Berggeiſt wollte ihm wieder auf die Beine helfen und redete ihm freundlich zu, das arme Bäuerlein zappelte und quäkte aber über die

Maßen erbärmlich, und betete zehn Stoßgebete in einem Athem

Da merkte der Geist, daß seine Riesengestalt den Armen so erschreckt habe, und sprach bei sich: „Das sind mir furchtsame Geister! ich werde mich wohl zu ihnen herablassen müssen," und rasch verwandelte er sich in einen Bauer und sprach mit gewöhnlicher Menschenstimme: „So stehe doch auf, du feiger Geist! ich will dir ja kein Leids zufügen."

Da hob der Bauer den Kopf ganz verwundert in die Höhe, und als er den Riesen nicht mehr erblickte, stand er auf und rief verwundert: „Potz Mäuschen! was ist mir denn angekommen, ich habe doch heute noch nichts getrunken? — Nein! ich besinne mich nicht! — oder hab' ich geträumt? aber da hätt' ich doch vorher schlafen müssen! — sagt mir, guter Freund: habt ihr den Riesen auch gesehen?"

Da lachte der Berggeist und sprach: „Du bist ein recht seltsamer Geist. —"

„Potz Velten!" schrie der Bauer erschrocken. „Ihr seid wohl nicht recht bei Troste! ein Geist — ich? wer sagt das, daß ich ein Geist bin?"

„Seltsam!" lächelte Jener, „du wärst kein Geist? was bist du denn?"

„Nu — ein Menſch!“

— „Ein Menſch? was iſt das?“

„Hä hi! Ihr wollt mich wohl zum Narren haben?“

— „Wahrhaftig nicht! —“.

„Kurios — eh nu! ein Menſch iſt ein Menſch, wie unſer Paſtor und der Hofnarr zu ſagen pflegen. —“

„Was iſt das, ein Paſtor und ein Hofnarr?“

„Ei, ſo geht mit euren dummen Fragen!“ rief der Bauer unmuthig, und lief davon.

Der Berggeiſt wollte ihn noch halten, indem aber ſah er eine Erſcheinung, die alle ſeine Sinne bezauberte. Es war die Tochter des Landesfürſten, die Prinzeſſin Hermione mit ihren Frauen. — Raſch machte ſich der Berggeiſt unſichtbar, um ſie nicht zu erſchrecken, und ſie ungeſtört zu beobachten.

Die ſchönen Mädchen luſtwandelten durch den grünenden Wald, Kränze windend und fröhliche Lieder ſingend, welchen der Berggeiſt entzückt lauſchte, und als ſie den Geſang der Vögel lobten, ließ er plötzlich ein ganzes Nachtigallen-Chor erklingen, ſo daß nun die Reihe ſich zu verwundern und in Entzücken zu gera-

then, an die Prinzessin und ihre Gespielinnen kam, um so mehr, als — wo der Fuß der Prinzessin den Boden betrat, die schönsten Blumen auf des Berggeistes Gebot augenblicklich hervor sproßten.

„O Prinzessin!" rief eine junge Gespielin, „O Prinzessin! — hier muß ein galanter Geist verborgen sein, der euch liebt! schau't und hört die süßen Wunder — ei wenn der Geist so schön wäre, wie seine Wunder, da würdet ihr ihn wohl allen Prinzen vorziehen, die sich um euch bewerben."

„Ha!" dachte Rübezahl, „also Schönheit erringt die Liebe dieser holden Wesen? —" und nach seinem Willen stand er da, umgewandelt zum schönsten Jüngling, in köstliche Gewänder gekleidet.

„Blendwerk der Hölle!" rief der eben hinzutretende Hofnarr, als er den Berggeist erblickte — „der Mensch ist schön! — alle Gespielinnen aber standen da, und konnten kein Wort hervorbringen, und selbst die wunderschöne Prinzessin war erstaunt.

Da nahte sich ihr der Berggeist und sprach: „O, daß deine Gespielin wahr geredet hätte!

Daß Schönheit dein Herz rührte und deine Liebe gewänne! — Herrſche über mich, über meine Macht — wir wollen dir unterthan ſein, und ſo weit mein Gebiet reicht, ſoll die Natur für dich im ſchönſten Schmucke prangen! Nur lächle mir, und ſage, daß du mich liebſt."

Aber die Prinzeſſin rümpfte das Näschen, und ſprach auf franzöſiſch: „Ihr ſcheint ein mächtiger Prinz — aber dieſes iſt nicht die Art um Prinzeſſinnen zu werben. — Ihr redet von eurer Schönheit, ſchickt ſich das für einen Mann?"

„Vergib mir!" entgegnete der Geiſt, „ich weiß nur, daß ich dich liebe, und wie ſchön du biſt, und nur um deiner würdig zu ſein, bin auch ich ſchön. — Vergib mir, wenn meine Art zu werben nicht die rechte iſt, — was kümmern mich die andern Erden-Menſchen? nur dich will ich gewinnen — nur dich! komm, ſieh mein Reich, lerne mich ganz kennen, und ſage dann, ob du mich lieben kannſt."

Und ſomit faßte er ſie in ſeine Arme und ſchwebte mit ihr empor, der Rieſenkuppe zu. —

„O Himmel!“ rief die Prinzeſſin — „ich ſchwebe!“

„O Wunder!“ rief der Hofnarr „ſie ſchwebt!“

Und die Hofdamen ſchrieen: „Ach unſere Prinzeſſin! unſere Prinzeſſin!“ und fielen alle, eine nach der andern in Ohnmacht, und wie der Hofnarr ſie ſo liegen ſah, fiel er auch in Ohnmacht.

II.

Der Berggeiſt führte, wie geſagt, ſeine ſchöne Beute auf die Rieſenkuppe, unterwegs ward die Prinzeſſin ebenfalls ohnmächtig, und dem Geiſte war das eben recht, denn er meinte, ſie wäre nur eingeſchlafen.

In wenigen Minuten hatte er die Rieſenkuppe erreicht, und berief alle ſeine dienſtbaren Geiſter herbei, daß ſie ein ſchönes Schloß bauen ſollten. Sie bau'ten denn auch eines der prächtigſten Zauberſchlöſſer, welche jemals entſtanden.

Da hinein trug er ſie, und legte ſie auf ein azurblaues Ruhebettchen, und ſaß bei ihr,

bis ſie aufwachen würde, und dachte bei ſich: Wie wird ſie ſich freuen, wenn ſie ſieht, wie ich um ihretwillen alles verſchönet habe, o ſie muß mich lieben! ich liebe ſie ja ſo ſehr."

Die Prinzeſſin erwachte endlich aus ihre Ohnmacht und fragte: „Wo bin ich? — Als ſie aber nun den Berggeiſt erblickte und ſich auf alles beſann, freute ſie ſich im Geringſten nicht, ſondern wurde bitter böſe, und machte ihm die heftigſten Vorwürfe, daß er ſie entführt habe.

Der arme Berggeiſt hörte ganz erſtaunt zu und wiederholte nur immer: „Aber ich liebe dich ja, und nur weil ich dich liebe, habe ich dich entführt."

„Eine ſchöne Entſchuldigung!" rief die Prinzeſſin, „wenn ich dich nun haſſe?"

— „Das iſt ja nicht möglich! wie könnteſt du mich haſſen, da ich dich liebe?

„Und ich ſage dir, ich haſſe dich ſchon! ich verabſcheue dich! —"

„O nein!" lächelte der Berggeiſt, „du biſt zu ſchön, als daß ich ſo etwas von dir glauben könnte, du mußt mich lieben! ich will's."

„O du Thor!“ rief die Prinzessin — „ich müßte dich lieben, weil du es willst, da kennst du die Mädchen schlecht.“

„Mädchen?“ fragte der Geist neugierig — „Mädchen? o bitte, sage mir, was sind das für Wesen?“

Die Prinzessin sah ihn erstaunt an und sprach: „Was ist das? du weißt nicht, was ein Mädchen ist und sagst, du liebst mich?“

„Also du ein Mädchen?“

„Die Prinzessin mußte lachen, so ärgerlich sie auch war, und antwortete endlich: „So ists. Aber wer bist denn eigentlich du?“

„Der Beherrscher dieser Berge,“ sprach der Geist, „und alle Geister der Elemente, so weit mein Gebiet reicht, dienen mir — o laß uns alle dir dienen!“

Wenig fehlte und die Prinzessin wäre aufs neue in Ohnmacht gefallen, so erschrak sie über die Kunde, daß sie in der Gewalt eines überirdischen Wesens sei. Sie fiel ihm zu Füßen, und flehte: „Schone mich, arme Sterbliche! sei großmüthig, gib mich den Meinigen zurück.“

„Ich dich zurück geben?“ rief der Geist — „ha nimmer! dort wo dein Vater lebt, ist die

Grenze meines Reichs zu Ende, und nur auf meinem Gebiet habe ich Macht über dich. — Iſt mein Anblick dir jetzt verhaßt — wohl du ſollſt mich nicht ſehen — aber nur, wenn ich weiß, daß du mich liebſt, erhältſt du deine Freiheit zurück."

Da wurde die Prinzeſſin unmuthig und ſprach: „Armſeliger Geiſt! wie magſt du wähnen, auf ſolche Weiſe meine Gunſt zu gewinnen? — nun und immerdar werde ich dich haſſen! verlaß mich!"

„Ich verlaſſe dich, bis du ſelbſt mich wieder rufſt," entgegnete der Geiſt, und verließ ſie.

Und er hielt Wort. — Freilich umſchwebte er ſie immer unſichtbar, ihre Wünſche belauſchend, und erfüllte alle ſchnell durch ſeine dienſtbaren Geiſter. Da er aber ihren ſehnlichſten Wunſch unerfüllt laſſen mußte, ſo nahm die Prinzeſſin alles andere gleichgültig hin und beſchloß ſich in Geduld zu faſſen, nie aber dem Berggeiſte auch nur das kleinſte Zeichen ihrer Gunſt zu gewähren. „Da muß er doch endlich die Geduld verlieren und mich wieder frei laſſen," ſprach ſie vor ſich hin. Der Berggeiſt hörte es lächelnd an und dachte — ſie berech-

net meine Geduld nach Tagen und Wochen — nun wir wollen ſehen."

Und wirklich verlor die Prinzeſſin ſchon nach vier Wochen alle Geduld und rief weinerlich: „Geiſt, erſcheine mir!"

Und alſo gleich ſtand der Geiſt vor ihr.

„Iſt es recht," ſchmählte die Prinzeſſin, „mich ſo von Allem, was ich liebe, entfernt zu halten? — Du willſt mir die Freiheit nicht geben? — gut! ſo ſchaffe mir wenigſtens auf einige Zeit meinen Hofſtaat und meine Geſpielinnen herbei, damit ich wieder Menſchen ſehe, denn deine Geiſter ſind mir ſo verhaßt wie du ſelbſt."

„Dein Wille ſei erfüllt!" lächelte der Geiſt, und verſchwand vor ihren Augen in einen dichten Nebel.

„Und der will mich heirathen!" ſprach die Prinzeſſin ärgerlich, als auch der Nebel in Nichts zerfloß.

III.

„Nun," rief die Prinzessin, als der Geist nach einem Viertel-Stündchen wieder vor ihr stand — „wo ist mein Hofstaat, meine Freunde, meine Gespielinnen? „Hier!" sprach der Geist und setzte ein Körbchen mit Rüben auf den Tisch vor ihr hin.

„Willst du meiner spotten? zürnte die Prinzessin. Was sollen mir die einfältigen Rüben?

„Höre mich!" versetzte der Geist. — „Ich war an deines Vaters Hofe und sah deinen Hofstaat — deine Freunde und Gespielinnen — mir ists nicht verstattet, diesen elenden Erdenwürmern den Zutritt in diese reinen Räume zu gestatten, die ich für dich und mich erschuf. — Du willst nur Unterhaltung, wie du sie an deines Vaters Hofe findest, dazu sind diese Rüben gut genug! — Nimm dieses Stäbchen, berühre damit jede Rübe einzeln, und alsbald wird sie sich in diejenige Person verwandeln, deren Namen du nennst."

Die Prinzessin lachte und sprach: „Ich merke, du bist ein Schalk, allein ich wills versuchen," und hurtig berührte sie eine Rübe und

gebot: „Verwandle dich flugs in das schönste Mädchen in der Welt.“

Und augenblicklich stand eine zweite Hermione neben der Prinzessin.

„Ei!“ rief die Prinzessin, „deine Rüben sind galant!“

„Nur wahr!“ entgegnete der Geist, „du bist das schönste Mädchen auf Erden.“

„Wohl,“ sprach die Prinzessin, „ich will noch mehr Hermionen sehen!“ und verwandelte alle Rüben in Hermionen-Gestalten, so daß dem Berggeist ob des eignen Zaubers fast die Sinne vergingen und er die wahre Hermione nicht mehr von den falschen unterscheiden konnte. „O sagt!“ bat er — „o sagt, welche von euch ist die wahre Hermione.“ Da lachten alle Mädchen und begannen einen Ringeltanz um ihn zu tanzen. „Barmherzigkeit!“ rief er, „ihr losen Schönen!“ sprang aus dem Kreise und lief davon. Die Mädchen aber lachten und spotteten hinter ihm drein.

Am andern Morgen aber trat die Prinzessin unmuthig vor den Berggeist hin, und sprach:

„Alle meine Ebenbilder liegen häßlich und verſchrumpft, wie alte Weiber im Saale, als ob ſie todt wären, und nur Einige noch ſchleichen hüſtelnd und quäkend umher! Was bedeutet das —? —"

„Komm mit mir," verſetzte der Berggeiſt, ging mit ihr in den Saal, wo eben das letzte alte Weib zu Boden ſank und rief: „Rüben, werdet was ihr war't!" Alſogleich verwandelten ſich die alten Weiber wieder in Rüben, aber alle waren welk und zuſammen geſchrumpft.

„Nur ſo lange die Rüben friſch bleiben," ſprach der Geiſt zur Prinzeſſin, „währt der Zauber auf anmuthige Weiſe, willſt du dir den häßlichen Anblick des Alterns und des Abſterbens erſparen, ſo ſprich nur die Worte: „Rüben, werdet was ihr war't!" und der Erfolg wird derſelbe ſein, welchen du eben ſahſt."

„Gib mir mehr Rüben!" rief die Prinzeſſin."

„Hier iſt ein neues Körbchen voll!"

„Ich will mehr haben!" —

— „Verzeihe, Gebieterin — dieſe Rüben ſind ſelten und wachſen nur in dem Zaubergarten, der dieſes Schloß umgibt — doch gedulde

dich nur noch eine Nacht, ich habe einen ganzen Acker beſäen laſſen, und morgen kannſt du ſo viele Rüben erhalten, als du willſt."

— „Wie viele?" —

„Du wirſt genug haben."

„Ich will wiſſen: wie viele."

„Ich habe ſie nicht gezählt. —"

— „So gehe und zähle ſie! —"

„Warum?"

„Weil ich es will! geh und zähle mir die Rüben, und verfehle nicht eine; ich will daraus erſehen, ob du mich wirklich liebſt. —".

— „Oh ich dich liebe?! — ich gehe, du ſüße Eigenſinnige!"

Und er ging und zählte die Rüben.

Kaum aber, daß er im Garten war, nahm Hermione eine Rübe aus dem Körbchen, berührte ſie mit dem Zauberſtäbchen und befahl: „Verwandle dich ſchnell in ein Flügelroß und trage mich in das Schloß meines Vaters — und die Rübe that, wie ihr befohlen, und die Prinzeſſin war befreit. —

Als der Berggeiſt mit dem Rübenzählen fertig war und in den Zauberpalaſt zurückkehrte, fand er die Prinzeſſin nirgends, er befragte

sogleich den Zauberspiegel, und dieser zeigte ihm die Entflohene in ihres Vaters Schlosse mitten unter den Hofleuten. Voll Wuth und Schmerz fuhr er nach dem Schlosse des Fürsten und wollte die Geliebte aufs neue entführen, aber das Schloß lag außer der Grenze seines Gebiets, und er vermochte mit Gewalt nichts auszurichten.

Da flehte er und bat: — „O Geliebte, kehre zurück, ich werde sonst der Verzweiflung zum Raube und verfluche meine Unsterblichkeit und meine Macht, die nicht vermögend war, mir deine Liebe zu gewinnen."

Die Prinzessin aber lachte und rief: „Thor, der du warst und bist, wie soll ein irdisches Mädchen einen Geist lieben können, und wär' er noch schöner als du; büße für deine Thorheit und quäle mich nicht länger mit deiner tollen Leidenschaft, Rübenzähler!"

Und all' das dumme Hofgesinde fing an zu lachen, und schrie: „Rübenzähler! Rübenzähler!"

Da erfaßte Wuth und Scham den Geist und er floh davon auf seine Kuppe.

Ein Wink von ihm, und spurlos versank der Zauberpalast und alle die schönen ihn umgebenden Gärten. — „Es war ein Traum!“ sprach der Geist. „Dies armselige Menschengeschlecht muß stets am Staube kleben, und so schön die Weiber sind, so falsch und tückisch sind sie auch.“

Er setzte sich auf den höchsten Punkt der Riesenkuppe, und blickte mit großem, klarem Geister-Auge um sich her. — Der Mond kam herauf und spiegelte sich in den Flüßen und Seen, und goß sein Licht über Hügel und Bergspitzen aus. Tief unten wogten die Tannen und rauschten die Waldwasser, sonst war alles still und feierlich.

„Ich bin ein Fremdling geworden in meinem Eigenthum!“ sprach der Geist, „viel tausend Jahre hab ich drunten geschaffen und gewirkt in der tiefen Nacht, und da ich endlich ans Licht trete, blendet mich jede Erscheinung, so daß der dümmste mich für dumm hält — wohl, ich will klüger werden und meine Leute kennen lernen. Aber auch sie sollen den Berggeist kennen lernen — und selbst du noch, schöne Hermione.“

Und so kam es, denn seit der Zeit begann der Berggeist, nun von Jedermann Rübezahl genannt, seine lustigen Streiche auszuüben, deren jeder aber zuletzt noch immer auf eine eigne Weise eine gute Lehre predigte. Als der Berggeist nach mehren Jahren die Prinzessin Hermione wiedersah, mußt' er seufzen und lachen, denn ihre Schönheit war verblüht, und sie fast so garstig geworden, wie jene alten Rübenweiber. Er ließ eine Rübe vor ihr niederfallen, die Fürstin stutzte — erkannte sie als eine von Rübezahls Rüben und seufzte tief. Da stand Rübezahl plötzlich vor ihr, ganz der schöne Jüngling wie früher, sprach lachend: „Habe Dank, Hermione! ich habe kein Weib wieder geliebt" und war verschwunden.

Epilog.

Und also endet
Das erste Mährchen vom Rübezahl.
Ihr Mädchen und Knaben! habt Ihrs
Verstanden?
Wehe dem Höherbegabten, wenn äußere Schöne
Das Herz ihm bestrickt!
Denn grade die Schönsten sie haben —
Glaubt mir! — geringen Verstand. —

Junge Schöne! bald schwindet die Jugend!
Und mit ihr
Schwindet der äußere Reiz.
Denke bei Zeiten daran! und denk'
An die Prinzessin, und an den Rübezahl
Und an die Rüben.

Kgl. Univ. Bibl.
Berlin

Der . Blaubart.

Sechstes Mährchen.

Der Blaubart.

Es lebte einmal vor langen Zeiten ein mächtiger Fürſt — (alte Chronikenſchreiber berichten: er ſei Herzog der Normandie geweſen,) — der war reich an Geld und Gut, weit und breit, und dabei ein ſchöner, ſtolzer Mann, mit königlichen Augen. Aber er hatte einen ganz blauen Bart und deshalb wurde er, obgleich ſein eigentlicher Name Fürſt Raul war, überall „der Blaubart" genannt.

Dies hinderte aber gar nicht, daß er in großer Gunſt bei den Frauen ſtand; und als er ſo alt war, daß er heirathen konnte, nahm er ſich ein ſchönes, junges Fräulein zur Frau, und führte ſie heim, auf ſein altes, aber prächtiges Stammſchloß, welches auf einem hohen

Felsen stand, so daß man das ganze Land umher übersehen konnte.

Hier lebte er denn mit seiner jungen Gemahlin ein herrliches Leben. Sie hatte alles, was sie wollte, Geschmeide und schöne Kleider — ein Wink von ihrer Hand und eine Menge Diener und Dienerinnen flogen hin und her, um ihre Befehle zu erfüllen, und der Fürst Raul selbst bezeigte sich so artig und liebevoll, daß die Fürstin oft zu sich selbst sagte: „Wahrlich, wenn alle Fürstinnen so gute Männer hätten, wie mein lieber Mann einer ist, so würde es nicht so viele verdrießliche Prinzessinnen geben! Ich will auch meinen Raul recht lieb haben und alles thun, wovon ich weiß, daß es ihm Freude macht."

Du gute Fürstin! wenn aller Männer Frauen so dächten, so gäb' es nicht so viele verdrießliche Männer, gleichviel ob Prinzen oder Schuhflicker.

Aber was geschah? — die schöne junge Fürstin starb ganz plötzlich, ehe sie noch ihre guten Vorsätze so recht nach Herzenslust ausüben konnte.

Fürſt Raul war darüber ſehr betrübt, und überbrachte ihren Angehörigen ſelbſt die traurige Botſchaft, wobei er ſehr weinte und die hohen Tugenden, der hohen Verblichenen, dergeſtalt pries und rühmte, daß männiglich darüber erſtaunte, wie lieb er ſie gehabt habe.

„Nur einen Fehler hatte ſie," ſchloß er immer, ſo oft er von ihr erzählte, „die verdammte Neugierde!" Wenn man ihm aber nun ſagte: „die Neugierde iſt das Erbtheil des ſchönen Geſchlechts von Eva her, und ein Mann kann ſich glücklich ſchätzen, wenn die Frau keine gröſſere Untugenden hat, als das Bischen Neugierde;" dann ſeufzte er tief und ſprach: „Wahr! wahr! — aber — ach! ach! meine liebe Gertrude!" — (Gertrude hatte nämlich ſeine ſelige Frau geheißen,) — und es ſchien als würde er ſich nimmer ob ihren Verluſt zufrieden geben.

Indeſſen: kommt Zeit, kommt Rath! und der beſte Rath für einen Wittwer iſt, daß er wieder heirathet, vorausgeſetzt, daß er mit der lieben Seligen glücklich fertig wurde.

Fürſt Raul war mit ſeiner lieben Seligen glücklich fertig geworden, und that ſich daher nach einem halben Jahre um eine zweite Frau

um — er fand denn auch bald eine solche, denn an heirathslustigen Mädchen ist bis auf den heutigen Tag noch kein Mangel gewesen, ich meine, wenn nur der Rechte kommt, und der Blaubart war eben der Rechte.

Aber fast noch früher denn Gertrude starb ganz plötzlich die schöne Agnes, nachdem sie kaum die Freuden ihres neuen Standes gekostet hatte. —

Raul-Blaubart wollte aus der Haut fahren vor Jammer und Herzeleid. — Doch dacht er endlich: „aller guten Dinge sind drei!" und nahm sich eine dritte Frau.

Aber nach zwei Monaten war auch diese todt.

Manch anderer Mann hätte nun wohl für immer den Muth verloren, nicht so Fürst Raul! im Gegentheil schien es, daß er nur immer desto erpichter aufs Freien wurde, je schneller seine Frauen starben, und daß ichs kurz mache — binnen 3 Jahren hatte er sieben Weiber gehabt, und alle waren gestorben.

Fürst Raul verlor noch immer die Lust nicht, wieder zu freien; aber die Mädchen hatten die Lust verloren, sich von ihm freien zu

laſſen; denn ſieben Weiber innerhalb drei Jahren iſt doch wirklich ein Bischen ſtark, und alle Mädchen meinten jetzt, es müſſe wohl an dem blauen Bart des Fürſten liegen, und damit eine eigne Bewandniß haben, daß ſeine Weiber ſo ſchnell ſtürben. — „Jammerſchade!“ ſagten ſie — „es iſt ein ſo ſchöner Mann, und ſo reich, und dabei ſo ſanft wie ein Kind, daß man ſich keinen beſſern wünſchen könnte, aber der fatale blaue Bart, und das Sterben — wer kann da Luſt zum Heirathen bekommen?“

So ritt denn der Blaubart von Burg zu Burg, von Stadt zu Stadt, um ſich die achte Frau heim zu holen; brachte aber nichts mit heim, als eine Menge zierlicher Körbe, worüber er ſchier unmuthig ward.

Endlich entſchloß er ſich, unter den Töchtern ſeiner Vaſallen Eine zum Weibe zu ſuchen, und hatte bald die ſchöne Marie, die Tochter eines armen Ritters, gewählt. Marie durfte nicht Nein ſagen, denn ſie hatte noch zwei Brüder und eine Schweſter, und ihr Vater ſtellte ihr vor, daß ſie durch ihr Jawort aller Glück gründen würde. Marie ſagte alſo Ja, wiewohl mit ſchwerem Herzen, denn ſie hatte

ſich immer vor dem blauen Bart des Fürſten ein Bischen entſetzt.

Als er aber nun ſelber kam mit unendlicher Pracht und glänzendem Gefolge, um ihr die Brautgeſchenke und ſich ſelbſt zu Füßen zu legen, und als ſie den ſchönen, ſtolzen Fürſten ſo zierlich vor ſich knien ſah, und mit ihm ſein ganzes Gefolge, während Tänzer ſie umgaukelten und ihr Blumen zuwarfen und die Spielleute fiedelten, bliesen, und paukten, was ſie nur konnten, da wurde ihr das Herz leicht und der Sinn hell, und fröhlich reichte ſie dem Fürſten ihre weiße Hand.

Der Fürſt aber dachte bei ſich ſelber: „Wie ſchön ſie iſt! meiner Treu! von allen meinen ſieben Weibern war keine einzige auch nur halb ſo ſchön — O! wenn ſie nur nicht. —“ Weiter konnte er nicht denken, da alle Gäſte auf ihn zukamen, und ihm Heil und Glück zu ſeiner achten Vermählung wünſchten. Er dankte huldvoll und begab ſich dann mit ſeiner Frau und ſeinem Schwiegervater in die innern Gemächer, wo er ihnen ein Pergament überreichte, darin geſchrieben und beſiegelt ſtand: „Wenn ich Raul, Fürſt der Normandie, früher ſterben

ſollte, denn mein eheliches Gemahl, die Fürſtin Maria, ſo ſoll die beſagte Fürſtin Maria alle meine Güter und Gelder erben."

Darauf begaben ſich alle nach der Stammburg des Fürſten, wo die Feſtlichkeiten 3 Tage währten, wonach die Gäſte abzogen, auch Mariens Vater, ihre Brüder und ihre Schweſter Anna. — Anna aber verſprach bald wieder zu kommen, was ſie leicht konnte, da Mariens Vater nur ein paar Stunden von der fürſtlichen Burg wohnte.

Raul und ſeine junge Frau lebten darnach etliche Wochen wie ein paar Turteltauben, was ſie wollte, das that er, wo ſie ging und ſtand, fand ſie Luſt und Frohſinn, und ſelbſt die Armen konnte ſie heiter machen, denn ihren Gaben war kein Ziel geſetzt.

Nachdem aber vier Wochen vergangen, trat der Fürſt eines Tages in ihr Zimmer und ſprach: „Euer Liebden! ich muß auf kurze Zeit von Euch gehen zu einem guten Freund, der meiner Hülfe gegen einen böſen Nachbar bedarf, ich hab' mein Haus beſtellt, und Ihr ſeid von jetzt an unumſchränkte Gebieterin bis ich heimkehre. Hier überreich' ich Euch ſämmtliche Schlüſ-

sel, im Fall Ihr etwa Lust haben solltet, das Schloß zu durchwandern — alle Zimmer stehen Euch offen, nur jenes nicht, welches eine schwarze Thür verschließt — die dieser goldne Schlüssel öffnet. — Ich bitte Euch: laßt Euch nicht gelüsten da hinein zu gehen, denn jenes Zimmer enthält ein Geheimniß, das mir den Tod bringen würde, wenn Ihr darum wüßtet."

Da sprach die Fürstin: „Seid versichert, mein Herr, daß mich Neugierde nicht plagt — und ich bitte Euch deshalb: nehmt den Schlüssel lieber mit, da euch so viel daran zu liegen scheint, daß ich jenes Zimmer nicht betrete."

„Nein!" versetzte der Fürst — „wenn Ihr mich liebt, so fürcht' ich nichts, ich muß Euch alles anvertrauen können, denn Ihr seid mir die Nächste. Behaltet also den Schlüssel und lebet wohl!" Darauf umarmte er sie zärtlich, und verließ mit einem kleinen Gefolge das Schloß.

Marien war das gar nicht recht! sie hätte ihren Mann lieber bei sich behalten, denn sie war ihm wirklich recht gut geworden, und fürchtete sich gar nicht mehr vor seinem blauen Bart.

Um sich die lange Weile zu vertreiben, ließ sie den alten Castellan rufen, der unter dem Schloßgesinde ein fröhliches Fest veranstaltete, und während die Vorbereitungen dazu getroffen wurden, ging sie mit ihm durch das ganze Schloß und besah die prächtigen Säle und Gemächer, wobei sie recht merkte, wie reich und mächtig ihr Mann sei. Als sie nun in ein Erkerzimmer kamen, aus dessen Fenster man nach der Gegend hinsah, wo Mariens Vater und Brüder wohnten, bemerkte sie, der Eingangsthüre gegenüber, eine andere Thüre ganz von schwarzem Ebenholz mit silbernen Nägeln und Klammern verziert. „Wohin führt denn diese Thüre?“ fragte sie den Castellan.

Der alte Mann schlug die Augen nieder, und sprach seufzend: „Ihr habt den Schlüssel dazu?“

„Den goldnen, meinst Du?“ —

„Den goldnen.“

„Ja, hier hab' ich ihn! — aber der Fürst hat mir verboten, das Gemach zu betreten.“

„Folgt seinem Gebote.“

„Sorge nicht! — aber weißt Du! was das Zimmer enthält?“

„Ich weiß es, doch habe ich geſchworen, es nie zu verrathen, und bitte Euch, edle Frau, nicht weiter darnach zu forſchen.“

„O gewiß nicht! — Der Fürſt ſagte, es würde ſein Verderben ſein, wenn ich das Gemach öffnete.“

„Oder Eures!“ ſprach der Alte ernſt — „kommt fort, Fürſtin! es iſt hier nicht gut ſein.“

Die Fürſtin folgte ihm, und das Feſt des Schloßgeſindes begann.

Maria ſah es mit an, aber ſie konnte nicht ſo recht mit ganzer Seele dabei ſein; die ſchwarze Thüre ging ihr im Kopfe herum, keine im Schloſſe war von ſo koſtbarem Holze, keine ſo reich verziert; „am Ende“ — dachte ſie — „am Ende iſt in dem Zimmer nichts Geringeres, als der Familien-Schatz des Fürſten aufbewahrt — Himmel! das müßte eine Pracht ſein, nach dem, was ich ſchon geſehen habe.“

Träumend ging ſie vom Feſte und träumte die ganze Nacht von der ſchwarzen Thüre, und den andern Tag ebenfalls — und ſo ging es drei Tage. Am vierten endlich ſchickte ſie einen Boten mit einem Saumroſſe nach der Burg

ihres Vaters, um ihre Schweſter Anna zum Beſuch herüber zu holen.

Als nun die Zeit da war, wo ſie glaubte, daß ihre Schweſter kommen müſſe, ging ſie hinauf in die Erkerſtube, und ſchaute hinaus zum Fenſter, wann ſie ſie erblicken möchte, aber die Sonne neigte ſich ihrem Untergange zu, und die Schweſter kam noch nicht.

Als nun Maria ſich halb unmuthig umwandte, ſah ſie, wie die Abendſonne die ſchwarze Thüre und die Silberverzierungen ſo ſeltſam beleuchtete, und ſprach bei ſich ſelbſt: „Ich weiß gar nicht, warum ich mich ſelbſt ſo martere und das Zimmer nicht einmal aufſchließe, denn ſo thöricht bin ich nicht, daß ich glauben ſollte, es könnte für den Fürſten verderblich werden, wenn ich ſähe, was da drin iſt. — Wenn ich nur fein ſtill ſchweige, ſo erfährt es Niemand. Am Ende hat mein Mann ſich auch nur einen Scherz mit mir machen wollen, und würde mich auslachen ob meiner Einfalt und Furchtſamkeit, wenn er, zurückgekehrt, erführe, daß ich die Thüre wirklich und wahrhaftig nicht geöffnet hätte," und ſomit nahm ſie den goldnen Schlüſſel vom Schlüſſelbande, und ging hin zur ſchwarzen

Thüre. — Aber als sie nun davor stand, da kriegte sie auf einmal eine große Angst, und es war ihr, als thäte sie doch nicht recht, und sie dachte an Blaubarts Worte: „Es würde mein Verderben sein!“ Doch ihre Neugierde trug den Sieg davon, sie raffte sich wieder auf, steckte den Schlüssel ein — drehte um, öffnete die Thüre, und stürzte mit einem lauten Schrei ohnmächtig zu Boden.

In demselben Augenblicke traten der alte Castellan und Schwester Anna, welche so eben angekommen war, ins Gemach; und als sie nun die Fürstin so kläglich am Boden liegen sahen, erschraken sie; noch mehr aber, als sie in das geheimnißvolle Zimmer blickten, denn da standen an den Wänden sieben goldne Becken, und darin lagen die sieben blutigen Köpfe von Blaubarts frühern Weibern, an der innern Seite der Thüre stand aber mit blutrothen Buchstaben geschrieben:

„So straft der Blaubart
„Neugier an seinen Weibern.“

„Ach du gerechter Himmel!“ ſprach der alte Caſtellan, „was habt Ihr gemacht, Frau Fürſtin! nun iſt es um euch geſchehen, denn der Herr kennt kein Erbarmen.“

Da ſprang Maria auf, lief nach der Thüre, ſchlug ſie zu, und wollte ſie verſchließen; aber der goldne Schlüſſel brach ab, ſo wie ſie ihn umdrehte, und der alte Caſtellan ſprach weinerlich: „Da ſeht Ihr's jetzt, was für verfluchte Höllen-Kunſtſtücke der Herr ausgeſonnen hat, um ſicher zu ſein. Ihr müßt nämlich wiſſen, daß ihm prophezeiht worden iſt: die Neugier ſeines Weibes würde ihm dereinſt den Tod bringen, darum hat er Euch, wie ſeine ſieben andern Weiber, auf die Probe geſtellt, und wird Euch umbringen, wie er ſie umgebracht hat.

„Ach!“ baten die Schweſtern, „guter Caſtellan! rette uns!“

„Wie gern wollt' ich das, ſchöne Frauen!“ — verſetzte der Alte, „aber zu entrinnen iſt ganz unmöglich; — o! wenn nur Eure Brüder Nachricht hätten, daß ſie Euch zu Hülfe kommen könnten.“

„Ach!“ sprach Anna, „sie sagten mir, sie würden heut oder morgen kommen; wenn sie nur Wort hielten!“

„Zu spät!“ rief der Alte, „dort seh' ich eben den Fürsten zurückkommen — fort mit dem zerbrochnen Schlüssel. Ich will ihm entgegen gehen — vielleicht fragt er heute noch nicht nach dem Schlüssel, weil Eure Schwester, Frau Fürstin, angekommen ist.“ Somit lief er hinaus, und dem Fürsten entgegen. Die beiden Schwestern aber verbargen den Schlüssel und zogen die Thüre, so gut es gehen wollte, wieder an.

Bald darauf trat der Blaubart ins Gemach, und that sehr freundlich mit seiner Frau, grüßte auch die Schwester gar höflich und schenkte ihr einen schönen Ring.

Die Fürstin stellte sich so freundlich sie nur konnte, und bat ihre Schwester, nur schnell dem Castellan zu sagen, daß er ein gutes Abendmahl bereite. Als Anna hinaus war, sprach der Fürst: „Euer Liebden haben wohl gethan, für ein gutes Abendmahl zu sorgen, denn ich habe auch einige Gäste mitgebracht. Bitte Euch daher, mir die Schlüssel wieder zu geben, damit

ich ihnen, wie es einem Gaſtherrn ziemt, ihre Zimmer ſelbſt anweiſe."

Da reichte ihm Maria zitternd die Schlüſſel — er nahm ſie — überſah ſie, und ſprach freundlich: ‚der goldne Schlüſſel fehlt, Euer Liebden!"

„Ich hab' ihn in meinem Gemache verwahrt," verſetzt Maria.

„Schön!" rief Blaubart — „Habt die Güte und holt ihn mir." —

„Ach!" ſtotterte Maria — „ich hab' ihn hier, aber er iſt zu Boden gefallen und zerbrochen."

„Verdammt!" ſchrie Blaubart — „zerbrochen? Du biſt alſo doch in dieſem Zimmer geweſen?"

„Nein, nein!" weinte Maria. —

„Ja, ja!" ſchrie der Blaubart — „leugne nicht mehr! die Thüre iſt offen, Du biſt ſchuldig, Du mußt ſterben! — Ich habe Dich geliebt und Dir nur die eine Bedingung gemacht, Du haſt ſie übertreten, daraus ſehe ich, daß Du mich nicht geliebt haſt. Bete und mach' Dich zur Reiſe fertig; ich darf Dich nicht ſchonen — wenn ich wiederkomme, mußt Du mit mir hinab."

Maria fiel vor ihm auf die Knie und bat und weinte — Blaubart aber stieß sie von sich, und ging aus dem Zimmer. Eben kam Anna zurück, und der Blaubart sagte unter der Thüre zu ihr: „Eigentlich sollt' ich Euch auch tödten, um ganz sicher zu sein, doch mögt Ihr leben, wenn Ihr mir auf die Hostie schwört, mich nie zu verrathen."

Als nun Anna und Maria allein waren, fielen sie einander um den Hals und weinten sehr, und verwünschten tausendmal die abscheuliche Neugierde, aber das half leider nichts mehr.

„Stelle Dich ans Fenster," sprach endlich Maria, „und gieb Acht, ob die Brüder nicht kommen; ach! wenn sie nur kämen."

Anna stellte sich ans Fenster und schau'te hinaus, aber sie konnte nichts erblicken, als die Ochsen und Schafe, welche die Hirten von der Weide heimtrieben.

Da trat der Blaubart wieder ein, und mit ihm zwei Knechte, die hatten rechte Spitzbubengesichter; sie hoben eine verborgene Fallthüre in der Mitte des Zimmers auf und gingen dann wieder hinaus.

Blaubart aber ſprach: „Komm! ſteige mit mir hinab, damit ich es ſchnell zu Ende bringe.“

„Ach! laß mich nur noch zwei Minuten leben!“ flehte die Fürſtin, „damit ich beten und von meiner Schweſter Abſchied nehmen kann.“

„Es ſei!“ murmelte Blaubart — „ich ſteige voran, mach' es kurz und komm hinab, wenn ich Dich rufe.“ Und ſomit ſtieg er hinab.

Maria betete was Weniges, aber es wollte nicht recht gehen — und ſie fragte ihre Schweſter, ob ſie noch nichts ſähe. Die Schweſter antwortete immer: „Leider ſehe ich noch nichts!“

„Nun, komm herab!“ rief Blaubart aus dem Gewölbe. —

„Gleich — gleich!“ ſtöhnte Maria, aber ſie kam nicht hinab. — Da wurde Blaubart endlich ungeduldig und ſchrie: „Wenn Du nicht gleich kommſt, ſo komm' ich!“ —

„Nur noch einen Augenblick!“ bat Maria.

„Maria, Maria! ich ſehe unſere Brüder,“ flüſterte Anna ihr leiſe zu.

„Komm herab!“ ſchrie Blaubart. —

„Erbarmen!“ rief Maria, und ihre Brüder waren ganz nahe am Schloſſe.

„Nein!“ kreiſchte Blaubart — ſtieg aus der Fallthüre herauf und ſtürzte auf ſie zu. Maria und Anna flohen in das Zimmer, wo die ſieben Köpfe lagen, und drückten die Thüre hinter ſich an, ſo daß Blaubart einen Augenblick nicht hinein konnte; da wurde er wüthend und ſchrie: „Verdammte Weiber! nun ſollt ihr Beide ſterben!“ — rannte mit dem Fuße gegen die Thüre und ſtieß ſie in Trümmern. Aber eben als er in das finſtere Gemach ſtürzen wollte, kamen die Brüder der beiden Frauen und griffen den Blaubart an; er wehrte ſich gewaltig, aber es half ihm nichts, denn der älteſte Bruder ſtieß ihm das Schwert in den Hals, daß er ſogleich todt neben der ſchwarzen Thüre hinfiel und Maria und Anna glücklich befreit waren.

Den Brüdern hätte es eigentlich ſchlimm ergehen können, weil ſie ihren Lehnsherrn umgebracht hatten; da aber Blaubarts Grauſamkeiten alle an den Tag kamen, und ſeine ſieben gemordeten Weiber aus den höchſten und allerhöchſten Sippſchaften entſproſſen waren, ſo fanden es alle ganz recht, daß der Wütherich ſeinen Lohn empfangen habe, und Maria blieb ſeine

Erbin, und heirathete nach Jahr und Tag einen jungen Ritter, der ſich aus der Neugierde ſeiner Frau ſo wenig machte, wie alle ſeine andern Leidensgenoſſen, und ſomit iſt das Mährchen vom Blaubart zu Ende.

Siebentes Mährchen.

Rübezahl.

II.

Und der Berggeist hatte Wort gehalten, er hatte die Menschen kennen gelernt, und sie ihn, und auch der dümmste Mensch ließ sich's nicht mehr einfallen, den „Rübezahl" hintergehen zu wollen, so hatte er sich in Respect gesetzt! Viele, die kein gutes Gewissen hatten, fürchteten ihn sogar recht tüchtig. Aber die Mehrzahl der Menschen liebte ihn; denn wo sich eine schickliche Gelegenheit fand, versäumte Rübezahl nie, den Menschen Gutes zu thun. Manchen armen Teufel hatte er mit etlichen Tannenzapfen beschenkt, die sich später in gediegenes Gold verwandelten und den armen Teufel zum reichen

Kgl. Univ. Bibl.
Berlin

Rübezahl. (2.)

Manne machten, vor dem ſich andere reiche Herren bückten, den Hut zogen und auf Franzöſiſch **Bon jour!** ſprachen, wenn ſie auch früher oft ihm ein „Geht zum Henker, Ihr armer Schlukker!“ zugerufen hatten.

Ich weiß wohl, mit ſo ein paar goldnen Tannenzapfen wäre noch heutiges Tages manchem armen Geſellen geholfen, z. B. mir ſelber! Und der Berggeiſt weiß das auch recht gut; aber er weiß auch, daß Gold allein ſelten eine dauernde Hülfe iſt, das Geld iſt rund, und man ſchlägt es leicht in Maſſe todt — **Exempla sunt odiosa!** — und dann iſt der Jammer und die Noth größer, denn vorher.

Ich meine: wer an Seel' und Leib geſund und friſch iſt, mit dem hat's in keiner Noth eine Noth, und wegen des dummen Geldes gar wird er ſich keine Sorgen machen. Rübezahl muß das auch gemeint haben, als er den reichen Pachter Hans Chriſtoph in die Cur nahm; und davon will ich diesmal erzählen.

Hans Chriſtoph war, wie geſagt, ein Pachter, und ein reicher dazu, und die grundehrlichſte und gutmüthigſte Haut, die man ſich denken konnte. Dafür wurde er aber auch tüchtig ange-

führt — wie ihr euch denken könnt, von Leuten, die alles Mögliche sein konnten, nur nicht ehrlich und gutmüthig.

Lange merkte Hans Christoph nichts; und als er's dennoch merkte, sagte er seiner Gutmüthigkeit halber lange nichts darüber. — Endlich aber riß ihm denn doch die Geduld, weil die Schelme ihn gar zu arg und unverschämt betrogen und behandelten. Er jagte alle seine Umgebungen von sich, so weit er konnte, und lebte nur mit seinem Weibe, seiner Tochter und einem dummen Knechte auf seinem Gütchen, allen andern Menschen ewige Feindschaft und grimmigen Haß schwörend. Und weil er sich eine rechte Mühe damit gab, so bracht' er's am Ende so weit, daß selbst seine Frau und seine Tochter ihre liebe Noth mit ihm hatten.

Als er dies merkte, obwohl sie's zu verbergen suchten, weil sie ihn sehr lieb hatten, dachte er: „die heucheln auch, und warten nur auf eine Gelegenheit, wo sie mir eins anhaben können, o Menschenbrut!" und von Stunde an war er der abscheulichste Hausdespot, der sich denken läßt; er ärgerte seine Frau, quälte seine Tochter und prügelte seinen armen, dummen

Habakuk, daß ſich die Steine hätten erbarmen mögen. In kurzer Zeit war er bei allen Leuten nur unter dem Namen „der Rappelkopf" bekannt, und die Kinder konnte man zu Bette jagen, wenn man dieſen Namen nannte und ein Geſicht dazu ſchnitt, wie der Rappelkopf, wenn ihm ein Menſch begegnete und freundlich „Guten Tag!" zurief.

Nun lebte zu ſelbiger Zeit ein junger Burſche im Dorfe, der Sohn des verſtorbenen Predigers. — Er hatte ſtudirt und war Candidat und in Gretchen verliebt. Gretchen war des Rappelkopfs Tochter, aber im geringſten nicht ſo rappelköpfiſch und menſchenfeindlich, wie ihr Vater; im Gegentheil, ſie war ſanft und ſittſam und hatte Gott und alle Menſchen lieb; am liebſten aber doch wohl den Candidaten Wilhelm.

Die Liebenden hatten ſich ſchon oft berathen, wie es wohl angehen könnte, daß ſie vom Vater Rappelkopf die Erlaubniß erhielten, einander zu heirathen. Es wollte ihnen aber lange kein guter Rath kommen. — Endlich ſprach Wilhelm: „Der gerade Weg iſt der beſte! ich geh

zu deinem Vater, Gretchen! und bringe mein Anliegen in Gottes Namen vor."

Und er that, wie er gesagt hatte. — Hans Christoph aber spie Feuer und Flammen, und schrie: „Was? heirathen will der Gelbschnabel, der Habenichts! heirathen will er meine Grethe? — Doch ja! warum nicht, das Mädel hat Geld, das kann so ein studirtes Herrchen brauchen, nicht? Schulden bezahlen! nicht? — neue machen, falsch spielen — herrlich und in Freuden leben, endlich Weib und Kind in Noth und Elend verlassen — nicht? — hinweg, Menschengesicht! und wagst Du es wieder, meine Schwelle zu betreten, so hetz' ich Dich mit Hunden vom Hofe!" — und somit nahm er den unglücklichen Freiersmann beim Kragen und warf ihn aus dem Hause. Der arme Wilhelm war übel dran! sein gerader Weg war gänzlich fehl geschlagen, und der Trost mit den Hunden für die Zukunft war eben nicht erbaulich! — Was aber das Allerschlimmste war: er konnte sein Gretchen nicht mehr zu sehen bekommen und ihr sein Leiden klagen; denn der böse Vater hatte sie in ihr Kämmerchen eingeschlossen, die Thüre mit sieben Riegeln wohl versehen.

und die Fenſter vernageln laſſen, damit ſie nicht hinaus ſchauen ſollte. — Gegen ſolche Mittel iſt denn freilich nichts auszurichten. — Ueberhaupt geht die Sage, daß ein junger Burſche, der in Liebe befangen, ſo lange der Liebestraum währt, in andern Dingen kein ſonderliches Genie ſei, und einen guten Freund, der für ihn denkt, wenn es etwas Geſcheites zu denken giebt, gar wohl brauchen kann. —

Wilhelm hatte dermalen noch keinen ſolchen, und deshalb lief er denn wie ein ächter deſperater Liebhaber hinaus in die Berge, und ſeufzte ſehr herzbrechend und klagte den fliehenden Wolken ſein Leiden, und den grünen Bäumen und den blauen Bächen; und das Echo klagte ihm nach, ſo daß er immer ſentimentaler wurde, und endlich wirklich zu weinen anfing, und zwar ſehr laut.

„He, Landsmann! was greint Er denn da ſo ungebührlich?“ tönte plötzlich eine tiefe, aber wohlklingende Stimme neben ihm. Wilhelm blickte auf, und gewahrte einen ſchmucken Jägersmann, etwa dreißig Jahre alt, von wackerem Ausſehen.

„Ich greine nicht!“ verſetzte Wilhelm — „ſondern ich beklage mich nur über mein Leid.“ —

„Liebesleid etwa?“

„Ach ja!“

„Hoho! hat Euch Euer Schätzchen einen Poſſen geſpielt und will Euch nicht?“

„Ach Gott, nein! die gute Seele heirathete mich lieber heute denn morgen — aber der Vater —

„Weiß ſchon! ſeid ein armer Teufel, und er will Batzen!

Wär' es nur das — ich bin Candidat und kann alle Tage Pfarrer werden — da hätt' ich ſchon mein Auskommen für mich und Weib und Kind.“

Nun zum Schellober! was will denn der Alte? —

„Ach, Ihr könnt mir doch nicht helfen!“

„Wer weiß! nur heraus mit der Sprache, was iſt's mit dem Alten?“

Je nun, er iſt ein Menſchenfeind.

„Wie heißt er?

Hans Chriſtoph — das Volk nennt ihn den Rappelkopf.

Der Jäger lachte laut auf, und rief: „Volksſtimme Gottesſtimme! — Seid getroſt, Landsmann, Ihr ſollt Euer Mädchen haben.“

„Wer ſeid Ihr denn?“ fragte Wilhelm erſtaunt.

„Das Volk hat mir auch einen Beinamen gegeben,“ verſetzte der Jäger ſchalkhaft, „es nennt mich Rübezahl.“

Wilhelm fiel ihm zu Füßen und ſtammelte: „O Herr der Berge! — und Du, Du wollteſt mir helfen.“ —

„Nicht nur Dir,“ ſprach Rübezahl, „ſondern auch dem armen Teufel Hans Chriſtoph! Er wird bald aus Eurer Mitte auf einige Zeit verſchwinden. Sei unbeſorgt deshalb und tröſte ſein Weib und Dein Gretchen, ſo gut Du kannſt; doch ſchweige von meiner Erſcheinung, und Allem, was ich Dir ſagte.“ Somit verſchwand der Geiſt, und Wilhelm kehrte beruhigt nach Hauſe zurück.

Zu ſelbiger Zeit aber geſchah es, daß Frau Suſe, die Pachterin, dem dummen Habakuk befahl: „Geh in den Garten, Habakuk, und ſtich mir ein paar Cichorien aus.“ — Alsbald ergriff Habakuk ein großes Küchenmeſſer und

ging in den Garten, um die Cichorien auszustechen.

Vor dem Cichorienbeete aber stand ein schöner Aepfelbaum, und vor dem Aepfelbaume stand Hans Christoph, der Rappelkopf, und hatte seine Freude — an den schönen Blüten meint Ihr? — Nicht so! An den Raupen, welche die schönen Blüten zernagten, daß alle Aussicht auf eine Aepfelärnte verschwand.

„Freßt nur," murmelte der Menschenfeind mit ingrimmigem Lächeln — „freßt nur, zernagt nur immer zu alle meine Bäume kahl — dann gehts an der Nachbarn Gärten, lustig! lustig!" —

Als nun Habakuk seinen Herrn so stehen sah und murmeln hörte, sprach er bei sich selbst: „Der Herr befindet sich wieder in einem kratzbürstigen Humor, und die Wahrheit zu sagen, ich fürchte, daß er mir ein paar Ohrfeigen giebt, wenn ich ihn in seinen Lieblings-Gedanken störe. Aber die Frau will einen Cichorien haben, wenn ich mich nur unbemerkt hinter dem Baume herum schleichen könnte nach dem Beete, und einen ausstechen." Und wirklich fing er an, ganz leise zu schleichen, aber der Rappelkopf hörte es doch, drehte sich rasch um und schrie: „Wer da?"

Habakuk erſchrak, und ließ das Meſſer fallen. Als dies der Rappelkopf gewahrte, kreiſchte er laut auf: „Kerl! was wollteſt du mit dem Meſſer?“

„Ich wollte“ — ſtotterte zitternd Habakuk, „ich wollte“ —

„Mich ermorden!“ fiel ihm der Rappelkopf ins Wort.

„Warum nicht gar!“ rief Habakuk ganz erſchrocken, „wie mag der Herr Pachter auf ſo kannibaliſche Gedanken gerathen? einen unſchuldigen Cichorien wollte ich ausſtechen!“

„Du lügſt, Kerl!“, heulte Hans Chriſtoph“ — Du biſt gedungen mich zu ermorden — wer hat dich gedungen? Bekenne!“ und ſomit packte er ihn an der Gurgel, und drückte ſie ſo gewaltig, daß Habakuk braun und blau im Geſichte wurde — er pruſtete und würgte: — „Barmherzigkeit! — ich erſticke. Wahrhaftig! Einen Cichorien“ —

„Wer befahl Dir's?“ donnerte Hans Chriſtoph, und ſchüttelte ihn ſtärker.

„Die Frau Pachterin!“ ächzte Habakuk halb todt vor Angſt.

Wie vom Blitz getroffen ließ Hans Chriſtoph ihn plötzlich los, und murmelte in dumpfer Verzweiflung: „So weit alſo iſt's ſchon gekommen? — mein eignes Weib ſtellt mir nach dem Leben! ſchändlich! ſchrecklich!"

„Aber du mein Schöpfer und Heiland!" jammerte Habakuk, „ſo nehme der Herr doch nur Menſchenverſtand an! Wie kann ich ihn ermorden wollen, wenn ich einen Cichorien" —

„Iſt der Spitzbube noch da?" ſchrie wüthend der Rappelkopf — „fort! mir aus den Augen!" — da warf er ihm einen Geldbeutel an den Kopf — „hier iſt Lohn! entfliehe oder ich ſchieße dich todt!" Und wirklich griff er nach der Gartenflinte und zielte auf ihn. —

Mit einem lauten Geſchrei ſprang Habakuk davon ins Haus, und erzählte der Pachterin alles. — Dieſe glaubte nichts Geringeres, als ihr toller Mann werde ſogleich kommen und ſie umbringen. Es kam aber ganz anders; denn nachdem der Rappelkopf ſeinen Knecht fortgejagt hatte, ging er zwar ins Haus, aber grades Wegs in ſein Zimmer; hier ſteckte er einige Beutel mit Geld in die Taſchen, ſchlug dann Tiſche und Stühle ohne Umſtände ent-

zwei, und endlich auch den Spiegel, als er von ungefähr hinein ſchaute und ſein böſes Geſicht erblickte; dann ſtülpte er zwei Hüte über einander auf den Kopf, nahm einen tüchtigen Knotenſtock zur Hand, und verließ ſein Haus und ſein Dorf, mit dem feſten Vorſatz, nie dahin zurück zu kehren. Er lief den ganzen Tag hindurch, durchs Gebirge, um ſo weit wie möglich von ſeinen Verwandten zu kommen. Unterwegs rief er ſich alles ins Gedächtniß zurück, was die Menſchen ihm Böſes zugefügt hatten und haben ſollten, und ward dadurch immer mehr voll Gift und Galle.

So überraſchte ihn die Nacht im Walde, ohne daß er's gemerkt hatte, und er konnte, ſo ſehr er ſich auch abmühte, nicht aus dem Walde heraus auf die Landſtraße kommen, um ſich ein Obdach zu ſuchen, und unter freiem Himmel die Nacht zu verbringen, dazu hatte er gar keine Luſt; denn erſtens war er nicht daran gewöhnt, und zweitens fürchtete er ſich vor wilden Thieren, als da ſind: Bären und Wölfe, und drittens zog ein ſtarkes Gewitter herauf und der Wind ſtrich ſchon recht ſtark durch den Wald, einen nahen Sturm verkündend.

Hans Chriſtoph ſtrengte ſeine letzten Kräfte an, als er durch das Waldes Dunkel eine lichtere Stelle bemerkte, um dahin zu kommen — bald befand er ſich auch am Rande eines Bergkeſſels, in deſſen Mitte auf einem freien Plätzchen er eine kleine Hütte gewahrte — er ſtieg hinab, ging auf die Hütte zu und trat ein.

Er fand in dem engen Stübchen eine ganze Köhlerfamilie beiſammen — das Oberhaupt derſelben, der Vater, lag betrunken auf dem ärmlichen Lager, die älteſte Tochter ſpann und wiegte ihr jüngſtes Schweſterchen, welches mit Hund und Katze um die Wette muſicirte, zwei etwas ältere Kinder jammerten nach Brod, und die beiden älteſten Jungen wurden ſo eben von der Mutter derb durchgeprügelt, während die alte blinde Großmutter den Abendſegen hüſtelte.

„Hoho! das iſt ja eine glückliche Familie," lachte der Menſchenfeind. „Nur immer drauf los geſchlagen! recht ſo, brav!"

„Was wollt Ihr? — wer ſeid Ihr?" rief das Köhlerweib, und die Jungen ſchrien: „Der Herr braucht ſich nicht darüber zu freuen, wenn wir Prügel kriegen, wer weiß, ob er ſelbſt nicht welche nöthig hätte."

„Schweigt, ihr Rangen!“ ſchalt die Mutter.

Hans Chriſtoph aber grinzte: „Saubere Früchtchen! — Nun! packt Euch alle mit einander zum Tempel hinaus, damit ich die Nacht ungeſtört verbringen kann.“

„Was iſt das?“ ſchrie das Köhlerweib — „ſeid Ihr bei Troſt oder ſeid Ihr verrückt? Ihr wollt uns aus unſerm Eigenthum werfen? „Die Mühe nehm' ich mir nicht,“ verſetzte der Rappelkopf verächtlich — „Ihr werdet von ſelbſt gehen, oder wie? wäre mit dieſem Beutel voll Gold eure Hütte etwa zu gering bezahlt?“ Und bei dieſen Worten zeigte er ihr einen ſeiner Geldbeutel. Dem armen Weibe aber blieb vor Staunen der Mund offen, und endlich brachte ſie nur mühſam die demüthigen Worte hervor: „Ach, lieber Herr! iſt das Euer Ernſt? das ſchöne blanke Geld für unſere armſelige Hütte?“

„Ich ſagt es,“ ſprach der Rappelkopf finſter, „hier iſt das Geld!“ — er warf ihr den ſchweren Beutel vor die Füße — „und nun Marſch fort!“

„Ach ihr lieber, goldner Herr!“ rief das Weib und hob das Geld auf und die Kinder jauchzten: Nun bekommen wir Brod, und drängten ſich um den Rappelkopf, ihm die Hände zu küſſen.

Dieſer lachte aber boshaft: „Wie die Beſtien auf einmal ſo zahm ſind;“ — dann aber ſtieß er ſie von ſich und ſchrie: „Fort von mir, Lumpengeſindel, hinaus aus meinem Eigenthum.“

„Ach, lieber Herr,“ bat die Köhlerin — nur dieſe Nacht noch vergönnt uns hier zu weilen, mein Alter da iſt betrunken, die Großmutter iſt lahm, auch müſſen wir doch unſer Bischen Habſeligkeit mitnehmen.“ Aber Hans Chriſtoph ſprach finſter: „Ihr geht ſogleich, was ihr tragen könnt, mögt ihr mitnehmen, für das andere Gerümpel iſt hier noch dieſe Börſe — wo ihr euch aber nun nicht ſogleich packt, ſo iſt der Handel null und nichtig.“

Da ſprach die älteſte Tochter leiſe zur Mutter: „Laß uns nur gehen, Mutter, ein Viertelſtündchen von hier iſt ja meines Bräutigams Hütte, er wird uns freudig aufnehmen, und ich möchte ohnehin mit dem gräulichen Fremden die Nacht nicht unter einem Dache verbringen.“

„So ſei es denn, Herr!“ ſprach die Mutter, „wir wollen gehen!“ Darauf packte ſie ihrem Mann einige Betten auf den Rücken und band ſie feſt, die beiden älteſten Jungen führten ihn, der von ſeinen fünf Sinnen nichts wußte; der

Großmutter wurde die Bibel anvertraut, und die Mutter führte ſie ſelber, Salchen aber trug das jüngſte Kind und die beiden andern, Hund und Katze tragend, trippelten hinterdrein. — So wanderte die ganze Familie aus der Hütte, und Hans Chriſtoph blieb als nunmehriger Selbſtbeherrſcher darin zurück.

„Dem Himmel ſei Dank!“ rief er. „Hier hab' ich endlich eine Freiſtätte gefunden, hier will ich leben und ſterben als ein Einſiedler weit weg von dem tückiſchen, falſchen Menſchengeſindel — es wird ſich ſo leicht kein ungebetner Gaſt hierher verirren, und geſchieht es dennoch, ſo gebrauch' ich mein Hausrecht und damit Baſta.“

Aber indem er noch ſo redete, pochte es draußen an die Thüre, und eine kräftige Baßſtimme rief: Hollah he! — aufgemacht! „Poche und ſchreie du nur!“ brummte der Rappelkopf, „'s wird doch nicht aufgemacht!“

Aber das Pochen und Schreien wurde heftiger und heftiger, und ſchien nicht enden zu wollen, da lief dem Rappelkopf die Galle über, er ergriff ſeinen Knittel und mit den Worten: „Wart' — ich will dir Mores lehren!“ ſprang er aus der Hütte. Draußen erblickte er einen

alten Weidmann, welcher sogleich auf ihn einbonnerte: „Was ist denn das für eine confuse Wirthschaft, Gevatter Kohlenbrenner! warum laßt Ihr mich heute so lange pochen und schreien, ehe Ihr mir aufthut?"

„Ich bin nicht Euer Gevatter Kohlenbrenner" versetzte Hans Christoph — „und Ihr findet ihn auch nicht mehr hier, ich habe ihm diese Hütte abgekauft, und sie ist jetzt mein Eigenthum, verstanden?"

„O ja!" sprach der Jäger ruhig, „aber das thut nichts zur Sache, der alte Bursche, obgleich ein arger Saufbruder, hat mir doch nie ein Nachtlager versagt, so oft die Nacht mich im Walde überfiel, und ich hoffe, Ihr werdet auch Gastfreundschaft an mir üben."

„Das werde ich wohl bleiben lassen!" war des Rappelkopfs schnöde Antwort.

„Ei Herr!" bat der alte Jäger, „seid doch nicht so unfreundlich, mir altem Manne diesen geringen Liebesdienst zu verweigern. — Schaut, am Himmel zieht ein böses Unwetter herauf — große Regentropfen fallen schon, stundenweit herum ist keine menschliche Wohnung anzutreffen! Ich will ja gern wie ein Hund mit dem schlech-

teſten Winkel Eurer Hütte vorlieb nehmen, könnt ihr's noch übers Herz bringen, mich alten Knaben in die ſtürmiſche Nacht hinaus zu ſtoßen?"

„Ich kanns, mein Guter!" verſetzte Hans Chriſtoph. — „Ich kanns, und werd es, und rathe Euch im Guten, ſcheert Euch eurer Wege, oder ich lange Euch mit meinem Knotenſtocke dermaßen über Euren kahlen Schädel, daß Ihr für immer genug habt. Alſo marſch! packt Euch."

Da griff aber plötzlich der Jäger nach der Flinte, legte auf den Rappelkopf an, und fragte: „Wollt Ihr mir Herberge geben?"

Hans Chriſtoph ſprang erſchrocken zurück und ſchrie: „Was Henker, wollt Ihr mich todt ſchießen?"

„Wie einen tollen Hund," entgegnete der Jäger kalt, „wenn Ihr Euch alſo gebehrdet. — Antwort, wollt Ihr mir ein Nachtlager in Eurer Hütte verſtatten?

„Scheert Euch hinein!" kreiſchte der Rappelkopf, „und möge der ſchwarzgefiederte Satan und die ganze wilde Jagd mit Euch einziehen; ich aber will nicht mit Euch, noch irgend einem Menſchengeſichte je wieder unter einem Dache ſchlafen," — und als er ſo getollt, wollte er hineinlaufen in den Wald.

Der Jäger aber ergriff ihn beim Arme und rief: „Steh, Erdenwurm!“

„Ich verbitte mir alle Anzüglichkeiten!“ verſetzte Hans Chriſtoph patzig.

„Erdenwurm!“ wiederholte der Jäger, „erkenne mich! ich bin der Herr dieſer Berge,“ und plötzlich ſtand er vor ihm in ſeiner Rieſengröße.

Hans Chriſtoph erſchrak zwar tüchtig, doch faßte er ſich bald wieder und ſprach: „Herr Bergkönig — wenn Ihrs wirklich ſeyd! — ſo hoffe ich, Ihr werdet mich ungeſchoren laſſen.

„Gieb Deinen thörichten Menſchenhaß auf,“ befahl der Geiſt, „und kehre zurück zu den Deinigen.

„Gehorſamer Diener!“ verſetzte Hans Chriſtoph, „ich habe guten Grund, die Menſchen zu haſſen, und ich weiß wirklich nicht, warum Ihr ſo für ihren Umgang eingenommen ſeid, mein Herr Rübezahl.“

Da flammte Zorn auf im Antlitz des Bergkönigs und mit fürchterlicher Stimme rief er: „Für dieſe Frechheit, Erdenwurm, könnte ich Dich zermalmen, doch ich habe mir gelobt, Dich zu beſchämen und zu beſſern, und ſo verzeih ich

Dir für diesmal, doch wähne nicht, mir zu entgehen, bald sehen wir uns wieder," und somit verschwand er vor des Rappelkopfs Augen.

„Das ist mir eine schöne Bescherung," brummte Hans Christoph, „kaum bin ich von der Menschenbrut glücklich entfernt, so kommen die Kobolde und machen mir grobe Freundschafts-Anerbietungen. Nun diese Nacht will ich wenigstens noch für mich behalten." Also brummend, wollte er in seine Hütte zurückkehren, als er aber die Thüre öffnete — o Entsetzen, da schaute sein verstorbener Großvater heraus und fragte: „Hänschen! Hänschen! ists wahr, bist du ein Menschenfeind geworden?

„Au weh!" schrie der Menschenfeind, „geh der Herr Großvater weg, damit ich durch kann."

Aber der Großvater ging nicht weg und indem brach das Gewitter mit furchtbarer Macht los, Blitz folgte auf Blitz, der Donner brüllte und hallte zehnfach in den Bergen wieder; unendlicher Regen goß in Strömen herab.

„Da ist kein andres Mittel, ich muß durchs Fenster!" jammerte Hans Christoph, und machte Anstalt, durchs Fenster in die Hütte zu steigen. Aber das Fenster öffnete sich von selbst, und

hinaus ſchaute Rappelkopfs verſtorbene Groß-mutter im Leichenhemde, und fragte: „Iſts wahr, Hänschen? biſt du ein Menſchenfeind geworden?"

„O alle Wetter!" heulte Hans Chriſtoph, „ſo geh die Frau Großmutter doch vom Fenſter!" — aber die Großmutter ging nicht. —

Da ſtürzte ſich der angeſchwollene Bergſtrom ins Thal hinab und in Kurzem reichte das Waſſer dem Rappelkopf ſchon über die Knie hinauf — da raffte er ſich zuſammen und klimmte aufs Dach der Hütte, aber das Dach öffnete ſich und Rappelkopfs verſtorbener Vater ſchaute hinaus und zürnte: „Ungerathener Schlingel! biſt ein Menſchenfeind geworden! hab ich dich dazu erzogen?" Und zu gleicher Zeit ſchau'te aus dem Monde das blaſſe Todtengeſicht ſeiner ſeligen Mutter und klagte: „Ach Sohn! ich habe dich unter meinem Herzen getragen, dich mit Schmerzen geboren und mit liebender Sorge groß gezogen — ach, und du biſt ein Menſchenfeind geworden?" —

Aber Rappelkopf ſchrie wüthend: „Herr Vater und Frau Mutter! laßt mich ungeſchoren, und packe ſich die Frau Mutter in alle-

Teufel Namen aus dem Monde, er ſcheint ohnehin trübſelig genug.

Da riefen alle Geiſter „Wehe!“ über ihn und verſchwanden.

Aber wilder und wilder brauſte das Wetter, und höher und höher ſchwollen die Wogen an; endlich erfaßte ein Strudel die Hütte, daß ſie zuſammenkrachte, und riß ihre Trümmer und den Menſchenfeind mit ſich hinab in die Tiefe.

Als der Rappelkopf nach einer langen Ohnmacht erwachte, fand er ſich auf einem weichen Ruhebette liegend, — er fuhr in die Höhe und glaubte im erſten Augenblick, daß er alles Erlebte nur geträumt habe; bald aber merkte er, daß Alles ſich wirklich begeben, und daß wohl nur durch eine überirdiſche Macht ſein Leben erhalten worden, denn der Raum, worin ſein Ruhebette ſtand, war eine Höhle von flimmerndem Geſtein, und durch ein ſeltſam grünliches Licht, welches von einer Kryſtallkugel an der Decke auszugehen ſchien, erhellt.

„Ja, ja!“ sagte er leise bei sich, „Zaubere muß hier im Spiele sein.“ Und als er noch so redete, kam schon ein Zwerg und sprach zu ihm: „Folge mir!“

Der Rappelkopf folgte dem Zwerge in eine unabsehbare Felsenhöhle, ebenfalls von flimmerndem Gestein, aber so prachtvoll, daß es schien, als sei sie aus lauter Diamanten, Rubinen, Sapphiren, Smaragden und Gold erbaut; himmelhohe silberne Lilien stützten die azurblaue Decke, welche aus einem einzigen Riesen-Edelsteine zu bestehen schien, ein Licht, so hell wie das der Sonne, strahlte von der Wand dem Eingange gegenüber, so daß der Rappelkopf anfangs ganz geblendet war, und nichts unterscheiden konnte. Endlich sah er, daß die ganze Helle voll Erd-, Wasser-, Feuer- und Luftgeister war, und in der Mitte, von wo das Licht ausging, saß auf einem Throne von gediegenem Golde der Fürst des Riesengebirges, Rübezahl, in seiner herrlichen Jünglingsgestalt.

„Nun,“ redete er nach einer Weile den Rappelkopf an; „nun, Freund Menschenfeind, hab' ich Wort gehalten, sahen wir uns bald wieder?“ —

„Ihr habt mir wohl das Leben gerettet?“ sprach der Rappelkopf etwas beschämt.

„Das hab' ich!“ versetzte Rübezahl, „und Du magst daraus ersehen, daß ich wenigstens nicht Dein Feind bin, obwohl Du mich beleidigen wolltest. Aber ich will noch mehr für Dich thun, ich will Dir Deinen Frohsinn, Deine Heiterkeit, das Vertrauen auf gute Menschen zurückgeben, wo Du mir nur einen Gefallen erzeigen willst.“

„Ach, Herr Geist!“ sprach Hans Christoph, „laßt mich mit den Menschen ungeschoren, Ihr kennt sie nicht; mein eignes Weib hat mir nach dem Leben getrachtet, und meine Tochter würde es nicht besser machen, wenn sie dadurch ihren Candidaten bekommen könnte — doch redet, was soll ich thun?“

„Deine Umgebungen besser kennen lernen und — Dich selbst. Höre meinen Vorschlag! — Ich will Dich unkenntlich machen, Du sollst dem Bruder Deiner Frau ähnlich sehen. Als solcher kehre in Dein Haus zurück, und erforsche die Gesinnungen der Deinigen über Dich. Willst Du?“ —

„Topp!“ rief Hans Christoph nach kurzem

Beſinnen — „ich will; — aber es werden ſchöne Geſchichten herauskommen! — Ihr ſagtet aber auch, ich ſollte mich ſelbſt kennen lernen. Wie meint Ihr das?"

Der Geiſt lächelte und fragte: „Haſt denn Du immer gut gehandelt gegen Deine Umgebungen?" —

„Hm!" ich denke doch!" —

„Ich denke nicht! Du warſt finſter, mißtrauiſch, tyranniſch, grob, jähzornig, und träumteſt beſtändig von Betrug und Verrath. — Geh! Bald nach Deiner Ankunft wird Dein Doppelgänger als Hans Chriſtoph erſcheinen, er wird Dir im Reden und Handeln wie im Aeußern vollkommen gleichen; da magſt Du ihn als unpartheiiſcher Richter beobachten, und mir hernach ſagen, ob ich Recht hatte."

„Topp, es ſei!"

„Nur Eins noch merke Dir: Alles, was Deinem Ebenbilde widerfährt, in ſofern es aus ſeinen Handlungen hervorgeht, es ſei nun gut oder böſe, widerfährt auch Dir; — dagegen mein Wort, daß er nur ſo handeln ſoll, wie Du ſelbſt als Hans Chriſtoph Rappelkopf gehandelt haben

würdeſt. — Biſt Du auch damit zufrieden, ſo reiche mir die Hand.“

Der Rappelkopf reichte ihm die Hand, und verſprach ſich zu Hauſe ſo ſanft und gut zu betragen, wie ſeiner Frauen Bruder. Darauf winkte der Geiſt, und einige Gnomen nahmen ihn mit ſich, um ihn in der Geſtalt des Bauers Velten (des Bruders der Pachterin) auf die Oberwelt zu geleiten.

„Ach, Frau Pachterin, komme Sie geſchwind heraus! Der Herr Bruder iſt angekommen und will Sie umarmen.“

Mit dieſen Worten ſtürzte der dumme Habakuk in die Milchkammer, und die Pachterin ließ Alles ſtehen und liegen, wie es Luſt hatte, und eilte ins Haus, ihren Bruder zu begrüßen. Sie ſtürzte weinend in ſeine Arme und rief: „Gott ſei gelobt, daß Du endlich da biſt! Oft ſchon hab' ich mich nach Dir geſehnt, Du guter Bruder, aber jetzt kommſt Du mir wie ein Engel vom Himmel. —

„Ach Du gute Schweſter!“ verſetzte der

Bruder mit einem süßsauern Gesichte; — „aber ich bitte Dich, laß das Umarmen und Küssen, mir wird so schwül dabei!"

„Du bist wohl müde von der Reise?" fragte die Pachterin zärtlich.

„Ja wohl, ja wohl!" antwortete der Bruder, und trocknete sich den Schweiß von der Stirn. „Aber was ich sagen wollte, Schwester, wo ist denn Dein Tollkopf von Mann?"

„Ach Gott!" klagte die Pachterin; „das ist ja eben mein Unglück. Er hat sich eingebildet, der arme Habakuk hätte ihn ermorden wollen, ist davon gelaufen und Niemand weiß wohin — ach wenn er nur nicht todt ist!"

„Nun da wärst Du den Quälteufel ja los!" murmelte Bruder Velten. —

„Was redest Du da?" versetzte die Pachterin unwillig. „Ich soll doch nicht den Tod meines Mannes wünschen? So viel Kummer er mir auch in den letzten fünf Jahren gemacht hat, und so sehr er mir Unrecht that mit seinem Mißtrauen und seiner Härte, so ist und bleibt er doch mein Mann; ich habe früher glückliche Jahre mit ihm verlebt, und werde ihn immer lieben, denn sein Herz ist gut und hat keinen

Theil an seiner unglücklichen Gemüthsstimmung."

„Hähähä! — Du bist doch ein braves Weib. Kurios! kurios! Hätt' es nimmer geglaubt, daß Du Deinen alten Rappelkopf so lieb haben könntest! — Aber die Grethe, he? — und der Candidat? — die wünschen den Alten gewiß zum Teufel!"

„Im Gegentheil, Gretchen war untröstlich, und ist es noch, und der arme Wilhelm war in Nacht und Sturm hinaus, um den Vater zu suchen; — jetzt dank' ich es nur ihm, daß der Hausstand nicht in Verfall gerathen ist, er führt alle Geschäfte." —

„Alle Wetter — alle Wetter!" murmelte der Bruder und lief im Zimmer umher.

„Frage sie selbst," sprach die Pachterin, „weiter dort kommen sie eben!"

Und wirklich kamen Gretchen und Wilhelm eben herbei; sie begrüßten mit Freude den Onkel, klagten um den Vater, vertheidigten ihn, so oft der Onkel eine Beschuldigung aussprach, und schlossen: „Käme der Vater nur wieder — und gäbe er uns auch nicht seinen Segen, wir wollten unser Unglück tragen, wenn wir ihn nur

zufrieden wüßten." — Kurz, der Bruder fand allerwärts im Hauſe die aufrichtigſte Liebe zu dem Rappelkopf; ſogar der dumme Habakuk ſprach ſie auf ſeine Weiſe aus, und ſagte nur: „Die zu große Dummheit war der einzige Fehler des Herrn."

„Laßt den Alten nur zurückkommen!" rief der Bruder vergnügt, „ich will ihn in die Cur nehmen! Es müßte doch mit dem Teufel zugehen, wenn ich keine Gewalt über ihn hätte. — Aber ich bitte Euch, laßt mich ein Bischen allein, und macht Anſtalt zum Abendeſſen und bittet ein Paar ehrliche Nachbarn dazu, die es mit dem Hans Chriſtoph gut meinen." —

„Mit Freuden!" ſprachen Alle. Die Pachterin und Grethchen gingen in die Küche, und Wilhelm lud die Nachbarn zuſammen, Habakuk aber ordnete auf der Hausflur den Tiſch.

Als der Bruder Velten allein war, lief er zu einem Spiegel, ſchaute hinein und rief lachend: „Meiner Sir! Ich bin der Schwager, wie er leibt und lebt! — kurios, das Ding gefällt mir! — meiner Alten und der Grethe und dem Wilhelm hab' ich Unrecht gethan, und auch dem armen Habakuk — der Kerl iſt ja ſo dumm, ſo

dumm — . Hm! mich ſoll wundern, was mein Ich ſagen wird — im Grunde könnte er jetzt immerhin wegbleiben, ich weiß ja ſchon genug."

Aber indem er noch ſo ſprach, entſtand auf dem Hofe ein fürchterlicher Lärm, und bald darauf ſtürzten Habakuk, die Pachterin und Grethchen ins Zimmer.

„Ach, daß ſich Gott erbarm!" ſchrie Habakuk. „Der Herr iſt angekommen und prügelt die Knechte und Mägde zum Thore hinaus." Und die Pachterin und Grethchen ſprachen zitternd: „Ach Gott! ach Gott! da kommt er ſchon."

„Na, ſeid nur nicht furchtſam!" rief Welten. „Ich will ihn ſchon zur Vernunft bringen."

Da wurde die Thüre aufgeriſſen, und finſter und mürriſch trat der Rappelkopf ins Zimmer, warf den Hut auf den Tiſch und ſetzte ſich, ohne Jemanden zu beachten, in den Großvaterſtuhl.

Die Pachterin näherte ſich ihm mit Grethchen und ſprach leiſe: „Lieber Mann!" —

„Hinaus!" donnerte der Rappelkopf und deutete nach der Thüre — „hinaus! den Augen-

blick!" — Zitternd gehorchten die Weiber und Habakuk sprang hinterdrein.

„Gerade wie ich!" murmelte verwundert Bruder Velten, welcher zurückgeblieben war, und betrachtete den Rappelkopf von allen Seiten. „Täuschend ähnlich!" fuhr er fort — und als der Rappelkopf ihn noch immer nicht beachtete, räusperte er sich und sprach: „Hm! heda!"

„Wer da?" schrie der Rappelkopf und sprang heftig auf.

Velten prallte drei Schritte zurück und antwortete: „Nu, nu! Ich."

„Was für ein Ich?" fragte der Rappelkopf.

Velten lachte dumm und entgegnete: „Je nu, Ich — hähä! Ihr Schwager Velten."

„Was will der Herr Schwager hier?"

„Kurios! was ich will?"

„Ja, was Er will!"

„Ih nu, ich wollt' den Herrn Schwager besuchen!"

„Geh der Herr Schwager zum Teufel!" brummte der Rappelkopf, und trat, ohne ihn weiter zu beachten, an's Fenster.

„Ich gestehe," — sprach Bruder Velten für sich, — „ich gestehe, daß ich ein bischen un-

höflich bin — pfui, was er für Geſichter ſchneidet — ne, das iſt zu arg, er übertreibt!" —

„Höll' und Teufel! wen ſeh' ich?" kreiſchte der Rappelkopf.

„Nu! wen ſehn Sie denn?" fragte Velten und gukte hinter ihm aus dem Fenſter.

Aber raſch ſich umdrehend warf ihn der Rappelkopf zu Boden, daß ihm die Rippen krachten, und rannte zum Zimmer hinaus.

„Au weh!" ächzte Bruder Velten, indem er ſich mühſam aufraffte, — „das war grob! — aber gerade wie ich ſonſt — ich fühle es jetzt ſelbſt — ich habe etwas Abſtoßendes an mir."

Nicht lange währte es, ſo ſtürzte der Rappelkopf wieder ins Zimmer, mit der einen Fauſt hatte er den Candidaten Wilhelm, mit der andern den ſchreienden Habakuk am Kragen gepackt, ſo ſchleppte er ſie herein.

„Was ich für eine beſtialiſche Kraft hab', wenn ich wüthend bin!" ſprach Velten für ſich, und verwunderte ſich.

Der Rappelkopf aber kreiſchte: „Hab' ich Euch, Ihr Mörder — Ihr Räuber — Ihr Mädchen-Verführer — Erbſchleicher, ausgelernte Gauner, graduirte Spitzbuben, hab' ich Euch? — He,

Herr Candidat! was hat Er hier zu ſchaffen, da ich Ihm doch mein Haus ausdrücklich verboten habe? Er will meine Tochter? — Bin ich nicht Herr im Hauſe, hab' ich als Vater nicht das Recht, mit meinem Kinde zu ſchalten, wie ich will?"

„Freilich, das haben Sie!" ſprach Bruder Velten.

„Was will Er?" fuhr ihn der Rappelkopf an. „Was miſcht Er ſich in meine Geſchäfte und Familienangelegenheiten? — Halt' Er ſein Maul, verſteht Er?"

„Nu, nu!" brummte Velten unmuthig.

Wüthend fuhr der Rappelkopf zum Candidaten fort: „Nun und nimmer bekommt Er meine Tochter, lieber erwürg' ich ſie mit dieſen Händen, und ſomit pack' Er ſich zu allen Teufeln!" — und bei dieſen Worten warf er ihn zur Thüre hinaus.

„Was ich heut' für ein Wütherich bin, das iſt ſchrecklich!" rief Bruder Velten und ging unmuthig im Zimmer umher.

Der Rappelkopf ſtürmte wieder herein und auf den armen Habakuk zu: „Und nun zu Dir (grinzte er ihn an), Du heimtückiſcher, boshafter, ſchleichender, hinterrücks kaltblütig-mordender

Bandit! Du, der Du mich ermorden wollteſt!!" Er ſchüttelte ihn heftig.

„Ach! ach! ach!" heulte Habakuk, und Bruder Velten ſchrie: „Hören Sie auf, Herr Schwager — ſo hören Sie doch auf — ich — ich — Ich bezeug' es ihm: er hat einen Cichorien ausſtechen wollen."

„Wenn der Herr Schwager nicht den Augenblick ſchweigt," kreiſchte der Rappelkopf, „ſo werd' ich Ihn ebenfalls zum Hauſe hinauswerfen, wie den Candidaten und dieſen Schurken da!" — und ſomit warf er auch den armen Habakuk zur Thüre hinaus.

„Das iſt zu viel!" — ſprach Velten — „ſo arg hab' ich es nie getrieben."

„Ich kümmere mich nicht um Sein Treiben, bekümmere Er ſich nicht um das meinige!"

„Aber" —

„Was aber?" — er packte den Velten an der Bruſt — Velten, dem doch endlich die Galle ſchwoll, packte ihn wieder, und ſo ſchüttelten die Beiden einander tüchtig durch, und ſchrien auf einander ein, daß das ganze Dorf zuſammenlief.

Die Pachterin, Grethchen, der Candidat und

alles Gesinde eilten herbei, um die Kämpfenden aus einander zu bringen.

„Laßt mich! laßt mich!“ schrie Velten. „Ich will mich — diesen Halunken da — zur Vernunft bringen!“

Der Rappelkopf stieß ihn aber mit Riesenkraft zurück, daß er in den Großvaterstuhl purzelte und athemlos dort liegen blieb, und heulte wild um sich blickend:

„Verhaßte Menschengesichter! seh' ich Euch noch immer um mich — kann ich nirgends Ruhe vor Eurer Falschheit, Eurer Tücke, Eurer Heuchelei bekommen? — Verdammtes Weib! vermaledeites Kind! — hier, hier habt Ihr mein Geld (er riß einige Geldsäcke aus den Taschen und warf sie ihnen vor die Füße) — nehmt es, lebt in Freuden! Ich springe in den See, und ende so meine Qualen!“ — und damit sprang er aus dem Zimmer, aus dem Hause und lief dem See zu.

Mit einem Schrei des Schreckens stürzten ihm Alle nach, und Velten schrie weinend: „Ach du gerechter Gott! der Unglücksmensch, er springt ins Wasser und ich muß ersaufen, Hülfe! Hülfe!“ — Er rannte Allen voraus, dem Rappelkopf nach; dicht am Ufer des Sees ergriff er

ihn beim Rockſchooß und wollte ihn halten, aber der Rappelkopf ſprang in den See und riß ihn mit ſich hinab.

Erſtarrt ſtanden die Uebrigen am Ufer und blickten verzweifelnd in den See, denn Rappelkopf und Velten waren verſchwunden.

Bald aber erhob ſich über dem See ein dichter Nebel, und als er ſich zertheilte, ſchwamm auf einer ſilbernen Gondel der Berggeiſt herbei, neben ſich den geretteten Rappelkopf.

„Da habt Ihr ihn wieder!“ ſprach er freundlich zu den Umſtehenden, — „und gebeſſert! — meine Lehre hat genützt, und er wird fortan kein Menſchenfeind mehr ſein.“

„Gewiß nicht!“ lachte Rappelkopf — oder wie wir ihn jetzt wieder nennen wollen: Hans Chriſtoph. — „Gewiß nicht! Und damit Ihr ſeht, Herr Bergkönig, daß ich Wort halte, ſo erkläre ich hiermit Wilhelm und Grethchen für Brautleute.“

„Wohl!“ ſprach der Berggeiſt. „Begieb Dich mit den Deinen nach Hauſe, der wirkliche Bruder Deiner Frau wartet auf Euch. Von mir ſollſt Du noch hören.“ Somit verſchwand er, und Hans Chriſtoph und ſeine Lieben gingen

nach Hause. Dort angelangt kam ihnen der wirkliche Velten entgegen, und Hans Christoph, nachdem er ihn herzlich umarmt hatte, führte Alle in den Garten, und erzählte ihnen dort, was und wie sich Alles begeben, worüber sich denn Alle freuten, weil es so gute Folgen gehabt hatte.

Auf Grethchens und Wilhelms Hochzeit kam ein junger Jäger, welchen Wilhelm und Hans Christoph gar bald erkannten. Der Jäger sagte ihnen aber, daß sie sich nichts merken ließen, und so tanzte er die ganze Nacht mit der hübschen Braut und den Brautjungfern herum. — Am andern Morgen beim Abschied zog er aus der Jagdtasche zwei fette Hasen und schenkte sie der jungen Frau. Als selbige aber die Hasen aufschnitt, fielen lauter schöne, blanke Randdukaten heraus, woraus denn alle merkten, daß der junge Jäger Niemand anders gewesen sey, als der gute Freund

Rübezahl.

Fee Mab.

„Ein Capriccio.“

I.

Fee Mab iſt die kleinſte unter den Feen, aber die mächtigſte, denn das Unmöglichſte macht ſie möglich. Es iſt nichts ſo toll und keck, was ſie nicht vollbringen könnte, und der vernünftige Mann ſoll noch kommen, der mit aller Mühe etwas erſönne, was ihren gewöhnlichſten Thaten an Abenteuerlichkeit gleich käme.

Fee Mab kann aus einem Geizhals einen Großmüthigen, aus einem Feigen einen Herzhaften, aus einem Narren einen Weiſen machen oder umgekehrt, wie ſie will, ganz nach Belieben — ihr iſt kein Maas geſetzt, aber leider — leider oft ein Ziel! und manchmal iſt ſie gar ſo launiſch, daß ſie im ſchönſten Zauberſtückchen

plötzlich abbricht und uns mit einem Ruck hinaus wirft aus der hübschen Mährchenwelt in die dumme Wirklichkeit.

Manchmal aber bleibt sie uns hold unser ganzes Leben lang! und wir mögen treiben, was wir wollen (nur nichts Schlechtes!) Fee Mab bleibt unsere Freundin, woraus Einige schließen: es käme nur auf den Menschen an, ob ihren Thaten ein Ziel gesetzt würde oder nicht.

Was mich selbst betrifft, so steh ich ganz vortrefflich mit ihr! — Fast alle Nächte besucht sie mich in ihrer luftigen Equipage, fährt mit ihrem Mückengespann über meine Nase, hält an der Stirn an, steigt aus, setzt sich zwischen meine Augenbraunen, und fängt nun an zu zaubern, daß ich mich in alle sieben Himmel versetzt glaube, und den ganzen darauf folgenden Tag an nichts denken kann, als an die süßen Wunder meiner süßen Freundin Fee Mab.

Daher bin ich denn auch der lustigste Gesell, und mein ganzes Leben besteht aus Scherz und Lachen, so daß viel jüngere Leute wie ich sich drüber ärgern, daß ich gar nicht alt werden will, und nicht grämlich — ach die Armen! wie gerne theilte ich meinen Frohsinn mit ihnen, aber

ſie verſtehen mich ja nicht, wenn ich zu ihnen rede und Fee Mab iſt ein bischen eigenſinnig wie alle hübſchen Mädchen, und verlangt: — freilich mit Recht! — daß man ſich um ihre Gunſt bewerben ſoll.

Noch in der vergangenen Nacht legt' ich ein gutes Wort bei ihr ein für einen jungen Burſchen, den ich wohl leiden kann, ſie gab mir aber zur Antwort: „Nichts da! das iſt ein Murrkopf!" Ich wurde ein bischen empfindlich, und ſagte ihr, daß ſie grauſam ſei —

„Grauſam?" lächelte ſie — „denk an Neapel!" gab mir mit ihrem Zauberſtäbchen einen Schlag auf die Naſenſpitze, und verſchwand.

* *

II.

Ja, du hatteſt Recht, kleine Fee! an Neapel muß ich denken, und an den glücklichen Checco, mit welchem ich ſo oft nach Amalfi fuhr, und nach Portici und Reſina. Die Leute ſagten: das Glück ſei ihm im Schlafe gekommen — Va! Checco war keine Schlafmütze, und in jener Nacht auf Amalfi, die ihn zum glücklich-

ſten Sterblichen machte, war er munterer und luſtiger, denn ſelbſt auf dem Molo, wo die tolle **Tarantella** faſt nie endet.

Checco hatte von ſeinem Vater nichts geerbt, als einen Kahn, ein Fiſchernetz und ein baufälliges Hüttchen auf Amalfi, aber er war jung und hübſch und hatte ein Paar Augen, ſo lachend und klar, wie der Himmel über Neapel.

Wenn man mit einem ſo klaren, lachenden Auge Neapel und ſeine Umgebungen anſchaut — ſo iſt's wohl rein unmöglich, Grillen zu fangen, und wer vom Checco einen Scudi oder eine Grille hätte borgen wollen, dem hätt er — (und wär's ſein beſter Freund geweſen) — Beides abſchlagen müſſen, denn ein Scudo in der Taſche und eine Grille im Kopfe waren für ihn nicht denkbar.

Aber an einem Vers und einer luſtigen Geſchichte fehlt' es ihm nimmer, und ein Liedchen verſtand ſich von ſelbſt! und ſo bezweifelte es denn keiner ſeiner Kameraden, wenn er keck behauptete, nicht mit dem König beider Sicilien zu tauſchen.

So lebt' er denn das heiterſte Leben — fuhr des Tags über die neugierigen Reiſenden

nach den verſchiedenen Inſeln herum, und fiſchte des Nachts was weniges, mehr zu ſeinem Vergnügen, und weil der Golf bei Nacht gar ſo ſchön iſt, als um des Erwerbs willen.

Ich weiß nicht, wo er's gelernt hatte, aber wahr iſt's, er konnte leſen, und zwar ſo gut, wie nur immer der älteſte Vorleſer auf dem Molo. Am liebſten aber las er den Orlando des göttlichen Arioſt, und meiner Treu! — in Amalfi wie in Portici oder Reſina hörten ihm Jung und Alt mit Luſt zu.

Ach! daß Ihr Neapel nicht ſah't! und die prangenden Inſeln rings herum! und das ſpiegelhelle Meer, und den ewig heitern Himmel! — daß Ihr nicht wandeltet in den Myrthen- und Orangen-Wäldern — zwiſchen den Rebengewinden am Fuß des Veſuvs, wo die Traube glüht, wie ſonſt nirgends mehr auf Erden! — und daß euch ihr flüſſiges Gold nicht labte an jenem traulichen Plätzchen — tauſendmal beſungen und geprieſen und doch ewig neu und entzückend — ich meine unter der Palme am Fuß des Poſilipp! — Als ich da ſaß, hatt' ich keinen Wunſch! ich hatte alles,

was ein Menſch ſich wünſchen kann, denn vor mir perlte im Glaſe der feurige Lacrimae, und auf meiner Naſenſpitze tanzte die Fee Mab den Saltarello.

* *

III.

Der Golf flammte und ſprühte helle Funken, ſo oft Checco die Ruder ſinken ließ; es war aber der Wiederſchein des Veſuvs und des Mondlichts, und ich hatte heut Nacht einen Wunſch: hundert Augen wie der Argus, um all die Herrlichkeit um uns her mit einem Blick einzuſaugen. Checco merkte etwas dergleichen und lachte ſchelmiſch.

Wir waren faſt in der Mitte des Golfs, da ließ er die Ruder ruhen und den Kahn von den Wellen ſchaukeln, daß es eine Luſt war.

„Singe mir eins, Checco!“ bat ich.

„Was ſoll ich Euch ſingen?“

„Je nun, eine Barcarolle.“

„Meinetwegen!“

Er ergriff ſeine ſüße Freundin Mandoline, ſtimmte ſie ein klein bischen und begann:

Barcarolle.

Liebe Kleine, ſchlage ein:
Laß uns ferner nicht mehr ſchmollen!
Ei, wer will ſo jung nur grollen?
Werde mein, ich bin ſchon Dein.
Komm! —
Mein Kahn ſoll uns tragen
Ueber die blaue Meeresfluth.
Darfſt vor Stürmen, Kind! nicht zagen!
Madonna —
Madonna
Meint's mit dem Schiffer gut.

* *

In dem Kahne ſchnell und leicht
Will ich Liebchen ſanft Dich wiegen
Magſt Dich innig an mich ſchmiegen,
Bis mein Hüttchen wir erreicht.
Wohl —
Nur klein — muß ich ſagen —
Es dort am Uferabhang ruht;
Doch mein Mädchen ſoll nicht klagen!
Madonna —
Madonna
Meint's mit Verliebten gut.

* *

„Haſt Du denn ſchon ein Liebchen?" fragte ich, nachdem der Geſang geendet hatte.

„Nein!“ verſetzte Checco – „aber Zeit wird es, daß ich mich bald nach einem Mädchen umſehe. Uebrigens hat mir die Fee Mab eine von ihren Töchtern angeboten, wenn ſie hübſch iſt, nehm' ich ſie.

Ich mußte laut auflachen, denn mir hatte es die Fee eben ſo gemacht.

* *

IV.

„Wo wollen wir dieſe Nacht verbringen?“ fragte Checco. „In Deiner Hütte!“ antwortete ich, und rüſtig ruderten wir drauf los und erreichten gegen Mitternacht Amalfi.

Die Nacht war aber zu ſchön, als daß wir uns ſogleich hätten niederlegen ſollen. Wir ſetzten uns daher vor die Thüre, und ſchauten hinaus über das Meer nach den Inſeln und Neapel, und ergötzten uns an dem leichten Wellenſchlag und dem Geſange der Nachtigallen.

„Jetzt wär's der rechte Ort und die rechte Zeit,“ ſprach Checco, um ein hübſches Mährchen zu erzählen. — Wenn's Euch recht iſt, ſo mach' ich mit einem den Anfang, und hat Euch mei-

ne Weiſe gefallen, ſo gebt Ihr mir ebenfalls eins zum beſten!"

Freudig willigte ich ein, und Checco begann:

Das Mährchen von der blauen Grotte.

An der weſtlichen Seite der Inſel Capri befindet ſich im Felſen ein kaum mannshoher Eingang, welcher unmittelbar vom Meer in eine gewaltige Grotte führt.

Selbſt bei völliger Windſtille kann man nur ſchwimmend in die Grotte gelangen, da ſich in Capri kein Nachen findet, klein genug, um ſich durchzuwinden.

Wenige Marinari ſind ſo beherzt, hinein zu ſchwimmen. Zwar nur aus Furcht vor den Hayfiſchen, Muränen und Seeſchlangen — wie ſie ſagen — aber man weiß es beſſer! ſie fürchten ſich vor der Fee, die dort hauſet, und das iſt eben keine andere, als die Fee Mab.

„Wie?" (unterbrach ich hier den Erzähler) — „Wie, Checco, die Fee Mab?"

Wie ich Euch ſage!" — verſetzte Checco, „die Fee Mab! — In der Grotte erſcheint ſie aber freilich bedeutend größer als wenn ſie uns

auf der Naſe herumtanzt, und die Grotte ſelbſt ſieht wunderbar prächtig aus. Ein blaues, ätheriſches Licht ſtrahlt von ihren Wänden und verbreitet eine Tageshelle, und das Waſſer drinnen iſt ſo ſpiegelklar und ruhig, daß man ganz deutlich bis auf den Grund ſehen kann, obgleich keine Stelle im ganzen Golf ſo tief iſt, als eben dieſe —

Und wem nun die Fee gewogen,
Der ſchaut alles hell und klar,
Was die leichte Mährchenlaune
Schön und reizend hier gebar:

Junge Mädchen, ſchlank und blühend,
Baden in der Silberfluth;
Weiß wie Schnee ſind Arm und Nacken,
Auf den Wangen Roſengluth.

Duft'ge Blumenkränze beben
In dem reichen Locken-Gold!
Lächeln ſanft die Purpur-Lippen:
Schimmern Perlenzähne hold.

Ihre Arme zieren Spangen,
Wie kein Künſtler ſie erfand.
Und es blendet euch der Schimmer,
Wenn ſie winken mit der Hand.

Aber ſelig und beſel'gend
Strahlt des Auges Wunderpracht!
Blau und rein wie Südens Himmel
In der ſchönſten Frühlingsnacht.

* *

Luſtige Delphine ſpringen
Um die ſchönen Nixen her!
Und ein Flüſtern, Rauſchen, Klingen
Tönt herüber über's Meer.

Das Gewühl wird immer bunter,
Immer weiter wird der Raum!
Und Ihr wißt nicht: iſt es Wahrheit,
Iſt es Mährchen, oder Traum?

Immer zartere Geſtalten
Tauchen auf vor Eurem Blick;
Eine — Alle zu umfangen —
Welche Wonne! Welch ein Glück!

Doch ſie ſchweben und ſie weben
Immer leichter her und hin;
Bis auf ihrem Muſchelwagen
Naht die Feen-Königin.

* *

Dann verbreitet Roſenſchimmer
In der blauen Grotte ſich,
Und es ſprühen aus den Felſen
Blumen, kühn und wunderlich!

Und sie ranken an den Wänden
An die Decke dicht empor,
Aus den Blättern, von den Zweigen
Tönt ein Nachtigallen-Chor.

Und aus jedem Blumenkelche
Schlüpft ein Liebesgott heraus,
Und die Fürstin, — von den Blumen
Windet sie sich einen Strauß.

Und wer diesen Strauß zu rauben
Kühn und muthig sich getraut,
Führt das schönste Feen-Mädchen
Mit sich heim als seine Braut.

* * *

V.

„Geht Dein Mährchen nicht weiter, Checco?" fragte ich. „Das eigentliche Märchen nicht," entgegnete er — „doch die Marinari erzählen einander, daß in neuern Zeiten Keinem es gelungen ist, aus der blauen Grotte sich ein Liebchen zu verschaffen. Einige verwegne Gesellen sollen zwar glücklich in das Innere der Grotte gelangt sein, aber von den schönen Feen ließ sich keine erblicken, in der Regel hatten sie Mühe, durch die Brandung glücklich wieder in

die freie See zu kommen, wobei es aber nie ohne fühlbare Rippenstöße abging."

„Da haſt Du wohl keine Luſt," ſprach ich lachend, Dein Heil zu verſuchen?"

„Ich hab' euch ja geſagt," erwiederte Checco ernſthaft, „daß mir die Fee eine von ihren Töchtern beſtimmt hat." — „Mir ebenfalls! rief ich immerfort lachend, „wie ich Dir gleichfalls ſagte, aber wir werden doch nicht ſolche Narren ſein, und auf eine luſtige Feenbraut harren? Nein, Checco! das wäre nicht wohlgethan; denn abgeſehen davon, daß unſere Bräute vielleicht ein bischen allzu lange ausbleiben könnten, würden uns die hübſchen wilden Erden-Mädchen, wenn ſie derlei an uns merkten, ſonder Zweifel die Augen auskratzen."

„Thut inzwiſchen, was euch gefällt!" gab mir Checco zur Antwort, „ich will es in chriſtlicher Geduld erwarten und alles dem heiligen Januario und der Fee Mab anheimſtellen."

„Ei! vertragen ſich der heilige Januario und die Fee Mab ſo gut mit einander.

„Das weiß ich nicht — kümmere mich auch nicht drum! — Meinethalben mögen ſie ſich vertragen wie Hund und Katz, aber der Heilige

iſt mein Schutzpatron und die Fee meine gute Freundin, und folglich dürfen ſie mich nicht im Stich laſſen, oder — —

„Nun? oder!“

„Oder ich mach' aus Beiden nicht ſoviel mehr!“

„Brav, Checco, Du weißt Dich zu tröſten!“

— Madonna ſei gelobt dafür! Aber Ihr wolltet mir ja auch ein Mährchen zum Beſten geben! oder hat euch meins nicht gefallen?

„Ei wohl, Checco, aber die Mährchen in meinem Geburtslande ſind nicht ſo heiter und luſtig wie die euren.“

„Thut nichts! erzählt nur drauf los!“

Und um mein Wort zu löſen, begann ich, wie folgt:

Kgl. Univ. Bibl.
Berlin

Der Heckebatzen u. der Heckethaler.

Achtes Mährchen.

Der Mecke-Batzen
und
der Mecke-Thaler.

Im Norden lebt das Volk nicht ſo heiter und ſorglos wie im Süden. — Sie haben Bedürfniſſe, wovon der Südländer nichts weiß, ſind träge und ſchwerfällig, wo es ein raſches, kühnes Handeln gilt, unter einander ſind ſie neidiſch, geizig und hartherzig, von Höherſtehenden aber laſſen ſie ſich alles gefallen, und erdulden Mißhandlungen von ihnen, worauf in Italien der elendeſte Lazaroni mit einem Meſſerſtiche antworten würde, ohne ſich um die weitern Folgen zu bekümmern.

Eine Hauptquelle alles Unglücks für ſie iſt das Geld! ungeheuer ſind ihre Anſtrengungen und Entſagungen, um ſo viel wie möglich davon

zuſammen zu ſcharren! und jem ehr ſie bekommen, je mehr wollen ſie, und können nicht aufhören zu ſammeln.

Darüber vergeſſen ſie denn alles Andere! Ihnen blüht kein Frühling, lacht kein Sommer, reift kein Herbſt mit ſeinen Früchten und Trauben! — Sie haben keine Freunde, ſondern nur Jammersgenoſſen, kein Liebchen, ſondern nur ein Weib, das ſie quälen, und von dem ſie wieder gequält werden — und ihre Kinder harren des Augenblicks, wo der Vater die Augen ſchließen wird, um über ſeinen fluchbeladenen Mammon herzufallen und ihn ſtreitend und grollend mit einander zu theilen, wobei es faſt nie ohne Betrug und heimliche Verbrechen abgeht.

Findet ſich einmal eine Ausnahme, ſo wird ſie wie ein Wunder angeſtaunt — und Kinder und Kindeskinder erzählen noch davon — aber ſelten kommt ſo ein glücklicher Fall vor, und ſo ſind, wie geſagt, unſere Mährchen meiſt düſter und unheimlich, wie das, welches ich Dir jetzt erzählen will.

In meinem Vaterlande befindet ſich ein waldiges Gebirge, der Harz genannt. Der höchſte Berg deſſelben heißt der Brocken oder Blocksberg,

und ist grade so hoch wie der Vesuv — sonst gleicht er ihm aber im Geringsten nicht — denn dichte Tannenwälder umgeben ihn und einen großen Theil des Jahres ist seine kahle Kuppe, worauf ungeheure Granitblöcke verstreut sind, mit Schnee bedeckt. — In den Volkssagen spielt er eine große Rolle und jährlich in der ersten Mainacht soll der leidige Satan mit den Hexen und Zauberern auf seiner höchsten Spitze ein großes Bacchanal anstellen, und bis auf den heutigen Tag würde kein Menschenkind sich getrauen, die erste Mainacht den Berg zu besteigen.

Am Fuße dieses Berges liegen mehrere Städtchen und Dörfer verstreut.

In einem der Letztern lebte vor geraumen Jahren ein armer Bauersmann, der ein Weib und sieben lebendige Kinder hatte, die alle nach Brod schrien, und warmen Kleidern, denn das Klima ist in jenen Berggegenden rauh und kalt, besonders im Winter.

Der Bauer arbeitete den ganzen Tag und die halbe Nacht. Aber es war umsonst, er konnte nicht so viel auftreiben, um die Bedürfnisse seiner Kinder und seines erkrankten Weibes zu befriedigen.

Da erfaßte ihn Verzweiflung, und er beschloß durch einen freiwilligen Tod seine irdischen Qualen zu enden, nicht bedenkend, was dafür in jenem Leben ihn erwarten würde. Er lief hinaus auf einen schroffen Felsen, der Ilsenstein genannt, um von seiner Spitze sich hinab zu stürzen in die furchtbare Tiefe.

Der Ilsenstein hat seinen Namen von einer verzauberten Prinzessin, der schönen Ilse, und die Sage geht, daß sie oft von den Felsen, wo ihr Schloß gestanden, hinunter steigt und sich in den vorüberrauschenden Strom (gleichfalls nach ihr die Ilse geheißen) Gesicht und Nacken wasche, und mit ihrem langen goldnen Lockenhaar abtrockne.

Der arme Bauer hatte die Felsspitze erreicht, schaute noch einmal düstern Blicks zum Himmel und hob den Fuß, um in den Abgrund zu springen, als er sich plötzlich beim Arm ergriffen und festgehalten fühlte. — Er blickte sich um und gewahrte einen alten Mann von ehrwürdigem Aussehen, welcher also sprach: „Was wolltest Du thun, Unglücklicher! — Denkst Du nicht Deines Weibes, Deiner Kinder? sollen sie hülflos verschmachten, wenn Du nicht mehr

biſt? — Auf, ermanne Dich, vertraue auf Gott, und Dir ſoll geholfen werden!"

„Wer könnte, wer wollte mir helfen?" fragte bitter der Bauer.

– „Ich!" ſprach der Alte, „und reichte ihm einen Batzen."

„Fürwahr!" brach der Bauer jetzt los, und machte Miene, dem Alten den Batzen vor die Füße zu werfen.

„Fürwahr, Graukopf! es ſteht euch ſchlecht an, einen Verzweifelnden noch zu verhöhnen!"

Aber raſch fiel ihm der Alte ins Wort. „Halt ein! Beſieh erſt mein Geſchenk genau, eh' Du urtheilſt." „Nun!" rief der Bauer mit grimmigem Lachen, „da mögt' ich doch wiſſen, was dieſe armſelige Kupfermünze, die hier zu Lande nicht einmal gilt, ſogar merkwürdiges an ſich habe, daß ich ſie noch genau beſehen ſoll! und ſomit drehte er ihm unmuthig den Batzen einigemal' in der Hand herum. Aber, o Wunder! ſo oft er ihn drehte, fiel jedesmal ein neuer Silbergroſchen vom ſchönſten Gepräge, wie es im Lande gültig, heraus. — Erſtarrt blickte der Bauer den Alten an.

Dieſer ſprach lächelnd: Nun, Thomas, iſts

so recht? — Geheim mit dem Hecke-Batzen, welchen Dir durch mich die Prinzessin Ilse sandte, so oft Du ihn wendest, wird ein Silbergroschen herausfallen; doch merke wohl, nur so lange Du zu Deinem und Anderer wirklichem Nutzen des Geldes bedarfst, bei dem Verschwender, Habsüchtigen und Geizigen verschwindet der Zauber des Batzen."

Wer war glücklicher als jetzt der Bauer Thomas! Er fiel dem Alten zu Füßen, dankte ihm, so gut er konnte, und versprach heilig und theuer, nie hartherzig, geizig und habsüchtig zu werden.

Der Alte schien dies Versprechen mit Vergnügen anzuhören; er gab ihm noch einige gute Rathschläge und verschwand dann zwischen den Felsspalten.

Thomas aber lief eilig und freudig seiner Wohnung zu, machte hurtig so viele Groschen, als er für den Augenblick bedurfte, und kaufte dafür Brod und Kleider für seine Kinder, so wie Stärkungsmittel für seine Frau.

Er hatte die Freude, daß letztere bald wieder genas, und nun, ihr alles entdeckend, be-

rieth er ſich mit ihr, wie ſie die Kraft des Zauber-Batzens wohl am beſten benutzen könnten.

Die Frau war ſehr verſtändig und ſprach: „Laß uns ſo viel Groſchen machen, daß wir ein hübſches Häuschen, ein paar Aecker und Gärten, einiges Vieh und das nöthige Geräthe zur Arbeit kaufen können. Das iſt fürs erſte genug und wird nach dem Sinn des wohlthätigen Alten und der Prinzeſſin Ilſe ſein — der Hecke-Batzen bleibt uns immer für den Nothfall — doch hoff ich und wünſch' es ſogar, daß wir ſeiner Hülfe weiter nicht bedürfen, denn am beſten ſchmeckt doch immer das, was wir durch treuen Fleiß erwarben.

Thomas that, wie ſein Weib ihm gerathen, er kaufte ſich ein kleines Gütchen mit allem, was dazu gehörte, und begann rüſtig und freudig zu arbeiten.

Und der Segen des Herrn ſchien auf ſeiner Arbeit zu ruhen, denn nach etlichen Jahren ſchon galt er für einen wohlhabenden Mann, und der ſonſt verachtete, arme Bauer wurde jetzt hochgeehrt und geprieſen ob ſeiner Wohlthätigkeit.

Das gefiel dem Thomas, und er wurde noch einmal so gastfrei denn früher, und gab noch dreimal so viel. — Seine Frau wagte ihn daran zu erinnern, daß auch das Gute nicht im Uebermaße gethan werden dürfe — er aber versetzte unmuthig: „Soll ich ein Geizhals — ein Hartherziger werden?" — und gab fort und fort — ohne Maß, ohne Auswahl.

Bald aber merkte er, daß sein Vermögen es doch wohl nicht lange mehr aushalten dürfte, und zum ersten Mal griff er wieder nach dem Hecke-Batzen, verschloß sich in seine Kammer und begann ihn um und um zu wenden. Der Hecke-Batzen bewährte seine alte Kraft und ließ beim jedesmaligen Drehen einen Silbergroschen fallen. Bald war ein tüchtiger Groschenberg vor dem Bauer aufgethürmt — er aber dachte, weil ich heute einmal im Zuge bin, so will ich auch gleich eine runde Summe beisammen haben, damit ich nicht sobald wieder zu kommen brauche. Und er drehte und drehte den Batzen den ganzen Tag und die ganze Nacht hindurch und drehte noch, als es schon wieder Tag wurde, und in der Kammer lag das Geld schon einen

Fuß hoch am Boden, und Thomas drehte noch immer fort.

Plötzlich aber erstarrte er fast vor Schreck, denn der Hecke-Batzen hörte auf zu hecken — noch einmal versuchte er es, drehte ihn rechts und links — aber umsonst, kein Groschen wollte mehr klingen.

„Für heute wird es wohl genug seyn!" — sprach er mit zitternder Stimme — legte sich auf den Geldhaufen und versuchte ein bischen zu schlafen — aber es wollte nicht gehen — eine furchtbare Angst hatte sich seiner bemächtigt. „Wenn der Batzen gänzlich aufgehört hätte zu hecken!!" — so murmelte er unaufhörlich, und kalter Schweiß rann ihm über die Stirn.

Als die Sonne schon hoch stand, kehrte seine Frau, welche auf einige Tage zu einem Besuch bei einer Muhme gewesen war, nach Hause zurück — und war nicht wenig verwundert, ihren Mann noch nicht munter anzutreffen. — Die Kammerthüre war von innen verriegelt; sie pochte an, aber Niemand öffnete, sie mochte rufen und klopfen, so viel sie wollte.

Da fürchtete sie das Schrecklichste, ließ die Thüre mit Gewalt aufbrechen und stürzte mit einem Schrei des Entsetzens zurück, und auch die Andern entsetzten sich über das, was ihre Augen erblickten.

Die ganze Kammer lag Fußhoch voll Silbergroschen und drüber hingestreckt lag blaß mit offnen, stieren Todten-Augen Thomas, den Hecke-Batzen fest in der einen krampfhaft geschloßnen Hand haltend.

Seine Frau stürzte auf ihn zu, riß ihn empor und fragte: „Unglücklicher, was ist Dir widerfahren?"

„Bringe das Geld in Sicherheit!" röchelte Thomas — „daß nichts wegkommt."

Sie versprach es, um ihn zu beruhigen, brachte ihn dann zu Bette und labte ihn mit Wein.

Als sie allein waren und er sich wieder ein wenig erholt hatte, erzählte er ihr alles.

„O weh!" rief die Frau, „was hast Du gethan! jetzt ist die Kraft des Hecke-Batzens dahin — doch mag sie die Summe, welche er Dir hinterließ, ist groß genug, um bis an unser

Ende sorglos davon zu leben, wenn wir nur fleißig sind und das Unsere zu Rathe halten."

„Nein, nein!" — ächzte Thomas — „sorge nicht — es ist nur für heute — morgen muß er mehr hecken, er muß. — Aber laß mich schlafen." — Und somit fiel er in einen Schlaf, der mehr einer Ohnmacht glich. Weinend entfernte sich seine Frau, denn sie mochte wohl vorausſehen, was nun kommen würde, und das war freilich nicht erbaulich!

Zuerst verfiel Thomas in ein hitziges Fieber, wo er schrecklich fantasirte von hölliſchen Kobolden und dergleichen. Er wurde zwar wieder gesund, aber alle Lebensluſt, alle Freude an der Arbeit war von ihm gewichen; den ganzen Tag ging er umher und drehte den Hecke-Batzen rechts und links, aber kein Silbergroſchen fiel mehr heraus.

„So will ich denn wenigſtens, was ich habe, zuſammenhalten," rief er ingrimmig, und von Stund an ward er ein Neidhard und Geizhals, und quälte Weib und Kinder, daß ſie mit ihm darben mußten bei ſeinen vollen Geldſäcken.

„Ach! daß es nur Groſchen ſind!“ ſeufzte er, ſo oft er ſie anblickte — „wenn es doch Thaler wären — Thaler! Thaler!“ und dann lief er unmuthig hinaus aufs Feld und in den Wald, und verwünſchte ſeine Wohlthäterin und ihren Alten.

Als er eines Tags wieder ſo im Walde herumtobte, ſtand plötzlich ein Jägersmann vor ihm mit einem wilden, von der Sonne verbrannten Geſichte.

„Wo hinaus, Landsmann?“ fragte er den Bauer.

„Aus der Welt, meinetwegen!“ grollte Thomas.

„Hoho!“ lachte der Jäger — „Hohoho! das iſt weit! aber ſoll ich Euch rathen, ſo bleibt fein hier, es iſt doch die beſte Welt, denn ſie hat für jedes Uebel ein Gegenmittel.“

„Für meins leider nicht,“ brummte Thomas.

Der Jäger fixirte ihn ſcharf und ſprach dann langſam: „Dann müßt' es doch nur an Euch liegen und an Euerm zarten Gewiſſen. — Ein tüchtiger Kerl, der Muth hat und nöthigenfalls mit Jedem — wer es auch ſei, anbindet, dem muß alles glücken, das weiß ich

als Waidmann aus eigner Erfahrung; und wollt Ihr Euch mir entdecken, so verſprech ich Euch im Voraus: wo auch nicht ſelbſt Euch zu helfen, doch Euch ein Mittel zu lehren, wie Euch geholfen werden kann."

Thomas, deſſen einziges Streben nur auf ein Ziel gerichtet war, für welches er, es zu erreichen, alles dran zu ſetzen, kein Bedenken trug, erzählte dem Jäger, indem ſie tiefer in den Wald gingen, ſeine ganze Geſchichte.

Der Jäger lächelte höhniſch und ſprach, als Thomas geendet hatte: „Ja! ja! die Ilſe und der knickerige Alte mit ihrem Batzen, das ſind eben die rechten! — Armer Burſch, der Ihr Euch ſo habt abquälen müſſen — hei! da wär' es doch beſſer geweſen, Ihr wärt in aller Teufel Namen vom Ilſenſtein hinab geſprungen! — 'nen Batzen! dummes; Zeug, dummes Zeug! — Da, ſchaut einmal dieſen Jungen an!" und bei dieſen Worten reichte er ihm einen funkelnden Wildenmanns-Thaler. — Gierig griff Thomas darnach — drehte ihn um, und hatte jetzt zwei Thaler in der Hand.

„Gelt," lachte der Jäger — „der Kerl verſteht es beſſer, wie Euer armſeliger Pathen! und was ſeine Tugend erhöht, ſo iſt ſeine Kraft nicht durch ſo einfältige moraliſche Bedingungen gebannt. Im Gegentheil, je mehr Ihr wollt deſto beſſer. — Nun, wollt Ihr auch ſo einen Thaler gewinnen?"

„Ob ich will!" — rief gierig Thomas — „ob ich will! ſagt mir, wie gewinn' ich ihn?"

„Unmittelbar," — ſprach der Jäger, „iſt kein anderes Mittel, ihn zu erlangen, als wenn Ihr Euch dem ſchwarzen Jäger verſchreibt."

Entſetzt prallte Thomas zurück, und rief: „Was ſagt Ihr da? — dem Böſen?"

„Dem Schwarzen, hab' ich geſagt, nicht dem Böſen!" —

„Habt Ihr Euern Thaler auf dieſe Art erhalten?"

„Wie ſonſt? Doch freilich giebt es noch ein ander Mittel: wenn Ihr Jemandem anders einen Heck-Thaler entwenden könnt. Der reiche Michel, Euer Nachbar, beſitzt einen ſolchen. — Er trägt ihn Tag und Nacht unterm Bruſtlatz bei ſich."

„Da werd' ich ihn aber nicht gutwillig bekommen."

„Freilich nicht! und wenn er ein Wort davon erzählen kann — verſteht Ihr mich? — ſo gerathet Ihr nicht nur in Teufelsküche, ſondern der Hecke-Thaler verliert auch — in dieſem einzigen Fall — ſeine Kraft.

„Tropf!" murmelte Thomas, und ein furchtbarer Vorſatz reifte in ſeiner Seele.

Er ſchritt neben dem alten Waidmann her immer tiefer hinein in den Wald — plötzlich rief der Jäger: „Still!" — bückte ſich und legte das Gewehr auf einen Hirſch an, welcher im Gebüſch ruhte. Thomas griff in die Buſentaſche nach einem langen Meſſer.

Der Schuß fiel — der Hirſch ſtürzte, aber in demſelben Augenblicke ſtieß auch Thomas dem Waidmann das Meſſer bis ans Heft in die Gurgel, ſo daß dieſer röchelnd zu Boden ſank und nach einigen krampfhaften Windungen verſchied. —

Raſch nun öffnete Thomas ihm das Wamms, ſuchte den Hecke-Thaler, fand ihn, und nachdem er ſein blutiges Meſſer ein paarmal in die Erde

gestoßen und so gereinigt hatte, entfloh er aus dem Walde. —

Unterwegs versüchte er den Thaler, und zu seiner unendlichen Freude bewährte er seine volle Kraft — wohl wollte sich in des Mörders Seele ein tiefes Grauen regen, aber er kämpfte es nieder, und gedachte nur, wie er jetzt im Gelde werde wühlen können.

Als er aber zu Hause anlangte, empfing ihn eine böse Nachricht: Seine Frau hatte einen unglücklichen Fall gethan und lag jetzt ohne Hoffnung darnieder — gegen Abend starb sie, und nicht ohne Gewissensbisse sah Thomas sie sterben. — Aber sein Herz war schon zu verhärtet, bald hatt' er sie vergessen, wie er alle menschlichen Regungen vergessen lernte, und nur wenn er in seinem Kellergewölbe beim Schein einer matt brennenden Lampe seine Thaler zählte und immer neue hinzuhäufte, war ihm gewissermaßen wohl.

Oft aber schreckte ihn die blutige Gestalt des ermordeten Jägers, wenn er mitten im eifrigsten Zählen begriffen war — dann stürzte er von Entsetzen gepackt aus dem Keller und wagte es mehrere Tage nicht, ihn wieder zu

betreten — bis endlich ſein Geiz doch die Oberhand über die Furcht gewann.

Um ſein Hausweſen bekümmerte er ſich ſonſt nicht weiter — er hatte ja Geld — ſeine Kinder verwilderten auf furchtbare Weiſe — was kümmerte es ihn — er hatte ja Geld und konnte ſo viel bekommen, als er wollte.

So war ſeit ſeines Weibes Tod ungefähr ein Jahr verfloſſen, als er einſt eine nothwendige Reiſe machen mußte; mit Angſt und Zittern entfernte er ſich von ſeinen Geldkiſten, nur den Hecke-Thaler hatte er wie immer ſorgfältig unterm Bruſtlatz verborgen.

Glücklich kam er an dem Ort ſeiner Beſtimmung an, machte ſeine Geſchäfte zu ſeiner Zufriedenheit ab und ſetzte ſich frohen Muthes wieder auf den Wagen, um in die Heimath zurückzukehren.

Aber auf der Hälfte des Weges ward er von Räubern angefallen — ſie riſſen ihn vom Wagen, plünderten denſelben, und machten ſich dann über ihn ſelber her — vergebens war ſein Bitten und Flehen, ſeine Betheurungen, daß er nichts von Werth mehr bei ſich habe. — Die Gauner ſuchten ſo lange, bis ſie den Hecke-

Thaler fanden, der sogleich, wie ihn ein Räuber zwischen den Fingern drehte, seine Kraft offenbarte.

„Hei! hei!" riefen die Räuber jubelnd: „Ein Hecke-Thaler, ein Hecke-Thaler! also darum war der Neidhard so reich? — nun mach, daß Du fort kommst, oder wir schlagen Dir die Hirnschale ein!" und so trieben sie ihn unter Mißhandlungen und Hohngelächter auf den Fahrweg und verschwanden im Dunkel des Waldes.

Thomas langte mehr todt als lebendig in seiner Heimath an — er lief sogleich in sein Gewölbe, da standen freilich die Geldkisten unversehrt — aber sein Hauptschatz, sein Hecke-Thaler, war unwiederbringlich verloren, denn er hatte keinen der Räuber erkannt, und wahrscheinlich hatten sie auch sogleich diese Gegend verlassen, denn ein solcher Raub war seit Menschengedenken nicht vorgekommen, und die Soldaten, welche auf Thomas Anzeige im nächsten Städtchen sogleich nach dem Walde aufgebrochen waren, hatten nirgends mehr eine Spur des Gaunergesindels entdecken können.

Grimmig und elend verbrachte jetzt Thomas seine Tage; so oft er dem reichen Michel begegnete und sein heiteres, offnes Gesicht sah, gab es ihm einen Stich durch's Herz.

„Ja, der hat gut lachen," murmelte er vor sich hin. — „Dem hat Niemand seinen Hecke-Thaler genommen und er kann Thaler machen, täglich, stündlich, so viel er will."

Auf solche Weise nährte er seinen Gram und seine Bitterkeit, welche zuletzt bis zur Wuth und Mordlust ausartete.

„Bin ich nicht ein Thor!" schrie er endlich gräßlich lachend, — „bin ich nicht ein Thor, daß ich mich so quäle? — warum gewinne ich mir nicht den Hecke-Thaler? Ja, ich will und muß ihn haben — und müßt ich den Michel ermorden, was ist's denn weiter? — Einer hat schon dran glauben müssen, und sonder Zweifel ist der Michel um nichts besser, obschon er sich gar ehrbar stellt und dem Armengesindel reichlich mittheilt, wie ich ehmals."

Unter einem Vorwand ging er zu Micheln, merkte sich die Gelegenheit des Hauses und vor allem Michels Schlafkammer.

„Dieſe Nacht ſoll's vollbracht werden!“ beſchloß er, als er nach ſeinem Hauſe zurückkehrte.

Die Nacht brach herein, und als alles im Dorfe ſtill war, und ſelbſt der Wächter in ſeinem Schilderhauſe ſchnarchte, ſchlich Thomas nach Michels Wohnung, hob eine Scheibe aus dem Fenſter, öffnete es, ſtieg hinein und tappte leiſe, leiſe die Treppe hinauf nach Michels Schlafkammer; Michel ſchlief ſanft und ruhig.

„Der Kerl muß es weit gebracht haben,“ murmelte Thomas, „da er noch ſchlafen kann, und ſo ruhig; ich könnte es nicht mehr!“ —

Leiſe ſchlich er ſich ans Bett, er wollte den Michel nicht ohne Noth tödten — als er aber dicht beim Bette war und eben die Hand ausſtreckte, um den Hecke-Thaler zu ſuchen, erwachte Michel, und rief erſchrocken: „Wer iſt da?“

Thomas erſchrak ebenfalls heftig; da er aber jetzt keine Wahl mehr hatte, ſo riß er raſch das Meſſer aus der Taſche und ſtieß es dem Michel ins Herz, daß dieſer ſogleich, ohne

einen Laut von sich zu geben, todt ins Bett zurück sank.

Hastig ergriff nun Thomas die Münze, welche Michel an einer Schnur auf der Brust trug, riß sie herab und eilte, was er konnte, nach Hause.

Unbemerkt langte er dort an, und sein erstes Geschäft war, die Münze zu untersuchen, aber: „o Betrug der Hölle!" schrie er. Es war die Münze nichts anders, als sein ehemaliger Hecke-Batzen, welchen er als unnütz in die Ilse geworfen hatte.

„Ja wohl Betrug der Hölle!" lachte es plötzlich dicht hinter ihm. Er blickte sich um und sein Blut gerann zu Eis, denn der ermordete Jäger grinzte ihn hämisch an.

„Erkenne mich, Erdenwurm!" donnerte er dem Zitternden zu — „erkenne in mir Deinen bösen Geist, den Du bekämpfen solltest, der aber jetzt Dein Herr und Meister ist. Das Maß ist voll — schon als Du mich hinterrücks anfielst, um mich zu tödten, begingst Du ein Verbrechen, wenn ich auch mich Dir als Verbrecher gezeigt

hatte. — Aber Du haſt auch den unſchuldigen Michel gemordet, der weiſe das von guten Weſen ihm zugewandte Geſchenk benutzte und nimmer Arges brütete. Sein Blut ſchreit um Rache, und ich werde ſie an Dir vollziehen."

Somit ergriff er den Bebenden bei den Haaren, riß ihn durch die Luft mit ſich fort bis zur Spitze Ilſenſteins. —

„Schau hinab!" brüllte er, und hielt ihn ſchwebend über dem Abgrund — „Schau' hinab! hier iſt Dein Ende!"

Und mit hölliſchem Hohngelächter ſchleuderte er den Unglücklichen in die Tiefe — an den hervorragenden Felsſtücken zerſchellten ſeine Glieder und der Strom riß den verſtümmelten Leichnam mit ſich fort.

Seine Kinder fanden in dem Gewölbe einen großen Schatz an Wildenmanns-Thalern — da aber der Vater ihnen nichts als Geld und nur Geld hinterlaſſen hatte, ſo brachte es ihnen keinen Segen — alle ſtarben vielmehr arm und elend, und etliche gar ſchuld- und

fluchbeladen, denn: nur der Aeltern Liebe und ihr Segen bauet den Kindern Häuser.

VI.

Also schloß ich mein Mährchen, und Checco sprach: „Du hast recht, Freund Giovanni! Dein Mährchen war schauerlich und düster; aber so viel ich gemerkt habe, enthält es eine gute Lehre, und der Schluß gefällt mir besonders, denn auch hier halten wir viel auf der Aeltern Segen, und beim Blut Christi! ich verkaufte meines Vaters Segen nicht um den Segen des Papstes. — Doch sieh! während wir hier geschwatzt haben, ist die Nacht vergangen, die Felsen von Capri Ischia glühen schon im Morgenroth, hoch auf schäumt das Meer, und die Marinari beginnen schon ihre Morgen-Gesänge. Wir schlafen wohl nicht mehr?“

„Nein, wahrlich nicht!“ rief ich — „Hinaus in die See!“ — Wir sprangen in den

Kahn; die frische Luft wehte uns entgegen. Unzählige Nachen durchkreuzten schon den Golf, und aus allen erklang die Lieblingsweise der Marinari:

Auf, Schiffer! — löse deinen Kahn!
Die Wellen beginnen den Tanz.
Sieh, bei des Morgens Glanz
Eine und eine sich nah'n.
Schifferin, setze dich zu mir,
Schau' nach dem losen Spiel!
Klein ist der Kahn, doch ich schwöre dir:
Zweie sind nicht zu viel.

* *

Und wo sich Well' und Welle nah'n,
Da werden sie hurtig vereint.
Ei Schifferin, mir scheint:
Das ist sehr weise gethan;
Liebchen! o setze dich zu mir!
Schau' nach dem losen Spiel;
Klein ist der Kahn, doch ich schwöre dir:
Zweie sind nicht zu viel.

* *

Und somit ist der erste Theil zu Ende, was mit dem lust'gen Checco und mir weiter geschah, sollt Ihr im zweiten Theil erfahren.

Des

Knaben Wunderhorn

Mährchen und Lieder

von

J. Lyser.

Mit 8 Kupfern.

1913. 6475.

Leipzig,
Wigand'sche Verlags-Expedition.
1834.

Kgl. Univ.-Bibl.
Berlin

Inhaltsverzeichniß.

Seite

Der Knabe mit dem Wunderhorn, als Prolog . . . 1

I.

Die Zwergen-Burg 3

II.

Das arme Kind, oder: Dl. Räuberhöhle 26

III.

Vom luſtigen Schneidergeſellen 45

IV.

Der Mohr im Walde 63

V.

Tullſäntchen 87

VI.

Die weiße Frau 93

VII.

Kunterbunt. Enthaltend: 1) Der dumme Gottlieb. 2) Der Tambour. 3) Die Hexenkammer . . . 98

VIII. Seite

Der Todtengräber mit seinem treuen Liebchen 110

IX.

Amanda, oder: Der verzauberte Wald 114

X.

Ritornelle 139
Abschied 149
Nachwort 150

Der Knabe mit dem Wunderhorn

als

Prolog.

Ihr Mädchen und Bübchen! kommt herbei!
Und horcht auf meine Melodei,
Sie wird euch bas erfreuen.
Ich blaſe in mein Wunderhorn,
Und alte Weiſen, halb verlor'n,
Sich friſch und freudig erneuen.

Von Hexen und Kobold' ſing' ich euch,
Von Mohren ſchwarz, Geſpenſtern bleich,
Von Tannenhohen Recken.
Von Wichtelmännchen, ſo Tag und Nacht
Den Herrn, die Hausfrau, Knecht und Magd,
Mit loſen Streichen thun necken.

Vom Walde, vom schönen grünen Wald'!
Wo's Jagdhorn tönt, die Büchse knallt;
Und von dem Zauberberge.
Wie's drinnen sich geschäftig regt,
Horch! wie es hämmert, wie es schlägt!
Das sind die künstlichen Zwerge.

* * *

Von diesem Allen und noch viel mehr,
Sing' ich euch manche schöne Mähr',
Bald ernstlich, und bald heiter!
Und wenn ich so blasen und sungen hab',
So reit' ich lustiger Sängerknab' —
Juchhe! — so reite ich weiter.

I.

Die Zwergen-Burg.

Vor vielen, vielen hundert Jahren lebte im schönen Böhmerlande ein Ritter, der hieß Ritter Kurt von Bärwald, denn die Burg Bärwald war sein Stammsitz.

Die Burg war groß und fest gebaut, und war eh'mals auch schön gewesen, nun aber war sie alt worden und finster, die schönen Tapeten in den Gemächern waren verblichen und abgeschabt! eben so die Polster von den Steinsitzen der Fensterhöhlen; und durch die Fenster selbst sauf'ten alle vier Winde durch alle vier Jahreszeiten ununterbrochen fort, dieweil an sämmtlichen Fenstern eine gute Anzahl Glasscheiben fehlten.

Mit dem Geräthe in der Burg sah es nicht besser aus! Ein großer Steintisch und ein paar ungeschlachte Sessel von schwerem Eichenholz im Credenzsaal, so wie ein hartes Lager im Klosett des

Ritters; — das war Alles, was an Möbeln vorhanden. In Küch' und Keller aber war nichts vorhanden, und der Ritter, weil er ja nicht ohne Essen leben konnte, mußte tagtäglich hinaus in den Forst, um ein Stück Wildpret zu erjagen, und wenn ihm dies nicht gelang, so mußt' er im Sommer mit einem Gericht Waldbeeren vorlieb nehmen, und im Winter konnt' er fasten trotz einem Heiligen im Kalender, denn er war zu adelig gesinnt, um, wie viele andre arme Ritter, auf den reichen Burgen herumzulungern.

Dennoch aber war er nicht stolz und hochmüthig, im Gegentheil, er war freundlich und milde gegen Jedermann ohne Unterschied, wenn er nur wußte, daß derselbe ehrlich! und hatt' er selbst Etwas, so theilt' er es redlich mit dem ersten besten Hülfsbedürftigen, der ihm aufstieß; und dem müden Wanderer, der in seine Burg einkehrte, trat er oft sein eignes Lager ab, und schlief selbst auf dem harten Boden, ohne sich dessen jemals zu rühmen.

Die Armen aber rühmten es weit und breit, und wünschten oft, daß der gute Kurt von Bärenwald doch nur so reich seyn möchte, wie dieser oder jener Ritter, der in Saus und Braus lebte, Tag

und Nacht bankettirte und Schalksnarren wohlhielt, während er den Hülflosen unbarmherzig von seiner Thüre treiben ließ.

Nur ein Armer hatte nimmer diesen Wunsch gehabt, und das war der arme Kurt selbst. Wohl hätt' er freudig alles Gute genossen, wenn er's gehabt, aber weil er's nicht hatte, so war er zufrieden mit dem, was ihn Gott bescheert, genoß es fröhlich und guter Dinge, und hielt nur immer auf ein gutes Schwert, ein blankes Schild und ein reines Herz.

Da begab es sich einstmals, daß der reiche Ritter Hans von Geiersberg ein großes Turnier veranstaltete, und dazu alle Ritter zehn Stunden im Umkreise einlud. Auch unserm Kurt ging er nicht vorüber, denn derselbe war weit und breit als ein rüstiger Kämpe bekannt, und da er jung und schön war, hatten besonders die Frauen und Jungfrauen ihn gern, denn er diente ihnen auf dem Kampfplatz und im Tanzsaal, wie es sich für einen adeligen Jungherrn ziemte. Kurt nahm die Einladung freundlich an, und befahl seinem ersten und einzigen Leibknappen, dem alten Conrad: „Zäume unsere Rappen und rüste mich, es geht nach Geiersberg;" und der alte Knappe, der da

wußte, daß bei solchen Gelegenheiten immer Etwas für seinen Magen abfiel, säumte nicht lange, sondern that wie ihm sein Herr befohlen, und bald darauf trabten Beide der Geiersburg zu.

Auf der Hälfte des Weges lag ein großer Wald, wo sie hindurch mußten. Es ging von dem Walde allerlei Gerede im Volke, daß es daselbst nicht geheuer sey, und daß außer dem wilden Jäger noch viel andere Unholde darin ihr Wesen trieben, und dem Wanderer große Gefahr drohe, der bei Nacht den Wald durchstriche, weshalb denn auch kein Menschenkind es gewagt hätte, bei Nacht durch den Wald zu gehen, und selbst bei Tage betrat ihn Jeder nur mit Grausen. Ritter Kurt empfand von Furcht und Grausen nichts, denn außerdem, daß seinen Muth selbst die Hölle nicht erschüttert haben würde, so hatte er im schlimmsten Falle sein gutes Gewissen, und war jeden Augenblick bereit, dem Tode den Handschlag zu geben.

Nicht so wohl war es dem alten Knappen Conrad, als sie den Eingang des Waldes erreichten. Der Alte war zwar eine grundehrliche Haut, hatte aber doch hie und da vom graden Wege einen kleinen Absteher gemacht, und wußte sich nicht ganz frei von Sünde, deshalb lief es ihm ein bis-

chen kalt über den Rücken, als das schauerliche Waldesdunkel ihn umpfing, er schau'te oft seufzend nach dem lichten Eingang zurück, und als dieser immer mehr und mehr verschwand, drückte er bald das rechte, bald das linke, bald alle beide Augen zu, um nur nichts zu sehen, wenn ja etwas Gräuliches sich zeigen sollte.

Der Wald zog sich mehre Stunden weit hin, und wollte noch immer nicht enden. Je weiter sie kamen, um desto schwächer wurde die Spur des Weges, und endlich verloren sie selbige ganz, und mußten die Sonne als Führer benutzen, welche grade die Mittagshöhe erreicht hatte. —

Sie ritten immer fort und fort, mühsam ging der Weg über Baumwurzeln und bemos'tem Gestein, durch Moorgrund und Gesträuch, die Sonne rückte weiter und weiter, begann zu sinken und schon warfen die Baumstämme Riesenschatten. Aber so sehr auch der Ritter und sein Knapp drauf losritten, immer noch wollte der Wald kein Ende nehmen.

„Das geht nicht mit rechten Dingen zu!" murmelte Conrad beklommen, und blickte scheu um sich. Der Ritter aber meinte: „Wir müssen uns

verirrt haben! Halte dich nur wacker dazu, Alter! irgend wohin müssen wir doch gerathen."

„Freilich!" stöhnte der Knapp. — „Irgend wohin — aber wohin?" zum Meister Lucifer und seiner Großmutter! Traun, es wäre klüger gewesen, wir hätten einen drei Stunden langen Umweg gemacht, als mitten durch diesen —"

— „Wald zu reiten!" wollte er sagen, aber er konnte nicht ausreden, denn ohnfern von ihnen erhob sich ein lautes Hülfegeschrei und ein dumpfes Brummen tönte dazwischen. „Halt! was ist das!" rief der Ritter, riß das Schwert aus der Scheide und spornte seinen Rappen nach der Stelle hin, von woher das Geschrei tönte, dieser aber bäumte sich und wollte nicht vom Fleck, und der Knappe flehte: „Bleibt da, Herr Ritter! ums Himmelswillen bleibt da! Hexerei, Unholde! Ihr rennt in Euer Verderben, wenn Ihr einen Schritt vorwärts bringt!"

„Lehre du mich Ritterpflicht!" sprach Kurt unmuthig, sprang vom Rappen und drang muthig durchs Gestrüpp.

Er gelangte auf einen freien Platz, und hier schau'te er den verwunderlichsten Zweikampf, welcher wohl je stattgefunden hat! Auf einem gewal-

tigen rothen Kückeriki-Hahn ritt nämlich ein kaum zwei Schuh hohes Wichtel-Männlein mit einer vollständigen Rüstung angethan, aber auf dem Kopfe statt der Sturmhaube einen Trichter gestülpt. Mit beiden Händlein hielt er mühsam eine Lanze, so siebenmal länger war denn er selber, und stach damit wüthig auf einen grimmigen Bären los, der sich bestrebte, ihn mit seinen Tatzen zu treffen, wo er ihm dann sicherlich den Garaus mit einem Schlage gemacht haben würde. Es schien auch nahe daran, denn das Turnierpferd des Männleins (der rothe Hahn) war vom langen Kampfe müd' und matt worden, und konnte nicht mehr auffliegen, wasmaßen denn der Kleine, indem er sich mannhaft wehrte, so kläglich um Hülfe schrie.

Kurt besann sich nicht lange, er stürzte auf den Bären zu und stieß ihm ohne Umstände das Schwert bis an den Griff in den gräulichen Rachen, so daß das Ungethüm augenblicklich todt zu Boden stürzte.

Als das Wichtelmännlein solches gewahrte, sprang es vom Hahne herab, lief auf den Ritter zu, zappelte an ihn hinauf bis es seinen Hals erreichte und ihn feierlich umarmend sprach es: „Habt Dank, edler Ritter, für Eure Hülfe, traun es war Hülfe in

der Noth, und wenn Ihr einmal eines Armes braucht, so stehet Euch der meinige jederzeit zu Diensten."

Der Ritter mußte lächeln, als das Männlein so bramarbasirte und versetzte: „Daß Ihr Muth habt, mein Ritterlein! hab' ich geschaut mit eignen Augen, und würd' es bezeugen gegen Männiglich so es Noth thäte; — aber mich will bedünken, daß Eure Kraft einem so ungleichen Kampfe nicht gewachsen ist, deshalb möcht' ich Euch wohl den Rath geben, in's Künftige nicht mit einem so ungeschlachten Gesellen, wie jener Bär dort war, anzubinden."

„Ihr redet sehr weise," sprach das Männlein, „aber der Meister Bär und nicht ich hatte den Streit angefangen, er wollte mich fressen und meinen Hahnen dazu, das konnte ich doch nicht so hingehen lassen."

„Freilich nicht!" lachte der Ritter, „aber warum begebt Ihr Euch in diesen Wald? Leute eures Schlags, hab' ich immer gehört, wohnen in Felsspalten und hausen unter der Erde."

„Nur die Berg-Männlein," versetzte der Kleine, „nur die Berg-Männlein handtiren unter der Erde. Ich gehöre zu den Tannenhäusern, deren Heimath dieser Wald ist, und so möget Ihr ermessen, daß

wir mit den Bären oft anbinden müssen, sind unserer Mehrere, so gehts schon, denn die Bären sind dumm und plump, und wir sind gut gerüstet und beritten."

„Das seh' ich!" sprach Kurt, „und Dank Euch für die Mähr, aber könntet Ihr mir nicht den Weg aus dem Walde zeigen?"

„Herzlich gerne, — aber für heute ist's schon zu spät! kommt mit mir und übernachtet in meiner Burg, Ihr sollt mir ein lieber Gast seyn, und ich hab noch dies und das mit Euch zu kosen."

Ein Anderer an Kurts Stelle hätte hier vielleicht eine Geistertücke vermuthet, und Anstand genommen dem Wichtel-Männlein so auf Treu und Glauben zu folgen, aber Kurt war gut, und gute Menschen hassen den Argwohn, er willigte daher sogleich ein, dem Kleinen in seine Burg zu folgen.

Der Kleine war darüber sehr erfreut, schwang sich auf seinen Hahn, welcher freudig krähte und ritt neben dem Ritter her, welcher wieder in's Gebüsch lenkte, wo sein Knappe mit den Rossen zagend wartete.

Er riß die Augen gewaltig auf, als er das kleine Männlein auf dem verwunderlichen Rappen gewahrte, und hatte nicht übel Lust davon zu laufen;

doch schämte er sich vor seinem Herrn, und als der Zwerg ihm gar freundlich zuredete: „Fürchte dich nicht, getreuer Knappe meines edlen Retters! wir wollen gute Freundschaft machen! —“ da kam ihm der Muth etwas wieder, er half seinem Herrn auf's Roß, schwang sich selbst auf das seinige, und trabte geduldig hinterher, nur dann und wann verstohlen ein Kreuz schlagend.

Nicht allzulange waren sie so durch den Wald geritten, als sie eine steile Felswand erblickten, welche hoch über die höchsten Eichen hervorragte, noch wenige Minuten, so war das Ende des Waldes erreicht, und sie befanden sich am Eingange eines Thalgrundes der Felswand gegenüber. Das Wichtelmännchen ritt gerade drauf los, stieß in sein Jagdhörnchen, wozu der Hahn was Weniges krähte, und alsbald antwortete von der Felsspitze ein anderes Wichtelmännchen helltrompetend.

Nun that sich mitten im Felsen ein Thor auf, und heraus zogen zwölf Zwerge mit Fähnlein und blanken Schwertern, und hießen die Ankömmlinge im Namen des Burgherrn freundlich willkommen.

Der Führer unsers Ritters beantwortete den Willkommen in einer zierlichen Rede, welche über dreiviertel Stunden währte, und worinnen er sehr

ausführlich seine Gefahr und Rettung erzählte, und dabei nicht vergaß, ein Bischen zu lügen, wie es einen tapfern Helden ziemt und gebührt.

Als er geendet, erhuben all' die kleinen Zwerglein ein großes Freudengeschrei: „Heil! Heil dem edlen Kämpen, dem Retter unseres Bruders." Darnach nahmen sie den Retter und den Geretteten in ihre Mitte, vergaßen auch den Knappen nicht, und führten sie durch das Felsenthor in ihre Burg.

Diese Burg war von den künstlichen Zwergen auf gar verwunderliche Weise aus Erzschlacken und Topfscherben aufgebaut — die Thürme und Mauern waren von durchbrochener Arbeit, und mit bunten Schneckenhäusern waren allerlei seltsame Menschen- und Thierfiguren daran angebracht. Statt der Schornsteine befanden sich auf dem Dache drei kleine thönerne Mohren mit langen Türkenpfeifen, woraus der Küchenrauch herausquoll, so daß es anzusehen war, als ob die drolligen Kerlchen tapfer schmauchten. Im Innern war die Burg mit köstlichen Teppichen aus der Türkei verziert, und die Sitze mit weichen Polstern belegt. Die Fenster waren bunt bemalt, so daß man, wenn die Sonne schien, fast nicht wußte, welches die eigentliche Farbe der Zimmer und Säle sei. — Uebrigens war die Burg

mit Allem versehen, was zu einer Burg gehörte und nicht gehörte, und nur ein Burgverließ war nicht vorhanden, und daraus merkten der Ritter und sein Knappe, daß sie sich nicht unter Menschen befanden.

Im Prunksaal angelangt, der (besonders für Zwerglein) von ansehnlicher Größe war, trat ihnen der Burgherr entgegen und reichte ihnen die Rechte zum freundlichen Gruß. Der Burgherr war etwas Weniges größer denn die übrigen Zwerge, und hatte einen langen weißen Bart und eine goldne Krone auf dem Haupte, so daß man wohl sah, wie er eigentlich der König der Zwerge sei, und nur aus Bescheidenheit sich den Burgherrn nennen ließ. Die Könige bei den Menschen machen es anders, sie schreiben sich: „Wir von Gottes Gnaden, König von N. N." — (Das sind sie!) „Herzog zu N. N." — (Das sind sie nicht!) „Gefürsteter Graf zu N. N." — (Das sind sie auch nicht!) „Herr der Lande N. N. - N. N. und N. N." (Was sie alles nicht sind und wovon ihnen kein Steinchen gehört.

Der Zwergenkönig, der schon Alles wußte, ohne das man's ihm zu sagen brauchte, denn er war ein großer Magicus! — hielt den guten Kurt so wacker, wie er's nur immer verdiente und ließ ihn

nicht fort, ehedem 3 Tage, 3 Stunden, 3 Minuten und 3 Secunden wohlgezählt verflossen waren. Vieles hatte er während der Zeit mit ihm gekos't, und manches dunkle Räthsel seines Lebens ihm gelöst, viel gute Lehren ihm gegeben, und den Sinn zum Guten, dem frohen Lebensmuth und das feste Gottvertrauen in drohender Gefahr ihm gekräftigt.

Als es nun endlich zum Scheiden kam, reichte ihm der König eigenhändig den Valettrunk und sprach: „Ziehe hin, lieber Kurt! und halte Dich wacker. Ich könnte Dir von meinen Wundergaben eine oder die andre mit auf den Weg geben, doch Gott im Herzen und Jugendkraft im Arm, bedarfst Du deren nicht! meine Freundschaft aber hast Du, und sie wird Dir bleiben, und solltest Du jemals in Gefahr gerathen, bösen Menschen zu unterliegen, so sind ich und meine treuen Zwerge Dir nah und werden zu rechter Zeit Dir zu Hülfe eilen! und somit leb' wohl!"

Er winkte, drei Zwerglein brachten eine Leiter von schwarzem Ebenholz mit goldnen Sprossen getragen und hielten selbige vor dem Ritter aufrecht stehend hin; der König stieg gerührt hinauf, bis er dem Ritter bis an die Brust reichte, umarmte ihn feierlich, gab ihm seinen Segen, stieg wieder hinab,

und begab sich in sein Klosett, die Zwerglein mit der Leiter folgten ihm, die übrigen Zwerge aber führten den Ritter aus der Burg, wo sein und seines Knappen Rosse gesattelt und gezäumt standen. Der kleine Hahnenritter hielt daneben, um ihn bis zum Ausgange des Waldes zu geleiten. Kurt und Conrad schwangen sich in die Sättel, und davon trabten alle drei, während der Thurmzwerg aus Leibeskräften trompetete.

Bald war der Ausgang des Waldes erreicht, der Hahnenritter bedankte sich nochmals für die Rettung von dem grausamen Bären, wiederholte was der König versprochen hatte, und kehrte dann unter lautem Lebewohlrufen langsam in den Wald zurück. Kurt und sein Knappe eilten aber jetzt der Geiersburg zu, deren Thürme sie schon deutlich gewahrten, und nicht lange währte es, so hielten sie vor der Zugbrücke, die alsbald niedergelassen wurde, wo sie dann von dem Turnierherold in den Schloßhof, und von da Kurt in den Banketsaal geführt wurden.

Auf der Geiersburg ging es, wie ich schon erzählt habe, in der Regel lustig und guter Dinge her, heut' aber war vollends Herr Freudich des Lebens eingezogen. Die Becher klangen ununter-

brochen, die Spielleute fiedelten und bliesen das Horn, und Ritter und Knappen lachten und lärmten, daß man kein vernünftiges Wort heraushören konnte.

Knapp Konrad befand sich in diesem Getümmel, wie der Fisch im Wasser, obschon er eitel Wein trank, und selbst Kurt fand eine Freude an dem lustigen Treiben und gedachte nicht, wie es daheim auf seiner Burg dagegen aussähe.

Den andern Tag begann das Turnieren, und des Burgherrn liebliche Tochter Ida theilte den Dank aus. Viel waren der tapfern Ritter, und es war wol eine Lust mit anzusehen, wie gewandt sie die wilden Rosse tummelten und keck und kräftig Schwert und Lanze führten, aber keiner von Allen that es doch unserm Kurt gleich, und nach dreien Tagen hatte er über Alle den Sieg und den besten Dank von Fräulein Ida davongetragen. Darüber ward er von allen Damen gepriesen, und selbst die besiegten Ritter gönnten ihm den Preis, denn er war und blieb immer bescheiden und freundlich gegen Alle, und war bekannt als ein Ehrenmann in Ernst und Schimpf.

Zwei Ritter nur mißgönnten ihm den Dank, und das waren gerade die Abkömmlinge jene bö-

sen Raubgrafen, welche Kurts Vorfahren befehdet, ihnen eine Veste nach der andern geraubt und endlich seine Stammburg halb zerstört hatten. Beide Wolfsberger — so hießen sie — waren arge Neidharde, und da sie zu feig waren, um ehrlich gegen Kurt aufzutreten, so beschlossen sie mit einander, heimliche Rache an ihm zu üben.

Sie beriethen sich mit einander, wie sie ihren Plan am besten ausführen möchten, und Hans, der Ältere, sprach: „Am besten ist es wol, wir lagern uns mit unsern Knappen im Walde und schlagen ihn, wenn er heimkehrt, kurz und gut todt."

„Nein!" versetzte Peter, der jüngere Bruder: „Nein! das wär' eine zu schnelle Rache, er muß sich erst tüchtig ärgern, eh' er stirbt. Besser ist es, wir sagen hier, daß wir schnell nach Hause müßten — ziehen aber geraden Wegs nach Kurts Burg und —"

— „Und zerstören sie!" fiel Hans freudig ein. „Trefflich, herrlich! Bruder."

„Bruder, Du bist ein Esel!" sprach Peter, „wie könnt' ich so etwas Dummes wollen? Glaubst Du denn, daß Kurt sich so gewaltig viel aus dem alten Eulennest Bärwald macht? — Nicht doch! Die Hütten seiner Handvoll Unterthanen wollen

wir anzünden, ihre paar Küh' und Kälber davontreiben oder niederstechen. Wenn er dann zurückkommt und das nackte Lumpengesindel ihm entgegenjammert, hollah! das wird ihm an's Herz gehen, weil er ihnen weder helfen, noch sie rächen kann, denn die Nacht drauf überfallen wir ihn und seinen Knappen und führen Beide mit uns auf die Wolfsburg, da mögen die Vögel in den eisernen Käfichen des Verließes so lange singen, bis wir's für gut finden, ihnen in der Stille die Hälse zuzuschnüren."

„Du hast Recht, Brüderchen!" rief Hans, „ich war ein dummer Kerl, daß mir diese herrliche Rache nicht selber beifiel, aber hier meine Hand! ich will Dir helfen aus allen Kräften und Du sollst Deine Freude an mir haben."

So beredeten sich die bösen Menschen, um den braven Kurt in's Unglück zu stürzen, aber das Sprichwort sagt: „Wer Andern eine Grube gräbt, fällt oft selbst hinein." Wir wollen einmal sehen, ob es hier zutraf. Hans und Peter sagten am Abend zu dem Burgherrn: Wir müssen morgen Früh aufbrechen, um heimzukehren auf Wolfsburg, denn es ist ein reitender Bote kommen und hat uns wichtige Mähr überbracht.

Ritter Hans von Geiersburg aber sprach:

„Gehet mit Gott!“ und freu'te sich insgeheim, daß die Neidharde gingen, denn er hatte gar wol die falschen Blicke bemerkt, womit sie den Ritter Kurt betrachteten, und auch von den andern Rittern so Manches über die Wolfsburger erfahren, was ihnen nicht eben große Ehre brachte. Also verließen die Wolfsburger die Geiersburg mit ihren Knappen, als eben der neue Morgen grau'te und zogen hin nach Kurts Stammburg, um ihren bösen Anschlag auszuführen.

Kurt ahnete von dem Allen nichts, hatte er sie doch trotz dem, daß ihre Voráltern ihm Alles geraubt, ehrlich begrüßt und keinen Groll gegen sie gehegt. Er lebte daher, so lange das Fest auf der Geiersburg währte, lustig und guter Dinge, und als es zu Ende war, zog er eben so wieder heim, seiner ärmlichen Behausung zu.

Aber welch' Entsetzen ergriff ihn, als er bei seiner Burg anlangte und rings herum die zerstörten Hütten gewahrte, als die armen Bauern mit Weib und Kind ihm entgegenjammerten und von dem räuberischen Ueberfall der bösen Buben erzählten.

Bald aber verwandelte sich sein Entsetzen in Wuth. „Ich will Euch rächen!“ rief er, „und

sollt' es das Heil meiner Seele kosten! Hätten die Elenden meine Burg vollends zerstört — es würde mir weh gethan haben, denn ich bin drin geboren, dennoch hätt' ich ihnen verzeihen können, aber euch, ihr Armen, das Wenige zu nehmen, eure Hütten niederzubrennen, aus Bosheit gegen mich, — das ist zu viel, um es ertragen zu können."

Um ihre Noth so viel er konnte zu lindern, lud er Alle ein in seine Burg zu kommen, schickte seinen Knappen mit den gewonnenen Preisen in die nächste Stadt zu einem Goldschmidt, selbige dort zu verhandeln, und für einen Theil des daraus gelößten Geldes Lebensmittel einzukaufen, was übrig blieb vertheilte er sogleich unter die Armen und versprach ihnen Rath zu schaffen, ihre Hütten wieder aufzubauen.

Da er wohl voraus sah, daß die Wolfsburger es auf ihn selbst münzen würden, so öffnete er seine alte Rüstkammer, vertheilte die wenigen darin noch vorhandenen Waffen an die kräftigsten Männer, ließ dann das Burgthor, als es Abend wurde, mit Balken und Steinen so gut es ging verwahren, und erwartete so ruhig was kommen würde.

Die bösen Wolfsburger hatten darauf nicht gerechnet, wie denn die boshaften Menschen meisten-

theils eine tüchtige Portion Dummheit haben. Sie hatten geglaubt, Kurt werde ganz in Verzweiflung nichts thun, als klagen und jammern, und von den armen Bauern glaubten sie vollends nicht, daß sie ihr Leben für ihren Herrn wagen würden, denn sie selbst (die Wolfsburger) waren von ihren Bauern gehaßt und gefürchtet. Sie stutzten daher nicht wenig, als sie vor der Burg um Mitternacht wieder anlangten und sie wohl befestigt und bewehrt fanden. Feige, wie sie waren, wagten sie jetzt keinen Angriff, obgleich sie an Zahl und Streitkräften dem Häuflein in der Burg wohl dreimal überlegen waren.

„Am Ende" — brummte Hans — „am Ende wär' es doch besser gewesen, wenn wir den Kurt gleich im Walde todt gemacht hätten, — nun sitzt er sicher in seiner Burg, und wenn er uns bei'm Reichsgerichte anklagt, daß wir ihn ohne Auffagung überfallen haben, so kann es uns arg ergehen, das hast du nun von deiner Klugheit, du überstudierter Peter.

Peter, obgleich er dem Hans Recht geben mußte, wollte doch seine Klugheit nicht angefochten wissen, er vertheidigte sie aus Leibeskräften. Darüber geriethen die saubern Brüder in Streit, und prügelten endlich im Angesicht ihrer Knechte einander wacker ab.

Als endlich Beide genugsam blaue Flecke und Kopfbeulen hatten, hielten sie inne und brachen grollend nach der Wolfsburg auf.

Noch grau'te der Morgen nicht, als sie selbige erreichten. Sie gaben das Zeichen zum Herablassen der Zugbrücke, aber die Zugbrücke blieb aufgezogen, und kein Thurmwarth verkündete den Burgleuten ihre Ankunft.

„Der Hund ist wieder eingeschlafen!" brummten beide Brüder, und ließen die Signale drei — viermal wiederholen. Aber Alles blieb still in der Burg, und verwundert schau'ten Ritter und Knappen einander an und fragten: „Was ist das?"

Da wurden plötzlich alle Fenster der Burg hell und immer heller, noch einige Secunden und die wüthendsten Flammen prasselten daraus hervor.

Todesschrecken erfaßte die Außensteher und in der Burg tönte jetzt das Geschrei des Gesindes und der Knappen. Jetzt fiel die Zugbrücke und mit brennenden Kleidern stürzten die Bewohner durchs Burgthor hinüber und warfen sich den draußen Stehenden entgegen. Diese wollten zurückweichen, als sie sich aber wandten, gewahrten sie mit Grausen ein ganzes Heer von Zwergen mit Armbrüsten, langen Piken und Schwertern bewaffnet, Alle rit-

ten ſtatt der Pferde rothe Hähne, welche mit ihrem Krähen einen gewaltigen Lärm machten — raſch, wie der Sturmwind brauſ'te das Zwergenheer heran und ſandte eine Wolke von Pfeilen, Bolzen und Wurfſpießen voraus, ſo daß in einem Nu ein Drittheil der Knappen und des Burggeſindes ſich blutend im Staube wälzte. Der Reſt zerſtob nach allen vier Winden und nur die beiden Brüder, Hans und Peter, wurden von den Zwergen gefangen.

Am andern Morgen war von der gewaltigen Wolfsburg nichts mehr übrig, als der hohe Wartthurm, umgeben von rauchenden Trümmern. Oben auf dem Thurme aber war ein gewaltiger Galgen errichtet, und daran hingen die Brüder Hans und Peter; Jedem war eine Erztafel auf die Bruſt befeſtigt, worauf die Zwerge den ganzen Hergang der Sache eingegraben hatten, und von den übergebliebenen Knappen, ſo wie von Kurt und den Seinigen wurde Alles beſtätigt. Das Mirakel ward im ganzen Lande ruchbar, und als der König es hörte, ſprach er: „Die böſen Wolfsburger haben ihren gerechten Lohn erhalten, nun iſt es billig, daß auch der edle Kurt den ſeinigen erhält, er iſt der rechtmäßige Erbe der Wolfsburger, und wir wollen ihm als ſolchen erkannt wiſſen von Männiglich.

Also bekam Kurt nicht nur seine ihm geraubten Güter zurück, sondern auch noch einmal so viel hinzu. Nach Jahresfrist führte er die schöne Ida von Geiersberg auf seine herrlich wieder aufgebaute Stammburg, und machte sie zu seiner Hausfrau. That seinen Unterthanen Gutes, gedachte der Zwerge mit Dankbarkeit, und lebte glücklich und zufrieden bis an sein spätes seliges Ende.

II.

Das arme Kind

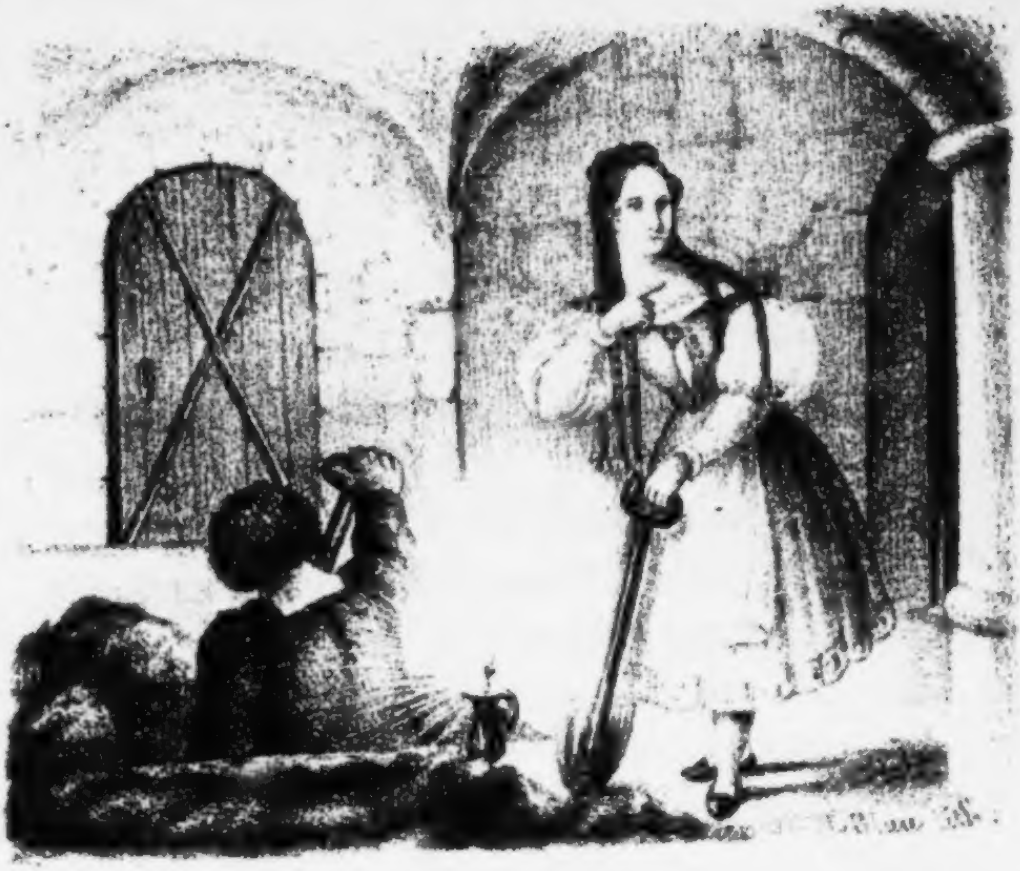
oder:

Die Räuberhütte.

Es war grade um die Zeit des heiligen Christfestes des Jahres 1634, als durch einen düstern Tannenwald ein armes Weib kraftlos einherschlich. Trotz der großen Kälte war sie kaum nothdürftig bekleidet, und ihr Aussehen war so elend, daß man wohl merken konnte, sie sey todtkrank, und werde es nicht lange mehr machen.

Demohngeachtet trug sie aber einen schweren Korb auf ihrem Rücken, und die Sorglichkeit, womit sie ihm trug, und von Zeit zu Zeit das müde Haupt wandte, um darnach zu sehen, zeigte deutlich, daß der Inhalt des Korbes ihr lieber seyn mußte, denn ihr eignes armseliges Leben.

Und so war es denn auch; im Korbe befand sich ihr zweijähriges Kind, ein liebliches Mädchen mit blondem Haar und hellen blauen Augen, und



Das arme Kind oder die Räuberhöle

Kgl. Univ. Bibl.
Berlin

nur um des Kindeswillen lebte die arme Mutter noch, und schleppte sich mühsam von einem Ort zum andern, bis sie eine mitleidige Seele gefunden haben würde, der sie es anvertrauen könnte, um dann zu sterben.

So gut sollte es dem armen Weibe aber nicht werden! Der Sturm heulte durch den Wald, ein dichtes Schneegestöber wirbelte um sie herum, so daß sie kaum zwei Schritt weit sehen konnte, — verzweifelnd sank sie auf den Schneeboden hin, nahm das kleine Mädchen aus dem Korbe und drückte es weinend fest an sich, — das Kind lächelte, und als die Mutter es plötzlich sinken ließ und sich ausstreckte wie zum Schlafen, streckte die Kleine sich neben ihr hin und hüllte sich mit in ihren Mantel.

Gegen Abend ging ein Köhler durch den Wald, und als er eben die Mitte desselben erreicht hatte blieb er stehen, denn vor ihm im Schnee lag todtes Weib, und daneben saß ein kleines Mädch und weinte und klagte, daß Mütterchen nicht au wachen wollte. Der Köhler sah gleich, daß dem Weibe nicht mehr zu helfen sey, das Kind aber nahm er auf dem Arm, versprach ihm, daß die Mutter bald nachkommen würde, und trug es in seine Hütte, zu seiner Frau und seinen übrigen Kindern.

Die Frau war darüber nicht eben freundlich, wie sie denn überhaupt böse und geizig war, sie schalt ihren Mann tüchtig aus, und meinte: er hätte das fremde Kind nur immerhin können lassen, wo er's gefunden habe! der Mann sagte ihr aber derb seine Meinung über ihre Hartherzigkeit, und bestand darauf: daß die Kleine dableiben solle. Da mußte denn die böse Frau nachgeben und es leiden! aber sie faßte einen bittern Groll gegen die arme Waise, und ließ ihn, wo sie nur konnte, heimlich aus, so das das Kind oft übel dran war. Der gutherzige Köhler war noch am nämlichen Abend wieder in den Wald gelaufen und hatte den Leichnam herausgeholt, er versuchte auch Alles, um ihn wieder zu beleben, da es aber nichts half, so zeigte er den Vorfall im nächsten Dorfe an, und das arme Weib wurde am andern Tage still auf dem Kirchhofe begraben.

Von der Kleinen war übrigens auf alle Fragen nichts heraus zu bringen, als das sie Röschen heiße, ihre Mutter sehr, sehr arm gewesen sey, und sie ihren Vater gar nicht gekannt habe.

„So will ich dir dein Vater seyn!" sprach der Köhler bewegt, und er hielt Wort und bereu'te es nimmer, denn Röschen blüh'te täglich schöner auf,

und wurde bald die höchste einzige Freude des Alten, denn seine eignen Kinder schlugen gänzlich der Mutter nach, wurden tückisch und falsch, und machten dem armen Alten viel Herzeleid.

Als Röschen größer wurde, erzählte er ihr oft: wie er sie gefunden habe, — und die Dankbarkeit des Mädchens und ihre Liebe zu dem Alten wurde dadurch nur immer größer, gerne ertrug sie jetzt alle Unbilden der bösen Pflegemutter und ihrer Kinder, und verhehlte solche wo sie konnte dem Vater, um ihn nicht weh zu thun, — war ihr das Herz einmal gar zu schwer, so ging sie in's Dorf auf den Friedhof und weinte da auf dem Grabe ihrer Mutter sich recht aus. Dann flüsterten die Linden über den Grabhügeln sanft beschwichtigend, und oft war es ihr wirklich und wahrhaftig, als vernähme sie im leise verbebenden Gesange, wie von Engelsstimmen, die Worte:

Trage, armes Kind! dein Leid,
Nur noch kurze Zeit!
Nur kurze Zeit. —
Bist bald befreit!
Und Heiterkeit
Dein Herz erfreut,
Nach herbem Leid.

* * *

Und Röschen fühlte sich wunderbar getröstet, wenn sie auch nicht anders vermeinte, als: die Heiterkeit werde wohl erst Jenseits ihr zu Theil werden, wie sie es ihrer seligen Mutter auch erst Jenseits geworden.

Als Röschen funfzehn Jahre zählte, erkrankte der alte Köhler, und nach wenigen Wochen war er todt, und wurde auf demselben Kirchhof begraben, wo Röschens Mutter seit dreizehn Jahren ruhte. Das arme Mädchen war ganz Trostlos über den Verlust ihres guten Pflegevaters, und hatte wohl Ursache, denn nun ging ihre Leidenszeit erst recht an! die alte böse Köhlerin war von Jahr zu Jahr böser und boshafter geworden, und ihre beiden Söhne Wolf und Reinhard, waren ihrer Tücke und schlechten Streiche halber weit und breit so verrufen, daß kein ehrlicher Mensch mit ihnen zu schaffen haben mochte. Die böse Köhlerin wollte erst das arme Röschen ohne Gnade aus der Hütte stoßen, und vielleicht wäre das recht gut für Röschen gewesen, die beiden Söhne widersetzten sich aber und sprachen zur Mutter: „Sie soll bei uns bleiben, du wirst alt, und kannst dich nicht mehr recht rühren, zu unserer neuen Wirthschaft aber brauchen wir eine rüstige Magd," — und dabei lachten sie recht

hämiſch, ſo daß die Alte merken konnte, wie ihre Herrn Söhne nichts Gutes mit dem Mädchen im Sinne hätten, und aus dieſem Grunde willigte ſie ein, daß Röschen dabliebe.

Nach einigen Wochen packten die Brüder ihr bischen Hab und Gut zuſammen, verließen das Dorf ganz, und zogen mitten in den Wald, wo ſie ſich eine ziemlich geräumige Hütte erbaut hatten. Im Dorfe hatten ſie geſagt: es geſchähe nur um ihr Köhlergewerbe bequemer zu betreiben. Bald aber zeigte ſich's, daß ſie ein ganz anderes Gewerbe trieben, nämlich: rauben und morden.

Röschen wäre faſt vor Schreck und Entſetzen geſtorben, als die Brüder das erſtemal mit Raub beladen, und Händen, an denen Blut der Ermordeten klebte, nach Hauſe kehrten. Sie warf ſich ihnen weinend zu Füßen, und beſchwor ſie: ihr gräßliches Gewerbe aufzugeben und ſich zu beſſern. Die böſen Buben lachten ſie aus — als ſie aber nicht aufhörte zu flehen, geriethen ſie in Wuth und riefen: „Wo du nicht gleich ſchweigſt, einfältiges Ding, und wo du Miene machſt, ein Wort zu verrathen, ſo ermorden wir dich ebenfalls.“

„Warum thut Ihr's nicht gleich?“ kreiſchte die Alte.

„Das geht Dich nichts an!“ entgegneten die Söhne. „Schweig auch Du, und thue was deines Amts ist.“

„Ungerathene Buben!“ murmelte die Mutter, und hinkte in die Küche, wagte aber nichts mehr zu sagen, denn sie selbst fürchtete sich vor ihren gottlosen Kindern.

Von den Brüdern aber fürchtete wieder Einer den Andern, wie das unter bösen Menschen immer der Fall ist, und Beide dachten in's geheim: „Find't sich nur einmal eine gute Gelegenheit, so räum' ich den Bruder aus dem Wege, dann bin ich allein Herr, nehme mir einen oder zwei Gesellen, und Röschen zur Frau, dann mag die Alte — (sie meinten ihre Mutter) je eher je lieber auch abfahren.“

Röschen merkte gar bald, wie das hölliſche Brüderpaar gegen sie gesonnen sey, — sie waren jetzt oft [illegible] freundlicher denn früher gegen sie, besonders wenn Einer sie allein traf, — und einmal hatten sie sogar ihre Mutter geschlagen, weil selbige zu hart mit Röschen verfahren war.

Diese Entdeckung war dem frommen Mädchen schrecklicher als der Tod, und sie flehte oft zum Himmel, daß er sie doch lieber sterben, als in der Gewalt dieser schrecklichen Menschen lassen möge.

Als ſie eines Tages ſo im Walde betete und dabei Thränen n ihren Augen glänzten die Gott ſah, und ein Engel zählte, da rauſchte es wieder in den Wipfeln der Bäume und flüſterte und klang wie ſonſt auf dem Friedhofe:

„Du reines Herz!
„Du treues Kind
„Bald flieht dein Schmerz,
„Und Freude findt'
„Nach Leid und Weh
„Sich bei dir ein.
„Vertraue nur!
„Gedenke mein."

Und zugleich tauchte eine ſchimmernde Geſtalt vor ihr auf und winkte ihr freundlich zu, — und in den Zügen der Erſcheinung erkannte ſie die Züge ihrer Mutter, — ſie ſank auf ihre Knie nieder, ſtreckte die Arme aus, und rief freudig erſchüttert: — „O biſt du's? biſt du der Geiſt meiner Mutter?"

„Ich bin's!" ſprach die Geſtalt milde, „und ſtets umſchwebe ich dich! wo die Wohnung der böſen Menſchen ſteht, hauchte ich meinen letzten Seufzer aus. — Bleibe gut und fromm mein Kind, und mir wird es vergönnt ſeyn, in der Stunde der Gefahr Dich zu ſchützen. Der Geiſt verſchwand; und mit

dem festen Vorsatz stets gut und fromm zu bleiben, kehrte Röschen in ihre Hütte zurück. Die alte Köhlerin empfing sie keifend und schmählend über ihr langes Ausbleiben und befahl ihr: da der Tag sich neigte, Anstalten zum Abendessen zu machen. Röschen that willig wie ihr geheißen, und während der Arbeit sang sie leise das alte Volkslied:

Sie haben die Eltern begraben,
Beide vor einem Jahr,
Nun steh' ich armes Mädchen
Alleine ganz und gar!
Und klage und weine,
So sehr, so sehr! —
Doch die Todten weckt keine Klage mehr.

* * *

„Laß Dein Singen!" schrie Wolf ihr zu. „Mein Bruder wird sogleich mit ein paar Reisenden hier seyn, die sich im Walde verirrt haben, und weil ein Unwetter heraufzieht hier übernachten sollen, Du darfst nichts reden, sondern sollst Dich stumm stellen; wenn Du ein Wort sprichst, oder ihnen sonst ein Zeichen giebst, woran sie hier sind, so ist es auf der Stelle um Dich und sie gethan."

Zitternd hörte Röschen dieſe Worte und verſtummte ſogleich, doch war ihr Vorſatz feſt, die armen Reiſenden zu retten, und ſollte es ihr eignes Leben koſten. Sie wurde in dieſem Entſchluß noch beſtärkt, als bald darauf die Reiſenden in einen Wagen anlangten. Es waren ihrer ſechs; ein alter Mann von ehrwürdigen Anſehen, einen Stern auf der Bruſt, und ein ſchöner Jüngling, ebenfalls wie es ſchien von hohem Stande, — ſaßen im Wagen, der Kammerdiener ſaß bei'm Kutſcher auf dem Bock, und zwei Jäger ſtanden hinten auf. Der tückiſche Reinhard hatte ihnen als Führer gedient. Die alte Köhlerin und Wolf empfingen die Angekommenen mit falſcher Freundlichkeit, und bezeigten ſich ſo dienſtfertig und thaten ſo ehrlich, daß dem guten Röschen kein Zweifel über ihre eigentliche Abſicht blieb! ihr Troſt war nur die Anzahl der Reiſenden, — ihrer waren ſechs, und davon fünf kräftige wohlbewehrte Männer, während in der Hütte nur zwei, Wolf und Reinhard waren. Bald ſollte aber dieſe Hoffnung ſchwinden, als ſie ſah, wie die Alte der Dienerſchaft ihr Nachtquartier in der Dachkammer anwies, während ſie den beiden Herrn in ihrer Kammer ein Nachtlager bereitete.

Der ältere Herr hatte Röschen sogleich bemerkt, und es schien als ob er etwas ganz besonderes in ihren Gesichtszügen fände, denn er konnte die Blicke gar nicht wieder von ihr abwenden, auch Röschen fühlte sich wunderbar zu dem Greise hingezogen, und obgleich sie erröthend die Augen niederschlug, so konnte sie dennoch nicht unterlassen, von Zeit zu Zeit verstohlen ihn anzuschauen. Ach! wie gerne hätte sie ein warnendes Wort ihm zugerufen, oder einen Wink ihm gegeben, aber die Alte und ihre beiden Söhne beobachteten sie gar zu genau, und als der junge Herr sich freundlich ihr nahte und fragte: „Bist du die Tochter vom Hause, schönes Kind?" rief Wolf schnell: — „Sie ist die Magd, und ist stumm! — geh' in die Küche Rosette."

Röschen schlich betrübt hinaus, und die Fremden blickten ihr mitleidig nach, indem sie sprachen: „das arme Kind." In der Küche angelangt, wäre sie fast des Todes vor Schreck gewesen, als sie noch zwei fremde Kerle von wildem Aussehen dort antraf, welche ihr sogleich entgegenwisperten: „Sind sie schon zu Bette? wo bleiben Wolf und Reinhard?" Indem trat auch Wolf herein, und sprach unmuthig: „Es sind ihrer fünf wohlbewaffnet, und der erste Jäger besonders ist ein Teufelskerl! Wir müssen

Geduld haben bis alle ſchlafen, ſonſt geht die Sache ſchief! packt euch ſo lange wieder hinaus, damit man euch nicht erblickt, ſie ſcheinen verdammt vorſichtig.“ „Entwiſchen ſollen ſie uns nicht!“ verſetzten die Mordgeſellen, „Wir wollen auf Thür' und Fenſter ein wachſames Auge haben. — Hätten wir nur Feuergewehr! — Sorge nur daß die Grube —“

„Schon gut!“ fiel Wolf ihnen in's Wort, „geht nur!“ Und die Räuber ſchlichen wieder aus der Hütte in den Wald.

„Komm mit hinab in den Keller!“ befahl Wolf, und zitternd folgte ihm Röschen. — Sie ſchauderte zuſammen als ſie im Keller angelangt, bei'm ſchwachen Schein der Lampe, eine große Grube gewahrte.

„Wolf!“ rief ſie weinend und faßte ſeine Hand, „Wolf! ſteh' ab von deinem gräßlichen Vorhaben, denk' an deinen braven Vater.“ „Schweig Närrin!“ donnerte Wolf ihr zu. — „Hier nimm einen Spaten, und hilf mir mit graben, die Grube muß noch größer werden,“ und das arme Kind mußte mit dem Unholde in die Grube ſteigen und ihm graben helfen.

Nach einiger Zeit kam Reinhard in den Keller und ſprach: „Roſette! geh' hinauf und hilf der Mut-

ter!" rasch sprang Röschen aus der Grube, und eilte aus dem Keller. Reinhard aber half seinem Bruder die Grube vollenden, worinn sie die Leichname zu verscharren gedachten. Als Röschen auf der Hausflur ankam, wollte es ein guter Zufall, daß eben der eine Jäger nach der Stube ging; hurtig machte sie sich an ihm und flisterte: „Seid wachsam! hier hausen Räuber! —"

„Wie? du redest!?" rief der Jäger erstaunt.

„Leise! sonst sind wir verloren!" fuhr Röschen fort, „ich will euch retten! aber nur durch List ist es möglich! gieb mir ein Feuergewehr, die Räuber haben keins."

„Da!" sprach der Jäger, und reichte ihr ein Terzerol. — „Sei unser Schutzengel, und du sollst es nicht bereuen, ich und meine Kameraden werden wachsam seyn."

Schnell nahm Röschen die Waffe, verbarg sie in ihrem Mieder und eilte in die Küche. Der Jäger aber ging zu seiner Herrschaft, er erzählte was ihm widerfahren, und alle redeten mit einander ab, wie sie den Angriff der Räuber erwarten wollten, dann ging der Jäger zu seinen Kameraden, dem Kutscher und dem Kammerdiener, und bereitete sie ebenfalls auf Alles vor.

Die Brüder Wolf und Reinhard hatten das Grab im Keller vollendet, — sie kehrten in die Stube zurück und erinnerten, daß es jetzt Zeit zum Schlafen sey, wenn die Herrschaften morgen bei Zeiten wieder abreisen wollten. Die Reisenden thaten als ob sie von nichts wüßten, und wünschten den bösen Buben eine gute Nacht. Die Brüder gingen, und meinten: die Herrn Reisenden möchten nicht vergessen, die Thüre von innen zu verriegeln. Röschen aber schüttelte unmerklich mit dem Kopfe, und warf, indem sie den Brüdern folgte, einen bedeutenden Blick auf einen großen Wandschrank der im Zimmer stand. „Wir sollen die Thüre nicht verriegeln," sprach der jüngere Reisende zum Aeltern, und dann nach der Thüre die Hand ausstreckend, flüstertete er leise: „Habe Dank gutes Mädchen."

Leise hatte Reinhard sich hinauf nach der Dachkammer geschlichen und die Thüre verriegelt, damit die Dienerschaft ihrem Herrn nicht zu Hülfe eilen sollte. Dann begab er sich hinab und sprach zu seinem Bruder: „ich schleiche mich jetzt durch den Gang in den Wandschrank und warte dort, bis sie schlafen; dann zwei Messerstiche, und die Sache ist abgethan, du hole indessen die Gesellen, damit wir der Dienerschaft Meister werden! die Mutter und

Rosette bleiben hier, um die Thüre zu bewahren, bis ihr Alle herein seid.“ Somit schlich er davon, und Wolf verließ die Hütte, indem er der Mutter empfahl: Rosetten nicht aus den Augen zu lassen, und bei der ersten verdächtigen Bewegung sie niederzustoßen. Mit funkelnden Blicken erhob die Alte das Messer und hohnlächelte: Sorge nicht Söhnchen, sie soll sich nicht vom Fleck rühren.“

Röschen aber betete im innersten Herzen zu Gott und dem Geist ihrer Mutter, daß ihr die Rettung gelingen möge, und als sie das Rauschen des Gebüsches und die Fußtritte Wolfs im Walde nicht mehr vernahm, zog sie unbemerkt die Pistole aus dem Busen, und sie plötzlich der Alten entgegenhaltend sprach sie: „verriegle die Hausthür und folge mir.“

Die Alte kreischte auf, und wollte Hülfe schreien. Röschen hielt ihr aber mit der einen Hand den Mund zu, und indem sie mit der andern ihr die Pistole auf die Brust setzte, raunte sie ihr zu: „Gehorche!“

„Rabenkind!“ stöhnte die Alte, „deine Mutter willst du ermorden?“ „Noch einen Laut,“ rief Röschen verzweifelnd, — „noch einen Laut, und du bist todt! gehorche!“ —

Weinend vor Wuth schloß die Alte die Hausthüre, und schob den Riegel vor, — Röschen ergriff ihre Hand und riß sie mit sich fort nach der Dachkammer, öffnete selbige, befreite die Dienerschaft und sperrte statt deren die Alte ein.

Dann eilten alle die Treppe hinab, Röschen bezeichnete den beiden Jägern den geheimen Gang, und sprach: „Eilt, eh' die andern Räuber kommen!" — mit dem Kutscher und dem Kammerdiener begab sie sich in die Stube wo die beiden Herren sie schon erwarteten. Gleich darauf polterte es im Wandschrank, der Kutscher und der Kammerdiener rissen die Thüre auf, und Reinhard stürzte bleich und blutend heraus in's Zimmer, hinter ihm drein sprangen die Jäger.

Elender Bube! riefen die Reisenden ihm zu, und befahlen der Dienerschaft ihn zu binden, aber das war nicht mehr nöthig, im finstern Gange tödtlich getroffen, stürzte er jetzt zu Boden, und verschied fluchend und Röschen verwünschend.

Röschen wandte sich mit Grauen von der Leiche, da pochte es leise an die Hausthür, und aufgeschreckt sprach Röschen: „Haltet euch hier bereit! ich weiß nicht wie viel der Mordgesellen sind, ich werde sie die Treppe hinauf locken, wenn ihr einen Pistolen-

schuß hört so stürmt herauf und kommt mir zu Hülfe."

Somit verließ sie das Zimmer und öffnete die Hausthüre, wobei sie sich so stellte, daß der Luftzug die Lampe auslöschen mußte. — Wolf und die beiden andern Buben schlichen in's Haus, und Wolf fragte leise: wie gehts in der Stube?

„Es ist vorbei!" antwortete Röschen mit zitternder Stimme, „die Mutter und Reinhard sind oben und warten Eurer."

„Wie das dumme Ding zittert!" lachte Wolf, — das sollst du bald verlernen, wenn du nur erst mein Weib bist! aber kommt Jungens! — du voran Rosette." — Zitternd stieg Rosette die Treppe hinauf, als sie oben angelangt war, öffnete sie die Thüre der Dachkammer. Die Alte, welche glaubte es seyen die Reisenden, fing an zu heulen und schrie „Erbarmen!" Höll' und Teufel! was ist das?" donnerte Wolf, und die beiden Räuber standen starr vor Schreck. Aber die Alte, als sie die Stimme ihres Sohnes hörte, stürzte aus der Dachkammer und kreischte: „Verrath! haut die Dirne nieder! sie ist mit den Fremden im Bunde!" — aber Röschen war in die Kammer geschlüpft, hatte die Thüre hinter sich zugeschlagen, und schoß jetzt das Terzerol

los, — da stürmten die Reisenden die Treppe hinauf und griffen die Räuber an, wüthend warf Wolf sich ihnen entgegen, aber der junge Reisende spaltete ihm das Haupt, ein Schuß traf die Alte daß sie ebenfalls zu Boden stürzte und verschied. Die beiden Mordgesellen aber wurden gefangen, um von den Gerichten ihre Strafe zu erhalten.

Wie die Reisenden dem armen Röschen dankten, läßt sich denken, der Jüngere war Niemand anders, als der Sohn des Landesfürsten, der Alte aber war der Graf von Steine, der dem Prinzen als Führer mit auf Reisen gegeben war. Der Graf umarmte Röschen, und nannte sie seine liebe Tochter, plötzlich aber erbleichte er und fragte: Um Gotteswillen, Kind! wo hast du das Kreuz her, was du da am Halse trägst?

„Es ist das einzige Erbtheil meiner Mutter," sprach Röschen wehmüthig, und erzählte ihre ganze Geschichte.

„Du bist meine Tochter," jauchzte der Graf als sie geendet hatte, „die Tochter meiner armen unglücklichen Agnes! ich war bei'm Heere, da überfiel ein Haufen Wallensteiner mein Gut, plünderte es aus, und brannte es nieder, Deine Mutter entfloh mit Dir, — diese Nachricht brachte mir ein alter Diener,

seit dreizehn Jahren hab' ich um euern Verlust getrauert. — Mein armes, armes Weib!"

Vater und Tochter weihten der Geschiedenen noch manche Thräne, doch endlich siegte die Freude des Wiederfindens, und am andern Morgen eilten sie der Hauptstadt zu, wo der Fürst mit Ehren die Retterin seines Sohnes empfing.

Nach Jahr und Tag erhob sich auf der Stelle wo Agnes verschieden war, und später die Räuberhütte gestanden hatte, eine Capelle, und an den Wänden derselben erzählen schöngemalte Bilder bis auf den heutigen Tag dem Wanderer die Geschichte des armen Kindes.

Nachschrift
zu dem vorstehenden Mährchen.

Ein frommes Kind, das Gott vertraut,
Auf Ihn als seinen Retter baut,
Wird Ihn in seiner Klarheit sehn,
Und nimmermehr zu Grunde gehn.

* * *

Ein böses Herz nur wallt in Nacht!
Wer rein, dem strahlt des Tages Pracht.
Und ob die ganze Hölle bräu't,
Ein reines Herz sich stark befreit.

* * *

III.

Vom lustigen Schneidergesellen.

Es war einmal ein Schneiderlein,
Der näht' ein rothes Röckelein,
Und dacht' dabei in seinem Sinn:
„Heil mir, daß ich ein Schneider bin!
„Ein Schneiderlein! Meck meck!

* * *

„Heil mir, daß ich ein Schneider bin!
„Ein Schneider seyn ist Hochgewinn!
„Und könnt' ich ein Engel im Himmel seyn;
„Ich thät' doch bleiben ein Schneiderlein!
„Ein Schneiderlein! Meck meck!

* * *

„Die Grobschmied' das sind grobe Leut'!
„Die Schneiderlein fein und gescheidt!
„Die Tischler die sind wie von Holz,
„Die Schneiderlein geh'n frei und stolz!
„Ja frei und stolz! Meck meck!

* * *

Kgl. Univ. Bibl.
Berlin

Das lustige Schneiderlein

„Der Schuſter bei dem Leiſten bleibt,
„Ein Schneiderlein viel Scherzen treibt,
„Gelehrte ſind oft dumme Vieh!
„Ein Schneiderlein das hat Genie.
„Das hat Genie! Meck meck!

* * *

„Der Krieger hat viel Waff'n und Wehr!
„Das Schneiderlein nur Nadel und Scheer'
„Doch giebt der Krieger Ferſengeld,
„Das Schneiderlein ficht wie ein Held,
„Ja, wie ein Held! Meck meck!

* * *

„Und wenn ein Andrer träge ſchleicht,
„Das Schneiderlein ſo zart und leicht,
„Wohl vor dem alten Stadtthor ſteht,
„Ein günſt'ger Wind hinaus es weht.
„Hinaus es weht! Meck meck!"

* * *

Und als das Schneiderlein alſo gedacht hatte, wehte ein Wind durchs Fenſter und wehte das Schneiderlein vom Arbeitstiſche herab, das fertige Röcklein aber blieb liegen.

Da rief das Schneiderlein: „Das ist ein Fingerzeig, daß ich wandern soll!“ stand vom Boden auf und sprach zierlich zum Meister: „Verehrungswürdigster! meine letzte Arbeit liegt vollendet da! sie scheint mir, ohne mich zu rühmen, allen artistischen Anforderungen zu entsprechen, und ich schmeichle mir, daß sie als Kenner mir Ihren höchstschätzbaren Beifall nicht versagen werden, das Macherhonorar beträgt nach Verabredung 16 Groschen 6 Pfennige preusisch Courant, und bitte ich mir solches gütigst auszuzahlen, und mir mein Wanderbuch verabfolgen zu lassen, dieweil mich mein Schicksal treibt, dieser guten Stadt Ade! zu sagen, und anderwärts meine Kunst zu üben.“

Die letzten Worte sprach das Schneiderlein mit bewegter Stimme, und eine Thräne der Rührung glänzte in seinen sanften Augen. Auch der Meister war gerührt, doch zahlte er ihm ohne Weigern die schuldigen 16 Groschen 6 Pfennige, und gab ihm sein Wanderbuch.

Nach inniger Umarmung schieden die edlen Menschen, der Meister setzte sich auf den Arbeitstisch, der Gesell aber wanderte zum Thor hinaus, indem er sang:

„Treibt mich ein kühler Wind,
„Aus diesem Lande;
„Treibt mich der kühle Wind,
„Nicht aus dem Stande."

Das Lied paßte aber eigentlich nicht, indem ein contrairer Wind blies, so daß, wenn das Schneiderlein drei Schritte vorwärts gethan, es immer einen Schritt wieder zurück geweht wurde. Da ging denn die Wanderschaft ein bischen langsam von statten, und das Schneiderlein war gar bald marode. Doch blieb er guten Muths, und als er endlich das heutige Nachtlager erreichte, erquickte er sich mit drei Fingerhüten voll Wein, und was Weniges von einem Häringsschwänzchen, daß er endlich ganz übermüthig wurde, und an zu singen fing:

„Ich will die Zeit genießen,
„Dieweil ich Pfennig hab',
„Und den es thut verdrießen,
„Der fall' die Stiegen herab."

„Er dummer Ziegenbock!" quäkte es da aus einem finstern Winkel des Gastzimmers, — „wie kann er so grob seyn und wünschen, daß ich die Stiegen herab fallen soll?"

Das Schneiderlein erschrak dermaßen, daß es plötzlich wieder ganz nüchtern wurde, und sprach

demüthig gegen den Winkel gewandt: „Mein sehr geehrter Herr! ich wollte Sie mit nichten beleidigen! aber das Lied heißt einmal so."

„Ich bin kein Herr!" keifte die Stimme im Winkel, „ich bin eine Dame."

„Da bitt' ich tausendmal um Verzeihung!" rief das Schneiderlein zitternd, (denn er merkte jetzt, daß etwas Unheimliches im Spiele seyn müsse,) „ich glaubte, von wegen des schönen Basses mit einem Herrn zu reden."

Da knurrte es im Winkel und raschelte es, als richtete sich etwas von einer Streu empor, und näher kam ein kleines altes Weib im wunderlichsten Aufputz, einen großen Kasten auf dem Rücken, und stellte sich dicht vor dem Schneiderlein hin.

Dem Schneiderlein ward darüber ein bischen miserabel zu Muth, denn daß er es mit einer argen Hexe zu thun habe, darüber war er jetzt in Gewißheit. „Wenn nur der Wirth käme!" (seufzte er im Stillen) „oder sonst Jemand!" zur Alten aber sprach er laut: „Gewiß, verehrteste Dame! ich wiederhole es: ich wollte Sie nicht beleidigen!" Die Alte aber versetzte: „Es thut mich verdrießen, wenn ein Schneider, der ein Muster eines tugendhaften und nüchternen Christen abgeben soll, sich betrink-

wie Ihr gethan habt, und unmäßig tafelt wie der verlorne Sohn, und am Ende noch unschickliche Lieder in Gegenwart einer Dame singt, dafür will ich Euch züchtigen!" und somit öffnete sie eine Schublade ihres Kastens, ergriff das Schneiderlein, warf es hinein, und verschloß die Schublade wieder. Als endlich der Wirth kam, sagte sie ihm: die Katz' hätte das Schneiderlein geholt. Der Wirth erschrak, und bat sie, nichts davon zu sagen. Die Hexe versprach es, und verließ mit ihrem Kasten das Haus.

Das arme Schneiderlein, als es in die Schublade geworfen wurde, fiel vor Schreck in eine tiefe Ohnmacht. Lange lag er so und rührte kein Glied und wußte von nichts. Als nun aber die Alte mit dem Kasten durch den Wald stolperte, worin sie hauſete, da wurde das Schneiderlein in der Schublade gar sehr gerüttelt und geschüttelt, daß er endlich wieder zu sich kam. — Aber welch ein schreckliches Erwachen war das für ihn, als er sich auf Alles besann! — ‚O wehe mir unglücklichen Jüngling!" klagte er. — Wohin ist meine goldne Freiheit? — mein froher Lebensmuth und mein kühner Thatendurst? — vernichtet! zerstört! Alles, Alles dahin! und ich selber schmachtend im engen Kerker! Trau're, o Deutschland! weine, geh' zu Grunde, wenn die Blüthe deiner

Jugend gefesselt liegt in den Schubladen alter Weiber! — O hätt' ich Waffen, mein elendes Daseyn zu enden, und so aus der schimpflichen Gefangenschaft mich zu befreien. Einen Zwirnsfaden nur, mich zu erdrosseln! — eine Nähnadel nur, sie mir in's Herze zu stoßen, daß mein Blut dahinflösse, so purpurroth, und ich den treuen Heldentod stürbe! — Vergebens! keine Rettung! keine Erlösung! Wehe! Wehe! dreimal Wehe mir unglücklichem Jünglinge." Er wälzte sich verzweifelnd in der Schublade herum, schlug den Boden mit beiden Händen, und stieß mit den Beinen an den Wänden, um sie zu zersprengen, aber die Wände waren fest und spotteten seiner Kraft, und erschöpft fiel er auf's Neue in eine tiefe Ohnmacht, und kein Rütteln und Schütteln weckte ihn mehr.

Endlich hatte die Alte ihre Wohnung erreicht, und drei schöne junge Mädchen kamen ihr entgegen, und begrüßten sie als ihre Mutter.

„Hast du uns auch wieder Etwas mitgebracht?" fragte die Jüngste, welche ungefähr 14 Jahre zählen mochte.

„Sollt' es meinen!" schmunzelte die Alte, öffnete den Kasten, zog die Schublade heraus, und die Mädchen erblickten unsern ohnmächtigen Helden.

Haha! lachten die Mädchen und klatschten in die Hände, und riefen: „Wieder ein Schneiderlein! ein Schneiderlein!“ —

Da richtete sich das Schneiderlein in die Höhe, die feinen Mädchenstimmen hatten seine Ohnmacht vertrieben, und wehmüthig sprach er:

„Ja, ich bin's, den Alle kennen!
„Bin's, den Schneider Bruder nennen! —
„Bin der Schneider Jaromir.“

„Komm nur heraus!“ riefen die Mädchen, „es soll dir kein Leid geschehen, wenn du fein fromm bist, und uns hübsche Kleider näh'st.“

Da sprang das Schneiderlein mit beiden Füßen aus der Schublade, vergessen war all' sein Harm! und er sprach: Schönste Mademoiselles! ich bin Ihr demüthigster Ritter! gebieten Sie über Nadel und Scheere, was ich mit meinen geringen Talenten zu leisten vermag, das steht Ihnen zu Diensten! ich bringe grade die neu'sten Moden mit aus der Residenz.“

„Wir wollen sehen was er kann!“ brummte die Alte. „Komm mit.“ Sie winkte dem Schneiderlein ihr zu folgen, was er gehorsam that; die drei Mädchen hüpften hinterher.

Die Alte ging durch mehrere Zimmer und enge Gänge, endlich traten alle in einen ungeheuern Saal, in dessen Mitte ein großer Schneidertisch stand, an den Wänden herum standen große cristallne Nadelbüchsen, und in jeder Nadelbüchse saß ein Schneiderlein, wohlgerüstet mit Scheere, Bügeleisen, Nadeln und Zwirn. Jaromir hatte gut Lust aufs Neue in Ohnmacht zu fallen, denn er glaubte nichts Geringeres, als daß die Alte ihn auch sogleich ohne Weiteres in eine Nadelbüchse sperren würde. Die Alte aber sprach so freundlich sie konnte: „Fürchte dich nicht, junger Gesell! ich wiederhole dir: dir soll kein Leides geschehen, so lange du fleißig arbeitest und fromm bist, jene Schneider dort waren Pfuscher und ungerathene Gesellen aus aller Herren Landen, deßhalb habe ich sie eingesperrt, und bewahre sie als eine Curiosität, das ist so meine Liebhaberei."

Jaromir versprach hoch und theuer, so fleißig und fromm zu seyn, wie der Schutzpatron der würdigen Schneiderzunft in eigner Person! und begann auch alsbald aus den schönen Stoffen eine Menge schöner Kleider zuzuschneiden, ein bischen kurz mit gewaltigen Bauschärmeln, wie die schönen Damen in Leipzig sie nicht größer tragen. Darauf nähte er sie zusammen, und bügelte und schniegelte so

fleißig die ganze Nacht hindurch, daß er am andern Morgen für jedes Mädchen drei Dutzend Kleider fertig hatte, und für die Alte noch obendrein einen neuen Mantel.

Als aber am andern Tage die Mädchen die Kleider anprobirten, da wollte keins passen, denn das Schneiderlein hatte in der Eile vergessen, ihnen das Maaß zu nehmen, und der Alten war der Mantel viel zu lang und zu weit, — da wurden sie böse, und tractirten das arme Schneiderlein mit tausend und aber tausend Ohrfeigen rechts und links, die kreuz und die quer! und am ärgsten ohrfeigte die kleine vierzehnjährige Hexe Lilli. — Darnach warfen sie ihn rücklings in eine Kasserolle, trugen ihn in die Küche und richteten ihn an mit geriebenen Semmeln, Eiern und Butter, und gossen endlich eine Zwiebelsauce über ihn her. Als sie ihn so vollkommen zugerichtet hatten, trugen sie ihn wieder in den Saal, wo unterdessen eine Tafel aufgeschlagen und gedeckt war, setzten ihn auf und sangen:

„Das Essen ist fertig,
„Der Tisch ist gedeckt, — der Tisch ist gedeckt!
„Heraus aus dem Haus! heraus! heraus!
„Wer drinnen noch steckt."

Da sprangen von allen Nadelbüchsen die Deckel ab, und die Schneider hüpften heraus, setzten sich an die Tafel, und begannen die Zwiebelsuppe zu essen, wobei sie sehr weinten, der in der Sauce liegende Jaromir aber sang verzweifelnd:

„Freudenvoll und Leidenvoll,
„Gedankenvoll. seyn!
„Hangen und Bangen,
„In schwebender Pein;
„Himmelhoch jauchzend,
„Zum Tode betrübt:
„Ich hab' meine Sach' auf nichts gestellt!
„Juchhe!
„Es ritten drei Reiter zum Thor hinaus.
„O weh!
„Guter Mond du gehst so stille
„In den Abendwolken hin.
„O seht, wie herrlich strahlt der Morgen,
„Hier am Gestad' nach trüber Nacht!
„Schöne Minka ich muß scheiden!
„Ach! du fühlest nicht das Leiden. —
„Herr Schmidt! Herr Schmidt!
„Was kriegt denn Jule mit?
„Ford're Niemand mein Schicksal zu hören!

„Ein Aſchen! ein Aſchen!
„Ich bin der Schneider Caccadu!
„Müßt mir's nit vor übel aufnehmen.
„In einem Thal bei armen Hirten —
„Da wächſt ein ſchöner Blum, Blum, Blum,
Blum, Blum!
„Drei Jahr' ſoll ich noch warten —
„O zarte Sehnſucht ſüßes Hoffen!
„Es iſt doch ein Glück ein Berliner zu ſeyn!
„Kennſt du das Land wo die Zitronen blühn?
„Am Rhein! am Rhein! da wachſen unſre Reben!
„Hier im ird'ſchen Jammerthal,
„Wär' doch nichts als Plack und Qual,
„Trüg' der Stock nicht Trauben! —
„Schöner grüner Jungfernkranz!
„Veilchenblaue Seide!
„Veilchenblaue Seide!"

* * *

Als Jaromir alſo geſungen hatte, waren auch die Schneider mit dem Eſſen fertig, die Schüſſel war leer und Jaromir konnte hinausſteigen, was er denn auch that, er war aber ganz naß, und roch ſehr nach Zwiebeln, weshalb er denn ſogleich wieder in ein Kräuterbad ſteigen mußte, um ſich abzuſpülen.

„O Bosheit! dein Name ist Frauenzimmer!“ seufzte er, während dienstbare Zwerge ihn mit Bürsten tüchtig schurpten.

Endlich war er gereinigt, bekam andere Kleider und wurde von den Zwergen wieder zu der Alten geführt.

„Dank' es meiner Sanftmuth,“ redete sie ihm an, „dank' es meiner Sanftmuth, daß ich dich nicht sogleich wie die übrigen Schneider in eine Nadelbüchse verschließe! verdient hättest du es von Rechtswegen, denn du hast mir und meinen Töchtern eine Menge schöner Stoffe verdorben. Wie kann ein gelernter Schneider so einfältig seyn, und ohne Maaß drei Dutzend Damenkleider fertigen? Geh! nimm meinen Töchtern das Maaß, und dann komm wieder, und miß mir selber ein Kleid an.“

Das Schneiderlein that wie ihm befohlen, die Mädchen waren aber nicht so sanftmüthig wie die Mutter, sondern lasen ihm noch tüchtig den Text, und die kleine Lilli drohte ihm sogar, sie wolle ihm alle beide Augen auskratzen, wenn er wieder etwas an den neuen Kleidern verfehle. Mit Zittern und Zagen nahm er daher das Maaß; indeß ging Alles besser, als er gedacht hatte, denn alle drei Mädchen waren schlank wie die Tannen, und zierlich wie die

Gazellen, da war das Maaßnehmen eine leichte Arbeit. Als er aber zur Alten zurückkam, ging seine Noth an, denn die auszumessen wäre wohl dem größten Geometer unmöglich gewesen, so schief, bucklicht und ungestaltet war sie. Eine volle Stunde maaß Jaromir die Läng' und die Breite, aber er konnte zu keinem Resultate kommen; endlich verfiel er darauf: daß er alle Berechnungen von ihrem Höcker auf dem Rücken aus anstellen wollte, er that es, — freilich es war ein kühnes Wagestück, aber es glückte, wie sich denn ein Genie immer eigne Bahnen bricht. Seiner Sache gewiß, schritt er muthig in den Saal, schnitt zu, und fing an zu nähen. Und siehe, kaum küßte die junge Aurora den östlichen Horizont, daß er erröthete, — da war das große Werk vollendet. Drei Dutzend Kleider für jedes Fräulein lagen fertig da, und eins extra für die Mutter! ohne Frage das genialste, welches je aus der Werkstätte eines Schneiders hervorging. — „Staunend blicke ich dich an, colossalisches Werk der bildenden Kunst! Welch ungeheuern Geist mußte der Mann besitzen, der dich erschuf!" —

Noch einmal musterte er jedes Kleid mit prüfenden Blick, aber er fand an keins einen Fehl, und stolz im Bewußtsein seines Werthes, schritt er aus

dem Saal, und ließ sich bei der Mutter melden. Die Mutter empfing ihn huldvoll, vertheilte die Kleider unter ihre Töchter, welche diesmal über die Maßen zufrieden waren, und probirte dann ihr eignes Kleid an. Und siehe, was keinem der dreihundert Schneider, welche in den Nadelbüchsen gefangen saßen, gelungen war, das hatte Jaromir vollbracht, das Kleid paßte der verwachsenen Dame überall ganz vortrefflich, und sie glich darin der schlanksten Wienerin oder Leipzigerin, denn das Kleid war vollkommen nach der neu'sten Mode. Kaum daß man dieses einstimmig anerkannt hatte, so donnerten Pauken und Trompeten, ein schönes Schloß wuchs im Augenblick aus der Erde, die Zwerge verwandelten sich in schöne Cavaliere, und die alte Hexe in eine wunderholde Frau von dreißig Jahren, in fürstlichen Gewändern köstlich angethan. Neben ihr aber standen die drei Prinzessinnen ihre Töchter, und die Jüngste blickte unsern Jaromir gar holdselig an. Die Fürstin Mutter nahte sich ihm und sprach: „Hab' Dank, o Jüngling! Großes hast du „vollbracht. — Durch eines bösen Zauberers arge „List ward dies mein Schloß, so wie ich selbst ver„wandelt. — Der Elende! er mordete den Gatten, „und bot mir dann die blutbefleckte Hand. Mein

„edler Sinn verwarf den schnöden Antrag, und „Rache schuf, was du gesehn. — Nur wenn ein „Kleid — so lautete sein Ausspruch — den mißge„stalt'nen Körper also passe, daß ich dem schönsten „Weibe glich an Wuchs, nur dann erst sollt' ich ledig „seyn des Zaubers, und seine eigne Macht zerstört „für immer. — Lange harrte ich vergebens auf Erlö„sung, du bist mein Retter, edler Jaromir! Geh hin, „mein Sohn, befreie deine Brüder! und nimm dann „meiner Lilli Hand zum Lohn."

Sie reichte ihm eine Nadelbüchse, er öffnete sie, — da sprangen die Flügelthüren des Saals auf, und alle dreihundert Schneidergesellen, welche bis dahin in den Nadelbüchsen gefangen gesessen hatten, traten in feierlichem Zuge ein, ihrem Erlöser dankend, und ihm Glück wünschend.

Gerührt erwiderte Jaromir ihre Anrede, und da er jetzt ein mächtiger Prinz war, so erhob er alle dreihundert Schneider in den Freiherrn-Stand, und machte sie zu Kammerjunkern, Geheimräthen und Ministern.

Da brach ungemeßner Jubel los! Pauken donnerten, Trompeten schmetterten! das Orchester fiel ein! und alle dreihundert Schneider sangen:

„Heil! Heil! unſerm Fürſten Heil!
„Wir ſind befreit aus den Nadelbüchſen
„Und eſſen keine Zwiebelſuppe mehr!
„Heil dem Erretter Heil!
„Heil! Heil dem Erretter!
„In Bardengeſängen die Mähr wird blühn –
„Von Lilli der ſchönen und Jaromir kühn."

Kgl. u. Univ. Bibl.
Berlin

Der Mohr im Walde. (I.)

IV.

Der Mohr im Walde.

König Edelwort war ein mächtiger Monarch, lle Könige hundert Meilen im Umkreise gaben das u, und thaten alles Mögliche, um ihn bei guter aune zu erhalten, damit er ihr Freund bliebe and sie hübsch in Frieden regieren ließe.

Edelwort that das denn auch gern, denn er war von Natur ein friedfertiger guter Mann, dessen Grundsatz: „Leben und leben lassen!“ hieß; und obschon ihm seine Höflinge tagtäglich vorsagten: daß er nicht nur ein großer, mächtiger, sondern auch der größte und mächtigste König auf Erden sey! — so war er doch nicht stolz und übermüthig, sondern blieb bescheiden, friedfertig und gut.

Deshalb liebten ihn denn auch alle seine Nachbarn und seine Unterthanen beteten ihn fast an, und war also der glücklichste König auf der Welt

seyn können, wenn er und seine gute Königin nicht einen bittern Kummer gehabt hätten; nämlich: daß sie keine Prinzchen oder Prinzeßchen hatten, die dereinst das Reich erben würden.

Die gute Königin war darüber ganz melancholisch und weinte oft in ihrem Kämmerlein, und der König ging seufzend herum und wurde ganz mager.

Oft saßen Beide beisammen im schönen Schloßgarten und sahen dem Fluge der Vögel zu, und wenn ein Zug Störche vorüberflog, so sangen Beide mit heller Stimme so laut sie nur konnten:

„Adebahr! Adebahr
„Bring' von heute über's Jahr,
„Bring' uns ein kleines Kindlein mit!
„Mit Augen blau und Bäcklein roth,
„Wollen dich füttern mit Zuckerbrot!
„Adebahr! Adebahr!"

Lange sangen sie so vergebens und grämten sich immer mehr! — da wurde endlich ein alter Storch gerührt, und als er über's Jahr zurückkehrte, brachte er ein allerliebstes kleines Kind in seinem langen Schnabel getragen, und machte es der Frau Königin zum Präsent.

Obgleich das Kindlein nun kein Prinzchen, ſondern eine Prinzeſſin war, ſo waren doch die Eltern ganz außer ſich vor Freude. Die Königin fiel einmal über das andere in Ohnmacht, der König aber tanzte in ſeinem Thronſaal auf einem Fuße herum und ſang:

„Juchheißa! heißa! bideldumdei!
„Nun iſt mein Herzeleid vorbei!
„Ich hab' eine kleine Prinzeſſin kriegt!
„Solch ſchönes Kind gibt's weiter nicht!
„Bideldum bideldum!
„Ei ei! wie ſchön!
„Hat man je eine ſchön're Prinzeſſin geſehn?"

Und alle Hofleute ſchrien: „Nein! nein!" und ſchoſſen Purzelbäume vor Freuden.

Wahr iſt es indeſſen auch, das kleine Prinzeßchen war das ſchönſte Kind, das man nur ſehen konnte, ihre Aeuglein waren ſo tiefblau wie der Nachthimmel über Neapel — ihr Mündchen wie friſche Erdbeeren roth, die Wänglein glichen jungen Roſen und das volle ſchöne Lockenhaar war wie vom reinſten Golde.

Der Storch bekam ſo viel Zuckerwerk wie er nur immer wollte! auch hing ihm der König eigen-

händig seinen Hausorden um und ernannte ihn zum geheimen Specialrath mit der Erlaubniß, bei Hofe zu erscheinen; darauf flog der Storch wieder zu seinen Cameraden und that nicht wenig stolz.

Der König aber berief den Reichsrath zusammen und beredete mit ihm die Kindtaufe, und weil das ganze Land sich so sehr über die Ankunft der kleinen Prinzessin freu'te, so erhielt sie den Namen Prinzessin Vielgeliebt. Als die Prinzessin getauft wurde, kam ein Bote von dem Bruder der Königin, dem Herzog Wauwau, der brachte einen Brief, und da stand drin:

„Vermelde meiner Frau Schwester und dem Herrn „Schwager andurch pflichtschuldigst, daß am heu„tigen Dato mir von meinem vielgeliebten Ehe„gespons ein junger Herzog geboren, als welcher „in der heiligen Taufe den Namen Herzog Freu„denreich führen wird."

Der ich Ew. Liebden verbleibe

Der Herzog Wauwau.

Da war die Freude noch einmal so groß in der königlichen Burg, und die Frau Königin dachte sogleich daran, daß Vielliebchen und Freudenreich sich dereinst 'mal heirathen könnten! und der König

war damit zufrieden, denn er that immer, was ſeine Frau Königin haben wollte.

Der Prinzeſſin wurden jetzt eine Menge Lehrer und Lehrerinnen gehalten, ſo daß ſie ein wahres Wunderkind ward, und dem jungen Prinzen Freudenreich ging es nicht beſſer.

Als aber Beide 15 Jahre alt waren, meynten die Räthe: ſie wären jetzt für einen Prinzen und eine Prinzeſſin klug genug, die Lehrer und Lehrerinnen wurden penſionirt und Vielgeliebt und Freudenreich ſollten ſich ſehen und kennen lernen, und dann einander heirathen, oder vielmehr ſich mit einander vermählen. Es kam aber, leider! vorerſt ganz anders!

Nicht weit von der Reſidenz nämlich war ein großer großer Wald und darin hauſ'te ein Mohr, der war zugleich ein Rieſe und Menſchenfreſſer und ein böſer Zauberer.

Der hatte nun die ſchöne Prinzeſſin geſehen und bei ſich jetzt gedacht: „das wäre eine Frau für meinen Pflegeſohn Tartaglia!“ und als er ſo gedacht hatte, entſchloß er ſich kurz und entführte die ſchöne Prinzeſſin in den Wald.

Das ganze Königreich gerieth in Aufruhr als das Verſchwinden der vielgeliebten Vielgeliebt be-

merkt wurde — die arme Königin fiel aus einer Ohnmacht in die andere, und der König schrie: „O ich unglücklicher Monarch!“ und rannte mit dem Kopf gegen alle Pfeiler im Schlosse, daß es krachte und seine schöne goldne Krone voller Beulen und Brauschen wurde.

Als er wieder ein Bischen zur Vernunft kam, ließ er sogleich 365 geheime Polizeispione, ihren Chef an der Spitze, aufhängen, weil sie nicht besser spionirt und Acht gegeben hatten; dann aber ieß er austrommeln und trompeten, daß: wer die Prinzessin wieder herbeischaffen würde, die Hälfte des königlichen Schatzes zum Geschenk erhalten sollte. Da zogen Viele hinaus in den Wald, aber Keiner kehrte zurück, denn der Mohr fraß sie Alle auf.

Prinz Freudenreich aber quälte seinen Papa so lange, bis dieser ihm ebenfalls erlaubte, in den Wald zu ziehen; und also zog der junge Held wohlbewehrt aus, um seine geraubte Braut wieder zu finden.

Derweilen hatte, wie schon gesagt, der garstige Mohr die schöne Prinzessin in den Wald entführt, grad' in der Mitte desselben befand sich seine Höhle, und dahin brachte er sie nun. Das arme Kind war vor Schreck über ihre Entführung ohnmächtig

geworden und noch nicht wieder zu sich gekommen, als er mit ihr seine Höhle erreichte; er legte sie auf ein Moosbett und rief in den Wald: „Tartaglia! Tartaglia!“ Alsbald kam ein Bursche herangesprungen mit einem Höcker hinten und vorn, und einem Maul, welches von einem Ohre bis zum andern reichte, — dazu hatte er eine stumpfe Nase und kleine blöde Augen, sein Haar war ganz feuerroth und seine Nägel an Händen und Füßen waren so lang wie Adlerklauen. Fi! das muß ein garstiger Junge gewesen seyn.

„Ich hab' dir Etwas mitgebracht,“ sprach der Mohr, als Tartaglia in die Höhle getreten war, und deutete auf die ohnmächtige Prinzessin.

Tartaglia blinzelte sie an und fragte: „Soll ich sie auffressen?“

„Warum nicht gar!“ entgegnete der Mohr. „Solch hübsche Mädchen frißt man nicht auf, sondern heirathet sie.“

„Meinetwegen!“ knurrte Tartaglia, kroch in einen Winkel, wo sein Lager war, und fing an zu schlafen.

Der Mohr aber nahm wohlriechendes Wasser und besprengte die Prinzessin damit, daß sie aus ihrer Ohnmacht erwachte. Das arme Mädchen

weinte bitterlich, als sie sah, wo sie sich befand, und fiel dem fürchterlichen Mohren zu Füßen, ihn beschwörend, sie wieder zu ihrem Vater zurück zu bringen. Der Mohr aber murmelte: „Dummes Zeug! du sollst meinen Tartaglia heirathen! Sey nur ruhig, wird sich schon Alles geben."

Als Vielliebchen merkte, daß alle ihre rührenden Bitten und Thränen nichts helfen würden, hörte sie auf zu weinen, setzte sich trotzig in einen Winkel und sann im Geheim auf Mittel, wie sie durch List ihre Freiheit erlangen könnte. „Verstellung wird für's erste das Beste seyn," sprach sie leise, und beschloß gute Miene zum bösen Spiel zu machen.

Als daher Tartaglia endlich erwachte und aus seinem Winkel hervorkroch, fragte sie den Mohren: „Wer ist das?"

„Das ist mein Pflegesohn!" sprach der Mohr freundlich, „dein künftiger Mann! Gib Pfötchen, Tartaglia."

Tartaglia aber stand, ohne eine Hand zu rühren, und guckte der Prinzessin in ihre wunderschönen großen Augen, und ihm ward ganz kurios dabei zu Muthe.

„Gib Pfötchen!“ rief der alte Mohr noch einmal, und als Tartaglia noch immer nicht hörte, gab er ihm ein paar tüchtige Ohrfeigen und schrie: „Willst du ihr sogleich ein Pfötchen geben!?“

Da ging Tartaglia zur Prinzessin, reichte ihr seine rechte Hand und miauzte weinerlich: „Ja.“

Die Prinzessin mußte trotz ihrer Betrübniß laut lachen. „Schon gut, lieber Tartaglia!“ sprach sie, und schüttelte ihm die Hand, „sey nur immer hübsch artig, so wollen wir sehen, was mit der Zeit wird.“

Da ward Tartaglia lebendig, und tanzte in der Höhle herum und quäkte:

Tar-tar-taglia! Tartaglia!
Will artig seyn!
Will nicht mehr naschen!
Will Pfötchen geben,
Will Alles thun
Was Vielliebchen will!
Tar-tar-taglia! Tartaglia!
Bim, bam, bum! —

* * *

Der alte Mohr aber freute sich gewaltig, daß die Prinzessin so lustig war, und daß ihr der dumme Tartaglia so wohl gefiele. Er setzte ihr Milch und Obst vor, und versprach ihr Morgen schönes Brot und süßen Wein mitzubringen. Er selber und Tartaglia gingen hinaus vor die Höhle und brieten sich ein Stück Fleisch von einem jungen Gardeofficier, der die Prinzessin hatte befreien wollen, und verzehrten es dann, wobei sie sehr schmatzten, daß Vielliebchen es hören konnte.

Mehrere Wochen mußte das arme Vielliebchen so in der Höhle verleben, und noch immer zeigte sich keine Aussicht zur Flucht, zwar den dummen Tartaglia hätte sie wohl überlisten wollen, aber der Mohr war ihr zu klug, und dann hatte er einen Geist bei sich in einem kleinen Fläschchen, welches er immer in der Tasche trug; der that Alles was er wollte, und mit seiner, so wie mit seines Zauberstabes Hülfe, konnte er das Unmögliche möglich machen.

Alle drei Wochen aber war der Mohr gezwungen, den Wald auf drei Tage zu verlassen, um einer Zauberversammlung in Afrika beizuwohnen. Er hatte dies schon früher der Prinzessin erzählt, und als nun der Tag seiner Abreise herankam, zog er

ſeine Siebenmeilenſtiefeln an, ſagte dem Tartaglia, was er thun ſollte, damit die Höhle während ſeiner Abweſenheit ſicher wäre, verſprach der Prinzeſſin die ſchönſten Dinge mitzubringen und war plötzlich mit einem Schritt ſieben Meilen weit von dem Walde entfernt. Tartaglia that ſich nicht wenig darauf zu Gute, daß er jetzt Aufſeher der Höhle war, und ſagte zur Prinzeſſin: „Wenn du Etwas haben willſt, Vielliebchen! ſo ſprich nur, dann will ich es dir gleich verſchaffen.“

Da ſprach Vielliebchen: „Zeige mir des Vaters Zaubergeräthſchaften.“ Tartaglia kratzte ſich den Kopf und antwortete: „Der Alte hat mir gedroht, mich aufzufreſſen, wenn ich das thäte, er ſagt: ich wäre dumm und du könnteſt mich leicht überliſten, wenn ich mich nicht in Acht nähme.“

„Pfui!“ rief Vielliebchen, — „wie kann der Vater ſo Etwas ſagen und wie kannſt du ſo Etwas glauben? Du biſt nicht dumm, ſondern im Gegentheil, ein geſcheidter Junge.“

„Nicht wahr?“ fragte Tartaglia geſchmeichelt, „der Alte hackt nur immer auf mich los, und hat doch Alles von meiner Mutter, welche der Rieſe Zornebock, dafür in eine Kröte verwandelt hat, auf 100 Jahre. Deshalb thu ich aber auch nicht, was

der Alte mir befiehlt, und du ſollſt die Zauberkammer ſehen, wenn du mir verſprichſt, nichts weg zu nehmen und nichts zu ſagen."

Vielliebchen verſprach das, und Tartaglia führte ſie in die Kammer, wo alle Zauberſachen aufbewahrt wurden. Der mächtige Zauberſtock und der Gürtel, wodurch man unſichtbar wird, hingen in einem Glasſchrank, und der Mohr hatte den Schlüſſel dazu mitgenommen. Vielliebchen fragte, warum der Mohr nicht auch dieſe Dinge mitgenommen habe, und erhielt von Tartaglia zur Antwort: „das iſt unter den Hexenmeiſtern verboten, auf ihren Verſammlungen etwas Andres mitzubringen, als die Siebenmeilenſtiefeln und den dienſtbaren Geiſt; dieſe Dinge ſind bei allen Zauberern dieſelben, die Zauberſtäbe aber haben verſchiedene Kraft, und da ſie in ihren Verſammlungen oft in Streit gerathen, ſo könnte Unglück daraus entſtehen, wenn ein Zauberer beſſer zaubern könnte, denn die Andern, jetzt hat es aber ſo große Gefahr nicht, und es ſetzt höchſtens natürliche Ohrfeigen und gewöhnliche Stockprügel. Vielliebchen war mit der Erklärung gar wohl zufrieden und beſah ſich jetzt die andern Sachen und darunter auch den Zauberſpiegel, denn in der Höhle hatten ſie gar keinen Spiegel.

Tartaglia hatte unterdeſſen ein Meſſer genommen und einen Sack mit Bohnen, und ſprach: „Gieb acht, Vielliebchen, jetzt ſoll es einen Spaß ſetzen, und ſomit nahm er eine Bohne aus dem Sack, machte mit dem Meſſer drei Kreuzſchnitte hinein, und fragte: Bohne ſage mir, wo iſt der Vater?

Alsbald antwortete die Bohne:

„Hinaus in die Welt!
„Auf halben Weg
„Nach Afrika! —
„Noch vierzehn Meilen,
„Noch ſieben Meilen,
„Noch einen Schritt:
„Nun iſt er da.“

„Hm! der Herr Vater kann gut laufen,“ murmelte Tartaglia.

Vielliebchen aber fragte ganz erſtaunt: „Was iſt das?“

„Das ſind Zauberbohnen!“ verſetzte Tartaglia, „und dies iſt ein Zaubermeſſer, wenn du mit dem Meſſer in eine Bohne drei Kreuzſchnitte machſt, ſo muß ſie dir auf drei Fragen Antwort geben; wenn aber ein Andrer fragt, ſo ſagt ſie nur, was du ihr vorgeſagt haſt — ich will noch zwei Fragen thun! Bohne ſage mir, wie heiß' ich?“

„Tartaglia!"

„Haha! ſchön! — und was bin ich?"

„Ein Tropf!" antwortete die Bohne.

„Dummes Ding!" grollte Tartaglia und warf die arme Wahrſagerin in einen Winkel.

Die Prinzeſſin bat aber gar freundlich: „Gib mir ein paar Bohnen und leihe mir das Meſſer, damit ich mir einen Zeitvertreib machen kann, wenn du in den Wald gehſt und Vogeleier holſt."

„Das kann ich wohl thun!" verſetzte der dumme Burſche ſchmunzelnd, griff in den Sack und gab ihr ſo viele Bohnen daß ſie ſie kaum mit beiden Händchen faſſen konnte. Auch das Meſſer gab er ihr, führte ſie dann wieder in die Haupthöhle und ging ſelbſt in den Wald, nachdem er vorher den Eingang der Höhle ſorgfältig verſchloſſen hatte.

Vielliebchen machte ſogleich eine Probe, that in eine Bohne drei Kreuzſchnitte und fragte ſie: Sage mir, Bohne, wann wird meine Gefangenſchaft enden?" — aber die Bohne ſchwieg ſtill. „Nun warum antworteſt du nicht?" fragte die Prinzeſſin weiter.

Da ſprach die Bohne:

„Kann nichts ſagen
„Von kommenden Tagen!

„Auch was vergangen,
„Darfst nicht verlangen,
„Zu wissen von mir.
„Nur was geschieht,
„Theil' ich dir mit,
„Sage ich dir
„Im Augenblick
„Nicht vor, nicht zurück."

„Ja so!" seufzte die Prinzessin, „das hat der einfältige Tartaglia nicht gesagt — was machen meine Geliebten?

Bohne antwortete:

„Frau Königin ist krank,
„Vor Sehnsucht nach dir.
„Der König rennt mit dem Kopf an die Thür'
„Und Freudenreich ist hier.

Und kaum das die Bohne also geredet hatte, flog die Thüre auf und der schöne Prinz Freudenreich lag zu den Füßen seiner Braut.

Vielliebchen war ganz erschrocken über die plötzliche Freude und wußte sich gar nicht zu fassen, der Prinz erzählte ihr aber, wie eine gute Fee ihn hierher geleitet, und er mittelst einer Springwurzel den Eingang der Höhle entdeckt und geöffnet habe. „Aber es ist uns unmöglich zu entfliehen," (so schloß

er) „wenn wir nicht im Beſitz des Zauberſtabes, ſo wie des Chriſtallgeiſtes des Mohren ſind. Die Fee hat mir entdeckt, wie wir dazu gelangen können; du mußt mich verbergen, bis der Mohr zurückkommt.“

Indem hörte Vielliebchen draußen den Tartaglia zurückkommen, und weil in der ganzen Höhle kein anderer Verſteck war, ſo verbarg ſie den Prinzen in die Holzkammer.

Tartaglia kam luſtig guter und Dinge herein, denn er hatte eine ziemliche Anzahl Vogeleier erwiſcht. — Als er aber der Holzkammer zu nahe kam, fing er an zu ſchnuppern, und knurrte. „Ich weiß nicht — aber mir iſt — als witterte ich friſches Menſchenfleiſch.“ —

„Warum nicht gar!“ rief die Prinzeſſin erſchreckt, und drängte ihn von der Holzkammer weg, „Wie ſollte denn außer mir ein Menſch in die Höhle gekommen ſeyn?“

„Du haſt Recht!“ verſetzte Tartaglia, „ich glaube, ich habe den Schnupfen.“ Und ſomit gab er ſich zufrieden, bereitete das Abendeſſen und legte ſich, nachdem die Prinzeſſin gegeſſen hatte, vor der Stubenthür hin, wo er bald darauf einſchlief und wie ein Murmelthier ſchnarchte.

Als die Prinzessin das hörte, befreite sie ihren Prinzen aus der Holzkammer, setzte ihm vor, was Küch' und Keller vermochten, und berieth sich mit ihm, wie sie den Mohren überlisten wollten.

Gegen Morgen mußte der Prinz wieder in die Holzkammer, und so ging es zwei Tage.

Als der dritte Tag sich neigte kehrte der Mohr aus Afrika zurück; er hatte sich beim Abschiedsschmause einen tüchtigen Haarbeutel angetrunken, und so bemerkte er nicht, daß ein Mensch in der Höhle verborgen, sondern fragte blos seinen Tartaglia, was es zu essen gäbe. Tartaglia trug ihm ein halbes Dutzend Hasen, wilder Schweinsköpfe, ein paar Bärenschinken und zwei wilde Katzen auf, welches Alles der Mohr sich wohlschmecken ließ und dazu einen Kessel Wein nach den andern hinabgoß, so daß selbst Tartaglia, obgleich er ein Heide und Menschenfresser war, sich bekreuzte über den ungeheuern Appetit seines Herrn Pflegevaters. Endlich sank er schnarchend unter den Tisch — und Tartaglia trippelte um ihn her und versuchte vergebens ihn auf sein Lager, zu schaffen.

Da that Vielliebchen wie Freudenreich ihn gesagt hatte, und sprach: „Tartaglia, liebes Leben! ich möchte gar zu gern einmal des Vaters Geist sehn."

„Du meinſt ſeinen dienſtbaren?“ fragte der Rothkopf.

„Ja, mein Lieber, den meine ich.“

„Du kleine Schmeichelkatze!“ ſchmunzelte Tartaglia — „das wollen wir bald machen,“ und er griff in ſeines Pflegevaters Taſche und holte die Phiole hervor, worin der dienſtbare Geiſt des Zauberers ſich befand.

„Ach zeig her!“ bat Vielliebchen, und er reichte ihr den Geiſt hin. Aber kaum daß ſie das Glas in die Hand hatte, ſo lief ſie in die Kammer, wo die Zauberſachen aufbewahrt lagen, ſchlug eine Fenſterſcheibe ein und nahm ſchnell den Zauberſtab. Tartaglia ſtand erſt ganz verwundert, als er aber wieder zu ſich kam, ſchrie er: „Vielliebchen, halt! Was beginnſt du?“ — Da ſtreckte die Prinzeſſin ihm den Zauberſtab entgegen und ſprach: ſchlaf ein und ſchlaf bis Morgen früh. Da verfiel Tartaglia in einen tiefen Schlaf — jetzt holte ſie den Prinzen aus der Holzkammer und Beide gingen noch einmal in die Zaubergarderobe, den unſichtbarmachenden Gürtel zerſchnitten ſie, weil er nur den Zauberer der ihn verfertigt, unſichtbar machen konnte, eben ſo hätten ſie gerne die Siebenmeilenſtiefeln zernichtet, aber das ging nicht, weil ſie von der ſtärkſten Büf-

felhaut waren, ſie mußten ſich alſo begnügen, ſie ſo gut wie möglich zu verbergen, was ſie denn auch thaten. Darauf nahm Vielliebchen drei Bohnen, that in jede drei Kreuzſchnitte und flüſterte ihnen drei Antworten zu, dann verließ ſie mit ihrem Prinzen die Höhle, nachdem ſie ſich Beide mit Hülfe des Zauberſtabes in zwei arme Bauersleute verwandelt hatten. Den Zauberſtab trug Vielliebchen unter ihrem Mantel verborgen, und den kleinen Geiſt in der Phiole, welcher ſich gar ungebehrdig anſtellte, trug Freudenreich in der Bruſttaſche.

Der Morgen begann zu grauen, da wälzte ſich der Mohr noch halb ſchlaftrunken unterm Tiſch herum und brummte:

„Tartaglia! wo biſt du?“

Alsbald antwortete eine Bohne, wie Tartaglia zu thun pflegte:

„Brr! knurr! hier!“

„Wachſt du gut?“ fragte der Mohr weiter.

„Ja!“ antwortete die Bohne.

— Schläft Vielliebchen noch?“

„Ja.“

Der Mohr brummte noch was Weniges und ſchlief dann wieder ein.

Bald darauf erwachte Tartaglia und als er sich auf Alles besann, erschrak er mächtig und jammerte: Ach, Vielliebchen! Vielliebchen! wo bist Du?

„Hier!" antwortete die zweite Bohne mit Vielliebchens Stimme.

Tartaglia spitzte die Ohren und fragte: „Wo?"

„Auf meinem Bettchen!" lautete die Antwort.

„Du bist also da geblieben?"

„Ja."

„Nun das ist prächtig!" rief Tartaglia erfreut, „da habe ich am Ende nur das dumme Zeug geträumt;" und er drehte sich auf die andere Seite und fing wieder an zu schlafen.

Und der Mohr erwachte auf's Neue, und als er sich reckte und dehnte, vermißte er plötzlich seinen Geist im Glase; da erschrak er heftig und fragte: „Geist, mein Geist, wo bist du?"

„Hier!" antwortete die dritte und letzte Bohne.

„Wo?"

„Hier!"

„Wo?"

„Auf dem Tische."

Der Mohr sprang auf, nach dem Tische hin, aber da war kein Geist in der Flasche zu sehen; er eilte in die Zauberkammer, da fehlten der Za-

berstab, der Nebelgürtel und die Siebenmeilenstiefeln. — Wüthend kehrte er ins Zimmer zurück und suchte noch einmal auf dem Tische nach, da fand er denn die drei Bohnen und merkte, was vorgegangen sey, da auch Vielliebchen fehlte. Grimmig schnaubend packte er den armen Tartaglia und rüttelte ihn aus dem Schlafe auf. — Tartaglia schrie als stecke er am Spieße, und jammerte dazwischen um sein Bräutchen Vielgeliebt, daß es recht erbärmlich mit anzuhören war.

„Bring' mir den Sieb!" schrie der Mohr, als seine erste Wuth sich ein bischen gelegt hatte. Tartaglia sprang in die Zauberkammer und brachte den Sieb; der Mohr schaute hindurch und brummte: „In der Holzkammer ganz hinten sind meine Siebenmeilenstiefeln versteckt, suche sie!" Tartaglia kroch in die Holzkammer und suchte, endlich hatte er sie gefunden und brachte dem Mohren seinen Fund. Der Mohr zog die Stiefeln an, ergriff dann den armen Tartaglia beim Schopf und hob ihn hoch in die Höhe, indem er schrie: „Eigentlich sollte ich dich zum Frühstück auffressen, du ungerathner Bube, doch will ich diesmal Gnade für Recht ergehen lassen, damit du mir aber keine dummen Streiche machst, so will ich dich, bis ich wieder komme, in

die Holzkammer sperren!" das that er denn auch und darnach schritt er aus der Höhle und machte gewaltige Siebenmeilenschritte, um die Entflohene zu erreichen; erst als er in der Türkei ankam, fiel ihm ein, daß das zarte Mädchen keine Siebenmeilenschritte machen könne, und aller Wahrscheinlichkeit nach noch in seinem Walde herumirre. „Dummkopf!" rief er, indem er sich vor die Stirne schlug, „daran nicht eher zu denken!" und hastig kehrte er zurück in seinen Wald, zog die Siebenmeilenstiefeln aus und durchstrich ihn mit seinen gewöhnlichen Riesenschritten.

Hart am Ausgange des Waldes traf er ein paar arme Bauersleute und fragte sie, ob sie nicht ein Mädchen gesehen hätten, welches so und so aussähe.

Beide Bauersleute sagten: „Nein!" und brummend kehrte er in den Wald zurück, da hörte er wie der Mann zu dem Weibe sagte: „Nur noch drei Schritte und wir sind in Sicherheit!" und mit einem Schritt stand er wieder neben den Zitternden und donnerte ihnen zu: „Was heißt das? wer seid ihr?" —

„Weh uns! wir sind verloren!" rief die Frau. Der Mann aber sprach: „Mit nichten!" nahm ei-

nen Stab, welchen sie in der Hand trug, und den Zauberer damit berührend, befahl er: „Steh! uud laß uns frei!" Kraftlos ließ der Mohr die Hand des Weibes fahren und stand unbeweglich, obwohl zähneknirschend da; der Bauersmann aber faßte das Weib in seine Arme und trug sie drei Schritte weiter, und da hatten sie wieder ihre wahre Gestalt als Vielliebchen und Freudenreich.

Heulend wälzte sich der Mohr am Boden; da zog der Prinz die Phiole mit dem Geist hervor, lös'te das Siegel, welches den Pfropfen festhielt, und warf das Gläschen über die Grenze, wo der Zauberer lag. Mit einem fürchterlichen Knall zersprang das Glas in tausend Stücken, der kleine Geist verwandelte sich in einen furchtbaren Dämon, welcher den Mohren ergriff, ihm den Hals umdrehte und unter Donner und Blitz mit ihm in die Erde versank.

Da kam auf einem Wolkenwagen Freudenreichs Freundin, die gute Fee Rosenschein, angefahren, sie nahm die guten Kinder mit sich in ihre Equipage, und eh' zwei Minuten vergingen, befanden sie sich am Hofe des Königs mitten im Prunksaale.

Was das nun für eine Freude gab, mag sich Jeder denken! König Edelwort und Herzog

Wauwau waren ſo freudetrunken, daß ſie Arm in Arm durch das Schloß taumelten und mit lauter Stimme aus dem Freiſchützen ſangen:

„Laßt luſtig die Hörner erſchallen!“

Und die Hörner erſchallten und alles Volk rief:

„Sa huſſa! — ſa huſſa! dem Bräut'gam der Braut.“

V.

Tulifantchen.

Es war einmal eine arme Witwe, ihr Mann war Schneider gewesen, und weil er gestorben war, so lebte er nicht mehr, sondern war todt und begraben; hatte der Witwe nichts nachgelassen als einen Jungen von sieben Jahren, hieß Tulifäntchen. Aber du guter Gott, war das ein Junge! war nicht länger als ein Daumen, weshalb ihn denn auch alle Welt den Däumling nannte.

Nun war einmal theure Zeit, und die Witwe hatte schon in wohlfeilen Zeiten nichts gehabt; das war ein Jammer!

Kam ein vornehmer Herr durchs Dorf gefahren mit einer schönen Frau, in einer Kutsche von Gold und Glas — Viele wollen sagen: 's wäre der König selber gewesen.

Genug! der Mann hatte Tulifäntchen gesehen, und weil er so klein und niedlich war, wollt' er'n seiner Liebsten kaufen; ging daher zur Frau Witwe

und ſagte das. Frau Witwe wollt' erſt nichts davon hören, endlich für 3000 Thaler verkaufte ſie's Tulifäntchen. Der reiche Herr nahm's mit in ſeinen Wagen, rief: „Kutſcher, fahr' zu!" und Kutſcher fuhr zum Dorf hinaus in die weite Welt.

Tulifäntchen wollte aber wieder zur Mutter, ſprach deshalb nach einiger Zeit: „Bin miſerabel vom Fahren, muß einmal ausſteigen."

Der Herr ſprach: „Nein, bleib nur hier in der Kutſche."

Die gnädige Frau aber ſprach: „Laß ihn einen Augenblick an die friſche Luft, könnte ſonſt krank werden. Kutſcher halt' an!"

Sprach der Kutſcher: „Berr!" und die Kutſche hielt.

Der Herr aber machte die Wagenthür auf, und Tulifäntchen ſprang hinaus auf die Wieſe, da kam eine Kuh und fraß ihn auf.

O Jammer! o Leid! wie weinte die Dame, wie ſchalt der Herr, wie brummte der Kutſcher! — Half aber Alles nichts, Tulifäntchen war aufgefreſſen und blieb aufgefreſſen. 3000 Thaler verloren Geld — ſo geht's in der Welt. „Fahr zu, Kutſcher!" rief endlich der Herr, und Kutſcher fuhr weiter.

Abends kamen die Milchmädel, die Kühe zu melken, und als Schulzens Gretchen an die Kuh kam, die das kleine Tulifäntchen gefressen hatte, fing die Kuh an zu brüllen und Tulifäntchen sang:

„Rips, raps, roll!
„Mädel bist du toll?
„Hast den Eimer noch nicht bald voll?"

Gretchen ließ die Milcheimer fallen, lief in ihr Dorf und schrie:

„Die Kuh ist verhext!
„Verhext ist die Kuh!
„Sie brüllt und spricht
„Und singt dazu."

Und alle Leute aus dem Dorfe liefen herzu, und je mehr Leute kamen, desto lauter brüllte die Kuh, denn Tulifäntchen zwickte sie im Bauche und sang!

„Bin die Frau Kuh!
„Muh! — Muh!
„Stehen hier Ochsen,
„Gucken mich an!
„Wo ist mein Kind?
„Wo ist mein Mann?"

„Ja, die ist verhext!" schrieen alle Bauern, „wollen sie schlachten und Würste für die Armen draus machen."

Führten also die Kuh weg, schlachteten sie und machten Würste für Bettler und Arme draus; und Tulifäntchen wurde in eine Wurst gestopft.

Kam ein altes Bettelweib und bat sich eine Wurst aus, kriegte die Wurst, wo Tulifäntchen drin saß und zog weiter. Andern Tags bettelte sie in der Stadt bei einem Bäcker — war der Bäcker ein mitleidiger Mann und wollt' ihr schon eine Semmel reichen; da fing Tulifäntchen in der Wurst an zu singen:

„Beckersmann!
„Was kommt dir an?
„Gib der alten Hexe nichts!
„Hat 'ne Wurst in der Tasche."

Da jagte der Becker die arme Alte fort, die Alte aber wurde böse, verwünschte die Wurst, zog sie aus der Tasche und schmiß sie an die Erde, daß sie entzwei ging und Tulifäntchen raussprang und frei war.

Ist er nach Hause gelaufen zur Mutter, war jetzt eine reiche Frau, grämte sich aber, weil sie ihr Kind verkauft hatte, machte sich nichts aus dem Gelde und sprach:

„Hätt' ich mein Tulifäntchen zurück,
„Gäb' dafür hin alles andere Glück!

„Wer doch ein gar zu liebes Kind,
„Und immer so klug und lustig gesinnt,
„Und das allereinzige Angedenken,
„Was mir mein seliger Schneider thät schenken.
„O Tulifäntchen! klein und zart!
„Einziges Kind in deiner Art!
„Soll dich Mutter nicht wiedersehen,
„Wird sie vor Herzeleid vergehen;
„Wird man sie in wenig Tagen
„Aus dem Dorf' auf den Kirchhof tragen.
„Mit Thränen ich von hinnen scheid'!
„O Traurigkeit! o Herzeleid!"

Da pochte Tulifäntchen an's Fenster und sang:

„Frau Mutter höre sie auf zu weinen!
„Ihr lieber Herr Sohn der thut erscheinen,
„Hat in der Welt sich brav umgesehn
„Und thät' viel Abenteuer bestehn.
„Er ward gefressen von einer Kuh —
„Und stak in einer Wurst dazu, —
„Doch ist er aus Beiden glücklich entkommen,
„Und hat zur Frau Mutter den Rückweg genommen!
„Drum decke die Mutter nur schnell einen Tisch:
„Besetze ihn wohl mit Braten und Fisch'!
„An allen vier Ecken ein Fläschlein mit Wein!

„Dann rufe sie alle Nachbaren herein,
„Daß sie sich mit uns meiner Wiederkehr freun!"

Sprang somit er zum Fenster herein, der Frau Mutter auf den Schooß.

Und die Mutter thät wie der Sohn ihr gesagt,
Das haben mir alle Nachbarn gesagt,
Und Keiner hat über schlecht Essen geklagt.
Wenn mich nun aber noch Jemand fragt:
Was noch mit Tulifäntchen geschehn?
So rath' ich ihm: daß er soll weiter gehn,
Denn mehr steht nicht im alten Mährchenbuch,
Ich meyn' aber: 's ist auch schon genug.

VI.

Die weiſse Frau.

1.

Was ſchwebt dort durch den dunkeln Gang
So leiſe auf und ab? —
Es zittert ſcheu, es ächzet bang'! —
Da hall't herauf ein tiefer Sang:
„Fried'! Gottes-Ruh' im Grab." —
Und ſchmerzlich es zuſammenſchrickt!
Und flehend es zum Himmel blickt!
Die Hände ringt's, die wunden. —
Horch! — „Eins." — Da iſt's verſchwunden.

2.

Dem ſchönſten Weibe ſah es gleich!
Weiß wall'te das Gewand. —
Doch Wang' und Stirn' ſo marmorbleich,
Umringt von ſchwarzen Locken reich,
Wie ich ſie nimmer fand.

Den Mund umzuckten Schmerz und Wuth!
Dicht unter'm Herzen sah ich Blut! —
Ihr Aug', todt anzuschauen, —
Erfüllte mich mit Grauen.

3.

„Die weiße Frau hast du geschaut! —
Die Gräfin Orlamünde.
Zu werden ihres Fürsten Braut,
Ward mit dem Bösen sie vertraut,
Beging sie Todessünde.
Das eigne holde Kinderpaar,
Brachte sie der Höll' als Opfer dar
Sie mordete sie Beide
Mit wahnsinniger Freude."

4.

Als diese That der Fürst erfuhr,
Da faßte Schrecken ihn.
„Vernichtet ist mein Liebesschwur!
„Entfliehe! Scheusal der Natur!
„Flieh', Kindermörderin!!" —
Da hat sie ihre Schuld erkannt!
Doch nicht ihr Herz zu Gott gewandt,
Daß er ihr möcht' vergeben!
Sie nahm sich selbst das Leben.

5.

Das ſtille Grab, es ſtieß ſie aus!
Nun wallt ſie ohne Raſt,
Als weiße Frau, im Fürſtenhaus,
Verkündend jeden Tod voraus. —
Dreihundert Jahre faſt.
Erſt wenn der letzte Enkel ſtirbt,
Die Ruh im Grabe ſie erwirbt;
Sonſt kann ſie nichts erlöſen! —
Gott ſchütz' uns all' vorm Böſen.

* * *

Ich habe die weiße Frau ſelber geſehen in dem alten Schloſſe zu Berlin, und den Tag darauf kam die Nachricht aus Neuſtrelitz, daß unſere geliebte Königin Louiſe geſtorben. — Ich war dazumal noch ein kleiner wilder Bube, der alle Augenblicke von dem Herrn Pagenhofmeiſter — (der nun auch todt iſt!) — eingeſperrt wurde; aber diesmal war ich doch recht ernſthaft geworden, beſonders als noch eine andere Geſchichte hinzukam. Eine Hofdame nämlich hatte ein kleines allerliebſtes Töchterchen von ſechs Jahren, Alwina geheißen, welche ſie oft mitbrachte, um mit der kleinen Prinzeſſin Alexandrine zu ſpielen. Das kleine Mäd-

chen war sehr sanft und artig, und gar nicht so wild und ungezogen wie ich, dennoch mochte sie mich gerne leiden, und ich wäre für sie mit Freuden von dem hohen Schloßdache herabgesprungen.

Eines Tags spielten wir, weil die kleine Prinzessin krank war, allein im Zimmer Ball. Alwina verstand das Spiel nicht recht, und schlug immer verkehrt, so daß der Ball endlich hinter dem großen Ofen fiel. Ich konnte ihn [illegible] den Händen nicht wieder erreichen, deshalb nahm ich einen Stock und stocherte hinter den Ofen, um den Ball heraus zu schleudern; plötzlich fühlt' ich den Stock ergriffen, sah jedoch nichts, deshalb riß ich aus Leibeskräften daran. Alwina aber schrie: „Ach! lassen Sie seyn, Theodor! die weiße Dame hat den Stock gefaßt." Da wurde ich toll, riß den Stock mit Gewalt los, und rief, indem ich ein paar tüchtige Hiebe in die Luft führte: „Du böse Gräfin Orlamünde! willst du uns was zu Leide thun? Hast ja schon deine eignen Kinder umgebracht!" — Aber Alwina fiel mir um den Hals und bat: „Bitte, bitte! lassen Sie seyn! sie ist schon fort." Das arme Kind war ganz blaß geworden, und als endlich die Mutter kam, konnte sie sich nicht mehr halten, sondern fiel auf den Fußboden hin.

Sie wurde zu Hause gebracht und in ihr Bettchen gelegt, und alle Hofärzte kamen und fühlten ihr den Puls und verschrieben ihr eine ganze Stube voll Medicin, aber die kleine Alwina starb nach acht Tagen; und als ich sie zuletzt sah, flüsterte sie mir zu: „Ich weiß wohl, warum ich sterben muß: die weiße Frau hat mich geküßt.“

VII.

Kunterbunt.

1.

Es lebte einmal in einem Dorfe ein armes Weib, die hatte einen Sohn, der hieß Gottliebchen, das war ein rechter Ausbund von Dummheit, und weil er gar so dumm war und auch die Würmer hatte, so hatte der selige Vater gewollt, daß Gottliebchen ein berühmter Gelehrter werden sollte. Weil aber die Mutter kein Geld für die Schule auftreiben konnte und kein Schulmeister sich umsonst mit dem dummen Jungen abquälen wollte, so gebrauchte sie ihn in der Wirthschaft, daß er auslief und ihr, was sie brauchte, holte. Er machte aber oft Alles verkehrt und ließ sich prellen, daß es mit Worten nicht zu beschreiben ist, und die Mutter durfte ihm immer nur einen Auftrag auf einmal geben, wenn sie sicher gehen wollte, daß er ihr nicht die ganze Geschichte in Confusion brächte.

Der dumme Gottlieb.

Kgl. Bibl.
Berlin

Eines Tages brauchte sie zum Kochen für einen Dreier Nichts, was man in der Stadt in den Apotheken bekommt. Sie gab daher ihrem Söhnchen einen Dreier, und sagte ihm: „Geh in die Stadt, Gottliebchen! und hole mir für einen Dreier Nichts aus der Apotheke! aber daß du mir nichts vergißt! sonst setzt es Prügel, hörst du?" Gottliebchen sagte „Ja!" nahm den Dreier und wanderte nach der Stadt. Um nun nicht zu vergessen, daß er „Nichts" kaufen sollte, widerholte er unterwegs beständig in seiner breiten Bauernsprache:

„Für'n Dreier Nix!
„Vor'n Dreier Nischt!"

und so wanderte er immer weiter fort, bis er an einen See kam. Da saß ein Fischer, der hatte schon den ganzen Tag gefischt und nichts gefangen.

Als der nun den Knaben so singen hörte, glaubte er, er wolle ihn verspotten, weil er nichts gefangen. Ging daher auf das arme Gottliebchen zu und prügelte es tüchtig durch.

Gottliebchen weinte sehr, und fragte: was hab ich dir gethan?"

„Du hast ein schlechtes Lied gesungen!"

„Was soll ich denn für ein's singen?"

Singe: „Morgen woll'n wir mehr fangen!" damit packte der Fischer sein Geräthe zusammen und ging nach Hause.

Gottliebchen aber wanderte weiter und sang:

„Morgen wull'n mer meer fangen."

Da kam ihm ein Trupp Gerichtsdiener entgegen, die führten einen armen Sünder zum Galgen, und der Galgenpater ging hinterher. Als der nun Gottliebchen so singen hörte, sprach er: „Du gottloser Bube! wie magst du einen reuigen Sünder, der bald auf Jacobs Leiter in Abrahams Schoos steigen wird, so mit Schelmliedlein verspotten?"

„Was soll ich denn singen?" fragte Gottliebchen.

Sprach der Pater: Singe: „Gott sey der armen Seele gnädig!" Somit watschelte er vorbei, und Gottlieb, indem er weiter ging, sang:

„Gott sey der armen Seele gnädig!"

Da kam er bei einem Schindanger vorbei, wo der Meister Hämmerling seine Gesellen gerade anhielt, einem todten Pferde die Haut abzuziehen; als die nun den Armensündergesang hörten, lachten sie laut und riefen: „du dummer Junge! wie magst du für einem todten Pferde das Armsünderliedlein singen?"

Da fragte Gottlieb: was ſoll ich denn ſingen? Antworteten die Geſellen, Singe: „Pfui was für ein garſtig Thier.“

Und Gottlieb ging weiter und ſang:

„Pfui, was für ein garſtig Thier!“

Alſo ſingend erreichte er das Stadtthor, da rollte ihm ein goldner Wagen entgegen mit ſechs milchweißen Pferden beſpannt, einem Kutſcher auf dem Bock und zwei Bedienten auf dem Hinterbret; in dem Wagen aber ſaß der Landesfürſt, und neben ihm ſeine Liebſte, eine Operntänzerin.

Als die nun den Gottlieb ſo ſingen hörte, ſchrie ſie: „O mein Fürſt! der gottloſe Junge! — das gilt mir!“ und fiel in Ohnmacht. — Da ſprang der Fürſt aus dem Wagen auf Gottliebchen zu und donnerte: „Wie kannſt du dich unterſtehen, ſo Etwas zu ſingen? du biſt ein Majeſtätsbeleidiger, ein Demagoge, ein Ultra-Liberaler, und ſollſt auf unbeſtimmte Zeit in der Frohnveſte, unbeſchadet deiner Ehre! ſitzen, hernach aber vor dem Bilde meiner Liebſten knieend Abbitte thun.“

So kam Gottliebchen in die Frohnfeſte auf unbeſtimmte Zeit, unbeſchadet ſeiner Ehre! und als die Zeit vorbei war, mußt' er Abbitte thun, und zwar knieend, vor dem Bilde der Operntänzerin.

Als man ihn darauf entließ, fragte er ganz wehmüthig: „Was soll ich denn aber singen, wenn mir der Allergnädigste Herr Fürst mit seiner Mamsell wieder begegnet?

Antwortete der Präsident: Singe; „das ist meines Herzens Lust und Freude."

Darauf lief Gottliebchen erst nach der Apotheke und kaufte für einen Dreier Nichts, dann lief er schnell aus der Stadt. Vor dem Thore sah er den Fürsten angefahren kommen und die Mamsell saß wieder an seiner Seite.

Gottliebchen fing sogleich an zu singen so laut er konnte:

„Das ist meines Herzens Lust und Freude!"

„Bravo! so hab' ichs gern," rief der Fürst im Vorbeifahren und warf ihm eine volle Börse zu.

Fröhlich raffte Gottliebchen das Geld auf und ging weiter, aber kaum daß er den Fürsten nicht mehr sah fing er an:

„Pfui! was für ein garstig Thier."

„Schön! riefen die Knechte des Meister Hämmerling, als er wieder am Anger vorbeikam, „du bist ein wackerer Bursche!" und sie gaben ihm ebenfalls Geld.

Gottliebchen ging weiter, nicht lange währte es, da sah er den Galgenpater vom Galgen zurückkommen und fing an beweglich zu singen:

„Gott sey der armen Seele gnädig!"

„So recht mein Sohn!" sprach der Pater, gab ihm einen kräftigen Segen und was weniges Geld. Gottliebchen wanderte weiter, und als er in Ferne den See erblickte hub er an:

„Morgen wull'n mer meer fangen!"

„Danke mein Junge!" rief der Fischer, der heute einen guten Fang gethan hatte, schenkte ihm ein paar Fische und ein Stück Geld dazu. Gottliebchen kehrte also ins Dorf zurück und als er vor seiner Mutter Haus kam sang er:

„Für'n Dreier Nix!
„Vorn Dreier Nischt."

Was die Mutter sich gewundert hat über das viele Geld und die schönen Fische, mag sich Jeder selbst denken. Gottliebchen aber konnte jetzt studiren, und ist ein berühmter Gelehrter geworden.

2.

Der Tambour.

Es iſt einmal ein Tambour geweſen, der war immer der Erſte im Felde, und rührte die Trommel mitten in der Schlacht ſo luſtig wie auf der Wachtparade.

Als er aber einmal wieder ins Feld zog, da traf ihn gleich die erſte Kugel, daß er niederſtürzte, und wohl merkte wie es mit ihm zu Ende ginge, doch trommelte er immer friſch drauf los, damit ſeine Cameraden wacker ſtritten, das thaten ſie auch alle, aber die Anzahl der Feinde war zu groß, und eh' es Abend wurde, da lagen alle ſeine Cameraden erſchlagen um ihn her, und er allein lebte nur noch.

Aber immer ſchwächer und ſchwächer wurde er — jetzt trat ihm der Tod an's Herz, und er ſeufzte:

„Leb' wohl ſein's Lieb'! leb' wohl o Welt!"

und wollte ſich eben anſchicken auch zu ſterben, da

Der. Tambour.

warf er noch einen Blick auf ſeine Trommel, und dachte daran daß ſie jetzt den Feinden in die Hände fallen würde, das war ihm ärger als der Tod, er ergrimmte, raffte ſich gewaltſam auf, und indem ſein letztes Herzblut hinſtrömte, ſprach er:

„Ich muß wohl meine Trommel rühren!
„Tralali, Tralalei, Tralala!
„Sonſt werde ich mich ganz verlieren!
„Tralali, Tralalei, Tralala!
„Die Brüder dicht geſä't,
„Sie liegen wie gemäht!
„Tralali, Tralalei, Tralala!“

* * *

„Er ſchlug die Trommel auf und nieder:
„Tralali, Tralalei, Tralala!
„Er weckte ſeine ſtillen Brüder
„Tralali, Tralelei, Tralala!
„Sie ſchlugen ihren Feind!
„Ein Schrecken ſchlug den Feind! —
„Tralali, Tralalei, Tralala!“

* * *

„Er ſchlug die Trommel auf und nieder:
„Tralali, Tralalei, Tralala!
„Sie war'n im Nachtquartier ſchon wieder,
„Tralali, Tralalei, Tralala!
„Ins Gäßlein hell hinaus,
„Sie zogen vor Liebchens Haus!
„Tralali, Tralalei, Tralala!"

* * *

„Da ſtehn des Morgens die Gebeine,
„Tralali, Tralalei, Tralala!
„In Reih' und Glied, wie Leichenſteine!
„Tralali, Tralalei, Tralala!
„Die Trommel ſteht voran:
„Tralali!
„Daß ſie ihn ſehen kann,
„Tralalei! —
„Tralali, Tralalei, Tralala.

3.

Die Hexenkammer.

Es war einmal ein Hexenmeiſter, der hatte eine Schuhbürſte, welche ſehr kratzte und in beſtändiger Feindſchaft mit der Feuerſchaufel lebte, weil ſelbige ein paar junge Holzſchuhe aufgefreſſen hatte. Als nun der Hexenmeiſter eines Tages ausging, ließ er aus Verſehen die Schuhbürſte auf dem Schreibtiſch liegen und auf dem Schreibtiſche ſtand das Dintenfaß und kuckte in den Spiegel, die Streuſandbüchſe dagegen ſah aus dem Fenſter, welches in einen dunklen Hof ging, ſo daß man nichts ſehen konnte, worüber ſie ſich ſehr ärgerte! — Weil nun der Hexenmeiſter auch vergeſſen hatte die Thüre zu verſchließen, ſo ſchlichen ſich ein paar ungewaſchne Strümpfe in die Stube; das bemerkte ein alter Borſtbeſen, der in einem Winkel ſtand und an einem Trauerſpiele ſchrieb. Er gab der Schuhbürſte einen Wink, und dieſe wurde wüthend und beſchloß, ſich zu rächen. Den Anfang machte ſie damit: daß ſie eine italieniſche Arie kratzte, worin ein lan

ger Triller vorkam, worauf alsogleich der rechte Strumpf von einander platzte. Verzweifelnd warf sich der linke Strumpf über die Leiche des geliebten Bruders hin! und ein alter Wischlappen, der auf sein Geschrei herbeigeeilt war vergoß bittere Thränen. Das Dintenfaß aber fiel vor Schreck vom Schreibtisch herunter, zerbrach in tausend und abertausend Stücke und besudelte den glatten Zimmerboden mit der galligten Schwärze. Lautbrüllend vor Qual bäumte sich dieser hoch empor, daß Alles, was nicht nagelfest war, in wilder Verwirrung durch einander stürzte.

Schrecklich war der Jammer! nur die tückische Schuhbürste jubelte laut, daß ihr böser Anschlag so gut gelungen war. Aber die Rache ereilte sie eh sie es dachte. Die Streusandbüchse welche ihr Dintenfaß auf so schmähliche Art hatte sterben sehen verschwor sich mit den übrig gebliebenen Strumpf, der Feuerschaufel und dem alten Wischlappen, daß sie die Bürste gefangen nehmen, und an die Sicherheits-Behörde ausliefern wollten. Es kam aber anders! denn der ermordete Strumpf erschien als steinerner Gast, und forderte die Bürste auf; sich zu bekehren — die Bürste blieb verstockt und schrie: „Nein!“ da klirrten alle Kessel und Töpfe in der

Küche, und die Teller und Suppenschüsseln heulten: „Wehe!“ der zerrissene Strumpf aber sprach feierlich: „Nun, so ist dein Ende da!“ und ging zur Köchin, um sich wieder ausbessern zu lassen.

Da packten die Schnupftabacksdose, so wie die Brille, die sich sträubende Schuhbürste, schleppten sie zur Fliegenklatsche, welche ihr 300 Fußsohlenstreiche ertheilte, und warfen sie dann unter dem Hohngelächter aller Stiefelknechte in den flammenden Camin.

Als der Herenmeister zu Hause kam erstarrte er, und sprach:

„Ich steh' vernichtet —
„Die tückische Bürste ist gerichtet.“

Und in eine tiefe Melancholie versunken, wollte er von Stund an nichts mehr genießen, als englische Glanzwichse und Spühlwasser.

VIII.

Vom Todtengräber
und
seinem treuen Liebchen.

Es war einmal ein junger Bursche, der liebte ein junges Mädchen.

Und er sagt' es ihr; und da sagte sie: „Ich liebe Dich auch." Darauf umarmten sie sich und küßten sich, und schwuren einander ewige Treue.

Und der junge Bursche hielt seinen Schwur immerdar, denn sein ganzes Herz war voll Liebe für das eine Mädchen.

Das junge Mädchen aber hielt ihren Schwur nicht so gut, sondern gab sich einem andern Liebsten zu eigen, der reicher war und hübscher, obschon sonst nicht besser.

Da kamen zu dem jungen Burschen seine Freunde und sagten ihm: „Dein Liebchen ist Dir untreu geworden und hat einen Andern gefreit."

Er aber wollte ſolches nicht glauben und rief: „Sie iſt geſtorben.“

Somit lief er hin zum Todtengräber und ward ſein Knecht, denn er wollte ſein Liebchen ſelbſt begraben. Und ſie trugen viele Leute hinaus, Alte und Junge, und er begrub ſie alle; ſein Liebchen war aber nicht darunter, denn ſie lebte noch und war fröhlich. Und er wartete Tage, Wochen, Monde und Jahre, und begrub ſein' Vater und Mutter, ſein' Schweſter und Brüder und alle ſeine Freunde und Feinde, und endlich ſogar den alten Todtengräber, ſeinen Meiſter.

Sein Liebchen aber konnt' er noch immer nicht begraben; denn ſie lebte noch und war fröhlich.

Viele — viele Jahre waren alſo vergangen. Aus dem jungen Burſchen war ein alter Mann geworden — ſein Haupt war weiß, ſeine Glieder zitterten, und vom langen Warten war er faſt müde. Da ſagte man ihm eines Tages: „Grabe ein ſchönes Grab, denn morgen bringen ſie Dein Liebchen.“ Da freu'te er ſich und nahm rüſtig Hacke und Spaden zur Hand und grub ein ſchönes Grab, acht Fuß tief und ſchmückte es aus mit Schneeglöckchen, Veilchen und blauen Hyacinthen. Drauf zog er ſeine Sonntagskleider an und ſetzte

einen Myrthenkranz auf seinen weißen Schädel mit einer langen Schleppe dran von schwarzem Crepp, welches sich verwunderlich ausnahm. Dann stellte er sich, sobald der junge Morgen grau'te, vor's Thor des Todtenackers und harr'te, daß sie sein Liebchen brächten. Und als die Glocken die Vesper ausläuteten, da brachten sie es. —

Aber auf ihrem Sarge fehlte die Jungfrauenkrone, und ihr Mann und ihre Kinder und Kindeskinder gingen hinterher und trugen Leid.

Wie das der alte Bursche sah, merkte er, daß er betrogen und sein Liebchen ihm doch nicht treu geblieben war.

Da ergrimmte er und stieß die Träger weg vom offnen Grabe, und schrie: „Für mein treues Liebchen hatt' ich dies Grab gegraben, nicht für das Weib eines Andern! — Nun will ich's für mich selbst behalten, die Treulose verdient kein ehrlich Begräbniß! sie sey verdammt!" Als er so gerufen hatte, sprang er hinein ins Grab.

Da erschraken die Leidtragenden und Träger, und wichen entsetzt zurück.

Der Herr Pastor aber, der den Leichensermon halten wollte, wurde sehr böse und schrie in die Grube hinab: „Jacob! Jacob! plagt Ihn der Gott

seibeiuns? ist Er besoffen? Heraus, alter Hanswurst, oder Er wird abgesetzt von Rechtswegen."

Der alte Hanswurst aber blieb ruhig liegen, und als die Träger ihn endlich mit Gewalt aus dem Grabe werfen wollten, fanden sie, daß er todt war.

IX.

Amanda

oder:

Der verzauberte Wald.

Es ist schon viele Jahre her, da lebten in der schönen Stadt Palermo ein reicher Kaufmann, der hieß Philippo und war Witwer.

Er hatte aber drei Töchter, von denen die Eine immer schöner war als die Andere; am schönsten aber war doch die Jüngste, und weil sie auch das beste Herz hatte, so war sie des Vaters Liebling.

Der Kaufmann mußte oft verreisen, um seine Handelsangelegenheiten zu betreiben. Wenn er nun heimkehrte, brachte er seinen Töchtern immer was Schönes mit, worüber sie denn eine große Freude hatten.

Einstmals wollte er wieder verreisen, und als es nun zum Abschied kam, sprach er zu seinen Töchtern: „Diesmal mögt ihr euch selber wählen, was ich euch mitbringen soll; sagt mir also nur, was

Jede von euch will, sie soll es haben, es mag kosten was es will."

Da sprach Lucia, die älteste Tochter: „Bringe mir ein Diadem mit von Gold und Juwelen, wie es die Frau des Vicekönigs nicht schöner hat."

Und Julia, die zweite Tochter, sprach: „Bringe mir ein Kleid mit von türkischem Goldbrocat, woran die Bouquetts von ächten Perlen sind."

„Es geschehe also!" versetzte der Vater. — „Aber Du" (er wandte sich an Amanden, der Jüngsten), „was willst denn Du, das ich Dir mitbringen soll?"

Amanda erröthete und sprach: „Bringe mir, lieber Vater, eine recht schöne blühende Rose mit."

Lucia und Julia lachten laut auf über Amandens Einfalt, als wofür sie ihre Bescheidenheit hielten. Der Vater aber drückte sie zärtlich an sein Herz, küßte ihre weiße Stirne und entgegnete: „Verlasse Dich darauf, liebes Kind, ich werde Dir eine recht schöne Rose mitbringen." Darauf umarmte er noch seine beiden andern Töchter und trat seine Reise an.

Glücklich erreichte er den Ort seiner Bestimmung, beendigte seine Geschäfte zu seiner Zufriedenheit und schickte sich an, in seine liebe Vaterstadt

und in sein Haus zurückzukehren, als er noch zuvor der Geschenke für seine Töchter gedachte.

Ein kostbares Diadem für Lucia und ein eben so kostbares Kleid für Julia waren bald gekauft, aber eine blühende Rose für Amanden war für schweres Geld nicht aufzutreiben, denn die Rosenzeit war schon vorüber, und weil eine Rose so gewöhnlich ist, hatte kein Kunstgärtner zeitige in seinen Treibhäusern.

Philippo mußte also ohne ein Geschenk für seine liebe Amanda abreisen, was ihm sehr nahe ging, besonders wenn er daran dachte, wie sie nun von ihren Schwestern würde ausgelacht werden, denn Lucia und Julia waren ein bischen schadenfroh und neidisch auf Amandens Schönheit. —

Ich weiß nicht wie es kam, daß Philippo auf der Heimkehr eines Tages den rechten Weg verfehlte, wahrscheinlich ging es nicht mit rechten Dingen zu; aber genug, er verirrte sich und befand sich, eh' er es dachte, mitten in einem großen Walde.

Die Bäume in dem Walde standen so dicht und waren so hoch, daß der hellste Sonnenschein nur eben so hindurch dämmerte, weshalb es sich ein bischen schauerlich darin ausnahm, daß selbst dem guten Philippo nicht ganz wohl dabei zu Mu-

the wurde und er alle Kräfte anstrengte, um wieder den lichten freien Weg zu gewinnen. Lange Zeit waren alle seine Bemühungen vergeblich, und an dem Glühen der höchsten Baumwipfel merkte er, daß der Tag sich zu neigen beginne.

Endlich jedoch ward der Wald lichter und fröhlichen Muthes spornte er sein Roß, um so schnell wie möglich hinauszukommen, was denn auch bald geschah.

Aber als er nun im Freien anlangte, sah er, daß er sich in einer ganz fremden Gegend befand. — Es war ein wunderherrliches Thal, von einem spiegelglatten See in zwei Hälften getheilt, — das schönste Grün bedeckte den Boden, und Bäume und Sträuche blühten und dufteten in unerhörter Pracht — am jenseitigen Ufer aber erblickte Philippo einen Palast, wie er noch keinen schöneren gesehen! Die Fenster flammten und glühten im Abendroth wie ungeheure Rubinen; die Kuppeln schienen von gediegenem Golde zu seyn und die schlanken Säulen, welche das Gebäude stützten, glichen silbernen Lilien.

Als Philippo noch im 'Anschau'n all' der Herrlichkeit versunken stand, kam von dem Palast herüber eine zierliche Gondel geschwommen. Sie lan-

dete am Ufer, wo Philippo ſtand, und ein koſtbar gekleideter Sclave ſprang heraus.

„Fremdling!“ redete er den ſtaunenden Philippo an, „Fremdling! nur durch Zufall konnteſt Du in dies Thal gelangen. Iſt dem ſo, und haſt Du Dich verirrt, ſo folge der Einladung meines Gebieters und übernachte in ſeinem Palaſte. Morgen werden wir Dich aus dem Walde und auf den rechten Weg nach deiner Heimath geleiten.“

Dankbar nahm Philippo das Anerbieten an, obgleich ihm alles recht aunderbar und märchenhaft bedünken wollte! Er folgte dem Sclaven in die Gondel, dieſer ſtieß ab und ruderte luſtig dem Prachtgebäude zu. —

Bald war es erreicht und ſein Führer trat durch die goldnen Gitter-Pforten in den Garten, der es umgab, wo tauſend der ſchönſten Blumen im üppigen Flor blühten.

„Wer iſt dein Gebieter?“ fragte Philippo den Sclaven, während ſie auf den Paiaſt ſelbſt zuſchritten.

Der Sclave antwortete: „Er will Dir wohl, doch forſche nicht, Du wirſt ſeinen Namen nicht erfahren und ihn auch nicht ſehen.“

Verwundert schwieg Philippo und trat mit seinem Führer in den Palast.

Ein glänzender Saal umfing ihn, mit purpurrothen Sammet-Tapeten bekleidet, worauf die künstlichsten Stickereien schimmerten; rings umher an den Wänden standen Blumenvasen von edlen Steinen zusammengefügt und erfüllten die Luft mit süßen Wohlgerüchen. In der Mitte des Saales plätscherte ein Springbrunnen und in goldnen Käfigen hingen eine Menge der schönsten Singvögel umher und sangen ununterbrochen.

Auf einen Wink des Sclaven — der der Oberste zu seyn schien — eilten mehrere andere Sclaven herbei und bereiteten eine köstliche Tafel. Philippo's Begleiter lud ihn ein, sich es wohlschmecken zu lassen, und nachdem Jener gesättigt war, ließ er ihm sein Schlafgemach anweisen, welches so überaus schön, daß Philippo nicht unterlassen konnte zu sagen: „Was gäbe wohl der König von Sicilien darum, wenn er immer so schlafen könnte, wie ich diese Nacht?!"

Er schlief denn auch wirklich ganz vortrefflich bis tief in den andern Morgen hinein, und kaum daß er erwacht war, so erschien schon wieder sein

Führer von gestern, und fragte: ob er sein Frühstück im Garten einnehmen wolle.

Das war dem Philippo eben recht! er bejahte es freundlich, und alsbald traten noch zwei Sclaven ins Zimmer, zogen ihm einen türkischen Schlafrock an, setzten ihm eine Federmütze auf, reichten ihm eine lange Pfeife mit einer Bernsteinspitze und führten ihn hinab in den Garten, wo in einem zierlichem Kiosk das Frühstück bereitet war, schöner levantischer Kaffee und zur Abkühlung Sorbet.

Freund Philippo pries sich glücklich, sich verirrt zu haben, denn keinen Falls hätte er selbst in der besten Osterie eine bessere Bewirthung bekommen und hätt er sie mit Gold aufwiegen wollen.

Die Sclaven hatten ihn seinem Nachdenken überlassen, behaglich rauchte er seine Pfeife, schlürfte den Kaffee, und nahm dann und wann was Weniges Sorbet. „Schade!" (dacht' er bei sich) „Schade nur, das Einzige, daß ich den Besitzer dieses Palastes nicht sehen und nicht danken soll."

Als er nun noch dachte, und nebenbei auch noch: was seine Töchter und besonders Amanda wohl sagen würden, wenn er ihnen sein Abenteuer zum Besten gäbe — verspürte er auf einmal den lieblichsten Rosenduft. — Er sprang auf, schaute

sich um und erblickte unfern von sich einen blühenden Rosenstrauch von wunderbarer Schönheit, und wie er weiter umschaute, bemerkte er, daß es der Einzige im ganzen Garten sey — und auch im Hause hatte er keine Rosen bemerkt, obschon an allen andern Blumen ein Ueberfluß vorhanden war.

„Ei!" rief er, „Ei! das trifft sich ja herrlich! Der Herr des Palastes ist so gütig gegen mich gewesen, ohne daß ich es erwartete und verlangte, er wird mir sicher nicht zürnen, wenn ich meinem Mädchen eine Rose mitnehme, die ich zu dieser Jahreszeit nirgends anders mehr auftreiben würde!" Und somit ging er hin und brach eine der schönsten Rosen vom Strauche ab.

Aber kaum daß er dies gethan hatte, geschah ein schrecklicher Donnerschlag, und eine furchtbare Stimme rief dicht neben ihn: „Unglücklicher! was hast Du gethan? Du mußt sterben!"

Halb todt schon vor Schreck wandte sich Philippo mit flehender Geberde nach der Seite, von woher die Stimme gekommen war, und erblickte ein greuliches Ungeheuer, halb Bär, halb Löwe, welches die Zähne fletschend, schon die gewaltigen Tatzen ausreckte, um ihn zu zerreißen. Philippo stürzte auf die Kniee nieder und jammerte: „Ach!

schöne mein! habe ich gesündigt, so geschah es ja nur aus Unkenntniß und nicht aus bösem Willen."

„Ich kann Dich nicht begnadigen!" sprach das Ungeheuer mit dumpfer Stimme, „der Fluch eines furchtbaren Zauberers verdammt mich, Jeden zu tödten, der eine von diesen magischen Rosen bricht — gerne schonte ich Deiner, aber ich darf nicht! Stirb!" — Und somit schickte es sich von Neuem an, den armen Philippo zu erwürgen.

„Erbarmen!" winselte dieser, „Erbarmen, gutes Ungeheuer! ach, was soll aus meinen armen Töchtern werden, wenn Du mich tödtest."

„Du hast Töchter?" fragte das Ungeheuer rasch. —

„Drei schöne Töchter!" gab Philippo zur Antwort und schöpfte wieder etwas Muth. — „Es sind liebe gute Kinder, und besonders Amanda die Jüngste, der zu Gefallen ich die Rose brach;" und er erzählte dem Ungeheuer Alles, wie es sich begeben hatte."

Das Ungeheuer hörte aufmerksam zu, und als Philippo geendet hatte, sprach es: „Ich will Dir Dein Leben schenken, aber nur unter der Bedingung, daß Du mir Amanda überläßt."

Philippo prallte entsetzt drei Schritte zurück und rief: „Wie? das herzige Kind wolltest Du tödten? nimmermehr! hier bin ich, zerreiße mich, friß mich auf, mache mit mir, was Du willst, Gott wird sich der armen Waisen erbarmen!"

„Ich will Deine Tochter nicht tödten," versetzte das Ungeheuer, „im Gegentheil wird sie vielleicht beglückt vor allen Sterblichen, wenn sie wirklich so gut ist, wie Du sagst. Ein Geheimniß, welches ich Dir nicht entdecken kann, zwingt mich zu dieser seltsamen Bedingung: sende sie mir also, und mein Wort: Du sollst sie froh und glücklich wiedersehen, willst Du das aber nicht, so ist keine Macht vermögend, Dich zu retten."

Philippo sah, daß es kein anderes Mittel gäbe und willigte, wiewohl mit schwerem Herzen, ein, Amande dem Ungethüm zu überlassen.

„Innerhalb drei Tagen werde ich sie abholen lassen," sprach das Ungeheuer, „und innerhalb drei Monde sollst Du sie wiedersehen, will sie dann nicht zu mir zurückkehren, so ist sie frei." Darauf befahl er dem Sclaven, seinen Gast wieder zurück durch den Wald auf den Weg nach Palermo zu geleiten und begab sich in den Palast.

„Das war unser Gebieter," sprach der Sklave, und that wie ihm der Gebieter geheißen, Philippo seufzte sehr, und dachte: die arme Amanda! übrigens trau' ich dem Ungeheuer alles Gute zu, denn wenn es böse wäre, hätt' es wohl sogleich zugeschlagen, ohne auf mein Flehen zu hören.

So unter Furcht und Hoffnnng langte er wieder in seine Heimath an; seine Töchter flogen ihm entgegen, und die beiden Aeltesten fragten sogleich, ob er die Geschenke auch nicht vergessen habe. —

Seufzend ließ der Vater die Kiste bringen, und als sie geöffnet wurde, lag die Rose, die er im Zaubergarten vor Angst vergessen hatte, frisch blühend oben auf und verbreitete den lieblichsten Rosenduft im ganzen Hause. Amande klatschte freudig in ihre kleinen Hände und ihre Schwestern vergaßen über die Wunderrose fast ihr kostbaren Geschenke. Der Vater aber sprach bekümmert: freue dich nicht zu sehr, liebe Amanda! Diese Rose kommt uns Allen theuer zu stehen! und als die Kinder ihn verwundert fragten: „Wie er das meine," so erzählte er ihnen Alles.

Amanda erschrack zwar mächtig über das, was sie vernahm, doch pries sie sich in ihrem Unglück noch glücklich, daß sie es sey, welche des Vaters

Leben gerettet; Lucia aber und Julia schalten sie und sprachen: „Du Thörin! das hast Du nun für Deinen einfältigen Wunsch, hättest Du gewünscht wie wir, so hätte der Vater die Sache mit Geld abthun können, und Du müßtest nicht zu einem garstigen Ungeheuer wandern — am Ende macht er Dich zu seiner Frau! Frau von Ungeheuer, hahaha! geschieht ihr Recht, der kleinen Heuchlerin!"

Dieser häßliche Spott that der armen Amanda sehr weh, doch sagte sie nur: „Eine Heuchlerin bin ich nicht, und bitte ich euch liebe Schwestern, kränkt den Vater nicht mit solchen Reden."

Die Schwestern schwiegen denn auch endlich und sprachen untereinander: „Es ist schon gut, daß sie aus dem Hause kommt, nun wird der Vater alle Liebe auf uns übertragen."

So verflossen ihnen zwei Tage in banger Spannung, am Dritten früh Morgens hielt ein großer Trupp prächtig gekleideter Diener vor dem Hause, in ihrer Mitte führten sie eine gold- und purpurne Sänfte und ihr Anführer war derselbe, der den alten Philippo im Zauberwalde ein so treuer Diener gewesen war. Er brachte dem Alten ein Schreiben von seinem Gebieter, und Philippo, nachdem er gelesen, sprach seufzend: „Es ist nicht zu

ändern!" umarmte weinend seinen Liebling und übergab sie dem Führer, welcher sie alsbald in die Sänfte hob, und auf und davon ging der Zug, dem verzauberten Walde zu.

Philippo weinte bittere Thränen dem geliebten Kinde, Lucia und Julia aber schau'ten nicht ohne Neid der gold- und purpernen Sänfte nach, und meinten: wenn Alles so schön und prachtvoll in der Umgebung des Ungeheuers sey, so habe sich Amanda eigentlich gar nicht zu beklagen.

Indessen hatten Amanda und ihre Begleiter gar bald den Zauberwald erreicht, ihn durchschnitten und waren jetzt in den Palast angelangt. Auch Amanda erstaunte über den Glanz und den Schimmer, der sie rings umgab, und hatte fast ihr eignes Mißgeschick darüber vergessen; aber wenn sie ihres guten alten Vaters gedachte, und wie er sich jetzt um ihretwillen härme — dann beschlich eine tiefe Wehmuth ihr Herz — sie achtete nicht mehr der Herrlichkeiten ihrer Umgebung, und hätte gerne Alles, Alles dahin gegeben, um ihn noch einmal zu umarmen.

„Eine Menge junger Mädchen nahten sich ihr jetzt und und sagten ihr: „Wir sind Deine Sclavinnen, gebiete über uns." Dabei überreichten sie

ihr im Namen des Gebieters köſtliche Geſchenke, und führten, um ſie zu erheitern, fröhliche Tänze auf, wozu eine liebliche Muſik ertönte. Wirklich wurde Amanda wieder etwas heiterer, ſo daß ſie, als der Oberſte der Diener ſich wieder ehrfurchtsvoll nahte, ſo viel Muth hatte, ihn zu fragen: „Werde ich heute euern Gebieter noch ſehen?"

„Nein!" erwiderte der Diener traurig, „Du kannſt ihn erſt nach neun Tagen ſelber erblicken, unvorbereitet würde der Schrecken über ſeine Mißgeſtalt Dich tödten, gewöhne Dich erſt an ſeine Züge!" Dies ſprechend überreichte er ihr ein Portrait, deſſen Unbild freilich nichts weniger als ſchön ſeyn mußte; — ſchaudernd blickte Amande es an, und ihre Dienerinnen ſprachen: „Er iſt ſo gut, aber ach! auch ſo unglücklich — es iſt noch lange nicht Alles!"

Und richtig! am andern Tage überreichte der Diener ihr ein zweites Portrait, deſſen Züge noch häßlicher waren, als die des Erſten, und ſo ging es die folgenden Tage bis zum neunten, wo der Diener ſelbſt zugab, daß größere Häßlichkeit wohl nicht mehr möglich, und Amande jetzt genugſam auf den Anblick des Gebieters vorbereitet ſey.

Dennoch hätte wohl Amanda der ersten Zusammenkunft nicht ohne Grauen entgegengesehen, ein Umstand aber entfernte alle Furcht von ihr und gab ihr guten Muth, und dies war das Auge des Gebieters. Sie hatte nämlich ihren Vater oft sagen hören: „Das Auge sey der Spiegel der Seele.“ Nun hatte aber schon im ersten Bilde des Gebieters das große schöne Auge desselben sie seine übrige Mißgestalt fast vergessen lassen, und um wieviel furchtbarer diese Mißgestalt bei den folgenden Bildern wurde, das schöne reine Auge blieb sich gleich, ja es schien sogar, als strahle es immer schöner. „Ein solches Auge kann nicht trügen!“ sprach Amanda am neunten Morgen und ließ dem Gebieter in Gottes Namen sagen, daß sie ihn erwarte.

Bald darauf trat das Ungeheuer ein und der Maler hatte seine Mißgestalt nicht übertrieben, aber auch sein schönes Auge nicht erreichen können, welches bald stolz und muthig blitzte, bald freundlich-sanft lächelte, meistens aber einen rührenden Ausdruck von Trauer zeigte. — Schüchtern nahte das Ungeheuer und sprach mit milder Stimme: „Du hassest mich wohl, daß ich dem Vater Dich entriß, ach! ich mußt' es ja.“ —

Amanda aber trat ihm freundlich entgegen und erwiderte: „Du ſchenkteſt meinem Vater das Leben, hätteſt Du das meine als Opfer dafür verlangt, ich wäre, Dich ſegnend, geſtorben; wie ſollt' ich jetzt Dich haſſen, da Du Alles thateſt, mir die Trennung von meinen Lieben erträglich zu machen? — O gewiß, mir ſagt es Dein Auge, nicht an Dir liegt die Schuld, und auch Du biſt nicht glücklich."

„Glücklich? — ich?!" rief das Ungeheuer mit ſchmerzlichem Ton. „Sieh mich nur an!" —

„Ich ſehe nur Dein Auge," ſprach Amanda, „und höre den Ton Deiner Stimme, und ſie bewegt mir das Herz. Sey heiter! ich will es auch ſeyn, Du ſollſt keine Klage weiter von mir hören, und was ich vermag, um Dich zu tröſten, das will ich."

Da füllte ſich das ſchöne Auge des Ungeheuers mit Thränen, es ſank vor Amanda nieder und flüſterte: „Habe Dank! o Du biſt gut!"

*. * *

2.

Drei Monate hatte Amanda so in dem verzaubetten Walde gelebt, sie hatte sich an die furchtbare Gestalt des Ungeheuers gewöhnt und fand nichts Abschreckendes mehr an ihm.

Das Ungeheuer war aber auch so gut und dabei so klug, daß Amanda täglich mehr und mehr fand, wie sein Auge nicht gelogen.

„Verzeihe mein Freund!" sprach sie eines Tages, „Verzeihe, und sage mir, ob diese Gestalt Deine wirkliche ist, oder ob nur ein böser Zauber Dein Aeußeres verunstaltete.

„Das Letztere ist der Fall!" entgegnete das Ungeheuer. — „Ich soll einst schön gewesen seyn, aber durch die Rache der Fee Sicorax, einer Feindin meines Vaters, ward ich verwünscht."

„Wer war Dein Vater — und ist der Zauber nicht zu lösen?" fragte Amanda weiter.

„Das Ungeheuer seufzte und antwortete: „Auf diese Fragen darf ich Dir nichts erwiedern, was mir günstig seyn könnte. — Doch die drei Monate sind um, wo ich Deinem Vater versprach, Dich

zurück zu senden, Du hast jetzt freie Wahl, bei ihm zu bleiben oder zu mir zurückzukehren. —

„Du sollst mich wieder sehen," rief Amanda bewegt und bot ihm die Hand.

„Wirklich?" rief das Ungeheuer freudig, „o Du giebst mir neuen Lebensmuth, doch wisse, wenn Du nicht vor Sonnen-Untergang des dritten Tages wieder hier bist, so muß ich sterben. Hier nimm diesen Zauberring, drehst Du ihn dreimal an Deinem rechten Mittelfinger herum, so wird eine unsichtbare Macht Dich schnell wieder an diesen Ort tragen, unter der Trauerweide am See findest Du mich, und jetzt leb wohl!" Er eilte rasch in den Palast, und alle Mädchen und Sclaven nahten sich Amanden, führten sie zu ihrer Sänfte, und fort ging der lange glänzende Zug aus dem Walde nach Palermo hin.

Gegen Abend erreichte sie die Stadt und ihres Vaters Haus. — Jauchzend empfing sie der Vater und schloß sie in seine Arme, aber Lucia und Julia hätten vergehen mögen vor Neid, als sie die Pracht erblickten, welche Amanden umgab, und die vielen Diener und Dienerinnen, die alle jeden ihrer Winke lauschten, um sie blitzschnell zu vollziehen.

„Nun bleibst Du bei mir!" rief der Vater, als die erste Freude des Wiedersehens etwas ruhiger geworden war. „Nun bleibst Du bei mir, und Nichts soll uns mehr trennen." Da senkte aber Amanda das Haupt, und sprach: „Ach lieber Vater! nicht ganz, so wie Du sagst, kann es seyn, mein Freund im Walde würde sterben, wenn ich nicht wiederkehrte!" und sie erzählte dem Vater Alles, und wie gut sie ihrem unglücklichen Freunde sey. — Darüber wurde der Vater sehr bekümmert, und rief schmerzlich: „Also habe ich doch mein Kind verloren!" — Die neidischen Schwestern aber sprachen untereinander: „Die Heuchlerin! — (sie meinten Amanden) sicher hat sie statt eines Ungeheuers einen schönen Prinzen gefunden! Man weiß ja wohl wie das geht, aber sie läßt sich schlau nichts merken. — Nein sie darf nicht mehr zurück!" und beredeten sich heimlich mit dem Vater, was er thun solle, damit Amanda nicht wieder nach dem Walde zurückkehre.

Als nun am dritten Tag die Sonne anfing sich zu neigen, da erinnerten die Sclaven und Sclavinnen ihre Gebieterin Amanda daß es Zeit sey, wieder nach dem Walde zurückzukehren, und Amanda war auch bereit, wiewohl mit schwerem Herzen.

Da fiel aber der Vater wie von Schmerz überwältigt zu Boden und rief: „Ich muß sterben, wenn mein liebstes Kind mich verläßt!" und schloß die Augen und rührte sich nicht. Erschreckt und weinend warf Amanda sich über ihn und bat: „mein Vater! o mein Vater! wache auf und fasse Dich!" — Die Schwestern aber höhnten sie, und sprachen: „Geh nur, Du unnatürliche Tochter! verlasse nur Deinen Vater, und kehre zurück in Deinen Palast zu Deinem Prinzen."

„Gebieterin! die Zeit verrinnt!" erinnerte der Anführer der Sclaven. — „O meine Tochter!" ächzte Philippo, — da sprach Amanda weinend zu ihrem Gefolge: „Ach! Ihr seht es ja, ich kann nicht — ich kann ja nicht mit Euch gehen! „und kaum daß sie das letzte Wort gesprochen, war das Gefolge spurlos verschwunden.

„Gott sey Dank!" riefen die neidischen Schwestern, und der Vater stand frisch und gesund auf, umarmte seine Amande und wiederholte fröhlich: „Ja, Gott sey Dank! die List ist gelungen und Amanda, mein liebes Mädchen, mein gutes Kind bleibt jetzt bei uns."

Aber starr und regungslos stand Amanda da und blickte auf die Stelle hin, wo das Gefolge

verſchwunden war, ſie hörte nicht, was ihr Vater ſagte, — ſie ſah weder ihn noch ihre Schweſtern; eine einzige große Thräne entſtürzte ihrem Auge, und der letzte Strahl der ſinkenden Sonne ſpiegelte ſich darin.

Plötzlich aber ſchrie ſie entſetzt auf: „Er ſtirbt! o Gott! er ſtirbt! und ich bin Schuld! — Laßt mich fort! laßt mich fort — ich muß ihn retten!“ und wie eine Wahnſinnige ſtürzte ſie nach der Thüre hin! — Vater und Schweſtern eilten ihr nach und hielten ſie zurück, — aber in Todesangſt riß ſie ſich los, — drehte den Zauberring dreimal herum und verſchwand vor den ſtaunenden Blicken der Ihrigen.

Die Sonne war geſunken und tiefe Dämmerung hatte ſich rings umher gelagert. Da ging der Vollmond auf über dem See und goß ſein ſüßes Licht über die duftenden Büſche und die flüſternden Bäume; der See aber fing ſeine Strahlen auf und ließ ſie zittern hin und her auf ſeiner Oberfläche, welche ein ſanfter Abendwind leicht kräuſelte.

Amande langte in dem Zaubergarten an; tiefe Stille herrſchte darin, keine Nachtigall flötete, kein Blättchen regte ſich, die Blumen ließen traurig ihre

Häupter hängen, und selbst kein Luftzug war zu verspüren, die ganze Natur schien erstorben. Amande eilte in den Palast — Niemand kam ihr entgegen, sie stürzte durch alle Gemächer — alle waren leer und öde, verzweifelnd kehrte sie zurück in den Garten und besann sich jetzt, daß ihr Freund gesagt hatte: unter der Trauerweide am See wolle er ihrer harren; — sie eilte auch dahin, und da fand sie ihn unter der Weide liegen — kalt — todt! Besinnungslos sank sie neben der Leiche nieder.

Als sie wieder zu sich kam machte ein Thränenstrom ihrem gepreßten Herzen Luft, und wehmüthig klagte sie: „Mein armer, armer Freund, so mußtest Du sterben, und durch meine Schuld?! Nein, nicht durch meine! ich war Dir treu und wollte zu Dir zurückkehren, aber neidische Menschen mißgönnten mir das Glück, die Nacht Deines Lebens mit mildem Trost zu erhellen! — ach! ich werde fortan selbst des Trostes bedürfen, aber mir wird keiner werden. — Schlumm're sanft, armer Freund, und daß ich Deinen nun verklärten Geist erkannte, sage Dir der Kuß, womit ich Deine mißgestaltete Hülle zur ew'gen Ruhe weihe!" und sie beugte sich über den Leichnam und hauchte einen leisen Kuß auf seine Stirn.

Da schauerten plötzlich alle Bäume, Büsche und Blumen zusammen, und wie Siegesjubel klang es durch die Luft! Tageshelle flimmerte auf, und so todt und öde es erst gewesen war, so heiter und lebendig ward es jetzt, unzählig holde Gestalten eilten herbei mit duftenden Blumengewinden Amanden zu umschlingen, welche statt des Ungeheuers den schönsten Jüngling zu ihren Füßen erblickte, der ihre Hand ergreifend und innig sie anschauend also sprach: „Der Zauber ist gelöst! und Dir dankt Azor seine Rettung!"

„Wie?" rief Amanda, noch ihr Glück nicht fassend — „Du? — Du wärst mein Freund Azor?"

„Sagt Dir's meine Stimme, sagt Dir's mein Auge nicht?" fragte der Jüngling.

„Sie sagen mirs!" rief Amanda entzückt, „o ich fasse die Freude nicht."

Zum Rosenthron hatte die Thränenweide sich über sie gewölbt. „Dies sey künftig eure Fürstin," rief Azor seinen Unterthanen zu, indem er auf Amanden deutete, und Alle jauchzten: „Amanda! unsere Fürstin!"

Azor winkte mit seinem Zauberstabe und alsbald schwebte auf einem Wolkenwagen Amanda's Vater und ihre Schwestern herbei.

Freudig empfing ſie Amanda, und der Vater war glücklich, da er ſeinen Liebling ſo glücklich wußte. Lucia und Julia ſchämten ſich ein bischen ſehr, und das war gut, denn da ſie zu gleicher Zeit merkten, daß ihr böſer Neid ihnen nichts nütze, und ſie nur gelb und häßlich dabei würden, gingen ſie in ſich, beſſerten ſich und wurden endlich ein paar recht gute Mädchen. Amanda aber und Azor lebten fortan glücklich und zufrieden, als ein Muſter für alle Fürſten und Fürſtinnen.

X.

Ritornelle.

I.

„Was für ein Klingen, ſo leiſ' und fein?" —
Schneeglöckchen läuten den Frühling ein!
Schau', wie der Himmel ſo rein und hell,
Bald naht er ſelber, der liebe Geſell.

Befreit vom Eiſe ſind Bach und See,
Das junge Gras ſproßt in die Höh'!
Und Veilchen würzen die milde Luft,
Mit ihrem ſüßen balſamiſchen Duft.

Es wirbelt die Lerche im Aetherblau!
Es ſummen die Bienchen auf blumiger Au'!
Es klingt auf den Matten des Hirten Schalmei,
Die Wolken ſie flattern und wandern ſo frei.

Du ſeufzeſt, wie? — „Nein! ich athme nur!
„Athmet doch neu die ganze Natur! —
„Und klingt es auch halb wie Seufzen, Freund —
„Es iſt wohl ſo ernſtlich nicht gemeint."

II.

Schwing' Dich auf, Frau Nachtigall!
Grüß' mir mein Liebchen zehntauſendmal.
Sag' ihr: „In ſeinem Kämmerlein
Da ſitzt der Poet und denket Dein."

„Und weil er immer an Dich nur denkt,
Und ſein' Sinn auf gar nichts Anders lenkt,
So ſchmeckt ihm nicht Wein und Braten mehr;
Sein Herz iſt ihm voll, die Taſchen ſind leer."

Und ſing' ihr, Nachtigall, ein Lied,
Was ſich ſchickt für ein verliebtes Gemüth!
Und merk' Dir, was ſie für Augen macht,
Und ob ſie gerührt wird, oder — lacht.

* * *

III.

Ich habe die Sternblume befragt —
„Sie liebt Dich! — Sie liebt Dich!“ — hat ſie geſagt.
Mir aber ſagte Dein Roſenmund:
„Ich liebe Dich nicht!“ — zu ſelbiger Stund'.

Eins von den Beiden, mein Liebchen! — lügt.
Ich frag' noch ein Drittes, das nimmer trügt!
Ich ſchau' Dir in's Auge, rein und klar —
O Wonne! — mein Blumen-Orakel ſprach wahr!

* * *

IV.

Du glaubst nicht, daß ich Dich liebe,
Weil heiter stets mein Gesicht?
Und weil mein Mund nur tolle
Und lustige Dinge spricht?

Und freilich! wenn Andere lieben,
So werden sie sentimental!
Und reden von Mond und Sterne.
Und Fernen und ihrer Qual.

Was sollen mir Mond und Sterne
Wenn mir Dein Auge lacht?
Was Fernen, wenn Deine Nähe
Meine Lieb' stets neu anfacht? —

Soll ich meine Qualen schelten?
Sie sind ja mein höchstes Glück!
Und wahrlich: für alle Welten
Gäb' ich sie nicht zurück.

Ich liebe Dich! — Laß mich ſchwatzen,
Zu Dir ohne Falſch und Arg!
Laß mich die lachende Miene,
Mitnehmen in den Sarg.

* * *

Ζώη μοῶ σας ἀγαπῶ *).

Maid von Athen, bevor ich geh',
Gib, o gib mir mein Herz zurück.
Oder — was ich noch lieber seh' —
Tausch' es um süßer Liebe Glück!
Laß mich der Treue Schwur Dir weih'n:
„Du bist mein Mädchen — Du allein."

Bei dieser vollen Locken-Pracht,
Die um den Nacken stolz Dir fließt!
Bei dieser seid'nen Wimpernnacht,
Die Deine Rosenwangen küßt;
Bei Deiner Augen Sternenschein:
„Du bist mein Mädchen — Du allein!"

Bei diesem Mund geformt zum Kuß —
— Selig, wer einen nur gewann! —
Bei aller Blumen Liebes-Gruß —
Den nie ein Wort so sagen kann! —
Bei aller Liebe, Lust und Pein:
„Du bist mein Mädchen — Du allein!"

*) Nach Lord Byron.

D'rum, wenn ich nun geſchieden bin,
Maid von Athen! gedenke mein!
Flieh' ich bis Stambul ſelber hin,
Herz, ach! und Sinn, — ſie bleiben Dein!
Kann ich Dich je vergeſſen? — Nein!
„Du bleibſt mein Mädchen! — Du allein."

* * *

Serenade.

„Katzennatur"
(A. v. Chamisso.)

Mädchen, jung und schlank und fein!
Möchte immer bei Dir seyn!
Grüßen Dich als liebe Braut,
Kind! vor Einem nur mir graut! —:
„Katzennatur! — Katzennatur!"
Schlafe mein Mädchen, schlafe Du nur!

Für den Mann, zum Zeitvertreib,
Schuf einst Gott der Herr das Weib.
Aber schon im Paradies
Eva — mausend — gleich bewieß —
„Katzennatur! — Katzennatur!"
Schlafe mein Mädchen, schlafe Du nur!

Dennoch lieb' ich Schätzchen Dich,
Kratzest Du als Kätzchen mich!
Schmeichelst Du nur hinterdrein,
Werden wir aus Zwei bald Ein!
„Katzennatur! — Katzennatur!"
Liebe mein Kätzchen, Dein Käterchen nur.

* * *

Kgl. Univ.-Bibl.
Berlin

Epilog.

Abſchied.

Das Horn iſt verklungen, der Sang iſt verſtummt!
Wohl mir, wenn ein Nachhall im Herzen euch ſummt. —
„Das klinget, klinget, klinget ſo herrlich und fein!“
Ade! weil es jetzo geſchieden muß ſeyn.

Behüt' euch der Himmel vor Sorge und Noth!
Beſcheer' er euch Braten zum täglichen Brod.
„Das klinget, klinget, klinget ſo herrlich und fein!“
Ade! weil es jetzo geſchieden muß ſeyn.

Beſcheer' euch zu Braten und Brod auch noch Wein!
Dann kehr' mit dem Hörnlein ich bald wieder ein.
„Das klinget, klinget, klinget ſo herrlich und fein!“
Ade! — weil es jetzo geſchieden muß ſeyn.

Nachwort.

„Allerhöchst äußere Bedingnisse kön-
„nen erheischen, daß ein Buch so und so
„viel Bogen stark seyn soll, während der
„Verfasser mit seinen guten Ideen nur so
„und so viel auszufüllen vermag."

Der Himmel ist mein Zeuge, daß ich den Heine, dem obige Worte angehören, nicht mehr nachahme! aber die bitterste Nothwendigkeit war vorhanden: circa 10 Bogen zu füllen — (wenn sie nicht ganz voll sind, muß der Herr Verleger gute Miene zum bösen Spiel machen!) — und so mußte ich denn nothgedrungen meine Ritornelle als Ballast mit aufnehmen. Der geneigte Leser möge sich ob dieser Unbill nicht ereifern, sondern sich höchstens dadurch an mir rächen, daß er besagten Ballast ungelesen läßt — ich habe es eben so gemacht.

9. Nov. 1973

J. Lysen del.

Nannette.

Nannette,

die junge Waise.

Gesammelte

Mährchen und Erzählungen für Kinder gebildeter Stände,

von

J. Lyser.

Zweite Ausgabe.

Mit 8 colorirten Kupfern.

Leipzig,

Verlag von Christian Conrad Krappe.

1834

Kgl. Univ. Bibl.
Berlin

Inhalt.

		Seite
	Einleitung.	1
	Nannette.	10
I.	Der Schreckenſtein.	13
II.	Der Zauberer und das Ungeheuer. . . .	35
III.	Der arme Peter.	63

IV. Die Savoyarden. 87
V. Der Freischütz. 116
VI. Harun al Raschid. 142
VII. Die Zaubernuß. 170
Schluß. 195

Einleitung.

Der Weihnachts-Abend, und die Zurückkunft des Vaters.
Wen der Vater mitbrachte, und was er erzählte.
Der liebe Gast.

Es war am heiligen Weihnachts-Abend, und die Kinder des Doctor Schmidt saßen im Hinterstübchen und harrten sehnsüchtig des Augenblicks, wann Mama klingeln würde, zum Zeichen, daß sie in die große Stube kommen und die schönen Gaben in Empfang nehmen sollten, welche sonder Zweifel der heilige Christ diesmal wieder beschert; denn alle drei Kinder waren seit dem verflossenen Weihnachts-Abend — (mithin ein ganzes Jahr hindurch!) so artig gewesen,

daß Mama selbst sie gelobt hatte, vorzüglich die Mädchen Alwina und Mina, und Bruder Fritz hatte nur ein einzigesmal vor Papa's Stubenthüre Schildwacht stehen müssen, weil er einen neuen Kupferstich, worauf ein regierender Fürst vorgestellt war, von des Vaters Schreibtisch ohne Erlaubniß weggenommen, und auf seinen Papierdrachen geklebt hatte. Der Drache nahm sich zwar gar stattlich damit aus, aber der theure Kupferstich war verdorben, und Fritz durfte den Drachen nicht steigen lassen, und mußte, wie gesagt, Schildwacht stehen, über eine Stunde lang.

Mina und Alwina wisperten leise einander zu, was sie sich vorzüglich zur Bescherung wünschten. Eine Küche, (darüber kamen Beide überein —) eine Kirche mit blanken Tellern und Schüsseln, sey ihnen für ihren Hausstand vorzüglich nothwendig; besonders um die, ohne Zweifel! neuangekommenen Demoiselles (sie meinten die neuen Puppen) nach Stand und Würden zu bewirthen, damit sie es sogleich sähen, daß sie es mit wohlhabenden Kin-

dern zu thun hätten. „Auch wünschte ich wohl, wir bekämen wieder ein hübsches Buch, mit schönen Geschichten und Bildern drin," sprach Alwina. „Ich lese gar zu gerne." „Ach!" rief Fritz unmuthig, „die neuen Bücher gefallen mir gar nicht! Es sind wohl hübsche Bilder drin, aber das andere ist dummes Zeug! Ja, wenn ich noch ein solches Buch wie den Robinson bekommen könnte, das ist doch noch ein ordentlicher Kerl, und wenn die Kinder des alten Vaters miteinander plaudern, da ist's einem ordentlich, als wäre man mitten unter ihnen und spränge mit ihnen herum auf der grünen Wiese. Die Kinder in den neuen Büchern sind so dumme Dinger, daß man wohl merkt: wie sie immer in der Stube sitzen und lernen müssen. Nein! davon mag ich nichts lesen, ich wollte lieber, Schwester Emilie lebte noch, und erzählte uns etwas."

Die drei Kinder wurden sehr ernsthaft, als sie der guten Schwester Emilie gedachten, welche am vorigen Weihnachts-Abend noch recht froh mit ihnen gewesen war, aber im May darauf fing sie an

zu kränkeln, und im August — und zwar am sechsten, starb sie, und schlummerte jetzt draußen auf dem Kirchhofe, im tiefen Grabe. — — —

„Erinn're nur die Mama nicht daran!" bat die verständige Alwina den Bruder, nach dem alle eine lange Weile geschwiegen hatten, Fritz aber antwortete ein bischen rauh, wie es seine Weise war: „Dummes Zeug! ich werde es nicht! aber glaubst Du: Mama wird nicht von selbst heute an Emilie denken!"

„Wie sollte sie nicht, lieber Bruder?" stimmte Alwina ihm bei; denn sie wußt' es wohl, daß Fritz ein herzensguter Junge war, und es nicht so böse meinte, wenn er auch manchmal ein klein bischen auffuhr.

„Ueberhaupt ist es diesmal ein kurioser Christabend!" — (begann Fritz aufs neue zu reden) — „Der Vater ist schon seit drei Tagen verreiset, und kommt schwerlich heute wieder — da wird es der Mama auch recht einsam vorkommen, und wenn der Vater nicht dabei ist, so mach' ich mir aus dem

ganzen heiligen Christ nicht so viel!" — Dabei schnippte Fritz mit den Fingern, und drehte sich auf den Absätzen ein paarmal herum. „Pfui Fritz!" sprach Alwina, „wie magst Du so reden? wenn ich auch nicht so fröhlich seyn werde, als wenn der Papa hier wäre — freuen werd' ich mich doch immer!" Indem tönte das Glöckchen, einmal, zweimal, dreimal! die Thüre, welche in den großen Saal führte, sprang auf — ein heller Schimmer drang in das Gemach, und die Stimme der Mutter lud freundlich die geliebten Kinder ein, ihre Gaben in Empfang zu nehmen.

Jauchzend hüpften Alwina und Mina in den flimmernden Saal, und selbst der ernste Fritz sprang hoch auf vor Freuden, als er die vollständige Montierung erblickte, womit Mama ihn diesmal überraschte. Es würde zu weitläuftig seyn, Dir, günstige Leserin! und Dir, mein günstiger Leser! all' die Herrlichkeiten zu beschreiben, womit diesmal die Kinder des Dr. Schmidt beschenkt wurden; nur so viel sey noch gesagt, daß selbst die äußerst vollständige

und elegante Küche, welche Alwina und Mina sich gewünscht hatten, nicht fehlte, ja! daß außerdem noch ein ganz vortreffliches Schlafgemach für die beiden neuen Puppen beigegeben, so wie denn auch an den schönsten Bilderbüchern kein Mangel war.

Die Kinder liefen abwechselnd zur Mutter und zu den Geschenken, um zu danken und zu schauen, und wieder zu danken und zu schauen.

Die gute Mutter hatte ihre innige Freude, an der Freude der Kinder. — Sie blickte auf sie herab und lächelte freundlich. Als aber Fritz und Alwina zu ihr aufblickten und die kleine Mina gar nicht auf hörte zu jauchzen und zu danken, da gewahrten sie, wie, indem die Mutter lächelte, eine Thräne in ihrem Auge glänzte und ohne ein Wort zu sagen, fielen sie ihr um den Hals! Die guten Kinder wußten es wohl, die Thräne der Mutter galt der guten Schwester Emilie.

Da rasselte plötzlich ein Wagen die Straße herauf und hielt vor dem Hause, lustig schmetterte das Horn des Postillons und freudig aufspringend

rief die Mutter: — „das ist der Vater! — o gewiß das ist Euer Vater!“

Sie eilte aus dem Zimmer, die Treppe hinab, die Kinder folgten ihr, und richtig: der Vater sprang aus der Post-Chaise in die Arme seiner Frau. Die Kinder drängten sich um ihn herum, ihn zu begrüßen, herzlich küßte der Vater ein Jedes und wurde dann im Triumph hinaufgeführt in den hellen Saal.

Seltsam wollte es den Kindern bedünken, daß der Vater trotz der Freude, wieder bei den Seinen zu seyn, dennoch sehr ernst, fast trübe gestimmt schien, aber: das Räthsel löste sich bald, denn als Fritz wieder hinab sprang, um darauf zu achten, daß die Sachen des Vaters ordentlich ausgepackt würden, sah er, wie aus dem Wagen ein junges schönes Mädchen stieg, ganz in Trauer gekleidet, und sehr bleich. Sie fragte Fritzen mit sanfter Stimme nach dem Vater, und Fritz führte sie ebenfalls hinauf in den Saal.

Als der Doctor sie gewahrte, ging er ihr entgegen, faßte ihre Hand und sprach: „Hier liebe

Frau und lieben Kinder! ſtelle ich Euch ein liebes gutes Mädchen vor, es iſt die Tochter meines Freundes, um deſſenwillen ich Euch ſo plötzlich verließ. Leider gelang es meiner Kunſt nicht, ihm das Leben zu retten! er ſtarb in meinen Armen, und hinterließ mir ſein höchſtes Gut: ſeine Tochter Nannette. Ich empfehle ſie Dir, liebe Marie, als Kind, Euch, meine Kinder! empfehle ich ſie als Schweſter. Wir wollen ſie lieben, wie wir unſere verklärte Emilie liebten und ſie wird es uns danken, wie Emilie es uns dankte." —

„O gewiß, gewiß!" rief das ſchöne Mädchen und ſank vor der Gattin des Doctors nieder, dieſe umarmte ſie herzlich, nannte ſie ihre liebe Tochter, und die Kinder riefen: „Wir wollen Dich lieben, ſey unſere Schweſter."

Als das junge Mädchen ſich wieder etwas gefaßt hatte, erzählte ſie von ihrem frühern Leben. Ihre Mutter war ſchon geſtorben, als ſie noch ein kleines Mädchen geweſen war, ſeit der Zeit hatte ihr Vater faſt immer gekränkelt, ſo, daß all' ſein

Vermögen darauf ging, und fast nichts übrig blieb als er starb.

Der Doctor erzählte ebenfalls noch Vieles von seinem Freunde, was aber Fritz, Alwina und Mina nicht verstanden. Als endlich Mitternacht herangekommen war, mahnte der Vater, daß es nun Zeit sey, zu Bette zu gehen. Der neuen Schwester wurde ein niedliches wohlgeheiztes Stübchen angewiesen mit einem weichen Bettchen, worin sie schlief wie eine Prinzessin.

Fritz aber, als er seinen Schwestern „Gute Nacht!" sagte, flüsterte ihnen zu: „Das war doch ein schöner Weihnachts-Abend!"

„Ja wohl!" bestätigte Alwina; und Mina, in die kleinen Hände klatschend, rief einmal übers andre: „Ach das gute — das liebe gute Schwesterchen Nannette."

Somit gingen auch die Kinder zur Ruhe, und träumten die ganze Nacht von der Christbescherung, der Heimkehr des Vaters, der seligen Schwester Emilie und der neuen Schwester Nannette.

Erſter Abend.

Nannette war eben ſo alt, als Emilie geworden war, da ſie ſtarb; ſie war auch eben ſo ſanft und gut und wäre nicht die Trauer um ihren geliebten Vater geweſen, ſicher wäre auch jene Heiterkeit, wie ſie einem jungen Mädchen von fünfzehn Jahren eigen, nicht an ihr vermißt worden.

So, freilich, war eine tiefe Wehmuth in ihrem Weſen vorherrſchend, und blieb es geraume Zeit. Doch endlich wurde der erſte bittere Gram gelindert, wozu das liebevolle Benehmen ihrer Pflegeältern und deren Kinder nicht wenig beitrug, und als nun vollends die Schneedecke ſchwand, der Frühlingsodem über die Erde hinſtreifte, aufs neue der Boden

ſich mit jungem Grün und buntfarbigen Blumen bekleidete — die Lerche trilirirte, die Bächlein murmelten und überall freudige Lebensluſt rege wurde; da blickte auch Nannette wieder hoffend in die Welt! ſie erkannte das Walten einer gütigen Vorſicht, die für das herbſte Erdenleid zugleich den ſüßeſten Troſt hat: Die Liebe guter Menſchen und die Schönheit der Natur! und früher noch, wie die Roſen, blühten Nannettens Wangen wieder in jugendlicher Friſche, und ihr Auge leuchtete mit dem heitern Frühlingshimmel um die Wette.

War ſie früher ſchon den Kindern eine liebe Schweſter geweſen, ſo wurde ſie es jetzt noch weit mehr, da ſie Theil nahm an ihren heitern Spielen und manch' neues wohl ſelbſt erfand oder angab.

Als die ganze Familie eines Abends im Garten beiſammen ſaß, der Vater ſein Pfeifchen rauchend, die Mutter, Nannette und die kleinen Mädchen ſtrickend, Fritz aber aus Holz zierliche Löffel ſchneidend, — da nahm Letzterer plötzlich das Wort und ſprach zu Nannetten:

„Hör' einmal, Schwester! ich wollte Dich schon oft fragen: ob Du nicht irgend ein hübsches Mährchen, oder sonst eine Geschichte wüßtest, welche Du uns erzählen könntest, wenn wir hier des Abends beisammen sitzen."

Da lächelte Nannette anmuthig, und entgegnete: „Nicht nur ein Mährchen oder eine Geschichte weiß ich, lieber Fritz! sondern eine ganze Menge, denn in meiner Heimath sind hübsche Mährchen ganz besonders beliebt; ich wußte aber nicht, daß Du ein so großer Freund vom Erzählen seyst, doch ist mir's lieb, daß Du mich eines Bessern belehrt hast, und wenn es Dir und Deinen Schwestern recht ist, und Vater und Mutter es erlauben, so will ich Euch sogleich ein Mährchen zum Besten geben."

Freundlich nickten die Eltern der lieben Pflegetochter zu, und Fritz, Alwina und Mina baten einstimmig. „O! erzähle, Nannette! bitte, bitte! erzähle."

„Nun wohl!" sprach Nannette, und begann:

[illegible]

Der Schreckenstein.

I.

Der Schreckenstein.

(Ein Volksmährchen.)

Der böhmischen Stadt Aussig an der Elbe gegenüber, erhebt sich ein gewaltiger schroffer Fels, der, wenn man ihn von Aussig aus betrachtet, unersteiglich scheint. Wild braußt der Strom an seinem Fuße vorbei, und nicht selten lagern sich Wolken um seinen Gipfel, auf dessen höchstem Punkt der Wanderer die Trümmer einer prachtvollen Burg erblickt.

Wer noch nie in jener Gegend war, der wird seine Blicke lange nicht losreißen können von der herrlichen Ansicht, besonders wenn die Abendsonne

Fels und Burgtrümmer magisch beleuchtet, daß der Widerschein aus dem Strom zurückstrahlt, während unten schon alle übrigen Gegenstände in tiefes Dämmern eingehüllt sind. Begegnet Dir aber nun ein Bauer, und Du fragst ihn: „Wie heißt jene schöne Ruine?" — so wird der Bauer Dich erst zweifelnd anblicken, dann aber wenn er gemerkt, daß Du ein Fremder bist, ein Kreuz schlagen, und Dir antworten: „Behüt's Euch Gott und die heilige Jungfrau! das ist der Schreckenstein."

Der Schreckenstein wurde im Jahre 827 nach Christi zum Schutz der Stadt Aussig erbaut, aber bald arteten seine Besitzer aus, und beraubten die Handelsschiffe, die aus Sachsen nach Böhmen kamen.

Am schlimmsten von Allen trieb es aber der letzte Besitzer der Burg, Ludolphus geheißen. Er war noch jung, und schön, und kräftig, aber bösen Herzens und wilden Sinnes, so, daß die Burg unter ihm erst den Namen Schreckenstein erhielt, da sie früher Schutz-Aussig geheißen hatte. Unzählig waren seiner Unthaten und die Menge der

Unglücklichen, die er beraubte, mordete und in seinem Burgverließ einkerkerte. Rings umher jammerte das Volk, und murrten die Nachbaren, aber Keiner wagte es, dem bösen Ritter Fehde anzukündigen; denn die Kraft seines Arms war so bekannt, wie die Unmöglichkeit, seine wohlbewehrte Burg zu überwinden. Man sagt, daß er selbige (so wie sie zu seiner Zeit gewesen,) mit Hülfe des Bösen befestigt habe.

Böse wie er selbst, und sein Vertrauter, der Burgvoigt, war auch alles übrige Gesinde, und ein Engel unter ihnen, lebte solchergestalt die Burgfrau Adelheid auf dem Schreckenstein.

Die arme Burgfrau hatte den bösen Ludolph erst gar nicht heirathen wollen, aber ihre Eltern wollten es, und so that sie es denn, obgleich sie wußte, daß jetzt ihr Unglück gewiß sey.

Dennoch bestrebte sie sich, nachdem sie Ludolphs Weib war, ihn zu lieben, um wo möglich durch Liebe und Freundlichkeit ihn zu bessern. — Aber an Ludolph war alle Sanftmuth und Güte umsonst verschwendet, er blieb finster, tückisch und grausam

und wurde es täglich mehr. Wohl gab es manchmal Augenblicke, wo es schien, als sey er besserer Empfindungen fähig, aber dann nahte sich ihm rasch der Burgvolgt Heyno, und wilder denn vorher wurde der Ritter und stürmte hinab in die friedlichen Thäler, neue Gräuelthaten zu verüben. Das Herz wollte der armen Adelheid fast brechen, als sie endlich alle Hoffnung aufgeben mußte, ihren Eheherrn auf den Pfad des Guten zurückzuführen. Ihre schönen Augen wurden trübe vom vielen Weinen und ihre Wangen, sonst blühend wie junge Rosen, glichen jetzt bleichen Lilien. Sehnsuchtsvoll harrte sie der Stunde, wo der Tod sie von ihren Leiden befreien würde, und da sie ihn nicht fürchtete, so wagte sie es, wo sie nur konnte, auf die Gefahr hin, von ihrem grausamen Gatten ermordet zu werden, das bittre Loos der armen im Burgverließ schmachtenden Gefangenen auf alle nur mögliche Weise zu lindern. Sie theilte ihnen Speise und Trank mit, und den Kranken heilsame Arznei, und wurde Einer frei gegeben, was freilich selten genug geschah, so schied er

nie ohne eine heimliche Gabe vom böſen Schreckenſtein, preiſend den Engel, der dort unter Unholden hauſete.

Lange Zeit verbrachte ſo die edle Frau ihre Tage mit heimlichem Wohlthun! Daß ſie nicht entdeckt wurde, kam daher, weil ſie immer die Nacht zu ihren frommen Gängen wählte; in der Nacht aber wagte ſich das böſe Burggeſinde nicht aus ſeinen Kammern, weil es ſich fürchtete vor den Burgzwergen und Wichtelmännchen, deren es auf dem Schreckenſtein, wie auf andern Burgen, die Menge gab. Adelheid aber fürchtete ſich nicht, denn ſie hatte ein gutes Gewiſſen, und gar bald fand ſie, daß die Zwerglein gute Weſen wären, und daß ſie ihnen hauptſächlich die ungeſtörte Ausübung ihrer guten Werke zu danken habe, denn ſie öffneten ihr die feſten Schlöſſer, ſchoben die ſchweren Riegel weg, ohne daß ſie knarrten, halfen ihr ihre milden Gaben tragen, und warnten ſie vor Gefahr, wenn der Burgherr und der Voigt zurückkehrten. Dem böſen Geſinde aber thaten ſie allerlei Tort an, zwickten und kniffen es in den Betten braun und blau,

und schreckten oft selbst den Burgherrn, wenn sie plötzlich in den düstern Gängen vor ihm auftauchten und ihm böse Gesichter schnitten. Heyno aber durfte sich gar nicht vor ihnen blicken lassen! und ging er allein in den Gängen oder in einen Thurm, so schwirrten immer eine ganze Menge, in Gestalt von Eulen, Fledermäusen und Raben (denn die Zwerge können sich verwandeln!) um ihn her, und kreischten, krächzten und schrillten ihm ins Ohr: „Lotterbube! Bösewicht!“ daß es nicht zum Aushalten war, und er, wie vom wilden Jäger gehetzt, ins Freie rannte, und selbst da sich noch zitternd umschaute, ob sie ihn nicht verfolgten, denn sein böses Gewissen regte sich und heulte immerfort, so, daß er meinte, es wären noch die Zwerge. Weil er der frommen Burgfrau auch immer auflauerte, um sie bei dem Herrn anzuschwärzen, so merkte er bald, daß sie von den Burggeistern nichts auszustehen hatte, und schloß daraus, wie sie gut Freund mit ihnen seyn müsse. Er sagte dieses dem Burgherrn, der aber war diesmal besser denn sonst, oder achtete es

nicht, denn er gebot dem Heyno finſter: zu ſchweigen! und ließ ſeine Frau in Ruh.

Der guten Burgfrau hatte ſich jetzt einer der Zwerge in ſichtbarer Geſtalt genaht; er glich einem ſchönen Knaben, nur daß ſein Geſichtchen ſehr altklug ausſah. Dieſer ſprach oft mit ihr, wenn ſie allein in ihrem Cloſett ſaß, erzählte ihr ſchöne Geſchichten und diente ihr als ein Page. Zum Dank dafür ſang ihm Adelheid oft ein Lied zur Harfe, welche ſie ſehr ſchön ſpielte, worüber der Zwerg ſich denn gewaltig freute, denn alle Zwerge lieben die Muſik, und die Zwergenlieder ſelbſt ſind die ſchönſten, die man hören kann. Es hören ſie aber nur wenige Menſchen.

Adelheid bekam jedoch welche zu hören, weil ſie gut war, und ſang ſie dann oft nach, in einſamen Stunden.

Das Zwerglein war immer heiter und guter Dinge, damit Adelheid es auch werden ſollte, aber nach einiger Zeit wurd' es traurig und blickte die ſchöne Burgfrau oft ſeufzend an, und als dieſe es

nun fragte: was ihm fehle? sagte es: „Ich lese in den Sternen, daß Dir Gefahr droht, die ich nicht abwenden kann.“ Die Burgfrau aber entgegnete milde: „Des Himmels Wille geschehe! ich bin gefaßt auf Alles.“ Da wurd' das Zwerglein ruhiger, aber heiter wurd' es nicht wieder.

Nun begab es sich, daß ein edler Ritter, der junge Herr von Waldstein, erbittert über die Unthaten des Schreckensteiners, diesem Fehde auf Leben und Tod ansagen ließ, wofern er nicht geloben würde, sich zu bessern und die ruhigen Wanderer nicht mehr zu berauben. Der böse Schreckensteiner verhöhnte die Warnung und wies sie mit Uebermuth von sich; da sammelte der brave Waldsteiner seine Vasallen, vereinigte sich mit seinen Freunden und griff den Schreckensteiner muthig an.

Aber wie es wohl oft geschieht, daß das Böse anscheinend über das Gute den Sieg davon trägt, so auch diesmal: der Schreckensteiner behielt die Oberhand, zerstreute die Verbündeten und führte den jungen Herrn von Waldstein gefangen mit sich auf

seine Burg. Der Jüngling war schwer verwundet und sein edles Aussehn machte selbst den wilden Ludolph stutzig so, daß er ihn erst in ein ehrliches Gewahrsam setzen wollte. Aber auf des bösen Heyno Zureden, warf er ihn endlich ins Burgverließ und kündigte ihm an, daß er sterben müsse.

Er hatte es auch wirklich bei sich beschlossen, den jungen Herrn von Waldstein zu tödten! Die Freunde des Grafen hatten sich aber wieder gesammelt und zogen jetzt heran, ihn zu befreien.

Da mußte Ludolph seinen bösen Vorsatz aufschieben und hinausziehen, um nochmals die Angreifenden zu bekämpfen; das that er denn auch, und bevor er auszog, sprach er spottend zu seinem Gefangenen: „Ich gehe, um Dir Gesellschaft zu Deiner großen Reise zu holen. Mach' Dich fertig!" und so verließ er die Burg und zog den Feinden entgegen, welche er denn auch wirklich wieder besiegte. Es dauerte aber mehrere Tage, und er brachte keinen Gefangenen wieder heim.

Derweilen aber hatte Adelheid fest bei sich be-

schlossen, den jungen Grafen zu retten, und sie flehte ihren Freund, den kleinen Zwergen, an, ihr dazu behülflich zu seyn.

Der Zwerg wollte ihr abrathen und sagte ihr: „Wo Dein Mann je etwas davon erführe, so wäre es um Dich geschehen; denn unsere Macht reicht nicht so weit, um Deinen Tod zu verhindern, nur rächen können wir ihn.“ Adelheid aber versetzte: „Ihr sollt mich weder schützen noch rächen, thut nur, warum ich Euch jetzt bitte.“ Da thaten denn ihr kleiner Freund und seine Kameraden, wie sie gebeten, und halfen ihr den jungen Herrn von Waldstein befreien. —

Als Ludolph nach etlichen Tagen heimkehrte, wollte er seinen Gefangenen ermorden. Rasende Wuth erfaßte ihn, als er dessen Flucht gewahrte; er versammelte das Schloßgesinde und forschte nach dem Befreier, aber er fand keinen Schuldigen, und auf seine Burgfrau fiel sein Argwohn nicht.

Der tückische Heyno aber beobachtete sie genau, schlich ihr allerwärts nach und behorchte sie, wie sie

in ihrem Closett Gott für die Rettung des edlen Jünglings dankte. Da hatte der Böſewicht nichts Eiligeres zu thun, als dem Burgherrn die Mähr zu hinterbringen; ſeinen Schlangenworten gelang es nur zu gut, ihn zu überzeugen, und Ludolph rief zitternd vor Wuth: „So ſey es! ich ſehe, Du haſt Recht. Sie ſoll ſterben!“

*****

Der Mond war aufgegangen über die Bergwand und beſtrahlte jetzt Schreckenſtein mit ſeinem ſüßen Licht — tief unten wogten die Baumwipfel und flüſterten die Büſche, und haſtig rauſchte die Elbe vorbei, Geſtein und Zweige mit ſich fortreißend — in Weſten aber braunte noch der letzte Schimmer der geſunkenen Sonne am Horizont, daß einem recht ſehnſüchtig ums Herz wurde, wenn man dahin ſchaute.

Der ſchönen Burgfrau Adelheid mocht' es auch ſo ſeyn, denn ſie konnte ihre Augen gar nicht abwenden; am Fenſter ihres Closetts ſaß ſie da, die Harfe im Schooße, und ſchaute hinaus — und ſchaute immer fort, und Thränen glänzten in ihren Augen.

Kein Zwerglein ließ heute ſich ſehen, aber durch die Schloßgänge zog ein Getön, recht wunderſeltſam. Bald klang es, als ſäuſele der Abendwind durch duftende Blüthenzweige, bald aber war es wie ein leiſes Weinen — recht traurig und hoffnungslos. Da ward denn auch die Burgfrau immer trauriger; ſie griff in die Saiten der Harfe und ſang:

In einſam ſtiller Clauſe,
Auf ſtarrer Felſenhöh,
Verbring' ich meine Tage
In Leid und tiefem Weh!
Umſonſt richt' ich zum Himmel
Die thränenſchweren Blicke! —
Entfernet und verlaſſen
Von allem Erdenglücke,
Scheint mir kein Hoffnungsſtern.

Im Thale blüht die Roſe
Und ſpielen linde Lüfte,
Und tragen ſüße Düfte
Von Blum' zu Blume fort.
Des Waldes grüner Schatten
Umfängt den frohen Wandrer! —
Ihn labt die Silberquelle;
Das Lied der Nachtigallen
Tönt Ruhe ihm ins Herz.

Ach! — ſoll in öden Mauern
Ich immer einſam trauern?
Verſiegt des Grames Thräne
In dieſem Auge nie? — —
Die Sonne ſank — des Mondes Licht
Erhellt die Leidensnacht mir nicht!
Bringt Lindrung nicht dem Schmerz —

Weiter konnte die arme Adelheid vor Wehmuth nicht ſingen, nur recht im innerſten Herzen flehte ſie den Himmel an, ihren Leiden doch endlich ein Ziel zu ſetzen.

Da wurde die Thüre des Cloſetts aufgeriſſen, und Ludolph und Heyno traten ein. Erſchrocken ſprang Adelheid auf, den Eintretenden entgegen.

„Da ſeht Ihr's!“ grinzte Heyno hämiſch — „Da ſeht Ihr's, Ritter, wie ſie zuſammenſchrickt! Das macht das böſe Gewiſſen.“

Ludolph aber trat zornig vor ſie hin und ſprach: „Iſt's wahr, Weib, daß Du dem Grafen Waldſtein geholfen haſt, zu entfliehen?“ —

„Du fragſt mich, mein Herr!“ verſetzte Adelheid milde, „ſo will ich nicht lügen! Ja, ich habe den edlen Mann befreit.“

„Schlange!“ knirrſchte Ludolph und ſtieß ihr den Dolch ins Herz, daß ſie ſogleich todt zu Boden ſank, dann packten er und Heyno ſie, ſchleppten ſie zum Fenſter und ſtürzten ſie hinaus in die furchtbare Tiefe. Aber die treuen Zwerglein fingen den Körper in der Luft auf, daß er nicht zerſchmettert würde, und trugen ihn ſanft hinab zur Erde, wo ſie auf grünen Raſen, unter einen duftenden Hollunderbuſch dicht an den Strom, ihn betteten und ſichtbarlich bei ihm Wache hielten.

Am andern Morgen kam der junge Herr von Waldſtein vorbei mit ſeinen Freunden und Reiſigen, um zum dritten Mal den Schreckenſtein anzugreifen. Als der nun die trauernden Zwerge erblickte, und ſeine ſchöne Retterin ermordet, erſchrak er heftig und eilte mit gezücktem Schwerte herzu, denn er glaubte, die Wichtelmännchen hätten die gute Adelheid ermordet. — Da erzählten die treuen Hüter ihm Alles, und ſprachen: „Jetzt iſt es Zeit! räche unſere Freundin — ſtürme die Burg! unſere Brüder drinnen werden Dir helfen.“ — Da ſchwur der Herr

von Waldſtein, nicht eher zu ruhen, bis der Schreckenſtein zerſtört ſeyn würde und die unglückliche Burgfrau gerächt, und gab ſeinen Leuten das Zeichen, und der Sturm begann. —

Gleich nach dem Morde hatte Entſetzen den Burgherrn Ludolph erfaßt, er merkte es wohl, er habe ſeinen guten Engel getödtet, um deſſentwillen bis jetzt der Schreckenſtein unüberwindlich geweſen, damit er Zeit habe, ſich zu Gott zu wenden. — Nun war die Zeit verronnen, die Langmüthigkeit des Himmels zu Ende und Reue zu ſpät! — Da ſank ihm der Muth, und er verzweifelte; und als der Sturm begann, hatte ſein ſonſt ſo gewaltiger Arm keine Kraft mehr. Dazu umſchwirrten ihn die Burggeiſter und heulten und ächzten um ihn her. — Wahnſinnig vor Schmerz und Wuth ſtürmte er mitten in den dickſten Haufen der Feinde, und, von mehr denn zwanzig Schwertern zugleich getroffen, ſtürzte er zu Boden und verſchied. Als das die Burgleute ſahen, welche ebenfalls von den Zwergen geſchreckt wurden — warfen

sie ihre Waffen weg und ergaben sich und die Burg. Da zog der Herr von Waldstein ein, und sein Erstes war, daß er die vielen Gefangenen befreite, welche in dem Burgverließ schmachteten. Dann ließ er die schöne Leiche seiner Retterin nach Aussig führen, und sie daselbst stattlich begraben. Als dieß geschehen, hielt er Gericht über den Bösewicht Heyno, und das Urtheil war: daß er mit glühenden Zangen sollte gerissen und dann, noch lebend, vom Schreckenstein hinab in den Abgrund gestürzt werden. — und es geschah also.

Endlich wurde Feuer in die Burg gelegt, und die Sieger zogen mit den Befreiten und den Gefangenen ab. Furchtbar stieg die Feuersäule drei Tage und drei Nächte lang empor, endlich erlosch sie, und von der gewaltigen Burg Schreckenstein war nichts mehr übrig, als die Trümmer, wie Ihr noch heutiges Tages sie sehen könnt.

Die Kinder hatten der Erzählung sehr aufmerksam zugehört, und als sie zu Ende war, saßen sie

eine Zeitlang ganz still. Endlich nahm Fritz das Wort und meinte: der Herr von Waldstein sey ein braver Mann gewesen; es sey nur Schade, daß er nicht früher gekommen, um die gute Burgfrau zu retten.

Dasselbe meinten auch Alwina und Mina, welche das traurige Loos der frommen Adelheid recht beklagten. —

Fritz. Der böse Burgvoigt Heyno, das muß ein rechter Judaskerl gewesen seyn! Ich freue mich ordentlich, daß sie ihn mit glühenden Zangen gerissen haben, und wollte nur, es wäre dem Schreckensteiner Ludolph eben so ergangen.

Alwina. Pfui, Fritz! wer mag so Etwas wünschen! mir thut der Ritter Ludolph ordentlich leid; denn wenn ich Schwester Nettchen recht verstanden habe, so ist er nur durch den Umgang mit dem bösen Heyno so böse geworden.

Nannette. So ist es, liebe Alwina! und Ihr seht daraus, wie gefährlich böse Gesellschaft ist. Ludolph hatte viele Eigenschaften, die einen Mann

zieren: Muth und Kraft! und wir haben gesehen, daß er nicht auf eignen Antrieb so grausam mit dem Herrn von Waldstein verfahren wollte: Aber er hörte auf die Rathschläge seines falschen Freundes — konnte seine Leidenschaften nicht zügeln, und so wurden selbst seine guten Eigenschaften in böse verkehrt.

Mina. Aber hätten denn die kleinen Zwerge die gute Burgfrau gar nicht retten können?

Nannette. Nein, liebe Mina! Adelheid war Ludolphs guter Engel; es stand bei ihm, ob er ihm folgen wollte, oder von sich stoßen. Wie jeder Mensch seinen freien Willen hat, so hatte ihn auch Ludolph — er mordete die fromme Adelheid, und verfiel somit ganz dem Bösen.

Fritz. Der Heyno hat wohl seinen guten Engel schon recht früh todtgeschlagen, weil er so ein schlechter Kerl war.

Nannette. Das glaub' ich selbst, Fritz!

Alwina. Sind denn die Burgtrümmer des Schreckensteins noch zu sehen?

Nannette. Allerdings! und auch noch das Gemach, worin Adelheid ermordet wurde. Unſer Freund Johannes, der im vorigen Sommer Böhmen zu Fuß durchwanderte, hat mir eine Zeichnung, welche er an Ort und Stelle aufnahm, mitgebracht. Hier, ſeht ſie!

Die Kinder betrachteten neugierig die Zeichnung und auch die Aeltern ſahen ſie mit Wohlgefallen.

„Wo Freund Johannes jetzt wohl ſeyn mag?“ ſprach nach einer Weile die ſanfte Alwina.

Mutter. Onkel Friedrich (Dein Pathe, Fritz!) ſagt, er ſey jetzt in Italien und arbeite dort ſehr fleißig.

Fritz (ſeufzend). Freund Johannes hat es gut! der kann durch die ganze Welt laufen und alles Schöne und Merkwürdige ſehen.

Vater. Du kannſt es einmal eben ſo haben, Fritz! wenn Du was lernſt, und keine Anſtrengung und Entbehrung ſcheueſt. Johannes hat ſehr viel arbeiten und entbehren müſſen, eh er es ſo weit brachte, und noch jetzt muß er fortwährend darauf bedacht ſeyn, ſich ſeinen Unterhalt zu erringen und zu ſichern.

Fritz. Ih nu! das will ich auch!

Vater. Dann wohl Dir! denn nur der genießt wahrhaft das Leben, der es ſich täglich neu gewinnt; ich meine, deſſen geiſtige und körperliche Kräfte nie in ſchlaffe Unthätigkeit verſinken. — Doch es iſt ſpät, wir wollen ins Haus gehen. Morgen wird Nettchen Euch wohl wieder ein Mährchen zum Beſten geben.

Freundlich verſprach Nannette dies, und Alle gingen ins Haus, wo das Abendeſſen ihrer harrte.

Zweiter Abend.

Als am andern Abend die Familie wieder in dem Garten verſammelt war, erinnerte der ungeduldige Fritz ſogleich Nannette an ihr geſtern gegebenes Verſprechen, wieder ein Mährchen zu erzählen.

Nannette. Sehr wohl, lieber Fritz! aber vorher frage ich Dich, wofür Du ſtimmſt, ob für ein ſchauerliches, wie das geſtrige war, oder ein luſtiges?

Fritz. O, mach' es nur recht ſchaurig! hernach kannſt Du ja auch noch etwas Luſtiges erzählen.

Nannette (lachend). Sehr weiſe bemerkt! aber da Alwina und Mina mir ebenfalls ſchon vertraut haben, wie ſie gern wieder eine recht ſchaurige Geſchichte hören möchten, ſo ſey es! und ohne weitere Vorrede will ich beginnen:

Kgl. Univ. Bibl.
Berlin

J. Ingen.

Der Zauberer und das Ungeheuer.

II.

Der Zauberer und das Ungeheuer.

Auf dem Marktplatz der schönen Stadt Venedig lief eines Tags ein Jüngling voller Angst und Unruhe hin und wider, mit seinen großen dunkeln Augen fortwährend umherblickend, als trachte er, Jemanden aus der wogenden Volksmenge herauszufinden.

Das Gesicht des Jünglings war wunderschön, aber todtenblaß, seine Gestalt hoch und fein gebaut, seine Kleidung sehr unschen ar und ärmlich, jedoch höchst sauber gehalten.

Es war um die Mittagsstunde, als der Jüngling sich vor der großen Treppe des Dogenpalastes

eingefunden hatte — ſchon ſenkte die Sonne ſich ins Meer — ſchon begannen die Gondolieri ihre Ritornelle und Barcarolen zu ſingen, und ſtiller ward es auf dem Marcusplatz. —

Und noch immer lief der Jüngling hin und wider, und immer ſorglicher ſandte er ſeine glühenden Blicke umher.

Plötzlich heiterte ſich ſein, bis dahin ernſtes Geſicht auf! er eilte zu einer Treppe des Haupteanals, wo eben eine Gondel hielt, aus der ein kleiner alter Mann, in der Kleidung eines Doctors, ſtieg.

Ich muß hier bemerken, daß die Tracht der venetianiſchen Doctoren, zur Zeit, als ſich dieſe Geſchichte begab, ſehr leicht von jeder andern Tracht zu unterſcheiden war: ſie beſtand in einem langen faltigen Gewande und einem viereckigen Barett, Beides von ſchwarzer Farbe. — Der Doctor aber, welcher ſo eben aus der Gondel ſtieg, trug unter dem ſchwarzen Barett noch eine eng an den Kopf ſchließende ſcharlachrothe Kappe, deren Spitze tief über die Stirne hinab ging. Und daran hätte jeder Ve-

netianer sogleich den Juden erkannt, wenn auch die scharfgeschnittenen Züge des Alten ihn nicht als solchen bezeichnet hätten.

„Kommt Ihr endlich!“ rief der junge Mensch, indem er dem Juden die Hand reichte und ihn hastig die Treppe hinaufzog — „Kommt Ihr endlich! — wie lange ließet Ihr mich warten.“

„Hohoho!“ lachte der Jude mit heiserer, widerlicher Stimme. „So ungeduldig? — hm, hm! — gut — gut! ist mir lieb — sehr lieb! dieweil es ein Zeichen, daß Ihr entschlossen seyd zum großen Werke.“

„Muß ich nicht?“ versetzte der Jüngling dumpf. „Hab' ich noch einen andern Willen, als Euch zu folgen, oder jenen Unmenschen in die Klauen zu fallen, aus deren Mordhöhlen ich entsprang? — Mein ganzes Lebensglück ist zerstört, meine Aeltern haben mich verstoßen, und geächtet irre ich umher. Ihr seyd Schuld daran! Ihr war't mein Lehrer in jenen finstern Geheimnissen! aber Ihr habt mir auch versprochen, mir zu helfen — thut es jetzt und schnell.“

„Wie Ihr befehlt!“ versetzte der Jude freundlich grinsend. „Folgt mir!“ — Beide schritten über den Platz durch mehrere enge Gassen; in einer der engsten und dunkelsten stand der Jude plötzlich vor einem unansehnlichen Hause still. Er öffnete, zog den jungen Menschen hinein auf die Flur, und verschloß sodann die Thüre sorgfältig wieder.

* * *

Der junge Mensch hieß Antonio und war der Sohn eines reichen Nobili zu Genua. Er hatte noch mehr Brüder, die alle älter waren als er, und deßhalb hatte sein Vater ihn für den geistlichen Stand bestimmt. Antonio hegte aber einen großen Widerwillen gegen das Klosterleben, und da alle seine Bitten: daß der Vater ihn einen andern Stand möge wählen lassen, vergebens waren, so beschloß er: das Aeußerste zu wagen und zu entfliehen. Der Vater entdeckte seinen Vorsatz, ließ ihn von seinen Dienern gefangennehmen und mit Gewalt in ein Kloster bringen.

Antonio wurde im Kloſter ſehr ſtrenge gehalten, und Tag und Nacht bewacht, ſo daß an ein Entrinnen nicht zu denken war, und nicht eher wurde ſeine Behandlung milder, als bis er ſich endlich in ſein Unglück ergab, und ein Mönch ward. Er legte das Gelübde vor dem Altare, wie üblich, ab, aber er ſchwur zugleich im Geheim: nicht zu raſten, bis er ſich befreit und an ſeinen Brüdern, deren Habſucht ſein Unglück herbeigeführt, gerächt haben würde.

Antonio hatte viel gelernt und beſonders viel in Büchern geleſen, welche von geheimen Wiſſenſchaften handelten. Dieſe Bücher hatte er heimlich von dem Juden Levi, der in ſeines Vaters Hauſe als Arzt aus- und einging, erhalten. Die Juden nämlich, ſo ſehr ſie ſonſt von den Catholiken gehaßt und verachtet wurden, ſtanden doch als Aerzte unter ihnen in großem Anſehen, und man hatte mehr Zutrauen zu ihnen, denn zu den beſten chriſtlichen Aerzten, und freilich mochten ſie zu jener Zeit wohl geſchickter und in den geheimen Kräften der Natur erfahrner ſeyn, wie alle Andern.

Schon von früher Kindheit an hatte Antonio ein beſonderes Zutrauen zu dem Juden gehabt, und dies ward noch erhöht, als er ſah: wie nahe es dem Juden Levi ging, daß er um ſeiner habſüchtigen Brüder willen in ein Kloſter geſperrt werden ſollte. Dennoch ſchauderte er immer zurück, wenn der Alte ihn aufforderte: ſich mit ihm zu verbinden, ganz ſich den geheimen Wiſſenſchaften zu weihen, und ſo dem Kloſter zu entgehen, beſonders da er noch immer hoffte: auf anderm Wege ſeine Freiheit zu bewahren.

Wir haben aber geſehen, wie fehl dieſe Hoffnung ſchlug, und da er jetzt gar keinen Ausweg ſah, ſo entſchloß er ſich: die finſtern Mächte zu ſeinen Dienſten zu zwingen; denn daß die geheime Wiſſenſchaft, worein der Jude ihn unterrichtet hatte, nichts Anders als die ſchwarze Kunſt war, darf ich wohl nicht erſt ſagen.

Unter den Büchern, welche das Kloſter beſaß, gab es auch einige, welche von der ſchwarzen Kunſt handelten. — Wie ſie an dieſen frommen Ort ge-

kommen, weiß ich nicht, aber es war dem so; wie man denn noch heutiges Tages wenige Mönchsklöſter finden dürfte, deren Bibliotheken nicht eine Menge cabaliſtiſcher, magiſcher Werke enthielten.

Antonio wußte einige ſolche Bücher heimlich in ſeine Zelle zu ſchaffen, und begann mit ihrer Hülfe allnächtlich die furchtbaren Beſchwörungsformeln, welche ihn befreien ſollten. Aber der Prior (Oberſte) des Kloſters hatte ihm nie ganz getraut, und immer heimlich beobachten laſſen; ſo kam es denn: daß, als eben Antonio wähnte, ſein Werk müſſe endlich gelingen, mehrere Kloſterbrüder, den Prior an der Spitze, in ſeine Zelle drangen, ihn gefangen nahmen und in ein finſteres unterirdiſches Gefängniß warfen.

In der andern Nacht ſtellten ſie ihn vor ihr geheimes Kloſtergericht, und thaten den Ausſpruch: „daß er in der dritten Nacht lebendig ſolle eingemauert werden.“ Darauf warfen ſie ihn wieder ins Gefängniß.

Ohne Speiſ' und Trank lag er da auf halb-

verfaultem Stroh, den gräßlichsten Todesgedanken hingegeben! — aber nicht Furcht fühlte er, nicht Verzweiflung, nur der Gedanke: daß er sterben solle, ohne Rache zu nehmen an Allen, die ihm Böses zugefügt — nur dies marterte ihn, reizte ihn zur Wuth und ließ ihn die ewige Vorsicht lästern.

Da öffnete sich plötzlich (eben hatte es Mitternacht geschlagen) die Thüre seines Kerkers, und Levi, der Jude Levi, der Arzt seines Vaters, trat herein. Er trug eine Blendlaterne und ein Bündel Kleider.

Antonio starrte ihn an, und wußte noch immer nicht, ob er träume, oder den Juden wirklich vor sich sähe, als dieser ihm leise zuflüsterte: „Schnell! nimm diese Kleider, ziehe sie an und folge mir.“ — „Wie kommst Du hier herein?“ rief staunend Antonio. „Frage nicht!“ sprach der Jude dringend — „nur neun Minuten gehören uns; sind sie vorüber und wir noch nicht aus dem Kloster, so sind wir Beide verloren — ich habe das Aeußerste gewagt.“ Antonio fragte nicht mehr, sondern zog rasch die

Kleider an; welche der Jude ihm gebracht. Dann verließen Beide das Gefängniß und durchschritten die Gänge des Kloſters.

Mit Entſetzen gewahrte hier Antonio: wie abſcheuliche Larven in den Gängen auf- und abſchwebten, während ſchneidende Wehlaute durch die Luft zogen — „Hörſt Du? ſiehſt Du?“ fragte er den Juden. „Still!“ verſetzte der Jude, ſelbſt nicht ohne Grauen, „dieſe ſchützen uns! aber eile, denn noch eine Minute und ſie verderben uns!“ — Haſtiger eilten Beide der Kloſterpforte zu, an deren Eingang der Wächter in tiefem Zauberſchlaf verſunken lehnte, — ſie ſchlüpften hinaus, und mit furchtbarem Krachen fiel das Thor hinter ihnen zu.

Der Jude ſtand ſtill, trocknete ſich den Schweiß von der Stirne und ſprach, tief Athem ſchöpfend: „Das war Zeit! — aber kommt weiter!“

Und weiter zog er den jungen Antonio mit ſich fort, bis zum Hafen, wo ein Schiff nach Venedig ſegelfertig lag; auf dieſes Schiff führte er ihn, empfahl ihn dem Capitain, drückte ihm eine gefüllte

Börse in die Hand und raunte ihm zu: „Heut' über neun Tage erwarte mich an der großen Treppe des Dogenpalastes.“ Damit entfernte er sich eilig.

Früh Morgens segelte das Schiff ab, erreichte glücklich Venedig, wo Antonio am neunten Tage den Alten an der Dogentreppe erwartete, und, wie wir gesehen haben, ihn endlich begrüßte.

Wir wollen jetzt sehen, was sie in dem Hause des Juden mit einander verhandelten, und was sich dann weiter begab.

* * *

Levi also führte den jungen Antonio über die dunkle Hausflur eine steile Treppe hinan, — öffnete die Thür eines ziemlich großen Zimmers und hieß seinen Gast eintreten.

Das Gemach hatte ein seltsames Ansehen, rings an den Wänden standen fremdartig geformte Büchsen und Gläser, untermengt mit Todtenbeinen, ausgestopften Thieren, an Dolchen zappelnden Kröten und geifernden Schlangen. Eine einzige düsterbren-

nende Lampe hing an der Decke und ließ mit ihrer ſchwachen Beleuchtung Alles nur noch unheimlicher und grauſiger erſcheinen.

„Das iſt ein finſterer Hausrath!“ rief Antonio düſter.

Der Jude entgegnete lächelnd: „Er ſoll uns ein heiteres Leben bereiten, wenn Du Muth haſt.“

— Ich habe Dir geſagt, ich will's. —

„Alles?“

— Was ich muß! —

„Und wenn ich nun ſagte, Du müßteſt den Himmel abſchwören?“

Antonio ſchauderte — doch nach einer Weile rief er bitter: „Der Himmel hat mich verlaſſen — auch das!“ — „Hm!“ brummte der Jude, „Du haſt wirklich Muth! Doch ſey ruhig! ſo gar viel verlange ich nicht“ —

— Nun, ſo ſprich, was Du verlangſt. —

„Wohl! höre mich aufmerkſam an. Um uns zum Herrn all' unſerer Feinde zu machen, bedürfen wir eines Sclaven, halb Menſch, halb Thier!“

— Wo finden wir einen Solchen? —

„Wir müssen ihn uns selbst erschaffen.“

— Wie wäre das möglich? —

„Jetzt, und hier sehr leicht! Nicht umsonst hab' ich Dich eben nach Venedig gesandt — Du weißt, daß seit nicht langer Zeit der Doge einen Elephanten unterhält, welchen eine indische Gesandtschaft ihm als Geschenk mitbrachte“ —

Hier mußte Antonio laut auflachen.

„Was?“ — rief er — „Was? den Elephanten werden wir doch nicht zu unserm Diener machen wollen?“

„Allerdings!“ — sprach der Alte kalt, „und die Sache ist gar nicht so lächerlich! — Wir tödten den Elephanten und leiten durch ein geheimes Experiment seine thierische Seele in den Leichnam eines Menschen, dieser wird dann wieder belebt, und muß uns dienen als Knecht.“

— Und wo sollten wir den Leichnam hernehmen?

„Das ist es, was Du vollbringen sollst! Um

Mitternacht führ' ich Dich an den Canal, der dritte Mensch, der uns begegnet, falle durch Deine Hand! Das Weitere vollbringe ich mit Hülfe eines dienstbaren Geistes."

Antonio bebte zurück und wollte erst auf den hölliſchen Vorſchlag nicht eingehen, aber der Jude wußte ihn ſchlau zu überreden, und als es Mitternacht ſchlug — wandelten Beide hinab nach dem St. Marcusplatz.

Hinter einem Pfeiler verſteckt lauerten hier der Jude und Antonio; Letzterer zitternd und ſeiner kaum mächtig.

Nicht lange währte es, ſo kam ein ſtattlicher Nobili des Wegs daher und vorüber, gefolgt von ſeinem Diener.

„Gib Acht!" raunte der Jude ſeinem Gefährten zu, und kurze Zeit darauf ſchritt ein armer Schiffer heran, fröhlich und wohlgemuth ſein Liedchen trällernd. — Da ſtürzte Antonio mit der Wuth eines Raubthieres hervor, umſchlang mit Rieſenkraft den Armen und ſtieß ihm den Dolch ins Herz, daß er lautlos zu Boden ſank und verſchied. —

„Brav getroffen!“ (rief Levi hinzueilend) „und ein ſchöner kräftiger Burſche! — jetzt nur raſch weiter, Ihr ſollt Wunderdinge ſehen. „Incubus! Incubus! — mache den Schluß!“ ſo mit zog er den in dumpfer Betäubung ſtehenden Antonio mit ſich fort.

Sie langten in dem Gebäude an, wo der Elephant des Dogen aufbewahrt wurde. Staunen und Schrecken ergriffen Antonio aufs Neue, als er den Leichnam des ſo eben von ihm Ermordeten vor dem Thiere ausgeſtreckt liegen ſah, welches ihn mit ſeinem Rüſſel betaſtete.

„Der Junge, mein Incubus, hat ihn hergeſchafft!“ flüſterte Levi. „Sey nur ruhig, und gib Acht, damit Du die Kunſt lernſt.“

Er nahm jetzt mehrere trockne Holzarten und Kräuter aus ſeiner Buſentaſche hervor, ſo wie eine blutrothe Wachskerze, befeſtigte ſelbige dem Leichnam auf die entblößte Bruſt, dicht neben der Todeswunde, und zündete Alles mit Hülfe eines chemiſchen Feuerzeuges an. Dann zog er einen Zauber-

kreis um den Elephanten und die Todten, furchtbare Beſchwörungen murmelnd. Plötzlich zog er ein Giftfläſchchen hervor, hielt es über die Flamme der Wachskerze, die Oeffnung dem Elephanten zugekehrt, und alsbald getroffen vom Giftdunſt, ſtürzte der Elephant zu Boden und ſtarb. Und wieder rief der Jude: „Incubus! Incubus! — mache den Schluß!“

Da gewahrte Antonio deutlich, daß ein Etwas, wie ein langer dünner Nebelſtreif aus dem Munde des Elephanten, einzog in die klaffende Bruſtwunde des Fiſchers, welche alsbald aufhörte zu bluten, obgleich ſie offen blieb.

„Es iſt vollbracht!“ murmelte der Jude, und löſete den Zauberkreis, da begann das Leben zurückzukehren in den Körper des Fiſchers und langſam richtete er ſich empor.

Faſt vernichtet von dem Grauenhaften dieſer Nacht ſtand Antonio da, der Jude aber lächelte: „Muth! es iſt alles gut gegangen, und dieſer da ſo lange unſer Knecht, wie wir's ſelbſt wollen. Folg' uns,

Knecht!" — wandte er sich zu dem Ungeheuer, und dieses folgte demüthig.

In ihrer Wohnung angelangt, verschloß Levi den unheimlichen Diener in eine dunkle enge Kammer, welches dieser ohne ein Wort zu sagen, geschehen ließ.

„Spricht er nicht?" fragte Antonio —

„So wenig als der Elephant," versetzte lächelnd der Jude, — „und so wenig als ein Todter sprechen würde, spricht unser Knecht, überhaupt ist nichts an ihm menschlich als der Körper, sein Scheinleben hat er vom Elephanten, so wie seine übermenschliche Körperstärke. Was er sonst noch kann, danken wir unserm Experiment, denn für einen Mord zahlen gewisse Leute gar nicht übel. Eins nur müssen wir vermeiden: nie mit unserm Gesellen uns auf ein Wasser zu wagen — fahren wir, so wird er uns nachschwimmen, doch mit uns auf einem Schiffe, verlieren wir unsere Macht über ihn, und dann wäre unser Ende da."

Noch Vieles erzählte der Alte seinem Genossen von den Eigenschaften ihres Knechtes und wie sie

ihn halten müßten, durch ihn mußten die finstern Mächte zu ihren Diensten seyn, ohne daß sie diesen dafür unrettbar und nach einer bestimmten Zeit verfallen würden, wie es Solche sind, die mit dem Bösen unmittelbar ein Bündniß errichten.

Bald zeigte sich's denn auch: daß der Jude nicht zu viel gesagt hatte. Alles was der Jude oder Antonio befahl — oft war es das Unmöglichscheinende! — vollbrachte der Knecht. — Was sie verlangten, ungeheure Summen, köstliche Kleider, Geschmeide, seltne Früchte. — Alles holte er, kaum war der Wunsch ausgesprochen, herbei.

Als sie endlich Venedig verließen, blieb auf des Juden Gebot der Knecht 7 Tage zurück, stürzte sich dann ins Meer und schwamm ihnen nach, nach Genua, wohin sie zurückgekehrt waren.

Unkenntlich gemacht durch geheime Künste des Juden, erschien Antonio daselbst als reicher fremder Graf, im Hause seines Vaters — Vater und Mutter trauerten um ihn, und der Vater bereu'te seine Härte,

seine Brüder aber schlichen umher von Gewissensbissen gemartert, wie bleiche Schatten.

Das rührte ihn! — „An diesen will ich mich nicht rächen!“ sprach er zum Juden, „sie sind bestraft genug, — mögen sie mich als einen Todten beweinen.“ —

„Ich stimme Dir bei,“ entgegnete Levi — „aber Deine edlen Klosterbrüder? —“

„Sie sollen sterben!“ rief Antonio mit aufflammendem Zorn, „Keiner soll übrig bleiben! Würgen will ich sie, noch in dieser Nacht.“

Und als die Nacht gekommen war, rief er dem Knechte zu: „Auf ins Kloster!“ und er ging mit ihm und dem Juden dahin. Leicht öffnete der starke Knecht das Thor, schleppte den Bruder Pförtner auf Antonio's Geheiß in den Speisesaal, und brachte dann alle andern Mönche herbei. —

„Kennt Ihr mich?“ schrie Antonio auf die Bebenden ein, „kennt Ihr mich? Unmenschen! — ich bin Antonio, den Ihr einmauern wolltet! aber jetzt ist die Reihe an Euch, macht Euch fertig, Ihr müßt sterben.“

„Erbarmen!“ heulten Alle und ſtürzten zu ſeinen Füßen, „Erbarmen! wir ſind ſchuldig, aber übe Gnade an uns, wie ſie an Dir dereinſt geübt werden möge!“

Dies erſchütterte den Antonio, und ſchon war er Willens, ſie zu begnadigen. Da aber flüſterte ihm Levi zu: „Wenn Du ſie begnadigſt, verrathen ſie uns — würden auch wir uns unkenntlich machen, bei unſerm Sclaven iſt es unmöglich und verloren ſind wir, wenn er in fremde Gewalt geräth. —

Da rief Antonio wild dem Knechte zu: „Erwürge Alle bis auf den Abt,“ und der Knecht erwürgte Alle bis auf den Abt.

Zu dieſem ſprach Antonio mit furchtbarem Grimm: „Dir dank' ich es, daß ich zehnfachen Mordes mich ſchuldig gemacht habe! ſtirb Du jetzt den nämlichen Tod, welchen Du mir bereiten wollteſt. Knecht, maure ihn lebendig ein!“

Und der Knecht ſchleppte den Abt nach einer Niſche und begann ihn einzumauern.

Als nur noch der Kopf von ihm ſichtbar war,

rief Antonio: „Halt!“ — trat dicht vor die Nische, und schrie dem Ohnmächtigen ins Ohr: „Ich fluche Dir!“ Da riß dieser die Augen auf, starrte ihn an mit entsetzlichem Blick und stöhnte: „Und ich fluche Dir! Geh! lebe glücklich und geehrt auf Erden! Aber die Zeit wird auch für Dich kommen! dann verderbe Deinen ganzen Stamm! morde, was Dir das Liebste war auf Erden, bis Du zur Hölle fährst, woselbst die Verdammten mit Schrecken vor Dir entfliehen.“

„Ende!“ rief Antonio seinem Knechte zu, und dieser mauerte den letzten Stein in die Nische, darauf verließen sie das Kloster.

Schrecken und Staunen verbreitete die furchtbare Ermordung sämmtlicher Mönche des Hauptklosters, in Genua — wer sie verübt, blieb Allen ein Geheimniß, eben so, wo der Prior hingekommen, dessen Leichnam man unter den Ermordeten nicht gefunden hatte.

In Antonio's Innerm aber regte sich furchtbar das Gewissen, und der Jude und sein unheimlicher Knecht, der nie ein Wort sprach, keine menschliche

Regung ahnen ließ, sondern ihn nur mit Blicken voll verhaltener Wuth anstarrte, wenn er ihm Befehle ertheilte — diese waren ihm jetzt entsetzlich, und er sann auf Mittel, sich von ihnen zu befreien.

Der Jude wollte wieder auf einige Zeit nach Venedig reisen: „Wahrt mir unsern Knecht gut!“ sprach er zu Antonio, „und könnt Ihr ihn entbehren, so sendet mir ihn nach sieben Tagen nach, aber nicht früher!“ — Antonio versprach es und der Jude schied, um noch einige Gänge zu machen, und dann sich aufs Schiff zu begeben.

Rasch rief Antonio seinen Knecht herbei, ließ ihn noch eine Menge Gold und Edelsteine schaffen, und befahl ihm dann, sich auf das Schiff zu schleichen, worauf Levi nach Venedig zu reisen gedächte, und sich so lange im untersten Raume desselben zu verbergen bis das Schiff die hohe See erreicht haben würde.

Zum letztenmal starrte ihn der Knecht an. Antonio konnte den entsetzlichen Blick nicht ertragen — „Fort!“ schrie er — der Knecht that wie ihm be-

fohlen, und ohne Ahndung seines Geschicks begab sich bald darauf auch Levi an Bord.

Das Schiff spannte die Segel aus und verließ den Hafen; bald war die hohe See erreicht.

Levi saß auf dem Verdeck und las in den Schriften eines gelehrten Rabiners, da entstand plötzlich im Schiffsraum ein gewaltiger Lärm, und die Matrosen schrien und fluchten durch einander: „Teufel! wo kommt der fremde Kerl her?"

Levi blickte auf, und das Blut in seinen Adern gerann zu Eis, denn vor ihm stand sein Knecht, umringt von dem Schiffsvolk, und starrte ihn an.

„Ist der Kerl Euer Knecht?" fragte der Capitain den Juden. Aber dieser konnte kein Wort hervorbringen! — immer entsetzlicher wurde der Blick, womit der Knecht ihn anstarrte! ein Höllenfeuer schien aus seinen Augen zu sprühen. — Plötzlich dehnten und reckten sich seine Glieder, der Körper ward zu einer unförmlichen Masse! ein Ungeheuer, fast wie ein Elephant gebildet, aber mit dem Riesenhaupte eines Menschen stand da. Voll Schrecken gewahrte das

Schiffsvolk das gräulige Wunder — winselnd wälzte ſich Levi am Boden, die See aber begann zu wogen und zu toben, und das Ungeheuer mit den Füßen zu ſtampfen, immer heftiger und gewaltiger — die Fugen des Schiffes bebten, krachten, — riſſen auseinander, und unter dem Heulen der Mannſchaft, dem Brüllen der See und des Ungeheuers, und unter dem Hohngelächter der Hölle verſank das Schiff, mit allem, was drauf und drinnen.

Die Kunde von dem Untergange des Schiffs gelangte bald nach Genua. — Freiauf athmete Antonio, als er das Ende ſeines unheimlichen Freundes und ſeines noch unheimlicheren Dieners vernahm. Wohl gab es oft noch Stunden, wo er mit Grauen an ſeine Thaten dachte, doch fand er nach und nach immer neue Gründe, ſie zu entſchuldigen. — Er ging auf Reiſen, und während zweier Jahre, die er in der Fremde verbrachte, verlor ſich das Peinigende in der Erinnerung an ſein früheres Leben, — denn jetzt lebte er ohne Tadel, that den Armen Gutes, wo er konnte — und durfte ſich mit Wahrheit ſagen:

„Stände es jetzt noch in meiner Macht, das Geſchehene ungeſchehen zu machen, ich würd' es, und gälte es mein Leben."

Nach zwei Jahren kehrte er zurück nach Genua, aber nicht mehr als Fremder, ſondern als Sohn in ſein väterliches Haus. — Sein Vater und ſeine Mutter waren geſtorben. Seine Brüder aber lebten noch und empfingen ihn mit Jubel, baten ihn um Verzeihung und erklärten: ihm den dritten Theil ihres väterlichen Erbes, welches ſehr anſehnlich war, freiwillig zu geben. — Er nahm es an, und ſchenkte alle Schätze, die ſein unheimlicher Diener ihm verſchafft hatte, jenem Kloſter, das er nur zu wohl kannte, um ſo einigermaßen ſich mit den Schatten der Gemordeten zu ſühnen. — Darauf vermählte er ſich mit einem ſchönen Fräulein, und lebte im Kreiſe ſeiner Brüder, ſeines Weibes und ſeiner holden Kinder, geehrt und geliebt von Allen, die ihn kannten.

Zwanzig Jahre ſchwanden ihm ſo in ungetrübter Heiterkeit dahin, und noch viele Jahre konnte er

hoffen ſo zu verleben, denn er zählte erſt vierzig, und war einer der ſchönſten und kräftigſten Männer.

Da begann er plötzlich zu kränkeln — erſt ſchien die Krankheit nicht gefährlich — aber bald erreichte ſie den höchſten Grad, und ſeine Aerzte kündigten ihm an, daß ihm nicht mehr zu helfen ſey, und er ſeine Gedanken vom Irdiſchen auf das Himmliſche richten möge.

Wie Donner des Weltgerichts tönte dieſer Ausſpruch in ſeinen Ohren! ſein Gewiſſen, bis dahin eingewiegt in ſüßen Träumen, erwachte jetzt zur ſchrecklichen Wirklichkeit, unter den Schlangenbiſſen der fruchtloſen Reue und der Verzweiflung ward ihm ſeine Seele entriſſen, und vor den Richterſtuhl des rächenden Gottes geführt, der ihm ſein Urtheil ſprach.

Aufrichtig und innig war die Trauer der Seinen und nach dreien Tagen geleiteten ſie unter allem traurigen Prunk, wie ſolcher üblich, ſeine Leiche zu Grabe.

Wohl Denen, die da ruhen in Frieden nach vollbrachtem Tagewerk, bis uns allen ein ewiger Tag Tag erſcheint! — Antonio konnte es nicht.

Zurückkehren mußte ſeine Seele in die verlaßne Hülle, ausgeſtoßen aus dem Grabe, wandelte er umher, eine lebendige grauſige Leiche. — Um ſein ſchreckliches Daſeyn zu friſten, mußte er die morden, die ihm im Leben die Theuerſten auf Erden waren. — Bei nächtlicher Weile nahte er ihrem Lager und ſog ihnen als Vampyr das Blut aus, erſt ſeinen Brüdern, dann ſeiner Gattin und ſeinen Söhnen, und vor ihrem Ende erkannten ſie ihn, und verfluchten ihn, und er verfluchte ſich! —

Sein jüngſtes Kind aber, ein holdes Mädchen und ſein Liebling! ſchlang die kleinen Arme um ihn, und helle Thränen im Auge, flehte ſie: „Schone mich, Vater! ich will für Dich beten.“ —

Aber er durfte ſie nicht ſchonen! — ein Schrei! das ſchuldloſe Blut floß, und ſein Stamm war vertilgt von der Erde.

Fort und fort muß er nun wandeln, der Vampyr! und jährlich ein ſchuldloſes Kind, nachdem er es zum Böſen verleitet hat, der Hölle opfern. Gelingt ihm dies einmal nicht, ſo iſt er der Hölle

verfallen, der er dann ewig angehört. Aber, wie der Fluch des ermordeten Mönchs lautete: — auch dort noch weichen alle Schatten mit Schrecken von ihm zurück, wenn sie ihn erblicken, denn von allen ist er allein auf ewig verdammt. —

Wahret euch alle, daß ihr nimmer Böses begeht! denn die Strafe bleibt nie aus.

Als Nannette ihre Erzählung geendet hatte, saßen die Kinder da, ganz blaß, und wagten kaum um sich zu schauen, aus Furcht, hinter sich einen Vampyr zu erblicken.

Vater. Nun? warum so still?

Alwina. Ach! die Geschichte war doch gar zu gräßlich!

Mina. Der abscheuliche Jude!

Fritz. Der Antonio hätte auch nicht so rachgierig seyn sollen, dann wäre ihm das bischen Hexerei wohl noch verziehen worden.

Mutter. Und auch der Mord an dem armen Schiffer? Nein Fritz! ein Schritt zum Bösen selbst gethan, und andere folgen schnell hinterdrein.

Nannette. Ich weiß einen Denkſpruch der gerade zu meinem Mährchen paßt, und das nämliche ſagt, was Mama ausſprach, er lautet:

„Strauchle auf der Bahn des Rechten,
„Du verfällſt den finſtern Mächten!
„Scheint die Sünde auch nicht groß. —
„Biſt du einmal erſt gewonnen,
„Wirſt du enger ſtets umſponnen
„Und der Teufel läßt nicht los."

Vater. Merk' Dir das, Fritz! — Doch damit Ihr nicht mit allzufinſtern Bildern zu Bette geht, ſo fordere ich Dich jetzt auf, Nannette! uns noch ein recht heiteres Mährchen zum Beſten zu geben.

Mutter. Das wünſche auch ich.

Nannette. Und ich gehorche mit Freuden! hört alſo: —

Nannette begann:

* * *

J. Leyser. del.

Klabotermann.

(aus dem Märchen Der arme Mann)

III.

Der arme Peter.

(Ein See-Mährchen.)

In der Ostsee, nicht fern von der schwedisch-pommerischen Küste, liegt die schöne Insel Rügen, berühmt durch ihre gewaltigen Felsen „Arkona" und „Stubenkammer" so wie durch das treuherzige Völkchen, welches allda wohnt.

Die Hauptstadt der Insel heißt Bergen, und es ist gewiß die schönste Stadt auf der Insel, weil es die einzige ist. Die Rügener nennen zwar auch Jasmund eine Stadt, aber das geschieht nur aus Patriotismus und hat soviel nicht zu bedeuten. Die Männer auf Rügen, besonders die Strand-

bewohner gelten mit für die besten Seeleute auf der Welt; auf schwanken und nicht allzufesten Booten wagen sie sich hinaus aufs hohe Meer, unbekümmert, ob das Wetter freundlich und hell ist oder ob es stürmt! Ja, Manche giebt es, denen es erst recht wohl wird, wenn die See hohl geht, die Winde aus allen vier Himmelsgegenden trompeten und die Wolken blitzschnell über ihre Häupter dahinflattern.

Freilich büßet diese verwegene Lust manch rüstiger Bursche mit dem Leben, denn die Meergeister sind falsch und zornig und nehmen es dem Menschen gewaltig übel: daß er sich zum Herrn des Meeres machen will. — Andere Schiffer haben es auch wohl mit den Strand-Hexen versehen, welche — mit den Meergeistern im Bunde — böses Wetter machen; so, daß der Klabotermann *) leider nur zu oft sichtbar wird. Manchmal aber glückt's auch einem oder dem andern Burschen, durch leichten Sinn und unerschrockenen Muth die Meergeister für sich zu

*) Klabotermann, der Schiffskobold.

gewinnen, und dann geht es ihm so gut, daß er selbst nicht mit dem König der drei Landen *) tauschen würde, und von so einem Burschen will ich jetzt erzählen, der Bursche hieß Peter.

* * *

Der Bursche hieß Peter! und alle Nachbarn nannten ihn den armen Peter, denn seine Eltern hatten ihr Lebtag nur wenig gehabt, und er selbst hatte gar nichts, und das kam daher: Sein Vater war in einem Sturm, dicht vor dem Hafen von Stralsund zu Grunde gegangen, Peters Mutter weinte darüber so lange bis sie blind wurde; und nun mußt' er sie pflegen, und um schweres Tagelohn arbeiten, und durfte nicht hinaus auf die See, um dort sein Glück zu versuchen. — Das war allerdings ein großes Unglück. — Peter jedoch ertrug es, denn er liebte und ehrte seine alte Mutter, wie ein guter

*) „König der drei Landen," dieses Sprichwort schreibt sich noch aus den Zeiten her, wo Dänemark, Norwegen und Schweden unter einer Krone vereinigt waren.

Sohn thun muß, und war es ihm manchmal auch recht beweglich ums Herz, wenn er die ſtolzen Schiffe ankommen und abgehen ſah, und das Gewimmel der Böte, und drauf und drinn, das fröhliche freie Seemannsleben — dennoch trug er's geduldig, und ließ ſeiner Alten nichts merken von ſeinem Kummer, ſondern war immer willig und freundlich gegen ſie, und hörte unverdroſſen die ewiglangen Geſchichten an, welche ſie ihm Abends erzählte. — Doch nach einiger Zeit fing die Mutter an zu kränkeln und eh' einige Wochen ins Land gingen, ſtarb ſie ſanft und ſelig, nachdem ſie ihren Sohn recht mütterlich geſegnet hatte.

Sobald ſie geſtorben war, rief Peter die Klageweiber herbei, welche denn auch alsbald ein ſchreckliches Geheul anſtimmten, Peter aber ging in ſein Kämmerlein, wo er zwei Tage blieb, und ſich ausweinte ohne Speis und Trank zu ſich zu nehmen. Als die zwei Tage um waren, kam er aus ſeiner Kammer raus, aß und trank tüchtig, und holte dann die Nachbarn zuſammen, ſeiner Mutter die letzte Ehre zu erweiſen.

Die Nachbarn kamen denn auch alle ehrbar herbei, begleiteten die Leiche zu ihrer Ruheſtätte, und kehrten dann mit Peter in ſeine Hütte zurück, wo dieſer für ſeine letzten Schillinge ein ſtattliches Leichenmahl bereitet hatte. Alle aßen und tranken ſo viel ſie nur irgend konnten, und gingen, als ſie nicht mehr könnten, fröhlich und guter Dinge nach Hauſe. Peter blieb zurück und überlegte: was er nun beginnen ſolle? — ſein letzter Schilling war, wie geſagt, beim Leichenmahle drauf gegangen, die Hütte mußte er den Schuldnern ſeiner Alten überlaſſen, denn bei allem Fleiß hatte er nicht ſoviel erwerben können, als die Krankheit ſeiner Mutter und ihre Pflege koſtete; da hatte er denn bei Pontius und Pilatus geborgt, ſo daß von der Hütte kein Strohhalm auf dem Dache mehr ſein war.

Bald kamen denn auch die Schuldner, und an ihrer Spitze der Hardesvogt mit einem langen Geſichte und vielen langen Zetteln, worauf alles ſtand was Peter für ſeine Mutter geborgt hatte, und zwar mit doppelter Dinte. Peter konnte nicht zahlen!

Da griffen die Schuldner zu und nahmen Geräthe, Betten und was sie sonst noch fanden, anstatt der Zahlung mit sich fort, und der Vogt sagte zu Peter: „Im Namen des Königs! nehme ich diese Deine Hütte und inpunctire sie wegen rückständiger Sportula zur Suckquästion öffentlich meistbietend gegen baare Zahlung, unter Vorbehalt, versteigernd zuzuschlagen, welches ich Euch, Peter! inhabire, damit Ihr die Hütte stantus pedes verlasset, dictum factum.“

„Punktum!“ rief Peter lachend, „macht, was Ihr wollt! seit meine Alte nicht mehr drinn sitzt, ist mir die Hütte zuwider.“

Somit verließ er die Hütte, und die Nachbarn sprachen unter einander: „der arme Peter! was wird er nun anfangen?“

Peter hatte seinen Entschluß schon gefaßt! er ging zu dem Capitain eines stattlichen Dreideckers, welchem der letzte Sturm so arg mitgespielt hatte, daß er hier calfatert werden mußte — das Schiff lag wieder segelfertig und der Capitain lauerte nur auf günstigen Wind, um wieder in See zu stechen,

Peter bot ſich ihm als Matroſe an, und der Capitain nahm ihn gern unter ſeine Mannſchaft auf, und nach zwei Tagen ſchwebten ſie zwiſchen Himmel und Meer dem Hafen von Cronſtadt zu.

* * *

Wenn die Wimpel am Hauptmaſt weit voraus wehen, weißer Schaum vor dem Kiel hochaufſprützt, die Segel ſich blähen, und der volle Wind ſein Trompeterſtückchen bläſ't — dann gibt es wohl kein froheres Volk, als das Matroſenvölkchen eines ſo ſtattlichen Dreideckers, wie der war, worauf Peter dermalen ſich befand.

„Der arme Peter!" hatten alle Bewohner ſeines Dorfs gerufen, als am Morgen der Recker die Anker gelichtet, denn ungern verdingen ſich die Rügener auf fremde Schiffe. Mit einer eignen Barke, und wäre ſie noch ſo klein, iſt der Rügener glücklich, dagegen ihm auf dem ſtattlichſten fremden Deck noch immer Etwas fehlt.

Peter dachte nicht ſo, im Gegentheil gefiel es

ihm recht gut, wie's einmal gekommen war, und wenn die Matrosen auf den Ruf des Capitains oder Ober-Bootsmannes von einem Bord zum andern sprangen, ihre Geschäfte zu verrichten, so sprang er lustig mit und that es allen an Schnelligkeit und Gutwilligkeit zuvor, weshalb ihm denn vom Capitain an bis herab zum Kocksmaat*) alle wohlwollten. Hatte er am Steuerbord die Wacht, so hätte die ganze übrige Mannschaft in Gottesnamen schlafen können, denn er war nicht nur wachsam, sondern verstand auch den Cours richtig zu finden und zu halten, welches er von seinem Vater gelernt hatte. In seinen Freistunden aber las er fleißig gute Bücher als z. B. „den frommen Seefahrer," darum gewann er denn auch die Gunst des Klabotermanns und das war sein Glück.

Der Klabotermann ist auf den Schiffen das, was in den Häusern die Heinzelmännchen oder guten

*) Kocksmaat — auf den Schiffen der Küchenjunge, jeder Matrose, der schon als Knabe auf ein Schiff kam, mußte einige Zeit als Küchenjunge dienen. —

Hauskobolde ſind, — ſie beſchützen das Schiff, helfen den fleißigen Matroſen bei der Arbeit und zwicken und quälen die Faulen, bis ſie fleißig werden. Wenn ein Matroſe nebenbei noch fromm und luſtig iſt, ſo gewinnen ſie ihn beſonders lieb und geben ihm, wenn er das Schiff verläßt, ein Zeichen, woran ihn die Klabotermänner auf andern Schiffen erkennen, und ihm ebenfalls ihre Freundſchaft ſchenken.

Obgleich die Matroſen den Klabotermann beſtändig hören, wie er ihnen bei der Arbeit hilft, die Waarenballen im Raum beſſer nachſtaucht, auch an ſolchen Stellen calfatert, wohin der Schiffszimmermann nicht kommen könnte, ja, ob er ſogar mit den Matroſen ſpricht und ihnen erzählt vom „Carmilhan," dem Geiſterſchiff, ſo hat ihn bis auf den heutigen Tag doch noch keine lebendige Seele geſehen — denn niemals anders zeigt er ſich, als wenn das Schiff nahe dran iſt: zu Grunde zu gehen, dann ſitzt er auf der äußerſten Spitze der Bogſpriet, und wer ihn da erblickt, deſſen letztes Stündlein hat geſchlagen.

Daß der Klabotermann dem Peter günstig sey, merkten alle Matrosen schon in den ersten Tagen, indem er am liebsten von den Speisen nahm, welche Peter ihm hinsetzte, auch schlenkerten selbst beim schärfsten Winde die Stricke nicht, welche Peter beim Einrahmen der Segel gefaßt hatte und wo Peter mit Mehreren zugleich angriff, z. B. beim Aufhiesen der Anker, da dünkte den Andern die Arbeit noch einmal so leicht.

„Der arme Peter ist ein Glückskind!" riefen alle Matrosen, und als sie in Cronstadt ankamen und in ihre Taverne gingen, erzählten sie allen andern Matrosen von „dem armen Peter."

Der Capitain fragte Petern: ob er ferner bei ihm bleiben wolle, Peter wäre das wohl zufrieden gewesen, wenn der Capitain gleich wieder in See gegangen wäre, der mußte aber mehrere Monate in Cronstadt verweilen, deshalb nahm Peter bei einem andern Capitain Dienste, der nach Odessa wollte.

Sein alter Capitain entließ ihn freundlich, die Matrosen aber schüttelten die Köpfe, und sprachen:

„der arme Peter!" denn der neue Capitain war ein ſchlechter Mann und erſchien nie ohne das Endchen*) unter ſeinem Schiffsvolk.

Das beſtand aber auch aus lauter gottloſem zuſammengetriebenen Geſindel, die ihr Gewiſſen freiwillig auf den Strand laufen ließen, ſo oft ſich Gelegenheit fand — ſie fluchten und ſchworen bei jedem dritten Wort, daß es nicht an den Himmel zu malen geweſen, und lavirten mit der Wahrheit dergeſtalt rechts und links, daß dem ehrlichen Peter oft die Haare zu Berge ſtiegen.

Dafür züchtigte der Klabotermann ſie denn auch mit dem Capitain um die Wette, und unterließ dieſer einmal das Endchen zur gewöhnlichen Stunde herumſpringen zu laſſen, ſo übernahm er ſelbſt dieſes Amt und der Capitain bekam bei ſolchen Gelegenheiten ſein Theil richtig mit ab.

*) Endchen, ein kurzer dicht zuſammengedrehter Strick, womit die Matroſen vom Capitain und den Unterofficieren gezüchtigt werden, der Verf. hat in ſeiner Jugend das Endchen oft genug verſucht, es ſchmeckt aber nicht ſonderlich! —

Nur der arme Peter ging leer aus, obgleich der Capitain oft nach ihm hinüberlangte, ihn traf er nie, denn Klabotermännchen hatte an ihm das Ehrenzeichen seines Collegen entdeckt, und war wie Jener, sein Freund.

Die Schiffsmannschaft gewahrte das bald, und gerne hätten sie dem armen Peter dafür allen möglichen Tort angethan — sie kannten aber die Natur des Klabotermanns zu gut und fürchteten ihn, deshalb begnügten sie sich, ihrem frommen Kameraden nur hie und da ein scheeles Gesicht zu machen, oder ihm, wie aus Versehen, einen Schub zu geben, was ihnen aber auch nie ungerächt hinging.

Der halbe Weg nach Odessa war schon zurückgelegt; da trat plötzlich eine tiefe Windstille ein, so daß das Schiff fest stehen blieb.

Die Matrosen stutzten, denn einer so plötzlichen Stille folgt in der Regel ein heftiger Sturm. Auch diesmal blieb er nicht aus — am südwestlichen Horizont kam ein kleines dunkles Wölkchen zum Vorschein.

„Segel ein!“ donnerte der Capitain — und blitzſchnell wurden alle Segel eingezogen.

Aber die Wolke ſtieg höher und höher! und je höher ſie ſtieg, deſto größer und ſchwärzer wurde ſie. Im Scheitelpunkt breitete ſie ſich aus und umzog den ganzen Himmel mit einem düſtern todten Grau.

Noch immer herrſchte dumpfe Stille, nur von Zeit zu Zeit durch das ängſtliche Gekreiſch der Seemöven unterbrochen, welche ſchaarenweis über die Oberfläche des Meeres, das Schiff in engen Kreiſen umflogen. Stumm ſtand der Capitain, ſtumm die Matroſen und ſchauten bald zum Himmel bald auf's Meer, deſſen Oberfläche leiſe zuckte und zitterte.

Plötzlich pfiff ein ſchneidender Wind daher! das Tauwerk des Schiffs ſchwirrte und flatterte —

„Es geht los!“ rief der Capitain, „Jeder an ſeinen Poſten!“ und kaum, daß er ſo geſprochen, erhob ſich das Unwetter!

Ein furchtbarer Donnerſchlag krachte durch das ganze Himmelsgewölbe, welches eine Sekunde lang durch einen grellen Blitzſtrahl erleuchtet wurde —

gleich darauf finstere Nacht! — Aber nun begann die See hohl zu gehn und das gewaltige Schiff wie einen leichten Federball auf und nieder, hin und her zu schleudern. Schäumend stürzten die Wellen über das Verdeck, alles mit sich fortreißend, was nicht angenagelt war oder nicht an den Masten sich hielt — Die Wände des Schiffs knarrten und knackten als wollten sie jeden Augenblick bersten, das Tauwerk schwirrte und klatschte an die Masten, Sturm und Meer heulten um die Wette nnd immer rascher und rascher folgten Donnerschläge und Blitz auf einander.

Ein furchtbares Krachen, wie wenn tausend Donner einschlügen, erfüllte die ganze Mannschaft mit Entsetzen, der große Mast war zerschmettert und stürzte jetzt quer über das Schiff hin!

„Cappt!" rief der Capitain durch das Sprachrohr, und alsbald war die halbe Mannschaft hingeeilt, den Mast zu cappen und über Bord zu schaffen, es gelang zwar, aber mehrere Matrosen wurden von der Last mit hinab gerissen.

Der Capitain sah recht gut ein, wie gefährlich

ſeine Lage ſey! er verſuchte alles, um das Schiff zu retten! doch das empörte Element ſpottete allen Bemühungen. Da ließ er die Kanonen löſen, wenn vielleicht ein Schiff in der Nähe wäre, um wenigſtens die Mannſchaft zu retten — und ſieh! kaum war der dritte Schuß gefallen, ſo antworteten in Entfernung von ungefähr einer Seemeile, drei Schüſſe in regelmäßigen Pauſen. Der Capitain ließ fortfeuern! Das andere Schiff antwortete und nahte ſich mit Blitzesſchnelle, trotz dem, daß das Unwetter immer zunahm —

Plötzlich war es nur noch einen Kanonenſchuß weit von den Schiffbrüchigen entfernt! aber welch Entſetzen ergriff dieſe jetzt, als ſie es bei dem fortwährenden Leuchten der Blitze erkannten! Das fremde Schiff war ebenfalls ohne Segel, vom Rumpf war nur noch das Gerippe übrig, welches trotz dem, luſtig und ſicher über die tobende See dahin ſauſte. In dem Tauwerk zappelten und ſchlenkerten Todtengerippe! auf der Bogſpriet aber ſaß ein kleines Männlein in hochgelber Matroſenkleidung, eine ebenfalls

gelbe hohe spitze Mütze auf dem Haupt, welche tief in das todtblasse Gesicht hinabging, die Augen bedeckend und rauchte gemächlich aus einem Pfeifchen.

Die Todtengerippe auf dem Schiffe, das jetzt unbeweglich hielt, heulten einen Todtengesang, welcher den Sturm übertönte und wozu das Männlein auf der Bogspriet mit dem Kopfe den Tact nickte.

Als der Gesang geendet, stürzte sich das Männchen von der Bogspriet ins Meer, und im nämlichen Augenblick erschien ein Diesem ganz ähnliches auf der Bogspriet des Odessafahrers. „Wehe!“ jammerten die Matrosen, „der Carmilhan! der Klabotermann!“ „Carmilhan!“ heulte es vom Geisterschiff, indem es vorüberfauſte — der Klabotermann des Odessa stürzte sich ebenfalls ins Meer und eine Sekunde darauf zerschellte das Schiff an einer Klippe und ging unter mit Mann und Maus.

* * *

„Der arme Peter!“ riefen die Matrosen als die Kunde von dem Untergange des „Odessa“ nach Cronstadt gelangte. —

Peter aber war gerettet worden, auf wunderbare Weiſe! auf einem Ballen mit Baumwolle ſitzend, welchen er in Todesangſt erwiſcht hatte, trieb er auf dem Meere umher, bis der Tag anbrach — bald nach dem Untergange des Schiffs hatte der Sturm ſich gelegt — und bei Anbruch des Tages war das Meer glatt wie ein Spiegel, und freundlicher denn je lächelte der Himmel! — demungeachtet war Peter halb todt vor Anſtrengung und Kälte, und glaubte jeden Augenblick, nun müſſe er ganz hinabſinken ins Meer und ſich freſſen laſſen von den Fiſchen, wie ſeine Kameraden.

Da gewahrte er zu ſeiner unausſprechlichen Freude in geringer Entfernung ein Schiff, er fing an zu ſchreien und zu winken, und bald wurden die Leute auf dem Schiffe auf ihn aufmerkſam. Aber o Jammer! es waren türkiſche Corſaren, und ſie retteten ihn nur, um ihn als Sclaven mit ſich zu führen. Der arme Peter!

* * *

Der arme Peter ſtand in dem Garten des Baſſa Selim, und band die Zweige eines Aprikoſenſtocks mit Baſtriemen an das zierliche Spalier, welches ſich die Gartenmauer entlang zog.

Da trat ein junger Türke auf ihn zu, reich gekleidet und von vornehmem Weſen, und ſprach zu ihm: „Folge mir Peter! mein Vater will Dich ſprechen.“

Peter folgte dem jungen Türken, welcher Niemand anders war als Aladin, der einzige Sohn des alten Baſſa Selim.

Aladin führte den armen Peter durch viele ſchöne Gemächer, in das Prunkgemach des Baſſa, wo dieſer auf einem koſtbaren Divan ſaß, ſeine Pfeife rauchend und dazu Caffee und Sorbet*) trinkend.

Ehrerbietig, die Arme über die Bruſt gekreuzt, neigte ſich Aladin vor ſeinem Vater, und verharrte in dieſer Stellung. Peter that es ihm nach, ſo gut er konnte.

---

*) Sorbet, Halbgefrornes, ein Lieblingsgetränk aller Bewohner heißer Himmelsſtriche.

„Rede!“ ſprach nach einiger Zeit mit leiſer Stimme Baſſa Selim, indem er ſeinem Sohne zunickte.

„Herr!“ verſetzte Aladin, und deutete auf Peter, „Herr, dies iſt der Sclave, dem ich mein Leben danke.“

„Gott iſt groß! und Mahomed iſt ſein Prophet!“ murmelte Baſſa Selim, und dann ſich zu Peter wendend, fragte er: „Iſt es wahr, Gjaur! daß Du meinem Sohne das Leben gerettet haſt?“

„Ja, das iſt wahr!“ verſetzte Peter —

— Erzähle mir, wie geſchah es? —

„Je nun, da iſt nicht viel zu erzählen! der junge Herr war auf die Jagd gegangen, da kam plötzlich eine Löwenbeſtie und rannte ihn zu Boden — die Andern liefen weg, ich aber rannte ihm meinen Spieß in den Rachen, daß er den jungen Herren fahren ließ.“

„Und ihm ſelber den Arm von der Schulter bis zum Handgelenk aufriß,“ fügte Aladin hinzu.

„Es iſt ſchon wieder heil,“ lächelte Peter.

— Aber der Arm iſt lahm für Dein übriges Leben! —

„Gott iſt groß!“ murmelte Baſſa Selim, „und Du Chriſtenhund, verdienteſt, ein Muſelmann zu ſeyn. Willſt Du einer werden?“

„Nee!“ verſetzte Peter in ſeiner rügenſchen Mundart, der alte Türk verſtand es, und lächelte gutmüthig: „Recht ſo! Jeder halte ſeinen Propheten in Ehren, unſer Gott iſt uns allen derſelbe. Bitte Dir eine Gnade aus.“

— Darf ich? —

„Du darfſt!“ —

— Und Ihr wollt mir ſie gewähren? —

„Der Prophet ſtoße mich wie einen räudigen Hund von der Schwelle des Paradieſes, wenn die Sonne meiner Gnade nicht Deinem Wunſche ſtrahlt.“

— Na! dann laßt mich wieder nach meiner Inſel Rügen zurückkehren. —

„Sonſt wünſcheſt Du nichts?“ —

— Nee! —

„Geh! Dein Wunsch ist Dir gewährt, bei dem Consul Deines Königs wirst Du mehr erfahren.“

„Armer Peter!“ sprach Aladin, indem er ihn hinaus geleitete, „wie magst Du in Dein rauhes Land zurückkehren, ein armer Fischer? Ist dies Land nicht schöner? könntest Du hier nicht leben im Ueberfluß, als Freund Deines Aladin?“

„Ja wohl!“ — versetzte Peter — „aber dort bin ich geboren.“

* * *

Wem gehört das freundliche Häuschen mit dem Gärtchen, nicht weit vom Strande?

„Dem armen Peter?“

Und die stattliche Jacht, welche mich von Stralsund herüber brachte nach Rügen?

„Dem armen Peter!“

Ei! wer ist der hübsche junge Mann, der da so stattlich einher schreitet? eine zierlich mit güldenen Ketten geschmückte Frau führt er am Arm, und blondgelockte blühende Kinder springen um ihn her

„Das ist der arme Peter.“

„Ich habe schon viele hohe und gewaltig reiche Leute gesehen — sprach Johannes, (dem ich diese Geschichte nacherzähle) — aber wenig so glückliche und wohlhabende als den armen Peter auf der Insel Rügen, und wer mir's nicht glauben will, der reise nur selbst hin, und vermelde ihm einen Gruß vom Maler Johannes.“

*****

„Brav!“ rief der Doctor Schmidt, „brav Nannette! Dein Mährchen endet heiter, wenn auch der Anfang mehr, aber noch die Mitte nicht ohne Ernst vorübergeht, die Moral ist beherzigenswerth und ich hoffe: meine Kinder werden sie wohl ohne meine Hülfe finden können. Doch jetzt ins Haus und zu Bett, denn es ist spät.“

Dritter Abend.

Fritz. Höre Nanny! was ſind denn das für drollige Jungen auf dem neuen Bilde, welches Freund Johannes dem Papa geſchickt hat.

Alwina. Sie ſehen ganz braun aus!

Mina. Und haben Geſichter wie die Affen!

Fritz. Aber luſtig müſſen ſie ſeyn, denn ſie machen recht poſſirliche Sprünge.

Nannette. Das ſind ein paar kleine Savoyarden.

Fritz. Oh! — ſolche wie ſie in Paris herumlaufen mit Murmelthieren und Affen!

Alwina. Und wenn ſie größer werden, als Eſſenkehrer und Schuhputzer!

Mina. Warum heißen sie denn Savoyarden?

Nannette. Weil sie aus Savoyen sind, einem hohen gebirgigen Landstrich. Die Bewohner desselben sind eine Mischung von Franzosen und Italienern, und ihre Sprache ist aus verdorbenem Französisch und Italienisch zusammengesetzt, doch hat Ersteres das Uebergewicht.

Mina. Papa hat mir einmal erzählt: Die Savoyarden wären recht gute Leute.

Nannette. Das ist in der That wahr, und sogar in Paris, wo das böse Beispiel doch groß genug ist, bleiben die Mehrsten von ihnen, ihren einfachen Sitten und ihrem angebornen gutmüthigen Charakter treu. — Wenn es Euch recht ist, so erzähle ich Euch einmal eine Savoyarden-Geschichte.

Alle drei Kinder. O bitte! erzähle! —

Nannette. Ja! — es kommt aber nichts Wunderbares d'rin vor.

Die Kinder. Das schadet nichts! Erzähle nur. — Und Nannette begann.

Kgl. Bibliothek
Berlin

J. Luyken del.

Die kleinen S

Savoyarden.

IV.

Die beiden kleinen Savoyarden.

In einem kleinen Städtchen, ohnfern der deutsch-französischen Gränze, welches einem reichen Grafen gehörte, wurde der Jahrmarkt abgehalten.

In großen Städten hat ein Jahrmarkt wenig zu bedeuten, und selbst die Leipziger Messe ist den Besuchern nur wegen der Gewinnste oder Verluste, welche sie bringt, merkwürdig.

In kleinen Städten ist das anders, ein Jahrmarkt ist da ein Freudenfest, wo sich jeder lustig macht, so gut er kann, und die Verkäufer dürfen nimmer über schlechte Geschäfte klagen.

So war es denn auch in dieſem Städtchen! kaum grau'te der Morgen, ſo war Alt und Jung, Groß und Klein auf den Beinen. Alle putzten ſich mit ihren beſten Sonntagskleidern, und im ganzen Städtchen gab es nichts als fröhliche lachende Geſichter — ich müßte denn die des Herrn Amtmanns und ſeiner beiden Amtsvögte, ausnehmen — welche immer ſehr ernſthaft und grämlich ausſahen, von wegen des Reſpects! „Denn, eine hohe Obrigkeit" (ſagten ſie) — „darf nicht freundlich ausſehen." — Deſto freundlicher ſah aber der Herr Graf aus, und deßhalb machten ſich die Leute nicht eben viel aus dem Herrn Amtmann und ſeinen beiden finſtern Vögten.

* * *

Eben hatte die Fröhlichkeit auf dem Markt den höchſten Grad erreicht! Luſtig drängten ſich Städter und Landleute durch die Budenreihen dem Platze zu, wo die Seiltänzer ihre Künſte machten, in der Puppenkomödie der Dr. Fauſt agirt wurde, und Abends ein kleines Feuerwerk abgebrannt werden ſollte. Die-

ſes Letztere verkündete ſo eben der Herr Amtmann mit lauter Stimme im Namen des gnädigen Herrn Grafen; als einer der beiden Amtsvögte herbei kam, und noch einmal ſo finſter wie gewöhnlich drein-ſchaute. Neben ihm her trippelten zwei kleine Jungen von 8 bis 10 Jahren, mit braunen Geſichtern und in braunen Kitteln und Mützen. Der Größte trug einen ziemlich großen Kaſten auf dem Rücken, der Kleinere hatte eine Halbtrommel (Pauke) und einen Triangel, und hinter allen Dreien zottelte ein lang-haariger, ſchmutziger Waſſerpudel.

„Herr Amtmann! Herr Amtmann!“ ſchnob der Vogt, —

„Was gibt's?“ fragte der Amtmann.

„Einen peinlichen Rechtsfall!“ verſetzte der Vogt. „So eben habe ich dieſe beiden Buben arreſtirt, mit ihren Hund und ihren Marmontel“ —

„Marmotte eißen er!“ fiel einer der kleinen Jungen ihm unwillig ins Wort.

„Schweig Schlingel!“ donnerte der Vogt und fuhr fort: „und weil ſie ihr Marmontel oder Mur-

melthier seine Künste machen ließen, ohne allerhöchste Confusion."

„Wer hat Euch erlaubt," (fragte der Amtmann streng) „wer hat Euch erlaubt, Ihr kleinen Vagabunden! ohne allerhöchste Erlaubniß Eure vierbeinigen Künstler in dieser gräflichen Residenz Künste machen zu lassen?"

„Wir sind pauvre Savoyarden," erwiderte der älteste Knabe demüthig, „die aben in kanz Frankreickland die Erlaubniß: su sing' und su spring' mit ihr Marmotte und ihr Und."

— „In Frankreich! in Frankreich! aber hier seid Ihr in Deutschland, und da haben weder Hunde noch Murmelthiere irgend eine Freiheit, wenn nicht eine hohe Obrigkeit ihre ausdrückliche Erlaubniß dazu gibt. —

„Nun so mack sick, Err Obrikkeit, nud keb sich Erlaubniß."

— Nichts da! packt Euch fort! und dankt es meiner Gnade, daß ich Euch nicht ins Hundeloch stecken lasse. —

„O! Sie seyn ein bös unknädick Obrikkeit!“ seufzten die Kleinen betrübt und wollten davon schleichen.

Indem kam der Graf mit seinem Kammerdiener daher, und als er die Kleinen erblickte, rief er sie an: „Heda! wo hinaus?“

„Ach!“ antwortete der Aelteste, „die bös Amptmann wollen nix erlaub: daß wir seik unsere Künst!“

„Ist das wahr?“ fragte der Graf den Amtmann.

Der Amtmann wurde gewaltig verlegen, und sprach: „Allerdings Herr Graf! allerdings! Weil es kleines Gaunergesindel ist, Spitzbuben! Savoyarden.“ —

„Herr Amtmann!“ (erwiderte der Graf trocken), „Sie scheinen zu vergessen: daß ich selber aus Savoyen bin.“

Der Amtmann hätte in die Erde sinken mögen vor Schreck und Beschämung! Er wollte sich entschuldigen und machte einen Katzenbuckel über den andern, und that den Mund auf und zu! es kam aber nichts heraus als ein unverständliches Gebrumme, so daß der Graf lächeln mußte.

„Es ist schon gut!“ sprach er — „die Kleinen bleiben hier. He! Knaben! wie heißt Ihr?“

„Ick heißen Pietro!“ sprach der Aelteste sanft.

„Und ick eißen Josef, su dienen!“ sprach der Kleinste und machte einen drolligen Diener.

„Nun Pietro und Joseph! macht hier vor den Leuten Eure Künste, so lange es Euch gefällt, und dann kommt in mein Schloß, wo ich Euch als meine kleinen Landsmänner gut empfangen werde. Mein Kammerdiener soll bei Euch bleiben, und Euch, wenn Ihr fertig seid, hinauf bringen. — Sie, Herr Amtmann, verfahren ins künftige nicht so streng.“ Damit begab sich der Graf hinweg.

Des Herrn Amtmanns Nase wurde noch einmal so roth, wie sie schon war, er sprach kein Wort, sondern verlor sich mit seinen beiden Amtsvögten still unter die Menge.

Die beiden Knaben aber riefen einander freudig zu: „Pietro! — Joseph! Das ist ein guter Herr! und ein Landsmann! o! hast Du gehört?“ —

Darauf ließen sie ihre Thiere tanzen, und tanz-

ten ſelbſt den Savoyardentanz und die Carmagnole, und ſangen das Lied: „La bella Margaret, la bella raritait etc.“, ſo daß der ganze Markt jubelte und ſie, obgleich ſie nicht mit dem Teller herumlieſen, dennoch viel Geld bekamen, weil alle Leute gern freiwillig ihr Scherflein den muntern drolligen Jungen ſpendeten.

Als ſie endlich fertig waren, führte Jean, des Grafen Kammerdiener, ſie, wie der Herr befohlen hatte, aufs Schloß, in des Grafen Zimmer. Der Graf gab ihnen zu eſſen und ſüßen Wein, die Kleinen ließen es ſich gut ſchmecken und der muntre Joſeph verfehlte nicht: den Herrn Grafen recht hoch leben zu laſſen, wofür dieſer gutmüthig lächelnd dankte.

Als die Kleinen ſatt waren, begann folgendes Geſpräch:

Graf. Sagt mir, Kinder! habt Ihr noch Eltern?

Pietro. Die Mutter ſeyn ein alb Stund von ihr, in ein Dorf.

Graf. Warum iſt ſie nicht mit hergekommen?

Joſeph. Weil ſie nix mehr konnt ſo keſwind marſchier in ein Tack.

Graf. Iſt ſie etwa krank?

Joſeph. Nickt! aber alt.

Graf. Und Euer Vater?

Pietro. O Monſieur! davon laß ſick uns nick parlir.

Graf. Iſt er todt?

Beide Knaben. Leider! ſeyn er kaput!

Graf. Da ſeid Ihr wohl ſehr arm?

Joſeph. Ah ja, reckt ſehr!

Pietro (ihn unmuthig anſtoßend.) Joſeph!

Joſeph (einlenkend). Das eißen: nickt ſo kar ſehr, aber ein biſken ſehr viel.

Pietro (verlegen). Wir aben nickt viel Geld — aber patience! und ſeyn keſund ſu arbeit und unſer gut Mutter leben nock und aben ihr Freud an uns.

Graf. Ihr ſeid gute Jungen! aber möchtet Ihr immer Euer ganzes Lebelang ſo herumziehen?

Pietro (traurig). Freilick nickt!

Joſeph. Aber, was ſollen wir macken?

Graf. Ihr habt wohl nichts gelernt? —

Joſeph (eifrig). Oho! Leſ' und Schreib'!

Pietro (mißbilligend). Joſef!

Joſeph (einlenkend). Das eißen: nickt viel.

Graf (lächelnd). Das will ich gern glauben! Aber wozu hättet Ihr wohl am mehrſten Luſt.

Pietro. Ick möckt werden ein Bauer.

Joſeph. Und ick ein ſchön Officier.

Graf (lachend). Nun dazu könnte Rath werden. — Doch jetzt geht Kinder! laßt Euch von Jean das ganze Schloß zeigen, zu Mittag ſehn wir uns wieder.

Die Knaben gingen mit dem Kammerdiener, der ihnen Alles zeigte, wie es der Herr befohlen. Die guten Jungen, welche ſolcher Pracht ſich nicht zu entſinnen wußten, ſahen alles mit dem größten Erſtaunen, und alles gefiel ihnen, wie ſich denken läßt. —

Der Graf aber hatte, ſogleich nach dem Geſpräch, den Entſchluß gefaßt, das Glück ſeiner kleinen Landsleute zu gründen! über das Wie? war er ſchon ſo

ziemlich einig, da er ihre Neigungen kannte. „Ich will ſie an Kindesſtatt annehmen!“ ſprach er, „da ich weder Weib noch Kind, noch ſonſt irgend einen Verwandten mehr habe. — Vorher aber will ich ihre Herzen prüfen, ob ſie dankbar für empfangene Liebe und Wohlthaten ſind.“

Bald kamen die Knaben wieder zurück, und man ging zu Tiſche. — Nach dem Eſſen bat Joſeph — ſchüchtern lächelnd — den Grafen, ob er wohl noch einmal die Rüſtkammer des Schloſſes beſehen dürfe, ſie habe ihm gar zu wohl gefallen. — Dem Grafen kam die Bitte erwünſcht! gern gab er ſeine Erlaubniß, und Joſeph ſprang luſtig davon.

„Und Du, Pietro!“ ſprach der Graf — „Wünſcheſt Du nichts mehr zu ſehen? — hat mein Schloß Dir nicht gefallen.“

Pietro. O doch! aber die Wahreit ſu ſacken, ick wünſchten: ick könnten bald ſu Mama ſurück kehr.

Graf. Ei, biſt Du ſo weichlich?

Pietro. Nickt eben! aber Maman warten auf uns.

Graf. Höre Pietro! wie wär's: wenn Du ganz hier bliebeſt?

Pietro. Kanz ihr?

Graf. Ja! ich würde Dich an Kindesſtatt annehmen, Dir eine gute Erziehung geben laſſen und Dir — wenn ich einmal ſtürbe — dieſe Grafſchaft und all' mein Gut und Geld vermachen.

Pietro. Der Err Graf treiben Spaß.

Graf. Ich verſichere Dir: es iſt mein völliger Ernſt! Ich habe keine Kinder — überhaupt keine Verwandte! — fremde Menſchen würden meine Schätze erben. Sollt' es mir nicht mehr Freude machen, ſie einem Menſchen zu hinterlaſſen, der mich liebte, da ich noch lebte? Der mir ſeine Bildung und ſomit ſein halbes Leben dankt?

Pietro. O Gott! alſo Ernſt? (freudig). O Sie ſeyn ein knädiker Err! — aber mein Bruder?

Graf (hingeworfen). Nun, der bliebe bei der Mutter.

Pietro. Und Mama?

Graf (wie oben). Der gäben wir ein Geſchenk, und ſie könnte gehen wohin ſie wollte.

Pietro (gedehnt). So! —

Graf. Nun entſchließ' Dich!

Pietro (feſt, aber beſcheiden). Ick bleiben bei Mama.

Graf. Biſt Du klug Pietro? — ich biete Dir das glänzendſte Leben an; Du ſollſt Ueberfluß an Allem haben, was Du wünſcheſt. —

Pietro. Und mein Mama vielleickt Sorg' und Noth, und mein arm Bruder kar nix! — Nein ick bleiben bei Mama und Joſef.

Graf. Joſeph wird anders reden!

Pietro (lächelnd). Kewiß nickt!

Graf (kalt). Das wird ſich finden, geh jetzt. —

Pietro (ſchüchtern). Der Err ſeyn böſe auf den armen Pietro?

Graf (finſter). Geh nur.

Pietro (indem er betrübt fortſchleicht). O weh! da aben ick kewiß kemackt ein dumm Streick!

* * *

Der Graf blickte ihm aber wohlgefällig nach, und ſprach für ſich: Der brave Junge! — ob Joſeph auch ſo ſtandhaft ſein wird? ich glaube kaum, denn der iſt leichtſinniger! —

Indem trat Joſeph ins Zimmer, und der Graf mußte laut auflachen über das drollige Ausſehen des Knaben, er hatte ſich aus der Rüſtkammer einen Hirſchfänger umgeſchnallt, eine Jagdflinte trug er mühſam ſchulternd, und auf dem Kopfe hing ihm der Federhut, welchen der Graf bei großen Jagden zu tragen pflegte. So ausſtaffirt ſchritt er gravitätiſch auf den Grafen zu, exercirend und ſich ſelbſt das Commando rufend: „Kewehr auf die Buckel! Kewehr bei die Füß! — Buckel! — Marſchier! — alt! preſentir die Kewehr! Buckel! — Fuß! ab! — Das ſeyn ſwer!“ fügte er hinzu, indem er das Gewehr wegſtellte.

Graf. Das muß ein guter Soldat ertragen.

Joſeph. Freilick müſſen er!

Graf. Und weil Du ſo viel Luſt haſt zum Soldaten —

Joſeph. Sum Offiſier nemlick! —

Graf (lächelnd). Gleichviel! — ſo will ich Dich bei mir behalten und Dich an Kindesſtatt annehmen.

Joſeph. Das ſeyn präcktick! —

Graf. Gute Unterhaltung ſollſt Du hier haben, das verſprech' ich Dir — der Herbſt kommt z. B. bald heran, da gehen wir auf die Jagd.

Joſeph (feurig). Und ſchieß Rabbiner und wild Schwein!

Graf. Und Haſen und Rehe.

Joſeph. Und Füchs und Irſch! und wilde End! o das ſeyn köſtlick! —

Graf (ihm die Hand hinhaltend). Du willſt alſo bei mir bleiben?

Joſeph. Freilick wollen ick!

Graf. Gut, ſo ſag' es Deinem Bruder, daß er allein zur Mutter zurückgehen kann.

Joſeph (ſtutzt). Bruder? allein zurückkehen? bleiben er nickt hier?

Graf. Er will nicht.

Joſeph (böſe). Der dumme Garçon! warum wollen er nickt?

Graf. Weil ich Eure Mutter nicht mit ins Schloß nehmen will.

Joſeph. So? — die ſollen nickt mit in die Schloß?

Graf. Was ſoll ich mit der alten Frau.

Joſeph. Die alte Frau ſeyn mein Mama! und ick bleiben, wo ſie bleiben.

Graf. Wie? Du willſt eben ſo einfältig ſeyn, wie Dein Bruder?

Joſeph (ärgerlich). Oui! —

Graf. Du haſt mir Dein Wort gegeben, hierzubleiben.

Joſeph. Ja, das eißen —

Graf. Ohne Bedingung! Du bleibſt hier.

Joſeph (trotzig). Ick will nickt.

Graf. Du mußt!

Joſeph (wüthend). Sacre —! wer will mick ſwing?

Graf. Ich werde Dich zwingen! und Deinen Bruder auch! ich lasse Euch einsperren.

Joseph (erschrocken). In prison?

Graf. Und zwar sogleich. — He Johann! —

Der Diener trat ein, und der Graf befahl ihm: die beiden Knaben in zwei Gartenhäuschen, welche einander gegenüberlagen, zu sperren; — übrigens es ihnen an nichts fehlen zu lassen.

Der Kammerdiener ergriff den armen Joseph beim Kragen, und führte ihn trotz alles Sträubens in sein „prison," eben so machte er es mit dem ältern Pietro, und schickte sich dann an, nach dem Dorfe zu fahren, wo die alte Savoyardin zurückgeblieben war, um selbige, wie der Graf ihm geheißen, auf das Schloß zu führen.

* * *

Es fing schon an zu dämmern, da schaute aus dem Schornstein des einen Gartenhäuschens Josephs Kopf heraus, er war durch den Kamin in den Rauchfang hinauf geklettert, da die Thüre verschlossen und

die Fenſter vergittert waren. Er huſtete und räusperte, und rief einmal über das andre Pietro! he! — denn er wußte: daß Pietro in dem gegenüberſtehenden Häuschen eingeſperrt ſey. Pietro ſaß unten im Stübchen und weinte ſich ſatt, und hörte nicht auf den Ruf.

„Ich muß wohl ſingen," ſprach Joſeph „damit er ein Zeichen von mir bekommt!" und alsbald begann er:

Das Lied von der ſchönen Babett.

(Schornſteinfeger-Weiſe.)

Eine kleine übſche Mädken,
— Kaum erſt ſeksſehn Jahre alt, —
Lief aus ihrem kleinen Städken,
Lief hinaus in finſtern Wald.
Ehu! — oho! — ehu! oho!
Wenn reckt ick ſeh', ſey das ſchöne Babettken. —
Armes Mamſellken! was woll'n Sick imWald?
Es ſeyn ja draußen erbärmlick kalt. — — —
„Kehren du hier — Lalalala! —
„Ick kehren da — Lalalala! —
„Ein Schornſtein ſeyn dem andern nah! —
Ja!
„Ein Schornſtein ſeyn dem andern nah!" —

Joſeph hielt inne und wartete, daß ſein Bruder antworten möge. Aber alles blieb ſtill. — „Ick glauben der Junge ſchlafen!“ murmelte er und fuhr fort zu ſingen:

Da kam ein Musjö kefahren,
In ein Wagen kanz von Kold.
Er nahm ſie mit in den Wagen,
Und ſo er mit ihr hinrollt. —
Ehu! — oho! — ehu! oho! —
Ehu! — oho! — Was ſey ſick keſchehen? —
Armes Babettken! es ſeyn ſick ſchleckt Land!
Musjö werft ſicker dick im Sand. —
„Kehren du hier — Lalalala!
„Ick kehren da — Lalalala! —
„Ein Schornſtein ſeyn dem andern nah!
Ja! —
„Ein Schornſtein ſeyn dem andern nah.“

Da tauchte aus dem gegenüber befindlichen Schornſtein Pietro's Haupt hervor, und er beſchloß das Lied:

Kaum war nock ein Jahr verkangen,
Kehrten Babett ſurück nack Aus!
Wurden ſehr ſchleckt dort aufkenommen,
Alle Leut' lackten ſie viel aus.
Ehu! — oho! — ehu! oho! —

„Armes Babettken! was seyn dir keschehen?“ — —
Armes Babettken ertrug nickt den Spott,
Sprank tief in die Wasser, und blieben todt. —
„Kehren Du hier! — Lalala la!
„Ick kehren da! — Lalalala!
„Ein Schornstein seyn dem andern nah —
Ja!
„Ein Schornstein seyn dem andern nah.“

* * *

„Schrei nicht so!“ rief Joseph seinem Bruder zu — „mach' es wie ich, und klettere an der Dachrinne herab!“ und beide Knaben kletterten mit Lebensgefahr an den Dachrinnen herab. Unten glücklich angelangt, fielen sie einander weinend in die Arme und riefen aus einem Munde: „Der verwünschte böse Graf!“ — „Geschwind! laß uns davon laufen!“ sprach Joseph. „Aber unser Marmotte! unser Hund!“ klagte Pietro. „Ach was!“ versetzte Joseph, „der Hund wird uns schon nachkommen, und besser Marmotte verloren, als unsere Mama! komm!“ — und somit wollte er ihn fortziehen.

Da aber trat ihnen der Amtmann mit seinen

beiden Vögten entgegen, der ſie belauſcht hatte, und ſchrie: „Halt! ſteh kleine Teufelsbrut! davonlaufen wollt Ihr? hab' ich es nicht gleich geſagt, Vagabunden ſeid Ihr! loſes Geſindel! geſteht nur gleich: was Ihr alles geſtohlen habt."

„Geſtohlen? nix geſtohlen!" riefen beide Knaben, erſchreckt, aber trotzig.

„Das wollen wir gleich ſehen!" ſchnob der Amtmann. „He! Vögte! durchſucht ihnen die Taſchen."

„Iſt nickt nöthik!" riefen beide Kinder, und begannen ſelbſt ihre Taſchen auszuleeren.

„Holla! was iſt das?" fragte ſtaunend der Amtmann und griff nach einem Käſtchen, welches Pietro eben hervorzog.

„Das ſeyn ein Keheimniß," verſetzte Pietro, und wollte das Käſtchen wieder einſtecken. —

„Ein Geheimniß?!" ſchrie der Amtmann, indem er ihm das Käſtchen mit Gewalt aus den Händen riß. „Ei Du Höllenbrut! — ſchaut her Leute! iſt das nicht das Käſtchen unſeres gnädigen Herrn,

welches beſtändig auf dem Pulte in ſeinem Schlafzimmer ſteht? —

Die Vögte traten hinzu, und riefen erſchrocken: „Wahrhaftig es iſt's!“

„Non! non! non!“ weinten die Knaben.

„Ja, ja, ja!“ hohnlachte der Amtmann, öffnete das Käſtchen und ſchrie auf — „richtig! ſeht her! dieſes Bild — dieſer Siegelring — dieſes Petſchaft — Beides mit dem gräflichen Wappen! — fort, mit zum gnädigen Herrn! und dann ins Zuchthaus mit Euch, Ihr Rangen!“ —

Haſtig eilte der Amtmann vorauf ins Schloß, und die Vögte folgten ihm mit den weinenden Knaben.

Zufälliger Weiſe befand ſich der Graf grade in ſeinem Schlafzimmer, als der Amtmann ſich melden ließ. Der Graf trat heraus und der Amtmann trug das Ereigniß vor.

Voll Erſtaunen hörte ihn der Graf an, und wollte kaum ſeinen Augen trauen als der Amtmann ihm das Käſtchen überreichte — Er beſah es auf-

merkſam — eilte raſch in ſein Schlafzimmer, und kehrte mit einem ganz ähnlichen Käſtchen zurück, welches er nebſt dem gleichen Inhalt, dem Ammtmann vorhielt. — Dieſer prallte zurück, und rief: „Bin ich behext?“ —

„Schnell die Knaben herbei!“ befahl der Graf; ſie wurden gebracht, und gütig fragte er ſie — „Woher habt Ihr das Käſtchen?“

— „Ach! wir aben es kewiß nickt geſtohl!“ betheuerten Beide weinend.

„Das weiß ich!“ verſetzte milde der Graf — „aber ſagt mir, von wem Ihr es habt?“

„Von unſer Papa!“ platzte Joſeph heraus —

„Gott im Himmel!“ rief der Graf erſchrocken — „Wär' es möglich? — ſprecht, wer war Euer Vater?“

Da richtete ſich Pietro ſtolz auf und ſprach: „Officier in die groß Armee von die groß Kaiſer!“ und Joſeph fügte hinzu: „Der alt dicke Könick aben ihn laßen füßelier' mit die tapfern Marſchall Ney.“

Der Graf hielt ſich kaum aufrecht — „Seinen Namen — ſagt mir ſeinen Namen!“ flüſterte er.

„Eugene Morazzi!“ riefen beide Knaben.

Da ſtürzte der Graf zu ihnen nieder, riß ſie an ſeine Bruſt und jauchzte weinend: „Pietro! Joſeph! meine lieben Jungen! Euer Vater war mein Bruder — Ihr ſeid meine Neffen! Und ſollt von nun an meine Söhne ſeyn! — ich hielt Euch für todt, wie Eure Mutter, und da ich ſelbſt aus Frankreich verbannt bin, weil ich den großen Kaiſer nicht verließ, ſo waren alle meine Nachforſchungen vergebens. Heil der Vorſicht, die uns ſo wunderbar zuſammenführte, und Preis und Dank ihr!“ —

In dem Augenblick fuhr ein Wagen vor, der Kammerdiener ſtieg aus, und ihm folgte eine Frau, ärmlich, aber reinlich gekleidet —

„Mama!“ ſchrien die Knaben und ſtürmten die Treppe hinunter, in die Arme ihrer glücklichen Mutter.

Pietro und Joſeph ſind jetzt ſtattliche Jünglinge! Pietro verwaltet mit die Güter des Grafen, welche er und ſein Bruder dereinſt — (Beide wünſchen: ſo ſpät als möglich!—) erben werden. Joſeph iſt wirklich ein ſchöner Officier geworden, und hat in den Julitagen wacker mit geſtritten. Die Mutter hat ſich in dem Glücke ihrer Kinder verjüngt, und der gute Onkel hat es noch keinen Augenblick bereut: die beiden kleinen Savoyarden aufgenommen zu haben.

* * *

Die Kinder waren mit der Erzählung außerordentlich zufrieden Fritz meinte, er ſähe den luſtigen Joſeph leibhaft vor ſich, wie er exerceire, mit dem groſſen Hut auf, und mit dem ſchweren Gewehr.

Alwina. Daß ſie ihre arme Mutter nicht verlaſſen wollten, hat mir auch an ihnen gefallen.

Mutter. Würdeſt Du mich etwa verlaſſen, wenn ich arm wäre und ein reicher Herr Dich zu ſich nehmen wollte? —

Alwina. Gott behüte mich! aber ſolch arme

Jungen, die nichts gelernt haben, und nicht wiſſen: was ſie ihren Eltern verdanken.

Nannette. Ei, Alwina! Du haſt, ſcheint es, nicht recht Acht gegeben! habe ich doch erwähnt: daß die Kinder mit nichten unwiſſend waren, daß ſie nur in der traurigen Lage, worin ſie ſich befanden, ihre edlere Abkunft geheim halten mußten. —

Vater. Uebrigens weiß der ärmſte und ungebildetſte Savoyardenjunge ohne es gelernt zu haben, was er ſeinen Eltern ſchuldig iſt. — Mich hat nur die Art ergötzt, wie Nannettens Savoyarden, beſonders der Hitzkopf Joſeph, den Antrag des vermeinten hartherzigen Grafen ablehnten.

Mina. Aber Eins, Nannette! haſt Du doch vergeſſen.

Nannette. Und was wäre das, meine kleine Rezenſentin?

Mina. Du haſt uns nicht erzählt: was aus dem treuen Hunde und dem kleinen geſchickten Marmotte der Knaben geworden iſt.

Nannette. Nun, Dir zum Troſte ſey es ge-

ſagt: daß beide gute Thiere noch leben, und ein reichliches Gnadenbrod eſſen, da ſie ſo lange die arme Familie ernähren halfen.

Mina. Nun, das freut mich!

Fritz. Je! da müßten die Jungen aber auch recht ſchlecht geweſen ſeyn, wenn ſie in ihrem Glücke die Thiere nicht bedacht hätten. — Aber — weißt Du noch eine Geſchichte?

Nannette. Zu dienen! doch denk' ich, für heute hätt' ich Euch genug erzählt — Morgen aber werde ich Euch wieder ein Mährchen zum Beſten geben und übermorgen —

Fritz. Nun übermorgen?

Nannette. Dann kommt ein guter Freund, der Euch erzählen ſoll.

Alle drei Kinder. O wer iſt's?

Nannette. Rathet einmal!

Alwina. Herr Müller?

Nannette. Nein.

Fritz. Oder Herr Hoffmann? —

Nannette. Auch nicht!

Mina. Oder Onkel Fritz?

Nannette. Nichts, nichts!

Fritz (ungeduldig). O ſo ſprich!

Alwina. Iſt er alt oder jung.

Nannette (lächelnd). Jung.

Fritz (lebhaft). Groß?

Nannette. Nein.

Mina. Brünnet?

Nannette. Blond.

Alle drei Kinder. O beſte allerliebſte Nannette! wer iſt's?

Nannette (lachend). Geht, geht! Ihr habt es ſchon errathen (ſie läuft fort).

Die Kinder (ihr nachjubelnd). Johannes! es iſt Vetter Johannes!

Vierter Abend.

Der Doctor und seine Gattin waren hinausgefahren nach dem Dörfchen Liebwalde, um ihren Onkel, den ehrwürdigen Pfarrer Burrmann zu besuchen. Dagegen waren dessen beide Töchter, Friederike und Bertha in die Stadt gekommen, um Nannette wieder einmal zu sehen, und mit ihr sich auszuplaudern, wie junge Mädchen gern thun.

Alwina und Mina hörten ganz ernsthaft und aufmerksam zu, aber Fritz hätte mögen aus der Haut fahren, daß die Mädchen gar nicht aufhören wollten zu erzählen und zu fragen.

Der arme Junge hatte den ganzen Tag hinter Schellers lateinischer Grammatik gesessen und seufzend

ſtudirt, und ſich bei der trocknen Arbeit nur mit dem ſchönen Märchen getröſtet, das Nannette dieſen Abend zum Beſten geben würde, und nun plauderte Nannette von Dingen, wovon er nichts verſtand und wonach er auch nichts fragte.

Einige Male hatte er ſchon ſeine Schweſtern heimlich angeſtoßen und ihnen zugeflüſtert: „ob Nannette uns heute wohl noch etwas erzählt?“ Aber Alwina ſo wie Mina hatten ihn immer bedeutet: „So ſchweige doch!“ und hatten von neuem aufmerkſam zugehört auf das, was Nannette, Bertha und Friederike ſprachen.

Endlich begaben ſich die Mädchen in den Garten; Fritz ſchlich hinter drein, und jetzt gewahrte Nannette ſein trübſeliges Geſicht. Sie fragte: was ihm fehle, und Fritz ſtand nicht an, ihr ſeinen Kummer zu entdecken. Nannette lachte und ſprach: „Sey ruhig, mein Freund! das Märchen ſoll Dir nicht verloren ſeyn, ja ich will ſogar ein's erzählen, das recht wie für Dich geſchaffen iſt!“

Und ſie begann:

V.

Der Freischütz und die wilde Jagd.

Im Böhmenwalde lebte vor vielen Jahren ein alter Förster, der hatte einen Sohn, das war ein wackrer, hübscher Bursch und einer von den besten Schützen im ganzen Lande; so daß selbst der edle Fürst, welchem der Wald gehörte, dem Jüngling wohl wollte und ihm bei jeder Gelegenheit seine Gnade bezeigte, worüber alle andere Jäger ihre herzliche Freude hatten, denn Max war so bescheiden und freundlich, selbst gegen den Geringsten, daß keiner sein

Die wilde Jagd.

Kgl. Bibliothek
Berlin

Glück mit ſchelen Augen anſah, und alle ſeine guten Cameraden waren und blieben.

Fröhlich und guter Dinge zog daher Max jeden Morgen hinaus in den grünen Wald und pflegte des edlen Waidwerks nach Herzensluſt — weithin tönte ſein Hifthorn, — ſicher traf ſeine Kugel, und nie kehrte er heim ohne reiche Beute —

Als er das fünfundzwanzigſte Jahr erreicht hatte, ſtarb ſein Vater — der Fürſt übertrug ihm deſſen Poſten, und Max — nachdem er ſich mit einem braven Mädchen verheirathet hatte, lebte wie ſein Vater, ein heitres, ſorgloſes Waidmannsleben, und dacht' es immerdar zu führen bis an ſein ſeliges Ende.

Drei Jahre lang war dem wirklich ſo, und — ſein Glück vermehrt worden, durch ein holdes Kind, welches er nach ſeiner Mutter „Maria" taufen ließ.

Da begab es ſich plötzlich, daß dem ſonſt ſo geübten Schützen kein Schuß mehr glücken wollte! — ſo aufmerkſam er zielte, ſo ſicher ſeine Hand und

seine Augen waren — keine Klaue erlangte er mehr und kam sie ihm auch wie zum Hohn, auf Viertelschußweite nah.

Was ein rechter Waidmann ist, oder wer auch nur ein klein wenig Lust hat an der edlen Jagdfreude, der wird abnehmen können, wie ein so ganz unerhörtes Mißgeschick den armen Max, der von jeher der eifrigste Jäger gewesen, aufregen mußte — er hätte mögen unsinnig werden, wenn sogar die Jägerburschen, die von ihm lernen sollten, es ihm bei weitem zuvor thaten, und die Jäger bedenklich die Köpfe zusammen steckten.

Es konnte nicht fehlen, bald wurde die seltsame Mähr auch unter den Förstern der Nachbarschaft ruchbar. Manche, (ohne gerade bösen Herzens zu seyn), waren roh genug, den armen Max zu verhöhnen und ihn zu dem großen Sternschießen einzuladen, welches sie alljährlich am dreißigsten October veranstalteten.

Max fühlte die Kränkung tief, doch beschloß er: das Letzte zu versuchen und bei dem Sternschießen

ſich einzufinden, ob es ihm da vielleicht gelänge; mit Ruhe und feſtem Willen das Ziel zu gewinnen.

Vergebliche Hoffnung! — der Tag kam heran, Max zielte mit ſo feſtem Aug' und ſo feſter Hand, daß die älteſten Jäger meinten: es ſey unmöglich, die Scheibe zu verfehlen, — aber er verfehlte ſie! hoch über, weit unter und neben dem Ziel vorbei flog die Kugel, wie von einer unſichtbaren Macht gelenkt, und unter allen Schützen war wieder Max auch diesmal der Einzige, der Nichts — gar nichts getroffen hatte.

Nicht nur die Jäger, auch die gaffenden Bauern hatten diesmal ſeine Schande geſehen, das war zu viel für ihn! fort lief er aus der luſtigen Tanz- und Trinkſtube, und ſetzte ſich grollend in eine Laube des Gärtchens.

In der Schenke lärmte die Tanzmuſik der Prager Muſikanten, abwechſelnd mit den hellen Hörnerfanfaren der Jägerburſchen, dazwiſchen jauchzten und lachten die fröhlichen Paare, welche ſich im raſchen Walzer drehten, von Zeit zu Zeit wurde auch ein

Böller abgebrannt, den Jubel vermehrend, und ein fröhliches Geſicht ſchaute hie und da zu einem Fenſter oder zur Hausthür heraus, wo die Kinder ſich herumtummelten. Ueberall war Luſt und Leben! nur der arme Max war voll Kummer und Unmuth, und ſelbſt der herrliche Anblick der eben untergehenden Sonne, welche die Berghäupter und die Wipfel des nahen Waldes mit ihren letzten Strahlen überflammte, konnte ihn nicht aufheitern.

„Soll ich nach Hauſe?“ — fragte er ſich — „wie ſoll ich vor meinem Weibe erſcheinen? — o ſie muß ſich meiner ſchämen, wie ſich ſchon alle ehemalige Jagdgenoſſen meiner ſchämen. — Ha! ich ſeh' ſchon die Zeit kommen, wo meine eignen Kinder mich verhöhnen werden! — welcher böſe Geiſt iſt zwiſchen mich und mein ehemaliges Leben getreten? darf ein frommer Jägersmann nicht mehr ſeinem Glücke vertrauen? — Spott und Verzweiflung ſind mein Theil! ſchier möcht ich dran zweifeln, daß ein Gott lebet.“ — Alſo ſprechend erhob er ſich heftig und ſchritt ſeinem Hauſe zu.

Mitten in dem Wald, durch welchen er mußte, um zu den Seinen zu gelangen, hörte er plötzlich hinter ſich ſeinen Namen rufen. Er ſchaute ſich um, und gewahrte ſeinen Vetter Casper.

„Hollah! wo hinaus?“ rief Casper, indem er näher kam und ihn beim Arm faßte — „Was ſchleichſt Du Dich fort aus der Schenke und hängſt den Kopf? was fehlt Dir?“

„Und Du kannſt noch fragen!“ verſetzte unmuthig Mar.

„Närrchen!“ lachte Casper. „Ich weiß recht gut, was Dich drückt! warum haſt Du aber kein Zutrauen zu mir? wurmt Dich's noch immer: daß ich früher auch um Deine Frau freite? Nun ſey ruhig! das iſt vorbei.“

— „Du biſt ein rüder Geſell! nimmer werd' ich Dir vertrauen! wie könnteſt Du mir auch helfen.“

„Da ſieht man's, daß Du mich nicht kennſt Luſtig bin ich, aber nicht rüd'! und ſollt' ich nicht helfen können? Hoho! hoho! — Du meinſt wohl,

weil die andern Strohköpfe und Du ſelber keinen Rath wiſſen, ſo wüßt ihn unſer Einer auch nicht?“ —

— „Vor Deinem Rath bewahre mich Gott!“ —

„Der hat mit Deinem Gewehr freilich nichts zu ſchaffen! weißt Du, daß es verhext iſt?“

— „Verhext?“

„Wie ich Dir ſage! ſiebenfach verhext. Es muß Dir Jemand übel wollen.“

— „Am Ende Du ſelbſt!“ —

„Schön! da würd' ich Dir meine Hülfe anbieten und eben jetzt, wo unſer Fürſt ſich zur großen Jagd einfinden will, wo Du, ohne meine Hülfe, vor allem Hofgeſinde Dich im Pudeln hervorthun kannſt.“ —

— „Der Fürſt käme?!“ —

„Das weißt Du nicht?

— „Beim Teufel, nein!“ —

„Eben kam der Bote und brachte an den alten Oberförſter Helnicke den Beſcheid, Alles innerhalb drei Tagen zu einem großen Treibjagen in Stand zu ſetzen.“

— „Dann bin ich verloren!“ —

„Nicht doch! ich will Dir ja helfen!“

— „Wie wäre das möglich?“ —

„Da! nimm meine Büchſe und ſchieß' den Stößer da herunter.“

Max folgte mit den Blicken Caspers Deutung, und ſprach ärgerlich: „Du willſt mich hänſeln! wie wär' es wohl ſelbſt dem beſten Schützen möglich, jenen Vogel zu treffen? — hoch wie ein Punkt in der Luft kreiſ't er, keine Büchſe trägt ſo weit, zudem dämmert es ſtark.“

„Schieß', ins Schellobers Namen!“ ſchrie Caſper und drang ihm das Gewehr auf. — Max berührte zweifelnd den Stecher, das Gewehr ging los, ein durchdringender Schrei ſchlug an ſein Ohr, und nach wenigen Augenblicken ſtürzte ein gewaltiger Steinadler aus der Luft herab und wand ſich ſterbend zu ſeinen Füßen.

Max ſtand erſtarrt, keines Worts mächtig, Caſper aber jauchzte: — „Nun? glaubſt Du mir jetzt?

ſchau' her! wie herrlich getroffen! grad unter den rechten Flügel! he? was ſagſt Du?" —

„Sage Du mir," verſetzte Max, tief Athem ſchöpfend — „ſage Du mir zuvor: ob ich träume oder wache? Menſch! was war das für eine Kugel?"

— „Nun, eine Freikugel!" lächelte Casper, „die trifft allemal!" Max erſchrak heftig, er wußte recht gut, was es mit den Freikugeln für eine Bewandniß habe, und daß ein Freiſchütz halb und halb dem Böſen angehöre. — Casper aber lachte ihn aus, und meinte: ſo große Gefahr habe es nicht, um ein Paar Freikugeln könne einem der Böſe, oder vielmehr nur der ſchwarze Jäger (von dem es übrigens noch nicht ausgemacht, ob es wirklich der Böſe ſey!) etwas anhaben. Wenn man die Sache nur verſtände und klug anfinge, ſo ſey gar keine Gefahr dabei.

„Haſt Du noch mehr Freikugeln?" fragte Max.

„Es war die Letzte," verſetzte Caspar, „Du weißt, ich habe heute faſt alle Sterne herunter geſchoſſen und die beſten Preiſe gewonnen, es macht mir Spaß, wenn die Narren ſtaunend gaffen, wie

ich alles treffe, was ich will. — Dieſe Nacht aber wäre eben recht, neue Kugeln zu gießen.“

Max wurde nachdenkend. — Wohl ſcheute er das Böſe und hätte ſonſt um aller Welt willen kein Bündniß mit den finſtern Mächten geſchloſſen, aber lebhaft ſtellte er ſich auch vor, wie er mit Schimpf vor dem Fürſten und allen Hofleuten beſtehen müſſe, wenn er nicht das Aeußerſte wage! auch regte ſich in ihm die Luſt, ſich an jenen Spöttern zu rächen, die ſein Unglück, wenn auch nur aus Leichtſinn, verhöhnt hatten. — Casper half mit ſchmeichelnder Rede wacker nach — und nach kurzem Kampfe verſprach ihm Max: ſich um Mitternacht in einem Felſengrund, die Wolfsſchlucht geheißen, einzufinden, um mit ihm Freikugeln zu gießen, darauf trennten ſich Beide, und Max eilte ſeiner Wohnung zu.

Seine Frau, die kleine Marie auf dem Arm, empfing ihn ſo freundlich ſie nur konnte, ſie merkte ſogleich, daß er beim Sternſchießen wieder unglücklich geweſen ſey, und ſuchte alles hervor, um ihn aufzuheitern, die kleine Marie, als verſtände ſie die Mut-

ter, streckte ihre Händchen dem Vater entgegen, und liebkoſte ihn — Dem armen Max traten, selbſt wußte er nicht warum? die hellen Thränen in die Augen, als er das kleine unſchuldige Weſen anblickte, faſt wäre er wankend in ſeinem Entſchluß geworden, denn es war ihm: als würde er nicht mehr würdig ſeyn, des Kindes Vater zu heißen, wenn er dem Casper folge. — Aber aufs neue trat der Gedanke an den Fürſten vor ſeine Seele — und er raffte ſich gewaltſam zuſammen.

„Ich bin heute nicht ganz ſo unglücklich geweſen als Du glaubſt!“ (ſprach er mit erzwungenem Lächeln zu Agathen), „und habe meinen Genoſſen verſprechen müſſen: alle Luſt dieſer Nacht mit ihnen zu theilen, ich kehrte nur heim, Dir das zu ſagen, damit Du nicht vergebens auf mich harrteſt.“

Agathe war voll Freuden, weil ſie alles glaubte, was Max ihr ſagte — „Geh!“ ſprach ſie, indem ſie ihn herzlich umarmte, „Gott ſey mit Dir!“ —

Dieſer fromme Wunſch ſeines treuen Weibes ſchnitt ihm durchs Herz — er ſtürmte fort.

Wirklich begab er sich nach der Schenke zurück, um dort die elfte Stunde abzuwarten, aufgeregt, wie er war, stürzte er hastig mehrere Becher Wein hinunter! dadurch, so wie durch die Neckereien, womit seine weinlustigen Gefährten ihn auch jetzt nicht verschonten, gewann er seine Fassung wieder, oder vielmehr einen wilden Trotz, worin er sich heimlich vermaß: solchen Spott nicht ferner zu erdulden, und es lieber mit der ganzen Hölle aufzunehmen.

Es schlug Elf. —

Max stand auf und schlich sich unbemerkt fort.

Kalt wehte die Nachtluft ihn an, der Vollmond schien bleich und schwere Wetterwolken ballten sich zusammen.

Max achtete es nicht und eilte der Wolfsschlucht zu. Bald hatte er den Rand des Felsenkessels erreicht — aber jetzt hätte ihn fast Grausen übermannt, als er hinab blickte in die starre Wildniß, welche ganz mit Schwarzholz bewachsen war, und in deren Grund ein Wasserfall von einem Felsen hinabdonnerte. Knorrige Aeste streckten sich ihm entgegen wie Rie-

fenfäuſte, Nachtgevögel umflatterte ſein Haupt und aus dem Geſtein ſchienen tolle Teufelsfratzen ihn anzugrinſen. — Grade in der Mitte der Schlucht erblickte er ein Feuer, und daneben eine zuſammen gekauerte Geſtalt, welche mit einem Adlerflügel die Flamme ſtärker anfachte. Es war Casper, und der Adler, welchen Max heute geſchoſſen, lag neben ihm am Boden.

Max ſtieg hinab und rief ſeinen Vetter an.

„Ah! biſt Du da?“ rief Casper, „ſchön! Du biſt pünktlich wie es einem wackern Jäger wohl anſteht. Da trink einmal, die Nachtluft iſt kalt,“ er warf ihm bei dieſen Worten eine Korbflaſche zu.

Max trank, und Casper murmelte: „geſeg'n es Samiel!“

„Was murmelſt Du? Hexenmeiſter!“ fragte Max.

„Ich wünſche, daß Dir's bekommen ſoll!“ verſetzte Casper, aber jetzt ſchweig und merk' auf, damit Du die Kunſt lernſt — da hier iſt Deine Kugelform! in allen werden 63 Kugeln gegoſſen, damit Du ſiehſt,

wie [illegible] mit Dir meine, so will ich nur dreißig gießen, Du 33, da haſt Du drei mehr wie ich, redlicher theilt kein Bruder.“

Jetzt zog Caſper einen großen Kreis um ſich und Max belegte ihn mit ſchwarzen Feldſteinen, in die Mitte ſtellte er einen Todtenkopf und zwei Fackeln; einen kleinen Heerd von Steinen hatte er ſchon bereit, auf dieſen ſammelte er jetzt alle Kohlen und that Reiſig darüber, dann holte er die Ingredienzien zum Kugelgießen hervor, und that ſie, eins nach dem andern, in die Schmelzpfanne, wobei er ſprach: „Hier iſt erſt das Blei, etwas Glas von zerbrochenen Kirchenfenſtern, hier das rechte Aug' des Adlers, das linke eines Luchſes, eine Kugel, die ſchon dreimal getroffen, und endlich eine lebendige Blindſchleiche — probatum est! und nun ſtill, bis es 12 ſchlägt! und fürcht' Dich nicht, was Du auch ſiehſt und hörſt, ſondern gieße ruhig zu, mit dem Schlage 1 muß die letzte Kugel aus der Form fallen. — In den Kreis hier dringt Niemand, verläßt Du ihn aber,

eh' das Werk vollbracht, oder sprichst [illegible] Wort, so ist es um uns Beide geschehen, nur wenn Du mich selbst zittern siehst, so rufe den Namen „Samiel." Still, kein Wort weiter!"

Beide harrten jetzt bis die Uhr 12 schlug, da sprang Casper auf, zog den Hirschfänger, stieß ihn heftig in den Todtenkopf und diesen hocherhebend rief er mit furchtbarer Stimme:

„Bei des Zaubrers Hirngebein,
Samiel! Samiel! erscheine! —
Schütze, der im Dunkeln wacht,
Samiel! Samiel! hab' acht!
Steh' mir bei in dieser Nacht!
Bis der Zauber ist vollbracht. —
Segne mir so Kraut als Blei! —
Seg'n es siebenmal, neun und drei!
Daß die Kugel tüchtig sey.
Samiel! Samiel! herbei.

* * *

Die Fackeln fingen von selbst an zu brennen, sowie das Feuer auf dem Heerde. Casper und Max kauerten nieder und begannen die Kugeln zu gießen, so zwar, daß immer Einer um den Andern

ſeine Kugel aus der Form fallen ließ. — Wenn eine Kugel fiel, ſo rief Casper immer laut die Zahl aus, und das Echo wiederholte heulend ſeinen Ruf.

Die erſten ſechs Kugeln wurden ohne Störung gegoſſen, als aber die ſiebente aus der Form fiel, begann ein unheimliches Treiben! Nachtvögel kamen herbeigeflogen, ſetzten ſich um den Kreis, krächzend und mit den Flügeln ſchlagend — Max und Casper achteten es nicht. — Der Mond verfinſterte ſich — da raſchelte es dicht neben dem Kreiſe, und ein wüthender Eber ſchoß pfeilgeſchwind vorbei. Max erſchrak, aber Casper winkte ihm ruhig zu ſeyn und Beide goſſen fort. — Plötzlich begann es ſich zu regen! rings aus den Felſenſpalten purzelten ſchwarze Bergzwerge, — um den Kreis hockend quiekten ſie: „Ku — ku — kugeln! Kugeln! Freikugeln! uns auch ein paar, hihihi! Sechzig treffen! — Dreie äffen! hihihi!“

Jetzt fiel die dreißigſte Kugel aus Maxens Form, und nur die drei waren noch nach.

Da brach das Unwetter los, das unterdeſſen immer höher heraufgekommen war, furchtbar krachte

der Donner in den Bergen wieder, Blitz auf Blitz schoß herab, bald hie, bald da eine Riesentanne niederschmetternd! Der Sturm heulte und in sein Heulen mischte sich das gräßliche Wehgeschrei ehemaliger Freischützen, die als bleiche blutige Schatten den Zauberkreis umwirbelten.

Da ertönte, Donner, Sturm und Geistergeheul übertäubend, der Höllenjubel der wilden Jagd, welche auf den Flügeln des Sturmwindes durch die Luft daherbrauste, unter Peitschengeknall, Hundegebell und Rossegewieher stimmten sie ihren furchtbaren Jagdgesang an:

Joho! hoho! hoho!
Joho, die wilde Jagd! —
Die wilde Jagd bei Nacht! —
Hoch durch die Luft,
Tief durch Kluft,
Durch Wald und Moor,
Durch Nebelflor.
Trara! Hauhau! Joho!
Hoho! — hoho! — hoho! — — —

Immer wüthender tobte der Sturm, immer entsetzlicher wurden die Larven, welche den Kreis umwirbelten! — Die Erde bebte, und schien sich öffnen zu wollen, um die Frevler zu verschlingen. „Samiel!“ heulte Casper, sich am Boden windend. „Samiel!“ wiederholte Max bebend, indem er die letzte Kugel aus der Form fallen ließ und selbst aus dem Kreis sprang.

„Hier bin ich!“ donnertete eine furchtbare Stimme. Max blickte auf und stürzte ohnmächtig zu Boden. Da schlug es Eins! verschwunden war plötzlich der tolle Spuck! alles still! — Casper sprang ebenfalls aus dem Kreis, seinem Gefährten zu Hülfe.

* * *

Bleich und erschöpft wankten Casper und Max nach der Schenke zurück. „Er hat uns diesmal warm gemacht!“ murmelte Casper, „doch was schadt's? einen gescheidten Kerl ficht so was nicht an, und die Glückskugeln haben wir in der Tasche.“

In der Schenke war noch voller Jubel, und recht seltsam wollte es dem Max bedünken, daß hier Niemand etwas von dem furchtbaren Unwetter wußte.

„Sprich nicht davon!“ raunte Casper ihm zu — „das Mordwetter hatte der Alte blos uns zu Ehren heraufbeschworen, es reichte nicht über die Wolfsschlucht hinaus.“

Als der Morgen graute, schlich Max nach Hause, Agathe schrieb sein bleiches Aussehn der verschwärmten Nacht zu, und schalt ihn scherzend, daß er gar zu wild getanzt habe. Max ließ sie in diesem Glauben, denn die Wahrheit würde ihr frommes Gemüth nicht ertragen haben.

Als der Tag hell schien, stürmte er hinaus in den Wald, sein böses Gewissen ließ ihn nicht rasten in der friedlichen Wohnung! — Er versuchte einige seiner Kugeln und was er wollte, das traf er, es mochte noch so fern von der Schußweite seyn. — Reicher denn je, war heute seine Beute, aber er hatte keine Freude dran, denn er wußte ja, nicht seiner

Geſchicklichkeit dankte er ſie, ſondern der Hülfe einer finſtern Macht.

„Nein! diesmal und nicht wieder!“ rief er, ſein Entſchluß ſtand feſt, nur vor dem Fürſten wollte er diesmal noch nicht gedemüthigt ſtehen, aber war dieſe Jagd vorüber, ſo — das beſchloß er feſt, wollt' er lieber ſeinen Abſchied nehmen, als noch einmal zum Böſen ſich verleiten laſſen — „o hätt' ich dieſen Entſchluß ſchon früher gefaßt!“ ſeufzte er, „jetzt iſt's geſchehen das heilloſe Werk!“ — er warf einen tiefen Haß auf Casper und mied ihn, ſo ſehr ihn dieſer auch aufzuſuchen ſchien.

Am dritten Tage kam der Fürſt an mit einem glänzenden Gefolge. Das Jagen begann, und Casper und Max ſetzten Alles in Erſtaunen durch ihre Geſchicklichkeit und Sicherheit im Treffen — Max aber wurde vorzüglich von denen angeſtaunt, die ſein früheres Mißgeſchick kannten, und mancher fromme Jäger vermied ihn ſcheu, da er Unheimliches ahnte.

Die Jagd war beendet, unter ſchönen Zelten wurde ein fürſtliches Mahl bereitet, woran alle Jäger

Theil nahmen, auch die Treibe-Bauern wurden nicht vergessen, und für die Frauen und Kinder der Förster aus der Umgegend, war ein eignes Zelt bestimmt. Unter den Frauen befand sich auch Agathe mit der kleinen Marie.

Als das Mahl fast geendet, entstand in dem Zelte des Fürsten ein Streit, wer sicherer träfe: Casper oder Max, der Fürst war für seinen Liebling Max und er ließ selbigen rufen so wie auch den Casper, um den Streit an Ort und Stelle zu entscheiden.

Als Casper hörte, worauf es ankam: flüsterte er seinem Vetter leise zu: „Du magst diesmal den Sieg behalten! schieß jene Taube dort, welche oben auf dem Zelt der Weiber sitzt, es scheint unmöglich, daß ein Gewehr so weit trägt."

Max trat vor und fragte den Casper: ob er sich getraue: jene Taube auf dem Zeltdach der Weiber herunter zu schießen, Casper seiner Rolle gemäß, verneinte es. „Nun, so will ich's!" rief Max,

legte an, zielte, — der Schuß ging los, und mit zerschmettertem Haupte stürzte Agathe, welche eben mit ihrem Kinde auf dem Arm aus dem Zelte getreten war, zu Boden.

Ein Schrei des Entsetzens rang sich aus jeder Brust, über das furchtbare Begebniß — Max, außer sich, drang hin zum Zelte, und als er sein geliebtes Weib todt und neben ihr das wimmernde Kind erblickte — schwirrte es wie Hohngelächter der Hölle um ihn: „Sechzig treffen! Dreie äffen!" ohnmächtig stürzte er zu Boden.

Er kam wieder zu sich — erzählte, was sich begeben und verfiel dann in einen wilden Wahnsinn, so daß man ihn in Ketten legen mußte. — Nach Jahr und Tag machte der Tod seinen Leiden ein Ende. Der Fürst ließ die kleine Marie erziehen, Caspar war spurlos verschwunden, und nie hat man wieder Etwas von ihm gehört und gesehen. Sicher hat er aber auch seine Strafe durch den Bösen, welchem er sich ergeben empfangen und wird jetzt

wie andere seines Gleichen mit dem wilden Jäger um die Wette gehetzt.

* * *

Die Kinder waren diesmal nicht so ganz mit Nannettens Erzählung zufrieden! Fritz ärgerte sich, daß der Casper so gut — wenigstens noch auf einige Zeit davon gekommen, die sanfte Alwina meinte: daß die arme unschuldige Agathe wirklich erschossen wurde, sey doch gar zu gräßlich! und Mina sagte frei heraus: daß ihr die Geschichte lange nicht so gefallen habe als die Oper gleiches Namens, weil erstens Max hier nicht mehr Bräutigam sey! und zweitens weil das muntere Aennchen gänzlich fehle, und also nicht das hübsche Liedchen: „Kommt ein schlanker Pursch gegangen," singen könne.

„Ja!" fiel Fritz ein, „und der Jägerchor fehlt auch!"

„Und das Lied der Brautjungfern!" fügten Friederike und Bertha lachend hinzu.

„O weh!“ rief Nannette mit komiſcher Trauer — „o weh, ich arme Märchenerzählerin! wie fallet Ihr geſtrengen Rezenſenten über mich her? — was ſoll ich ſagen, um Euern Zorn zu beſchwichtigen? — Gern, Ihr geſtrengen mitleidigen Seelen! würde ich ja Alles ſo erzählt haben, wie der gute alte Herr Kind in Dresden, es in ſeiner Oper ſich begeben läßt — aber da müßt' ich ja die Wahrheit allzuweit links liegen laſſen! Wiſſet nämlich: daß die Geſchichte, wie ich Euch ſie erzählte, Wort für Wort — will ich eben nicht ſagen! aber doch ſonſt ganz genau mit der Volksſage übereinſtimmt, wie ſie noch in dem Munde der Böhmen lebt — Eben darin beſteht ja die Moral des Märchens, daß kein großes Verhängniß den Förſter Max zum Böſen trieb, ſondern ſein wilder Waidmannsübermuth, der ihn trotz ſeines guten Herzens trieb, mit der Hölle anzubinden, ſtatt den Himmel anzuflehen, und was dieſer ihm auferlegt, als Prüfung in Demuth zu ertragen. Das luſtige Jägervolk ſtand von jeher in dem Ruf, ſich um den Himmel

nicht allzuviel zu kümmern, und ſo enthält dieſes Märchen in ſeinem düſtern Ausgang eine eindringliche Warnung für Alle, die es angeht. — Freund Johannes meinte einmal: „auf jeden Stand ließe ſich ein ſolches Märchen anwenden, da die Menſchen nicht ſowohl durch ihre Herzen, (welche von Natur meiſtentheils gut,) als durch ihre verletzte Eitelkeit und ihren unbändigen Hochmuth ins Verderben geriethen.“ Er nannte meinen Max einen „Wald-Fauſt.“ Friederike und Bertha werden wiſſen, was er damit meinte, und auch Ihr Kleinen werdet es dereinſt verſtehen, wenn Ihr erſt älter ſeyd.“

Die Kinder gaben ſich zufrieden, beſonders als Nannette ihnen verſprach: noch ein Märlein ihnen zum Beſten zu geben.

Fritz. Aber wenn Dir's möglich iſt: etwas Luſtiges.

Alwina. Darum bitte ich auch, denn obgleich mir Dein Freiſchütz nicht ganz gefallen hat, ſo träume ich doch gewiß die ganze Nacht davon, wenn ich noch mehr ſchaurige Geſchichten hören ſoll.

Nannette. Ohne Furcht! ich will Alles anwenden, um mir den Beifall meiner verehrten Zuhörerſchaft zu erwerben! alſo merkt auf:

VI.

Harun al Raschid.

Der Calif von Bagdad, Harun al Raschid, war der weiseste, beste und mächtigste Fürst, der jemals über Bagdad herrschte. — Wahrlich! außer dem König Salomo hat wohl nie ein weiserer Monarch gelebt, und Viele wollen behaupten: Harun al Raschid sey noch weiser gewesen, als selbst Salomo, denn Harun blieb sich gleich, so lange er lebte, da hingegen Salomo am Ende seiner Tage ein Narr wurde, und von seiner eignen Weisheit gestand: „Es war Alles eitel!"

Ein besseres Herz denn König Salomo hatte Harun jedenfalls! Er war nie weise auf Kosten

J. Tenniel del.

Harun_al_Raschid.

[illegible]
Paris

seiner Mitmenschen, die er wie seine Brüder liebte. — Alles Gute liebte er, wo er es fand, fand er aber das Böse und das Gute durch das Böse gefährdet, dann übte er auch unerbittliche Strenge, und wehe dem, dessen Gewissen nicht rein war! seine besten Freunde würden keine Dattel gegen seinen Kopf gesetzt haben.

Weil seine nächsten Umgebungen nun wohl wußten, daß in gewissen Punkten nicht zu spaßen sey, so hatte Harun al Raschid das Glück, dessen wenige Fürsten sich rühmen können, nämlich lauter Diener zu besitzen, die sich sehr in Acht nahmen, ihn zu belügen, ihm zu schmeicheln und sein Volk zu bedrücken. Das Volk betete den Monarchen deshalb an, und lachte nur, wenn Fremde behaupteten, der weise Fürst sey doch ein wenig allzuabentheuerlich und fantastisch gesinnt, und mache sich allzuwenig aus der Etiquette, ohne welche doch eine ordentliche Hofhaltung nicht bestehen könne, und eine feierliche Präsentation eine ganz und gar unmögliche Sache sey."

Allerdings war es auch nicht zu läugnen, daß Harun großes Wohlgefallen an romantiſchen Abentheuern hatte! deshalb durchſtreifte er — beſonders bei Nacht — in unſcheinbarer Kleidung die Straßen von Bagdad, nur begleitet von ſeinem Freunde, dem Weſſir Abdallah. — Da hörte und ſah er denn oft wunderſame Dinge und merkte ſie ſich, und mancher Schuft, hohen und niedern Standes, war oft nicht wenig erſchrocken, wenn, nachdem er am Abend ein Lumpenſtück verübt, am andern Morgen ein Aga kam und ihm eine Einladung brachte, ſchnell zu eilen zum Throne des Califen, denn nun war er ſicher: daß er wenigſtens eine derbe Baſtonade erhalten würde, und nicht ſelten verlor ein ſolcher Gauch bei ſolchen Gelegenheiten den Kopf — denn wie geſagt: in gewiſſen Punkten verſtand der ſonſt humoriſtiſche Harun keinen Spaß.

Indeß gerieth der Calif nicht ſelten in Gefahr, auf ſeinen Incognito-Wanderungen auch allerlei unangenehme Erfahrungen zu machen — denn im Morgenlande iſt das Volk brutal, rachgierig und

jähzornig, so daß oft um Kleinigkeiten, worüber es in Berlin und Meißen höchstens Ohrfeigen und Nasenstüber setzen würde, ein armer Teufel einen Dolchstich erhält, der ihn ohne weiteres schnurstracks in den Vorhof des Paradieses oder der Hölle versetzt.

Harun al Raschid hatte es bis dato immer für unmöglich gehalten, daß einem Califen incognito Unangenehmes widerfahren könne; nachdem er aber einstmals nebst seinem Wessir unerkannter Weise von einigen groben Lastträgern tüchtig war durchgeprügelt worden, weil er sich unberufen in ihre Händel gemischt, — da kam er auf andere Gedanken und beschloß sich für die Zukunft sicher zu stellen.

Das machte er so:

In alle Stadtviertel wurden Wachen vertheilt, und Patrouillen durchzogen fortwährend die Straßen — sie ließen Jedermann ungehindert gehen wie er wollte, entstand aber Lärm, so eilten sie herbei und nahmen die Anstifter gefangen. Nur einen gewissen Mann, welchen Niemand kannte, durften sie nicht nur nicht festnehmen, sondern mußten ihn

auch — ſo lautete des Caliſen ausdrücklicher Befehl — gegen alle Gefahr ſchützen als wär' es der Calif ſelber geweſen.

Das Wort, woran jeder Häſcher, Polizeimeiſter und Aga den Mann erkannte, hieß El Bondocani.

* * *

„Laß uns," — ſprach Harun al Raſchid der glorreiche Calif von Bagdad, zu ſeinem getreuen Weſſir Abdallah, — „laß uns unſere Wanderſchaft beginnen; im öſtlichen Stadtviertel weiß ich ein Haus, wo grade heute der Spitzbube von Cadi*) einen Schelmenſtreich zu verüben gedenkt, indem er wider meinen ausdrücklichen Willen eine arme Wittwe wegen rückſtändiger Steuern aus ihrem Hauſe treiben will. Wir wollen dem Gauch das Handwerk für immer legen! zuvor jedoch die Wittwe prüfen — komm! unterwegs ſag' ich Dir alles, was zu wiſſen nöthig."

*) Richter des Stadttheils.

„Herr! Dein Wille geſchehe!“ ſprach der Weſir, und beide Abentheurer machten ſich auf nach dem öſtlichen Stadtviertel. Die Wittwe des weiland Aga Kaſan ſaß mit ihrer ſchönen Tochter Zoë im engen Stübchen, welches von einer Lampe nur ſparſam erhellt wurde. Beide ſtickten emſig an einem ſchönen Teppich, welchen ein reicher Bräutigam für ſeine Braut beſtellt hatte.

Die ſchöne Zoë ſchwatzte während der Arbeit von allerlei luſtigen Dingen, um ihre Mutter aufzuheitern — aber die bekümmerte Mutter blickte nur traurig bald umher, in dem Zimmer, bald die blühende Tochter an, und ſchien nichts zu hören von den luſtigen Geſchichten aus der älteſten Sammlung der „Tauſend und eine Nacht.“

Ein Weilchen noch erzählte Zoë fort, endlich aber ertrug ſie es nicht mehr, die kunſtreiche Nadel entſank ihrer Hand, Thränen entſtürzten ihren Augen, ſie ſprang auf und warf ſich der Mutter an den Buſen, allen Troſt hervorſuchend und in ſüßen Worten ihn aushauchend.

„Gutes Kind!“ sprach die Mutter bewegt — „liebes, gutes Kind! — sey nur ruhig! auch ich will es seyn, denn ich sehe schon: was Allah einmal über uns beschloßen hat, müssen wir ertragen in Ergebung! Mag der böse Casan kommen, und uns vertreiben aus unserm kleinen Eigenthum — Allah ist groß und gut, und wird uns nicht ganz verlassen.“ —

„Wie wär' es, liebe Mutter!“ sprach Zoë — „wie wär' es, wenn Du das Letzte versuchtest und des Califen Gnade erflehtest, er soll gerecht seyn und großmüthig.“ —

„Er soll!“ entgegnete die Mutter bitter — „wenn er es wirklich wäre, würde er Jahrelang einen Unmenschen wie unsern Cadi in Amt und Würde gelassen haben?“

— Vielleicht hat es noch Niemand gewagt, ihm den Cadi so zu zeigen, wie er ist. —

„Und mir, der armen Wittwe, meinst Du, sollt' er glauben? um meinetwillen einen Beamten absetzen oder gar bestrafen?“

— „Nennt ihm den Namen meines Vaters, der für ihn im Kampfe gegen die Gjauern fiel.“

„Das hat der mächtige Harun al Raschid lange vergessen, sonst schmachteten die Wittwe und die Tochter des treuen Dieners nicht in Elend —“ Zoë wollte eben etwas erwidern, als heftig an die kleine Hausthür gepocht wurde, zugleich rief eine flehende Stimme: „Oeffnet! um des Propheten willen öffnet!“

Erschrocken fuhren die Frauen von ihren Sitzen auf. „Ein Hülfe Flehender!“ sprach Zoë bittend — „Ich öffne!“ rief die Mutter, und eilte, rasch zu thun, wie sie gesagt.

Als sie die Hausthür öffnete, stürzte ein schöner Jüngling ihr entgegen, in unscheinbarer Kleidung, doch von edlem Anstande. In seiner Rechten blitzte ein langer Dolch, womit er sich, wie es schien, gegen Verfolger vertheidigt hatte.

Als er ins Haus geschlüpft, drückte er rasch die Hausthür wieder an und sprach: „Gebt mir Schutz, liebes Weib! der Cadi Osmin und seine

Häſcher verfolgen mich und wenn ſie mich erwiſchen, iſt es um mich gethan."

„Das wäre Schade um ein ſo junges Blut" verſetzte die Alte. — „Kommt nur, kommt! ſo lange ich ſelbſt in meinem Stübchen ſicher bin, d. h. ungefähr bis Morgen! ſollt auch Ihr ſicher ſeyn." — Somit führte ſie ihren Gaſt in die Stube.

Nicht wenig war dieſer verwundert, als er die ſchöne Zoë erblickte, und erfuhr, daß ſie die Tochter der Alten ſey. — Doch ließ er ſich nichts merken, und bat nach einiger Zeit die Alte um ein wenig zu eſſen.

„Damit kann ich Euch nicht dienen," lächelte die Alte — während Zoë erröthend die Augen niederſchlug, „Euer Verfolger iſt auch der Meinige und hat mir heute den letzten Deut genommen, und kann ich ihn morgen nicht den Reſt der Steuern zahlen, ſo treibt er mich und meine arme Zoë aus dem Hauſe, deßhalb ſeht Ihr uns noch ſo ſpät bei der Arbeit."

„Warum wendet Ihr Euch nicht an den Caliſen?“ fragte der Fremde.

„Der würde uns auch nicht helfen,“ lachte die Alte. „Wer weiß!“ verſetzte ihr Gaſt, indem er mit großen Schritten durchs Zimmer ging. Nach einiger Zeit ſtand er ſtill und rief lächelnd: „In der That, mich hungert! und da Ihr mir nichts geben könnt, ſo muß ich wohl ſelbſt Anſtalt machen, Etwas herbei zu ſchaffen.“ Er trat ans Fenſter, öffnete es, und rief in einer fremden, den beiden Frauen unverſtändlichen Sprache etwas hinaus; und mit Erſtaunen bemerkte die Mutter jetzt — (welche hinter ihm ans Fenſter geſchlichen war,) daß eine Geſtalt unterm Balcon weg haſtig davon eilte.

„Was iſt das?“ fragte ſie. —

Der Fremde ſchloß das Fenſter, und verſetzte unbefangen: „Ich gab meine Befehle zur Herbeiſchaffung eines guten Abendmahls —“

— Wie iſt mir denn — Ihr ſeid ein Flüchtling, vom Cadi verfolgt und —

„Ich hab' gelogen, Mütterchen! ich laufe nicht

vor einem Cadi davon — im Gegentheil er eher vor mir, wenn er meine Cameraden erblickt.“ Die Mutter erſchrak heftig. — „Beim Propheten!“ rief ſie, „am Ende ſeid ihr ein Räuber.“

Der Fremde lachte laut auf: „Errathen! ein Räuber! Hahaha! —“

Der Mutter war im mindeſten nicht lächerlich zu Muth, eben ſo wenig der ſchönen Zoë, welche anfangs den ſchönen jungen Mann mit Theilnahme betrachtet hatte, nun aber faſt unmuthig ſich von ihm wandte. Der Fremde bemerkte es, und ſprach ſanft: „Schöne Zoë, Du haßeſt mich, weil ich ein Räuber bin? ach wüßteſt Du, wer mich dazu gemacht hat — auch raub ich nimmer Geld und Gut, ſondern ganz etwas Andres — was meinſt Du, Zoë, wenn ich Dich mit mir fortführte.“

Zoë erröthete aufs neue, die Mutter aber merkte: daß der junge Gaſt doch wohl kein Räuber ſey — „am Ende,“ (dachte ſie,) „iſt's ein Freier, der unerkannt um Zoë werben will —“ ſie ſtimmte daher in ſeine Scherzreden mit ein, ſo, daß auch

Zoë's Furcht ſich verlor und ſie wieder anmuthig lächelnd ſich mit dem Fremden unterhielt.

„Weshalb iſt denn der Galgenſtrick von Cadi eben auf Euch, Mütterchen! ſo erboßt?" fragte plötzlich mitten im Geſpräch abbrechend, der Unbekannte.

„Weil ich ihm meine Zoë nicht zum Weibe geben will!" verſetzte die Alte. „Sie iſt die Tochter eines braven Aga, der im Kriege fiel, und ich will nicht die Schwiegermutter eines Schelms ſeyn."

Indem wurde an die Hausthür gepocht und mit einem hellen Glöckchen geklingelt.

„Ach meine Leute!" rief der Unbekannte, „öffnet getroſt, Mutter! es ſoll Euch nicht gereuen."

Kopfſchüttelnd öffnete die Mutter, und blieb faſt zur Bildſäule erſtarrt ſtehen, als ſie die Pracht erblickte, welche begann, ihr kleines Haus zu erfüllen. —

Vier und zwanzig reichgekleidete Schwarze trugen goldne und ſilberne Gefäße mit den auserleſenſten Speiſen, in kriſtallnen Flaſchen perlten köſtliche Weine und andere feine Getränke. Vier und zwanzig noch koſtbarer gekleidete Pagen aber ſpielten auf

Flöten und Zinken, und zwölf kleine Knaben trugen, auf Polstern von Goldbrokat und farbiger Seide so prächtige Gaben an Stoffen und Juwelen, daß der Alten im eigentlichsten Wortverstande die Augen übergingen.

Der Anführer der Bande führte alle ohne Weiteres bis vor die Zimmerthüre, wo er zuerst die Knäblein eintreten ließ, welche sich der schönen Zoë nähten und knieend ihr die Geschenke zu Füßen legten. Dann traten die Mohren ein, bereiteten die Tafel, streuten Weihrauch und Ambra auf heiße Platten und reichten in goldnen Schalen dem Unbekannten so wie den Frauen, Rosenwasser zum Händewaschen.

Der Fremde ergötzte sich an dem Erstaunen und der Verlegenheit der schönen Zoë — die Mutter wusch sich, ohne etwas denken zu können, die Hände und würde noch bis auf diese Stunde damit fortfahren, wenn nicht ihr seltsamer Gast sich endlich ihr genaht, und sie aufgefordert hätte: sich auf die Polster nieder zu lassen, welche die Sclaven vor der

Tafel ausgebreitet hatten. Zoë hatte schon ihren Platz eingenommen, die Mutter setzte sich neben sie, und der Fremde sich Beiden gegenüber, fröhlich das Mahl beginnend, und den Wein nicht sparend, woraus denn beide Frauen wohl abnahmen, wie er ein sehr vornehmer Gläubiger seyn müsse. Süße Harmonien ließen die kunstreichen Pagen während des Mahls ertönen, daß Zoë fast darüber vergaß, von den köstlich bereiteten Speisen zu kosten, um nur ungestört lauschen zu können — als das Hauptmahl geendet war, und die Sclaven Sorbet herum reichten, forderte der Fremde das schöne Mädchen auf: doch auch etwas zu singen, und alsbald reichte ihr ein Page seine Guitarre.

Zoë blickte verlegen nach der Mutter, doch die, lustig ihr zunickend, rief: „Singe nur, Töchterchen!" und Zoë sang das Lied: „die Sultanin der Nachtigall." —

Als sie geendet, rief der Fremde: „Trefflich! schöne Zoë! — und jetzt will ich auch singen." Er nahm das Instrument, winkte den Pagen und be-

gann, indem ſie ihn mit ihren Inſtrumenten begleiteten:

„Weiſe, wer fröhlich das Leben genießet,
Ehe der prangende Frühling dahin.“
Laſſet uns koſen!
Bringet mir Roſen!
Roſen wohl ſind mir der ſchönſte Gewinn. —
Mögen doch Helden den
Ruhm ſich zu mehren,
Länder erobern!
Länder zerſtören!
O ſolche Ehre
Wird keinen erfreu'n!
Mein Ruhm — ich ſchwöre! —
Sey fröhlich zu ſeyn.

* * *

— „Horch! was war das?“ unterbrach die Mutter den Sänger. „Mir war's, als pochte es an die Hausthür.“ Und im nämlichen Augenblick pochte es noch einmal und eine heiſere Stimme krächzte: „Aufgemacht! aufgemacht!“ —

„O Himmel!“ riefen Mutter und Tochter — „o Himmel! der Cadi!“ — und die Mutter wollte

aufſpringen, um ihn einzulaſſen. Der Fremde hielt ſie aber und ſprach, die Erſtaunte wieder zum Sitzen nöthigend. „Iſt nicht nöthig! der Herr kann warten!“ damit gab er den Pagen einen Wink, und fuhr im Singen fort:

„Auch will ich nimmer mit grämlichen Mienen
Tadeln die Freude, die Andre entzückt!
Nimmer bekehren!
Nimmer es lehren:
Wie Büßen und Beten für Fromme ſich ſchickt.“ —

„Oeffnet, im Namen der Gerechtigkeit!“ brüllte draußen der Cadi und donnerte an die Hausthüre, daß das ganze Haus erbebte.

„Allah!“ kreiſchten die Frauen, „Er hat ſeine Häſcher bei ſich und wird die Thüre ſprengen!“

Lachend ſang der Fremde weiter:

„Jeder hat hier
Im Lebenskreiſe,
Eig'ne Manier
Und eig'ne Weiſe!
Ich habe die:
Stets luſtig zu ſeyn!

Vivat der Frohsinn! —
Vivat der Wein."

* * *

Ein furchtbarer Schlag geschah und die Hausthüre stürzte in Trümmer. Die Frauen waren halb ohnmächtig vor Schreck — der Fremde winkte dem Gefolge, welches sich schnell durch eine Seitenthür entfernte, er selbst blieb.

Der Cadi stürmte ins Zimmer mit seinen Schergen und wollte wüthend auf die Wittwe losfahren, indem er schrie: „was ist das für eine heillose Wirthschaft hier?" —

Der Fremde aber trat zwischen ihn und die Frauen, und sprach: „Was ist das für eine Art, Herr Cadi, in die Wohnung einer unbescholtnen Wittwe zu dringen?" —

„Gauch!" schnob der Cadi ihn an, „soll ich Dir Rede stehen? Das Weib ist dem Califen ein Jahr Steuern schuldig! ich habe das Recht, sie aus dem Hause zu werfen, wenn sie nicht zahlt."

„Ei! übt Barmherzigkeit!"

„Ich will nicht!“

„Der Calif wird ja nicht gleich zum Bettler deshalb werden! Wenn Ihr ihn vollends die Noth der armen Wittwe vorstellt, so thut er wohl ein Uebriges und bezahlt die Schuld.“

— Ich will nicht! —

„Uebet Barmherzigkeit, Cadi! denkt: es könnte leicht kommen, Ihr bedürfet ihrer für Euch selbst —“

Der Cadi lachte höhnisch und sprach: „Das sey meine Sorge! übrigens seh ich jetzt: wie sehr tugendsam die Wittwe ist — Hoho! — Weihrauch — eine gedeckte Tafel — Musik! ziemt sich so Etwas für eine Wittwe?“

„Warum nicht? ich habe alles bereiten lassen, weil ich diesen Abend noch um ihre Tochter zu werben gedenke.“ —

— Die Pest auf Euch! wer seyd Ihr? aus welchem Gaunerstamm seyd Ihr entsprossen? aus welchem Bagno entwischt!? —

„Herr Cadi! jetzt fahre ab, wenn Dir Leib und Leben lieb ist!“ sprach plötzlich ernst der Fremde. —

„Hoho!" lachte der Cadi. „Was das Bürschchen ſich für ein Anſehn giebt! — Sprich, wer biſt Du?" —

„Pack' Dich fort, alter Narr!"

„Tod und Hölle!" (kreiſchte der Cadi) — „ein alter Narr? ich? der Cadi? die hohe Obrigkeit ein alter Narr? — He! Häſcher ergreift die Weiber und den Gauch da, und gebt ihm ſo lange die Baſtonade, bis er höflich wird und Euch ſeinen Namen ſagt."

„Iſt nicht nöthig!" ſprach der Fremde ruhig, als die Häſcher eben die Klauen ausſtreckten, ihn zu packen, „ich nenne mich El Bondocani."

Als hätte ſie der Blitz getroffen, ſtürzten ſämmtliche Häſcher vor dem Fremden zu Boden, mit ihren Stirnen die Erde berührend, und der Cadi rutſchte wie ein Hund auf dem Bauche heran, den Staub zu küſſen von des Califen Füßen, denn Niemand anders war der Fremde, aber der Calif gab ihn einen unſanften Fußtritt auf die Naſe, und rief ſein Gefolge.

„Du ungetreuer Knecht!“ sprach er alsdann zu dem Wimmernden, und zu den Häschern: „Ihr elenden Hunde! befolgt Ihr so die Befehle Eures Califen, zu schützen die Schutzbedürftigen? zu schonen die Armen, und menschlich zu seyn selbst gegen Schuldige, so weit es sich mit Eurer Amtspflicht verträgt? — Ihr habt es geschehen lassen: daß vornehme Buben den Geringern ungescheut beleidigten, Ihr selbst habt die Armen bedrückt und ruhige unbescholtne Leute muthwillig verfolgt. — Nun wartet! lange hab' ich Geduld geübt, aber nun ist das Maaß Eurer Uebelthaten voll, und die Strafe werde Euch mit gleichem Maaße gemessen.“

Der Calif winkte, die Mohren rissen den Cadi und seine saubern Gehilfen vom Boden auf, und schleppten sie vor die Hausthür, warfen daselbst alle miteinander auf die Bäuche, und begannen dermaßen zu bastonaden, daß bald das ganze Viertel wach wurde, ob des furchtbaren Gebrülls, welches eine geprügelte hohe Obrigkeit erhub.

Während dies draußen geschah, machte droben

im Stübchen Harun al Raſchid der ſchönen Zoë in wohlgeſetzter Rede, einen Heirathsantrag, und man kann denken: daß die ſchöne Zoë dem ſchönen und liebenswürdigen Califen keinen Korb, vielmehr ihm ein recht herzliches Jawort gab und der Calif war ſo galant, ihr zu ſagen, daß er nun der glücklichſte Calife auf Gottes Erdboden ſey, was der ſchönen Zoë hinwiederum ſo lieblich in den zarten Lilien-Ohren klang, daß ſie davor das Gebrüll unterm Fenſter ganz und gar nicht hörte. Endlich konnten die Mohren nicht mehr prügeln und die Geprügelten kaum mehr ſtöhnen! man ſchleppte ſie daher fort in den Thurm, um dort ihre weitere Strafe zu erwarten.

Statt deſſen nahte ſich ein glänzender Zug dem beſcheidenen Häuschen der armen Aga-Wittwe, Palankine von Gold und Elfenbein mit ſeidnen Polſtern und Decken, Fackeln — bunte Laternen! ſchöne Roſſe und blitzende Waffen, und eine Unzahl Sclaven und Sclavinnen, alle kamen heran, die ſchöne

Zoë und ihren erhabenen Bräutigam in die fürſtliche Burg zu Bagdad abzuholen.

Sie langten denn auch glücklich daſelbſt an, ihre Vermählung mit großer Pracht feiernd, und wurden auch keine Feuerwerke abgebrannt, weil dazumal noch das leidige Pulver nicht erfunden war, ſo gab es doch ſo viele andere ſchöne Dinge zu ſchauen, daß vierzehn Tage nicht hinreichten ſie zu ſehen, viel weniger ſie wieder zu erzählen. Ich weiß deshalb denn meiner Geſchichte nichts mehr hinzuzufügen als daß der weiſe Calif Harun al Raſchid und ſeine ſchöne Gemahlin Zoë, lange Jahre glücklich und zufrieden und ganz gewiß noch heute lebten, wenn ſich nicht der fatale Umſtand ereignet hätte, daß Beide eines Tags ſich unwohl fühlten. — Man rief den Leibarzt der kam und verſchrieb eine Medicin, worüber der Calif ſich ſo entſetzte: daß er auf der Stelle den Geiſt aufgab, und da ſeine Frau gewohnt war, in allen Dingen ſeinem Beiſpiel zu folgen, ſo —“

* * *

Indem rollte der Wagen vor das Gartenthor, die Kinder ſprangen auf, den heimgekehrten Eltern entgegen — aber welch einen Jubel gab es, als den Eltern ein junger Mann folgte, welchen die Kinder als ihren geliebten Vetter und Freund Johannes erkannten! die kleinen Menſchen hingen mit ganzem Herzen an ihm, beſonders Mina, welche auch — was ſie recht gut wußte — ſein Liebling war. — Im erſten Tumult des Wiederſehens verſtand Keiner was der Andre ſagte. Aber darin waren alle im Klaren: daß ſie ſich freuten, einen geliebten Menſchen wieder geſund und wohl unter ſich zu haben. — Darauf bezog ſich auch Alles, was dieſen Abend überhaupt noch geſprochen wurde, und iſt es Euch, o günſtige Leſer und Leſerinnen! ſchon einmal ſo gut geworden: einen ſcharmanten Vetter, der von langen Reiſen heimkehrte, zu begrüßen, ſo möget Ihr Euch Alles ausführlich vorſtellen, welches Euch ſonder Zweifel amüſiren wird.

* * *

Fünfter Abend.

Wenn Ihr, meine sehr lieben jungen Leser und Leserinnen! mit dem, was ich Euch bis dato erzählte, nur halb so sehr zufrieden seyd, wie die Kinder des Herrn Doctor Schmidt mit den Erzählungen der artigen Nannette — so statte ich Euch hiemit meinen besten Dank für Eure Nachsicht und Güte ab. — Ganz glücklich würde ich mich aber fühlen, wenn es mir gelungen wäre: Euer besonderes höchst schätzbares Wohlwollen zu erringen, — ich meine: daß Ihr meine Mährchen nicht nur gerne, sondern auch etwas Weniges lieber läset als die Geschichten der Madame Amalie Schoppe in Hamburg, oder „Lieb Tantchen," oder das bekannte

„Bitte bitte, lieber Vater, liebe Mutter, lieber Onkel, liebe Tante, lieber Freund, kaufe mir das allerliebste Buch mit den schönen Kupfern und den schönen Geschichten.“

Warum ich mich darüber so höchlich erfreuen würde, will ich Euch sagen:

Ich habe nämlich gefunden, daß jene Bücher zwar sehr gut gemeint, aber sehr schlecht gerathen sind! — Die lieben Verfasser und Verfasserinnen haben für Euch Kinder recht kindlich und gemüthlich schreiben wollen, da es aber schon lange her ist, daß sie selbst Kinder waren, so sind sie darüber in eine läppische kindische Manier verfallen. Ihre Sprache ist fad und süßlich, ihre Moral ist affectirt, was aber das Schlimmste ist: die holden Kindlein, wovon sie Euch erzählen und sie Euch zum Muster aufstellen, sind in der Regel wahre Engelein, denen nur die Flügel fehlen, um schnurstracks gen Himmel zu fahren, und die überaus gescheidt in den zierlichsten Redensarten von Weisheit

und Tugend parliren, worüber die lieben Eltern — nämlich die in jenen Büchern — denn natürlich in übermäßiges Entzücken gerathen, heiße Freudenzähren weinen, und andächtig niederknien, um Gott zu danken: daß er ſie mit ſolchen Engeln von Kindern verſehn.

Ihr habt, meine jungen Freunde! wohl ſchon oft das Lächerliche ſolcher rührenden Beſchreibungen edler, großherziger und tugendhafter Kinder recht lebhaft empfunden, da Ihr recht gut wiſſet: daß es in der wirklichen Welt ganz anders her geht! — Du, z. B., mein geehrter Leſer: Fritz, Adolph, Eduard, oder wie Du ſonſt heißeſt! Du weißt wohl eben ſo gut wie ich: daß Du zu Zeiten ein ungezogner Bengel biſt, täppiſch, naſchhaft, faul, naſenweis und raufluſtig, und daß mit Dir kein Auskommen wäre, wenn nicht Papa und Dein Lehrer gelegentlich ein gewiſſes wohlbekanntes Haſelſtöckchen hervorlangten und damit — nun Du weißt, was ich meine! —

Eben ſo iſt es Dir, günſtige Leſerinn! ſehr wohl

bekannt, daß Du mit nichten ein Engel biſt! ſondern ſehr oft ein eigenſinniges, boshaftes, naſchhaftes plauderhaftes Ding, mit welchem Mama ihre liebe Noth hat, und die ebenfalls den Haſelſtock gleich dem Herrn Bruder empfinden würde, wenn Mama nicht zu gutmüthig wäre, um dem Papa Alles zu klagen.

Ich kenne aber Einige unter Euch, die den Unſinn in jenen Büchern ſich gemerkt haben, die ſchönen Redensarten jener löſchpapiernen Kindlein auswendig wiſſen, und darauf ausgehen: ihre Eltern damit hinters Licht zu führen. — Pfui! über dieſe jungen Heuchler! — kein guter Menſch, kein wirklich unbefangenes Kind wird ſich von ihnen täuſchen laſſen, ſondern ſie recht herzlich verachten — und werden ſie älter und verſtändiger, ſo werden ſie es bitter beklagen, ſich auf ſolch' einem Abwege befunden zu haben; fehlt ihnen die Kraft, die Feſſeln der Angewohnheit zu zerſprengen, ſo zerfallen ſie mit Himmel und Erde, — glauben an nichts Edles und Großes mehr, und haben keine Freude an Gottes herrlicher Schöpfung.

Dies hab' ich bedacht, als ich meine Mährchen und Erzählungen für Euch sammelte, Ihr findet daher nichts von sogenannten „engelgleichen Kindern," „süßen unschuldsvollen Wesen ꝛc." darin.

Nun, Ihr mögt mir sagen, ob Ihr demohngeachtet etwas Gutes und Unterhaltendes darin gefunden habt. — In meiner letzten Geschichte will ich Euch einmal das Unwesen solcher wohlgezogenen „Engelsseelen" vor's Auge führen! — Möge sich doch Keines unter Euch in Adolph und Claren wieder erkennen, das wünsch' ich recht herzlich! —

Um übrigens hübsch in der einmal angegebenen Form des Büchleins zu bleiben, bemerke ich: daß Johannes am Abend nach seiner Ankunft, (Nannettens Versprechen gemäß,) die folgende Geschichte erzählte.

VII.

Die Zauber-Nuß

oder:

Adolph und Clara

oder:

Die edlen Kinder nach der Mode.

(Ein Controvers-Mährchen.)

Der Freiherr Phapnutius von Colerabi auf Rübenburg, war unſtreitig der glücklichſte Freiherr auf 30 Meilen in der Runde, denn erſtens hatte er viel Geld, und zweitens hatte er ein ſchuldenfreies Stammgut, nämlich das Gut Rübenburg,

J. Lyser del.

Heinrich und Hänchen.

(aus dem Märchen: Die Zaubernuss.)

Kgl. Univ. Bibl.
Berlin

und drittens hatte er eine Gemahlin, die ihn sehr liebte, und der er nie widersprach, woher es denn auch kam, daß beide Ehegatten in Frieden und Freundschaft lebten immerdar, so daß es recht rührend war, dieses rührende eheliche Glück zu betrachten.

Was aber diesem Glück und dem Glücke des glücklichen Freiherrn überhaupt die Krone aufsetzte, das war das holde Kinderpaar, womit eine gütige Schickung ihn gesegnet hatte. — Adolph und Clara — obgleich erst 12 und 10 Jahr alt, waren dennoch Beide schon so vollkommne Wesen, daß oft selbst die Eltern in Zweifel gerjethen: ob es wirklich ihre Kinder wären, oder untergeschobene Engel.

Daß Adolph und Clara so gut geartet waren — das dankten sie ihren trefflichen Erziehern, dem Candidaten Emil und der Gouvernante Mademoiselle Hedwig, welche ihnen täglich die Lehren der Weisheit und Tugend an ihre jungen Herzen legten, und mit zartem Sinne alle ihre Handlungen leiteten, so, daß die holden Kleinen am Ende mehr durch

dieſe lieben Menſchen dachten und handelten, als durch ſich ſelbſt.

Ihr könnt denken, meine Kinder! welch ein inniges wahrhaft rührendes Verhältniß, gegenſeitige, Liebe und Achtung dadurch zwiſchen den Kindern und ihren Erziehern ſich bildete, wie auch der Freiherr und ſeine Gattin nach und nach in dieſes Verhältniß, unwiderſtehlich gezogen wurden, wie das Band der Liebe alle dieſe edlen Menſchen umwand, — wie ſie ſich einander in Großmuth und Wohlwollen zu überbieten ſuchten, ſo daß man hätte wähnen mögen, man befände ſich, ſtatt auf dem Freiherrlich-Colerabiſchen Gute Rübenburg, in den Vorhöfen des Paradieſes, wo Eintracht herrſcht und Gemüthlichkeit und trauliches Beiſammenleben.

Adolph war ein ſo edler Knabe, wie wohl ſelten einer gelebt hat, ohne Neid, ſanft und gefühlvoll und ſeiner Schweſter Clara mit faſt ſchwärmeriſcher Bruderliebe zugethan. Er erkannte es: daß ihr Geiſt noch zarter und milder als der ſeinige ſey, und verehrte ſie daher wie ein höheres Weſen!

Eben so erkannte Clara die guten Eigenschaften ihres Bruders, und ihre Engelsseele bestrebte sich auf alle mögliche Weise, ihm seine Liebe durch Gegenliebe zu vergelten — der einzige Kummer der edlen Kinder war der, daß Keines von ihnen sich je eines Fehlers schuldig machte, so daß der Unschuldige großmüthig die Schuld auf sich nehmen, und unschuldig für den Schuldigen leiden konnte. — Hatte Clara einen schönen Apfel zum Verspeisen bekommen, so aß sie eher keinen Bissen davon, bis sie ihren Bruder Adolph aufgesucht hatte, bemerkte sie nun: daß dieser keinen Apfel mehr hatte, entweder weil er keinen bekommen, oder den seinigen schon aufgegessen, — — dann füllte sich ihr sanftes blaues Auge mit Thränen, sie reichte dem Bruder den Apfel und sprach: „da geliebter Bruder! nimm diesen schönen Apfel und iß ihn auf!" dann versetzte Adolph gerührt: Nimmermehr, theure Schwester Clara! werde ich Dich eines Genusses berauben! behalte Deinen Apfel und iß ihn selber auf. — „O mein geliebter Bruder," sprach wieder Clara, „wie kannst Du glauben, daß

mich ein Genuß erfreuen würde, welchen ich nicht mit Dir theilen könnte? — nimm, o nimm Bruder! nimm den Apfel und iß ihn auf!"

Dann ſtürzte Adolph ſeiner Schweſter in die Arme, und ſchrie mit vor Thränen erſtickter Stimme: „O! ach! meine geliebte Schweſter! wie edel biſt Du! — komm! laß uns zu unſern theuren Eltern eilen, ſie ſollen den Apfel unter uns theilen." Dann faßten ſich beide Kinder bei der Hand, liefen zu den Eltern und ſprachen zu gleicher Zeit: „Verehrte Eltern, theilen Sie dieſen Apfel unter uns, damit wir ihn beide verzehren, denn gute Geſchwiſter ſollen alles unter einander theilen."

Da wurden denn die lieben Eltern ſehr gerührt, und theilten erſt den Apfel unter die beiden Kinder! hernach aber gaben ſie ihnen noch ein paar, als Belohnung für ihre edlen Geſinnungen. Dann ſprachen Emil und Hedwig mit ſanfter Stimme: „Seht Ihr, Ihr lieben Kinder, daß die Tugend nie unbelohnt bleibt? — o fahret ſo fort, wie Ihr be-

gonnen, auf daß es Euch immer wohl gehe auf Erden."

Dann wurden die Eltern, die Kinder und ihre Erzieher sehr gerührt, und die Kinder versprachen unter Freudenthränen „daß sie immer gut und edel bleiben wollten!" und hatten eher keine Ruh, bis sie wieder eine recht schöne große Handlung verübt hatten.

Aber nicht nur unter einander waren die süßen Wesen so liebevoll, sondern auch fremde Menschen hatten Gelegenheit, ihre Herzensgüte zu bewundern. Jedes der Kinder hatte eine schöne Geldbörse, worin sich außer einigem Gold und Silbergelde, auch eine gute Anzahl Kupferdreier befanden. Machten sie nun mit ihren Eltern, Lehrern und Freunden einen Spaziergang und trafen irgendwo einen alten Bettler oder einen zerlumpten Jungen, so ließen sie sich seine Geschichte erzählen und gaben ihm endlich, nebst vielen guten Lehren, einen Kupferdreier, und wenn Besuch aus der Stadt dabei war, auch wohl einen Silbergroschen. — Die Bettler riefen ihnen

dann gewöhnlich mit klarer Stimme ein „Gottes Lohn!" nach und die edlen Kinder hatten den ganzen Abend Stoff, sich über das Unglück der Armuth und die Pflichten der Wohlthätigkeit zu unterhalten.

Auf ganz seltsame Weise wurde plötzlich das Glück dieser edlen Menschen, wo nicht zerstört, doch bedeutend getrübt, und das ging folgendermaßen zu.

Der Freiherr Phapnutius von Colrabi hatte einen Onkel, der mithin Adolphs und Clara's Groß-Onkel, war.

Besagter Onkel und Großonkel führte den Namen Rupprecht von Mores und war wohl noch dreimal oder gar viermal so reich als der Freiherr Phapnutius von Colrabi; denn in seiner Jugend war er Nabob in Ostindien gewesen, und die Nabobs in Ostindien, besonders die reichen, sind in der Regel sehr wohlhabende Leute. — Seit langer Zeit schon hatte Rupprecht die Naboberei aufgegeben, war aus Ostindien zurückgekehrt und beschäftigte sich mit allerlei Naturwissenschaften. Nebenbei aber sollte er auch — wie das Volk munkelte — sich auf die

Magie verstehen, und viele Dinge wissen, wovon in unsern Volksschulen nichts gelehrt wird, und wozu selbst die Professoren auf den Universitäten nur die Achseln zucken können. Der Großonkel war aber auch ein großer Kinderfreund und wo er gute Kinder fand, da hatte er seine herzinnige Freude dran. —

Seinen Neffen den Freiherrn Phapnutius von Colrabi auf Rübenburg hatte er (Gott weiß warum!) noch nicht besucht — da er aber nun fast täglich hörte: was für liebe Engelskinder derselbe habe, so beschloß er, ihn einmal zu besuchen. Er schrieb dies seinem Neffen und der Freiherr war darüber entzückt, „denn (sagte er) der Onkel hat sicher nichts Geringeres im Sinn, als meine Kinder — da er selbst kinderlos ist, an Kindesstatt anzunehmen, ihnen sein ungeheures Vermögen zu verschreiben und so ihr Glück zu gründen.“ Adolph und Clara hörten das, und freuten sich sehr auf des Großonkels Ankunft, Emil aber und Hedwig fertigten zwei gemüthliche Gedichte, womit die Kinder

den theuren Großonkel begrüßen sollten und die lieben Engel lernten, daß ihnen der Kopf weh that.

Es war an einem schönen Sommerabend, als ein kleiner alter Mann, in einem schlichten grauen Rock, eine grüne Jagdmütze auf dem weißen Kopf und einen tüchtigen Knotenstock in der rechten Hand, durch den Waldweg, welcher nach dem Dorfe Rübenburg führt, daher kam.

Die Waldvögelein sangen gar anmuthig, der Bach murmelte lustig und die Bäume rauschten und flüsterten einander die schönsten Geschichten zu. Ein rothwangiger Junge von etwa zehn Jahren sprang dem Alten entgegen, aber ohne ihn zu bemerken, weil er genug zu thun hatte, bald das Zwitschern der Waldvögel bald das Murmeln des Bachs, und das Rauschen und Flüstern der Bäume nachzuahmen, so kam es denn, daß er immer fortsprang, bis er plötzlich derb mit dem grauen Wanderer zusammen rannte.

„Hollah! Bürschchen!“ rief der Alte ziemlich

barſch,) „thu' Er ſeine Augen auf, und renn' Er die Leute nicht mitten im Walde über den Haufen.“

Der Knabe war ein bischen erſchrocken. — doch faßte er ſich bald, und freundlich ſein Mützchen ziehend, ſprach er gutmüthig: „Nehmt es nicht übel, lieber Herr! daß ich ſo blind und toll an Euch gerannt bin, es war nicht böſe gemeint!“

— Das will ich Dir ſchon glauben, aber ſieh Dich inskünftige vor.

„Ach du lieber Gott! das hab' ich mir ſchon oft vorgenommen, beſonders wenn mein Alter mir es erſt kürzlich eingeſchärft — aber ſobald ich im Walde bin, kann ich das Springen und Rennen nicht laſſen.“

— Wer iſt Dein Alter? —

„Der Schulmeiſter im Dorf.“

— Wie heißt Du?

„Wilhelm.“

— Haſt Du Geſchwiſter? —

„Eine Schweſter — ſie iſt ein Jahr älter wie ich.“

— Vertragt Ihr Euch gut? —

„Nicht immer! ſie geht dem Vater um den Bart und krackelt immer an mir herum! im Grunde aber iſt ſie gut! und ich ſchenk' Ihr auch nichts, bei der Mutter."

— Iſt Dein Alter jetzt zu Hauſe? —

„Freilich."

— „Führe mich hin, ich bin ein alter Bekannter von ihm und will ihn ſprechen."

— „Ein alter Bekannter?" rief Wilhelm — „da wird er ſich freuen! kommt nur mit mir," ſo mit ſchlenderte er neben dem Alten her, ins Dorf hinein, nach dem Schulhauſe.

Vor dem Schulhauſe angelangt, ſprach der Alte: — „Du haſt mich wacker geführt Wilhelm, da nimm!" — und ſomit drückte er ihm einen blanken Gulden in die Hand, Wilhelm ſprang hoch auf vor Freuden und rief: „Tauſend Dank, alter Herr!" dann ſtürmte er ins Haus und verkündete ſeinem Vater die Ankunft des fremden alten Bekannten.

Als der Schulmeiſter den alten Herrn erblickte, fiel er ihm um den Hals, der alte Herr erwiederte

ſeine Umarmung und Beide riefen ein über das andremal „Herzens Bruder! altes ehrliches Haus!“ — Jetzt kam auch die Mutter herbei und Hannchen, Wilhelms Schweſter — die Mutter begrüßte ebenfalls den Alten als einen Bekannten, allein mit einer gewiſſen ſcheuen Ehrfurcht, wovon in der Begrüßung des Schulmeiſters nichts ſichtbar geweſen.

Wilhelm hatte ſich unterdeß mit Hannchen unterredet und Ihr ſeinen Gulden gezeigt. — „Halbpart!“ rief Hannchen ſchmeichelnd — „Proſit!“ verſetzte Wilhelm — „Laß Dir ſelbſt was ſchenken!“ —

„Du Geizhals!“ murmelte Hannchen und wandte ſich unmuthig von ihm. Wilhelm aber lachte: „Jetzt bin ich der Geizhals, aber wenn die Mamſell etwas bekommt und es verſteckt wie die Katze ihre Jungen, damit ich nur nichts davon bekomme, das iſt kein Geiz, he?“

„Geh nur, Du ungeſchliffner Bengel!“ verſetzte Hannchen — „ich werde auch ſchon Etwas geſchenkt bekommen, dann ſollſt Du Dich auch ärgern und vor Neid platzen!“

„Siehst Du wohl, was Du für eine boshafte Katze bist!" sprach Wilhelm, jetzt ebenfalls unmuthig — „Du sagst, ich wäre geizig und willst mich nun auch noch neidisch machen und mich ärgern — da hast Du das Geld, ich mag nichts davon!" und somit warf er Ihr den Gulden in den Schooß und sprang zur Stube hinaus.

Hannchen erschrack und wollte ihm nach, da erblickte der alte Herr sie, und rief den Eltern zu: — „Ist das Euer Hannchen."

„Freilich!" versetzten die Eltern.

„Ein schmuckes Mädchen!" sprach der Alte — „Komm her, Kleine!" — Hannchen nahte sich ihm mit niedergeschlagenen Blicken. — „Nun warum siehst Du mich nicht an?" — Hannchen blickte auf — „was Henker, Du weinst ja — was fehlt Dir, Kind?"

Hannchen wurde über und über roth — was sollte sie sagen?

„Am Ende fürchtet sich die alberne Dirne vor Dir!" sprach lachend der Schulmeister. — Hannchen

dankte Gott, daß der Vater nicht die rechte Urſache errieth, aber den Fremden konnte ſie nicht anſehen, weil ihr Gewiſſen nicht frei war.

Der Alte ſprach lächelnd: „Vor mir brauchſt Du Dich nicht fürchten Hannchen! ich mein' es gut mit Dir — da, nimm!" und ein Goldſtück drückte er Ihr in die Hand. — Hannchen nahm es erröthend, trocknete ſich die Thränen, machte einem Knix und ſprang dem Bruder nach. Im Garten traf ſie Ihn, wie er die Aprikoſen Bäumchen aufband — ſie ſchlich heran und ſprach „biſt Du böſe, Wilhelm?"

„Du biſt eine Gans!" verſetzte Wilhelm, ohne den Kopf nach Ihr zu wenden.

Hannchen wäre beinah wieder losgeplatzt, ſie faßte ſich aber und ſprach, ſo milde ſie konnte: „Du biſt aber auch manchmal ein gar zu grober Junge! wenn ich Dich im Scherz um etwas bitte, mußt Du gleich immer ſo losfahren und mich necken!"

„Potz Wetter!" verſetzte ärgerlich Wilhelm, „warum biſt Du denn immer gleich ſo zimperlich und verſtehſt keinen Spaß? daß ich mir aus dem dum-

men Gelde nichts mache, weißt Du recht gut, und am Ende — kommt ja doch alles in einen Spartopf! aber da ist die Mamsell gleich mit dem Krackeln und dem Angeben und Heulen bei der Hand, und ich bekomme die Prügel. —

„Na!" begütigte Hannchen, „ich habe auch schon manchen Puff um Deinetwillen bekommen."

„Geschieht Ihr ganz recht!" murmelte Wilhelm.

Eine Weile schwiegen Beide störrisch, endlich nahm Hannchen das Wort — „Wilhelm! Nimm Dein Geld zurück." —

— „Ich mag nicht!"

„Bitte, bitte, Wilhelm! der alte Herr hat mir auch Etwas geschenkt." —

„So?" —

— „Bist Du noch böse?"

„Nein!"

„Dann nimm das Geld." —

„So gieb her!" sprach Wilhelm, und freudig drückte Hannchen ihm ihr Goldstück in die Hand. —

„Was ist das?" sprach Wilhelm verwundert.

„Das hat der alte Herr mir gegeben!“ verſetzte freundlich Hannchen. — „Aber Dein Silberſtück iſt mir jetzt lieber! nicht war Junge! wir tauſchen?“

„Du biſt ein Narr!“ lächelte Wilhelm, „aber es iſt gut! ich behalte Dein Goldſtück.“

„Du Hanswurſt!“ lachte Hannchen und wollte ihn umarmen, aber Wilhelm ſchob ſie zurück und ſprach: „Laß gut ſeyn! hilf mir nur die Bäumchen aufbinden.“ Geſchäftig half ihm Hannchen und bald war die Arbeit vollendet. — Da nahm Wilhelm ſeine Schweſter beim Kopf und gab ihr einen herzhaften Kuß. „Gute Freundſchaft!“ rief er „aber nun — gieb mir meinen Gulden wieder und nimm Dein Goldſtück zurück, mir macht nun einmal mein Gulden mehr Freude, und ganz gerne haſt Du mir den Ducaten auch nicht gegeben, laß uns ehrlich ſeyn! Jedem das Seine!“ —

Hannchen wollte einige Umſtände machen, aber Wilhelm beſtand auf ſeinem Kopf. „Auch“ — (fügte er vertraulich hinzu —) „merken dann unſere Al-

ten nicht, daß wir wieder Hund und Katze gespielt haben! sey gescheidt, es ist ja genug, daß wir wieder gut miteinander sind, und theilen können wir ja noch immer."

Das leuchtete dem Mädchen ein, und fröhlich kehrten Beide ins Haus zurück.

Hier erfuhren sie zu ihrem größten Erstaunen: daß der alte Bekannte und Dutzbruder ihres Vaters, niemand Anders sey, als der ehemalige Nabob, Rupprecht von Mores, der Onkel des Freiherrn Phapnutius von Colrabi.

* * *

Im freiherrlichen Schloße Rübenburg saßen unter dessen die beiden Kinder Adolph und Clara. Die süßen Wesen lernten noch immer an den Gedichten, womit sie den geliebten Großoheim begrüßen wollten. Emil und Hedwig saßen bei ihnen und corrigirten ihre Declamation und so oft eins von den Kindern sein Gedicht hergesagt hatte, weinten Lehrer und Lehrerinn vor Entzücken, und überhäuften

ihre Lieblinge mit Lobeserhebungen! wodurch dieſe denn natürlich immer mehr aufgemuntert wurden: die vielbeſagten Gedichte im Geiſte ihrer Verfaſſer zu memoriren.

Endlich ſchlug die Stunde, welche ſie zur Ruhe rief. — Sie gingen zu Bette, und träumten die ganze Nacht von dem reichen Groß-Onkel und der geliebten Erbſchaft. Am andern Morgen ſtanden ſie früh auf und kleideten ſich in ihre beſten Feierkleider — begannen aufs neue an ihren Gedichten zu ſtudieren — bis es zehn Uhr ſchlug. Da kam ein Bedienter und meldete dem Freiherrn Phapnutius von Colrabi, daß der gnädigſte Herr Onkel ſogleich im Schloſſe anlangen würde.

Der Freiherr eilte nebſt ſeiner Gemahlin bis ans Schloßthor, und als endlich der Onkel ankam, umarmten Beide ihn rechts und links, und riefen: „O geliebteſter theuerſter Onkel! halten wir Sie endlich in unſern Armen? aber warum erſt jetzt? warum ſo ſpät? o Sie Grauſamer!“ — und Beide fingen was weniges an zu weinen.

„Schon gut! schon gut, Kinder!" sprach der Onkel, „ich freue mich, Euch endlich einmal von Angesicht zu Angesicht wieder zu sehen — aber ich bitte: heult mir die Ohren nicht so voll, sondern führt mich hinauf, da wollen wir uns lustig und vernünftig ausschwatzen."

Der Freiherr und seine Frau thaten, wie der liebe Onkel wünschte, und führten ihn in ihr Gesellschaftszimmer. „Wo sind denn Eure Kinder?" fragte er, oben angelangt.

„Sie harren nur Ihres Winkes, um zu erscheinen," sprachen zugleich der Freiherr und seine Gattin.

„Ei, was ist da erst zu winken?" lachte der Alte — „laßt sie herein kommen je eher, je lieber, daß ich sie abherze."

Da zog der Freiherr an einer Klingelschnur! und Emil und Hedwig traten ins Zimmer, die Kinder führend.

In der Mitte des Zimmers angekommen, verließen sie Adolph und Clara, gingen auf den lieben

Groß-Onkel zu, küßten ihm die Hand und sagten ohne Anstoß ihre Verse her.

Der Großonkel hörte voll Verwunderung zu — als die Kinder geendet, fragte er mit einem ganz eignen Ton den Freiherrn und dessen Gemahlin: „Das sind Eure Kinder?" — „Unsere geliebten Kinder: Adolph und Clara!" versetzten die Eltern und die Kinder küßten jetzt auch die Hände der Eltern und schrien sehr: „Geliebteste, theuerste Eltern!"

„Liebe charmante Püppchen das!" sprach der Großonkel. „Wer hat Euch denn die wohlgereimten Verse gelehrt."

„Mein geliebter Lehrer!" „meine theure Freundin Hedwig!" riefen die Kinder aus einem Munde und eilten zu ihrem geliebten Lehrer und ihrer geliebten Freundin, welche alsbald die holden Wesen in ihre Arme schlossen und was wenigs an zu weinen fingen. Die gerührten Eltern stimmten mit ein, und als Adolph und Clara das sahen, ließen sie ebenfalls ihren Gefühlen und ihren Thränen freien Lauf. Der Groß-Onkel sah alles eine Weile still-

ſchweigend mit an, endlich rief er: „Wahrhaftig! das iſt ein Schauſpiel für Götter! und mir ſteht der Verſtand ſtill! — ſo Etwas hab' ich nie erlebt.“ — „Das glaub' ich!“ ſchluchzte der Freiherr — „Solche Kinder“ — ſchluchzte die Freiherrin — „giebt es wenige!“ — „Engelsſeelen!“ — ſchluchzte Emil, und Hedwig ſtimmte ſchluchzend ein: „Nichts als Unſchuld und Natur.“

„O geliebten Eltern und Freunde!“ riefen ſchluchzend die Kinder. „Wie beſchämt Ihr uns durch Euer unverdientes Lob! aber nehmt unſer heiliges Verſprechen, wir wollen ſtreben, Eurer würdig zu werden und nimmer — nein! nimmer! von dem Pfade der Tugend weichen.“

Damit gaben ſich denn Alle zufrieden, die Rührung hatte für diesmal ein Ende und man ging zum Frühſtück. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß hier Clara einen Apfel bekam, ſolchen großmüthig ihrem Bruder Adolph anbot, daß ſich beide in Großmuth überboten und endlich den Apfel theilten und ge-

meinschaftlich verzehrten. — Dem Großonkel schien besonders Clara in diesem Wettstreit gefallen zu haben, und er unterließ nicht, Ihr einen schönen Brillantring zu schenken — Adolph lächelte der Schwester freundlich zu und sprach: „Wie freue ich mich, geliebte Schwester, über Dein Glück." „Das ist brav mein Junge!" (sprach der Onkel) „und zur Belohnung Deines Edelmuths will ich Dir auch etwas schenken, komm her!" — Adolph trat zu ihm hin. — „Ich glaube annehmen zu dürfen" (fuhr der Onkel fort —) „daß Dir nicht daran liegt, wie viel meine Gabe werth ist, sondern daß es Dir nur um eine Gabe, als Zeichen meines Wohlwollens von mir zu thun ist — somit, mein geliebter Großneveu! nimm denn dies von mir" — der Alte griff in die Tasche und drückte seinem Großneffen — eine Wallnuß in die Hand. Adolph betrachtete die Nuß und machte ein Gesicht, worüber weder seine Eltern noch Emil und Hedwig sich des Lachens enthalten konnten, am unmäßigsten aber lachte Clara. Der Großonkel jedoch, ohne eine Miene zu verziehen, sprach: „Nun! knacke, mein

Söhnchen! knacke die Nuß auf, und verzehre sie, mir zu Liebe."

Mit einem giftigen Lächeln steckte Adolph, ohne ein Wort zu sagen, die Nuß in den Mund, und knackte und knackte — aber so viel er knackte, konnte er die Nuß nicht aufknacken! unmuthig nahm er sie aus dem Mund und sprach! „die Nuß ist mir zu hart!" —

„Willst Du einmal Deine Zähnchen dran versuchen, mein süßes Clärchen?" sprach der Großonkel, und bot ihr die Nuß dar — Clara, um dem Großonkel sich gefällig zu bezeigen, griff nach der Nuß und versuchte ebenfalls ihr Heil, aber auch sie konnte, so sehr sie knackte, die Nuß nicht aufknacken, und nahm sie ebenfalls wieder aus dem Mund.

„Nun, mein süßes Püppchen!" sprach der Onkel freundlich: „will's auch Dir nicht glücken, die Nuß aufzuknacken?"

Da funkelte aber das sanfte Engelskind Clara den geliebten Großoheim mit zornsprühenden Augen an und sprach: „Sie sind ein alter abgeschmackter

Narr! und wären nicht Ihre Geſchenke und die Hoffnung auf Ihre reiche Erbſchaft — ich kratzte Ihnen die Augen aus.“ —

„Gerechter Himmel! was kommt dem Kinde an?“ ſchrien die Eltern, ſo wie der Lehrer und die Gouvernante.

„Sie hat Recht!“ lachte Adolph, „ſie iſt zwar in der Regel ein dummes albernes Ding, aber diesmal hat ſie recht! ich möchte dem alten Narren, dem Großonkel, ſelbſt Eins verſetzen, wenn ich nur Courage genug hätte.“

„Adolph! um aller Welt willen!“ ſchrien die Eltern und der Lehrer, und Hedwig rang die Hände. — „Was, Du unverſchämter Lotterbube!“ kreiſchte Clara — „ich ein albernes Ding? — ich weiß wohl mehr wie Du glaubſt! und wollte ich alles erzählen, was ich von Dir weiß ꝛc.“ —

„Und ich von Dir! Du boshafte Katze!“ hohnlachte Adolph — „glaubſt Du, ich kenne Deine Schliche nicht?“

„Jetzt will ich alles ausplaudern!“ ſchrie Clara.

„Und ich auch!“ rief Adolph. Da stürzten aber Emil und Hedwig hinzu, und riefen außer sich: „Wollt Ihr gleich still seyn, Ihr ungerathenen [illegible]?“

„[illegible]enug!“ sprach der Onkel ruhig, steckte die [illegible] in die Tasche und stand auf. Clara und Adolph ließen von einander ab, und Emil unterstützte die halbohnmächtige Hedwig.

„Onkel! Onkel! was war das?“ riefen voll Entsetzen der Freiherr und seine Gattin.

„Engelsseelen!“ lächelte der Onkel, „lautere Natur und Unschuld — Großmuth, und wie die Tugenden dieser holden Kinder sonst noch heißen mögen. Ist es nicht so, Herr Emil? — ist es nicht so, Mademoiselle Hedwig? — Arme betrogene Eltern! arme verpfuschte Kinder! die Kraft dieser Zaubernuß ließ Euch so erscheinen, wie Ihr im Grunde Eurer kleinen verdorbenen Herzen seid. — Nun! scheint ferner, was Ihr sonst schienet, so lang' Ihr könnt! Euch ist nicht mehr zu helfen, und so mag denn Euren armen Eltern der Trost bleiben, was

ſie durch meine Macht ſahen, ſey nur ein toller Traum geweſen — ich weine über Euch! Euer Dorfſchulmeiſter aber geht heute mit mir auf [illegible] Gut — ſeine Kinder ſollen meine [illegible]der ſeyn, und dermaleinſt alles von mir erben, [illegible] ausgeſetzt, daß ſie ſo menſchlich bleiben, wie ſie jetzt ſind.

Damit verſchwand der Onkel Ruppert von Mores aus dem freiherrlich Rübenburgſchen Schloſſe und kein Glied der Familie Colrabi hat ihn je wieder geſehen.

* * *

Alſo endete Johannes ſeine Erzählung, deren Sinn ſich die Kinder des Dr. Schmidt gar wohl gemerkt hatten, wenn ſie auch noch nicht klar ſich darüber ausſprechen konnten. Zu ſagen bleibt mir nur noch: daß Johannes am andern Morgen wieder fortreiſete und Nannette auf einige Monate zu dem Pfarrer Burrmann hinausfuhr, um bei ſeinen Töchtern einige Zeit zu verbringen. Dadurch wur-

den die Erzählungen einſtweilen unterbrochen, [illegible]
weiß ich, daß Nannette, als ſie zurückgekehrt, den
wieder aufgenommen hat, und wenn Euch, m
jungen Freunde, ihre Erzählungen ſo gefallen hab
wie den Kindern des Dr. Schmidt, ſo theile
Euch die neueſten und beſten vielleicht in einem zw
ten Bändchen mit, bis dahin ſcheide ich von E
und bin Euer ſehr dienſtwilliger Freund.

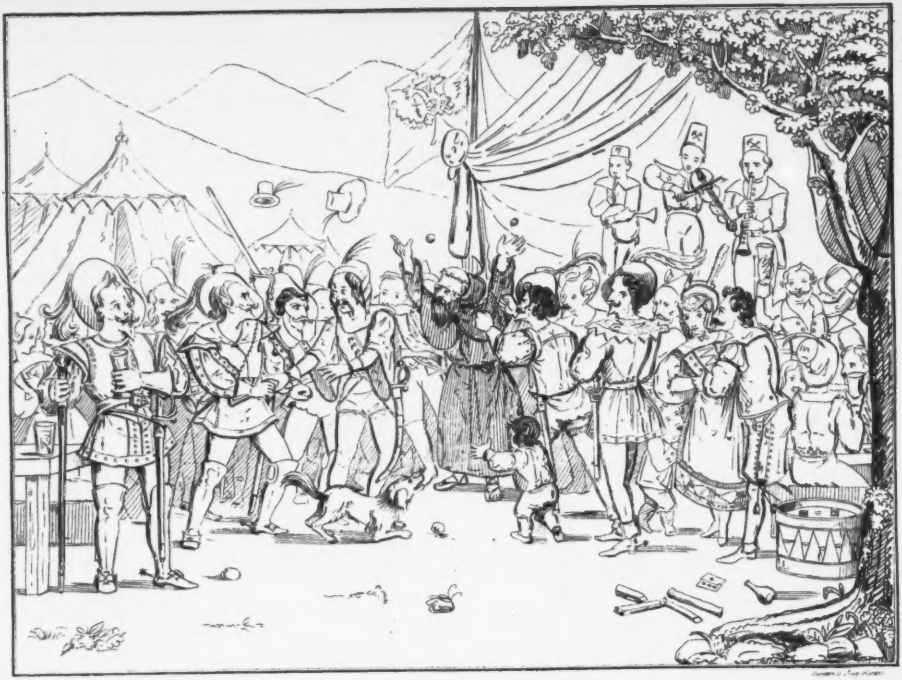
Womit denn dieſes Büchlein nun wirklich u
wahrhaftig zu

Ende.

doch
Fas
meine
ben,
ich
weis
Euch

und

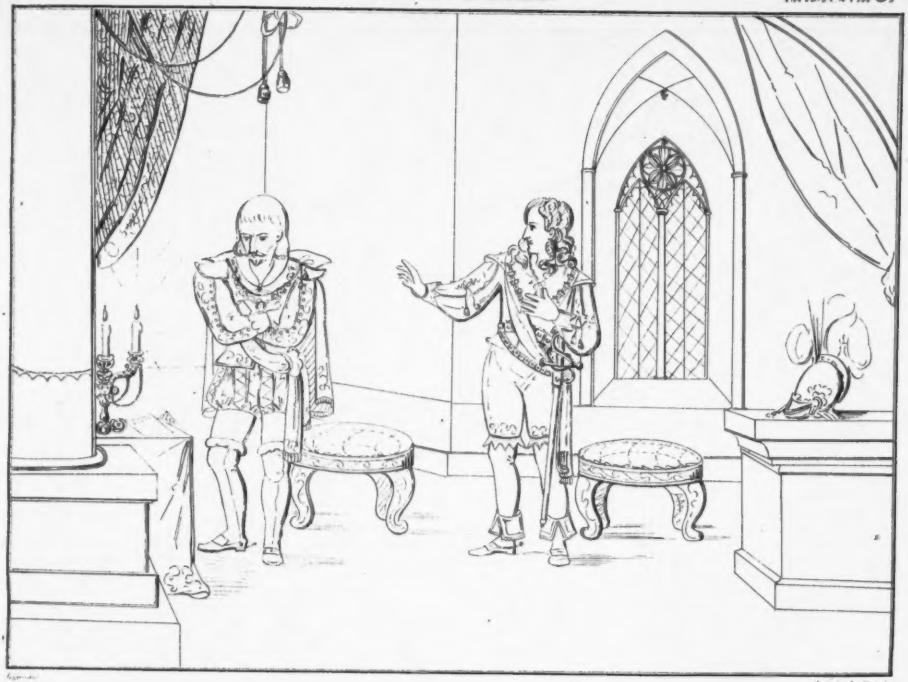
Umrisse
zu
WERKEN
erfunden und gezeichnet
von
LEIPZIG
in der Bruggemann'schen Buchhandlung.



Die Piccolomini. *Act. I. letzte Scene.*

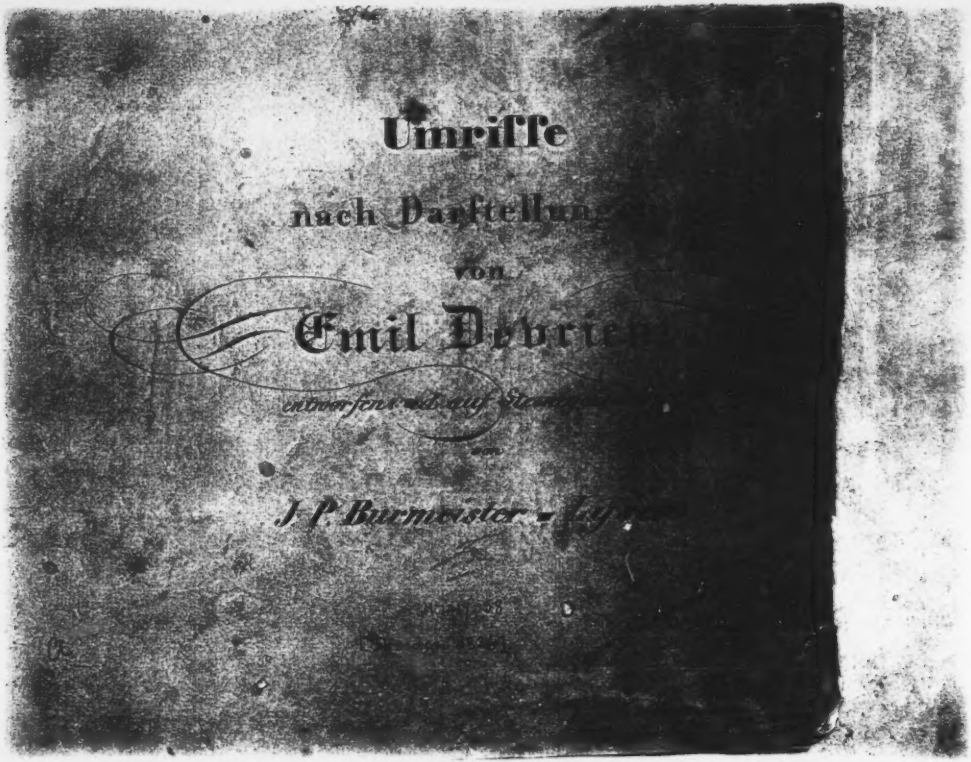
Geyser del.

Die Piccolomini. Act III. Scene 4.



Wallensteins Tod.

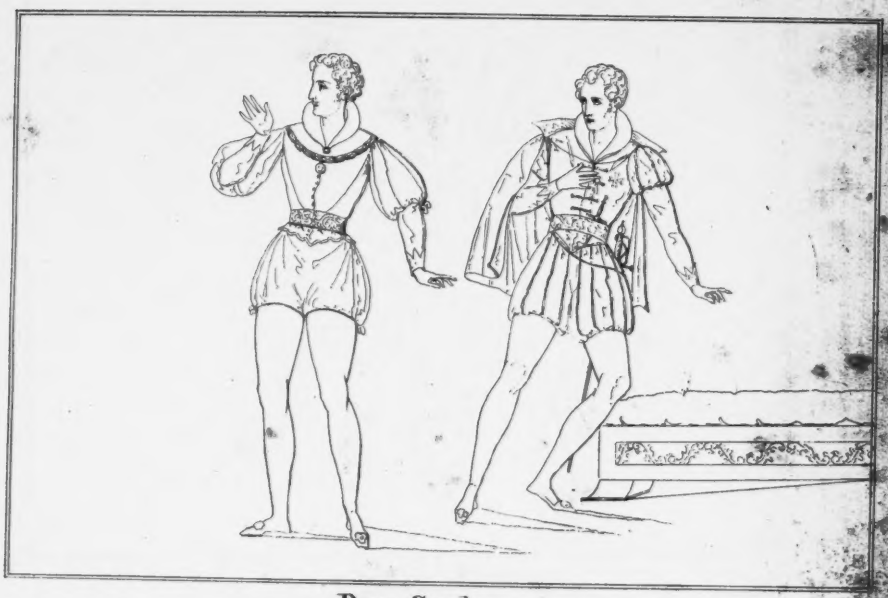
Act. V. Scene IX.


Umriffe
nach Darftellung
von
Emil Debrie
J. P. Burmeister

Hamlet: Ach! armer Yorik.

Iphigenia auf Tauris

Orest. Willkommen Väter! euch grüst Orest!



Don Carlos

Carlos: Ha! wem galt das?
Posa: Ich glaube – mir.

Sie ist wahnsinnig.

Lord Hargleih: Ja – man schläft nicht mehr.

Maria Stuart

Leicester: Sie kniet aufs Kissen! – legt das Haupt.

Hans Sachs und Kunigunde

Hans Sachs: die Eitelkeit hält dich am Fädchen!

König Enzio.

König Enzio. Wie wenig achten wir die höchsten Güter,
Indes um kleinre wir uns ängstlich mühn!

Donna Diana.

Don Cäsar Verlohren bin ich! faß' ich mich nicht schnell.

Polichinell.

Dramatiſches Feen-Mährchen

für

kleine und große

artige Kinder.

Von

J. P. Kyſer.

Mit

George Cruikſhank's Originalholzſchnitten.

Stuttgart,
Verlag von Paul Neff.

Kgl. Univ. Bibl.
Berlin

Stuttgart, Druck von Fr. Müller.

Personen.

Polichinell.
Rosa, eine Fee.
Der alte König von Trapezunt.
Miauline, seine Tochter.
Andreas, Graf von Gewalt, unrechtmäßiger König von Trapezunt.
Popanz, Polizeiminister.
Herr von Reid.
Bosheit, seine Gattin.
Unart, ihr Kind.
Herr v. Schadenfroh.
Habakuk Schnipfer, } Bediente bei Polichinell.
Jean Menteur, }
Ein Stallmeister, }
Gerichtsdiener.
Genien.
Türk, ein Hund } des Polichinell.
Hektor, ein Pferd }
Der Galgen.
Der Teufel.
Ein Nachtwächter.

Bildergallerie zu Polichinell.

Kgl. Univ.-Bibl.
Berlin

Kgl. Priv. Bibl.
Berlin

Kgl. Univ. Bibl.
Berlin

Kgl. Univ.Bibl.
Berlin

Kgl. Univ. Bibl.
Berlin

Kgl. Univ. Bibl.
Berlin

Kölner Univ.-Bibl.
Berlin

FAU Univ.Bibl.
Berlin

Kgl. Univ. Bibl.
Berlin

Kgl. Univ. Bibl.
Berlin

Kgl. Univ. Bibl.
Berlin

Kgl. Univ. Bibl.
Berlin

Kgl. Univ. Bibl.
Berlin

Kgl. Univ. Bibl.
Berlin

Erſter Akt.

(Wald.)

Erſte Scene.

Polichinell.

(Polichinell, tanzend und ſingend:)

Ich bin Polichinell,
Lala, haha! haha!
Im ganzen Land
Bin ich bekannt,
Als luſtiger Geſell;
Haha! trala, hahahaha! —
Weil mir's zu Haus nicht mehr gefällt,
So lauf' ich durch die weite Welt,
Ja, durch die weite Welt!

* * *

Ah! das iſt ein herrlicher Morgen! Die Sonne ſcheint prächtig durch die grünen Bäume, und die Vögel ſingen ſo ſchön! — Meiner Treu', ich weiß gar nicht, wo es einem vernünftigen Menſchen beſſer gefallen könnte, als in einem ſolchen großen Walde, wann es eben Frühling geworden iſt. — Ich bin aber ſchon ein tüchtiges Stück gelaufen, das iſt wahr! und weil es denn ſo hübſch ſchattig und kühl und duftig hier iſt, und da unterm Gebüſch hervor ein ſo ſchönes

klares Waſſer fließt und meine Beine ihre Schuldigkeit gethan haben, ſo will ich mich hier unter eine alte Eiche ſetzen und mein Frühſtück verzehren — ju! das wird köſtlich ſchmecken! (ſetzt ſich unter einen Baum, ſchöpft mit der Hand Waſſer aus der Quelle, welches er trinkt, und zieht ein Stück Brod aus der Taſche, um davon zu eſſen, indem kommt der Hund gelaufen.)

Zweite Scene.

Der Hund. Polichinell.

Hund.

Hau! wau! wau! (er legt ſich vor Polichinell auf den Boden und wedelt mit dem Schweife.)

Polichinell.

Das iſt einmal ein häßliches Thier; aber er thut ſo freundlich — gewiß hat er ſeinen Herrn verloren! Ja, mein Hund, da kann ich dir nicht helfen.

Hund.

Hau, hau, hau!

Polichinell (eſſend).

Mein guter Freund! ich verſteh' deine Sprache nicht; wenn du ein Anliegen an mich haſt, ſo mußt du dich deutlicher erklären.

Hund.

(läuft an die Quelle und ſäuft; dann kehrt er zu Polichinell zurück, ſieht ihn bittend an und winſelt.)

Polichinell.

Oho, oho! ja, jezt verſteh' ich! du biſt müde und matt und durſtig und hungrig geweſen. Ausgeruht haſt du, getrunken haſt du, aber hungrig biſt du noch und da willſt du von meinem Brode haben, he?

Hund (ſpringt und wedelt freundlich).

Hau! hau! hau!

Polichinell.

Hehehehe! du närriſches Thier! iſt 's doch gerad, als ob der Hund Menſchenverſtand hätte und wüßte was ich ſpreche (ſtreichelt ihn). Nun komm her, mein Thierchen! ich hab' zwar ſelbſt nicht viel, denn ich bin von Haus aus ein armes Weſen; aber was ich hab' will ich mit dir theilen, wie mit Dem oder Jenem, wenn er mich anredete in ſeiner Sprache. (er bricht die Hälfte von ſeinem Brode ab und reicht es dem Hunde, der es frißt. Donner und Blitz. — Der Hund verwandelt ſich in eine Fee.)

Polichinell.

Potz tauſend! was iſt das? der Hund hat ſeinen Zottelpelz abgeworfen und iſt eine vornehme Madam' geworden. — Uh! die iſt gewaltig ſchön!

Fee.

Polichinell! habe Dank! du haſt mich aus meiner Verzauberung erlöſet.

Polichinell.

Schau, ſchau! iſt gern geſchehen! aber mit Verlaub, wer ſind Sie denn, mein ſchönes Madamchen, und wer hat Sie denn verhext?

Fee.

Ich bin Roſa, die Beherrſcherin des Thales der Freude. Der Haß, der Neid und die Bosheit ſind meine bitterſten Feinde; ſie hatten ſich verbunden, mich zu verderben, und verwandelten mich in jene Geſtalt, in welcher du mich zuerſt erblickteſt. Nur wenn ein armer Menſch, trotz meines häßlichen Aeußern, ſeinen lezten Biſſen Brod mit mir theilen würde, ſollte ich meine wahre Geſtalt wieder erlangen können.

Polichinell.

Ei ſchauen Sie, da war's eben recht, daß ich g'rad durch dieſen Wald gekommen bin und nichts mehr hatte als ein Stück Brod.

Fee.

Meine Freundin, das Glück, ſoll dir reiche Schätze ſpenden.

Polichinell.

Nein liebe Madam'! das laſſen Sie nur hübſch bleiben! was ich eben brauch', das verdien' ich mir ſchon; mehr bekommt mir nicht, denn die Wahrheit zu ſagen, ſo heißts bei mir: „wie gewonnen, ſo zerronnen!" — Nein! laſſen Sie mich nur immerhin in meiner Armuth; zum Schatzmeiſter taug' ich nicht.

Fee.

So nimm dieſen Talisman, er wird dich beſchützen und dir aus jeder Verlegenheit helfen, wenn du ihn mit der rechten Hand dreimal im Kreiſe ſchwingſt.

Polichinell (lacht).

O damit müſſen Sie mir nun gar nicht kommen. Was hätte ich denn für einen Spaß davon, wenn ich in Gefahr und Verlegenheit käm' und mir nicht ſelbſt aus der Patſche helfen könnte? — nein meine liebſte Madam, behalten Sie nur immer Ihren Talisman, oder ſchenken Sie ihn einem armen Teufel, der ſich nicht ſelber helfen kann, weil er gar ſo dumm iſt, hehehe! Polichinell kann ſich ſchon ohne Hexenkram und Talismännel oder wie die Dinger heißen, auf ſein bißel Mutterwitz und ſeine guten Fäuſte verlaſſen.

Fee.

Aber wünſcheſt du denn gar nichts von mir?

Polichinell.

Meiner Treu! mir fällt nichts ein, was ich mir eben wünſchen ſollte.

Fee.

So lebe wohl! ich werde deiner nicht vergeſſen, — wiſſe, dir drohen Gefahren, aber ich werde dir nahe ſeyn, wenn du meiner bedarfſt. (ab.)

Dritte Scene.

Polichinell (allein).

Gehorſamer Diener! die iſt verſchwunden wie 'n Rauch. — Nun, ich will mich auch nur wieder auf den Weg machen und will ſehen wo ich einen guten Dienſt finde, denn ich möcht' auf der Welt nichts anders ſeyn als ein luſtiger Bedienter. (ab.)

Vierte Scene.

(Straße.)

Herr von Neid (tritt auf).

Neid.

Ich möcht' mich ſelber zerreißen vor Aerger! Da hat der dumme Kerl, mein Bedienter, in die Lotterie geſezt und hat das große Loos gewonnen, ſo daß er auf einmal ein reicher Mann iſt und mir ohne weiteres aus dem Dienſte läuft. — Zwanzig Jahre hat er bei mir aushalten müſſen, ich hab' ihm kaum das Bischen Eſſen gegönnt, in ſeiner Kammer hatt' ich die Fenſterläden vernagelt, daß die Sonne nicht hinein ſcheinen konnte, und wenn ich gemerkt habe daß er einmal friſche Luft ſchöpfen wollte, ſo hab' ich ihm ge-

ſchwind einen Auftrag in den Keller gegeben, wo es recht dumpfige, giftige Luft gibt! — kurz, ich hab' ihn gemartert auf alle mögliche Weiſe, und meine Frau, die Bosheit, hat mir ſo treulich dabei geholfen, daß ich ſie recht um ihre Bosheit beneidet habe. Ja ſogar meine kleine Tochter, die Unart, hat ihm auf ihre Weiſe die Hölle heiß gemacht — und für all' dieſe Wohlthaten läuft der undankbare Kerl davon und hat das große Loos — he! warum hab ich es nicht gewonnen? — Meiner Frau und meinem leiblichen Kinde gönn' ich's nicht, und muß nun ſehen, daß der einfältige Kerl es hat! — hab' ich ihn darum zwanzig Jahre wie einen Hund behandelt, daß er jezt glücklich iſt und über mir ſtehen kann? — o, ich möchte blutige Thränen weinen. (er weint.)

Vierte Scene.

Polichinell. Herr von Neid.

Polichinell

Das weiß der Blitz, was dieß für eine Stadt iſt! kein Menſch braucht hier einen Bedienten.

Herr v. Neid (ſchielt den Polichinell an).

Was iſt denn das für ein fatales Geſicht?

Polichinell (für ſich).

Da ſteht ein Herr, der ſchaut aus, als wär' ihm die Suppe verſalzen! (laut) Ew. Gnaden, brauchen Sie keinen Bedienten?

Herr v. Neid.

Biſt du ein Bedienter?

Polichinell.

Ja freilich! ich bin der luſtige Polichinell.

Herr v. Neid (für ſich).

Daß ſo ein Lumpenkerl auch luſtig ſeyn und ſich freuen darf! es iſt himmelſchreiend.

Polichinell.

Wer ſind denn Ew. Gnaden, wenn ich fragen darf?

Herr v. Neid.

Ich bin der Herr v. Neid auf Neidhammeln.

Polichinell (kichernd).

Hihihihi! das iſt ein curioſer Name.

Herr v. Neid (für ſich).

Warte, ich will dir deine Luſtigkeit bald austreiben (laut und heuchleriſch). Du gefällſt mir, mein lieber Polichinell! und ich will dich in meine Dienſte nehmen, wenn du mir verſprichſt, recht folgſam und fleißig zu ſeyn —

Polichinell.

Eh! wenn Ew. Gnaden mir nur geben, was ich verdiene, ich meine: Lohn und Koſt, ſo verſteht ſich das And're ſchon von ſelbſt.

Herr v. Neid.

Gut, ſo folge mir (mit Polichinell ab).

Fünfte Scene.

Der Teufel (kommt).

Teufel (reibt ſich die Hände).

Das habe ich gut gemacht, daß ich den Polichinell mit dem Spitzbuben, dem Neid, zuſammengebracht habe! ich hatte ſchon oft verſucht, den Polichinell in mein Garn zu locken, allein der Kerl war mir immer zu ehrlich, ich hab' aber

gemerkt, daß er auch eben so leichtſinnig als ehrlich iſt — halt! hab' ich gedacht, du willſt ihn in ſchlechte Geſellſchaft bringen, Neid, Bosheit, Schadenfreude, Hochmuth, Liederlichkeit, Haß und Zorn und Geiz — die ſind mir alle dienſtbar! und ich will ſie ſo lange auf den Polichinell hetzen, bis ſie mir ihn mürbe gemacht haben. — Es müßte ja curios zugehen, wenn ich den Burſchen nicht endlich in meine Klauen bekäme! (ab.)

Sechste Scene.

(Im Hauſe des Herrn v. Neid.)

Polichinell (tritt auf).

Polichinell.

Hahaha! mein neuer Herr iſt mir ein närriſcher Mann! Da hat er mir eine Kammer angewieſen, in die kommt kein Sonnenſtrahl hinein, weil die Fenſter vernagelt ſind, und als ich ihn frage, warum er die Fenſter vernagelt habe, ſagt er: aus Liebe zu mir, denn das Sonnenlicht thue den Augen weh und ſchade ihnen! Seine Frau aber iſt grob, denn die ſagt': „der Menſch, — das bin ich, — iſt nicht werth, daß ihn die Sonne beſcheine." — Oho! wenn das wahr wär', würde der liebe Gott die liebe Sonne nicht ſo freundlich ſcheinen laſſen.

Siebente Scene.

Frau Bosheit. Polichinell.

Bosheit.

Nun, was ſteht Er da und hält Maulaffen feil? hat mein Mann ihn deßhalb in ſeine Dienſte genommen, daß er ſich auf's Faullenzen legt?

Polichinell.

Meiner Treu', Ew. Gnaden, das hab' ich auch ſchon gefragt, und ich thue nichts lieber als arbeiten, aber ſo wie der gnädige Herr das gemerkt hat, ſo hat er geſagt: ich ſolle die Arbeit liegen laſſen und nichts thun.

Bosheit.

Und ich ſage dir, daß du dich den Augenblick in die Küche packſt und mir Holz ſpalteſt, damit ich Feuer machen und das Mittageſſen kochen kann.

Polichinell.

Mit Freuden, Ew. Gnaden! (für ſich) Endlich iſt doch auch einmal die Red' vom Eſſen, ich bin hungrig wie ein Wolf (er ſpringt fort. Indem tritt Herr v. Neid ein).

Achte Scene.

Herr von Neid. Bosheit.

Neid (dem Polichinell nachblickend).

Was der Kerl für Beine hat und wie er laufen kann — ich laufe nicht halb ſo ſchnell; — warum iſt er nicht lahm?

Bosheit (ſpöttiſch).

Du biſt mir auch der Rechte! willſt den Burſchen quälen und ihm das Leben ſauer machen, und befiehlſt ihm, daß er nichts thun ſoll.

Neid.

Lach' mich nicht noch obendrein aus, du giftige Spinne! Der Kerl iſt gar nicht zu ärgern! ich hab' ihm die allerſchwerſten Arbeiten aufgegeben, und er hat ſie ſo luſtig und gutwillig verrichtet, als ob es Spiel wäre, und dabei geſungen: „weß Brod ich eſſ', deß Lied ich ſing'."

Bosheit.

So gib ihm nichts zu essen.

Neid.

Was denkst du! ich ihm geben! keinen Krumen, keinen Wassertropfen hat er bei mir zum Frühstück bekommen, aber da führt der Unstern, als der Bursche eben vor der Hausthüre den Staub wegfegt, einen Fremden vorbei, der hört den Kerl singen, das lustige Lied gefällt ihm — er greift in die Tasche, schenkt meinem Bedienten einen blanken Thaler und geht fort. Ich steh da ganz starr vor Neid und Erstaunen! unterdessen ist der Polichinell wie ein Pfeil drüben zum Nachbar Weinschenk gesprungen, hat sich 'ne Flasche Wein und Gebackenes geholt, und ißt und trinkt nun bei der Arbeit, daß es ein Graus ist. —

Bosheit.

O du Tölpel! warum hast du ihn denn ruhig essen lassen?

Neid.

Das hab' ich nicht! ich hab' ihn immer abgerufen, und ihm tausend verschiedene Aufträge gegeben, aber der Kerl ist mit vollen Backen herumgesprungen, hat alles richtig ausgerichtet; eh' ich mir's versah, war die Arbeit gethan, die Flasche ausgetrunken, das Gebackne aufgeputzt, und er steht freundlich vor mir und fragt: was ich noch weiter zu thun hätte? — o ich war grün und gelb vor Wuth, und der Kerl hat sich auch nicht im Geringsten geärgert.

Bosheit.

Geh', du einfältiger Tropf, du hast gar kein Genie, du kannst dich nur immer selbst in die Finger beißen, jetzt will ich anfangen, und da sollst du sehen, wie schnell der Polichinell seinen fröhlichen Muth verliert.

Neid.

Ich beneide dich darum, aber ſieh nur, daß du Wort hältſt. (ab.)

Neunte Scene.

Polichinell. Bosheit.

Polichinell.

Das Holz iſt geſpalten, Ew. Gnaden, und ich hab' auch ſchon Feuer angemacht.

Bosheit (gibt ihm eine Ohrfeige).

Du Taugenichts! wer hat dir das geheißen, du wirſt mir das Holz unnützer Weiſe verbrennen.

Polichinell.

Sapperlot! das iſt auch wahr! nun nehmen Sie mir's nur diesmal nicht übel, Ew. Gnaden! ich vergeb' Ihnen auch die Watſche, und will's nicht wieder thun.

Bosheit.

Schweig', und bleib' hier, ich hole mein Kind, du ſollſt es warten, während ich in der Küche bin. (ab.)

Polichinell.

Schon gut! mit den Kindern hab' ich mich all mein Lebtag gern abgegeben, wenn das Kleine ſich nur nicht vor meiner langen Naſe fürchtet.

Bosheit (kommt zurück).

Da, hier iſt meine liebe kleine Tochter, das Fräulein Unart, (küßt ſie) ah, ſie iſt hübſch wie eine Gräfin. Nimm ſie auf den Arm.

Polichinell (nimmt das Kind auf den Arm).

Hehehe! da hab' ich's!

Bosheit

Daß du es mir ja gut warteſt, ſonſt biſt du unglücklich.
(ab.)

Zehnte Scene.

Polichinell mit dem Kinde.

Polichinell (nachrufend).

Sey'n Ew. Gnaden ohne Sorgen (er wiegt das Kind auf den Armen). Eia popeia! die Wahrheit zu ſagen, ſo iſt das kleine Fräulein Unart gar kein hübſches Kind und ſchaut aus, ſo grämlich wie'n Murmelthier.

Kind (ſchreit).

Ai, ai, ah!

Polichinell.

Nun, nun, ſchrei nur nicht! ich mein' es ja nicht ſo bös mit dir, und weiß ſchon, daß ich ſelber nicht der Schönſte bin — komm, komm, gib mir einen Kuß (er küßt das Kind).

Kind.

Ai! äh! äh! —

Polichinell.

Ruhig, Puppe! ruhig! fein artig ſeyn! Puppe!

Kind (ſchlägt nach ihm).

Ne! ne! äh!

Polichinell.

Das iſt wahr, die kleine Mamſell führt ihren Namen mit Recht. Wenn ich ſie nur in den Schlaf ſingen könnte. (ſchaukelt das Kind auf den Armen und ſingt.)

Dreimal, dreimal um's Haus!
Schätzel biſt drinnen?
Schau', ich komm' zur Thür hinein,
Will dir helfen ſpinnen. —

Kam die Taube,
Bracht' die Haube!
Kam die Fliege,
Bracht' die Wiege!
Kam der Tati vom Boden gerannt,
Bracht ihr ein goldnes Wiegenband.

Kind (ſchreit).

Ai! hi — hi — hihihi.

Polichinell.

O Jemine, wie das ſchreit! — willſt du nicht ſchlafen? — gut, gut, ſo wollen wir tanzen (ſezt ſich auf die Baluſtrade, nimmt das Kind zwiſchen ſeine Beine und läßt es tanzen, indem er ſingt:)

„Tanz' mit mir, tanz' mit mir!
Hab' ein ſchönes Schürzle für."

Kind (ſchreit ſtärker).

Ai — äh! äh — ähähä, äh! —

Polichinell.

(Hält ſich die Ohren zu.) Oh! oh! oh! wie das brüllen kann! (legt das Kind auf die Baluſtrade und wälzt es hin und her, um es in den Schlaf zu ſingen; das Kind ſchreit und er ſingt immer fort:)

Da tanzt der Hund,
Da fiedelt die Maus,
Da kehrt die Katz' die Stube aus,
Da ſpringt der Flob zum Fenſter 'raus!
Springt er auf'n Stein,
So bricht er's Bein!
Lauft er über d' Brück'
So bricht er's Genick —

Kind.

(ſchreit, ſchlägt um ſich, wälzt ſich herum und fällt von der Baluſtrade herab aus dem Fenſter.)

Polichinell.

O weh! o weh! halt, halt, halt! — oh, da liegts unten und iſt mauſetod gefallen! Nun, das iſt eine ſchöne Geſchichte! was wird Madame Bosheit dazu ſagen? aber ſo geht's, wenn die Kinder ungezogen ſind, da nehmen ſie Schaden, und kein Menſch kann ihnen helfen, wenn ſie einmal tod ſind.

Eilfte Scene.

Polichinell. Bosheit.

Bosheit.

Nun, da bin ich.

Polichinell (für ſich).

Das ſeh' ich leider.

Bosheit.

Was macht meine Tochter?

Polichinell.

Sie meinen — das kleine Unartel?

Bosheit.

Wer ſonſt? was macht ſie?

Polichinell (verlegen).

Was ſie macht? — ſie ſchläft geſund.

Bosheit.

Wo? wo iſt ſie?

Polichinell.

Nun, was hilft's, heraus muß es doch einmal! ſie liegt da unten auf der Straße! ich hatte ſie vor's Fenſter hingelegt, da ſchreit ſie und ſtrampelt mit den Armen und Beinen und

wälzt ſich herum und hinum; auf einmal plumpts, ſie iſt zum Fenſter hinaus, auf der Gaſſe — weg iſt ſie!

Bosheit.

Ach, mein Kind! meine Tochter! meine kleine ſüße Unart! — mein lieber holder Engel! —

Polichinell.

Nu — ein Engel iſt die Kleine eben auch nicht geweſen!

Bosheit.

Was ſagſt du? Wart', ich will dir deinen Lohn geben. (ab.)

Polichinell.

Meinen Lohn —? bekommen denn die Bedienten hier alle Tage ihren Lohn ausgezahlt? das gefällt mir. —

Bosheit.

(kommt mit einem großen Stock zurück und gibt dem Polichinell einen derben Schlag auf den Kopf.)

Polichinell.

Au weh! was iſt das?! — (reibt ſich den Kopf.) warum ſchlagen Sie mich denn?

Bosheit.

Weil du mein Kind ermordet haſt. (ſchlägt ihn.)

Polichinell.

Sachte, ſachte, Ew. Gnaden! ich hab' ja den kleinen Schreihals nicht ermordet, er wollte ſich nicht halten laſſen und iſt darum aus dem Fenſter gefallen. — Hören's auf! ich bitte Sie!

Bosheit.

Nein! ich will dich zu Tode prügeln! (ſchlägt ihn.)

Polichinell.

Allen Reſpect, iſt das der Lohn, den ich bekommen ſollte?

Bosheit (ihn ſchlagend).

Ja! — (plauz) es iſt (plauz!) dein Lohn! (plauz! plauz! plauz!)

Polichinell.

Nun hören's auf! ich rath' es Ihnen!

Bosheit.

Nein, nein, nein! (ſchlägt immer fort.)

Polichinell.

Nun — wenn Sie gar nicht aufhören wollen, ſo muß ich Ihnen auch eine kleine Lection geben. (er reißt ihr den Stock aus der Hand und prügelt ſie.)

Bosheit.

Au weh! au weh! Polichinell! hör' auf! —

Polichinell.

Nein, nein! noch ein wenig (ſchlägt immer fort, bis ſie wie todt niederfällt). Plauz, plauz, plauz! wie nun? he wie nun? wie nun? — Gefällt Ihnen die Lection? wenn Sie noch mehr haben wollen, ſo können Sie es nur ſagen.

Bosheit.

Nein, nein! hör' auf! (ſie legt den Kopf auf die Baluſtrade) Gnade! Gnade!

Polichinell (gibt ihr noch einen Schlag).

Sie ſind mir ganz gleichgültig, Sie! — (beſieht ſie) Potz Tauſend! ich glaub' gar: ich hab' die Frau Bosheit todt geſchlagen! — richtig! ſie rührt ſich nicht! das iſt eine ſaubre Geſchichte! nun fehlt nur noch der Herr v. Neid, dann iſt die ganze löblich' Familie beiſammen. (er ſchleppt die Bosheit fort.)

Zwölfte Scene.

Herr von Neid.

(kommt mit einem großen Knittel.)

Neid.

Der Spitzbube, der Polichinell, hat meine Tochter aus dem Fenster fallen lassen, und meine Frau todtgeschlagen; ich beneid' ihn darum, denn meine Tochter war ein ungezogenes Ding, und die Frau Bosheit eine bitter böse Kreatur, weil es aber doch meine Frau gewesen ist und auch mein Kind, so will ich als Gatte und Vater einen Act der rächenden Gerechtigkeit ausüben, und den Polichinell wieder todtschlagen. (ruft) He, Polichinell!

Dreizehnte Scene.

Polichinell. Herr von Neid.

Polichinell (steckt den Kopf schüchtern zur Thüre herein).

Was befehlen Ew. Gnaden?

Neid.

Komm näher! —

Polichinell (kommt vorsichtig näher, für sich).

Was hat er denn da für einen verwünscht großen Stock?

Neid.

Polichinell! du hast mein geliebtes Kind und meine noch geliebtere Gattin um's Leben gebracht.

Polichinell.

Nun, lassen Sie's gut seyn! ich will's nicht wieder thun.

Neid.

Ungeheuer! begreifſt du nicht, wie ſehr ich ſie liebte.

Polichinell.

Ach gehen Sie! mit der Madame Bosheit haben Sie ſich ja keinen Augenblick vertragen und von der kleinen Mamſell haben Sie ja immer geſagt: „ich wollt', daß dich der Deurel hol'.

Neid.

Das ſind Alles Ausflüchte! — komm näher!

Polichinell (zieht ſich zurück).

Was haben Sie denn da?

Neid.

Wo?

Polichinell.

In der Hand, das da! (deutet auf den Stock.)

Neid.

Eine Baßgeige.

Polichinell.

— So —? eine Baßgeige? eine wirkliche Baßgeige —? Hm! es iſt eine ſchöne Sach' um ſo eine Baßgeige; können Sie denn darauf ſpielen, Ew. Gnaden?

Neid.

Soll ich dir eins aufſpielen?

Polichinell (ſpringt zurück).

Küß' die Hand! ich weiß ſchon wie 's klingt.

Neid (auf ihn losgehend).

Ich hätte aber wirklich Luſt, dir ein Stück aufzuſpielen.

Polichinell (reißt ihm ſchnell den Stock weg).

Mit Erlaubniß, ich will Ihnen erſt ein Stück zum Beſten geben (ſingt und ſchwingt den Stock um ſich herum).

Friſch auf Kameraden auf's Pferd auf's Pferd!
Friſch auf, in die Fremde gezogen! —
Es ritten drei Ritter zum Thor hinaus,
Bemoſ'ter Burſche zieh ich aus!
Und wenn ihr die ſchwarzen Geſellen fragt:
Das iſt der Schneider wilde verwegene Jagd.

(er ſchlägt wie aus Verſehen dem Herrn v. Neid die Mütze vom Kopf.)

Neid.

Vortrefflich, Polichinell, ich beneide dich um deine ſchöne Stimme; aber jezt will ich dir auch eins aufſpielen (er reißt ihm den Stock weg und prügelt ihn derb durch; Polichinell ſchreit gewaltig). Nun! wie gefällt dir die Muſik? nicht wahr, ſie iſt recht nach deinem Geſchmack?

Polichinell (reibt ſich Kopf und Rücken).

Warum nicht gar! ſie iſt mir viel zu neumodiſch; aber wenn ſie Ihnen ſo ſehr gefällt, ſo kann ich's wohl noch beſſer. (er nimmt den Stock wieder, und prügelt den Neid, indem er ſingt:)

Die Glock' hat geſchlagen
Eins — Zwei — oder Drei!
G'wiß kann ich's nicht ſagen,
Auch iſt's einerlei,
Am Morgen,
Am Mittag,
Am Abend,
Bei Nacht,
Hab ich all'
Mein Lebtag
Mich luſtig
Gemacht!
Tralala, lalala, lalala, lalala!
Tralala, lalala, lalala, lala! —

(prügelt den Neid.)

Neid.

Halt, halt, Polichinell!

Polichinell.

Hören Sie nur weiter (ſingt und prügelt).

Am Sonntag da geh' ich
In's Wirthshaus hinein,
Da gibt es Gebratnes,
Gebacknes und Wein!
Und ſoll ich
Bezahlen,
Und hab ich
Kein Geld,
So weiß ich
Halt gründlich
Woran es
Mir fehlt.
Tralala, ꝛc. ꝛc.

Neid.

Hör' auf, Polichinell! ich bin des Todes!

Polichinell.

Nicht wahr, das iſt eine ausdrucksvolle ſchöne Muſik, wobei man etwas fühlt. (Singt und prügelt, bis der Neid todt zu Boden fällt.)

Der Kukuk ſchreit „Kukuk!"
Die Katze ſchreit „Miau!"
Der Fiſch, der ſagt gar nix,
Der Hund ſagt „Wau — wau."
Und ich ſag':
Ich lob' mir
'n fröhli-
chen Muth! —
Und hau' dir
Eins über
Und ſomit
Iſt's gut.
Tralalala ꝛc. ꝛc.

(ſchleppt den Neid davon und kommt gleich wieder.)

* * *

Hab' ich's nicht geſagt, daß es ſo kommen müßt'? ja, mit ſo einer Herrſchaft kann kein ehrlicher Bedienter leben, wenn er nicht einmal ein Exempel ſtatuirt — Nun muß ich mir 'ne andere Herrſchaft ſuchen, wenn ich da nur nicht aus dem Regen unter die Traufe gerathe. — Saperlot! ich hätte ſchon einmal Luſt, ſelber einen Herrn vorzuſtellen, wenn 's nur anginge.

Vierzehnte Scene.

Polichinell. Die Fee.

Die Fee

Dein Wunſch ſey erfüllt! du ſollſt ein vornehmer, reicher Herr ſeyn, aber bleibe tugendhaft und genieße dein Glück mit Verſtand, damit es nicht dein Verderben wird. (ſie ſchwingt ihren Zauberſtab und verſchwindet.)

Polichinell.

Schönen Dank! tugendhaft will ich ſchon bleiben und was die Vernunft angeht, ſo denk' ich: „wem Gott ein Amt gibt, dem gibt er auch Verſtand."

Fünfzehnte Scene.

(Eine Menge Genien als Bediente in reichen, bunten Gewändern. Sie tragen Blumengewinde und köſtliche Geſchenke und ſingen:)

Die Genien (nach der Weiſe „dem Herrn Johann", aus Jean de Paris.)

Polichinell!
Wir kommen ſchnell
Dir unſ're Dienſte anzutragen.
Und was du willſt,
Was du befiehlſt,
Gleich iſt es da, du darfſt's nur ſagen.

Bei'm Becherklang,
Bei Spiel und Sang
Wird manche Stunde froh dir ſchwinden!
Im grünen Wald,
Wo's Hüfthorn ſchallt —
Wirſt du des Waidmanns Freuden finden.

Verlangſt du mehr?
Strebſt du nach Ehr'?
Dir ſoll der Ruhm die Stirne kränzen!
Verlangſt du Gold?
Wir ſind dir hold —!
Gleich jenem Cröſus ſollſt du glänzen!

Sprich: was es gilt!
Es iſt erfüllt!
Und was du willſt,
Was du befiehlſt,
Wir eilen ſchnell,
Polichinell!

(ſie heben den Polichinell auf einen goldenen Stuhl und tragen ihn tanzend fort.)

Zweiter Akt.

(in dem Hauſe des Herrn von Polichinell.)

Erſte Scene.

Habakuk.

(Habakuk kommt und lauſcht an der rechten Seite.)

Habakuk.

Mein dummer Herr ſchläft noch — ich glaub's; denn bis gegen Morgen hat das Feſt gewährt, das ihm ſeine Freunde auf ſeine eigene Koſten gegeben haben, weil ſein Namenstag geweſen iſt — hahaha! das haben ſie ihm auch weiß gemacht, denn im ganzen Kalender kommt von A bis Z kein Polichinell vor; aber was glaubt der nicht Alles, wenn man's ihm nur mit einem ehrlichen Geſichte ſagt? Ich zum Beiſpiel betrüg' ihn alle Tage ſo gräulich, daß mir oft ſelber die Augen übergehen; aber weil ich ihm immer recht unverſchämt in's Geſicht ſag', daß es gar keinen ehrlichern Kerl gebe als mich, ſo glaubt er's und läßt ſich von mir beſtehlen und belügen, daß es eine Schand' iſt. — Ich hab' es aber bald ſatt, das iſt gewiß! noch ein paar tauſend Thaler will ich zuſammen zu bringen ſuchen, dann kündig' ich ihm den Dienſt auf und werde ſelbſt ein vornehmer Herr, aber ich trau' nie einem Bedienten, denn

an mir ſelber ſeh' ich ja am beſten, was für ein heilloſes Spitzbubengeſindel die meiſten ſind.

(Polichinell klingelt von innen.)

Habakuk (gleichgültig).

Da klingelt er, er iſt ſchon aufgewacht, und nun ſollt' ich von rechtswegen ſogleich zu ihm hinein geh'n und ihn fragen, was er befiehlt, aber das thu' ich nicht, denn man muß die Herrſchaften nicht verwöhnen.

(Polichinell klingelt mehreremale heftig, allein Habakuk rührt ſich nicht vom Flecke, endlich kommt Polichinell ſelbſt.)

Zweite Scene.

Polichinell. Habakuk.

Polichinell.

Aber ſagen Sie mir, Sie verhockter Kammerdiener! warum kommen Sie denn nicht?

Habakuk.

Haben Ew. Gnaden denn geklingelt?

Polichinell.

Das will ich meinen! biſt du denn taub, daß du nicht hören kannſt?

Habakuk.

Ja, das weiß ich nicht, aber es liegt mir zu Zeiten ſo vor den Ohren, daß ich oft nichts hör' —

Polichinell.

Nun da mußt du einen Doktor nehmen.

Habakuk (ſtellt ſich, als hörte er nicht).

Was ſagen Ew. Gnaden? —

Polichinell (ſehr laut).

Du ſollſt einen Doktor annehmen, damit du wieder hören wirſt.

Habakuk.

Ach, Ew. Gnaden, ein Doktor koſtet ſo viel, und ich bin ein armer Waiſe, und muß mein bischen Lohn mit meiner alten blinden Mutter und meinen Geſchwiſtern theilen.

Polichinell (für ſich, ganz leiſe).

Der arme Kerl! da könnt' ich ihm wohl ein paar tauſend Thaler ſchenken.

Habakuk (ſich vergeſſend, freudig).

Ein paar tauſend Thaler?! — Ach, Ew. Gnaden...! küß' die Hand! wann wollen Sie mir das Geld geben?

Polichinell (erſtaunt).

So —? Das haſt du alſo gehört? Nun, da will ich für diesmal doch lieber ein Hausmittel verſuchen! (er gibt ihm eine derbe Ohrfeige.)

Habakuk.

Au weh! au weh! (für ſich) diesmal bin ich dumm geweſen.

Polichinell.

Du Spitzbube! denkſt du, ich merk' nicht, was du für ein Vogel biſt, und ich hätt' nicht längſt gemerkt, wie du mich betrügſt und belügſt — ich hab' immer gedacht, du ſollteſt dich beſſern, weil ich ſo gut gegen dich war, aber ich weiß ſchon, an dir iſt Hopfen und Malz verloren! den Augenblick pack' dich aus meinem Hauſe. (er prügelt ihn und geht ab.)

Habakuk (allein).

O weh! da bin ich ſchön angekommen! Nun, immerhin! ich hab' mir ſchon ſo viel zuſammengeſtohlen, daß ich mit

Anſtand leben kann; ich werde mir mein Bündel ſchnüren und dann: Adieu, Herr von Polichinell! wir treffen uns vielleicht noch einmal wieder. (geht ab.)

Dritte Scene.

Polichinell.

Ich ſeh' es ſchon: eine gute Herrſchaft hat eben ſo viele Noth mit einem ſchlechten Bedienten, als ein guter Bedienter mit einer ſchlechten Herrſchaft! Nun bin ich ein reicher Mann und die Leute nennen mich Herr von Polichinell, aber die Wahrheit zu ſagen, ſo bin ich lange nicht mehr ſo vergnügt wie damals, als ich noch Polichinell ſchlechtweg war! — Hm! mich ſoll 'mal wundern, wie lang' ich es aushalt'; wenn's mir zu toll wird, ſo geh ich davon und werd' wieder der arme luſtige Polichinell. — Tugendhaft bin ich bis jetzt immer geblieben das iſt die Wahrheit, und damit ich immer dran denk', wie es eigentlich gekommen iſt, daß ich auf einmal ſo reich und vornehm geworden bin, ſo hab ich mir von meinem guten Freund, dem Herrn v. Schadenfroh, geſtern für hundert Thaler einen weißen Hund gekauft, der gerad ſo ausſchaut wie der Hund im Walde, der eigentlich eine Fee war — dieſer Hund iſt aber keine Fee, ſondern ein natürlicher weißer Hund und ſehr ſanftmüthig, wie mir Herr von Schadenfroh, mein guter Freund, verſichert hat. Nun hab ich mir vorgenommen, damit ich tugendhaft bleibe, daß ich alle Morgen beim Frühſtück eine halbe Stunde mit dem Hund ein Geſpräch halte (ruft) Hehe! Türk! Türk! Türk!

Vierte Scene.

Polichinell. Der Hund Türk.

Türk (kommt gelaufen).

Huouh, huouh, huouh!

Polichinell.

Man merkt's doch gleich, daß es ein natürlicher Hund iſt; er bellt ganz anders als die Fee! — Nun mein Türk, was ſchaffen's?

Türk.

Huouh! huouh! huouh!

Polichinell.

Ich werd' gleich einem Bedienten klingeln, der ſoll uns das Frühſtück bringen, da ſollſt du mit mir eſſen, mein Hund, denn dein Herr hat mir geſagt, daß du einen gar zu ſanften Charakter hätt'ſt.

Türk (weiſet ihm die Zähne).

Arr! arr! rrrrrrrrouah! rrrouah!

Polichinell.

Ei, Türk! was iſt das? du fletſcheſt mir die Zähne, du knurrſt mich an, wenn ich freundlich mit dir rede?

Türk.

Arr, arr!

Polichinell.

O ſapperment! das iſt mir ein ſchöner ſanftmüthiger Charakter von einem Hunde! da hat mir am Ende mein guter Freund, der Herr v. Schadenfroh, für meine hundert Thaler eine böſe Beſtie verkauft — ja, Musjö Türk, wenn

es ſo iſt, ſo kann er ſich nur wieder aus meinem Hauſe packen.

Türk.

Rrrrrauh! rrroah!

Polichinell.

Fort, du garſtiges Thier, du böſer Hund! hinaus den Augenblick. (er will den Hund fortjagen.)

Türk.

Rrrrrauh! rrrraouh! (beißt Polichinell in die Naſe.)

Polichinell.

O weh! meine Naſe! — verwünſchtes Thier! vermaledeiter, tückiſcher, boshafter, falſcher, niederträchtiger Hund! (er holt einen Stock, ſchlägt den Hund todt und wirft ihn aus dem Fenſter.) Da liege! (reibt ſich die Naſe) Ach meine Naſe, meine arme, kleine, liebe, ſchöne Naſe! — He Hülfe! Bediente! will mir denn Niemand helfen?

Fünfte Scene.

Polichinell. Jean.

Jean.

Da bin ich ſchon, Ew. Gnaden.

Polichinell.

Lauf' geſchwind in die Apotheke und hol' mir für 'n Gulden ein großes engliſches Pflaſter für meine Naſe! lauf' ſchnell, ſonſt verblut' ich mich. (der Bediente ab.) Ich will mich in's Bett legen und will Medicin nehmen, und nicht eher aufſtehen, bis meine Naſe heil worden iſt; o! meine Naſe, meine Naſe (geht ab).

Sechste Scene.

(Straße.)

Habakuk (kommt mit einem Bündel auf dem Rücken aus dem Hauſe).

Habakuk.

Da hab' ich Alles zuſammengepackt, was mir gehört und nicht gehört, jetzt will ich mich aber ſchnell ſelber packen, damit mich keiner erwiſcht, aber — alle guten Geiſter, was iſt das, wie brennt's mir auf einmal in allen Taſchen, als hätt' ſich mein Geld in glühende Kohlen verwandelt — (er greift in die Taſchen, ſchleudert das Geld heraus, zugleich fängt der Bündel auf ſeinem Rücken an, Feuer zu ſprühen) Hülfe! Hülfe! Feuer, Hexerei! Zauberei! Hülfe! (er läuft davon.)

Siebente Scene.

Polichinell.

Polichinell (kommt aus dem Hauſe und ſieht nach dem Himmel).

Mein Doktor ſagt: meine Wunde ſey nicht gefährlich, und wenn das Wetter gut wär', ſo ſollt' ich ſpazieren reiten. Wohl! das kann geſchehen, denn ich hab' einen ſchönen weißen Schimmel! (ruft in's Haus) He! Stallmeiſter! führt meinen Schimmel, meinen Hector, her! ich will ausreiten!

Achte Scene.

Polichinell. Der Stallmeiſter (mit dem Pferde).

Stallmeiſter.

Hier, Ew. Gnaden! iſt der Hector.

Polichinell.

Mein Leibpferdchen! mein Hectorchen! (er nähert ſich dem Pferde von hinten, das Pferd ſchlägt aus.) Au weh! was iſt das?

Stallmeiſter.

Der gnädige Herr müſſen ſich in acht nehmen, das Pferd ſchlägt von hinten aus.

Polichinell.

So ſo! Aha! — (er geht gerade auf das Pferd los, es beißt nach ihm) Nun was iſt denn das wieder?

Stallmeiſter.

Ja Ew. Gnaden müſſen dem Pferdchen nicht von vorn zu nah' kommen, da beißt's.

Polichinell (ärgerlich).

Von hinten ſchlägt's aus und von vorn beißt's! Nun frag' ich jeden vernünftigen Menſchen, was das für ein Leibpferd iſt!

Stallmeiſter.

Ew. Gnaden müſſen von der Seite aufſteigen.

Polichinell.

Gut, ſo halt' er! (er ſpringt von der verkehrten Seite mühſam auf's Pferd und kommt mit dem Geſichte nach dem Schweif des Pferdes zu ſitzen, das Pferd geht einige Schritte, Polichinell ſchreit) Halt! halt! O der Deurel! Das Pferd geht ja rückwärts (ſteigt ab).

Stallmeiſter (lacht).

Hahaha! Ew. Gnaden ſind verkehrt aufgeſtiegen! von der andern Seite müſſen's aufſteigen.

Polichinell.

Nun meinetwegen! (er ſchwingt ſich haſtig wieder auf's Pferd und fällt von der andern Seite wieder herab) Oho! oho! brr!

Stallmeiſter.

Ew. Gnaden haben's diesmal zu gut gemacht, nicht zu haſtig, ſondern bedächtig müſſen Sie aufſteigen.

Polichinell.

Er iſt ein Eſel! warum ſagt er das nicht gleich! (ſteigt langſam auf und ſitzt endlich, wiewohl ſehr krumm) So — ſo! ſitz ich ſo recht.

Stallmeiſter.

Ja wohl!

Polichinell.

So packe dich in deinen Stall zurück, ich will ſchon allein fertig werden.

Stallmeiſter.

Reißen Sie nur nicht zu ſehr an dem Zaum und geben Sie nicht zu ſcharf die Sporen, das Pferdchen ſchlägt ſonſt über (ab).

Polichinell (allein, zu Pferde).

Du dummer Kerl, als ob ich nicht reiten könnt' — nun Hector! mein Pferdchen! Hopp, hopp! geh' vorwärts! (das Pferd rührt ſich nicht, Polichinell zappelt.) Hopp hopp, Hectorchen! hopp, hopp! (das Pferd dreht ſich im Kreiſe herum) Halt, halt, Hector! nicht walzen! ich kann's nicht vertragen! ich krieg den Schwindel! (er zieht den Zaum an) Halt, halt! (das Pferd geht rückwärts) Aber Hector! wie kannſt du denn ſo dumm ſeyn? Vorwärts, vorwärts! (er ſpornt das Pferd, es bäumt ſich, wirft ihn ab und läuft davon.)

Polichinell (allein, am Boden liegend).

O weh! o weh! zu Hülfe! ich bin in tauſend Stücke zerbrochen, ich bin todt! (er bleibt wie todt liegen.)

Neunte Scene.

Polichinell. Herr von Schadenfroh.

Schadenfroh.

Wer ſchreit denn hier ſo jämmerlich —? ach! es iſt mein Freund Polichinell. He! Brüderchen! ſteh auf! was liegſt du hier?

Polichinell.

Ach, Herr Bruder! ſag' mir einmal: ob ich todt bin oder ob ich noch leb'?

Schadenfroh.

Narr! du lebſt!

Polichinell.

Gewiß?

Schadenfroh.

Nun freilich!

Polichinell.

Siehſt du, das iſt ein Glück, aber ein paar Dutzend Ribben und ein paar tauſend Knochen ſind mir gewiß bei der Geſchichte zu Grund gegangen.

Schadenfroh.

Bei welcher Geſchichte?

Polichinell.

O die iſt ſehr merkwürdig! Erſtens bin ich dahinter gekommen, daß mich alle Leute ganz abſcheulich betrügen.

Schadenfroh.

Hahaha! da geſchieht dir ſchon recht, Brüderchen, denn du biſt ein ſtockdummer Kerl.

Polichinell.

So? — Dann hat mir dein ſanfter Hund Türk, für den ich Dir hundert Thaler bezahlt hab', dieſen Morgen die halbe Naſe weggebiſſen.

Schadenfroh.

Hahaha! das freut mich und Dir iſt recht geſchehen, warum haſt du den biſſigen Hund von mir gekauft, ohne ihn zu kennen.

Polichinell.

Hm? — Dann bin ich auf's Pferd geſtiegen, auf meinen Leibſchimmel, den Hector, und der hat ſich mit mir rundum gedreht, daß ich den Schwindel bekommen hab', und endlich hat er mich abgeworfen, daß ich gedacht ha[illegible], nun iſt's am Ende mit mir.

Schadenfroh (unmäßig lachend).

Hahahaha! hahahaha! was du für ein dummer Kerl biſt! beſteigſt ein Pferd und kannſt nicht reiten! Dir iſt ganz recht geſchehen, und es freut mich, daß du endlich einmal ſo angekommen biſt.

Polichinell.

So? — (für ſich) Das iſt mir ein ſauberer Freund! aber wart', ich will dir die Schadenfreude vertreiben.

Schadenfroh.

Was du für jämmerliche Geſichter ſchneideſt, Brüderchen, hahahaha!

Polichinell.

Ja, du haſt gut lachen! dir thut nichts weh, aber ich bitt' dich, unterſuch' mich 'mal, ich muß mir was zerbrochen haben.

Schadenfroh.

Hahahaha! laß ſeh'n! wo thut dir's denn weh.

Polichinell.

Da hinten!

Schadenfroh.

Am Kopf?

Polichinell.

Ne! weiter 'runter!

Schadenfroh.

Der Rücken?

Polichinell.

Weiter 'runter!

Schadenfroh.

Hier alſo?

Polichinell.

Noch weiter 'runter!

Schadenfroh.

Hahaha! hier am Fuß?

Polichinell.

Richtig (ſchlägt mit dem Fuß hinten aus und trifft den Schadenfroh derb in's Geſicht).

Schadenfroh.

Au! weh! meine Naſe! mein Mund! meine Augen! au weh! (läuft ab.)

Zehnte Scene.

Polichinell (allein).

Hahaha! mein guter Freund Schadenfroh! was nun? lachſt du nicht, freu'ſt du dich nicht, daß wieder einem Menſchen

'was weh gethan hat, und haſt es doch ſelber gefühlt, Brüderchen? (ſingt.)

Ich könnt' mich nicht freuen, thät' Andern was weh,
Doch wenn ich 'n ſolchen Herrn Schadenfroh ſeh'.
Da regt ſich die Galle, da ſchwillt mir der Kamm,
Und kann ich's, ſo dreſch' ich ihn tüchtig zuſamm'.

Es iſt halt ein Sprüchwort: »Was dir nicht gefallt,
Das thu' keinem Andern, es reu't dich ſonſt bald.«
Wer ſpottet und lacht, wo ein Anderer weint,
Pfui Deuxel, den möcht' ich nie nimmer zum Freund!

Eilfte Scene.

Polichinell. Schadenfroh.

Schadenfroh.

(kommt zurück mit einem Stock und gibt Polichinell einen Schlag auf den Kopf.)

Polichinell.

Na, was ſoll das wieder?

Schadenfroh (ſchlägt ihn).

Ich will dir eine Medicin für deine Wunden geben!

Polichinell.

Ich bin ſchon wieder heil, laß gut ſeyn!

Schadenfroh (ſchlägt immerfort).

Nimm nur noch immer eine Doſis, es kann dir nicht ſchaden.

Polichinell.

Halt, halt, bedenk', daß du ſelber verwundet biſt.

Schadenfroh (hämiſch).

He, weißt du nicht, daß ſich die Engel freuen, wenn ein Kranker dem andern hilft?

Polichinell.

Nu, wenn das iſt, ſo will ich dir auch eine Medicin geben, daß du genug d'ran haben ſollſt (reißt ihm den Stock aus der Hand und prügelt ihn).

Schadenfroh.

Zu Hülfe! Räuber, Mörder, Feuer!

Polichinell (ſtößt ihn vor den Magen).

Nicht doch! es iſt nur 'ne Medicin für deine Wunden! (ſchlägt ihn) Da, noch eine Doſis und noch eine! und noch eine! (ſtößt ihn todt) Wie nun, Brüderchen Schadenfroh? — Oho! er rührt ſich nicht mehr, er iſt todt? gut, da kann er zum Herrn v. Neid und zur Frau Bosheit und der kleinen Unart marſchiren (er wirft den Leichnam auf ſeinen Buckel und trägt ihn fort).

Zwölfte Scene.

Prinzeſſin Miauline.

Prinzeſſin.

Hier iſt das Haus, welches mir die Fee als die Wohnung des kühnen Jünglings bezeichnete; O Götter! gebt, daß ich ſein edles Herz durch meine Thränen, durch meine Klagen rühre und nicht vergebens Hülfe von ihm erflehe.

Dreizehnte Scene.

Polichinell. Prinzeſſin.

Polichinell.

Es iſt nur Schad', daß ich meinen Habakuk, den Spitzbuben, nicht auch gleich todt gemacht hab', da wär' eine ganze Menagerie von Untugenden zuſammen aus dem Wege

geräumt (er erblickt die Prinzeſſin). Alle Wetter! wer iſt die ſchöne Mamſell!

Prinzeſſin (für ſich).

Er iſt's! (laut) Um Vergebung! ſind Sie nicht der Herr von Polichinell?

Polichinell.

Aufzuwarten, und mit wem habe ich die Ehre zu reden? —

Prinzeſſin.

— Gleichfalls! ich bin die unglückliche Prinzeſſin Miauline.

Polichinell.

Alle Tauſend! eine Prinzeſſin ſind Sie? und unglücklich? — was?

Prinzeſſin (weinend).

Ungeheuer unglücklich! meine Thränen mögen die Wahrheit meiner Worte beſtätigen.

Polichinell.

Ach Sie arme Prinzeſſin, Sie, aber ich bitt', weinen Sie nicht ſo erſchrecklich, ſonſt muß ich mit weinen, (weint) hihihi, na ſchauen Sie, da fang' ich ſchon an.

Prinzeſſin.

O edler Jüngling! dein Herz iſt erweicht, du biſt gerührt, du wirſt mir helfen, wirſt meinen theuern Vater, den König von Trapezunt, befreien.

Polichinell.

Was der Deurel! hat man den König eingeſteckt?

Prinzeſſin.

Ach leider, ein böſer Zauberer Gewalt, der mit dem Teufel ſelbſt im Bunde ſteht, hält ihn gefangen, ein treuloſer Unterthan Popanz, der ſich für die Gerechtigkeit ausgibt,

ließ ſich beſtechen und verrieth ſeinen König und Herrn dem böſen Feinde.

Polichinell.

Iſt das eine ſchöne Geſchichte!

Prinzeſſin.

Auf, edler Jüngling! unſere Freundin, die Fee Roſa, ſendet mich zu dir, denn du nur kannſt meinen Vater retten.

Polichinell.

Ich?

Prinzeſſin.

Ja du! folge mir! ich will deine Führerin ſeyn! deines tapfern Armes allein bedarf es! Du umzingelſt die Feinde, bekämpfeſt — tödteſt ſie und befrei'ſt meinen Vater! — o Polichinell! wenn es Dir gelingt, wenn du ſiegeſt, ſo reiche ich Dir Hand und Herz, du wirſt mein Gemahl und theilſt dereinſt den Thron von Trapezunt mit mir.

Polichinell.

Nun ſchauen's! das iſt ein Wort, hier iſt meine Hand, ich geh' mit Ihnen! umarmen Sie mich, wenn ich bitten darf (die Prinzeſſin umarmt ihn), ſo, und nun kommen Sie, Sie ſollen Wunderdinge erleben.

(ſingt:)

Nun zieh' ich hinaus —
Tralalalala!
Zum blutigen Strauß!
Tralalalala! —
Da geben's nur acht:
Tralalalala!
Da ſchlag' ich die Schlacht!
Tralalalala! —

Der Feind, der reißt aus!
Tralalalala!
O das wird ein Graus!
Tralalalala!
Und fürchten's ſich nicht!
Tralalalala!
Ich weiß, was geſchieht!
Tralalalala!
Den Popanz — den G'walt,
Tralalalala!
Die mach' ich ſchon kalt!
Tralalalala!

Ich zieh meinen Sabel,
Und ſchlag's miſerabel
Alle Beid' auf'n Schnabel! —
Der Kehraus iſt aus.

(Er faßt die Prinzeſſin und walzt mit ihr davon.)

Dritter Akt.

(Straße in Trapezunt.)

Erſte Scene.

Polichinell. Prinzeſſin.

Polichinell.

Sind wir nicht bald da?

Prinzeſſin.

Wir ſind zur Stelle, hier iſt der Palaſt, wo ſonſt mein geliebter Vater wohnte, jezt wohnt der abſcheuliche Gewalt da.

Polichinell.

Sey'n Sie ruhig, er ſoll bald wieder heraus, das verſprech' ich Ihnen, aber machen Sie, daß wir fort kommen in ein gutes Wirthshaus, damit uns Keiner ſieht, eh's Zeit iſt, auch muß ich 'was eſſen und trinken, damit ich Kraft bekomm', hernach können Sie mir ſagen, wo das Gefängniß iſt, wo der Papa ſitzt; geſchwind fort, eh' es hell wird.

(mit der Prinzeſſin ab.)

Zweite Scene.

(ein Nachtwächter tritt auf.)

Nachtwächter (ſingt).

Hört ihr Herrn und laßt euch ſagen,
Die Glocke hat halb vier geſchlagen!
Gleich wird die liebe Sonn' aufgehn,
Steht auf und ſeht's, es iſt gar ſchön! —

Hört ihr Kinder und laßt euch ſagen:
Die Glocke hat halb vier geſchlagen!
Auf, auf ihr Kinder! euch weckt der Hahn! —
Ihr ſollet ihn die Schule gahn.

(geht vorüber.)

Dritte Scene.

Der Teufel (kommt gelaufen).

Teufel.

O alle Tauſend, der Polichinell iſt hier und will dem Herrn v. Gewalt und meinem Freund Popanz über'n Hals! Der Kerl iſt capabel und ſchlägt ſie Beide todt, wie den Neid, die Bosheit, die Unart und den Schadenfroh, und was ſoll dann aus mir werden? Gewalt muß mir helfen! ich will ihn warnen (guckt nach dem Palaſt), nun ſeh Einer! keine Schildwacht ſteht vor der Thür und nicht einmal ein Nachtlicht brennt in ſeinem Schlafzimmer! eine ſchöne Wirthſchaft, ſo wahr ich der Teufel bin. — (ruft) He holla! wach' auf G'walt! verrathener, verkaufter Herr von G'walt! Holla, holla, holla! wach' auf (zieht die Hausglocke).

Vierte Scene.

Gewalt (guckt mit der Schlafmütze aus dem Fenſter).
Der Teufel.

Gewalt.

Wer hat geläutet?

Der Teufel.

Frag' nicht lang! folge mir! dein Stern geht unter, Gewalt! Trapezunt ſteht auf wider dich! Rahe iſt dein Henker, und du kannſt ſchlafen, Andreas?

Gewalt.

Warum ſoll ich nicht ſchlafen? hab' ich nicht eine gute Polizei? — gehen nicht die Nachtwächter herum? wer iſt mein Henker?

Der Teufel.

Ein Mann, furchtbarer als deine Polizei und deine Nachtwächter: Polichinell.

Gewalt (lacht).

Du biſt ein Narr, Freund! bring' deine Schwänke bei Tag — ich gehe wieder zu Bette. Polichinell iſt ein luſtiger Vogel, der ißt und trinkt, und hat keine Zeit für mich (geht ab).

Der Teufel (erboßt).

O du Dummkopf! hat der Polichinell nicht ſchon meine beſten Freunde todtgeſchlagen? Gut! willſt du nicht hören, ſo magſt du fühlen! ich lauf' ſchnell zu meinem Freund Popanz, dem Polizeimeiſter, der ſoll ſeine dienſtbaren Geiſter ausſchicken, daß ſie den Polichinell anpacken, ich ſelbſt ginge nur im Nothfall an den Strauß, wenn ich mir ſonſt gar nicht mehr zu helfen wüßte (ab).

(Es iſt unterdeſſen ganz Tag geworden.)

Fünfte Scene.

Polichinell. Der König. Miauline.

Polichinell.

(trägt einen kleinen Kasten, worin ein Glockenspiel befindlich ist.)

Kommen Sie nur, Herr König! kommen Sie nur, meine schöne Prinzessin! — Dieses zauberische Glockenspiel, welches mir die Madame Fee gebracht hat, hat Sie befreit, denn ich hab' Ihren Wächter damit in den Schlaf gespielt, daß Sie ungehindert echappiren konnten. Nun machen's aber, daß Sie aus der Stadt kommen, bis ich alles zu End' gebracht hab', wie die Fee mir's befohlen hat.

Prinzessin.

O geliebter Polichinell! warum willst du dich unnöthig in Gefahr stürzen und furchtbare Kämpfe bestehen? — flüchte lieber sogleich mit uns in eine stille Einöde, dort wollen wir glücklich und ruhig leben, fern von Gefahr. —

Polichinell (pathetisch).

Nein, meine Geliebte! das geht halt nicht! mich ruft die Ehre und die Pflicht, und wenn ich ihrem Ruf nicht folge, so komm ich in Teufels Küche, also muß ich ein Held werden, so ungern ich's thu'.

Prinzessin (weint).

O! ich werde dich nicht wieder sehen, der entsetzliche Gewalt oder der Popanz werden dich tödten, und ich werde in Jammer vergeh'n.

Polichinell.

O Prinzessin! fasse dich! sey ein Mann! — Herr König, stehen's doch nicht so betrübt da! führen's Ihre Prinzessin

Tochter weg, ehrwürdiger Greis! (weint) Die Augen gehn mir ſonſt über und ich verlier' alle Courage!

König.

Komm', edle Prinzeſſin, mache dieſem Heldenjüngling das Herz nicht weich.

Prinzeſſin.

So lebe wohl, Geliebter! der Sieg ſey mit dir! noch einmal umarme mich (ſie umarmt Polichinell). Laſſe bald dich wieder ſehen! — Kommen Sie, mein Vater (mit dem König ab).

Sechste Scene.

Polichinell (allein).

Polichinell (blickt der Prinzeſſin traurig nach und ſingt:)

Der — der, der und der
Der Abſchied wird mir ſchwer!
Weil, weil, weil und weil
Weil ich dich laſſen muß:
So wünſch' ich dir zu guter Zeit
Ein'n Andern, der meine Stell' erſetzt.
Ich muß mein Glück probiren:
Marſchiren.

* * *

Aber die Traurigkeit hilft mir zu nichts! luſtig, Polichinell! friſch an's Werk, und wenn du deine Sache gut machſt, ſo hat ja ohnehin alle Noth ein Ende. (er geht an den Palaſt des Herrn von Gewalt und läutet) Holla, holla, he!

Siebente Scene.

Polichinell. Habakuk (aus dem Hauſe).

Habakuk.

Wer lärmt hier ſo ungeſchliffen? (erſchrickt) Alle Tauſend! mein alter Herr, Polichinell.

Polichinell (verwundert).

Schau, ſchau! Habakuk! treff' ich dich hier? was treibſt Du denn, was ſtellſt Du denn vor? —

Habakuk (für ſich).

Ich muß ihm imponiren. (laut) Ich bin der erſte Valet-de-Schamper, oder um mich deutſch auszudrücken, der erſte Geheime-Kammerdiener des Königs Andreas I. von Trapezunt, welcher früher den Titel eines Grafen von Gewalt führte.

Polichinell.

So — ſo! da gratulir' ich.

Habakuk (aufgeblaſen).

Wer iſt Er? — was will Er?

Polichinell (lacht).

Was? kennſt du deinen vorigen Herrn, den Herrn von Polichinell, nicht mehr.

Habakuk (ſtolz).

Wie kann ich mich jedes Narren erinnern? Pack Er ſich ſeiner Wege.

Polichinell.

Hör' du Musjö! nimm dich in acht! es iſt zwar Herbſt, aber der Ohrfeigenbaum ſchlagt zu allen Jahreszeiten aus. —

Habakuk.

Unverſchämter!

Polichinell.

Weg da von der Thür! ich will zu deinem Herrn.

Habakuk (ſtellt ſich ihm in den Weg).

Ich laß Ihn nicht herein!

Polichinell.

Das wollen wir ſeh'n! (er packt den Habakuk, prügelt ihn tüchtig durch, wirft ihn endlich an die entgegengeſetzte Wand und geht in's Haus.)

Habakuk (wüthend).

Himmel und Erde! was hat Er ſich unterſtanden? Er hat mich geprügelt, Er hat mich beſchimpft, Rache! Rache! Rache! ich geh ſogleich auf die Polizei! ſie ſollen Ihn fangen, ſie ſollen Ihn hängen, köpfen, ſpießen! und ich will dabei ſtehn und mir die Geſchichte mit anſehn. — Wart du Herenmeiſter, du Kohlenbrenner! du Todtſchläger! du Nußknacker! ich will dir eine Suppe einbrocken, woran du für alle Zeit genug haben ſollſt, oder ich will nicht Habakuk heißen (er rennt ab).

Achte Scene.

(Saal im Palaſte.)

Polichinell (pathetiſch).

Durch dieſen großen Vorſaal muß er kommen,
Es führt kein andrer Weg zum Haus hinaus!
Hier vollend' ich's, — die Gelegenheit iſt günſtig!
Mit dieſem Glockenſpiel lock' ich ihn her,
Fang' Händel an und hau' ihm dann eins über,
Daß er zu Boden fällt und mauſetodt iſt. —
Machen Deine Rechnung richtig, Herr von G'walt —
Fort mußt Du! Deine Uhr iſt abgelaufen.

(er ſtimmt das Glockenſpiel, ſpielt und ſingt:)

Es war einmal ein Schneiderlein,
Das näht ein rothes Röckelein,
Und dacht dabei in ſeinem Sinn:
„Heil mir, daß ich ein Schneider bin!
Ein Schneider bin. — Meck meck.

„Heil mir, daß ich ein Schneider bin!
Ein Schneider ſeyn, iſt Hochgewinn!
Und könnt' ich 'n Engel im Himmel ſeyn,
Ich thät doch bleiben ein Schneiderlein!
Ein Schneiderlein! — Meck! meck.

„Die Grobſchmid, das ſind grobe Leut'!
Die Schneiderlein — fein und geſcheidt!
Die Tiſchler, die ſind wie von Holz!
Die Schneiderlein gehn frei und ſtolz,
Ja frei und ſtolz! — Meck! meck.

„Der Schuſter bei den Leiſten bleibt!
Das Schneiderlein viel Scherze treibt!
Gelehrte ſind oft dummes Vieh;
Ein Schneiderlein, das hat Genie. —
Das hat Genie. — Meck! meck.

„Der Krieger hat Waffen und Wehr,
Das Schneiderlein Nadel und Scheer'!
Doch gibt der Krieger Ferſengeld —
Das Schneiderlein ficht wie ein Held,
Ja wie ein Held! — Meck! meck.

„Und wenn ein Andrer träge ſchleicht,
Das Schneiderlein ſo flink und leicht,
Wohl vor dem alten Stadtthor ſteht;
Ein günſt'ger Wind hinaus es weht,
Hinaus es weht. — Meck! meck."

* * *

Neunte Scene.

Gewalt.

Gewalt (aus dem Zimmer).

Welche entzückende Harmonie vernimmt mein Ohr!

Polichinell (für ſich, lachend).

Hihihi! du wirſt bald noch ganz andere vernehmen.

Gewalt.

Sage mir, o Fremdling! wer du biſt und woher du dieſes wundervolle Glockenſpiel haſt?

Polichinell.

Ew. Gnaden, verzeihen Sie! das iſt halt kein Glockenſpiel, das iſt eine Orgel.

Gewalt.

Ei, ei! wer hätte das gedacht?! klang es doch wie ein natürliches Glockenſpiel. — Wohlan, woher haſt du denn dieſe wunderbare Orgel, die wie ein Glockenſpiel klingt?

Polichinell.

Alle Tauſend, Ew. Gnaden! ich muß nochmals um Verzeihung bitten! ich hatt' mich verſprochen! es iſt auch keine Orgel, ſondern eine Violine.

Gewalt.

Immer wunderbarer! woher haſt du denn dieſe Violine?

Polichinell.

O Jemine, Ew. Gnaden! wie ſich der Menſch doch zuweilen verſprechen kann! — hahaha! es iſt wirklich zu toll. —

Gewalt.

Was iſt zu toll?

Polichinell.

Daß ich mich ſo verſprochen hab', denn ſchauen Sie, Ew. Gnaden! — es iſt auch keine Violine — Ih! bewahre! es iſt eine Baßgeige.

Gewalt (etwas ungeduldig).

Nun, woher haſt du denn dieſe Baßgeige —

Polichinell.

Aber halt! Ew. Gnaden, wenn ich es ſo recht bedenke, ſo iſt es doch wohl auch keine Baßgeige, ſondern vielmehr eine Trompete. —

Gewalt (böſe).

Kerl! willſt Du meiner ſpotten?

Polichinell.

Beileibe nicht, Ew. Gnaden! wie könnt' mir ſo was einfallen! aber geſezt den Fall: daß es auch keine Trompete wäre, ſondern eine Pauke oder eine Pickelflöte?

Gewalt (wüthend).

Kerl! jezt hör' auf!

Polichinell.

Ew. Gnaden! Ew. Gnaden! ſchnappen's nicht über! Sie ſind ja der Herr König, da können's nur befehlen, ſo iſt's ein Glockenſpiel, oder eine Orgel, oder eine Violine, oder eine Baßgeige, oder eine Trompete, oder eine Pauke, oder eine Pickelflöte — kurz, was Ew. Gnaden befehlen! wenn ich aber meine Meinung ſagen darf, ſo halt' ich es mit großer Wahrſcheinlichkeit für ein Clavier — es könnt' aber auch ein Canarienvogel ſeyn, oder eine Nachtigall —

Gewalt (außer ſich).

Nun halt' ich mich nicht mehr! Elender, der Du es wagteſt, mich zu verſpotten, fühle meine Rache! (er ſtürzt ab und kommt gleich mit einem großen Knittel wieder!)

Polichinell.

Nun fängt die Prügelei wieder an!

Gewalt.

(kommt zurück und will auf Polichinell zuſtürzen, dieſer wirft ihm den Kaſten an den Kopf, daß er betäubt niederſtürzt und den Stock fallen läßt.)

Polichinell (nimmt den Stock auf und prügelt auf Gewalt los).

Schauen's und hören's und fühlen's die entzückenden Harmonien (plauz, plauz, plauz!) das iſt das Glockenſpiel! — (plauz, plauz, plauz!) das iſt die Orgel! (er ſchlägt immer heftiger) hier iſt die Violin', hier die Baßgeige, — die Trompete, die Paucken, die Pickelflöte, die große Trommel, das Clavier — Canarienvogel und Nachtigall (plauz! plauz! plauz!).

Gewalt.

O weh! ich ſterbe!

Polichinell.

Das ſollen's auch — (ſchlägt).

Gewalt.

Ah! — das iſt Polichinell! ich erkenn' dich an den Prügeln!

Polichinell (ſchlägt).

Suchen's keinen Andern! Sind's bald todt?

Gewalt (ſtirbt).

Ja, ja!

Polichinell (ſchlägt ihn).

Hier iſt der Gnadenhieb. — So, nun will ich dem Popanz den Garaus machen, und dann will ich ſeh'n, ob der Teufel ſelbſt noch das Herz hat, es mit mir aufzunehmen. (er will ab.)

Neunte Scene.

Polichinell. Habakuk (mit Gerichtsdienern).

Habakuk.

Halt! Steh, Verräther! (zu den Gerichtsdienern) Dieſes iſt der kecke Mörder, Zauberer und vagabondirendes Genie! Da ſchauen's! da hat er auch ſchon unſern allergnädigſten unrechtmäßigen König todtgeſchlagen.

Alle Gerichtsdiener.

Schrecklich! entſetzlich!

Habakuk.

Nehmen's ihn gefangen, ſchließen's ihn grad' und krumm und werfen's ihn in den tiefſten Abgrund eines Gefängniſſes (mit Anſehen) Sie bürgen mir mit Ihren ſämmtlichen Köpfen und Hirnſchädeln dafür, daß er nicht entſpringt. (zu Polichinell hämiſch) Nun, Musjö? was ſagt Er denn? hehehe!

Polichinell.

Ich ſag', ich ſeh' dich noch am Galgen hangen; wer zulezt lacht, lacht am Beſten.

Habakuk.

Das wird ſich zeigen, und daß Er dem Galgen nicht entläuft, dafür will ich ſchon ſorgen! (befehlend zu den Häſchern) führt ihn davon! ich gehe ſogleich zum Herrn von Popanz, um ihm Rapport abzuſtatten. (die Gerichtsdiener mit Polichinell ab.)

Zehnte Scene.

Habakuk (allein, ſingt und tanzt).

Ha! wie will ich triumphiren,
Wenn ſie ihn zum Richtplatz führen,
Und die Kehl' ihm ſchnüren zu!
Schnüren zu! ſchnüren zu.

O, wie thut es mich verlangen:
Ihn zu ſeh'n am Galgen hangen!
Tanzen will ich, jauchzen, ſpringen,
Und ein frohes Liedel ſingen!
Nun bekommt er ſeinen Lohn.

Ha! wie will ich triumphiren!
Wenn ſie ihn zum Richtplatz führen,
Und die Kehl' ihm ſchnüren zu,
Schnüren zu! ſchnüren zu!

Schnüren, ſchnüren, ſchnüren, ſchnüren!
Schnüren, ſchnüren, ſchnüren, ſchnüren!! —
Und die Kehl' ihm ſchnüren zu.

Eilfte Scene

(Vor dem Gefängniß.)

Der Popanz. Gerichtsdiener.

Popanz.

Es kommt alles, wie mir mein guter Freund, der Teufel, geſagt hat! der Polichinell iſt ein ſchrecklicher Menſch und wenn wir ihm nicht in aller Geſchwindigkeit den Garaus machen, ſo bringt er uns alle um! darum habe ich Kraft meines Amts als Gerechtigkeit beſchloſſen, ihn ohne Weiteres aufhängen zu laſſen, ſobald die übliche Förmlichkeit des Verhörs vorüber

iſt: mein Freund, der Herr Kammerdiener Habakuk, hat ſich erboten, das Scharfrichteramt zu übernehmen, und ich hab' nichts dagegen, weil ich ein guter Mann bin und gern meinem Nebenmenſchen ein unſchuldiges Vergnügen gönne, wenn mein Amt als Gerechtigkeit nichts dawider hat.

Zweite Scene.

Die Vorigen. Habakuk.

Habakuk.

Ew. Gnaden! gleich wird man den Delinquenten bringen. Stellen Sie ſich vor: er hat unterdeſſen richtig den Herrn von Gewalt todtgeſchlagen.

Popanz.

Schauderhaft, höchſt ſchauderhaft! Es bleibt alſo dabei, mein lieber Habakuk, Sie übernehmen das Amt des Anklägers und des Henkers.

Habakuk.

Ganz recht! erſt verklag' ich ihn und dann häng' ich ihn auf.

Dreizehnte Scene.

Vorige. Gerichtsdiener mit Polichinell.

Habakuk.

Da iſt er.

Popanz.

Eine wahre Galgenphyſiognomie! — Biſt du der berüchtigte Polichinell?

Polichinell.

Wenn ich nicht unterdeß ausgetauſcht worden bin, ſo werd' ich's freilich wohl ſeyn.

Popanz.

Wo ſtammſt du her?

Polichinell.

Die Leute ſagen, von einem Lindenſtamm, ich glaub' aber, aus einem Haſel- oder Dornenbuſch.

Popanz.

Alt?

Polichinell.

Ne!

Popanz.

Ich frage, wie alt du biſt?

Polichinell.

Gar nicht! ich bin noch ein junger Kerl.

Popanz.

Weißt du, warum du dich hier befindeſt.

Polichinell.

O ja, Sie wollen mich hängen laſſen, ich will aber nicht.

Popanz.

Das wird ſich finden! weißt du, warum du gehenkt werden ſollſt?

Polichinell.

Kein Wort!

Popanz.

Ankläger! bringen Sie Ihre Anklage vor, aber recht peinlich! hören Sie?

Habakuk (verbeugt ſich).

Ganz wohl, Ew. Gnaden, (räuspert ſich, ſtellt ſich zurecht und beginnt:) Von einer wohllöblichen Stadtpolizei und Sicherheitsbehörde zum peinlichen, criminellen Ankläger beſtimmt, klage ich dieſen hier vor mir ſtehenden Polichinell mehrerer groben polizeilichen Vergehungen und todeswürdigen Verbrechen hiemit peinlich an und dringe darauf, daß ein wohllöbliches Criminalgericht ihn verurtheilen möge, daß er von unten auf gerädert werde, aus beſonderer Gnade aber die Strafe des Rades in die des Galgens zu verwandeln ſey und er ſomit vom Leben zum Tode gebracht werde, die Gerichtskoſten und Schreibergebühren zahlen beide Theile.

Popanz.

Sehr gut, mein Lieber, ich beſtätige dieſes Urtheil, aber ſagen Sie mir auch gefälligſt, was er denn eigentlich verbrochen hat.

Habakuk.

Schreckliche Dinge, edler Richter! Erſtens hat er — wie er mir ſelber erzählt hat — in einem Walde ein merkwürdiges Abenteuer mit einem Hunde gehabt — der Hund iſt aber eigentlich kein Hund, ſondern eine Hexe geweſen; folglich iſt er der Zauberei und Hexerei dringend verdächtig. Dann hat er das Kind des Herrn von Neid, dann Herrn von Neid ſelbſt und deſſen Gattin, die Frau Bosheit, umgebracht, aus dem einzigen Grunde, weil ſie ungezogen, neidiſch und boshaft waren! — Dann iſt er plötzlich auf eine unbegreifliche Weiſe reich geworden und hat mich in Dienſte genommen, als er aber gemerkt hat, wie ich ihn betrogen habe, da hat er mich jämmerlich geprügelt und mich aus dem Dienſte gejagt — denken Sie ſich: mich! aber damit noch nicht zufrieden, hat er all mein mühſam zuſammengeſtohlenes Gut, als ich es hab' forttragen wollen, in glühende Kohlen

verwandelt, daß es mir durch die Taſchen gebrannt iſt, und ich als ein unglücklicher, verbrannter Bettler habe davon gehen müſſen. — Dann hat er den Herrn von Schadenfroh todtgeſchlagen, und auch einen weißen Pudel, weil er ihn in die Naſe gebiſſen hatte, dann hat er mich dieſen Morgen wieder geprügelt, weil ich ihn nicht zu unſerm höchſtſeligen gnädigen Herrn laſſen wollte, hat dieſen unſern unrechtmäßigen Herrſcher ſelber auf grauſame Weiſe ermordet, und den alten rechtmäßigen König und ſeine Tochter liſtigerweiſe in Freiheit geſezt.

Popanz.

Genug der ungeheuern Verbrechen, dein Urtheil iſt geſprochen, führt ihn fort, in einer halben Stunde ſey das Urtheil vollzogen, Ihnen, lieber Herr von Habakuk, iſt die Vollziehung aufgetragen. (Er geht ab. Habakuk ebenfalls. Polichinell wird von dem Gerichtsdiener in's Gefängniß geführt.)

(Das Gefängniß.)

(hinten iſt eine Abtheilung mit einem Gitterfenſter.)

Vierzehnte Scene.

Polichinell.

(ſizt in der hintern Abtheilung.)

O weh! o weh! die Gerichtsdiener haben mich durchſucht, ob ich nichts Gefährliches bei mir hätte, da haben ſie den Talisman gefunden, welchen mir die Madam Fee gegeben hat, daß ich ihn dreimal ſchwingen ſollt', wenn ich in Noth wär' — nun, den Talisman haben's gefunden und mir weggenommen, und nun ſitz' ich in der Patſche, denn mit gebundenen Händen kann ich nichts machen, kann mich nicht wehren und muß mich hängen laſſen von dem verwünſchten

Habakuk! O weh, o weh! das nimmt ein trauriges End' mit mir — warum hab' ich mich auch nicht beſſer vorgeſehen, warum hab' ich blitzdummer Kerl nicht d'ran gedacht, daß ſie mich durchſuchen und mir meinen Talisman wegnehmen könnten? Gehorſamer Diener, wenn ich das bedacht hätt', ſo wär' ich kein Narr geweſen und hätt' mich binden und mich in's Gefängniß werfen laſſen, o Freiheit! Freiheit! — (weint und ſingt:)

O Jemine!
O Angſt und Weh!
O bittres Herzeleid.
Gefangen ſitz' ich auf den Tod,
Mir hilft kein Menſch aus meiner Noth!
O Jemine!
O Angſt und Weh!
O bittres Herzeleid.

Horch! kommt der Henker ſchon? — nein es iſt wieder ſtill — wenn ich nur was zu eſſen hätt', ich bin ſo hungrig und ſo durſtig — O Jemine! am End' muß ich zweimal hintereinander ſterben, erſt vor Hunger und dann am Galgen. (weint und ſingt:)

Ach! zu groß iſt mein Verderben!
Tralalala, la! lalalala!
Zweimal — zweimal ſoll ich ſterben!
Tralalala, la! lalalala!

Muß ich denn des Deuxels ſeyn,
Und vor Angſt und Hunger ſchrei'n:
Tralalala, la! Tralalalala!
Tralalala, la! Tralalala.

Hat mit mir kein Menſch Erbarmen?
Tralalala, la! lalalala!
Helft Polichinell, dem Armen!
Tralalala, la! lalalala!

Bringt's Gebacknes! bringt's a'n Bier!
Zwiefach ſchreit der Tod aus mir:
Tralalala, la! lalalalala!
Tralalala, la! lalalala.

* * *

Fünfzehnte Scene.

Polichinell (im Gefängniß). **Habakuk.**

Polichinell.

Da kommt der Habakuk! was für ein boshaftes Geſicht er macht.

Habakuk.

Nun, Musjö Polichinell, iſt Er bereit, ſich hängen zu laſſen.

Polichinell.

Warum nicht gar! Hör' Habakuk, du wirſt doch nicht Ernſt machen und mich wirklich aufhängen?

Habakuk.

Allerdings, ich werd' Ihn aufhängen, denn das iſt jezt meine Pflicht, denn ich bin Scharfrichter geworden zu meinem Vergnügen, um einen nützlichen Wirkungskreis zu haben.

Polichinell.

O Pfui! das iſt ein garſtiger Wirkungskreis. Aber kannſt du's über's Herz bringen, Hand an deinen Herrn zu legen? ſchämſt dich gar nicht, Habakuk? wirſt gar nicht gerührt, Habakuk?

Habakuk.

Ich ſchäm' mich nicht und werd' nicht gerührt.

Polichinell.

Nimm Vernunft an, Habakuk, bedenk', was für ein ſchreckliches Verbrechen es iſt, ſeinen Herrn an den Galgen zu bringen.

Habakuk.

Hm! das iſt eine dictirte Strafe von Rechtswegen! ich wollt' Dich eben ſo gern rädern oder köpfen, wenn's ſeyn müßt'.

Polichinell.

O du Barbar! Du untreuer Diener deines Herrn.

Habakuk.

So? — und hat Er denn nicht ſelber ſeinen Herrn todtgeſchlagen und die Frau dazu und's Kind auch und noch viele Andre?

Polichinell.

Ja, ſiehſt du, Habakuk, das war die Macht der Verhältniſſe, da mußt' ich ſie todtſchlagen. Es waren böſe Leut'.

Habakuk.

Nun, daß ich dich henke, iſt halt auch die Macht der Verhältniſſe! alſo mach' dich fertig, bete ein Armſündergebet und ergib dich drein! ich hol' den Galgen (ab).

Sechzehnte Scene.

Polichinell (allein).

Polichinell (ihm nachrufend).

Und ich wollt', daß dich der Deurel holte, du grimmiger Holofernes! — Sapperment! nun iſt's bald Zeit, daß ich mich aus der Patſche zieh', denn das Ding wird gefährlich!

ich ſeh's ſchon: ich muß thun, als ob ich mich drein ergeb', damit ich ihn treuherzig mache. (er ſingt mit traurigem Ton:)

Was lockſt du junge Roſe
Mich zu dem Quellenmooſe,
Ach ſchaurig tönt die Luft
Aus kalter Todtengruft:
„Ihr Jünglinge wir haben
Den Polichinell begraben!
Er ſtarb in freier Luft
Am Galgen wie ein —“

(ſpricht:)

ich mag nicht ſagen: was.

Siebenzehnte Scene.

Polichinell. Habakuk.

Habakuk (ſchleppt den Galgen herbei).

Hier iſt der Galgen! recht ſo, ſing' ein frommes Lied zu guter Lezt (richtet den Galgen auf). ſo, der ſteht feſt, und du wirſt mit aller Bequemlichkeit daran hängen können. (Holt eine Leiter und lehnt ſie an den Galgen). Hier iſt auch die Armeſünderleiter und ſomit Alles bereit zur feierlichen Verhandlung. Komm' heraus (öffnet das Gefängniß, bindet den Polichinell los und läßt ihn heraustreten).

Polichinell (feierlich).

So ſteh' ich denn am Ziele meines Lebens! dieß iſt der Galgen! (betrachtet ihn) „Staunend blick ich dich an, coloſſaliſches Werk der bildenden Künſte! welch' ungeheuern Geiſt mußte der Mann beſitzen, der Dich erfand!“ knieend huldige ich ihm! (er kniet nieder.)

Habakuk.

Er bekehrt ſich doch noch vor ſeinem End'!

Polichinell (ſteht auf).

Wohlan, bleicher Henker! ich bin bereit.

Habakuk.

So ſteig' auf die Leiter.

Polichinell.

(Steigt bis auf die höchſte Spitze der Leiter, ſo daß er hoch über den Galgen empor ragt) da ſteh' ich!

Habakuk.

Halt halt — nicht ſo hoch! weiter herunter!

Polichinell.

(Steigt ſchnell wieder bis ganz herunter) So?

Habakuk.

Nicht doch! die halbe Leiter hinauf, bis in die Mitte!

Polichinell.

(Klettert die halbe Leiter hinauf) So denn?

Habakuk.

Gut, nun henk' dich, daß du baumelſt.

Polichinell.

(Faßt mit beiden Armen die Sproſſen der Leiter und ſchwenkt ſich herab, ſo, daß er mit den Füßen baumelt) Da häng' ich!

Habakuk.

Ach nicht doch! an den Galgen ſelbſt dich henken! nicht an die Leiter.

Polichinell.

Ah ſo! (umklammert mit den Armen den Querbalken des Galgens und zappelt, ſo hängend) Häng' ich jezt gut?

Habakuk (ungeduldig).

O du Dalk! nein, nein! — iſt das ein Dummkopf, der nicht einmal weiß, wie man ſich henkt.

Polichinell.

(Steigt herab) Ja ſiehſt Du! ich begreif' ein biſſel ſchwer, denn ich hab' in meinem Leben noch keinen Menſchen am Galgen hängen ſehen.

Habakuk.

Gieb Acht, du Strohkopf! ich will dir's zeigen! ſiehſt Du: ſo ſteigſt Du auf die Leiter (ſteigt hinauf) bis hierher! nun nimmſt du den Strick! (nimmt ihn) ziehſt die Schlinge auseinander! (thut es) ſteckſt den Kopf hindurch, daß die Schlinge dir um den Hals zu liegen kommt — (thut es) dann nimm ich —

Polichinell (zieht raſch die Leiter weg).

— Dann nimm ich die Leiter weg und du hängſt am Galgen. Etſch, etſch! angeführt! da zappelt er (zerrt ihn bei den Beinen) ſo iſt er todt — glückliche Reiſe und grüß' mir die vorangegangenen Spitzbuben, dein Gefolge kommt noch. — Aha! da kommt ſchon der Popanz mit ſeinen Geſellen und wollen ſehen, wie ich mich am Galgen ausnehme! — O! ich will euch allen das Bad geſegnen. (geht in die hintere Abtheilung zurück.)

Achtzehnte Scene.

Der Popanz. Gerichtsdiener.

Popanz.

Ha, da hängt der Delinquent ſchon — Nein! was ſeh' ich? — nicht der Delinquent, ſondern mein Freund Habakuk! — (ſchmerzlich) O Habakuk! (wüthend) Wo iſt Polichinell?

Neunzehnte Scene.

Die Vorigen. Polichinell.

Polichinell.

(Springt hervor, einen großen Knittel in der Fauſt, womit er den Popanz todtſchlägt) Hier iſt der Polichinell! — und hier — und hier und hier. (er ſchlägt alle der Reihe nach todt) So! nun iſt die ganze Bagage beieinander! (er ſchleppt alle nacheinander fort; zuletzt den Galgen mit dem daran hängenden Habakuk.)

Zwanzigſte Scene.

Der Teufel (kommt weinend).

Der Teufel.

Nun ſind alle meine Freunde todt und machen mir unten die Hölle heiß, weil ich ihnen nicht beſſer beigeſtanden hab'; als ob ich armer Teufel gegen einen tüchtigen Kerl was ausrichten könnt', wenn nicht eine Legion Spitzbuben von Menſchen mir zu Hülfe kommen. (ſchluchzt) Ich ſag's: — ich hab's ſatt, noch länger den Teufel vorzuſtellen, wenn ich nicht dem Polichinell eins auswiſchen kann, daß er für immer genug daran hat. — O ich bin desperat und ich werd' in ein Wirthshaus gehn, um mir Courage zu trinken, denn auf meine Ehre, ich hab' von Natur blutwenig (ſehr heftig weinend) Ach! ah! ich bin all mein Lebtag ein viel zu ſanftmüthiger, weichherziger und frommer Teufel geweſen, und die Menſchen haben's mir immer zuvor gethan.

(geht weinend ab.)

Einundzwanzigſte Scene.

Polichinell (mit dem Knittel im Arm).

Polichinell.

Das iſt gewiß, daß ich ein Waghals bin, denn nun, da ich alle böſen Menſchen todtgeſchlagen hab', will ich auch noch mit dem Teufel anbinden, damit es gar nichts Böſes mehr in der Welt gibt. Ich hab' aber den Teufel noch nicht zu Geſicht bekommen können, denn er fürcht't ſich wohl vor mir, ich will ihn daher citiren, wie ich's in der Comödie geſeh'n hab', als ſie den Freyſchützen aufgeführt haben.

(Melodram.)

Polichinell.

Deurel! Deurel! erſchein'!

(Pum! — pum! — pum! —)

Bei des Zaubrers Hirngebein!

(Pum! — pum! — pum!)

Deurel! Deurel erſchein'.

(Donner und Blitz, der Teufel ſteckt den Kopf hervor.)

Zweiundzwanzigſte Scene.

Polichinell. Der Teufel.

Der Teufel.

Was rufſt du mich?

Polichinell (erſchrickt).

Alle Hagel! der ſchau't garſtig grimmig aus! (laut) verzeihen's Herr von Deurel! — ich wollt' gern ein paar Worte mit Ihnen reden.

Der Teufel.

So rede!

Polichinell.

Das heißt, ich wollt etwas frazen.

Der Teufel.

So frage.

Duett.

(Melodie: „Was macht denn der Prater.")

Polichinell.

Was macht denn die Höll'? iſt's noch immer ſo heiß?

Der Teufel.

Im heurigen Frühjahr gab's leidlich viel Eis.

Polichinell.

Es ſoll ja ein ſchreckliches Feuer da ſeyn?

Der Teufel.

Ich führ' grad' Die wohlfeilen Sparöf'n ein.

Polichinell.

'S iſt wohl da unten ſo ziemlich ſchon voll?

Der Teufel.

Ich weiß nicht, wohin ich am End' ſelber ſoll!

Polichinell.

Ach, armer Herr Deurel! Sie dauern mich ſehr!

Beide.

Die Höll' zu verwalten, gewiß! das hält ſchwer.

(jodeln und tanzen.)

* * *

Polichinell.

Sehr finſter wär's drunten, — ſo geht hier die Sag' -

Der Teufel.

Bewahre! das Gaslicht macht's hell wie der Tag.

Polichinell.

Das hölliſche Thor — ganz von Eiſen ſoll's ſeyn?

Der Teufel.

Es war; — ſeit dem Zollverband riſſen wir's ein.

Polichinell.

Der Weg iſt wohl ſchrecklich, ſo, daß einem grau't?

Der Teufel.

Nein, d' Eiſenbahn wird jezt auf Actien gebaut.

Polichinell.

Sie armer Herr Deurel! Sie plagen ſich ſehr!

Beide.

Die Höll' zu verwalten, gewiß! das hält ſchwer.

(ſie tanzen und jodeln.)

* * *

Der Teufel.

Laß die Komplimente und komm' zur Hauptſach'! ich weiß, was du willſt, du haſt alle meine geliebten Laſter und Untugenden todtgeſchlagen und willſt mir nun ſelber an den Hals!

Polichinell.

Nun, wenn Sie's ſchon einmal auswendig wiſſen, ſo will ich's gar nicht leugnen, daß es mir eine Ehre wär', wenn ich nun das Vergnügen haben könnte, Ihnen ebenfalls eins über zu hauen, daß Sie genug hätten.

Der Teufel (grimmig).

Ich wollt', ich dürft' dich holen, du Dalk!

Polichinell.

Das glaub' ich Ihnen ſchon, aber Sie dürfen nicht! Denn wenn ich auch dalket bin, ſo bin ich doch ein braver Kerl, und einem braven Kerl kann der Deurel nichts anhaben. — Aber hören's! ich will Sie leben laſſen, wenn Sie ſich mir ergeben; dann ſperr' ich Sie in einen eiſernen Käfig und laß' Sie für Geld auf der Leipziger Meſſe ſehen.

Der Teufel (wild).

Ich will mich nicht ergeben,
Um eures rohen Pöbels Spott zu ſeyn!
Iſt gleich die Bosheit todt, und Neid und Schadenfreud':
Gewalt, Betrug und Ungerechtigkeit —;
Biſt Du mein Gegner gleich — ha! dennoch ſey
Das Aeußerſte verſucht! (holt ſich einen großen Stock)
Hier halt' ich meinen kriegeriſchen Prügel!
Fall aus! triff! und verwünſcht ſey, wer zuerſt
Ruft: „Halt, genug! —"

(er ficht eine Weile wüthend mit Polichinell, endlich ſchlägt Polichinell ihn todt, ſpießt ihn auf ſeinen Stock, hält ihn hoch in die Höhe und ruft jauchzend:)

Polichinell.

Hurrah! hurrah! der Teufel iſt todt!

(er wirft den Teufel über die Baluſtrade.)

Dreiundzwanzigſte Scene.

Wolkentheater.

Die Fee.

(ſchwebt in einem Wolkenwagen herab, neben ihr der alte König und die Prinzeſſin, rund umher viele Genien.)

Geſang.

Victoria! Victoria! —
Der Wackre ſoll leben,
Der muthig dem Deuxel den Reſt hat gegeben,
Ihm gleichet kein Held von fern und von nah'! —
Victoria! Victoria! Victoria!

Die Fee.

(vereinigt während des vorhergehenden Geſanges Polichinell's und Miaulinen's Hände.)

Polichinell (ſingt).

'S iſt mir all' eins, 's iſt mir all' eins:
Ob ich Geld hab' oder kein's!
Hab' ich Geld, ſo bin ich fröhlich!
Hab' ich keins, ſo bin ich ſelig!
'S iſt mir all' eins, 's iſt mir all' eins:
Ob ich Geld hab' oder kein's.

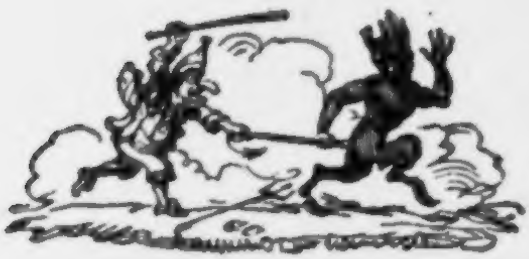
(tanzt mit der Prinzeſſin.)

'S iſt mir all' eins, 's iſt mir all' eins:
Ob ich Geld hab' oder keins!
Hab' ich Geld, ſo kann ich Wein kaufen;
Hab' ich keins, muß ich Waſſer trinken!
'S iſt mir all' eins, 's iſt mir all' eins:
Ob ich Geld hab' oder kein's.

'S iſt mir all' eins, 's iſt mir all' eins:
Ob ich Geld hab' oder kein's!
Hab' ich Geld, ſo eß' ich Leckerbiſſen;
Hab' ich keins, ſo muß ich's Maul wiſchen!
'S iſt mir all' eins, 's iſt mir all' eins:
Ob ich Geld hab' oder kein's.

'S iſt mir all' eins, 's iſt mir all' eins:
Ob ich Geld hab' oder keins!
Hab' ich Geld, kann ich Comödje ſeh'n;
Hab' ich keins, ſo muß ich draußen ſteh'n!
'S iſt mir all' eins, 's iſt mir all' eins:
Ob ich Geld hab' oder kein's.

'S iſt mir all' eins, 's iſt mir all' eins:
Ob ich Geld hab' oder keins!
Hab' ich Geld, ſo hat's halt keine Noth;
Hab' ich keins, ſchlag' ich den Deuxel todt!
'S iſt mir all' eins, 's iſt mir all' eins:
Ob ich Geld hab' oder kein's.



Nachſchrift des Verfaſſers.

Auf den Wunſch des Herrn Verlegers unternahm ich es, zu den köſtlichen Fratzen des George Cruikſhank, welche dem Leſer hier vorliegen, ein dramatiſches Mährchen mit moraliſcher Unterlage zu ſchreiben, das — zumeiſt für die Jugend beſtimmt, doch auch Erwachſenen eine heitere Unterhaltung gewähren könnte. Wer, klein oder groß, ergözt ſich nicht an Polichinells Späßen!

Schon eine flüchtige Betrachtung der Cruikſhankſchen Skizzen wird dem Beſchauer darthun, daß meine Aufgabe keine leichte war! Cruikſhank zeichnete durchaus nicht für Kinder, ſondern, für den engliſchen John Bull, Polichinells Zwillingsbruder Punch; den argen Raufbold, Händelmacher und Schlagtodt — der bloß zum Spaß alles um ſich her todtſchlägt und roh und grauſam, dumm und kernwitzig, den Charakter der Grundſuppe John Bulls repräſentirt. In Cruikſhanks Skizzen iſt nichts weniger als irgend Etwas, was einer Moral ähnlich ſähe, ſondern jener hölliſche vernichtende Spaß, der ſelbſt den Teufel todtſchlägt, des Spaſſes wegen.

Ich habe es troz dem verſucht, ein Mährchen zu ſchaffen, das, indem es Cruikſhanks Skizzen ihr Recht angedeihen läßt, dennoch den Wünſchen meines Herrn Verlegers möglichſt nahe käme. Ich wählte die Form, welcher Raimund ſich für ſeine Zauberſpiele bediente — ich verwandelte die den Polichinell umgebenden Figuren in allegoriſche Perſonen, welche in der Geſtalt des Neides, der Bosheit, der Schadenfreude ꝛc. ꝛc. auftreten und als Werkzeuge des Teufels von Polichinell aus dem Wege geräumt werden, der endlich auch den Teufel todtſchlägt.

Man wird es mir hoffentlich nicht zum Vorwurf machen, daß ich den Polichinell, den Habakuk, den Teufel und einige Andere dann und wann den naiven Wiener Dialect anklingen laſſe! — Manches was doch durchaus geſagt werden mußte, würde ohne dieſen kleinen Kunſtgriff entweder trivial oder (und dieß iſt der

Hauptgrund meines Verfahrens) boshaft (für die Jugend) erscheinen! die treuherzige Sprache gleicht beide Unebenheiten aus und wohl mancher Ausdruck wie er jezt gegeben, dürfte vielleicht selbst von ernsteren Leuten eines Lächelns sich erfreuen.

Ueber einige parodistische Stellen sage ich nichts! sie lagen mir zu nahe, um sie nicht zu benutzen und nur ein Uebelwollender könnte mich des Mangels an Pietät gegen unsern größten Dichter beschuldigen.

Somit sey dieses Büchlein der Lesewelt bestens empfohlen.

J. P. Lyser.

3. März 1972

Gute Bücher,

die jede Buchhandlung feil hat.

Die Natur, ihre Wunder und Geheimnisse, oder die **Bridgewaterbücher.** 10 Bände in Lieferungen von 6 Bogen. à 30 kr. 6 ggr.

Die menschliche Hand, von Sir **Charles Bell.** Deutsch von Dr. **H. Hauff.** fl. 1. 36 kr. Thlr. 1.

Chemie und Meteorologie, als Zeugnisse für die Herrlichkeit des Schöpfers. Von **W. Prout.** Deutsch von **G. Plieninger.** fl. 3. 12 kr. Thlr. 2.

Deutsch-französischer Briefsteller, von **Ed. Froment** und **L. Müller** 4te Aufl. fl. 1. 30 kr. Thlr. 1.

Das Naturalienkabinet, oder Anleitung zum Fangen, Ausstopfen, Conserviren der Thiere, zum Pflanzen- und Mineralienbewahren. Von Dr. **F. L. Succow.** fl. 1. 30 kr. Thlr. 1.

Anleitung zur deutschen und französischen Conversationssprache von **Ed. Coursier**, eingeleitet von **August Lewald.** 3te Aufl. fl. 1. 12 kr. 18 ggr.

Beauties of Shakespeare by **W. Dodd.** fl. 1. 12. kr. 18 ggr.

Die Urwelt und ihre Wunder, von **W. Buckland.** Deutsch von **F. W. Schimper.** Mit vielen Abbildungen. fl. 4. Thlr. 2. 12 ggr.

Das Leben, seine Gesetze und Erscheinungen, oder **populäre Physiologie** der Pflanzen- und Thierwelt, von **P. M. Roget.** 2 Bde. Mit vielen Abbildungen. fl. 8 oder 5 Thlr.

Die Sternenwelt. Von **W. Whewell.** Deutsch von **G. Plieninger.** fl. 2. 24 kr. Thlr. 1. 12 ggr.

Gedichte von Gustav Pfizer. 1te Sammlung fl. 2. Thlr. 1. 2te Sammlung fl. 3. Thlr. 1. 12 ggr.

Der Spiegel des Anstands und der feinen Sitte. Aus d. Franz. der Mad. **Celeart.** 30 kr. 6 ggr.

Die Kunst sich selbst zu frisiren und Andern das Haar mit Geschmack zu ordnen. Von **Villaret.** 48 kr. 12 ggr.

L. S. 10. 6. 8 24

Fortſetzung
von
Abendländiſche
Tauſend und eine Nacht
oder
die ſchönſten Mährchen und Sagen
aller
europäiſchen Völker.

Zum erſten Male geſammelt und neu bearbeitet
von
J. P. Lyſer.

Mit 30 Bildern nach Originalzeichnungen des Herausgebers.
15 Bde.

Neue Folge in vier Bändchen.
Erſtes Bändchen
mit 1 Abbildung.

Meiſſen,
bei F. W. Goedſche
1840.

1.

Lyser del. et lith.

Der Ring.

Einhundert und eine Nacht.

Ein Mährchen- und Sagen-Strauß

gesammelt und erzählt

3969

von

Theodor
J. P. Lyser.

Vier Bändchen mit vier Abbildungen.

Erstes Bändchen.

Meissen,
bei F. W. Goedsche.
1840.

Städtische Bibliothek Wurzen
Universitäts-Bibliothek Leipzig
54 - 4466 , 1/2
17.5.55
NK

Volkskunde
Sagen u. Märchen
Allgem. Sammlgn

Druck von Fr. Rückmann in Leipzig.

Erſte Nacht.

Die Sonne war ſchon im Untergehen, als ein dichtverſchloſſener, mit Militair umgebener Reiſewagen durch die Thore der Feſtung Kalkſtein fuhr.

Im innerſten Hofe hielt der Wagen, und ein noch junger Mann, deſſen ſchönes Aeußere auffiel, ſtieg aus demſelben.

Er ſah ſich um, mißmuthig, aber nicht wie ein Verzweifelter, und jetzt kam der Kommandant der Feſtung, der würdige Oberſt von Altenſtein, ſeinen neuen Gefangenen zu begrüßen.

„Ich grüße Sie, Herr Graf," ſprach er mit gewinnender Freundlichkeit, „Sie werden ſich hier freilich nicht gefallen, aber der König hat befohlen, daß Ihre Haft die ehrenvollſte ſey. Ich werde Sie jetzt in Ihr Zimmer führen, das Sie nach Gefallen verlaſſen können; ein junger Menſch, der recht anſtellig iſt, wird Sie bedienen, und es ſteht bei Ihnen, ob Sie auf Ihrem Zimmer oder im Kreiſe meiner Familie ſpeiſen wollen."

„Sie ſind ſehr gütig, Herr Oberſt," erwiederte der junge Mann, „ich weiß nicht, wie lange mein Aufenthalt hier ſeyn wird, aber ich fühle ſchon jetzt, daß er durch Ihre

Freundlichkeit mir sehr erheitert werden wird. Vorerst nur die Versicherung, daß ich unschuldig bin!"

„Schuldig oder unschuldig, ich muß dem Befehle, den ich von Oben her erhalte, nachkommen," sprach der Kommandant, indem er dem Gefangenen in das Schloß voranging; „übrigens bin ich, wenn auch ein alter Soldat und von Jugend auf an Subordination gewöhnt, doch Keiner von Denen, welche deshalb einem jungen Mann ein übereiltes Wort über die Regierung zum Verbrechen anrechnen. Studenten haben mancherlei Träume, die alle von einer neuen, bessern Staatsbildung handeln, sie entspringen aus edlen, großen Empfindungen und Ideen, ausgeführt können sie freilich nur selten oder langsam werden. In reifern Jahren sieht dann so Mancher ein, daß seine jugendlichen Plane nur in Romane paßten, und ist vollkommen zufrieden und einverstanden mit der Regierung, die er erst stürzen wollte."

„Sie sind jung, Herr Graf, waren Student, und junger Wein muß gähren, soll er gut werden. Sie werden hoffentlich dem Staate noch viel nützen, und es soll mich freuen, wenn von Ihren romantischen Weltverbesserungs-Ideen so viel übrig bleibt, daß Sie jetzt ein Freund aller Unterdrückten, nicht selbst ein Unterdrücker werden."

Der Graf gab dem Obersten die Hand, dann schritten Beide über den Corridor, und jetzt schloß der Kommandant ein helles, freundliches Gemach auf, welches dem Gefangenen die vollkommenste Bequemlichkeit versprach.

„Dies Zimmer, Herr Graf," sagte der Oberst,

„wird gewöhnlich von meinem Sohne bewohnt, wenn er da ist. Er studirt die Rechte und befindet sich jetzt in Heidelberg. Ich verlasse Sie jetzt und erwarte Sie um acht Uhr zum Nachtessen, wo ich Sie mit meiner Familie und einigen alten Freunden von mir bekannt machen werde.“ Der würdige Greis ging, der Graf Eugen von Lindheim öffnete das Fenster und blickte in eine schöne, mild vom Abendlichte verklärte Gegend.

Wie dankbar war er dem Kommandanten, daß er ihm gerade dieses Gemach gegeben hatte, im höchsten Stockwerke des Schlosses.

Er betrachtete lange schweigend die herrliche Landschaft, dann schloß er das Fenster.

Jetzt trat der junge Mensch ein, welchen ihm der Oberst zum Bedienten versprochen hatte. Max, so nannte er sich, war ein junger, hübscher Bursche, und fragte mit wohlklingender Stimme nach den Befehlen des Grafen.

Eugen ließ seinen Koffer auspacken, machte Toilette und fragte, aus wie viel Mitgliedern die Familie des Kommandanten bestünde.

Max erwiederte: „Da ist erstens die Frau Oberstin, eine heitere, engelsgute Dame, mit welcher der Herr Oberst noch immer in den Flitterwochen lebt, dann der älteste Herr Sohn, welcher als Rittmeister in der Residenz steht, dann kommt der zweite, Felix, ein bildschöner Mensch, welcher studirt und zuletzt Fräulein Henriette, ein Spätling der Ehe, das einzige Töchterchen.“

„Außer diesen befindet sich noch eine Nichte der gnädi-

gen Frau da, Fräulein Julie von Rübershofen, ein nicht mehr ganz junges Fräulein, und gleichsam zur Familie gehören der alte Hauptmann Reden, welcher sich nicht versetzen läßt, der Bücher und allerhand Geschichten schreibt; der Festungsprediger Abendroth und der Festungsarzt, Doctor Walther, ein alter, lustiger Hagestolz. Der Herr Festungsprediger ist beweibt und hat sechs lebendige Töchter, von denen die älteste halb und halb mit dem Lieutenant, der jetzt auf Kommando da ist, verlobt ist."

Indem schlug die Glocke acht, und der Graf wohlwissend, daß alte Militairs Pünktlichkeit lieben, verließ das Gemach, um sich, von Max durch die Gänge des Schlosses geleitet, in das Zimmer des Obersten führen zu lassen.

Als er eintrat, fand er die Familie des Obersten schon versammelt, die Frau von Altenstein, zwei junge Damen und den alten Hauptmann.

Der Graf wurde dem Kreise vorgestellt, die üblichen Redensarten in der Kürze abgethan und der Oberst, seinem Gefangenen den Platz neben sich anweisend, kommandirte: „Nun setzt Euch!"

Während der Mahlzeit wurde wenig gesprochen, der Graf musterte indeß die jungen Mädchen, hielt die ältere, eine sehr einnehmende Brünette, mit kostbaren dunklen Augen für Fräulein Julie, und die jüngere, ein blasses, blondes Mädchen, das weder hübsch noch häßlich war, für des Obersten Tochter. Als die Speisen abgetragen waren, sagte der Oberst: „Nun werden Sie, wenn es Ihnen gefällt, länger bei uns zu verweilen, unsre Abendunterhaltung

kennen lernen. Viel Neuigkeiten passiren auf der Festung nicht, also haben wir keinen Stoff über Andre zu sprechen; von Geschäften und Dienstsachen rede ich im Familienkreise nicht, Kartenspiel lieben wir keins, nur bisweilen spiele ich mit dem Hauptmann oder meiner Frau eine Parthie Schach, und um uns die Abende zu verkürzen, erzählt oder lieset Jeder von uns, wen nun die Reihe trifft, des Abends eine Sage oder ein Mährchen, was auf abendländischem Boden gewachsen, so weit er kommt, denn mit dem Glockenschlage Elf geht es zu Bette."

„Eine sehr angenehme, lehrreiche Unterhaltung," bemerkte der Graf, „besonders für mich, der ich bis jetzt nur sehr wenige europäische Sagen und Mährchen kenne."

„Die Reihe ist heute an Dir, Julie," sagte der Oberst und Julie begann mit angenehmer, klarer Stimme.

Der Ring.

Im funfzehnten Jahrhunderte lebte zu Dessau eine Fürstin, welche sich durch Tugend und Frömmigkeit, besonders aber durch Wohlthätigkeit auszeichnete.

Kein Armer, Unglücklicher, ging unbegabt, ungetröstet an ihr vorüber, sie spähete in den Hütten der Armen umher, um ihnen das zu reichen, was sie am meisten bedurften, und wer mit einer Bitte auf dem Herzen zu ihr nach dem Schlosse ging, konnte auch im Voraus der Erfüllung gewiß seyn.

Auch gegen die Thiere war sie sehr mild und freund-

lich, wenn ein Thier gequält wurde, war sie sehr zornig und befahl den Leuten solches hinführo ja zu unterlassen, auch schüttelte sie täglich das Tafeltuch mit eigenen Händen vor den Schloßfenstern aus, damit die Vögelein sich von den Brocken sättigen könnten, die von der fürstlichen Tafel abfielen.

Eines Tages, als die gute Fürstin vor dem Schlosse stand und das Tuch eben wieder ausgeschüttelt hatte, bemerkte sie eine Kröte, welche begierig jeden Brocken aufsuchte und nach und nach immer größer wurde, bis, die häßliche Hülle abstreifend, eine schöne Frau daraus hervorging.

Erstaunt blieb die Fürstin stehen, da trat die Frau zu ihr und sprach mit holder Stimme: „Du hast mich erlöset, edle Frau. Wisse, ich bin die Fee Flaminia, und von einem mächtigen Feenherrscher verdammt worden, so lange als Kröte umherzuwandeln, bis eine edle, deutsche Fürstin mich mit den Brosamen ihres Tisches speisen würde. Dies ist nun geschehen, durch Dich ist mir meine eigentliche Gestalt zurückgegeben und ich möchte Dir gern recht dankbar dafür seyn. Nimm diesen Ring und verwahre ihn wohl und wisse: so lange der Ring sich in dem Dir und den Deinigen zugehörenden Schlosse befindet, wirst Du und Deine Nachkommenschaft glücklich seyn. Der Wohlstand Deines Hauses wird wachsen und bleiben bis auf die späteste Zeit; weise Regenten, tapfre Kriegshelden, edle Frauen werden Deinem Geschlechte Glanz geben. Doch merke

Dir, wird der Ring nur auf einige Minuten aus dem Schlosse und an's jenseitige Ufer der Elbe genommen, so wird dasselbe in Feuer aufgehen."

Die Fee reichte der Fürstin den Ring und verschwand. Sogleich kehrte die hohe Frau in das Schloß zurück und theilte ihrem Gemahle mit, was sie eben erlebt. Den Ring legte sie in ein eisernes Kästchen und verwahrte ihn bei dem andern Schmucke; auch ließ der Fürst von seinem Kanzler eine Schrift ausfertigen, in welcher er seinen Nachkommen befahl, den Ring niemals aus dem Kästchen zu nehmen und dasselbe stets im Schlosse zu lassen. Das Pergament, auf welchem sein Wille und Befehl, nebst der Ursache dazu, aufgezeichnet war, legte er selbst neben den Ring.

Das Fürstenpaar starb, das Kästchen mit dem Ringe kam aus der Hand des Sohnes in die des Enkels und Urenkels der edlen Fürstin. Die Weissagung der Fee erfüllte sich, die Fürsten von Anhalt-Dessau wurden immer reicher, der Wohlstand des Landes stieg zugleich mit der Cultur der Bewohner, und seine Fürsten waren geehrt und berühmt in ganz Deutschland durch persönliche Vorzüge.

Da fiel es in neuerer Zeit, wo der Glaube an Feen und Talismane immer mehr abnahm, einem Fürsten von Dessau ein, die Macht des Ringes zu prüfen, zu untersuchen, ob wohl die Prophezeihung der Fee Glauben verdiene.

Er glaubte überzeugt seyn zu können, daß die An-

weſenheit des Ringes im Schloſſe gar keinen Einfluß auf daſſelbe haben könne. Heimlich nahm er den Ring zu ſich und fuhr, begleitet von den Seinen, über die Elbe. Aber kaum ſah er ſich am jenſeitigen Ufer, als er auch ſchon eine Rauchſäule gewahrte, welche aus dem Schloſſe aufſtieg, welches in wenig Stunden ein Raub der Flammen wurde.

Der Fürſt, welcher ſogleich wieder nach dem Schloſſe ſchiffte, kam ſchon zu ſpät.

Das Pergament verbrannte mit, der Ring aber wurde von nun an theuer aufbewahrt, und wird jetzt noch dem gezeigt, welcher ſich in dem ſchönen Schloſſe zu Deſſau herumführen läßt.

Julie ſchwieg, die Glocke ſchlug elf und der Oberſt kommandirte: „Zur Ruhe!“

Zweite Nacht.

Als Eugen, welcher die freundliche Einladung des Oberſten, alle Abende mit ihm zu ſpeiſen, angenommen hatte, heute eintrat, erfuhr er, daß die Tochter des Oberſten verreiſet, das junge, blonde Mädchen aber eine Pathe der Oberſtin und auf kurze Zeit zum Beſuche da ſey. Es war Eugen lieb, daß die kleine, blonde Mathilde nicht die

Tochter des Mannes war, den er in der kurzen Zeit, die er nun auf der Festung verlebt hatte, schon so lieb gewonnen. Ohne es zu wollen, hatte er sich von Henriette von Altenstein ein liebenswürdiges Bild entworfen und er wünschte, daß sie diesem Bilde gleichen möge. Nach der Abendmahlzeit fand sich der Prediger ein, und als die Oberstin ihn freundlich erinnerte, daß heute die Reihe an ihm sey, etwas zu erzählen, sagte er: „Das will ich auch, meine gnädige Frau, und zwar etwas, was sich ganz für einen Geistlichen ziemt; ich will ein Mährlein erzählen, was Martin Luther einst seinem Söhnchen Hans erzählte.

Ein Mährlein von Martin Luther.

Es giebt einen hübschen, lustigen Garten, und ich weiß ihn gar wohl, da gehen viel Kinder innen, haben güldene Aepfel unter den Bäumen, und Birnen, Kirschen, Spilling und Pflaumen, singen und springen, und sind fröhlich; haben auch schöne, kleine Pferdlein mit güldenen Zäumen und silbernen Sätteln. Da fragte ich den Mann, deß der Garten ist, weß die Kinder wären? Da sprach er: „Es sind die Kinder, die gern beten, lernen und fromm sind.“ Da sprach ich: „Lieber Mann, ich habe auch einen Sohn, heißt Hänschen Luther; möchte er nicht auch gern in den Garten kommen, daß er auch solche schöne Aepfel und Birnen essen möchte, auch solche feine Pferdlein reiten, und mit dessen Kindern spielen?“

Da sprach der Mann: „Wenn er gern betet, ler-

net und fromm iſt, ſo ſoll er auch in den Garten kommen; Lippus und Juſt auch: und wenn ſie alle zuſammen kommen, ſo werden ſie auch Pfeifen, Pauken und Lauten und allerlei Saitenſpiel haben, auch tanzen und mit ſilbernen Armbrüſten ſchießen. Und er zeigte mir dort eine feine Wieſe im Garten, zum Tanzen zugerichtet; da hingen eitel güldene Pfeifen, Pauken und feine ſilberne Armbrüſte. Aber es war noch frühe, daß die Kinder noch nicht gegeſſen hatten, darum konnt' ich des Tanzes nicht erharren, und ſprach zu dem Manne: „Ach, lieber Herr, ich will flugs hingehen und meinem lieben Söhnlein, Hänschen, das Alles ſchreiben, daß er ja fleißig bete, wohl lerne und fromm ſey, auf daß er auch in den Garten komme; aber er hat eine Muhme, Lene, die muß er mitbringen." Da ſprach der Mann: „Es ſoll ja ſeyn; gehe hin und ſchreibe ihm alſo."

„Iſt nun auch," fügte der Prediger hinzu, „was ich hier mitgetheilt habe, weder Sage noch Mährchen, ſo iſt es doch immer intereſſant zu wiſſen, wie Luther mit ſeinem Söhnchen Hans ſprach, und daraus zu erſehen, wie viel Gemüth dieſer geiſtreiche, freidenkende und kräftige Mann beſaß."

„Auch ſieht man," bemerkte der Hauptmann, „daß der erſte Anfang der Dichtkunſt ſich, nächſt dem Liede im Mährlein zeigte, ehe noch an Romane und Novellen zu denken war, hatte jede Nation, und beſonders die Deutſche, das Mährchen ſchon."

„Wie einfach und anmuthig doch Luther erzählt," sprach die Oberstin.

„Gewiß, gnädige Frau, und Luther ist ein gar schöner, kräftiger Dichtergeist, welcher ohne die Fülle von Phantasie, welche ihm inwohnte, schwerlich so gesprochen haben würde, wie er sprach, und noch weniger hingerissen, denn allein verständige Erklärungen überzeugen nur, während die verständige Rede, geschmückt von dem Blüthenglanze der Phantasie, hinreißt!"

Dritte Nacht.

„Heute ist die Reihe an mir," sprach der Oberst, „aber ich verstehe mich besser auf's Feuer geben und Kommandiren, als auf's Erzählen, weßhalb ich auch den Dichter selbst reden lassen, und die Sage, die ich heute mittheilen werde, vorlesen will." Er nahm ein Buch zur Hand und las:

Der todte Gast *).

Volkssage.

Vor länger als zweihundert Jahren fing der dreißigjährige Krieg an, und der Kurfürst Friedrich von

*) Siehe das Seitenstück dazu in Tausend und eine Nacht. XV. Bändchen.

der Pfalz setzte die Krone des Königreiches Böhmen auf sein Haupt. Der Kaiser aber und der Kurfürst von Baiern, an der Spitze der Katholiken Deutschlands, brachen auf, die Krone wieder zu erobern. Die große, entscheidende Schlacht am weißen Berge bei Prag ward geliefert. Der Kurfürst verlor die Schlacht und die Krone. Wetterschnell flog die Botschaft von Mund zu Mund durch Deutschland.

Alle katholischen Städte jubelten über den Untergang des armen Friedrich, der seinen Thron nur wenige Monate besessen hatte, und den man deswegen schlechthin den Winterkönig zu nennen pflegte. Man wußte, daß er in Verkleidung mit geringem Gefolge entflohen sey.

Das wußten auch die Bewohner von Herbesheim, einem artigen, wohlhabenden Städtchen, und sprachen oft von dem Winterkönige, sich seiner Flucht und Niederlage freuend.

Drei bildschöne Jungfrauen saßen einst, vom Winterkönige plaudernd, beisammen. Sie waren alle drei gute Freundinnen, und alle drei hatten einen Bräutigam, das heißt, jede einen besondern für sich, weil sie sonst nicht Freundinnen gewesen wären. Die eine hieß Veronika, die andere Franziska, die dritte Jacobea.

„Man sollte den König der Ketzer nicht aus Deutschland entwischen lassen!“ sagte Veronika. „So lange er lebt, wird das Ungeheuer nicht ruhen, Verderben auszuspeien.“

„Ja," rief Franziska, „wer den todt schlägt, hat eine große Belohnung vom Kaiser, vom Kurfürsten von Baiern, von der ganzen heiligen Kirche und dem Papste zu erwarten; ja er hat auf den Himmel zu zählen!"

„Ich wollte," fiel Jacobea ein, „er käme in unsre Stadt, o ich wollt' es! Er müßte durch die Hand meines Liebsten sterben. Mein Liebster bekäme wenigstens eine Grafschaft zum Lohne."

„Es ist die Frage," sagte Veronika, „ob Dich Dein Liebster zur Gräfin machen möchte; denn er hat kaum Herz genug zu solcher Heldenthat. Der meinige würde, ich dürfte nur mit den Augen winken, das Schwert anlegen und den Winterkönig zu Boden schlagen. Und die Grafschaft wäre Dir vor der Nase weg erobert."

„Macht Euch Beide nur nicht so breit!" sagte Franziska, „mein Liebster ist doch der Stärkste von Allen. Ist er nicht schon im Kriege gewesen als Hauptmann? Und wenn ich ihm geböte, den Großtürken auf dem Throne niederzuhauen, er ginge. Freut Euch auf die Grafschaft nicht zu sehr!"

Indem die Jungfern noch um die Grafschaft stritten, entstand ein heftiges Getrappel jagender Rosse auf der Straße vom Thore her. Flugs alle drei Mädchen zum Fenster. Es war aber ein schreckliches Wetter draußen; der Regen schoß in Strömen auf die Gasse von allen Dächern und Rinnen. Der Sturmwind sau-

sete und trieb die Fluthen des Regens gegen Häuser und Fenster.

„Daß sich's Gott erbarme!“ rief Jacobea, „wer bei solchem Wetter unterwegs ist, der reiset gewiß nicht aus Lust.“

„Den treibt die wilde Noth!“ sagte Veronika.

„Oder das böse Gewissen!“ setzte Franziska hinzu.

Gegenüber vor dem Wirthshause zum Lindwurm hielten dreizehn Herren zu Pferde still und stiegen eilfertig ab. Zwölf blieben bei den Rossen, der dreizehnte, im weißen Kleide, ging in das Haus des Wirthes. Bald kam der Wirth mit den Knechten. Die Pferde wurden in den Stall geführt. Trotz dem Regen lief das Volk in der Gasse zusammen, die fremden Reiter und Pferde zu sehen. Das schönste Roß gehörte dem weißen Herrn; es war ein schneeweißer Schimmel mit prächtigem Geschirr.

„Wenn das der Winterkönig wäre!“ riefen die drei Jungfrauen, als sie sich von den Fenstern abwandten, im ersten Augenblicke, und einander bedenklich mit großen Augen anstarrend.

Da polterte es auf der Treppe. Siehe, herein traten die drei Bräutigame der Jungfrauen.

„Wisset Ihr schon,“ rief der eine, „der flüchtige Winterkönig ist in unsern Stadtmauern!“

„Da wäre ein Fang zu machen!“ sagte der zweite.

„Die Angst liegt dem langen, hagern Weißrock im Angesicht!“ rief der dritte.

Ein froher Schauder durchbebte die Mädchen. Sie starrten sich wieder mit großen, forschenden Augen an. Es war, als redeten sie mit den starren Blicken zusammen, als verständen sie einander.

Plötzlich reichten sie einander die Hände und sagten: „Ja es gilt! es gilt! Alle drei mit einander und ungetheilt.“

Dann ließen sie die Hände los, und jede blickte hin nach ihrem Bräutigam.

Veronika sprach zu dem ihrigen: „Läßt mein Liebster den Winterkönig lebendig aus unsern Stadtmauern ziehen, so will ich lieber des Winterkönigs Metze seyn, als meines Liebsten ehelich Gemahl. So wahr mir Gott helfe mit seinen Heiligen!“

Franziska sprach zu dem ihrigen: „Läßt mein Liebster den Winterkönig diese Nacht überleben, will ich eher den Tod, als meinen Liebsten küssen, und mein Liebster soll ewig die Hochzeit umsonst erwarten. So wahr mir Gott mit seinen Heiligen helfe!“

Jacobea sprach zu dem ihrigen: „Der Schlüssel zu meinem Brautkämmerlein ist nun und ewig verloren, bringt morgen der Herzallerliebste mein nicht purpurroth sein Kriegsschwert vom Blute des Winterkönigs.“

Die drei Bräutigame erschraken; doch sammelten sie ihre Geister bald wieder, indem sie die schönen Jungfrauen liebreizender, denn jemals, vor sich stehen und der Antwort gewärtig sahen. Keiner wollte zurückbleiben, jeder der Erste seyn, die Inbrunst seiner Liebe

durch ein Heldenstück zu beurkunden. Also verhießen sie, der Winterkönig solle die Sonne nicht wiedersehen.

Sie beurlaubten sich von den Bräuten, die nun frohlockend zusammen saßen, und von dem ewigen Ruhm ihrer Geliebten, von deren Muth und Zärtlichkeit, und zuletzt von der Grafschaft plauderten, wie sie dieselbe unter sich theilen wollten.

Vierte Nacht.

(Fortsetzung der vorigen Sage.)

Die drei jungen Männer aber beredeten sich, gingen alsbald in's Wirthshaus zum Lindwurm, forderten einen Trunk, forschten gesprächig den Fremden nach, und wer der König seyn möge, und wo er schlafe, und ob er ein schönes Zimmer habe. Sie kannten aber Alle jeden Winkel des Hauses wohl. Und sie zechten bis tief in die Nacht.

Vor Tagesanbruch ritten eilfertig zwölf der fremden Gäste fort bei Sturm und Wetter. Der dreizehnte lag todt im Blute schwimmend auf dem Bette. Er hatte drei Todeswunden. Niemand konnte sagen, wer er sey; doch versicherte der Wirth, der König sey es

nicht. Und er hatte Recht, denn der Winterkönig entkam, wie bekannt, nach Holland, und lebte noch manches Jahr. — Der todte Gast wurde noch desselben Tages begraben, aber nicht auf dem Kirchhofe in geweihter Erde, sondern auf dem Schindanger ohne Sang und Klang.

Aengstlich warteten indessen die drei Bräute auf die Ankunft ihrer Liebsten, um ihnen süßen Lohn zu zollen. Aber sie kamen nicht. Sie schickten wohl nach ihnen aus in alle Gassen und Häuser; aber es hatte sie Niemand mehr seit der Mitternachtsstunde gesehen. Selbst der Wirth und dessen Frau, Mägde und Knechte wußten nicht zu sagen, wohin sie gegangen und was aus ihnen geworden.

Da härmten sich die armen Mädchen gar sehr, sie weinten bitterlich Tag und Nacht, und bereueten den frevelvollen Befehl, welchen sie so treuen und schönen Männern gegeben.

Am meisten jammerte heimlich die reizende Jacobea, denn sie hatte zuerst den gefährlichen Anschlag auf das Leben des Winterkönigs vor ihren Gespielinnen laut gethan. Zwei Tage waren seit der Unglücksnacht verflossen, der dritte fast dahin, noch wußten weder die Bräute, noch die bekümmerten Aeltern etwas über das Schicksal der Jünglinge.

Da ward an Jacobea's Thüre gepocht, und es trat ein fremder, vornehmer Mann herein, und fragte nach dem Mägdlein, das weinend neben dem Vater und

der Mutter saß. Der Fremde überreichte einen Brief, den er unterwegs von einem Jünglinge empfangen und zu bestellen versprochen hatte. O wie freudig erschrak Jacobea; das Briefchen kam von dem Geliebten.

Es war aber fast dunkel. Die Mutter eilte und brachte zwei brennende Lampen, den Brief zu lesen und den Fremden besser zu sehen. Es war ein Mann bei dreißig Jahr alt, von hoher, magerer Gestalt, ganz schwarz gekleidet, doch nach Sitte damaliger Zeit mit großem, von schwarzen Federn umwehtem Hute, schwarzem Wamms mit weit überliegendem Spitzenkragen auf den Achseln, schwarzen Unterkleidern und weiten Stiefeln; an der Seite ein Schwert, dessen Griff mit Gold und Perlen und blitzenden Steinen ausgelegt war. Funkelnde Edelsteine sah man mit allerlei Licht von seinen Fingerringen strahlen. Doch sein Angesicht, zwar regelmäßig und edel, war, trotz dem Feuer seines Blickes, blaß und erdfarben, und der schwarze Anzug machte ihn noch bleicher. Er setzte sich und der Vater las bei der Lampe den Brief, er lautete: „Wir haben den Unrechten getroffen; darum, Liebchen, lebe wohl, dieweil ich den Schlüssel zum Brautkämmerlein verloren. Ich zieh in den Krieg gen Böhmenland, und suche mir eine neue Braut, die nicht fordert vom Liebsten ein purpurrothes Schwert. Tröste Dich, wie ich mich. Da send' ich Dir den Ring zurück." Der Ring fiel aus dem Briefe.

Als Jacobea solches vorlesen hörte, ward sie schier

ohnmächtig, und sie weinte und fluchte dem Ungetreuen. Vater und Mutter tröſteten sie, und der Fremde redete viel holdſelige Worte: „Hätt' ich gewußt, daß der Schalksknecht mich zum Ueberbringer ſolcher Verzweiflung mache, ſo wahr ich bin der Graf von Gräbern, ich hätt' ihm den Johannisſegen mit meinem guten Schwerte ertheilt. Trocknet Eure ſchönen Augen, holdes Fräulein, eine einzige Thränenperle von Euch, die über Eure roſenrothen Wangen rinnt, iſt genug, alle Flammen Eurer Liebe auszulöſchen."

Aber Jacobea konnte nicht aufhören zu weinen. Der Graf entfernte ſich endlich und bat um Erlaubniß, die ſchöne Leidende am folgenden Tage noch einmal beſuchen zu können.

Er hielt auch Wort und kam, und da er mit Jacobea allein war, ſprach er: „Ich habe die ganze Nacht nicht ſchlafen können, indem ich immer Eurer Schönheit und Eurer Thränen gedachte. Ihr ſeyd mir wohl ein Lächeln ſchuldig, daß meine von Schlafloſigkeit blaſſen Wangen wieder Röthe gewinnen."

„Wie kann ich lächeln?" ſagte Jacobea. „Hat nicht der Ungetreue mir den Ring geſandt, das Herz umgewandt?"

Der Graf nahm den Ring und warf ihn hinaus zum Fenſter. „Weg mit dem Ringe!" rief er. „Wie gern erſetzt' ich ihn mit einem ſchönern!" und er legte den prächtigſten Reif von ſeinen Fingern vor ihr auf

den Tisch; „wie gern mit allen diesen Ringen, und an Jedwedem hängt eine reiche Herrschaft.“

Jacobea erröthete. Sie schob den prächtigen Ring zurück. „Seyd nicht so grausam,“ sprach der Graf; „denn nun ich Euch einmal gesehen, kann ich Euch nimmer vergessen. Hat Euch Euer Liebster verschmäht, so verschmäht ihn wieder. Das ist süße Rache. Mein Herz und meine Grafschaft liegen zu Euren Füßen.“

Zwar mochte Jacobea nicht davon hören, aber doch fand sie in ihrem Herzen, der Graf habe mit der Rache Recht, und der Treulose müsse vergessen seyn. Sie sprachen noch Vieles mit einander. Der Graf redete sehr bescheiden und einnehmend, nur war er nicht so schön, wie der verlorene Bräutigam, sein Gesicht auch gar zu bleich und erdfarben. Doch wenn er anmuthig redete, vergaß man die Farbe leicht. Und da Alles seine Zeit hat, so hörte auch Jacobea auf zu weinen, und sie mußte wohl zuweilen zu den Scherzen des Grafen lächeln.

Die Anwesenheit des reichen Herrn in Herbesheim ward bald ruchtbar in der ganzen Stadt, denn er hatte prachtvoll gekleidete Dienerschaft, und machte viel Aufwand. Auch daß er Jacobea einen Brief von dem verschwundenen Bräutigam gebracht, erfuhr bald Jeder. Als dies Veronika und Franziska hörten, eilten sie zu ihrer Freundin und fragten, ob der vornehme Graf nichts von den übrigen Beiden gewußt habe, und baten, darnach zu forschen.

Solches that auch Jacobea; und da der Graf sagte, er wolle die Leidtragenden selbst aufsuchen, um nach den Beschreibungen zu urtheilen, wer ihre Liebsten wären, dankte ihm das Mägdlein sehr. Auch that sie ihm schon gütiger, denn sie hatte Nachts bei sich selber mancherlei Gedanken, und den kostbaren Ring viel betrachtend gedacht: „Da darf ich ja nur die Hand ausstrecken und die Grafschaft nehmen, ohne sie mit Franziska und Veronika theilen zu müssen. So hat mir doch die That des Ungetreuen zur Grafschaft geholfen.“

Und sie zeigte den Aeltern den Ring, welchen der Herr auf dem Tische hatte liegen lassen, und von seinen ehrbaren Anträgen erzählte sie Alles, und von seinen weitläuftigen Herrschaften, was sie wußte. Die Aeltern erstaunten sehr, und wollten lange nicht daran glauben. Als aber der Graf wiederkam und die Aeltern geziemend bat, ihrer Jungfer Tochter eine Kleinigkeit zum Sonntagsschmucke verehren zu dürfen, und als er aus kostbarem Kästlein ein Diamantenkreuz an siebenfacher Perlenschnur zog, bekamen sie Glauben. Da beredeten sich Vater und Mutter und sprachen: „Der Eidam steht uns wohl an. Den müssen wir fahen!“

Nun redeten sie ihrer Tochter viel zu, ließen sie auch viel im Kämmerlein mit dem Grafen allein, und bewirtheten ihn mit Leckerbissen und edlen Weinen, oft spät noch in der Nacht. Er aber nahm nichts ohne Dank, und die Aeltern erfreuten sich seiner schönen

Geschenke. Jacobea freute sich im Geiste, als Gräfin von Gräbern den Neid und die Bewunderung der ganzen Stadt zu erregen, und ward gegen den Ungestüm des neuen Liebhabers nachgiebiger.

Dieser war aber doch ein böser Vogel. Denn als er zu Veronika kam, fand er sie noch schöner, als die schöne Jacobea; und als er endlich gar die blondlockige Franziska sah, däuchten ihm die Andern fast häßlich. Er sagte aber der blondlockigen Franziska und der rabenlockigen Veronika, einer jeden insbesondere von ihrem Liebsten fast die gleiche Geschichte. Er habe unterwegs die drei Junggesellen in einer Herberge gefunden, mit zwei jungen Mädchen gar ausgelassen scherzend, bei vollen Weinbechern. Alle hätten in den Krieg nach Böhmenland ziehen wollen, und die Dirnen mit ihnen. Als sie von ihm im Gespräch vernommen, er werde auf seiner Reise durch das Städtlein Herbesheim ziehen, habe der eine an Jacobea den Brief geschrieben, und ihn gebeten, solchen mitzunehmen. Die andern hätten aber gespottet und gesagt: „Wir haben wohl hier bei lustigen Mädeln etwas Besseres zu thun, als Briefe zu schreiben; wollet Ihr Euch für uns beschweren, so saget ihnen, wir zögen nach Böhmenland, weil wir auf ihr Geheiß ein übles Werk gethan. Und wir schicken ihnen statt des Briefes den Brautring zurück, und sie sollen sich durch den Mann trösten lassen, dem er besser als ihnen an den Finger passe."

Schon bei Veronika fand der Graf, der Ring

passe ihm vortrefflich; aber bei Franziska behauptete er, der Ring wäre wie ausschließlich für ihn gemacht. Und er tröstete Jede gar beredt, und fragte, ob ein solcher Bräutigam solche Thränen verdiene, der sein Liebchen so schnöde verlassen und an der Seite einer leichtfertigen Bublin Ring und Herz wegwerfen könne. Und er spielte seine Rolle bei Jeder so gut, wie bei Jacobea, und wußte zuletzt Jede zu trösten; Jeder machte er Geschenke, Jeder bot er sein Herz und die Grafschaft, und Jede gewöhnte sich bald an sein blasses Gesicht.

Die drei Freundinnen aber machten sich gegenseitig aus ihrem Umgange mit dem Grafen ein Geheimniß; denn eine fürchtete die andere, daß sie ihr Netz nach dem reichen Liebhaber auswerfen möchte. Sie besuchten sich nicht mehr, wie sonst, und ärgerten sich sehr, wenn sie zufällig erfuhren, daß der Graf auch die Bekanntschaft der andern unterhalte. Eine, auf die andere eifersüchtig, wollte es den übrigen zuvorthun, ließ sich anfangs Liebkosungen gefallen, und erwiederte endlich dieselben, um den Anbeter enger zu fesseln.

Niemand freute sich dieser Eifersucht mehr, als der lose Graf. Denn vermittelst derselben gewann er in kurzer Zeit immer größere Vortheile bei den Schönen. Zwar betheuerte er jeder, bei allem, was heilig ist, daß er die übrigen häßlich und albern fände, aber doch müsse er sie von Zeit zu Zeit aus Höflichkeit noch besuchen. Auch diese Ausrede half ihm zuletzt nicht

mehr. Als aber jede nun von ihm, als Beweis wahrer Liebe, begehrte, er müsse die beiden andern gänzlich meiden, stellte er sich sehr betroffen. Und er machte zur Gegenbedingung förmliche Verlobung und Ringwechsel in Gegenwart der Aeltern, und nach diesem eine stille Stunde in der Nacht, wo Liebende ungestört von der Hochzeit, von der Reise und von den Einrichtungen im gräflichen Palaste kosen könnten. Auch das gab jede der drei Schönen zu, und das Wort ward mit einem Kusse versiegelt. Aber im Küssen sagte jede: „Liebster Graf, wie seyd Ihr doch gar so bleich? Leget das schwarze Gewand ab, es macht Euch noch bläsſer.“ Dann antwortete er immer: „Mein Gelübde verbietet mir anders als schwarz zu gehen, am Hochzeittage aber erscheine ich roth und weiß, wie Herzallerliebste Deine Wange.“

Also hielt der Graf Verlobung mit Jeder, das geschah am gleichen Tage. Dann schlich er im Finstern zu jeder in's Schlafkämmerlein. Das geschah in der gleichen Nacht.

Als am andern Morgen die Mädchen zu lange schliefen, gingen die Aeltern, sie zu wecken. Da lag jede der Jungfrauen eiskalt im Bette, und den Hals umgedreht, das Gesicht im Nacken.

Zetergeschrei fuhr aus den drei Häusern über die Gassen. Alles Volk rannte erschrocken zusammen. „Mord, Mord!“ ward geschrien und weil der Verdacht auf den Grafen von Gräbern fiel, sammelten sich Menschen vor dem Wirthshause zum Lindwurm, und die Stadtweibel

und Hartschiere drangen herein. Da wehklagte im Hause der Wirth, sein Gast sey verschwunden mit all den Knechten, und Niemand habe sie sehen fortwandern. Alles Gepäck, dessen so viel gewesen, sey davon, und habe es doch Niemand von hinnen getragen; aus dem wohlverschlossenen Stalle seyen die vielen prächtigen Rosse entkommen, und Keiner auf den Straßen, kein Wächter an den Thoren habe davon gehört.

Da erschrak alle Welt, und Jeder schlug ein Kreuz und segnete sich, wer an den Häusern der unglücklichen drei Bräute vorüberging. Drinnen heulte Jammer und Schmerz, und bedenklich mußte Jedem vorkommen, daß die reichen Geschenke, die prächtigen Brautkleider, die der Graf schon gegeben, die Perlenschnüre, Steinringe und Diamanten nicht mehr gefunden werden konnten.

Es war nur ein kleines Leichengefolge, welches den Särgen der drei Jungfrauen folgte, in schwarze Mäntel gehüllt. Und als die Särge auf dem Gottesacker bei der Sebalduskirche niedergesetzt worden waren und das Gebet verrichtet werden sollte, sah man einen langen Mann aus dem Gefolge hinweggehen, den man bisher nicht bemerkt hatte. Und als man ihm nachsah, wunderte sich Jeder, wie er, obgleich er vorher schwarz gekleidet gewesen, allmählig ganz weiß ward. Und es erschienen drei rothe Flecken auf dem weißen Wamms, und das Blut träufelte sichtbarlich über die Schöße des Wammses herunter. Und der lange bleiche Mann ging zum Schindanger.

„Jesus Maria!“ schrie der Wirth vom Lindwurme, „das ist der todte Gast, den wir vor ein und zwanzig Tagen dort einscharren ließen.“

Entsetzen ergriff die, welche auf dem Kirchhofe waren, und alle liefen mit Grausen davon, und die Fersen wurden ihnen unter den Füßen zu lang. Ein Sturmwind mit Schnee und Regen blies in heftigen Stößen ihnen nach. Drei Tage und drei Nächte blieben die Särge unbeerdigt stehen, neben den offenen Grüften.

Als die Obrigkeit endlich befahl, sie einzusenken, und die Aeltern viel Geld an herzhafte Männer boten, das letzte Liebeswerk zu leisten, verwunderten sich diese Männer gar sehr. Denn als sie die Särge aufhoben, fanden sie dieselben so leicht, als wenn sie leer wären, und doch sah man noch die Deckel fest vernagelt. Einer faßte Muth, holte Stemmeisen und Hammer, und ein andrer mußte den Herrn Pfarrer und Kaplan rufen. Als die Särge geöffnet wurden, fand man dieselben ganz leer, und auch kein Todtenkissen, kein Leintuch, keinen Strohhalm darin, also wurden die leeren Särge vergraben.

Fünfte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

Heute fuhr der Oberſt fort:

Das ſchöne Gut, welches jetzt der Hofrath Becker aus Herbesheim beſitzt, gehörte ehemals und auch noch bis zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts, einer freiherrlichen Familie von Roren, die es aber, als es vor ungefähr zwanzig Jahren der Hofrath Becker kaufte, an hundert Jahre nicht bewohnt, ſondern in Pacht gegeben hatte. Der Baron von Roren, welcher das Gut in den Jahren 1680 bis 1739 bisweilen bewohnte, war ein ungeheurer Verſchwender. Er zog freilich nur hierher, wenn er nach ſeinem Aufwande, den er zu Venedig oder Paris getrieben, wieder Kräfte ſammeln wollte; allein ſelbſt ſeine ökonomiſchen Erholungszeiten auf dem prächtigen Edelſitze waren meiſt nur Fortſetzungen der gewohnten Luſtbarkeiten in verjüngtem Maaßſtabe. Noch jetzt ſieht man die Spuren der alten Größe und Pracht an den weitläuftigen Ruinen des ehemaligen Schloſſes und der Nebengebäude, die ſchon vor ſiebzig Jahren ein Raub der Flammen geworden ſind, und an deren Seite ſich jetzt ein ſchönes Landhaus befindet.

Als der Baron einſt zu ſeinem Edelſitze kam, war

es zur ganz ungewöhnlichen Zeit und in ganz ungewöhnlich großer Gesellschaft, nämlich spät im Herbst und mit funfzehn bis zwanzig jungen Edelleuten und deren Dienerschaft. Seine Tochter war damals die Braut des Vicomte de Vivienne, eines reichen und liebenswürdigen Wildfanges, der die deutschen Höfe mit Aufträgen des Cardinals Dúbois bereiset hatte. Dúbois war der allmächtige Minister des Herzogs von Orleans, Regenten von Frankreich, und Vivienne sein besonderer Günstling.

Man kann sich denken, der Baron von Roren ließ es an nichts fehlen, seinem Gaste den Aufenthalt im ländlichen Pallaste neben einer kleinen Stadt so angenehm als möglich zu machen. Die Freuden der Tafel, die Freuden der Jagd in den benachbarten Forsten, die Freuden des Hazardspiels um aufgeschichtete Geldsummen wechselten mit Lustreisen, mit Aufführungen kleiner französischer Schauspiele und Bällen ab. Graf Altenkreuz, ein junger reicher Lebenslustiger, der Sohn einer der vornehmsten Familien am Niederrhein, machte in dieser frohen Bande den Freudenmeister. Er war ein Erzspieler, kannte das Treiben aller damaligen Höfe, und hatte an allen die kostbare Kunst gelernt, die Tage in möglichstem Wechsel der Lustbarkeit zu verjubeln.

Nichts kam darin seinem erfinderischen Witze gleich. Der Baron von Roren hatte erst kurz vorher, ehe er nach Herbesheim ging, seine Bekanntschaft gemacht und ihn als einen wahren Schatz mitgenommen, vorzüglich wohl

auch deshalb, weil Altenkreuz gern und hoch ſpielte, aber nicht immer glücklich. So war von ihm, zur Herſtellung zerrütteter Finanzen, mancher ſchöne Beitrag zu erwarten.

Eben dieſer junge Wüſtling war es auch, der, als die Wintertage anrückten, auf den Einfall gerieth, man müſſe einmal Maskenbälle geben, und zwar alſo, daß ſich Jeder ſeine Schöne dazu aus der Nachbarſchaft oder aus der Stadt, ohne Rückſicht auf Stand und Geburt, wählen könne. Denn in der That fehlte es den Geſellſchaften und Feſten der Herren an Frauenzimmern. Die junge Baroneſſe von Roren und einige ihrer Freundinnen verloren ſich zu ſehr in der zahlreichen Menge der Herren.

„Wozu denn, wo man Freuden ſucht, nach dem Stammbaume ſchauen?“ ſagte Altenkreuz; „die Schönheit iſt in jedem Stande, ſelbſt den Königinnen, ebenbürtig, und unter den Griſetten zählt man Schönheiten, die auch kein Hof verſchmäht!“

Alles klatſchte Beifall, wenn ſchon die Fräulein ein wenig die Naſe rümpften. Nun wurden Putzmacher und Schneider des Städtchens in Bewegung geſetzt, ſogar aus andern Städten verſchrieben, um Maskentrachten von allerlei Art zu fertigen. Der Vicomte de Vivienne wollte auch hier an Geſchmack vor Allen ſich auszeichnen, und Altenkreuz auch hier, wie immer, den Franzoſen überglänzen. Er ſuchte ſich in Herbesheim den geſchickteſten Schneider und das hübſcheſte Mäd-

chen, um es zum Balle zu führen. Beides fand er unter einem Dache. Meister Vogel war der beßte Schneider, welcher sogar die Vorzeichnungen des Grafen verstand, und seine Tochter Henriette in der ersten Blüthe ihrer Reize, die den Grafen bald mehr, als sie sollten, bezauberten.

Der Graf fehlte nur selten im Hause des Meisters. Er hatte beständig nachzusehen, damit nichts verdorben würde. Besonders hatte er der fleißigen Henriette bei ihrer Arbeit viel zu erinnern. Auch ein Paar köstliche weibliche Anzüge ließ er verfertigen für den Maskenball, die mußte Henriette nicht nur nähen, sondern der Vater ihr auch nach ihrem eigenen Körper anmessen, weil der Graf sagte, daß ein Fräulein von einem benachbarten Edelsitze, welches er zum Balle führen würde, vollkommen Henriettens schlanke Gestalt habe.

Dabei war er sehr freigebig; bloß die kleinen Geschenke, die er machte, waren zuletzt so viel werth, als der wirklich bedungene Arbeitslohn. Daß Henriette die ausgewählteſten Geschenke bekam, versteht sich von selbst, und daß er ihr, wenn er sie allein traf, viel Schmeicheleien über ihre Schönheit sagte, ja zuletzt sogar von Liebe sprach, war bei seiner Leidenschaftlichkeit vorauszusehen. Henriette mochte nun freilich von diesen Zärtlichkeiten nichts hören, denn sie war ein ehrbares Mädchen, und noch überdies mit einem Gesellen ihres Vaters versprochen; aber sie hörte doch auch die Süßigkeiten eines so vornehmen und gütigen Herrn nicht mit

Verdruß, denn ein Mädchen kann ſelten auf den böſe werden, von dem es verehrt wird.

Wenige Tage vor dem Balltage — ſchon waren die Maskenkleider fertig — kam Altenkreuz ſehr düſter und verſtimmt in Meiſter Vogels Haus. Er bat den Meiſter, ein Wort allein mit ihm zu reden, und ſie entfernten ſich.

„Meiſter," ſagte er, „ich bin in ſchwerer Verlegenheit. Ihr, wenn Ihr wolltet, könnet mir aus der Noth helfen, und ich will es Euch beſſer lohnen, wenn Ihr mir den Gefallen erweiſet, als wenn Ihr mir das ganze Jahr hindurch Ballkleider nähtet."

„Ich bin Ew. Gnaden allzeit gehorſamer Diener!" verſetzte mit Verbeugung und lächelnder Miene der Schneider.

„Denkt nur, Meiſter," ſagte Altenkreuz ferner, „mein Fräulein, das ich zum Tanze führen ſollte, iſt krank geworden und läßt mir abſagen. Alle andern Herren haben ihre Tänzerinnen, und Ihr wißt es, meiſtens Bürgerstöchter aus der Stadt. Nun ſteh' ich da ohne meine andere Hälfte. Ich könnte ſie wohl noch in den Familien der Rathsherren und Kaufleute finden, aber welcher paſſen die Ballkleider? Ihr ſeht, Meiſter, ich muß Euch ſchlechterdings um Eure Tochter bitten. Ihr ſelbſt habt ihr ja die Anzüge auf den Leib gemeſſen. Ihr müßt ſie bitten."

Der Schneider ſtutzte Anfangs. So viel Ehre hatte er nicht erwarten können; er verbeugte ſich vielmals und konnte kein Wort hervorbringen.

„Henriette ſoll es nicht bereuen," fuhr Altenkreuz fort; „die Kleider, in denen ſie tanzt, bleiben ihr Eigenthum, und ich will ihr, was in einer glänzenden Geſellſchaft noch nöthig ſeyn mag, um würdig zu erſcheinen, mit Freuden anſchaffen."

„Ew. Gnaden ſind allzugütig!" rief Meiſter Vogel; „ich muß Ew. Gnaden auch noch ohne Selbſtlob ſagen, das Mädchen tanzt vortrefflich. Sie ſollten ſie nur an der Hochzeit meines Nachbars, des Zinngießers, geſehen haben. Ich bin ſtarr und ſteif geworden, wie ich das Mädchen tanzen ſah. Es hat nichts zu ſagen. Bleiben Ew. Gnaden nur in dem Zimmer hier. Ich will das Mädchen herſchicken, tragen's Ew. Gnaden vor, und an mir ſoll es nicht fehlen."

„Aber Meiſter," verſetzte Altenkreuz, „Henriettens Bräutigam iſt vielleicht eiferſüchtig, woran er ſehr Unrecht hätte, Ihr müßt ihm ein gutes Wort geben."

„Oh!" rief Meiſter Vogel, „der Lümmel darf mir nicht mucken!"

Er ging. Nach einem Weilchen trat Henriette in das Zimmer. Der Graf bedeckte ihre Hand mit ſeinen Küſſen. Er ſagte ihr ſeine Wünſche, ſeine Verlegenheiten, und daß er ſie bäte, auf ſeine Koſten Alles anzuſchaffen, was ſie für unentbehrlich hielte, um gleich den geſchmückteſten Fräulein zu erſcheinen. Sie erröthete von Neuem, beſonders als er ihr zuflüſterte, ſie werde die erſte Schönheit des Balles ſeyn, und als er ihr ein Paar prächtige Ohrringe überreichte.

Das war für ein ſchwaches, eitles Mädchen faſt zu viel. Henriette dachte ſich in einem flüchtigen Augenblicke den Glanz des Feſtes, ſich darin glänzend und bewundert, vom Kopf bis zum Fuße den erſten Fräulein gleich gekleidet — aber ſie blieb verlegen, und ſtammelte etwas von ihrem Vater her, wenn er es erlauben würde.

Altenkreuz beruhigte ſie über dieſen Punkt. Und da ſie nun nicht anſtand, ſeine Einladung dankbar anzunehmen, ſchloß er ſie entzückt in die Arme und ſagte: „Henriette, was ſoll ich Dir es läugnen? Du, und kein andres Fräulein, warſt vom erſten Augenblick an meine Auserwählte. Dich hatte ich ſchon erſehen, als Dein Vater Dir den Maskenanzug auf Deiner ſchönen Geſtalt maß. Nur zur Tänzerin wählte ich Dich damals, ach, Henriette, ich möchte Dich zu mehr wählen; denn ich bete Dich an. Du biſt nicht ſo wunderlieblich geſchaffen, um das Eheweib eines roben, armen Schneidergeſellen zu ſeyn. Du biſt zu Höherem beſtimmt. Verſtehſt Du mich, willſt Du mich verſtehen?“

Sie antwortete nichts, zog ſich aus ſeinem Arm, und verſprach nun, ſeine Tänzerin zu werden, wenn der Vater nichts dagegen habe. Beide gingen in die Arbeitsſtube zurück. Hier lispelte Altenkreuz dem Meiſter nur in's Ohr: „Sie iſt es zufrieden. Sorget, daß ihr das Nöthige angeſchafft werde, um anſtändig zu kommen. Hier nehmt dies zur Beſtreitung der Auslagen.“ Und er drückte dem Alten eine Rolle Goldſtücke in die Hand.

Jetzt aber gab es erst stürmische Auftritte im Hause des Schneiders; denn Christian, der Gesell, Henriettens Verlobter, ward fast toll, als er vernahm, wovon die Rede sey. Weder die tausend Liebkosungen des weinenden Mädchens, noch die Flüche und Schwüre des Alten konnten ihn wieder zur Vernunft bringen. Das dauerte den ganzen Tag. Henriette hatte eine schlaflose Nacht. Sie war dem Christian im vollen Ernste gut, aber sie konnte ihm doch unmöglich, wie er es trotzig forderte, die Gelegenheit aufopfern, einmal an einem Maskenballe unter allen Vornehmen der Stadt und der Nachbarschaft, im höchsten Schmucke, wie sie ihn in ihrem Leben nicht getragen, Bewunderung einzuärnten. Er verlangte in der That auch beinahe das Unmögliche. Ja sie konnte nicht anders, als glauben, er liebe sie nicht wahrhaft, weil er ihr eine solche Freude, die an sich so höchst unschuldig war, mißgönnen mochte.

Am andern Tage war Christian wohl etwas ruhiger, das heißt, er tobte nicht mehr so erschrecklich; aber er wiederholte noch immer drohend und warnend sein: „Und Du gehst nicht zum Ball!“ dem Henriette gewöhnlich eben so mürrisch entgegensetzte: „Und ich gehe doch!“ worauf der Vater hinzuzufügen pflegte: „Und sie soll gehen, Dir zum Trotze, ich befehl' es!“ Tanzschuhe, Seidenstrümpfe, feine Schnupftücher, Spitzen, Alles auf das Kostbarste, ward gekauft.

Als aber der Balltag kam und aus der Sache Ernst ward, schnürte Christian sein Bündel und trat

vollkommen reisefertig herein und sprach: „Gehst Du, so geh ich auch, und wir sind auf ewig geschiedene Leute.“ — Henriette erblaßte. Der Alte, der schon vorher heftig mit Christian gezankt hatte, sprach: „Packe Dich, wenn Du willst. Ich will doch sehen, wer von uns hier Meister ist! Henriette bekommt noch alle Tage einen Mann, zehnmal besser als Du bist.“ —

Aber Henriette weinte. Da trat ein Bedienter des Grafen Altenkreuz mit einer Schachtel herein, die er im Namen seines Herrn abgab. Sie enthält, sagte er, noch eine Kleinigkeit zum Anzuge der Jungfer Vogel. Es war ein kostbarer Schleier, es waren prächtige Rollen breiten Seidenbandes; es war eine zierliche Korallenschnur zum Halsbande und zwei Brillantringe. Henriette sah seitwärts nach den Herrlichkeiten, die der Vater hervorzog, und durch ihre Thränen funkelten die Diamanten der Ringe noch sonnenhafter in allen Farben. Sie wankte zwischen Eitelkeit und Liebe.

„Und Du gehst nicht!“ rief Christian.

„Und ich gehe!“ sagte Henriette mit stolzer Entschlossenheit; „Du bist nicht werth, daß ich Dich so lieb habe. Denn nun sehe ich deutlich, daß Du mir so viele Freude und Ehre nicht gönnst, und mir nie gut gewesen bist.“

„Meinethalben!“ sagte Christian: „So geh! Du brichst ein treues Herz.“ Er warf ihr den von ihr empfangenen Ring vor die Füße, und ging und kam nicht wieder.

Henriette ſchluchzte laut und wollte ihn zurückrufen; allein der Vater tröſtete ſie. Der Abend kam, ſie kleidete ſich zum Balle an. Die Zerſtreuungen des Putzes machten ſie bald des davon gelaufenen Liebhabers vergeſſen. Ein Wagen rollte vor das Haus. Altenkreuz kam, ſie abzuholen. Man fuhr davon. „Ach, Henriette!“ ſagte er im Wagen: „Du biſt unendlich ſchöner, als ich glaubte. Du biſt eine Göttin. Du biſt für ſolchen Putz und nicht für Deinen niedrigen Stand geboren!“

Sechste Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

Das Feſt war glänzend, Altenkreuz und Henriette erſchienen dieſen Abend ſchwarz, in altdeutſcher Tracht. Beide zogen durch ihre Pracht Aller Augen auf ſich; denn ſie übertrafen ſelbſt die Pracht des Vicomte de Vivienne und der jungen Baronin von Roren, die ſich durch die bunten Reihen als Perſer und Perſerin bewegten.

„Der Schwarze iſt kein Anderer als der Graf!“ ſagte der Vicomte zu ſeiner Geliebten; „wozu nur der Narr die Larve vornimmt. Er kann doch ſeine

Stangenfigur nicht verkürzen, mit welcher er eines Kopfes Länge über alle hinwegragt. Um sich kenntlicher zu machen, bedarf dieser Ritter von der traurigen Gestalt seiner Leibfarbe nicht, in der er sich alle Tage wie ein Pariser Abbé zur Schau stellt, Schwarz auf Schwarz. Aber neugieriger bin ich, wer seine Tänzerin sey. Wahrhaftig sie hat schönen Wuchs und tanzt allerliebst."

„Ich wette," sagte die Baronesse, „irgend ein gemeines Ding aus der Stadt, man sieht es der gezwungenen, ungelenken Haltung an."

Der Ball dauerte tief in die Nacht, ehe man zum Gastmahle ging, bei dem man natürlich die Masken ablegte. Da gab es bei'm Erblicken so vieler reizenden, fremden Gesichter neue, angenehme Ueberraschungen. Der Vicomte konnte sich nicht satt schauen. Er saß bei Tafel neben ihr, so wie Altenkreuz bei der jungen Baronesse. Die beiden Herren schienen ganz ihre Rollen zu wechseln; so viel Artigkeiten, die fast mehr als Artigkeiten waren, der Vicomte seiner freudetrunkenen Nachbarin spendete, eben so viel der Graf der Geliebten des Vicomte. Diese Vertraulichkeiten setzten sich auch nach aufgehobener Tafel fort.

„So wahr ich lebe!" sagte der Vicomte zum Grafen," ich kapre Ihnen Ihre Tänzerin, und wenn Sie mir darüber todtfeind würden!"

„Ich habe die Rache in den Händen, lieber Vi-

comte!“ erwiederte Altenkreuz, „ich kapre Ihnen Ihre liebenswürdige Baroneſſe.“

Der Vicomte, den die neue Leidenſchaft und der alte Wein am Tiſche allzulebhaft gemacht hatten, ſagte unbeſonnen genug, und ohne darauf zu achten, daß die Baroneſſe in der Nähe ſtand und es wohl hören konnte: „Ein Dutzend meiner Baroneſſen für dieſe eine Venus im altdeutſchen Koſtüm!“

„Vicomte,“ rief der Graf finſter: „Beſinnen Sie ſich, was Sie ſagen. Wie artig immerhin meine Tänzerin ſey, der erſte Preis der Schönheit gebührt immerhin der Königin des Feſtes, Ihrer Braut.“

„Titularkönigin! Titularkönigin! ich halte es mit der wirklichen Macht!“ rief der Vicomte. Der Graf gab ihm vergebens durch Blicke und Winke, wegen der Nähe der Baroneſſe, zu verſtehen, daß er ſich mäßigen ſolle; er redete zuletzt entſchloſſener, und gebot dem Vicomte, keine Beleidigung weiter wegen der Baronin auszuſtoßen. So kam es zum Wortwechſel. Umſonſt ſuchte der Graf wieder zum Gütlichen einzuleiten. Der Vicomte, von Liebe, Wein und Aerger entflammt, betrug ſich immer unanſtändiger. Die Gäſte traten zuſammen. Der Graf ſuchte durch Schweigen größeres Aufſehen zu verhüten. Als der Vicomte aber ſagte: „Graf, ich hätte nicht geglaubt, daß ein ſo abgezehrter Wüſtling, wie Sie, noch Kraft genug zur Eiferſucht habe; denn nur ohnmächtige Eiferſucht ſpricht aus Ih-

nen!“ — da konnte sich auch Altenkreuz nicht länger mäßigen.

„Vicomte!“ rief er, „Wüstling? Ich? Wer sagt das?“

„Ihr eigenes bleifarbenes Gesicht!“ lachte höhnisch der Vicomte.

„Wenn Sie keine Memme sind, Vicomte,“ sagte der Graf, „so geben Sie morgen Rechenschaft über Ihre Albernheit, einer von uns wird dies Haus verlassen müssen. Sie sind ein Geck!“

Baron von Roren hatte seine Tochter in einem Nebensaale weinend getroffen, und von ihr die Ungezogenheiten des Vicomte erfahren. Er suchte ihn auf. Er hörte noch die letzten Reden des Grafen. Alle Anwesende waren gegen den Vicomte empört. Der Baron faßte zornig die Hand des Vicomte und führte ihn auf die Seite: „Sie haben meine Tochter öffentlich beschimpft! Elender, haben wir das um Sie verdient? Mir geben Sie dieſen Augenblick, nicht erſt morgen Genugthuung!“ —

Damit verließen Beide den Tanzsaal. Während sich hier die Paare von neuem reihten, um im Tanze die gestörte Freude herzustellen, waren der Baron und der Vicomte in einen erleuchteten, einsamen Nebensaal getreten. Ihnen auf dem Fuße folgte der Graf. Er brachte zwei Degen, und bot einen dem Vicomte dar, indem er sich zugleich gegen den Baron wandte und sagte: „Erlauben Sie, Herr Baron, daß ich die Ehre

der göttlichen Baroneſſe und meine eigene an dieſem Nichtswürdigen räche!“

Der Vicomte rief wüthend: „Nun denn, Du Aſchengeſicht, zieh!“ Und damit zog er den Degen, ſchleuderte die Scheide weg und fiel den Grafen an. Dieſer vertheidigte ſich mit vieler Kaltblütigkeit. Es währte der Zweikampf keine drei Minuten, da ward dem Vicomte der Degen mit gewaltiger Macht aus der Hand geſchleudert, daß die Klinge weit weg in einen großen Wandſpiegel flog, der in tauſend Stücke zerſplitterte.

„Erbärmlicher Menſch!“ rief der Graf, „Dein Leben iſt in meiner Macht. Ich möchte mich nicht mit Deinem verächtlichen Blute beſudeln. Fort aus dieſer Atmoſphäre, und erſcheine mir nicht wieder!“

Damit gab er dem Vicomte einen flachen Hieb über den Rücken und warf ihn mit Rieſenſtärke zur Thüre hinaus.

Noch in derſelben Nacht verließ der Vicomte de Vivienne mit ſeinen Leuten das Schloß.

Wie ſchwer gekränkt die junge Baroneſſe durch die Unanſtändigkeiten des Vicomte geweſen, hatte ſie doch in der Ehre, daß man um ihretwillen die Degen gezogen, volle Entſchädigung gefunden.

Zwar hatte ſie den Vicomte eigentlich nie geliebt; aber jetzt haßte ſie ihn; — hingegen der Graf, der ihr vorher nicht hübſch genug geweſen, ſchien ihr nun wirklich viel Angenehmes zu haben. Man muß ſich über

die plötzliche Verwandlung eben nicht wundern. Iſt es doch bekannt: Liebe macht blind. Und die Selbſtliebe der Eitelkeit iſt ja auch eine Liebe.

Als ſie alles Vorgefallene von ihrem Vater erfahren hatte, ſuchte ſie den Grafen mit einer, freilich nur angenommenen, Aengſtlichkeit auf. Sie wußte ſehr gut, daß von beiden Seiten Alles blutlos abgelaufen war. „Aber," rief ſie, „beſter Graf, was haben Sie begonnen? Sie ſind doch nicht verwundet? Um Gottes willen, wie Sie mich erſchreckt haben!"

„Meine Gnädige, und wenn ich nun für Sie verwundet wäre, wie ſtolz würde ich ſeyn! Fürchten Sie nichts; mich verwundet ſolch ein Geck, wie der Vicomte, nicht leicht. Wollen Sie aber doch ein wenig Mitleiden mit mir haben, ſo haben Sie es immerhin, denn verwundet bin ich, aber an einer gefährlichern Stelle — in dieſem Herzen — und noch dazu durch Sie. Aber dafür haben Sie kein Mitleiden."

„Tändler! Bis jetzt hat Ihnen die Welt keinen Wundenſchmerz angeſehen!"

„Ich ſchwieg und litt, und wollte gern eins der vielen Opfer Ihrer Reize ſeyn. Ich ſchwieg und war glücklich, Sie mit Hinwagung meines Lebens an einem Frevler zu rächen. Ich werde ſchweigen und einſt mit Freuden für Sie ſterben."

„Schweigen Sie!" ſagte lächelnd die Baroneſſe, „führen Sie mich lieber zum Tanze."

Sie tanzten. Beide wurden nun vertraulicher, da

er das schwere Geständniß, das schwerste für jeden Liebenden, schüchtern ausgesprochen, und sie es nicht verworfen hatte. Als sie ihn ihren vielgetreuen Kämpen und Ritter im Scherze nannte, verlangte er auch nach Ritterweise den Minnesold. Den nun freilich verweigerte die junge Baronesse, ob er gleich nur in Erlaubniß eines Kusses auf ihre glühenden Wangen bestehen sollte; aber die Eroberung war ihr darum nicht minder angenehm.

Noch freudeberauschter war Henriette. Sie sah sich als den Gegenstand allgemeiner Bewunderung. So viel Schönes war ihr in ihrem Leben noch nicht über ihre Schönheit gesagt worden, wie hier auf dem Balle von den jungen Edelleuten. Als der Graf sie gegen Morgen wieder im Wagen zum väterlichen Hause zurückführte, und sie wieder zum nächsten Balle einlud, verdoppelte sich ganz natürlich ihr Entzücken. „Ach, Henriette," seufzte er, „wirst Du mich nie ein wenig lieben? Du hattest heute einen frohen Abend; willst Du nicht immer diese Abende, diese Tage, diese Nächte? Es hängt von Dir ab. Als Gräfin von Altenkreuz ist Dein ganzes Leben ein fröhlicher Balltag."

Sie schwieg. Er raubte ihr einen Kuß, indem er sie an seine Brust drückte. Sie zitterte und schwieg und duldete einen zweiten.

Des andern Tages verfehlte der Graf nicht, sich nach dem Befinden beider Tänzerinnen zu erkundigen, und bei Beiden seine Bewerbungen fortzusetzen. Beiden

machte er glänzende Geſchenke, beider Mädchen Eitelkeit begeiſterte er ſo, daß beide ſich zuletzt einbildeten, ſie liebten ihn wirklich. Die Väter, der Schneider und der Baron, wurden auf gleiche Weiſe von ihm geblendet. Der Schneider glaubte ſich bald reich genug, ſein Handwerk aufgeben zu können, und der Baron konnte den Grafen nicht genug loben und ihm ſchmeicheln, denn dieſer hatte ihm, der in bedeutender Geldverlegenheit war, wirklich beträchtliche Summen vorgeſchoſſen.

Altenkreuz hatte alſo leichtes Spiel, als er, um zum Ziele zu kommen, beim Schneider um Henriettens Hand, beim Baron von Roren um deſſen Tochter anhielt. Ohne daß Einer vom Andern wußte, gaben Beide ihm das Jawort, wie er es endlich auch ſchon von den beiden hoffärtigen Mädchen herausgelockt hatte. Ja, was das Aergſte war, dieſer unerſättliche Verführer hatte daſſelbe Spiel noch im Hauſe eines Beamten in der Stadt getrieben, durch ſeine Künſte die Tochter des Hauſes von ihrem Geliebten getrennt, und dann deſſen Stelle eingenommen. Förmlich ward die Verlobung mit Allen abgeſchloſſen.

Der Baron feierte den Verlobungstag ſeiner Tochter mit Gaſtmahl, Spiel und Ball. Auch Henriette ward wieder eingeladen, und Altenkreuz empfing die Erlaubniß von ſeiner Braut, die Schneiderstochter, jedoch erſt Abends, zum Tanze abzuholen. Es war aber ein fürchterlicher Tag in der Natur; Sturm, Regen und Schnee wütheten. Sogar Blitz und Donner fan-

den sich mit Hagelschauern ein. Von den Dächern rasselten die Ziegel; viele Bäume stürzten gebrochen. Dessen ward man jedoch im Tanzsaale nicht gewahr. Hier glänzte von hundert Kerzen ein heller, warmer Tag, und Liebe, Wein und Spiel herrschten ungestört unter den Schrecken der empörten Außenwelt.

Siebente Nacht.

(Schluß der vorigen Sage.)

Die junge Baroneſſe und Henriette schwammen in Seligkeit. Der Graf weihte sich jener mit gesteigerter Zärtlichkeit fast ausschließlich; nur selten tanzte er mit Henrietten, die sich indessen mit den Anbetungen schadlos hielt, die ihr von andern Tänzern wetteifernd dargebracht wurden. Die junge Baronin, die in wirklich königlicher Pracht, ganz in die verschwenderischen Geschenke ihres Verlobten gekleidet war, tanzte mit ausgelassener Luſt, und weidete sich stolz an der neidischen Bewunderung der übrigen Frauenzimmer. Viele der reichsten Edelfräulein der ganzen Nachbarschaft mußten diesen Abend Zeuginnen ihres Reichthums seyn, und sie ließ mehreren empfindlich fühlen, daß sie als Braut des

reichsten Grafen von Deutschland ihres Gleichen nicht mehr kennen mochte.

Früh ermüdet verließ sie den Ball gegen Morgen, ehe der Ball selbst geendet war. Der Graf, liebetrunken, führte sie unbemerkt hinweg. Im Nebensaale fanden sie eine der Kammerfrauen, die ihr zum Schlafgemach folgen wollte. Die junge Baronesse, am Arme ihres Verlobten, sagte hocherröthend: „Macht Euch lustig, ich will Euern Dienst nicht, und will mich selbst entkleiden.“ Sie ging durch den Corridor, der Graf folgte ihr in's Schlafgemach.

Als er zurückkam, war die Gesellschaft eben bereit zum Aufbruch. Die Wagen fuhren vor. Altenkreuz führte Henrietten zum Wagen und begleitete sie nach Hause. Der Graf hieß den Kutscher zurückfahren, er folgte Henrietten.

Folgenden Morgens schon früh durchlief ein entsetzliches Gerücht die Stadt, man habe die Tochter eines Beamten todt im Bette gefunden, ihr den Hals umgedreht. Man drängte sich zu dem Hause hin; Aerzte und Polizeibeamte eilten dahin. Die schreckliche Wehklage aus dem Trauerhause scholl weit durch den Haufen der hinzugeströmten Neugierigen. Jetzt fiel Mehreren die Begebenheit ein, welche sich schon vor mehreren Jahren, ebenfalls in der Adventszeit, zu Herbesheim ereignet hatte. Die Sage vom todten Gaste lebte wieder auf. Todesschrecken kam über alle Familien. Auch der Meister Vogel hörte davon. Da dachte er

mit heimlichem Grauſen an Henrietten; doch befremdete ihn ihr langes Schlafen nicht, da ſie erſt ſpät vom Balle heimgekommen war.

Aber wenn er des todten Gaſtes gedachte, wie ihn die Sage ſchilderte, und dann an den Grafen Altenkreuz, an ihn, den großen, langen Mann, an ſein bleiches Geſicht, an die ſchwarze Kleidung, in welcher er immer zu gehen pflegte — dann ward es ihm doch, als wolle ſich ſein Haar aufwärts ſträuben. Indeſſen, er glaubte an die Sage nicht, weil die ganze Stadt nicht an das Geſchwätz geglaubt hatte. Er machte ſich ſelbſt über ſeine abergläubige Einbildung Vorwürfe, und ging zum Schränkchen, eine kleine Herzſtärkung gegen ſeine Schwäche zu nehmen, ein Gläschen Madeira, von des Grafen Geſchenken. Zu ſeiner Verwunderung fehlte die Flaſche; noch mehr ſtaunte er, als er, in andern Schränken nachſuchend, Eins um's Andere Alles fehlen ſah, was er oder ſeine Tochter jemals durch die Freigebigkeit des Grafen empfangen hatte. Er ſchüttelte den Kopf.

Ihm ward nicht wohl, er ahnete Böſes. Allein und ſtill ſchlich er die Treppe hinauf zu Henrietten's Kämmerlein, daß im ſchrecklichſten Falle kein anderer Zeuge vorhanden wäre, und er nicht das Gerede der Stadt würde. Leiſe öffnete er die Thüre. Er ging zum Bette der Tochter, und hatte doch das Herz nicht, aufzublicken. Und als er endlich die Augen flüchtig dahin richtete — dunkel ward es ihm vor ſeinen Sin-

nen — da lag sie todt, das schöne Gesicht im Nacken. Betäubt, wie vom Blitzstrahle, stand er da. Mitten in der Betäubung nahm er den blassen Kopf der Verstorbenen, und legte denselben in seine natürliche Lage. Ohne zu wissen, was er that, eilte er davon zum Arzt, und meldete ihm den jähen Tod seines Kindes. Der Arzt betrachtete die schöne Leiche und schüttelte den Kopf. Meister Vogel, der um Alles in der Welt die Wahrheit nicht verrathen wissen wollte, meinte, Erhitzung auf dem Balle, dann der Wintersturm bei der Heimkehr möge die Ursache des schnellen Todes seyn. Er heulte seinen Schmerz so laut aus, daß alle Nachbarn erschrocken zusammenliefen.

Noch sprach Alles in Straßen und Häusern vom Unglück der beiden Mädchen, als sich dazu ein neues Gerücht vom schnellen Hinscheiden der einzigen Tochter des Barons von Roren mischte. Zwar die Aerzte, welche vom Hause des Barons in die Stadt zurückkamen, versicherten: das Fräulein habe noch am Morgen gelebt, oder lebe noch; ein Schlagfluß, Folge der nächtlichen Erkältung, Folge des Balles, habe das zarte Leben zerstört: allein, wer hätte das glauben mögen? Jeder war überzeugt, die junge Baronesse habe das Schicksal der Uebrigen gehabt, und der Baron ehrenhalber das Geld nicht gespart, um ihr Schweigen zu erkaufen.

Wirklich war das Haus des Barons plötzlich aus einem Wohnsitze rauschender Freuden in ein Trauerhaus

verwandelt; der unglückliche Vater war untröstlich. Sein Entsetzen, wenn es möglich gewesen wäre, zu vergrößern, mußte er noch die Entdeckung machen, daß alle Geldwechsel und Geldrollen, alle Halsbänder, Ringe, Juwelen, die der Graf von Altenkreuz dem Vater oder der Tochter gegeben, zugleich mit dem Leben der jungen Baronesse verschwunden waren. Ja der Graf selbst, den man aller Orten suchte, zu dem man aus mehreren Häusern schickte, hatte sich auf unbegreifliche Weise unsichtbar gemacht. Seine Zimmer standen so leer, aufgeräumt und sauber da, als hätte er nie darin gewohnt. Mit Kisten und Kasten, Dienern und Pferden, Wagen, Allem, was ihm angehörte, war er davon, daß man auch kein Fädchen und Stäubchen mehr von ihm entdeckte.

So wurden an einem Tage die drei unglücklichen Bräute zur Erde bestattet. Die Särge mit ihren Trauerbegleitungen trafen zu gleicher Zeit auf dem Kirchhofe vor der Stadt zusammen. Der Pfarrer hielt für sie insgesammt das Gebet. Da ging ein Leidtragender, in seinen schwarzen Mantel gehüllt, noch ehe das Gebet vollendet ward, seitwärts; und kaum wenige Schritte war er entfernt, sah man ihn, wie in veränderter Gestalt, in uraltmodischer Tracht, schneeweiß mit weißer Feder auf dem Hute, und auf dem Rücken wie auf der Brust, wenn er sich wandte, sah man drei dunkelrothe Flecken und ganz deutlich Blutstropfen niedertröpfeln über das weiße Wamms und die weißen Beinkleider.

Er wandelte gegen den Schindanger und ward nicht mehr gesehen. — Während Grausen die Betenden ankam, die ihm nachsahen, überfiel Grausen auch die Sargträger, als sie die Särge heben wollten, um sie in die Gruft zu senken. Denn diese schienen ihnen auch gar zu leicht, als wenn sie leer wären. Aber sie, voll Schrecken, stürzten die hohlen Kasten in die Grüfte und schütteten eilfertig Erde nach. Wolkenbruchartige Regenschauer mit Sturm fuhren herein in's Land. Alles flüchtete mit Furcht und Schrecken dem Thore der Stadt zu. Ein schneidender Wind sauste ihnen in die Nacken.

Wenige Tage nach diesem traurigen Ereignisse verließ der Baron von Noren sein Gut, und kehrte niemals dahin zurück.

Hier legte der Oberst das Buch hin, denn die Sage war zu Ende.

Achte Nacht.

Als heute der Graf in das Speisezimmer trat, fand er außer den Personen, die er schon kannte, sieben junge Mädchen, die fast alle sehr hübsch, und mitunter sogar

ausgezeichnet schön oder interessant waren. Er vermuthete sehr richtig, sechs davon wären die Töchter des Predigers, die siebente die Tochter des Kommandanten, denn er hatte gehört, daß sie diesen Tag hatte von ihrer Reise eintreffen sollen.

„Nun, lieber Graf, rathen Sie, welche von den Mädchen meine Tochter ist?“ sagte lächelnd der Oberst zu ihm. Der Graf erröthete leicht, und seine Blicke auf ein schönes, schlankes Mädchen richtend, in dessen Antlitze die Züge des Obersten und seiner Gemahlin angenehm verschmolzen waren, sagte er, sich verbeugend: „Ich glaube, ich habe die Ehre, in dieser jungen Dame das Fräulein von Altenstein zu begrüßen!“

„Richtig getroffen!“ rief der Oberst; das Fräulein schlug die schönen Augen nieder.

„Schade, daß Sie die Sage vom „todten Gaste“ nicht gehört haben,“ sprach lächelnd der Arzt zu den Mädchen, „Sie würden nach Anhörung derselben gegen alle junge, sehr große, schwarzgekleidete, elegante Männer auf der Hut seyn!“

„Fehlgeschossen!“ lachte der Oberst, „ein Schmeichler bethört sie doch, und sähen sie auch ein Mädchen, das Gesicht im Nacken, vor sich.“ Die milde Oberstin schüttelte das Haupt sanft und schalt ihren Gatten, daß er die Mädchen immer necke.

Nach der Abendmahlzeit sagte der Kommandant zu seiner Tochter: „Nun, Henriette, Du hast uns lange nichts

erzählt, und wer auf Reisen war, wie Du jetzt, der muß auch etwas erzählen."

„Ich weiß nicht, lieber Vater, ob ich" — sagte Henriette schüchtern, den Vater und dann von der Seite den Grafen anblickend.

„Immer erzähle, Kind, was Dir eben einfällt," sprach der Vater, und Jettchen begann:

Der Nixenbrunnen.

Schottische Sage.

Vor alten Zeiten lebte in Schottland ein mächtiger Baron ehrenfest und tapfer, wie seine Vorfahren, Namens Ardowell. So weit sein Auge von der Zinne seines Schlosses blicken konnte, und sein Auge trug weit, war Feld und Wald, waren Dörfer und Meierhöfe sein, und wer ihn kannte, gönnte ihm seinen Reichthum, denn er war gerecht, muthig und großmüthig. Er galt für einen sehr schönen Mann, und in Wahrheit, er war es auch, wenn ein hoher, ebenmäßiger Wuchs, edle Züge, schwarzes Haar und ein Paar brennend schwarze und zugleich sanft schwermüthige Augen zur Schönheit gehören. Seine Stimme war außerordentlich schön, kraftvoll und doch der süßesten Biegsamkeit fähig, und sein Anstand war immer königlich, er mochte nun reiten, fechten, stehen oder gehen.

Eines Morgens, es war im Mai, die Vögel san-

gen und die Blumen schmückten der Erde frisches, grünes Gewand, verließ der Herr des Schlosses sein Gemach und ging hinab in das Thal, in Gedanken verloren. Kaum bemerkte er, daß er sich in der Nähe des mit Steinen eingefaßten Brunnens befand, um welche sich Epheu rankte und den Weiden beschatteten. Das Volk nannte den Brunnen seit alten Zeiten den Nixenbrunnen, und Herr Ardowell hatte noch niemals nachgedacht, warum der reizend gelegene, liebliche Brunnen so hieße.

Er wollte sich eben unter einen Baum setzen, ein wenig zu ruhen, da bemerkte er am Brunnen ein schönes, weibliches Wesen, welches aus den Stielen der gelben Maiblumen Ringe machte und aus diesen dann Ketten bildete.

Die Schönheit dieser Jungfrau, und ihr, wenn auch einfaches, doch nicht gewöhnliches faltenreiches Gewand von wasserblauem, zartem Stoff fielen ihm auf, und nach einigem Nachsinnen stand er auf, ging auf das schöne Geschöpf zu, verbeugte sich mit Anstand und sagte mit ungemein sanfter Stimme: „Wie nennst Du Dich, holde Jungfrau?“

Die Angeredete hob ihre schönen, dunklen Augen auf, und den Frager herzinnig anblickend, sagte sie: „Alice, Herr!“

„Und wo wohnst Du, wo ist Deine Heimath?“

„Hier in der Nähe! Ich muß Euch jetzt verlassen,

aber wenn Ihr meine Züge in Euerm Gedächtniß aufbewahret, und meiner mit Treue gedenket, sollt Ihr heute über sieben Jahre mich wieder sehen.“

Der Rittersmann legte betheuernd die Hand auf das Herz, und die schöne Erscheinung verschwand.

Nachdenkender, als er ausgegangen, kam Herr Ardowell heim. Er erzählte dem Schloßcaplan, welch ein schönes Mädchen er gesehen, und forschte bei diesem, ob er ihm wohl Auskunft über die Unbekannte geben könne, aber der fromme Geistliche schlug ein Kreuz und sprach: „Habt Ihr die Jungfrau am Nixenbrunnen erblickt, so hütet Euch vor ihr, und gehet nicht wieder hin, denn sicher war die holde Erscheinung nichts, als eine Wasserfrau, ein Nixlein, welches mit Euch sein Spiel treiben oder Euch hinab in die Fluthen locken will, Euch das warme Herzblut auszusaugen, denn den Wasserfrauen ist nicht zu trauen, sie trachten nach schönen Männern, um sie zu verderben.“

Der Ritter aber schüttelte den Kopf und sprach: „Wer auch die Schöne gewesen seyn mag, in ihr wohnet sicherlich kein Falsch.“ Von nun an ging er täglich zum Nixenbrunnen, aber er fand sie nicht, ob er auch Stunden lang ihrer harrte, hinab in den Wasserspiegel schaute, und den süßen Namen Alice mit dem Tone der Sehnsucht rief. Er pflückte die schönsten Blumen und warf sie in den Brunnen, auch andern Schmuck; er machte solche Ketten von Blumenstielen,

wie Alice geflochten, und kehrte oft erſt ſpät in der Nacht heim.

Hier brach Henriette ab, denn die Glocke ſchlug elf.

Neunte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

Heute fuhr Henriette fort:

Obgleich nun Herr Ardowell die längſte Zeit vergebens auf die Erſcheinung gewartet hatte, ſo wurde ſein treues Ausharren endlich doch belohnt, denn kaum ruhete er unter den Weiden am Brunnen, ſo ſenkte ſich ein ſanfter Schlummer auf ſeine Augenlieder herab, und er ſah dann die ſchöne Jungfrau im Traume. Entweder erblickte er ſie hoch oben auf einem Felſen, von wo aus ſie ihm freundlich zulächelte, oder ſie tauchte aus blauen Fluthen und ſang ein zärtliches Liebeslied. Bisweilen ſaß ſie auch am Brunnen, Blumenketten flechtend, oder ſie redete mit dem Ritter und gelobte ihm Liebe, wenn er nur ausharre.

Dieſe Träume machten Herrn Ardowell ſo glücklich, daß er Jagd und Fehden mied, und den größeſten Theil

des Tages am Brunnen verbrachte, bis ihn die Fehde seines Königs mit einem benachbarten Fürsten abrief in den Krieg, wo er auch wacker kämpfte. Sein bester Freund, der edle Adelstan, kämpfte neben ihm und fiel in der Schlacht. Ardowell trug ihn aus dem Getümmel und suchte das Blut zu stillen, welches unaufhaltsam aus der Wunde seines Freundes strömte. „Ardowell, ich bin hin!“ sprach er mit schwacher Stimme; „es mag seyn, bin ich doch mit den Waffen in der Hand gefallen. Eins nur macht mir den Abschied schwer, meine junge, unbeschützte Schwester Edelwitha. Du kennst sie nicht, aber sie ist tugendhaft, verständig und schön; bist Du noch nicht gebunden, so ziehe hin nach meiner Burg, und spricht Dein Herz für sie, so führe Edelwitha heim als Gemahl. Kannst Du aber kein Herz zu ihr haben, und bist Du gebunden, so nimm sie bei Dir auf, bis ein wackrer Mann um sie wirbt, als Freundin Deines Weibes!“

Ardowell drückte seinem Freunde die Hand, dieser seufzte noch einmal tief und starb.

Den Tag darauf siegte Schottlands König und der Friede wurde schneller hergestellt, als man Anfangs gedacht hatte.

Ardowell, tief betrübt über das Hinscheiden seines Freundes, zog heim auf seine Burg; dort kleidete er sich besser und zog mit einem stattlichen Gefolge nach Adelstan's Burg, Edelwithen die Trauerkunde zu bringen und sie nach seiner Burg zu führen, wo er sie

dem Schutze des Caplans und der würdigen Kastellanin übergeben wollte.

Edelwitha empfing die traurige Nachricht mit tiefem Schmerze, aber mit ruhiger Ergebung. Den letzten Willen ihres Bruders ehrend, schickte sie sich sogleich zur Reise an, eine treue Dienerin begleitete sie. Die nun ihres Herrn beraubte Burg ward dem Burgvoigt übergeben, und sonder Fährlichkeit langte Edelwitha auf Ritter Ardowell's Burg an.

Ihre Tugend und Schönheit, vor Allem aber ihre große Aehnlichkeit mit dem verstorbenen Adelstan rührten Ardowell, und nach wenig Wochen bot Herr Ardowell Edelwithen seine Hand.

Das Fräulein, welches dem Ritter heimlich zugethan war, gab ihm freudig ihr Jawort, und die Vermählung wurde in aller Stille gefeiert.

Es war im Winter, dicker Schnee lag auf den Fluren, der Nixenbrunnen war ganz verschneit, und die Kälte war so streng, daß selbst tapfere Männer, wie Herr Ardowell, den Aufenthalt im Freien mieden. Der Nixenbrunnen blieb unbesucht von Herrn Ardowell, und vielleicht wäre er auch im Sommer nicht von ihm aufgesucht worden, denn der Anblick der schönen Edelwitha schwächte nach und nach das Andenken an die holdselige, räthselhafte Erscheinung.

Der Ritter lernte schreiben, und in unglaublich kurzer Zeit, er hatte bisher allerlei Lieder gesungen, die

von ſeiner Sehnſucht nach der Unbekannten redeten, oder die Kriegsthaten großer Helden erzählten.

Nun er ſchreiben konnte, ſchrieb er ſeine Lieder auf und las ſie ſeiner Gemahlin vor, welche ſie nach ſelbſterfundenen Weiſen mit lieblicher Stimme ſang und mit der Harfe begleitete, denn ſie war nicht nur eine geſchickte Spinnerin und Stickerin, ſie ſpielte auch mit großer Kunſt die Harfe, was ihr ein alter Minſtrell gelehrt, der auf der Burg ihres Bruders ſein Leben beſchloſſen hatte.

So verſtrich der ſtrenge, lange Winter, Blumen und Gras ſchmückten wieder die Gegend, die Weiden bewegten wieder ihre grün belaubten Zweige über den Steinen am Nixenbrunnen, der jetzt mit hunderten von Vergißmeinnicht und gelben Maiblumen umſäumt war. Ritter Ardowell hatte jetzt wieder Geſchäfte im Freien, er ging auf die Jagd, ordnete im Wald und Feld an, und begann den Bau einer neuen Burg, am Fuße des Berges, deſſen Stirn die alte Burg krönte.

Der Bau der neuen Burg war nicht nöthig, ja nicht einmal rathſam ſo tief im Thale, aber es war etwas in des Ritters Gemüthe, was ihn antrieb, ſich immer zu beſchäftigen, er wünſchte insgeheim, der Krieg möge wieder ausbrechen. Er liebte Edelwitha, aber es war noch eine unbefriedigte Sehnſucht in ihm, er wünſchte ſich Eins, was er ſich kaum ſelbſt geſtand.

Eines Tages, als Ritter Ardowell, der Caplan und Edelwitha beim Mittagsmahle ſaßen, ſprach die

Letztere mit holder Stimme: „Eure Burg ist doch recht schön gelegen, mein Herr und Gemahl. Ich bin heute mit meiner Zofe hinab in das Thal gewandelt, und wurde von der schönen Flur so bezaubert, daß ich immer weiter schritt, bis zu dem Brunnen, wo die Weiden stehen. Dort ist's so kühl und duftig, dort habe ich ausgeruht mit der Zofe, welche mir sagte, der Brunnen hieße der Nixenbrunnen. Woher hat er denn diesen Namen, Herr Ardowell?"

Ueber Ardowell's Wangen flog dunkle Röthe, statt seiner nahm der Caplan das Wort: „Eine Nixe soll vor alten Zeiten dort ihr Spiel getrieben haben, und noch heut zu Tage soll es am Brunnen nicht geheuer seyn. Nach Andern heißt es: ein schönes Fräulein aus dem Hause Ardowell sey unschuldig von einem eifersüchtigen Manne in den Brunnen gestürzt worden, und weil sie schön und hold gewesen, und den Brunnen immer mit Blumen umpflanzt habe, so sey die Nixe des Brunnens ihr günstig gewesen, habe sie unter die Nixen aufgenommen, und sie erscheine nun von Zeit zu Zeit den Bewohnern der Gegend, vorzüglich aber denen aus dem Geschlechte Ardowell. Ich glaube aber das Letzte nicht, denn ein menschliches Wesen kann unmöglich in eine Nixe verwandelt werden, aber voll Tücke und List sind die Wasserfrauen, und ich rathe Jedem, wenn er nicht muß, den Nixenbrunnen unaufgesucht zu lassen, und, liebt er sein Seelenheil, ein Kreuz zu schlagen, wenn er vorbei geht!"

Der Caplan ſchwieg, und Edelwitha rief lebhaft: „Nie, niemals will ich wieder an dem Nixenbrunnen vorüber gehen, ſo lieb mir mein Leben iſt!“ —

Zehnte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

Auf den Ritter Ardowell hatte des Caplans letzte Erzählung einen tiefen Eindruck gemacht, er dachte auf's Neue mit Sehnſucht an die holde Erſcheinung. Er bereute es, nicht ſieben Jahre auf ſie geharrt zu haben. Durch die Sage, die Nixe des Brunnens ſtamme aus dem Geſchlechte Ardowell, erhielt die ſchöne Erſcheinung, die ja keine andre, als die Nixe geweſen ſeyn konnte, ein neues, lebhafteres Intereſſe für ihn.

Er hielt es für Pflicht, als einziger Ritter von Ardowell, ſich um Herkunft und Geſchick der Nixe zu kümmern, und ſie mit Allem, was ihm zu Gebote ſtand, aus dem Brunnen, den ſie bewohnte, zu befreien und der ſchönen, warmen Erde wieder zu geben.

Den andern Tag eilte er nach dem Brunnen, aber die Nixe ließ ſich nicht blicken, noch erſchien ſie ihm im Traume, nur das Echo gab den Namen Alice wieder.

Von jetzt an beſuchte er täglich den Brunnen, kümmerte ſich nicht mehr um den Schloßbau, noch um irgend etwas, was um ihn her vorging; er dachte nur an Alicen. Seine ungeſtillte Sehnſucht machte ihn finſter, und nach und nach auch ganz gleichgültig gegen ſeine Gemahlin, welche in der Stille die Sinnesänderung ihres Gemahls beweinte.

Der Winter beraubte den Brunnen ſeines Schmukkes und trieb die Menſchen in ihre Wohnungen, Ardowell ſchien die Verwandlung in der Natur nicht zu bemerken, er ſaß am Nixenbrunnen, wie ein Bräutigam am Grabe ſeiner Geliebten.

Aus jener Zeit ſchreibt ſich auch ein Lied, welches noch jetzt hier und da in dieſer Gegend von Schottland den Leuten bekannt iſt, und welches ungefähr ſo zu überſetzen iſt:

Das Lied des Herrn Ardowell von der ſchönen Nixe.

Am Nixenbrunnen harr' ich bang,
Auf Dein ſüß Antlitz und Deinen Geſang.
Der Himmel iſt mit Sternlein geſtickt,
Die Erde mit bunten Blüten geſchmückt,
Ich hab' Dir wohl hundert Vergißmeinnicht gepflückt,
Steig' empor, Du ſchönes Fräulein,
Steig' empor, Du verſtoß'nes Fräulein,
Steig' empor, Du Fräulein
Aus dem Hauſe der Ardowell!

Am Nixenbrunnen, in kalter Nacht,
Hab' ich doch Dein mit heißer Lieb' gedacht.

Heiße Lieb' verglüht nicht im tiefen Schnee,
Und brennt sie auch das Herz mir weh,
Ich doch ihre Flamme mit Freuden seh'.
Steig' empor, Du schönes Fräulein,
Steig' empor, Du verstoß'nes Fräulein,
Steig' empor, Du Fräulein
Aus dem Hause der Ardowell!

Am Nixenbrunnen im Mondenschein,
Da hoff' ich auf Dich im holden Mai'n.
Komm mit mir nach der grünen Höh',
Sage den kältenden Fluthen Ade,
Daß ich Dich immer und ewig seh'!
Steig' herauf, Du schönes Fräulein,
Steig' herauf, Du verbanntes Fräulein,
Steig' herauf, Du Fräulein
Aus dem Hause der Ardowell!

Aber was auch Herr Ardowell noch immer für Bitten und Klagen in den Brunnen hinabgesungen haben mag, das Fräulein ließ sich nicht blicken.

Zu dieser Zeit wurde Frau Edelwitha Mutter eines lieblichen Zwillingspaares. Der Anblick seiner süßen Kinder sprach zu des Ritters Herzen, er mied den Brunnen wieder, trug und pflegte vereint mit seinem Weibe die holden Kindlein, Adelstan und Edelwitha, und freute sich ihres Gedeihens.

Der fromme Caplan dankte dafür Gott und den Heiligen im Stillen auf das Inbrünstigste, denn er fürchtete, die Prophezeihung möge sich erfüllen und eine Nixe dem Hause Ardowell den Untergang zubereiten.

Zwei Jahre waren die lieblichen Kinder alt, als Herr Ardowell wieder in den Krieg ziehen mußte. Seine Gemahlin fiel ihm um den Hals, die Kindlein hingen ſich an ſeinen Rock, und der tapfre Ritter ſchämte ſich nicht, beim Abſchiede recht herzlich zu weinen.

Er band ſeiner Gemahlin die Kindlein auf die Seele und ritt mit ſeinen Mannen davon.

Frau Edelwitha ließ die Zugbrücke aufziehen und lebte nun eingezogen, geſchäftig im Hauſe und der theuern Kindlein pflegend, wie es einer braven Ritters-frau zukommt.

So verſtrichen wieder zwei Jahre, der Mai kam heran, und nun zum ſechsten Male, ſeit Herr Ardowell am Brunnen die Nixe geſehen. Da traf ein Bote auf dem Schloſſe ein, welcher der Frau Edelwitha die Rückkehr ihres Gemahls verkündete.

Sie ließ die Burg auf das Schönſte ſchmücken, dann ſich und die Kinder, und nahm, als die Stunde herbeikam, in welcher der Ritter eintreffen wollte, den Buben und das Mädchen an die Hand, dem Ritter entgegen zu gehen. Ihr Weg führte ſie beim Nixenbrunnen vorüber, und weil die Kleinen müde waren, vergaß ſie ihren Vorſatz und ruhte mit ihnen unter den Weiden aus.

Elfte Nacht.

(Fortsetzung der vorigen Sage.)

Zu derselben Stunde war auch Herr Ardowell nicht mehr weit vom Nixenbrunnen und leise vor sich hin summte er, seinem Rosse freien Lauf lassend, das Lied vom Fräulein von Ardowell.

„Wenn sie dich begrüßte!“ dachte er, „wenn du zu ihr zurückkehrtest. Ach, Edelwitha mit allen Tugenden und Reizen vermag mir doch nur einen Schatten von dem Glücke zu spenden, das ich im Besitze der geliebten Nixe gefunden haben würde.“

Und zu derselben Minute sprach Adelstan zu Edelwitha: „Pflücke mir doch von den schönenBlumen, die den Brunnen umblühen, mein Mütterlein, ich möchte gern einen Kranz tragen.“

Frau Edelwitha ging, des Knäbleins Bitte zu erfüllen, und als sie sich bückte, sah die Zofe eine weiße Hand aus dem Brunnen heraufangen, welche die Rittersfrau hineinzog. — Ihr Geschrei rief helfende Menschen herbei, und als der Ritter kam mit seinem Gefolge, hatte ein junger Landmann eben Frau Edelwithen blaß und leblos aus dem Brunnen gezogen.

Der Ritter bereute seine bösen, treulosen Gedanken, und beweinte aufrichtig seine fromme Gemahlin, welche er auf das Glänzendste beerdigen ließ.

Auch die Kindlein jammerten ihn sehr; er übergab sie der Pflege der treuen Zofe, und mochte von einer zweiten Vermählung nichts hören.

So verstrich ein Jahr, und Herr Ardowell erinnerte sich mit Schmerz an den Todestag seiner Gemahlin, und ging, um am Nixenbrunnen sie zu beweinen.

Als er hin kam, sah er die holde Jungfrau dasitzen, noch eben so jugendlich und schön, Ketten von Maiblumenstielen flechtend, und ihn hold und gelassen anblickend sprach sie mit weicher Stimme: „Sieben Jahre sind um, ganz treu gewesen bist Du mir nicht, aber ich bin doch da."

Was der Ritter hierauf gesagt, ist nicht bekannt geworden, so viel aber ist gewiß, daß die Leute ihn oft, besonders bei Sonnenaufgang, mit der schönen Jungfrau am Brunnen sitzen sahen.

Heiterer wurde der Ritter aber nicht, im Gegentheile schwermüthig. Man sagte auch die Eifersucht quäle ihn, denn in der Nachbarschaft zeigte sich seit Kurzem ein junger, außerordentlich schöner Ritter, und Herr Ardowell hatte vernommen, daß auch er zu Zeiten am Brunnen mit Alicen spreche.

Ich weiß nicht, wie es kam; eines Tages kehrte Herr Ardowell nicht heim, man suchte ihn sogleich am Nixenbrunnen und fand ihn auch dort, sterbend mit Blute überströmt. Sein Schwert und noch ein anderes Schwert lagen neben ihm. Er sagte dem Caplan mit schwacher Stimme, er wolle am Brunnen begraben seyn

bei ſeiner Liebſten, und nannte mit einem ſchweren Seufzer den Ort, wo der Brunnen ſteht, einen unglücklichen Ort für die Liebenden aus dem Geſchlechte der Ardowell, und dringend befahl er dem Caplan, ſeine Kinder niemals an den Nixenbrunnen gehen zu laſſen.

Er wurde, wie er gewünſcht, am Nixenbrunnen begraben, und der Caplan ſagte ſeufzend, als er das Grab anſah: „Mir ahnet, der letzte Ardowell wird auch an dieſer Stätte ſein Grab finden; weil nun der Caplan ein ſehr frommer Mann war und ſeine Worte gleich Weiſſagungen geachtet wurden, ſo hieß es in der ganzen Gegend: „Am Nixenbrunnen wird einſt der letzte Ardowell ſein Grab finden, und ſeine Geliebte mit ihm!“

Adelſtan und Edelwitha blühten freudig empor; er ward ein tapferer Ritter, ſie eines braven Ritters treues Gemahl, und der alte Caplan erlebte noch die Freude, ſie von blühenden Kindern umringt zu ſehen.

Das Geſchlecht der Ardowell vermehrte ſich und ward durch Vermählungen mit den älteſten und edelſten Familien des Landes verwandt.

Der Reichthum, die Macht, das Anſehen der Familie Ardowell ſtieg, alle Jünglinge und Männer deſſelben waren rechtlich und tapfer, wie ihr Ahnherr, alle Jungfrauen und Frauen züchtig und ſchön, wie Frau Edelwitha geweſen. Auch die Gabe der Dichtkunſt hatte fortgeerbt, die meiſten Junker von Ardowell waren, mehr oder minder, gute Dichter, und manches Volkslied

iſt von ihnen bis auf unſre Zeiten, wenn man auch ſchon den Namen des Dichters nicht mehr weiß.

Die meiſten Frauen und Mädchen ſangen mit ihren ſchönen, reinen Stimmen die ſüßen Lieder nach, und oftmals ertönte noch, wenn ſie im Burggarten umherwandelten, auch ein Lied, das einſt Frau Alswitha geſungen.

Zwölfte Nacht.

(Schluß der vorigen Sage.)

Jahre hatten ſich zu Jahrzehnten, Jahrzehnte zu Jahrhunderten gereiht, über zwei Jahrhunderte bedeckte nun ſchon jeden Herbſt eine hohe Linde, die damals als junger Schößling neben der Eiche geſtanden hatte, Ritter Ardowell's Grab mit bunten Blättern. Der Glanz der Familie hatte ſich vermindert, ohne Schuld der Ardowells, durch das wechſelnde Geſchick der Landesherren, und jetzt lebten nur noch zwei Brüder Ardowell, welche, um nicht Schulden zu haben, nichts beſaßen von den vielen Gütern, als die ganz alte, faſt verfallene Burg. Die neue Burg, welche Herr Ardowell am Fuße des Berges erbaut hatte, ſo wie die dazu gehörigen Waldungen und Fluren, gehörte jetzt dem Grafen von Athon, wurde aber nicht von ihm bewohnt, denn

der reiche, ſtolze Emporkömmling mochte nicht in der Nähe der Ardowells wohnen, deren langen und berühmten Stammbaum er nicht ohne Neid betrachtete.

Der jüngere Ardowell ging nach Frankreich, um am Hofe Heinrich's II. ſein Glück zu ſuchen. Der ältere, Edgar, blieb auf der verfallenen Burg; er mochte keinem Fürſten dienen, kaum dem eigenen; er war muthig und wich keinem Kampfe aus, aber mehr liebte er die Wiſſenſchaften und Künſte. Er las, dichtete, ſpielte die Laute und ſang dazu, auch hatte er viel natürliches Talent zur Malerei und hatte ſich, um die Malerkunſt zu erlernen, einige Jahre in London aufgehalten, wo er die Ehre hatte von ſeinem Lehrer Holbein ein braver Maler genannt zu werden.

Nach des Meiſters Tode kehrte er in ſeine alte Burg zurück und begnügte ſich mit Waſſer, Brod und Vögeln, die er ſchoß, wenn er nur ſeiner Kunſt leben konnte. Er war ungemein ſchön und eben ſo ſtolz und zurückhaltend, empfindlich wie alle Perſonen aus edler Familie, die ſich drückender Armuth ſchämen.

Er hatte deshalb noch nicht einmal den Nixenbrunnen beſucht, denn nicht der Glaube, daß der Nixenbrunnen ein unglücklicher Ort für ſein Geſchlecht ſey, hielt ihn davon zurück, ſondern der Gedanke, daß, wenn man ihn dort ſitzen ſähe, vielleicht ein Vorübergehender ſagte: „Dort ſitzt der Junker von Ardowell auf der Stelle, wo ſein Ahnherr ruht, deſſen Grab jetzt zu dem Beſitzthume des Grafen Athon gehört.“

Eines Morgens fiel es ihm aber doch ein, hinab in das Thal zu gehen; wußte er doch, daß der Graf jetzt das schöne Schloß nicht bewohne, welches er vor vier Jahren erbaut hatte, noch ein halbes Stündchen hinter dem Nixenbrunnen gelegen, von Junker Edgar's altem Neste aus.

Die Sonne schien herrlich, Blumen und Gräser dufteten, auch Edgar's Trübsinn wich der Heiterkeit. Da sah er den Nixenbrunnen und an dem Brunnen saß eine schöne, in bläulich Gewand gehüllte Jungfrau und flocht Kränze.

Bezaubert von ihrem Anblicke und der alten Sage gedenkend, rief der Junker mit innigem Ausdrucke: „Alice!" und die Jungfrau sagte, indem sie aufstand und ihn hold ansah: „Wie, mein Herr, Ihr wißt meinen Namen?" „Ja, Du bist es, himmlisches Wesen, süße Nixe des Brunnens!" rief er feurig.

Sie erröthete und sagte: „Ihr seyd gewiß ein Poet, am Ende gar der gelehrte Junker Edgar von Ardowell. Ich aber bin keine Nixe, sondern Alice, die Tochter des Grafen Athon."

„So verzeiht, daß ich Euch in Eurem Besitzthume störte," sagte der Junker nicht ohne Bitterkeit und wollte sich entfernen; Alice aber, welche wohl fühlte, was in ihm vorging, sprach mit sanfter Stimme: „Bleibt, Junker Ardowell, wenn Ihr nicht wollt, daß ich mich sogleich entfernen soll. Unglückliche, unverschuldete Verhältnisse können einem Geschlechte Besitzungen entziehen,

aber die frühern Eigenthümer behalten doch immer noch Theil und Rechte daran, sie haben diese Landschaft angebaut. Auf dieser Stelle, Junker, ruht Euer Ahnherr, sie gehört also Euch und der Nixenbrunnen ist so eng mit Eurer Familiengeschichte verbunden, daß ich Euch um Erlaubniß bitten muß, hier bleiben zu dürfen!"

Diese Worte, so frei von allem Spott, aller Ziererei, so unbeschreiblich gutmüthig gesagt, rührten den Junker, und er setzte sich neben sie nieder auf die Rasenbank und begann ein Gespräch mit ihr, bei welchem er ihr Blumen zu ihrem Kranze zulangte.

Als der Junker schied, nahm er sein Herz nicht mehr mit, er hatte es wider seinen Willen an Alicen verloren; aber Alice, die es bemerkt hatte, gab ihm dafür heimlich das ihrige. Von nun an sahen sie sich öfter und endlich alle Tage an dem Brunnen, so stolz auch der Junker war, so wenig er jemals daran gedacht hatte sich mit einer Reichen zu verbinden; seine Liebe zu Alicen siegte. Gern bekannte er dies der Geliebten, gern wollte er ihr den erneuten Glanz seines Hauses verdanken, gab er ihr doch dafür sein Herz, seine Freiheit, seinen alten, berühmten Namen.

Noch hatte der Junker nicht bei dem Grafen Athon, den er früher gehaßt und gemieden, um Alicens Hand geworben. Jetzt wollte er, ohne seine Verhältnisse zu verhüllen, offen und ritterlich um sie werben; da sagte ihm das Fräulein, daß dringende Geschäfte ihren Vater zu einer schnellen, weiten Reise nöthigten,

und daß ſie ihn begleiten müſſe. Edgar möge daher ſeine Werbung verſchieben und ihrer Liebe und Treue gewiß ſeyn.

Auf ſein Bitten ſagte ſie ihm noch eine Abſchiedsſtunde zu, am andern Tage bei Sonnenuntergang am Nixenbrunnen.

Als der Junker heim kam, ſagte ſein alter Diener, welcher ſein Geheimniß wußte, und dem auch des Grafen ſchnelle Abreiſe bekannt geworden war: „Edler Junker, Ihr habt Eure Geliebte an einem Unglücksorte kennen gelernt und ich fürchte Eure Liebe endet traurig. Ich bitte Euch, nehmet nicht Abſchied von ihr am Nixenbrunnen, es iſt heute derſelbe Tag, an welchem vor zweihundert und zwanzig Jahren Frau Edelwitha den Tod gefunden hat. Der Ort iſt für kein liebendes Paar ein glücklicher, laßt Euch erbitten, Junker, bleibt zurück, bedenkt, daß Ihr den Stamm Ardowell erhalten müſſet, und daß der letzte Eures Stammes am Nixenbrunnen ſeinen Tod finden ſoll.“

„Und bin ich denn der Letzte? Lebt nicht noch ein jüngerer Bruder von mir in Paris?“

„Von welchem Ihr lange keine Antwort habt!“

Der Junker ſagte nichts, aber auf der Schwelle kehrte er um, gab dem Diener die Hand und ſchritt dann aus dem Schloſſe, fort hinaus in den Wald. Dort blieb er, bis der Tag graute und lenkte nun ſeine Schritte nach dem Nixenbrunnen.

Er fand Alicen ſchon im Reiſekleide; ſie ſagte ihm,

daß ihr Vater ihr noch geſtern ſpät Abend verſprochen habe, daß ſie ſich den Gemahl ſelbſt wählen möge; Beide verabredeten nun, wie ſie einander wollten Kunde von ſich zukommen laſſen.

„Ich muß nun ſcheiden, mein theurer Edgar!“ ſagte Alice, „nimm dieſes Blümchen zum Abſchiede!“— Mit dieſen Worten bückte ſie ſich, ein ſchönes Vergißmeinnicht, das am Rande des Brunnens blühte, zu pflücken. In demſelben Augenblicke gewahrte auch Ardowell die weiße Hand, welche, aus dem Brunnen empor tauchend, Alicen in deſſen Tiefe hinab zog.

Mit einem Schrei des Entſetzens ſprang er hinab, die Geliebte zu retten.

Als nach einigen Stunden Athon's Dienerſchaft und Ardowell's treuer Diener das Fräulein und den Junker ſuchten, ſahen ſie ihren weißen Schleier und ſein ſchwarzes Sammetbarett am Nixenbrunnen.

Nach vielem Mühen gelang es den Leuten, die todten Körper aus der Tiefe des Brunnens zu ziehen. Athon konnte dem Volke nicht begreiflich machen, daß die Todten ſich nicht ſelbſt des Lebens beraubt hatten; ihnen wurde die Ruheſtätte in geweihter Erde verſagt, und Alice und Edgar wurden am Nixenbrunnen begraben. Als man ſeinen Sarg hinabſenkte, ſtieß man auf Gebeine, fand verwittertes Eichenholz und ein ſilbernes Wappenſchild vom Sarge des Ahnherrn von Edgar.

Zwei Tage darauf kam die Nachricht, daß vier

Wochen vor dem Tode des Junkers der jüngere Ardowell in Paris im Duell geblieben ſey.

Der alte, treue Diener ſagte traurig: „Die Prophezeihung iſt erfüllt, am Nixenbrunnen ruht der letzte Freiherr von Ardowell.

Dreizehnte Nacht.

Die Sage, welche Alice mitgetheilt hatte, hatte Allen einen tiefen Eindruck hinterlaſſen, und der Oberſt ſagte am nächſten Abend zum Doctor: „An Ihnen iſt heute die Reihe, beßter Doctor, aber ich bitte Sie recht herzlich etwas Heiteres zu erzählen, damit wir recht lachen können.“

„Erzählen Sie uns, warum Sie ein Hageſtolz geworden ſind, wenn anders keine trüben Erinnerungen damit verknüpft ſind,“ ſagte der Prediger, welcher, ſeitdem er ſechs erwachſene Töchter hatte, der geſchworene Feind aller Hageſtolze war.

„Ja, erzählen Sie es!“ ſagte der Hauptmann, und der Doctor ſprach lachend: „Herzlich gern, obgleich ich das ſchöne Geſchlecht ſehr hoch in Ehren halte, ſo bin ich doch für meine Perſon herzlich froh, daß ich mich bisher noch nicht beweibt habe. So lange man noch in den Vierzigen

ſteht, darf man nicht alle Hoffnung aufgeben eine hübſche Frau zu finden.“

„Warum ich nicht geheirathet habe? Eine alte Sage iſt ſchuld daran, und zwar:

Die Weiber von Weinsberg.“

Die Damen lächelten; weil noch nicht Jede dieſe Sage kannte, begann der Doctor:

Am Thomastage des Jahres 1140, wie die Chroniſten berichten, ſchlug Kaiſer Konrad mit ſeinem Neffen, Friedrich von Schwaben, die Welfen in einer blutigen Schlacht in der Nähe von Neresheim, und zog hierauf wieder vor das Schloß Weinsberg, das er ſchon vorher belagert hatte. Als ſich nun daſſelbe ergeben mußte, ward nur den Weibern und Jungfrauen, die darin waren, auf ihr Flehen in Gnaden bewilligt, mit dem, was ſie auf den Schultern tragen könnten, davon zu ziehen. Da luden die Frauen ihre Männer, die Witwen ihre Söhne, die Jungfrauen Freunde oder Verwandte auf die Schultern, und zogen heraus. Herzog Friedrich wollte das hindern, und ſagte ſeinem Oheim, daß ihn die Weiber betrogen hätten. Dieſer aber ſprach, ein Königswort müſſe nicht umgedeutet werden, und ließ es geſchehen.

So weit die Sage; ich hatte oft darüber gelacht, denn

ich konnte es nicht glaublich finden, daß ſchwache, zarte Frauen ſtarke Männer forttragen könnten, und ſo ſehr mich auch die Treue der Frauen rührte und ihre Liſt ergötzte, ſo widerwärtig dachte ich mir doch ſolchen Anblick. Von jeher ſind mir ſolche ſtarke, den Männern ähnliche Frauen zuwider geweſen, und niemals mochte ich Rieſinnen, Herkuliſſinnen und dergleichen Frauen ſehen. Mein Ideal war immer ein mehr klein als großes, zartes Mägdlein. Wie es aber dem Herrn Quincilius Heimeran von Flamming erging, welcher ſich Jahre lang um ein Mädchen ächt keltiſcher Abſtammung bemühte und endlich aus leidenſchaftlicher Liebe eine ächte Mohrin heirathete, erging es auch mir. Ich verliebte mich in ein großes, kräftiges Mädchen mit einer Adlernaſe und funkelnden Augen und freute mich an ihrem frohen, raſchen Weſen.

Ihre Aeltern waren mir gewogen, ſie ſelbſt mir nicht abgeneigt und ich war feſt entſchloſſen, um ſie feierlich zu werben; nur ein hübſcher Schmuck fehlte noch. Auch der Schmuck war fertig und mit ihm in der Taſche ging ich hin und fand mein hübſches Nanettchen, recht ächt weiblich am Spinnrädchen.

Zufällig befand ſich ein Vetter von ihr, ein Schöngeiſt, da, und als ihr Rädchen einen Augenblick ſtill ſtand, bat er um die Gunſt, ihr ſeine neueſte Ballade vorleſen zu dürfen.

Sie hieß: „Die Weiber von Weinsberg.“

Nanettchen war ganz Ohr, und ich ſagte, als er geendet hatte: „Recht ſchön, Beſter, aber können Sie ſich

wohl vorſtellen, daß eine Frau zum Beiſpiel mich forttragen könnte?"

„Nein!" verſetzte er lachend.

„Das ſoll mir Niemand ſagen!" rief Nanettchen, raſch aufſpringend und ohne auf den Wink der Mutter zu achten, nahm ſie mich raſch und trug mich Huckepack durch alle Zimmer.

In dieſem Augenblicke mißfiel mir das Mädchen, ich ging nach Hauſe und ſetzte meinen Schmuck in meinen Secretair. Es fiel mir nicht mehr ein, um ſie zu freien, und ſie hat ſpäter den Vetter geheirathet. Alle lachten, nur die Oberſtin drohte ihm ſchalkhaft mit dem Finger und ſagte: „Doctor, Sie ſind ein Spötter!"

Vierzehnte Nacht.

Heute war die Reihe des Vorleſens oder Erzählens an dem Hauptmanne, und dieſer ſprach: „Ich bringe diesmal keine Sage, die ich bearbeitet habe, ſondern eine italieniſche Sage. Sie iſt nach einem italieniſchen Manuſcript und noch jetzt in Italien im Munde vieler Leute.

Das Zeichen des Todten.

Im funfzehnten Jahrhunderte lebten zu Venedig zwei ſehr angeſehene, altadelige, reiche Familien.

Die Salviatis waren tapfer, großmüthig und ehrenwerth, und die Ventivoglio nicht minder. Seit Jahrzehnten waren Beide durch die zärtlichste Freundschaft verbunden gewesen, und auch jetzt gab es in ganz Venedig unter den jungen Männern keine zärtlichern, unzertrennlichern Freunde, als den jungen Pietro Salviati und den jungen Romeo Ventivoglio. Stets sah man sie gleich gekleidet Arm in Arm, und bei Festen wie im Felde waren sie mit und neben einander.

In dem Hause des Salviati lebte außer der Tochter desselben noch ein junges Fräulein, Namens Helena. Man dachte allgemein, ihr Vormund Salviati, der das schöne, tugendreiche Fräulein zärtlich liebte, habe es zur Gemahlin seines Sohnes bestimmt, und deshalb fand sich auch kein anderer Bewerber um die Hand der seltenen Schönen.

Daß der alte Salviati so etwas im Sinne hatte, war wohl möglich, aber er äußerte nichts gegen seinen Sohn, weil es sein Grundsatz war, keinem seiner Kinder ein Eheband vorzuschlagen, oder das Gemahl für dasselbe zu wählen.

Die schöne Helena kam dabei gar nicht in Betracht; nach der Sitte der damaligen Zeit wurden junge adelige Fräulein kaum gefragt, ob ihnen der für sie bestimmte Gemahl gefalle, obgleich es auch damals wie jetzt zuging, das heißt: das Herz sprach eben so laut und gebieterisch, wie jetzt, und die alten Edelleute der Vorzeit wurden mitunter von ihren Kindern eben so

hintergangen und überliſtet, wie jetzt; wie zum Beiſpiel die heimliche Ehe Romeo's und Julia's beweiſet.

Helena aber empfand bis jetzt für keinen Jüngling mehr als gewöhnliches Wohlgefallen und Hochachtung, und liebte den jungen Salviati als Schweſter, weshalb es ihr gar nicht einfiel, ſich ihn als ihren künftigen Gemahl zu denken.

Pietro jedoch liebte ſie mit glühender Leidenſchaft, und wenn er ihr dies nicht geſtand, ſo kam es einzig daher, weil er erſt erforſchen wollte, ob ſie ihn liebe oder nicht, denn er wollte ihre Hand nicht ohne ihr Herz beſitzen, auch nicht der Verehrung und Dankbarkeit, welche ſie für ſeinen Vater hegte, die Gemahlin verdanken.

Indeß war der großmüthige, zartſinnige Pietro nicht der einzige, welcher ſie leidenſchaftlich liebte, auch ſein Jugendfreund Romeo, und noch ein reicher, angeſehener Edelmann, der Graf Cornarino, beteten Helenen an.

Der Erſtere litt heimlich und unbeſchreiblich, denn er ſah ſchon Helenen als gewiſſes Eigenthum ſeines Freundes an, der Letztere glaubte, die Waiſe werde es ſich für ein großes Glück ſchätzen, ſeine Gemahlin zu werden. Daß Salviati und ſein Sohn etwas gegen ſeine Werbung haben könnten, fiel ihm nicht ein, denn von Jugend auf daran gewöhnt, jeden ſeiner Winke erfüllt zu ſehen, meinte er, der alternde Salviati würde es nicht wagen, ihm die Hand ſeiner Pflegetochter zu

verſagen; den jungen Pietro hielt er noch für viel zu unbedeutend, um zu glauben, er könne Einſpruch dagegen thun, auch war er jeden Augenblick bereit, ſich die ſchöne Braut mit dem Schwerte zu erkämpfen.

Er ließ ſeinen ſchönen Pallaſt, ſo wie ſeine Villa, auf das Koſtbarſte malen und ausſchmücken, Schmuck und herrliche Gewänder für die erwartete Braut wurden beſtellt, und Cornarino hatte ſchon den Tag feſtgeſetzt, an welchem er ſich, begleitet von glänzendem Gefolge, in Salviati's Pallaſt begeben wollte, um bei Salviati um Helenen geziemend zu werben.

Der Himmel wollte es aber anders, acht Tage vorher, als ſein Pallaſt ſchon völlig ausgeziert war, erkrankte der Graf, und ſeine, Anfangs unbedeutende, Krankheit verwandelte ſich in ein hitziges Fieber. Er lag beſinnungslos, von Aerzten und Dienern umgeben, und vernahm natürlich nichts von alle dem, was ſich eben in der Stadt begab.

Während der Krankheit des Grafen Cornarino war dem jungen Pietro von ſeinem Vater vorgeſchlagen worden, ſich mit Helenen zu vermählen, denn er hatte deſſen Leidenſchaft für das Fräulein wohl bemerkt.

Pietro war ſehr entzückt darüber, doch verſicherte er wiederholt, er wolle Helenen durchaus nicht bereden. Vater und Sohn begaben ſich zu ihr, und brachten ihre Werbung vor; Helena hörte ſie mit niedergeſchlagenen Augen an, und reichte dann Pietro ihre Hand, und als er ſie fragte, ob ſie auch wirklich und mit freiem

Willen seine Gemahlin werden wolle, überflog dunkle Röthe ihr schönes Gesicht, und sie sprach bewegt: „Ich habe keinen größern Wunsch, als Euch und Euerm edeln Vater das Leben zu verschönen, möge es mir nur immer gelingen!"

Vater und Sohn waren mit dieser Antwort wohl zufrieden, und es wurden sogleich Anstalten zu einem glänzenden Verlobungsfeste getroffen, welchem die angesehensten Familien Venedigs, und natürlich auch die Familie Bentivoglio und Romeo, beiwohnen sollten.

Als Romeo von seinem Freunde Pietro selbst dessen Verlöbniß mit Helenen erfuhr, ward er todtenblaß, ein schneidendes Schwert drang durch seine Seele, aber er faßte sich bald und wünschte ihm Glück. Dann entfernte er sich rasch und verbrachte den ganzen Tag in der Einsamkeit mit Plänen und Entschlüssen.

Als er mit sich selbst einig war, befahl er seinem getreuen Diener, seine Kleider einzupacken und seine fernern Befehle zu erwarten.

Den Abend vor Helenen's Verlobung begab er sich in die Kirche, in welcher sie gewöhnlich ihre Andacht verrichtete, und erwartete sie hinter einem Altare mit ungestümer Sehnsucht und klopfendem Herzen.

Endlich kam sie, dicht verschleiert, nur von einer einzigen, und, wie er wußte, ihr sehr ergebenen Dienerin begleitet, welche sich in einen Winkel der Kirche zurückzog, während Helena nach dem Altare hinging und vor dem Bilde der heiligen Jungfrau niederkniete.

Helena schlug den Schleier zurück, Romeo konnte, ohne daß sie seine Nähe gewahrte, ihr liebes, von Frömmigkeit und Andacht verklärtes Antlitz sehen. Ihre sanften, schwarzen Augen waren voll Thränen, und mit leiser, zitternder Stimme sprach sie jetzt: „Verleihet ihr Heiligen mir Kraft, in meinem neuen Stande so fromm und treu zu wandeln, daß ich dem edlen Salviati und meinem Pflegevater vergelten kann, was sie für mich verlassene Waise gethan haben; und da es nicht Dein Wille, o Gott, ist, daß ich die Liebe des von mir über Alles Geliebten besitzen soll; so gieb, daß ich ihn vergesse, daß mir Romeo Bentivoglio nicht mehr theurer als mein Leben ist!"

Die letzten Worte, mit süßem, bezauberndem Accent gesprochen, versetzten Romeo in süße Betäubung, er sprang rasch auf, und sich ihr zu Füßen werfend rief er mit gedämpfter, aber leidenschaftlicher Stimme: „O meine angebetete Helena! Du liebst mich, mich, wiederhole es mir, und dann laß mich hier zu Deinen Füßen sterben, die Augen auf Dein holdseliges Antlitz gerichtet. Sage mir: Romeo, ich liebe Dich, und wenn ich dann todt bin und in dem unbekannten Jenseits ankomme, höre ich noch immer den süßen Ruf aus Deinem Munde: Romeo, ich liebe Dich!"

Helena war über sein Erscheinen und seine Worte so erschrocken, daß alle Farbe von ihren Wangen wich. Erst nach einigen Minuten faßte sie sich so weit, daß sie

leiſe flüſtern konnte: „Romeo, wenn Ihr mich wahrhaft liebt, ſo verlaßt mich! Hört Ihr es, Romeo?“

Aber in der Frage lag ſo unendlich viel Liebe, daß er nicht ging, er flehte ſie an, ihn anzuhören, und als ſie darein gewilligt hatte, flüſterte er: „Schon ſeit zwei Jahren liebe ich Euch mit glühender Leidenſchaft, und Gott und die Heiligen allein wiſſen es, welchen Kampf es mir gekoſtet haſt, Euch dieſe Liebe zu verbergen. Ich glaubte nicht nur, daß Ihr zu Pietro Salviati's Gemahlin beſtimmt wäret, ich meinte auch, Ihr liebtet Euern Verlobten — nur dieſer Gedanke hielt mich ab, um Euch zu werben. Jetzt aber, Eurer Liebe gewiß, angebetete Helena, würde ich weder meinem Bruder, noch dem mächtigſten Fürſten der Erde weichen, und habe ich nur von Euch die Zuſage, daß Ihr mir allein angehören wollet, ſo kann auf dieſer Erde uns nichts, nichts mehr trennen!“

„Um aller Heiligen willen! was wollt Ihr thun?“ erwiederte tödtlich erſchrocken Helena, „bedenkt, daß Pietro Euer Jugendfreund iſt, Euer anderes Ich bisher war, bedenkt, daß ich ihm freiwillig mein Jawort gegeben habe, daß der edle Salviati meinen wärmſten Dank verdient, daß ſchon ganz Venedig mich als Pietro's Braut anſieht. Mein Rücktritt müßte mich in den Augen der Rechtlichen verächtlich machen und das edle Haus Salviati beſchimpfen, und hat mein Pflegevater dies von der Waiſe verdient, welche er als hülfloſes Kind bei ſich aufnahm?“

„O, redet nicht so!“ rief heftig Romeo mit Zärtlichkeit und Zorn, „wenn Ihr mich liebt, so seyd Ihr durch Euer Herz, durch welches die Stimme Gottes spricht, mir zugesagt! Mir, mir allein gehörst Du an, oder ist es minder verächtlich, wenn Du, Liebe zu mir im Herzen, einem Andern die Hand reichst, Dich ihm zu eigen giebst?“

Helena antwortete nichts darauf; sie bedeckte ihr Antlitz mit den Händen und weinte heftig.

Romeo blickte mit Zärtlichkeit und Schmerz auf die Geliebte, dann, nach einer für sie qualvollen Pause, sprach er: „Ich begreife es, Helena, daß Ihr nicht undankbar gegen die Salviati scheinen wollt, ich ehre sogar Euer Gefühl, aber ebenso begreife ich auch, daß wir uns nicht trennen dürfen. Wenn Pietro Euch zuerst und freiwillig entsagte, wolltet Ihr dann die Meinige seyn?“

„Könnt Ihr fragen, Romeo?“

„Nun denn, so ist noch nicht Alles verloren, verlasset Euch auf mich. Helena, theure, angebetete Helena, vertraueſt Du mir ganz?“

„Unbedingt!“

„Es gilt, Helena, Du kannst mir vertrauen! Ich liebe Dich nicht nur, ich ehre Dich auch; Du könntest nicht mehr der Gegenstand meiner unveränderlichen, ewigen, heiligen Liebe seyn, wärest Du nicht auch für mich zugleich der Gegenstand meiner Verehrung. Du sollst mir nur dann angehören, wenn ich

Alles gethan habe, was Deine Neigung zu mir in Salviati's Augen rechtfertigt. Wenn ich Dir sage: Helena, Du kannst mein werden, willst Du es dann?"

Helena sah ihn fest und liebreich an, und sagte ernst: „Ja dann, Romeo, ich vertraue Dir vollkommen, jetzt lebe wohl, lebe wohl!"

Sie hüllte sich in ihren Schleier, er folgte ihr langsam von fern nach, bis an den Pallast Salviati's.

Am andern Tage sollte das Verlobungsfest mit großer Pracht gefeiert werden. In den glänzenden, mit Blumen ausgeschmückten Sälen verbreiteten Hunderte von Kerzen Tageshelle, schon erwarteten Salviati, Pietro, Helena und die allernächsten Verwandten der Familie die Gäste, als plötzlich der junge Salviati abgerufen wurde. Helena wurde todtenblaß, gewiß war Romeo da, mit ihm zu sprechen. Ihr Herz klopfte ungestüm, und kaum vermochte sie ihre Verwirrung zu verbergen. Mehrere Gäste fanden sich ein; ungewöhnlich heiter ging der alte Salviati zwischen den Geladenen auf und ab, die Schönheit und Tugend Helenen's und das Glück seines Sohnes preisend. Alle Gäste waren nun versammelt, auch die Bentivoglio, nur Romeo Bentivoglio und Pietro fehlten noch. Man wollte sich zur Tafel setzen, aber der Bräutigam war noch nicht da, die Anwesenden wunderten sich darüber, Helenen bangte und Salviati entfernte sich selbst, um seinen Sohn aufzusuchen und zur Versammlung zurückzuführen.

In der Gesellschaft war eine augenblickliche Stille eingetreten, aber sie wurde auf eine schreckliche Weise unterbrochen durch das Jammergeschrei des alten Salviati, welcher jetzt zu der Versammlung zurückeilte, um zu verkünden, daß er seinen Sohn in seinem Zimmer todt, im Blute schwimmend, gefunden habe.

Pietro's Zimmer war abgelegen, die Dienerschaft heute in den Sälen beschäftigt, der schauderhafte Mord war ganz ungehört und zeugenlos verübt worden, und der Meuchelmörder hatte den Todten so gut getroffen, daß dieser den Dolchstoß kaum eine Secunde überlebt haben konnte.

Helena sank ohnmächtig in die Arme einer Verwandtin und mußte hinweggebracht werden; nachdem der unglückliche Vater den Tod seines Sohnes schmerzlich beklagt hatte, gelobte er dem Mörder blutige Rache, und alle Salviatis und auch die Bentivoglios stimmten ein, und schwuren, Alles aufzubieten, ihn zu entdecken.

Jetzt trat auch Romeo Bentivoglio ein. Salviati rief ihm die traurige Kunde zu. Romeo war wie vom Donner gerührt, ganz außer sich, Bläſſe und Röthe wechselte auf seinem Antlitze, und als man ihn jetzt zur Leiche seines Freundes führte, sank er mit dem Ausrufe: „Edelmüthiger Freund, o hätte ich Dich doch heute nicht gesehen!“ leblos über ihn hin.

Wer Romeo's und Pietro's herzinnige, lange Freundschaft kannte, fand Romeo's Schmerz sehr be-

greiflich, aber Einige, zur Familie Salviati gehörig, wunderten ſich über ſeinen Ausruf und flüſterten unter einander.

Ein neapolitaniſcher Edelmann, arm, neidiſch und ein heimlicher Feind Romeo's, der oft in ſeiner frohen Laune einen beißenden Scherz hervorbrachte, hatte wohl viel zu gewinnen, aber nichts zu verlieren, und trat jetzt plötzlich mit dem kecken Ausſpruche: „Romeo Bentivoglio iſt Pietro Salviati's Mörder!“ unter der Menge hervor, auf dieſen zu.

Der Vater Romeo's zog, wüthend über dieſe Beleidigung, ſein Schwert, und würde den Edelmann ſogleich erſtochen haben, wenn ihm nicht Andere in den Arm gefallen wären.

Romeo aber erhob ſich bei dieſen Worten von dem Leichname und ſprach mit erſchütterndem Tone: „Ja, er hat Recht, ich Unſeliger bin die Urſache von Pietro's Tode, für mich iſt er geſtorben, mir hat er ſich geopfert. O, wäre ich nimmer geboren!“

Alle Umſtehenden, ſogar ſein Vater, wandten ſich mit Entſetzen und Abſcheu von ihm, nur der Vater des Ermordeten trat zu ihm und rief: „Alſo Du biſt der Schändliche, der den Stahl in die Bruſt ſeines Freundes ſtieß?!“

„Wie, ſolche empörende Treuloſigkeit glaubt Ihr von mir?“ ſchrie Romeo, „iſt denn nicht Einer unter Euch, der mich recht verſtehen wird, der es fühlt, daß ich ſolcher That nicht fähig bin?“ Und als Alle

düſter ſchwiegen, ſchlug er ſich mit der Fauſt vor die Stirn, ſeine Augen fingen an zu rollen, ſein Verſtand verwirrte ſich, und mit Blitzesſchnelligkeit riß er das Fenſter auf und ſprang hinaus.

Als man ſich endlich ſo weit gefaßt hatte, um hinab auf die Straße zu blicken, wo man Romeo's zerſchmetterten Körper zu ſehen fürchtete, war die Straße leer, Niemand zu ſchauen. Es wurden Nachforſchungen angeſtellt, wohin Romeo gekommen ſey, aber er blieb unſichtbar; Niemand wußte etwas von ihm, Niemand hatte ihn geſehen, und endlich verbreitete ſich in ganz Venedig das Gerücht, Romeo ſey zur Strafe für ſeine verruchte That von der Erde verſchlungen worden.

Pietro's Leichnam wurde indeß auf das Köſtlichſte geſchmückt, nachdem er vorher einbalſamirt worden war, er ſah ſo ſchön aus, als ob er ſchliefe, ſein Väter ließ ihn in einen gläſernen Sarg legen und in der Kapelle ſeines Pallaſtes beiſetzen. Oft beſuchte er die theure Hülle ſeines Sohnes und betete für deſſen Seele.

Helena war in eine ſchwere, langwierige Krankheit verfallen, der Tod ihres Pflegebruders betrübte ſie tief, der Schmerz des alten Salviati zerriß ihr Herz, ſchrecklich aber dünkte es ihr, daß Romeo, an deſſen Unſchuld ſie feſt glaubte, für Pietro's Mörder galt, daß er ſpurlos verſchwunden und auf ewig von ihr getrennt war.

So verſtrichen einige Monate, Helena war noch immer nicht fähig, das Gemach zu verlaſſen, da erhielt

sie eines Tages durch ihre Zofe einen Brief, den diese in einer Klosterkirche von einer Maske empfangen hatte. Mit zitternder Hand erbrach sie ihn und las:

„Angebetete Helena!

Wie Ihr auch meiner jetzt gedenken möget, mit Haß und Mißtrauen, oder in Liebe und Vertrauen, ich muß zu Euch reden, denn ich bin Euch Wahrheit schuldig.

An dem Tage, an welchem Ihr mit Pietro Salviati, dessen Seele Gott gnädig seyn möge, verlobt werden solltet, suchte ich ihn auf. Offen und wahr, wie es dem Freunde gegen den Freund geziemt, gestand ich ihm, daß ich Euch liebte und von Euch geliebt würde, aber ich verhehlte ihm auch nicht, daß Ihr Hochachtung und Freundschaft für ihn empfändet, ich theilte ihm mit, was Ihr gebetet. Meine Rede machte tiefen Eindruck auf ihn, und mit Rührung sprach er: „Ich liebe Helenen mehr als mein Leben, aber ihre Hand könnte mich nur dann beglücken, wenn sie mich eben so leidenschaftlich liebte, wie ich sie."

„Du, mein Romeo, bist der Glückliche, Du, ich gestehe es, bist der Einzige, dem ich Helena gönne. Ich selbst will Dich heute Abend mit ihr verloben, finde Dich ein; vielleicht verglüht meine leidenschaftliche Liebe, und ich finde später eine zweite Helena, die mich mehr liebt, wie Deine Helena."

Entzückt, tief ergriffen von der Großmuth meines Freundes, fiel ich ihm um den Hals und schwur ihm,

hinfort Gut und Blut, Leib und Leben zu weihen. Wer begreift aber mein Entsetzen, als ich in dem Pallaste, wo ich das Glück meines Lebens zu empfangen hoffte, Pietro Salviati todt finde? Der Gedanke, daß er sich selbst den Tod gegeben habe, weil er ohne Euch, Helena, nicht zu leben vermochte, erfaßte mich mit furchtbarer Gewalt, ich klagte mich als die Ursache seines Todes an und ward so falsch verstanden.

In einem Anfalle von Wahnsinn stürzte ich mich, als sich Alle mit Abscheu von mir wendeten, aus dem Fenster und blieb unversehrt. Ich sah daraus einen Wink des Himmels, mich am Leben zu erhalten. Eilig begab ich mich in das nächste Kloster, beichtete und blieb daselbst in tiefster Verborgenheit, Tag und Nacht für die Seele meines Freundes betend.

In Venedig kann ich mich nicht sehen lassen, so lange man mich für Pietro's Mörder hält, ich habe Venedig schon verlassen, wenn Ihr diesen Brief erhaltet. Pilgernd durchziehe ich die Welt, bis meine Unschuld an dieser That an den Tag gekommen ist. Euch muß ich entsagen, obgleich ich Euch ewig lieben werde. Die Heiligen mögen Euch schützen, Madonna!

Schließt mich in Euer Gebet ein!

Romeo Bentivoglio."

Mit Thränen hatte Helene diesen Brief gelesen, sie war noch lange nachher tief bewegt. An Romeo's Unschuld hatte sie nie gezweifelt und freute sich, daß sein Bekenntniß ihren Glauben zur Ueberzeugung umschuf.

Sie ließ sogleich den edlen Salviati bitten zu ihr zu kommen, und zeigte ihm den Brief.

„Ich glaube nun," sprach er hierauf, „an Romeo's Unschuld, aber nimmer kann ich es denken, daß mein frommer Sohn selbst frevelnd Hand an sich gelegt, und deshalb muß ich auf's Neue Gott und die Heiligen anflehen, den Mörder meines Sohnes zu entdecken. Romeo wird zurückkehren, sobald sich dieser gefunden, und dann kann er noch glücklich werden!"

Diese Worte richteten Helenen auf und beförderten ihre Genesung. Ihre Augen erhielten wieder den frühern Glanz, ihre zarten Wangen rötheten sich und das Fräulein wurde wieder der Stern Venedigs genannt. Nach einigen Wochen bewarb sich der Graf Cornarino um die Hand der bräutlichen Wittwe. Helena erschrak, als ihr der Antrag gemacht wurde und bat um Bedenkzeit, Salviati schien diese Verbindung sehr zu wünschen; doch kannte er Helenen's Liebe zu Romeo und wollte sie zu nichts überreden, er bat sie nur, den edlen Grafen Cornarino nicht kurz abzuweisen, und ihm Zeit zu gönnen, sich um ihre Gunst zu bewerben.

Cornarino schien mit dieser Antwort nicht sehr zufrieden, er war sehr verdrüßlich darüber und äußerte den Wunsch, sich schnell mit Helena zu verbinden und sich dann in Rom niederzulassen. Ueberhaupt schien er sich im Pallaste Salviati's nicht wohl zu fühlen, und wenn die Rede auf Pietro kam, verfinsterte sich sein ohnehin ernstes und blasses Antlitz.

Zu derſelben Zeit träumte Helenen in dreien Nächten hinter einander, ſie ſähe Pietro vor ſich ſtehen, bleich, die Hand auf die Wunde gelegt, und er ſage: „Helena, nicht Romeo, ſondern Cornarino iſt mein Mörder!“

Als ſie nach der dritten Nacht erwachte, theilte ſie dem edlen Salviati dieſen Traum mit, welcher ganz erſchrocken hierauf ſagte: „Seltſam, Helena, ich habe denſelben Traum drei Mal hinter einander gehabt!“

Er beſchloß, dieſen Traum einem frommen und weiſen Manne mitzutheilen, und ihn zu fragen, was er wohl davon halte.

Ambroſio hörte Salviati und Helena an, dann ſprach er: „Wenn ich bedenke, daß Euch Beiden dieſer Traum zu gleicher Zeit in drei Nächten gekommen iſt, ſo bin ich geneigt, ihn für ein Zeichen, das der Todte gegeben hat, zu halten. Dazu kommt nun des Grafen Werbung um das Fräulein, welches er ſchon längſt geliebt hat, Cornarino's Jähzorn, ſein Eigenſinn und ſein jetzt ſo finſteres, ſeltſames Benehmen. Ich bitte Euch, führt ihn doch in Gegenwart vieler Zeugen zu dem Leichname, heißet ihm die rechte Hand auf Pietro's Todeswunde legen, und fängt ſie an zu bluten, ſo iſt dies das ſichere Zeichen, daß er der Mörder Eures Sohnes iſt!“

Salviati fand dieſen Vorſchlag gut, er ließ den gläſernen Sarg mit dem wohlerhaltenen Leichnam aus der Kapelle in einen Saal tragen, und lud dann alle

Freunde und Bekannte, und unter dieſen auch den Grafen Cornarino zu einem Feſte.

Als die Gäſte alle verſammelt waren, trat Salviati in ihre Mitte, und fragte, ob Jeder von ihnen ihm eine billige, erfüllbare Bitte gewähren wollte, und als Jeder ſein Ritterwort gegeben, öffnete er eine Nebenthüre und führte ſie in den Saal, wo Pietro im Sarge lag. Der Deckel war abgehoben und Salviati forderte Einen nach dem Andern auf, die rechte Hand auf des Todten Wunde zu legen. Ein Jeder that es ohne Scheu, doch als faſt zuletzt die Reihe an den Grafen Cornarino kam, wurde er erdfahl, legte aber doch ſeine zitternde Rechte auf die Wunde.

Und ſiehe, hell und friſch, wie aus einem Springbrunnen, ſprang das Blut aus der Wunde des ſchon ſeit ſechs Monden Begrabenen.

Alle Anweſenden entſetzten ſich, und Salviati rief mit furchtbarer Stimme: „Ihr ſeyd der Mörder meines Sohnes!“

„Ja, ich bin es, der Todte hat es verkündet!“ ſagte Cornarino mit einem tiefen Seufzer, „ich ſuchte ihn auf, wollte ihn zwingen, Helenen zu entſagen, und ſtieß ihm, als er ſich weigerte, den Dolch in die Bruſt!“

Nachdem er noch Einiges hinzugefügt, was ſeine Ausſage bekräftigte, ſtieß er ſich, ehe es Jemand verhindern konnte, den Dolch in die Bruſt.

Cornarino wurde in der Stille begraben und ſeine Ausſage niedergeſchrieben.

Als dies geschehen war, bemühten sich die Salviatis und Bentivoglios vereint, Romeo's Aufenthalt zu erforschen, um ihn auf das Ehrenvollste in die Heimath zurückzurufen.

Nach einigen Monaten fand er sich ein, durch seinen einzigen Vertrauten, den Prior jenes Klosters, in welches er sich geflüchtet, von der Veränderung seines Schicksals benachrichtigt.

Er wurde im Triumphe empfangen, Jeder, der ihn früher durch seinen Verdacht beleidigt hatte, beeiferte sich, ihn auszuzeichnen und ihm Angenehmes zu erweisen.

Am glücklichsten war die getreue Helena, welche nie an ihm gezweifelt hatte; sie beklagte noch Pietro's Tod, aber sie war auch selig im Besitze ihres Geliebten.

Der alte Salviati nahm Romeo Bentivoglio an Sohnes Statt an und gab ihm Helenen zur Gattin.

Vor dem Altare, vor welchem sie sich unter Schmerzen und Thränen ihre Liebe bekannt hatten, legte der Priester ihre Hände in einander.

Der Hauptmann schwieg, die Glocke schlug elf, und der Kommandant ließ den Zuhörern kaum so viel Zeit, als sie nöthig hatten, um ihre Freude über Romeo's und Helenen's Vereinigung auszudrücken.

Funfzehnte Nacht.

Als heute Eugen erwachte, ſtrahlte ihm der Morgen lieblich entgegen. Er eilte in den Garten hinab, um den ſchönen Morgen zu genießen. Raſch ſchritt er vorwärts zu dem Brunnen, der, mit Epheu umkränzt, von Weiden umgeben, ihn an den Nixenbrunnen erinnerte, von welchem Henriette erzählte.

Er ſetzte ſich an dem Brunnen nieder, und an die Sage denkend, ſang er mit angenehmer Stimme zu einer im Augenblicke erfundenen Melodie:

Am Nixenbrunnen harr' ich bang,
Auf Dein ſüß Antlitz und Deinen Geſang.
Der Himmel iſt mit Strahlen geſchmückt,
Die Erde mit bunten Blüten geſchmückt,
Ich hab' Dir wohl hundert Vergißmeinnicht gepflückt,
Steig' herauf, Du ſchöne,
Steig' herauf, Du verſchwundene
Nixe des Brunnens und lächle mich an!

Und wie er in den Waſſerſpiegel des Brunnens blickte, ſchaute ein liebliches Frauenantlitz ihn lächelnd an. Erſchreckt ſprang er auf, da lachte es hell und muſikaliſch hinter ihm, und zwiſchen den Weiden blickte Henriette hervor, wie von einem grünen Weidenkranze umgeben, oder als habe ſie grünes Haar.

„Sie hier, Fräulein?" ſagte erſtaunt der Graf, „am Brunnen, am Nixenbrunnen. Es wird uns doch keine üble Vorbedeutung ſeyn?"

„Warum auch!“ sagte Henriette und erröthete.

„Aber daß ich Sie diesen Morgen hier sah, nach meinem Gesange, wahrlich, als hätte ich Sie aus dem Wasser beschworen, reizende Fee!“

„Gott verhüt' es, daß ich ein Mümmelchen oder Wasserweibchen würde,“ sagte Henriette, und zwang sich zu lachen; aber es war ihr nicht so lächerlich zu Muthe, denn sie dachte über des jungen Grafen Worte nach.

Dann schlug sie den Weg nach dem Schlosse ein, vorgebend, die Mutter harre ihrer; er wagte es nicht, sie zu begleiten, aber seine Augen folgten ihr.

Als er am Abend aufgefordert wurde, etwas zu erzählen, machte er allerlei Ausflüchte, nannte sich unbelesen und einen schlechten Erzähler dazu, aber der Kommandant quälte ihn so lange, bis er sagte:

„Nun denn, so will ich eine Sage mittheilen, die ich in Braunschweig erzählen hörte.“

Das darin vorkommende Würfelspiel beim Schützenfest wenigstens ist durch Mittheilungen wahrhafter Chronisten verbürgt. Nach einigem Nachsinnen begann der Graf:

Die erwürfelte Braut.

In der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts lebte in der schönen, wohlhabenden Stadt Braunschweig ein wackerer, angesehener Bürger, über dessen Namen sich nach und nach Dunkel verbreitet hat, so daß wohl jetzt Niemand mehr genau und richtig weiß, wie der

Mann auf Erden geheißen, auch ist seine Familie nun schon über sechzig Jahre ausgestorben.

Dieser Mann besaß eine außerordentlich schöne Tochter, welche im besten Rufe stand, übrigens so selten zu sehen war, daß jeder Bursche sich glücklich schätzte, wenn er nach vielen Wochen wieder einmal von fern ihr liebliches Angesicht sah.

Natürlich fanden sich zu einer so schönen, tugendsamen Jungfrau auch viele Freier ein, ihr Vater aber sprach zu jedem: „Bevor mein Kind nicht zwanzig Jahre zählt, vermähle ich sie keinem Manne, denn sie soll sich jetzt noch ihrer Freiheit freuen und mir einige Jahre noch mein Haus ausschmücken.“

Dasselbe sagte auch seine verständige Ehewirthin, und die schöne Kunigunde war mit dem Ausspruche der Aeltern gar wohl zufrieden, denn ihr Herz war noch keinem Jünglinge zugethan.

Unter denen, welche sie heimlich liebten, zeichneten sich Zweie aus, der erste: Kurt von Rabenthal, durch Ansehen, Reichthum, kecken Muth; der zweite: Franz Wagner, durch Schönheit, untadelige Sitten und herzinnigliche Liebe.

Leider durfte nur der Erstere es wagen, als Freier auftreten zu wollen, denn Franz war ein armer Goldarbeiter und hatte erst seit Kurzem eine Werkstatt aufgeschlagen. Er wagte es kaum, Kunigunden anzusehen, und würde sich niemals getraut haben, bei dem reichen

Bürger um seines einzigen Kindes Hand zu bitten, hatte auch weder Gönner noch vornehme Sippschaft.

Auch Junker Kurt von Rabenthal hoffte nicht die Braut so leicht davon zu tragen, denn obgleich er sich viel auf seine Geburt, seinen Reichthum und sein Aeußeres, was mancher Dirne gefiel, einbildete, so kannte er doch des Vaters Bürgerstolz und seine strenge Frömmigkeit. Er wußte, Kunigunden's Vater würde auf die Sitten seines Schwiegersohnes Rücksicht nehmen, und diese waren nicht die besten. Er liebte Becher und Würfelspiel, ging nur selten und mit Widerwillen in die Kirche, und gab sich viel mit einem alten, von Jedem gemiedenen Manne ab, von welchem die Leute glaubten, er stehe mit dem Bösen im Bunde, oder sey wohl gar der Böse selbst.

Nun hatte Kurt sich einen Plan ersonnen, welcher ihm, wenn er gelänge, Kunigunden's Hand verschaffte, und mit Sehnsucht hoffte er auf die Zeit, welche zur Ausführung seines Vorhabens geeignet war.

Am Johannistage nämlich fand Jahr für Jahr in der Stadt Braunschweig das Schützenfest statt, welches mit vieler Pracht begangen wurde. Vor dem Petrithore, auf der Masch, versammelte sich an diesem Tage Alt und Jung, Vornehm und Gering, Groß und Klein, sich zu belustigen.

Die große Wiese am Ufer der Oker war wie mit Menschen übersäet, denn nicht nur Braunschweiger, sondern auch die Bewohner der umliegenden Dorfschaf-

ten nahmen an dem Feste Theil. Selbst aus fernen Städten kamen Fremde nach Braunschweig, um einer Lustbarkeit beizuwohnen, von welcher weit und breit gesprochen wurde.

Unter den vielen Gezelten und Buden, die auf dem grünen Plane standen, zeichnete sich jedoch ein grüner, runder, etwas erhabener Platz aus, welcher durch ein zierliches, aber festes Geländer, das ihn umgab, vor dem Zudrange der Menge geschützt war.

Am Eingange standen zwei stämmige Hellebardiere, und raubten jedem die Lust, in der Nähe dieses Platzes in so tolle Lustigkeit auszubrechen, wie wohl anderwärts geschah.

In einem Halbzirkel standen oben sechs seidene Zelte von den verschiedenartigsten Farben, Roth, Grün, Gelb, Blau, Weiß und Violett. Blumengewinde, von den angesehensten Jungfrauen der Stadt mit Lust und Geschmack geflochten, verbanden ein Zelt mit dem andern, und in jedem saßen auf schönen, reich vergoldeten, mit Sammet gepolsterten Lehnstühlen zwei schöne Frauenbilder, eine Frau und eine Jungfrau, aus den verschiedenen Weichbilden der Stadt. Jedes Jahr kamen zwei Andere der schönsten und angesehensten an die Reihe.

Vor diesen Frauen stand ein schön ausgelegter Tisch von köstlichem Holze, welcher ein Silbergefäß trug, in welchem ein Strauß, doch nur von einer Sorte Blumen, prangte. Und gewöhnlich sah man einen Rosen-,

einen Lilien-, einen Sommerlevkoyen-, einen Sommerlack-, einen Sonnenrosen- und einen Wicken-Strauß in den Zelten stehen.

Neben diesem Strauße stand ein schönes Spielbret, und auf diesem ein elfenbeinerner Becher mit silbernen Würfeln.

Dieses verführerische, gefährliche Festspiel nannte zu dieser Zeit das Volk den Groel, und Vornehm und Gering ließ sich es nicht nehmen, sein Glück im Groel zu wagen. Wenn nämlich Jemand Lust oder Belieben nach irgend etwas hatte, z. B. nach einem schönen Pferde, einer Börse Gold, einer schweren, güldenen Kette, einem Eimer edlen Weins, der ging hinauf in so ein Zelt, und sagte den Damen sein Begehr, und wenn die Dame, welche er anredete, sein Spiel annahm, mußte er etwas dagegen setzen, was der Oberälteste, welcher dies Jahr an der Reihe war, bestimmte, und warf der Wagende mit den drei Würfeln glücklich einen Pasch, so mußte er das Gewünschte erhalten, im Gegenfalle zahlen, was früher der Oberälteste von ihm verlangt.

Mancher kam auf diese Weise schnell zu großem Reichthum und Gut, mancher verlor sein ganzes Vermögen und dachte sein Lebelang mit bitterer Reue an das Schützenfest zu Braunschweig und den Groel.

„Doch meine Sage ist noch nicht zu Ende, und die Glocke wird sogleich elf schlagen," sagte der Graf und stand auf.

Sechzehnte Nacht.

(Schluß der vorigen Sage.)

Wieder war der Johannistag gekommen, und mit ihm das Schützenfeſt zu Braunſchweig; das Wetter war herrlich und Tauſende von Menſchen ergingen ſich auf dem grünen Plane, würfelten, ſpeiſeten und tranken, oder drehten ſich auf dem Schützenhauſe im luſtigen Ringeltanze. Dies Jahr ſaß unter dem rothen Gezelt Jungfrau Kunigunde neben der ehrſamen Frau Bürgermeiſterin. Im weißen Atlaskleide glich ſie einer Fee oder Zauberin, denn das rothſeidene Gezelt übergoß die weiße Geſtalt der Jungfrau mit einem roſigen Schimmer, und auch die Lilien in ihrem braunen Haar, wie die Lilien in der ſilbernen Vaſe, glänzten wie Schnee, beſtrahlt vom Morgenroth, und neben ihr ſtand ihr Vater, der Oberälteſte, den dies Jahr die Reihe getroffen.

Schon viele Jünglinge hatten in dem roſenfarbenen Zelte geſpielt, gewonnen und verloren, da trat keck der Junker Kurt von Rabenthal zu der Jungfrau und ſprach, nachdem er ſich vor den Frauen verneigt: „Ich begehre, im Groel zu ſpielen, aber nicht um Gold und Silber, oder ein ſchönes Haus zu gewinnen, mein Sinn ſteht höher hinaus, ich begehre zu ſpielen um die Jungfrau, welche hinter dem Tiſche ſitzt, die Lilien an Schönheit und Reine beſchämend.“

Kunigunde war während seiner Rede todtenblaß geworden, und sah flehend zu dem Vater auf, der über des Junkers Keckheit erzürnt die Augenbraunen zusammenzog.

Als nun der Junker seine Worte wiederholte und dringend um Antwort bat, auch erklärte, daß er bereit sey, gegen diesen Gewinn zu setzen, was er immer von ihm begehre, sprach der Oberälteste: „Nun denn, Junker, wenn Ihr dieses Spiel begehret, so sey es Euch verstattet, setzet dagegen Eure stattliche Burg, mit allem Feld und Wald und was sonst dazu gehört; bedenket aber, daß Ihr, so Ihr auch die Jungfrau im Spiele gewinnt, noch nicht deßhalb ihr Herz gewinnt!“

„Es gilt!“ rief der Junker, „gewinne ich nur die Braut im Spiele, so soll mein ganzes Streben hinfort dahin gerichtet seyn, auch Herz und Hand der holdseligen Jungfrau zu gewinnen.“

Der Oberälteste bat ihn, sich dies noch zu bedenken und in einer Stunde wieder zu kommen, und der Junker entfernte sich mit so triumphirenden Blicken, als habe er die Braut schon gewonnen.

Die Kunde von dem seltsamen Spiele verbreitete sich auf der Wiese alsbald, Tausende von Menschen strömten nach den Gezelten, um Zeugen des gewagten Wurfes zu seyn. Bleich, wie ein Marmorbild, saß die Jungfrau hinter dem Tische, und flehete zu Gott, er möge den Sinn des Junkers ändern, denn sie hatte

Furcht vor dem kecken, übermüthigen Manne, der ſich ihr ſo dreiſt genaht hatte.

Nicht minder erſchrocken, als die Jungfrau ſelbſt, war Franz Wagner, er gehörte zu Denen, welche da glaubten, daß der Junker im Bunde mit dem Böſen ſtehe, und fürchtete nun, die Holde würde durch Satansgewalt dem Junker von Rabenthal zu Theil werden.

Da faßte er plötzlich einen raſchen Entſchluß, und nachdem er inbrünſtig zu Gott gebetet, zog er das ſilberne Kreuzchen hervor, welches ihm ſeine Mutter auf dem Sterbebette umgehangen, und eilte nach dem Gezelte hin, wo Kunigunde ſaß. Mit ihm zugleich langte der Junker Kurt an, um zu verkünden, daß er auf ſeinem Sinne beharre, da trat Franz vor, verneigte ſich und ſprach mit niedergeſchlagenen Augen, aber feſter Stimme: „Da der würdige Oberälteſte es verſtattet hat, daß der Junker von Rabenthal um ſeine Tochter, Jungfrau Kunigunde, würfele, ſo flehe ich den Oberälteſten und die Jungfrau an, daß mir gleiche Gunſt verſtattet werde; ich habe freilich nichts dagegen zu ſetzen, als mein Leben und meine Freiheit und dies ſilberne Kreuzchen, welches die Jungfrau, ich mag nun verlieren, oder gewinnend von ihr verſchmäht werden, zu meinem Andenken gütigſt annehmen möge!“

„Es ſey!“ ſprach der Oberälteſte, und holte tief Athem, denn es gereuete ihn ſehr, daß er ſeine Einwilligung zu dem Spiele dem Kurt gegeben hatte, welchen er nicht als Eidam haben mochte.

Kurt aber sprach höflich und spöttisch zu Franz: „Nun denn, so wagt das Spiel, vergeßt aber nicht, daß ich zuerst darum gebeten, und daß Euch, so ich gewinne, der Wurf gar nicht mehr zusteht.“

Franz neigte sich bejahend und Kurt griff nach dem Becher, schüttelte ihn und murmelte einige Worte dabei, dann blickte er auf die drei Würfel, die eben gefallen waren, er hatte verloren.

„Noch ist nichts verloren!“ rief er keck, „es stehen mir so gut, wie dem Franz Wagner drei Würfe zu, laßt sehen, wer den höchsten Pasch wirft!“ Und Franz würfelte und verlor, wie er. Zum zweiten Male warf der Junker die Würfel hin, und verlor, und zum zweiten Male verlor auch Franz.

Da nahm der Junker wieder den Becher auf, und mit starren Augen auf ihn blickend, warf er murmelnd die Würfel aus, er hatte drei Einer.

„Gewonnen!“ rief er fröhlich, die Braut wurde schier ohnmächtig, da trat zum letzten Male Franz an den Tisch. „Im Namen Gottes, der mein Herz und meine Liebe kennt!“ rief er aus, und vor ihm lagen drei Dreien.

Da stürzte der Junker fluchend fort, obgleich ihm der Oberälteste nachrief, daß er seine Burg nicht annehmen werde. Dann wandte er sich zu Franz und Kunigunden, welche sich von ihrem Schrecken erholt hatte und den Junker gar inniglich anblickte.

„Willst Du ihm die Hand reichen?“ fragte er sie,

und als leise flüsterte: „Ja, mein Vater!“ da legte der Oberälteste ihre Hände zusammen und segnete das glückliche Paar.

Frau Kunigunde ward noch als Großmutter von den Leuten die erwürfelte Braut genannt. Der Groel ist aber schon längst nicht mehr beim Schützenfest in Braunschweig zu finden.

Siebzehnte Nacht.

Heute erzählte Julie eine norwegische Sage.

Der Tanz mit den Todten.

In Norwegen lebte einmal ein wüster Gesell, Namens Erich Ulrichsen, welcher Karten- und Würfelspiel liebte und alles Heilige verspottete.

Besonders machte er sich immer über Alte und Gebrechliche lustig, und wenn er solchen eine scheinbare Wohlthat erzeigte, konnte Jeder gewiß seyn, daß ein boshafter Schabernack darunter verborgen war.

Eines Tages ging er festlich geschmückt auf das nächste Dorf, um daselbst einem lustigen Schmause beizuwohnen. Alle Taschen hatte er voll Geld, das er

entweder zu verſpielen, oder im Spiele zu verdoppeln gedachte.

Unterwegs begegnete ihm ein altes Mütterchen, und bat ihn beſcheiden und dringend um eine Gabe, er aber rief ihr hohnlachend zu: „Kümmere Dich um das Grab, Alte, da brauchſt Du nichts mehr zu eſſen, es iſt ohnedies Zeit fort mit Dir!“

„Spottet nicht, junger Geſell,“ erwiederte ſie, „es könnte kommen, daß Ihr nur wenige Tage ſpäter ſtürbet, als ich!“

Er lachte und ſagte: „Haha, ich gebe Dir mein Wort, ich will auf Deinem Grabe noch tanzen.“ Dabei hieb er ſie mit ſeinem Knotenſtocke über den Rücken und ging ſeines Weges.

Der Schmaus war vorüber, aber der luſtige Geſell hatte im Spiel viel Geld gewonnen, und hielt ſich deßhalb noch immer in dem Wirthshauſe des Dorfes auf. Erſt nach acht Tagen fiel es ihm ein, heimzukehren, und eine Menge leichtfertiges, übermüthiges Volk, das die halbe Nacht mit ihm durchzecht hatte, begleitete ihn.

Der Weg führte an dem Gottesacker vorbei, und der Geſell Erich ſprach lachend: „Laſſet uns auf den Kirchhof gehen, Ihr Muſikanten ſpielt auf, wir wollen einen luſtigen Tanz aufführen, und wer von den Todten Luſt hat, mag mit tanzen!“

Die Worte machten ſeine Begleiter ſchnell nüchtern, und ſie blieben am Eingange ſtehen, der Geſell

aber ging hinein und hüpfte ſingend auf den Gräbern umher.

Da ſtiegen Todtengerippe aus der Erde empor und riefen: „Wehe Dir, kecker Geſell, der Du es wagſt, die heilige Ruhe der Todten zu ſtören! Und ſie ſchloſſen einen Kreis und umringten ihn, und ein altes Mütterchen ſtieg empor und ſprach: „Ich bin die Alte, welche Du vor acht Tagen geſchlagen haſt, und die geſtern begraben worden iſt, ich will mit Dir tanzen.“ Und ſie faßte ihn an mit den dürren Händen und tanzte im Kreiſe mit ihm umher, daß Alle vor Entſetzen davon liefen, und zu Hauſe zitternd und bebend erzählten, was ſie geſehen.

Am andern Morgen lag der böſe Geſell todt auf dem Grabe des alten Mütterchens.

Achtzehnte Nacht.

Heute erzählte der Doctor:

Die vier Schweſtern.

Nach einer Volksſage in der Lauſitz.

Es waren einmal vier Schweſtern, eine hieß Agathe, die zweite Beate, die dritte Renate und die vierte

Deodata. Die älteſten Beiden waren ſehr ſchön, aber hochfahrend, eigenwillig und launiſch, die jüngſten minder ſchön, aber ſanft, gut und arbeitſam. Einſtmals ſaßen ſie am Sylveſterabend beiſammen, da ſagte Agathe: „Laßt uns einmal nachſehen, was uns dies Jahr beſchieden hat, was morgen anfängt.“ Die Jüngſten ſprachen: „Betet und arbeitet, da wird es Euch wohl gehen, und wagt es nicht, hinter den Schleier blicken zu wollen, mit dem Gottes Güte die Zukunft verhüllt hat.“

Agathe und Beate aber riefen ſpöttiſch: „Ei ſehet doch, Ihr ſeyd die jüngſten und wollt uns gute Lehren geben? Das wäre uns angenehm, gleich geht, holt vier Töpfchen, ein Stücklein Brod, ein Stück Geld, ein Myrtenreislein und ein Stück von einem Küchenhader.“

Die Schweſtern thaten, wie ihnen geheißen, Agathe nahm das Verlangte, legte ein Stück in einiger Entfernung von dem andern, neben daſſelbe auf den Tiſch, und bedeckte nun jedes der vier Stückchen mit einem Töpfchen.

Dann ließ ſie ſich die Augen verbinden und ſprach: „Merkt auf, Schweſtern! das Geld bedeutet dies Jahr Reichthum in Fülle, das Brod, ſo viel, als man eben zum Leben braucht, um der Sorgen quitt zu ſeyn, das Myrtenreislein den Brautkranz und das Stücklein Hader viel Verdruß. Nun werde ich mit verbundenem Auge ein Töpfchen aufdecken, und ſehen, was mir beſchert

ist." „Brod!" riefen die Schwestern. Agathe riß die Binde ab und schrie verdrüßlich: „Brod! Ei seht doch, das liebe Brod habe ich jetzt auch, und ich begehre wohl etwas mehr, aber die einfältige Prophezeihung will ich gleich zu nichte machen, und noch heute dem reichen Kaufherrn, der um mich freit, das Jawort geben, obgleich ich ihn eigentlich nicht lieben kann."

Jetzt band Beate das Tuch um die Augen, ließ sich drei Mal im Kreise herumführen und hob das Töpfchen auf.

„Hader!" sprach Agathe schadenfroh. Beate riß die Binde von den Augen und versetzte zornig: „Nicht wahr? das freut Dich? Aber Du sollst sehen, ich werde das ganze Jahr über mit Niemand Streit haben, und um dem gewiß zu entgehen, will ich noch heute meine Frau Muhme, die hochwürdige Priorin im Kloster der englischen Fräulein, bitten, daß ich auf ein Jahr in's Kloster als Kostgängerin aufgenommen werde."

Nun war die Reihe an Renate; mit verbundenem Auge hob sie das Töpfchen auf, schob die Binde sanft weg und erblickte das Geldstück. „Haha!" lachten die Schwestern, „da sieht man, wie schlecht das Orakel trifft, wie solltest Du zu Reichthum kommen, hast Du doch keinen Freier, und giebst den Armen immer so viel, daß Du selbst oft nichts in Deiner Sparbüchse hast."

Jetzt ließ sich Deodata von Renaten, welche den Schwestern nichts erwiederte, die Binde um die Augen legen, und hob mit zitternder Hand ein Töpfchen auf,

und „Myrtenreis!“ riefen alle ihre Schwestern zugleich.

Deodata wurde glühend roth und sagte sanft: „Was das Orakel zu mir spricht, wird gewiß nicht eintreffen, denn ich werde nie heirathen.“

Sie sprach aber so, weil sie heimlich einen Jüngling liebte, der viel zu hoch stand, als daß sie hätte hoffen dürfen, seine Gemahlin zu werden. Er kannte sie nicht, und war so vornehm, daß sie kaum hoffen durfte, er würde ihr nur einmal im Leben irgendwo begegnen; denn der Jüngling, den sie heimlich und herzinniglich liebte, war kein anderer, als der einzige Sohn des Königs.

Agathe setzte sich hin, um an den Kaufherrn zu schreiben, Beate nahm Mantel und Schleier, um nach dem Kloster zu gehen, Renate trat an den Heerd, um zu kochen, damit die strenge Base, wenn sie heimkehrte, das Abendessen bereitet fände, und Deodata ging unter dem Vorwande heftigen Kopfwehs nach ihrem Kämmerlein, sie wollte aber nur ganz allein und ungestört dort sitzen, um an ihren geliebten Prinzen denken zu können.

„Das fernere Schicksal der holden Mägdlein will ich ein andres Mal erzählen,“ sagte der Doctor, „der Zeiger an der Uhr deutet auf elf, und der Papa Oberst wird nun gleich kommandiren: „Zur Ruhe!“

„Morgen denn,“ sagte Jettchen, und reichte ihm lächelnd ihre kleine Hand.

Bibl. Uniform. Lips.

Neunzehnte Nacht.

Drei Wochen waren für den Grafen Eugen so schnell auf der Festung verstrichen, daß er oft meinte, er befinde sich kaum halb so lange da, und doch war jeder Tag für ihn so inhaltsreich.

Nach dem Frühstücke, das er auf seinem Zimmer einnahm, studirte er, und holte Manches ein, was er auf der Universität versäumt hatte. Zu Mittage speiste er meist allein, nur an Sonn- und Festtagen in der Familie des Kommandanten. Des Nachmittags zeichnete und malte er, oder er spielte auf dem Flügel. Sein natürliches Talent zur Musik, das er bisher aus Ungeduld sehr wenig ausgebildet hatte, bildete er hier aus Langerweile so weit aus, daß er Lust bekam, sich immer mehr zu üben. Er spielte oft stundenlang und geduldig eine schwierige Passage oft funfzig Mal.

Des Abends aber gingen ihm in Henrietten's Augen die schönsten Sterne auf, und er freute sich schon früh Morgens auf den Abend, um sie zu sehen, die er noch nicht zu lieben glaubte, aber doch schon recht heiß und tief liebte.

Mit der Hoffnung, sie zu sehen, betrat er jeden Abend das Wohnzimmer der Oberstin, und die Hoffnung, daß dem schön durchlebten Abende ein eben so schöner folgen werde, gab seinen Tagen Glanz, Licht und stille Freude.

Eine Andeutung des Kommandanten, sein Aufenthalt werde nicht von langer Dauer seyn, war ihm sogar unlieb.

Heute Abend fuhr der Arzt in seiner Sage fort:

Die vier Schwestern.

(Fortsetzung der vorigen Sage.)

Agathe faltete eben ihren Brief zusammen, über welchen sie, obgleich er nicht lang war, eine feine Weile gesessen hatte, denn damals brauchten die Mädchen wenigstens zehnmal so viel Zeit zum Schreiben, als jetzt, da pochte es an die Thüre und der Diener des Kaufherrn trat ein, überbrachte ihr ein zierliches Brieflein und empfahl sich wieder.

Neugierig erbrach es Agathe und las:

„Ehrenwerthe, tugendbelobte Jungfrau!

Obgleich ich noch immer Sie, wertheste Jungfrau Agathe, für ein schönes und vortreffliches Mägdlein und des besten Mannes werth halte, so habe ich doch aus dem Zögern der Jungfer geschlossen, daß sie nicht mich, sondern vielleicht einen Andern liebt, weßhalb ich denn meiner Hoffnung entsaget und mich diesen Morgen, maßen ich nicht länger ohne Hausfrau seyn kann, mit der Jungfer Wendlerin verlobt habe, welches ich der geschätzten Jungfer aus pflichtschuldiger Hochachtung vermelde."

Erzürnt warf Agathe das Blatt hin und beweinte mit bittern Thränen ihr unglückseliges Zögern. Um aus dem Hause der Base zu kommen und zu Reichthume zu gelangen, gab sie vier Monate später einem reichgenannten Rathsherrn ihre Hand. Es fand sich aber, als sie mit seinen Verhältnissen genauer bekannt wurde, daß der Rathsherr keineswegs so reich war, als sie gedacht hatte, und obgleich alle Welt sie glücklich pries, so hatte sie doch nur so viel, als sie haben mußte, um nothdürftig leben und äußerlich so viel Aufwand machen zu können, als sie ihrem Stande gemäß machen mußte.

Beate war nach vielen Bitten in das Kloster aufgenommen worden, und dachte dort recht herrlich und in Frieden leben zu können, aber sie hatte sich sehr geirrt.

Die Nonnen lebten fast immer im Zungenkriege mit einander, und die blühende Kostgängerin, welche durch kein Gelübde gezwungen war, bis an das Ende ihres Lebens auszuharren, war für sie immerdar ein Gegenstand des Hasses und Neides.

Beate konnte Keiner Recht thun, am wenigsten ihrer Base, der Priorin, und oft beseufzte sie ihren Glauben an das Orakel, welcher sie in das Kloster getrieben hatte.

Renate lebte still und fleißig fort, sie war zufrieden und fröhlich, begehrte weder Geld noch Gut, und

theilte die Pfennige, welche die Base ihr karg genug maß, herzlich gern mit den Armen.

Eines Morgens, als sie wie gewöhnlich in die Frühmesse ging, stand der Bettler, der allwöchentlich eine Spende von ihr erhielt, an der Kirchenthüre und sagte mit bescheidenem Tone zu ihr: „Liebe Jungfer, so Ihr Euch nicht zu vornehm achtet, einen Bettler zu besuchen, so schenkt mir heute Nachmittag die Ehre Eures Besuches.“

„Herzlich gern!“ erwiederte Renate, ließ sich seine Wohnung sagen und verließ ihn mit einem freundlichen Kopfnicken.

Zur bestimmten Stunde fand sich Renate bei dem Bettler ein, welcher keinesweges ärmlich wohnte, sondern behaglich und nett.

„Meine Tochter,“ hub er an, als sich Renate neben ihm niedergesetzt hatte, „ich bin keinesweges durch Armuth zum Betteln gezwungen worden, sondern ich habe freiwillig gelobt, nachdem ich den Reichthum genossen habe, nun auch als Bettler zu leben, damit ich mir durch freiwillige Demuth und Entbehrung die ewige Seligkeit verdienen möchte.“

„Kinder oder Anverwandte habe ich nicht, und so will ich denn noch bei Lebzeiten mein Vermögen in Eure Hände legen, sind doch meine Tage schon gezählt. So nehmt, was ich besitze, genießt es, Ihr werdet, das weiß ich von Euch, auch die Armen nicht vergessen!“

Obgleich sich Renate sträubte, so half es ihr doch

nichts; der Bettler drang ihr mehrere Säcke bis an den Rand mit Gold gefüllt auf, und entließ sie.

Ganz ermüdet von ihrer goldenen Bürde kam Renate heim und theilte der Base mit, was sie erlebt. Nun änderte diese ihren Ton gegen Renaten, die nun ein reiches Mädchen war, ihren Reichthum genoß, aber dabei auch ihrer Schwestern und der Armen nicht vergaß.

Zwanzigste Nacht.

(Schluß der vorigen Sage.)

Deodata hatte mit stiller Verwunderung mit angesehen, wie allen ihren Schwestern wirklich so geschehen, wie sie am Sylvesterabend aus dem Orakel gelesen hatten. Ihr Herzchen wurde ganz unruhig, so oft sie an das Myrtenreislein dachte, sie wollte keines Andern Braut werden, und es war ja unmöglich, daß sie zur Gemahlin des Prinzen erhoben werden konnte.

Jetzt verbreitete sich das Gerücht in der Stadt, Prinz Theodor siechte und zehre sich ab. Die erfahrensten, gelehrtesten Aerzte wurden herbei gerufen, und keiner fand ein Mittel gegen die Krankheit, die ihn unaufhaltsam dem Tode überlieferte. Der König war

untröſtlich, die Königin wollte ſich oft das Leben nehmen, wenn ſie ihren geliebten Sohn ſo blaß und ſchwach ſah, und das ganze Land trauerte um ihn.

„Ach!“ ſeufzte Deodata dann in ihrem ſtillen Kämmerlein, „der arme Prinz wird ſterben, ich werde ihn nicht lange überleben, und der Tod, der alle Stände gleich macht, wird uns vermählen.“

Jetzt ſchrieb der König eine große Belohnung aus für den, welcher ſeinen Kronprinzen wieder herſtelle. Wer ſo glücklich ſey, ſolle fordern, was er wolle, bis an die Hälfte ſeines Königreiches.

Es kamen auch viele mit Salben und Pillen, mit Pulvern und Tränken, aber von alle dem ſchlug nichts an.

Recht kummervoll kam eines Tages Deodata von dem Schloſſe, wo ſie geweſen war, um nach dem Ergehen des Prinzen zu fragen; da kam ein altes Mütterchen, mühſam am Stabe geſchlichen, und konnte kaum fort.

Das mitleidige Mädchen ging auf die alte Frau zu und führte ſie nach ihrer Wohnung. Unterwegs ſprach ſie: „Der arme Kronprinz, er muß ſterben, wenn ihm nicht bald geholfen wird, und wer weiß, ob ſich das einzige Mittel, welches ihm helfen könnte, für ihn finden wird.“

„O, nennt mir es!“ bat Deodata, und die Alte ſagte: „So merk' auf! gehe am erſten Frühlingstage und pflücke ein Tüchlein voll Gundermund und Butter-

blümlein, presse diese mit Deinen unschuldigen, reinen Händen aus, und sieh zu, ob es wohl eine schöne, tugendhafte Jungfrau giebt, welche den Prinzen recht heimlich und uneigennützig liebt, diese bitte um drei Thränentropfen aus ihrem rechten Auge, mische sie unter den Saft und sorge, daß der Prinz ihn bekommt."

Deodata bedankte sich vielmals bei dem Mütterchen und ging nach Hause. Am ersten Frühlingstage that sie, wie ihr geheißen, und weinete die drei Thränen, dann ging sie dicht verschleiert in das Schloß und bat um die Erlaubniß, dem Prinzen einen Trank beibringen zu dürfen. „Es hilft doch nichts!" brummte der Leibarzt; weil Deodata aber so sehr bat, wurde sie eingelassen.

Matt und bleich ruhte der Prinz auf einem goldenen Lager, da trat Deodata zu ihm und reichte ihm mit ihrer schneeweißen Hand den Trank, und kaum hatte er ihn genossen, so fühlte er sich neu gestärkt, ganz genesen.

Der König und die Königin kamen entzückt herbei, überhäuften Deodaten, die sich jetzt entschleiern mußte, mit Danksagungen, und sagten ihr, sie solle sich nun auch eine Gnade ausbitten. „Ich bin schon glücklich genug durch des Prinzen Genesung!" sagte Deodata, und wollte sich entfernen, aber der Prinz bat sie zu bleiben, und zu seinen königlichen Aeltern sich wendend, sprach er: „Soll mir das neu geschenkte Leben wieder

werth seyn, so verstattet, daß ich es mit Derjenigen theile, welcher ich es zu verdanken habe."

Der König und die Königin willigten ein. Noch denselben Tag wurde Deodata feierlich mit dem Prinzen verlobt und in wenig Wochen mit ihm vermählt. Sie theilte später den Thron mit ihm.

„In Sachsen aber, und namentlich in der Oberlausitz," fügte der Doctor hinzu, „wird selten am Sylvesterabend ein junges Mädchen vergessen, Töpfchen zu setzen, und findet sie das Myrtenreis, so lebt sie das ganze Jahr in der Hoffnung, daß bald der Brautkranz ihre Locken zieren wird."

Ein und zwanzigste Nacht.

Der gefährliche Reif.

Sage.

Vor vielen, vielen Jahren ging eines Tages ein junger Mann am Ufer eines der größesten Ströme, die Deutschland durchziehen, lustwandeln. Ganz mit Gedanken an seine Zukunft beschäftigt, bemerkte er nicht,

was um ihn her vorging, und hob seinen Blick nicht vom Boden auf.

Wie lange er so am Ufer des Stromes auf und ab gegangen seyn mochte, wußte er wohl selbst nicht zu sagen; er dachte kaum daran, wo er sich befand, da sah er etwas goldig aus dem Sande hervorfunkeln, und hob jetzt einen zierlichen Goldreif auf, welcher an seinen kleinen Finger paßte.

„Sollte das Finden dieses Ringes ein Fingerzeig des Himmels seyn, den Plan meines Geistes auszuführen?“ fragte er sich, und als er die Antwort der innern Stimme vernommen, schritt er rasch vorwärts, seiner Behausung zu.

Unterwegs begegnete ihm eine Fischerin, welche seit mehr denn achtzig Jahren fast täglich am Ufer saß. Er fragte sie, ob sie ihm vielleicht sagen könne, wer wohl den Reif, welchen er gefunden, verloren haben möchte; da lächelte die Alte seltsam und sprach: „Mit dem Reife, edler Herr, hat es sicher eine eigene Bewandtniß, und so Ihr mir zuhören wollt, kann ich Euch wohl etwas darüber sagen.“

„Nun so rede, Mütterlein!“ sagte freundlich Arwed und setzte sich auf eine steinerne Bank. Die Alte ließ sich neben ihm nieder, und begann: „Seht, edler Herr, die Leute wollen nicht mehr recht glauben, daß Frau Minne einst aus dem Meeresschaum gestiegen ist, und doch ist es nicht anders, und die Leute mögen es nun glauben oder nicht, sie wohnt noch unten im Meere

in einem Pallaſt von köſtlichem Kryſtall und eitel Perlen. Zwölf wunderſchöne Jungfrauen in waſſerblauen Gewändern mit funkelnden Perlenkronen bedienen ſie, und drei noch ſchönere folgen ihr überall nach, gar köſtlich geſchmückt, aber Frau Minne ſelbſt überſtrahlt doch Alle, obgleich ſie kein anderes Gewand trägt, als immer ein ſchneeweißes, und keine Perle noch goldene Krone, ſondern nur eine einzige Roſe im Gürtel.“

„Aber Frau Minne, obgleich ſie nicht mehr auf die Erde kommt, möchte doch immer noch gern über die Herzen der Menſchen herrſchen, ſie taucht deßhalb noch oft aus den Wellen empor, wirft Ketten, Ringlein und Perlen an's Ufer, und wer etwas davon findet und mit ſich nimmt, iſt ihrer Macht verfallen.“ „Wie!“ rief Arwed und wollte den Reif von ſeinem Finger abziehen, aber er ſaß, wie angeſchmiedet, und wollte ſich nicht abſtreifen laſſen.

„Gebt Euch keine Mühe, junger Herr,“ ſagte die Alte, „Ihr habt den Ring einmal an Euerm Finger getragen, und nun bleibt er daran, bis Ihr ein Mädchen ſeht, das Euch mehr als wohlgefällt. Dann wird der Ring ſich leicht abſtreifen, und paßt er der Jungfrau, ſo iſt es die, welche die ſchöne Meeresgöttin Euch beſtimmt; aber merkt Euch wohl, Ihr könnt den Ring hundert Frauen geben, er wird nur derjenigen paſſen, die Euch beſtimmt iſt, die Ihr liebt, von welcher Ihr geliebt werdet, und die Ihr früher oder ſpäter doch finden werdet. Nur ſchaut, daß Ihr nicht zu ſpät ſie findet.“

Der junge Mann schüttelte lächelnd über die seltsame Sage den Kopf, und ging, nachdem er das Mütterchen beschenkt hatte, seines Weges.

Mancherlei Geschäfte führten ihn den andern Tag nach der schönen Stadt Augsburg, und gar bald vergaß er in den Zerstreuungen und Vergnügungen, welche ihm dort geboten wurden, die Mittheilung der Alten. Erst als ein junges, hübsches Fräulein ihn sehr anzog, gedachte er des Ringes, und bat sie, zu versuchen, ob ihr der Ring wohl passe.

Aber vergebens bemühte sich die Jungfrau, den Reif an einen Finger anzustecken, und Arwed, welcher nicht begreifen konnte, daß der weite Reif selbst für des Fräuleins kleinen, zierlichen Finger zu eng war, fing an, an die Worte der Alten zu glauben.

Hier und da zog der Ritter Arwed umher im Reich, er fand nirgends ein Fräulein, welchem der Ring paßte, ja bei einer, wie sich später ergab, sehr falschen Schönen, wurde der Reif, als sie ihn anstecken wollte, so eng, daß man kaum einen Faden starke Seide würde haben hindurch ziehen können. So verstrichen zwei Jahre und darüber, Arwed wußte nicht, wo sie hingekommen waren, seine Zeit war dahin geflogen wie ein angenehmer Traum.

Eines Tages verließ er die Heimath, um begleitet von seinem Knappen nach Paris zu reisen und am Hofe des Königs Franz I. von Frankreich Dienste zu suchen. Schon hatte er seine Heimath längst im Rücken,

der Abendstern grüßte ihn freundlich vom Himmel herab, und die Bäume warfen längere Schatten. Da sah der Ritter, daß ein Gewitter überraschend schnell aufzog, und obgleich er rasch vorwärts eilte, so konnte er doch dem Regenguſſe nicht mehr entkommen, der wolkenbruchartig vom Himmel strömte. Jetzt schimmerten Lichter durch die Bäume, und der Ritter gewahrte auf einer Anhöhe eine Burg, in welcher er ein Obdach zu suchen beschloß.

Er sandte seinen Knappen voraus, damit er ihn melde, und alsbald kam Kurt zurück und lud den Ritter im Namen der Frau von Birke ein, in der Burg einzukehren. Ihr Gemahl war verreiſet und an seiner Statt empfing der alte Burgvoigt Kuno den Ritter Arwed und führte ihn in das Gaſtgemach. Arwed sagte Kuno freundlichen Dank und fragte ihn, ob er sich nicht der Frau von Birke vorstellen dürfe.

Kuno schwieg einen Augenblick, dann sagte er: „Mit Gunst und im Vertrauen, Herr Ritter, ich sage Euch, der Herr von Birke ist sehr eifersüchtig, und meine Gebieterin sieht weder in des Ritters Anwesenheit, noch wenn er fern ist, einen Mann; aber da Ihr vom Rheine seyd, wo auch meine Gebieterin geboren und erzogen, Ihr vielleicht auch Kunde von ihrer Familie bringen könnt, so will ich Euch morgen bei ihr anmelden, die arme Frau lebt ohnedies ohne allen Zusammenhang mit der Welt, und bringt Tag für Tag am Rocken, am Stickrahmen und mit ihrer Laute hin.“

Hierauf entfernte sich der Burgvoigt und der ermüdete Ritter suchte die Ruhe.

Am andern Morgen stellte er sich der Frau vom Hause vor und sagte ihr Dank für ihre freundliche Aufnahme. Sie lächelte, aber sie schien nicht heiter, und als Arwed sie näher in's Auge faßte, kamen ihm mit einem Male ihre Züge gar wohlbekannt vor, und er fragte: „Marie von Strahl?"

Sie erröthete und erwiederte: „Arwed, mein Jugendgespiele, ich habe Euch gleich erkannt, obgleich Ihr Euch in den Jahren, in welchen ich Euch nicht sah, vom Knaben in einen jungen Mann verwandelt habt. Ich habe mich freilich auch verändert, nur nicht so glücklich wie Ihr!" Arwed bestritt dies, und nach wenig Stunden war es ihnen Beiden wieder, als seyen sie fröhliche Kinder. Sie sprachen von vergangenen Zeiten, von ihren Jugendjahren und beiderseitigen Bekannten, und Marie dachte nicht daran, den Ritter an die Abreise zu erinnern.

Arwed blieb nur zu gern, ohne sich selbst klar bewußt zu seyn, warum er gern blieb; der Sturm, welcher den Regen an die Fenster peitschte, machte ihm so die Abreise unmöglich.

Drei Tage lang verweilte Arwed auf der Burg, am vierten rüstete er sich zur Abreise, und ging dann, der Burgfrau Lebewohl zu sagen, sie hörte ihn hold und gelassen an, und sagte ganz unbefangen: „Es ist mir leid, daß Ihr mich verlasset, aber früher oder später

müßtet Ihr doch scheiden; so zieht denn mit Gott in's ferne Land und seyd so glücklich, als ich es wünsche," und indem ihr Auge auf den Reif fiel, der ihr von seinem Finger entgegen blitzte, sagte sie schalkhaft: „Hat dieser Ring eine Bedeutung, Herr Ritter?"

„Eine tiefere, als Ihr vielleicht glauben möget, edle Frau," erwiederte der Ritter nachdenklich. Mechanisch zog er den Ring vom Finger und sagte ebenfalls scherzend: „Ich bitte Euch, Frau von Birke, versuchet, ob der Ring Euch paßt!"

Lächelnd nahm ihn Marie und versuchte es, den Ring anzustecken, und in Wahrheit, er paßte an ihren Mittelfinger, und unbefangen dem Ritter die Hand hinhaltend sagte sie: „Da seht, ob der Reif paßt!"

Da wurde dem Arwed gar seltsam zu Muthe, wie ihm noch niemals um's Herz gewesen, und er empfand mit einem Male, daß Marie es sey, welche er liebe, und daß einzig sie bisher seine Seele erfüllt habe, obgleich er es bisher noch nicht gewußt. Und mit innigem Tone sprach er: „Theure Marie, vergönnet Ihr, daß ich noch einen Tag auf Eurer Burg bleibe?"

Marie erröthete und schwieg; still und mit bebender Hand zog sie den Ring vom Finger und legte ihn auf einen Tisch, mit abgewandtem Gesicht sagend: „Hier, Ritter, nehmt Euern Ring," aber auch sie empfand in diesem Augenblicke, daß sie liebe, daß er es sey, welchen sie so lange gesucht und nun gefunden.

Obgleich nicht mehr ganz jung, hatte sich doch ihr

Geist, ihr Gemüth jung erhalten, und sie hatte bisher noch niemals geliebt, weil ihr noch nicht der begegnet war, der zu ihrer Seele stimmte, und jetzt liebte sie den Jugendfreund, und schauderte bei dem Gedanken zurück, denn sie war vermählt! —

Zwei Tage noch weilte Arwed auf der Burg, seine Empfindungen nur schüchtern andeutend, und die ihrigen zwischen Furcht und Hoffnung errathend. Da sagte ihm sein Pflichtgefühl, daß er scheiden müsse, und er ging hin, Abschied von ihr zu nehmen.

Als Marie sah, daß er wirklich scheiden wollte, wurde sie blaß und roth, und Thränen entstürzten ihren Augen. Arwed faßte ihre Hand, die sie ihm ließ, und kühner dadurch gemacht, umfaßte er sie, und ohne daß Beide es wußten und wollten, begegneten sich ihre Lippen und sie hatten sich verstanden.

Während Arwed noch ganz glücklich und träumend da stand, hatte Marie sich gefaßt. „Arwed, theurer Freund!“ sprach sie mit bebender Stimme, „Arwed, wenn Ihr mich achtet, so verlaßt mich. Denkt nicht ungleich von mir, ich beschwöre Euch — entschuldigt meine Schwachheit gegen mich mit meiner Liebe!“

Arwed sagte ihr hierauf, was nur immer ein feuriger, leidenschaftlich liebender Mann sagen kann, und Marie antwortete mit sanfter Stimme: „Mein theurer Freund! lasset nichts Unklares, aber auch nichts Unrechtes zwischen uns seyn. Für diese Erde gehöre ich meinem Gemahle, im Himmel Euch an. Damit wir aber

Beide die Trennung ruhiger ertragen, so lasset uns durch ein geistiges Band vereint seyn. Ich werde Euer immer in Liebe, immer in meinem Gebete gedenken, nehmt diesen Ring von mir zum Andenken, und sendet ihn mir erst dann zurück, wenn Ihr Euch vermählt!"

Arwed nahm den Ring und sprach: „Ich werde diesen Ring Euch niemals zurückgeben, denn wo fände ich wieder ein Weib, das ich so grenzenlos lieben könnte, wie Euch? Habt Ihr so wenig Glauben an mich?" und als Marie durch Thränen lächelnd ihn ansah, fuhr er fort: „Nehmt dafür, edle Frau, diesen goldenen Reif, und traget ihn zu meinem Andenken, sendet ihn mir nicht eher zurück, als bis Ihr mich nicht mehr liebt!" Da seufzte Marie und sprach: „Ihr werdet bald das Glück finden, ein jüngeres, schöneres Weib zu lieben, und ich werde den Schmerz haben, von Euch, wenn auch nicht vergessen, doch nicht mehr geliebt zu werden!"

Und Beide steckten die Ringe an ihre Finger, dann trennten sie sich. Noch lange schaute Arwed nach der Burg zurück, noch lange wehte Marien's weißer Schleier vom Söller herab ihm Abschiedsgrüße zu! —

„Seltsam," sagte Arwed zu sich, „seltsam, daß ich Marien so unbeschreiblich, so über Alles liebe, und jetzt, wo sie vermählt ist. Der Reif hat mir wenig Glück gebracht, denn seit ich sie liebe, ist meine Ruhe dahin! Ich glaube selbst, daß Frau Venus mich damit geneckt hat, denn wie könnt' ich so mit einem Male

Marien über Alles lieben? Hätt' ich ihn nicht erblickt, nicht aufgehoben!"

Doch seine Gedanken widersprachen diesen Worten, und er fühlte sich bei allem Schmerze gar wunderbar glücklich.

An Marien denkend, langte er in dem glänzenden Paris, am Hofe des ritterlichen und prachtliebenden Franz I. an. Durch Gewandtheit und Tapferkeit gelang es dem Ritter, der Anfangs der schwerfällige Deutsche genannt wurde, sich die Gunst des Königs, die Achtung der Ritterschaft zu erwerben. Aber wo er auch seyn mochte, welche Schöne ihn anlächelte, keine machte ihm seine geliebte Frau von Birke vergessen.

Nicht minder oft dachte Marie an ihn, und obgleich sie, wie früher, die stille, gehorsame Hausfrau ihres Gatten war, so dachte sie doch stets an das Band, welches sie an Arwed kettete, wenn ihr Blick auf den goldenen Reif an ihrem Finger fiel.

Drei Jahre vergingen, und obgleich Arwed und Marie sich nicht sahen, und kein Gruß von ihm zu ihr, keiner von ihr zu ihm in's ferne Land kam, sie gedachten einander doch in unendlicher Liebe und Treue.

Da begab es sich eines Tages, daß die Burgfrau bei Mondenschein in dem kleinen Flusse badete, welcher zu den Füßen ihrer Burg vorüber zog, und als sie die rechte Hand hinab in das Wasser tauchte, war es ihr, als schaue aus dem Spiegel desselben ein süßes,

holdseliges Frauenantlitz sie an, und eine liebliche Stimme sang:

Soll Dir ewig angehören
Der Geliebte treu und rein,
Küßt'st Du, mag er heilig schwören,
Eine ew'ge Göttin seyn!

Menschen wird ein Traum gegeben,
Reich an Lieb' und süßem Glück,
Aber eh' verrinnt ihr Leben,
Nimmt die Zeit den Traum zurück!

Dir auch, holde, wird sie rauben
All' Dein Glück mit Deinem Traum,
Magst Du noch so treu ihm glauben,
Treu' zerreißt ein weiter Raum.

Er, der Mann, wird von Dir ferne
Lieben, was ihn nah begrüßt;
Du, das Weib, siehst Deine Sterne
Still vergehn, wie treu Du bist!

Darum trage still ergeben
Diesen ernsten Spruch der Zeit,
Ewig wird die Liebe leben,
Wie die Unbeständigkeit!

Als das Lied zu Ende war, verschwand auch das liebliche Frauenantlitz. Marie empfand einen tödtlichen Schmerz im Herzen, und als sie mit der Hand nach der Brust fuhr, als wolle sie das Weh stillen, war der Reif an ihrer Hand verschwunden, leise, ohne daß sie

es bemerkt hatte. Sie sah sich um, ob sie ihn nicht auf den Wellen erblicken möchte, aber vergebens. Sehr traurig über den Verlust ihres Ringes kehrte sie heim nach der Burg, die ganze Nacht floh der Schlaf ihr Lager.

„Vielleicht findet sich der Ring am Ufer, oder ich ließ ihn in der Burg," dachte sie, und suchte am andern Morgen eifrig nach, ließ auch nachsuchen; aber der Ring ward nicht gefunden.

Traurig, eben wieder des Ringes gedenkend, saß eines Tages Frau Marie in ihrem Gemache, als ihr ein Bote gemeldet wurde, welcher ihr Kunde aus Frankreich zu bringen habe.

Mit klopfendem Herzen gebot sie, den Boten sogleich herein zu lassen, denn von wem anders konnte die Kunde kommen, als von Arwed!

Der Bote trat ein und sprach, sich tief vor der edlen Frau verneigend: „Ich habe Euch eine Kunde von dem Ritter Arwed zu überbringen."

„Lebt er, ist er gesund, glücklich?" rief sie mit bebender Stimme.

„Ja, er ist glücklich. Nehmt hier dies Kästchen, er hat mir befohlen, es in Eure Hände zu legen, und nun erlaubt, daß ich mich entferne."

Tief verbeugte er sich vor der Dame und verschwand rasch.

Marie öffnete das Kästchen, ein Blatt Pergament lag darin und ein Ring, derselbe, den sie ihm vor länger

als drei Jahren gegeben. Geübt im Leſen, wie wenige Frauen ihrer Zeit, las ſie:

„Theure, edle Marie!

Niemals werde ich aufhören, Euch zu lieben, niemals Euch vergeſſen, aber mein Schickſal will, daß ich mich vermähle. Ich ſende Euch, meinem Verſprechen gemäß, den Ring, den ich von Euch empfing, zurück. Behaltet aber den, welchen ich Euch gab, denn die Erwählte meines Herzens ſeyd Ihr noch immer, wenn uns auch das Geſchick getrennt hat. Lebt ſo glücklich, als Ihr es verdient, und ſchließt mich in Euer Gebet ein!“

Still legte Marie das Blatt hin; die ſchönen Worte Arwed's täuſchten ſie nicht, aber ſie zürnte ihm nicht, ſie weinte nur recht innig. Darauf ließ ſie den Boten rufen, begabte ihn reich und fragte, an welchem Tage ſich der Ritter verlobt habe, und als der Gefragte erwiederte: „Am Johannistage!“ wurde ſie nachdenklich, denn am Johannistage hatte ſie den Reif im Bade verloren.

Gegen Abend ging ſie zum Strome und ſuchte wieder nach dem Ringe; die Hitze, welche ſeit drei Wochen gewährt, hatte das Bette des Fluſſes faſt ausgetrocknet, und Marie ſtieg hinab, den Ring zu ſuchen; da ſtieg auf einmal aus der Tiefe eine bildſchöne Frau herauf, umgeben von Wellen, und ehe Marie

die Gefahr klar erkannte, welche ihr drohte, hatten ſie ſchon die heraufquellenden Fluthen verſchlungen.

Erſt ein Jahr ſpäter vernahm Arwed Marien's Tod; er war bewegt, tief bewegt darüber.

Lange lebte er beglückt mit ſeiner ſchönen Gemahlin, ob er Marien's noch gedachte? Wer kann es behaupten und wer beſtreiten! —

Hier ſchwieg Fräulein Julie.

„Sie ſcheinen wenig Glauben an die Männer zu haben, mein gnädiges Fräulein," bemerkte der Arzt ſpottend.

„Ich habe die Sage erzählt, ſo wie ich ſie kenne," erwiederte das Fräulein, „aber ich konnte es mir ſchon denken, daß Sie irgend etwas zum Nachtheile der Erzählerin herausfinden würden, da ich das Unglück habe, zu dem Geſchlechte zu gehören, welches Ihr Spott immer verfolgt."

Zwei und zwanzigſte Nacht.

Heute las der Paſtor, an dem die Reihe war, nachſtehendes Mährchen vor, das noch Allen unbekannt war:

Die Todtenwache.

Theſſaliſches Mährchen.

Die olympiſchen Spiele zu beſuchen, war ich, faſt ein Knabe noch, von Miletus abgereiſt, als in mir der Entſchluß entſtand, vorher einen Abſtecher nach Theſſalien zu machen, von dem ich ſeit meiner Kindheit ſo viel Wunderbares vernommen hatte.

Ich komme dort an, durchreiſe das Land der Länge und Breite nach, und gelange ſo zu meinem Unglücke endlich auch nach Lariſſa. Indem ich [illegible] verlaſſen durch die Straßen irre, den Kopf voll Sorgen, wie ich dem ſchlechten Zuſtande meiner Börſe abhelfen ſoll, ſehe ich einen Greis von ſchlanker Geſtalt inmitten des Marktes eine Erhöhung betreten, und vernehme, wie er mit lauter Stimme verkündet, daß der, welcher einen Todten zu bewachen geſonnen, ſich mit ihm über den Lohn vereinigen möge.

„Wie," fragte ich einen der Vorübergehenden, „höre ich recht? Iſt das ſo herkömmlich bei Euch, daß die Todten davon laufen?"

„Schweig," antwortete jener, „Du biſt ein junges, unerfahrnes Blut, und ſcheinſt nicht zu bedenken, daß Du in Theſſalien weilſt, wo abſcheuliche Hexen zum Behuf ihrer Zaubereien die Geſichter der Verſtorbenen anfreſſen und verſtümmeln."

„Und welche Bewandtniß," fragte ich ferner, „hat es mit jener Todtenwache?"

„Es kommt zunächst darauf an," sprach der Andere, „eine Nacht über tüchtig wach zu seyn, und mit hellen, muntern Augen und immer unverwandten Blicken auf die Leiche Acht zu haben. Denn jene verruchten Hexen verstehen es, unter jedweder Gestalt sich einzuschleichen, so daß selbst die Augen der Sonne und der heiligen Gerechtigkeit von ihnen leicht hintergangen werden möchten. Denn bald verwandeln sie sich in Hunde, bald in Vögel, bald in Mäuse, bald selbst in Fliegen, worauf sie vermittelst geheimnißvoller Sprüche den Wächter in tiefen Schlaf versenken. Ja, es reichen Worte kaum hin, all die Schliche und Kniffe aufzuzählen, deren sich jene schändlichen Weibsbilder zur Befriedigung ihrer schnöden Lust bedienen. Und dennoch beträgt der Lohn für dies gefährliche Geschäft nicht mehr, als etwa vier bis sechs Goldstücke. Ja, und was ich beinahe vergessen hätte, wenn einer früh den Leichnam nicht unversehrt wieder überliefert, so ist er gezwungen, von seinem Gesichte wieder alle die Stücke zu ersetzen, die an jenem vermißt werden."

So ward ich beschieden; dennoch nahm ich mir ein Herz und trat zum Herold heran.

„Höre nun auf zu schreien!" rief ich ihm zu, „ich erbiete mich zum Wächter; heraus also mit dem Lohne!"

„Der soll Dir reichlich werden," antwortete dieser,

„Du erhältſt tauſend Seſterzien; es gilt, den Sohn eines der erſten Bürger der Stadt zu bewachen!“

„Poſſen, Lappalien!“ erwiederte ich; „Du haſt einen Menſchen vor Dir, der feſt wie Eiſen, ſchlaflos, ſcharfſichtiger ſelbſt als Lynceus und Argus, und Auge ganz und gar iſt.“

Kaum hatte ich geendet, als mich der Alte zu einem Hauſe geleitete, das wir, die Hauptthüre verſchloſſen findend, durch ein Hinterpförtchen betraten.

Hier führte er mich zu einem durch Läden verdunkelten Gemach, und zeigt mir eine trauernde, ſchwarz verhüllte Matrone, der er ſich naht, und mich als denjenigen vorſtellt, der die Verpflichtung übernommen habe, ihren Gemahl zu bewachen. Jene ſtreicht zuvörderſt das vorn herabhängende Haar auf beiden Seiten der Stirn zurück, wodurch ein ſelbſt im Kummer liebliches Geſicht zum Vorſchein kommt, ſieht mich eine Weile prüfend an und ermahnt mich hierauf, mein Amt ja recht wacker zu verwalten. Dann ſteht ſie eilig auf und führt mich in ein anderes Zimmer, in welchem ſich die Leiche befindet, mit ſchneeweißen Linnen bedeckt. Jetzt werden ſieben Zeugen herbeigerufen, in deren Gegenwart die junge Wittwe unter einem reichen Erguß von Thränen die Hülle von der Leiche abnimmt, mir ängſtlich die Glieder einzeln zeigt, während einer der Anweſenden jedes Stück, das ſie berührt, auf eine Tafel verzeichnet.

„Siehe,“ ſagt ſie, „die Naſe iſt ganz, unver-

sehrt sind die Augen, die Ohren in gutem Stande, die Lippen unbeschädigt, das Kinn vollständig. Euch, Ihr Bürger, rufe ich an als Zeugen der Wahrheit!"

Nachdem hierauf das Verzeichniß besiegelt worden, will sie sich entfernen. Ich aber bitte sie, mir zuvor alles Nöthige zustellen zu lassen.

„Und was ist dies?" spricht sie. —

„Eine große Leuchte," antworte ich, „und hinreichendes Oel, die Flamme zu erhalten; und Wein und warmes Wasser mit den erforderlichen Gefäßen, und ein reichlicher Teller mit Essen."

„Ei, so gehe, Du Thor!" erwiederte sie mir, „der Du in einem Hause, das voll Trauer ist, und worin man seit vielen Tagen kaum den Rauch von Speisen gesehen hat, zu schmarotzen hoffen kannst. Glaubst Du hierher gekommen zu seyn, um Dich voll zu essen? Es würde sich besser schicken, an Klagen und Thränen zu gedenken." Hiermit rief sie einer Magd zu: „Myrrhine, geh' und bringe eine Lampe mit Oel, dann schließe den Wächter ein und entferne Dich schleunigst!"

So ohne Schutz und Zeitvertreib mit dem Leichnam allein gelassen, rüstete ich meine Augen zur Munterkeit, und summte manch Liedchen zum Troste meines Herzens. Da wird es allmälig dämmerig, wird es Nacht, und finstre Nacht; es naht die Zeit des ersten Schlafes, naht die Gespensterstunde, und mir wird es immer bänglicher zu Muthe, als plötzlich ein Wiesel

hereingekrochen kommt, ſich mir gerade gegenüber ſtellt, und mich alſo ſcharf in's Auge faßt, daß mich das winzige Thier durch ſeine gar große Zuverſicht ordentlich in Verwirrung bringt.

Endlich rede ich es an: „Wirſt Du gehen und Dich zu Deines Gleichen trollen, unſaubere Beſtie, ehe ich Dir über's Fell gerathe! Wirſt Du gleich gehen?"

Und ſiehe, das Ding macht Kehrt und verläßt augenblicklich das Zimmer. Aber kaum iſt dies geſchehen, als ich in den tiefſten Schlaf verſinke, daß ſelbſt der delphiſche Gott ſchwerlich hätte unterſcheiden mögen, wer von uns beiden recht eigentlich der Todte ſey.

So lag ich faſt ohne Leben und ſelbſt eines Wächters bedürftig, bis mit Anbruch des Tages das Krähen des nahen Hofgefieders dem nächtlichen Spuk ein Ende macht. Da erwache ich, und außer mir vor Furcht und Schrecken laufe ich zu dem Leichnam, beleuchte ihn, nehme die Decke von dem Antlitz, unterſuche jeden Theil, und ſiehe, es mangelt nichts.

Nicht lange währt es, ſo bringt auch die Hausfrau weinend und angſtvoll mit den geſtrigen Zeugen herein, wirft ſich über den todten Körper weg, küßt ihn viel und lange, und fängt hierauf an, mit Hülfe eines Lichtes, Glied für Glied zu muſtern. Sodann ſich umwendend, verlangt ſie nach ihrem Verwandten Philodespotus, und trägt ihm auf, dem braven Wächter ohne Verzug den verdienten Lohn auszuzahlen. Als dieſes geſchehen, redet ſie mich an: „Wir ſagen Dir,

Jüngling, den herzlichſten Dank, und wollen Dich fortan, wegen dieſes eifrigen Dienſtes, als einen unſerer Hausgenoſſen betrachten."

Ich aber, außer mir vor Freude über den unverhofften Gewinn, und in das Anſchauen der glänzenden Goldſtücke, die ich in der Hand hin und her rolle, ganz vertieft, fahre plötzlich heraus: „Ja, Herrin, ſieh mich für Deinen Diener an, und ſo oft Du künftig bei gleicher Gelegenheit meines Beiſtandes bedürfen wirſt, darfſt Du mir dreiſt befehlen!"

Kaum hatte ich dies geſprochen, als die ganze Dienerſchaft, die ominöſe Rede verfluchend, mit Waffen aller Art auf mich eindringt. Der zerbläut mir das Geſicht, jener den Rücken, der tritt mich mit Füßen, dieſer rauft mich bei den Haaren, der zerreißt mir die Kleider.

So nach Art des ſtolzen thebiſchen Jüngers oder des Sängers aus Pimpla, zerriſſen und zerfleiſcht, werde ich aus dem Hauſe getrieben. Indem ich nun, in der nächſten Straße allmälig zu mir kommend, meine heilloſen, unvorſichtigen Worte leider nur zu ſpät überdenke und mir im Stillen geſtehe, wohl noch mehr Prügel verdient zu haben, ſiehe, da bringt man den Todten, nach Erweiſung der letzten Dienſte, mit all dem einem Optimaten geziemenden Gepränge über den Markt getragen. Plötzlich aber dringt ein Greis unter Thränen und Wehklagen, das Silberhaar zerraufend, durch die Menge, und mit beiden Händen die Bahre

faſſend, ruft er mit angeſtrengter, aber durch häufiges Schluchzen unterbrochener Stimme: „Bei der öffentlichen Sicherheit und Allem, was Euch heilig iſt, beſchwöre ich Euch, Landsleute, nehmt Euch des ermordeten Mitbürgers an, und rächt das abſcheulichſte Verbrechen an jenem ſchändlichen, verruchten Weibe. Denn ſie, und Niemand anders, hat den armen Jüngling, meiner Schweſter Sohn, zu Gunſten eines Buhlers und der reichen Erbſchaft wegen, durch Gift um's Leben gebracht.“

So klagt und poltert der Alte. Das Volk indeß fängt an ſich zu regen, indem die Wahrſcheinlichkeit der That jene Beſchuldigung leicht Eingang finden läßt. Man ſchreit nach Feuer, fordert Steine, man ruft die Straßenbuben auf zum Verderben der Verbrecherin. Dieſe jedoch betheuert unter einem Strome von Thränen, und mit den höchſten Schwüren aller Götter Namen ausrufend, von einer ſolchen Schuld völlig frei zu ſeyn. Darauf beginnt abermals der Greis: „Gut, ſo wollen wir der göttlichen Vorſehung die Entſcheidung anheim ſtellen. Hier iſt der Aegypter Zachlas, ein ausgezeichneter Prophet, der ſich mir für einen bedeutenden Lohn verpflichtet hat, den Geiſt des Verſtorbenen auf einige Augenblicke zurückrufen, und jenen Körper, der die Schwelle des Todes überſchritten, nochmals beſeelen zu wollen.“

Mit dieſen Worten führt er einen in ein linnenes Obergewand gekleideten Jüngling mit über und über

geschorenem Haupte in die Mitte des Volkes, küßt ihm inbrünstig die Hände, umklammert dann seine Knie und spricht: „Erbarme Dich, Priester, erbarme Dich, bei den Gestirnen des Himmels, bei den Göttern der Unterwelt, bei den coptischen Mysterien und allen Geheimnissen Deines Landes, gestatte dem Todten ein kurzes Schauen der Sonne, und gieß den auf ewig geschlossenen Augen nochmals ein wenig Licht ein. Wir sträuben uns nicht wider das Geschick, und wollen der Erde nicht rauben, was ihr gehört; wir flehen nur um die Gewährung eines augenblicklichen Lebens, damit uns der süße Trost der Rache werde."

Der Prophet läßt sich bewegen; drei Mal legt er ein gewisses Kraut auf das Gesicht des Verstorbenen, drei Mal ein anderes auf dessen Brust. Hierauf gegen Morgen gewandt, und zu dem heiligen Wesen der Sonne heimlich betend, erfüllt er durch die Ehrwürdigkeit dieser Scene alle Anwesende mit Erwartung des Wunders, das geschehen soll. Indeß habe ich mich unter den Haufen gemischt, und eine Erhöhung neben der Bahre gewinnend, betrachte ich Alles mit neugierigen Blicken. Und siehe, schon schwillt und erhebt sich die Brust, schon schlägt die Lebensader, schon erfüllt sich mit Odem der Körper, da richtet sich der Jüngling auf und spricht: „Was treibt Euch, mich, der ich bereits aus Lethe geschöpft, der ich schon über den stygischen Gewässern schwebte, zu zwingen, ein Leben weniger Augenblicke von Neuem zu beginnen? Laß nach,

ich bitte, laß nach und vergönne mir meine Ruhe wieder!"

Aber der Prophet, um Einiges aufgeregter, beginnt: „So bescheide zuvor das Volk und helle ihm das Geheimniß Deines Todes auf. Glaubst Du etwa nicht, daß jene furchtbaren Göttinnen meinem Rufe gehorchen müssen, und daß ich Macht genug habe, Deine trägen Glieder zu meinem Dienste zu zwingen?"

Hierauf erwiederte jener mit einem tiefen Seufzer von der Bahre herab zu dem Volke:

„Ich fiel ein Opfer meiner Gattin schnödem Trug,
Und aus unsel'gem Becher mit dem Tod getränkt
Mußt ich dem Buhlen weichen aus dem Ehebett!"

Aber jenes schändliche Weib, ohne die Gegenwart des Geistes zu verlieren, erfrecht sich mit frevelhaftem Beginnen, den Beschuldigungen ihres Gemahls hadernd zu widersprechen. Indeß schwankt das Volk nach verschiedenen Seiten; diese meinen, man solle die verruchte Frau mit der Leiche ihres Mannes lebendig begraben; jene, es sey der lügenhaften Aussage des Todten nicht zu trauen.

Aber die nachfolgende Rede des Jünglings machte allen Zweifeln ein Ende.

„Ich will," spricht er abermals erseufzend: „ich will Euch einen offenbaren Beweis von der unverfälschten Wahrheit meines Ausspruches geben, und, was Niemand wissen kann, als ich, will ich verkünden; denn als dieser scharfsinnige Wächter," hierbei wies er auf

mich — „bei meiner Leiche übernachtete, umnebelten jene Hexenweiber, die meine Hülle bedrohten, da ſie, obgleich vielfach verwandelt, deſſen Aufmerkſamkeit nicht täuſchen konnten, dergeſtalt ſeine Sinne, daß er in den tiefſten Schlaf verſank, worauf ſie ſo lange mich beim Namen zu rufen fortfuhren, bis die welken Glieder meines Leibes der Macht ihrer Zauberkunſt nachzugeben ſich anſchickten.“

„Da erhebt ſich auf einmal mein Wächter, der mit mir ein und denſelben Namen führt, und nach Art eines ſeelenloſen Schattens ſich dem Rufe nach bewegend, erduldet er, ohne etwas von ſich zu wiſſen, und vor Schlaf ſo gut wie todt, durch eine Oeffnung die mir zugedachte Verſtümmelung an Naſe und Ohren. Und damit das Uebrige zu dem Betruge ſtimmen möchte, ſetzten ihm die Hexen anſtatt der abgeſchnittenen Gliedmaßen ähnliche, aus Wachs gebildete an.“ —

Man denke ſich meinen Schreck; dennoch will ich mich auf der Stelle von meinem Elend überzeugen. Ich greife an die Naſe, ſie folgt; ich faſſe nach den Ohren, ſie fallen ab. Endlich muß ich noch froh ſeyn, als ich dem Spott und Gelächter des rohen Haufens, mich krümmend und windend, entwiſcht bin. Kümmerlich verbergen ſeitdem die auf beiden Seiten der Schultern herabhängenden Haare den Verluſt der Ohren, ſchlechter noch ein eng angeklebtes Läppchen die ſcheußliche Verſtümmelung der Naſe; in die Heimath aber habe ich, entſtellt wie ich bin, niemals zurückkehren mögen.

„Das iſt ein ſonderbares Mährchen," bemerkte der Oberſt.

„Ja wohl," ſagte der Paſtor, „und man kann ſich mancherlei dabei denken. Eigenthümlichkeiten hat das Mährchen, es mag nun gemeint ſeyn, wie es will."

Die Oberſtin klagte über Müdigkeit und die Geſellſchaft ging aus einander.

Drei und zwanzigſte Nacht.

Als heute der Hauptmann aufgefordert wurde, etwas zu erzählen, bat er um einige Bedenkzeit, und der Oberſt ſagte: „Ich möchte nur wiſſen, woher der Aberglaube über den Dreizehnten kommt. Ich habe ganz gelehrte, geiſtreiche, ja in anderer Hinſicht vorurtheilsfreie Männer gekannt, die ſich doch um keinen Preis an einen Tiſch geſetzt hätten, an welchem ſich ſchon zwölf Perſonen befanden, weil ſie behaupteten, der Dreizehnte müſſe kurz nachher ſterben. Viele Perſonen wagen es gar nicht, eine Geſellſchaft von Dreizehn einzuladen, um die Gäſte nicht zu beunruhigen."

„Es giebt eine Sage von dem Dreizehnten," ſprach der Hauptmann; „iſt Ihnen Wilhelm Müller's, des Sängers der Griechenlieder, treffliche Novelle, „der

Dreizehnte," bekannt, so wird Ihnen meine Sage als Seitenstück dazu gefallen."

„Ja, bitte, lieber Hauptmann!" scholl es von allen Seiten, und der Hauptmann begann:

Der Dreizehnte.

Ein alter, edler Spanier, Don Ranudo, hatte zwölf Söhne, worunter drei Zwillingspaare. Alle zwölf waren schön und schlank, tapfer und verwegen, aber habsüchtig und von wilder Gemüthsart. Keiner wollte dem Könige und dem Vaterlande dienen, und doch wollte Jeder leben, wie ein Fürst. So lange Don Ranudo lebte, mußten die Söhne sich noch einigermaßen zurückhalten, aber kaum war der Vater todt, so verpraßten sie das reiche Erbe, und waren in kurzer Zeit ganz verschuldet. Kein anderer Edelmann hielt es für rühmlich, mit ihnen umzugehen, und so waren sie ganz auf sich selbst beschränkt. Sie vertrugen sich herrlich zusammen, und war wo eine Rauferei oder sonst ein lustiges Stückchen auszuführen, so konnte Einer auf den Andern zählen.

Eines Tages saßen die zwölf Brüder in einem Gasthause zechend und schmausend, da ging die Thüre auf und ein Reisender trat ein. Der Mann schien hier zu Lande unbekannt und, einigen kostbaren Ringen nach zu urtheilen, die er an den Fingern trug, sehr reich zu seyn.

Sich anſehen und verſtehen war bei den zwölf Brüdern Eins.

Sie begrüßten den Reiſenden höflich, nannten ſich wackere Edelleute und luden ihn ein, ſich mit an ihren Tiſch zu ſetzen.

„Kommt!“ ſprach ſcherzend der älteſte von den Brüdern, „die Leute nennen uns, weil wir immer beiſammen ſind, gewöhnlich das Dutzend, ſeyd der Dreizehnte, damit einmal das Dutzend aufhört.“

Der Fremde nahm die Einladung an, und ließ einen Becher voll edlen Weins vor ſich hinſtellen. Die zwölf Brüder ſprachen auch dem Rebenſafte zu, und erzählten allerlei luſtige Geſchichten, daß der Reiſende oft laut lachte.

„Ich ſehe, Ihr ſeyd wackere Edelleute!“ ſprach er jetzt, „da kann ich Euch ſchon etwas vertrauen.“

Die Brüder ſpitzten die Ohren, und der Fremde, durch den Genuß des Weines mittheilend gemacht, fuhr fort: „Ich komme aus der neuen Welt, die gar nicht übel iſt, Columbus, der ſie vor vierzig Jahren entdeckte, lebe, dort habe ich mir von den dummen Wilden für Korallen, Glasperlen und allerhand Spielereien eine hübſche Parthie Goldſtangen eingetauſcht, die ich bei mir führe. Morgen mit dem Früheſten breche ich auf und ziehe nach Madrid, wo ich meine Goldſtangen für ſchöne Goldmünzen dem reichſten Goldarbeiter in der Reſidenz verkaufen will. Begleitet mich, ſeyd unterwegs mein Schutz und nach glücklich beendigtem

Handel ſollt Ihr von mir zu einem Schmauſe geladen werden, der ſeines Gleichen nicht hat.“

Die Brüder nahmen den Vorſchlag dankbar an, und nachdem der Fremde noch eine Stunde mit ihnen verplaudert hatte, begab er ſich in ſein Gemach zur Ruhe.

Als die Brüder allein waren, rückten ſie zuſammen. „Was meint Ihr?“ flüſterte der Aelteſte, und warf ſeine Augen im Kreiſe umher.

„Wir ſind dabei!“ ſagten leiſe einſtimmig die Andern. „Auf der Straße in der Frühe!“ „Ja, und ehrliche Theilung!“

Sie gaben ſich hierauf die Hände und legten ſich dann ruhig, als ob ſie nichts Böſes im Schilde führten, ſchlafen.

Den andern Morgen in aller Frühe verließen die Dreizehn auf ihren Maulthieren den Gaſthof, den Dreizehnten in der Mitte, deſſen Maulthier ſchwer zu tragen hatte, ritten ſie langſam vorwärts.

Als ſie in ein kleines Wäldchen kamen, zogen in einer Sekunde alle Zwölf die Schwerter aus den Scheiden, und durchbohrten den Fremden mit zwölf Stichen.

Dann nahmen ſie ſeine Habe, ließen das Maulthier laufen, wohin es wollte, und gruben ein Grab für den Todten.

Als ſie ihn hinab warfen, ſchlug er noch einmal die Augen auf und ächzte: „Ihr Zwölf! Ihr Zwölf! fürchtet den Dreizehnten!“

Die Brüder machten das Grab zu, theilten sich ehrlich in die Habe und ritten nach Madrid, wo sie die Geldstangen verkauften, und einige Zeit ein gar lustiges Leben führten. Als das Geld zu Ende war, bekamen sie Lust, sich wieder welches zu verschaffen, gleichviel, wie und wodurch, war doch die erste Mordthat verschwiegen geblieben.

So saßen sie eines Tages, allerlei Böses ausſinnend, wieder in einem Wirthshause, als die Zimmerthüre aufging und ein Reisender eintrat; ohne um Erlaubniß zu fragen, setzte er sich an den Tisch der Brüder und begehrte Wein.

Da wandte sich der älteste der Brüder zu ihm und fragte: „Herr, wer seyd Ihr?“

Und der Fremde legte seinen Arm, der schwer wie Blei und todeskalt war, auf den Arm des Fragers und sprach: „Herr, ich bin der Dreizehnte!“

Da schwindelte es ihm vor den Augen, und mit einem lauten Seufzer sank er todt vom Stuhle.

Als die Brüder, die ihm zu Hülfe geeilt waren, sich nach dem Dreizehnten umsahen, war er verschwunden.

Von nun an gingen nur noch elf Brüder mit einander zum Tanz und Schmause, zum Raufen und Rauben.

Ihre Thaten blieben verborgen, und sie wurden, als sie den Verlust des Bruders verschmerzt hatten, wieder recht fröhlich.

Einſt wurden ſie auf die Villa eines luſtigen Bruders geladen, und ſaßen fröhlich zechend am Tiſche. Da trat unverhofft noch ein Gaſt ein, und nahm auf die Einladung des Wirthes an der Tafel Platz.

„He, Bediente! ein dreizehntes Gedeck!“ rief der Wirth; da wurden die Brüder todtenblaß und ſahen einander an, und als der Gaſt den Einen der Brüder lächelnd fragte: „Fürchtet Ihr denn den Dreizehnten?“ traf den Angeredeten der Schlag, und er war todt!

Dieſer Vorfall machte die Brüder nachdenklich, und ſie hüteten ſich, ſich an eine Tafel zu ſetzen, an welcher, mit ihnen gerechnet, dreizehn Perſonen ſaßen.

Einſtmals aber konnten ſie es doch nicht verhindern, und kaum hatte ſich der Dreizehnte hinzugeſetzt, ſo ſank der dritte Bruder todt nieder.

Von nun an waren nur noch der Brüder neun, und weil ſie ſich zuſammen fürchteten, ging Jeder mehr ſeines Weges, als mit ſeinen Brüdern. Sie erklärten öffentlich, ſie würden ſich an keine Tafel ſetzen, woran ſchon dreizehn Perſonen Platz genommen hätten, und da es dennoch kam, daß zwei Mal hinter einander dreizehn Perſonen an einer Tafel ſpeiſeten, und jedesmal einer der Brüder ſtarb, fing man an, ſich vor dem Dreizehnten zu fürchten, und es überall ſo einzurichten, daß nicht dreizehn Perſonen zuſammen eingeladen wurden.

Aller Vorſicht zum Trotze fügte es ſich dennoch, daß nach und nach die Brüder in Geſellſchaft kamen,

wo dreizehn am Tiſche ſaßen, und wirklich ſtarb allemal einer von den Brüdern, alſo der Dreizehnte.

Wirklich waren nun binnen ſieben Jahren elf Brüder geſtorben, und der Zwölfte, der Jüngſte, dem es in Spanien nicht mehr gefiel, wandte ſich nach Deutſchland und nahm Dienſte am Hofe des Herzogs von Baiern. Durch Klugheit und Muth erwarb er ſich gar bald die Gunſt ſeines Fürſten, ſeine Schönheit und ſeine Fertigkeit im Lautenſpiel gewann ihm das Herz eines der ſchönſten, tugendhafteſten und reichſten Fräulein in Deutſchland.

Der Vater des Fräuleins war dem Herzoge ſehr ergeben, deßhalb war er auch ſeinem Günſtlinge gewogen, und der ſchöne Spanier wurde der Verlobte des edlen Fräuleins Adelheid.

Die Vermählung des Paares ſollte auf das Köſtlichſte und Schönſte gefeiert werden, und nah und fern trafen Ritter und Edelleute zu dem Feſte ein, welches auf der Burg von Adelheid's Vater ſtatt finden ſollte.

Der Tafeldecker und der Kellermeiſter ordneten unter Leitung des Brautvaters die Tafeln im Speiſeſaale, und ſchmückten ſie mit köſtlichen ſilbernen und goldenen Gefäßen und mit Blumen.

Da trat der Bräutigam ein und ſprach, als er ſah, daß ſtatt einer langen Tafel mehrere kleine Tafeln gedeckt wurden: „Richtet Alles ein, wie Ihr wollt, nur ſetzt an keine Tafel dreizehn Perſonen, denn wiſſet, von den dreizehn Perſonen muß eine davon gar bald ſterben!“

„Aberglaube!“ murmelte der Kellermeister, und der alte Ritter sagte: „Ei lieber Eidam, wie mögt Ihr an solche Dinge glauben!“

Jedoch der Bräutigam bestand darauf, und so kamen denn an jede der Tafeln sechzehn Personen, und an die oberste, wo das Brautpaar mit den Vornehmsten speisen sollte, zwölfe.

Die Trauung war vollzogen, die Gäste saßen an den Tafeln und waren fröhlich und laut, der Bräutigam schien ganz die Gegenwart vergessen zu haben, er lebte nur in seiner Braut.

Da hörten die Gäste den Burgvoigt in die Trompete stoßen, Rosseshufe, Stimmenschall, und herein trat, dem Feste beizuwohnen, begleitet von Rittern und Pagen, überraschend der Herzog von Baiern.

Alle freuten sich der Ehre, nur der Bräutigam nicht, doch ging er dem Herzoge ehrerbietig entgegen, und führte ihn zu seiner Braut. Der Herzog setzte sich neben sie, der Bräutigam stellte sich hinter des Herrn Stuhl, da rief lachend der Fürst: „Der Bräutigam hinter dem Stuhle?“ Und schnell stand ein Stuhl und das dreizehnte Gedeck da, der Herzog zog den zitternden Ritter neben sich auf den Stuhl: „Der Dreizehnte kam!“ stammelte dieser, und sein Herz stand still.

Die Hochzeitfeier verwandelte sich in ein Leichenbegängniß. Die bräutliche Wittwe nahm den Schleier, der Brautvater aber erzählte, was ihm der Bräutigam

den Tag vorher gesagt, und so entstand die Furcht vor dem Dreizehnten.

„Gut erklärt!“ sagte der Oberst, „Sie haben doch Gründe angegeben, warum ein Dreizehnter den Andern an's Leben wollte. Bei uns heißt es freilich immer, der Dreizehnte müsse sterben, und so wäre es an dem Herzoge gewesen, doch ob der Dreizehnte stirbt, oder Einer von dreizehn, das läuft endlich immer auf Eins hinaus.“

Vier und zwanzigste Nacht.

Heute war die Reihe des Erzählens an Fräulein Julien, und nach einigem Nachdenken begann sie:

Das öde Schloss.

Eine Sage aus dem Mittelalter.

Die ersten Flocken fielen lustig zur Erde, und gaben der anmuthigen Landschaft, in welcher das freundliche Städtchen Ilmenstein liegt, einen eigenen Reiz. Zwei Wanderer schritten, sich des Schnees freuend, dem Städtchen zu; der Jüngere, ein schöner, schlanker

Mann, sagte, als er dicht am Thore von seinem Gefährten schied: „Nun denn, wenn Ihr mich nicht bis zu meiner Braut begleiten und durchaus noch heute Abend abreisen wollt, so nehmt meine besten Wünsche auf die Reise, und versäumt nicht, zu meiner Hochzeit wieder da zu seyn, auf den Dreikönigstag, früh!"

Der Andere sah düster vor sich nieder, preßte dann den Freund ungestüm in die Arme und verschwand blitzschnell. „Was ihn wohl wieder bewegen mag," dachte Bernhard, „gewiß eine trübe Ahnung; ob sie ihm oder mir gelten mag, ich will es nicht wissen."

Zu derselben Stunde herrschte ein fröhliches, reges Leben in dem pallastähnlichen Hause des reichen Rathsherrn und Kaufherrn Walther.

Die Nähe einer glücklichen Braut übt einen eignen Zauber auf alle Umgebungen aus, und Elisabeth war die lieblichste, geliebteste Braut, die man sich denken kann, dazu des Kaufherrn einziges Kind und sein Abgott.

Heute hatten sich unter Scherz und Lachen eine Anzahl holder Jungfrauen und alter Basen und Hausfreundinnen in dem großen Wohnzimmer der Frau Walther eingefunden, um die Federn zu der Ausstattung zu schließen und von dem Hochzeitfeste zu sprechen.

Um den Tisch gereiht, die Braut in der Mitte, saßen sie, allerhand Schwänke und Mährchen erzählend, und nippten dabei von dem köstlichen Weine, den der Brautvater reichlich spendete.

Herr Walther selbst kam oft in das Gemach, la-

chend die Frauen zu der Arbeit ermunternd, und mit ihm sein Bruder, der Pflegevater des Bräutigams; ja beide Männer mußten endlich, von den Basen gezwungen, am Tische Platz nehmen und mit helfen, so gut sie es vermochten.

Jetzt öffnete sich die Thüre und unter dem Jubel der Versammlung trat Bernhard herein, und nahm flüsternd und kosend seine Stelle neben der Braut ein, die gar innig mit den dunklen Augen in das schöne blaue Augenpaar des Geliebten schaute.

„Ich hatte Dich früher erwartet," sagte leise Elisabeth und lächelte ihn an.

„Vergieb," versetzte Bernhard, „ich hatte noch einige Kranke zu besuchen, und ging dann, frischer Luft bedürftig, ein wenig in's Freie. Unser Freund Hubert begegnete mir, und so kam es denn, daß wir vom Gespräche fortgerissen uns endlich beim öden Schlosse fanden, aus dessen Fenstern, sonderbar genug, Kerzenschein leuchtete."

„Himmel!" rief Base Kunigunde, „Kerzenlicht im öden Schlosse, da sey Gott uns gnädig, oder vielmehr Euch, Ihr jungen Mägdlein und allen Junggesellen unserer guten Stadt."

Die Jüngern in der Gesellschaft drangen mit Fragen in Kunigunden, was ihr Angstruf bedeute, und welche Bewandtniß es mit dem öden Schlosse habe, das, obschon schön und noch wohnlich, von Jedermann gemieden werde. „Und doch," fügte ein junges Mäd-

chen hinzu, „wüßt' ich keinen schönern Aufenthalt, als den Schloßgarten. Die Neubegier ließ mich vergangenen Sommer einmal hinein treten, und ich fühlte mich wunderbar wohl unter den alten Linden und zwischen den dichten Taxushecken. Ueppig blühten Rosen und Nelken, und blaue Winden und Epheu rankten sich um die Fruchtbäume. Auch ein schönes Treibhaus mit seltenen Pflanzen gewahrte ich am Ende des Gartens, wohl eine halbe Stunde entfernt von dem Schlosse, Ananas. Melonen, schwellende Trauben reiften darin, und wäre die Thüre nicht verschlossen gewesen, ich hätte es gar zu gern näher beschaut."

„Laß Dich nicht wieder hin verlocken," sprach warnend Kunigunde, „auch den alten Gärtner traue ich nicht recht und — besser bewahrt, als beklagt!"

„Ist's wahr, Ohm?" fragte lächelnd Helene Herrn Walther, „daß in jenem Schlosse etwas Unheimliches lebt, oder will Base Kunigunde mich nur necken?

„Man sagte sich früher Mancherlei," versetzte Herr Walther; „so viel aber ist gewiß, eine Jungfrau thut wohl daran in keinem unbekannten Garten herum zu wandeln."

Die schöne Helene erröthete, und Bernhard rief: „Kann ich auch den Mährchen keinen Glauben schenken, so mag ich sie doch gern hören; also laßt Euch erbitten, Base, und erzählt uns die Sage vom öden Schlosse."

„Keine Sage, keine Sage!" seufzte Frau Kuni-

gunde, „lautere Wahrheit, ich weiß vor funfzig Jahren, als Ihr alle meine werthen Verwandten und Freunde noch Kinder oder wohl gar ungeboren waret, begab ſich — doch ſtill, ich will von Grund aus anfangen:

„Meine Urgroßmutter, die ich noch gekannt habe, war ein Kind von zehn Jahren, als das öde Schloß, damals Eigenthum eines Grafen Rothenwied, an einen jungen ſchönen Mann verkauft wurde, den man ſchlicht hin: Herr Willibald nannte, deſſen Anſtand, vornehmes Weſen und Reichthum aber eine höhere Abkunft verriethen.

Meine Urgroßmutter hat oft erzählt, daß Willibald's Schönheit unbeſchreiblich geweſen ſey, ein Blick ſeines ſchwarzen Auges habe wie Zauber gewirkt und ihm Aller Herzen gewonnen, obwohl in ſeiner Nähe jedes nur bänglich geſchlagen.

Herr Willibald ließ das Schloß auf das Köſtlichſte ausſchmücken, und führte, als dies geſchehen, eine junge wunderſchöne Dame, ſeine Gemahlin, daſelbſt ein.

Alswitha, dies war ihr Name, ſchien wie ein Weſen höherer Art, ſo zart und fein. Ihr lockiges Haar konnte man mit Recht golden nennen und ihre blauen Augen ſtrahlten wie Cyanen im Morgenthau.

Das ſchöne Paar ſchien einander unendlich zu lieben, reich geſchmückt erſchienen ſie oft zu Pferde in der Stadt und bei den glänzendſten Feſten, doch nichts übertraf die Feſte, welche ſie ſelbſt in dem Schloſſe veranſtalteten. So hatten ſie mehrere Monate in dem

Schloſſe gelebt, als auf einmal Herrn Willibald's ganzes Weſen ſich zu ändern ſchien. Allein und düſter ſprengte er jetzt oft in die Stadt, allein erſchien er im Tanzſaal und huldigte eifrig den ſchönſten Frauen der Stadt. Die ſchöne Alswitha aber ſah man erbleichen und weinen, oft ging ſie im Garten umher und rang die zarten Hände, oft riß ſie ſchonungslos die ſchönſten Blumen ab, zerpflückte ſie und rief: „Roſen, warum wollet ihr blühen, wird nicht auch mein Herz zerriſſen?“ Lange ſchwieg ſie gegen ihren Gemahl und hoffte, er würde ſich wieder zu ihr wenden, als das aber nicht geſchah, da trocknete ſie eines Tages die Thränen, ſchmückte ſich köſtlich, Feuerfarb und Gold, gleich einer Königin, und trat wieder wie ehemals herrlich und fröhlich auf.

Ihres Gatten Freund und Leibarzt begleitete ſie ſtatt Willibald's in die Geſellſchaften, und man ſagte allgemein, daß der junge Arzt in dem Liebesnetz der Frau Alswitha ſchmachte; junge Männer, die bisher nur mit ſcheuer Ehrfurcht der ſchönen Frau genaht waren, wurden kühner und gaben ſüßen Hoffnungen Raum; hatte Herr Willibald ſich ſeit einigen Monden bemüht den Frieden glücklicher Ehen zu ſtören, zärtliche Brautpaare zu trennen, ſo übertraf ihn jetzt Frau Alswitha, die mit kaltem Hohne jedes heilige Band zerriß und ſich an dem gebrochenen Herzen der edelſten Frauen weidete. Dennoch ſchien es, als könne ſich noch Keiner mit Recht ihrer Gunſt rühmen, und oft blitzte

eine bittre Verachtung der Männer, ja der Menschheit aus den blauen Augen, die zu Zeiten, wenn sie sich unbeobachtet glaubte, mit schmerzlichem Ausdrucke auf Willibald ruhten.

Sie genas von einem Zwillingspärchen, doch kein Lächeln des Mutterglücks umspielte ihren festgeschlossenen Mund. Der Knabe, Willibald genannt, war blond wie die Mutter, deren Züge er trug, das Mägdlein Alswitha, gleich dem Herrn Willibald wie ein Ei dem andern.

Als Willibald eines Morgens von einem Feste zurückkehrend in seinen schönen Garten trat, begegnete ihm Alswitha in einer Laube. Seit langer Zeit hatten die Gatten einander nicht so nahe gegenüber gestanden. Alswitha erblich, über Willibald's Antlitz flog eine hohe Röthe und seiner Schuld gedenkend rief er aus: „Ich glaube, daß Du mir dennoch Treue bewahrt hast, vergieb — Alswitha — liebst Du mich nicht mehr?“

Seine Worte drangen tief in ihr Herz, aber kalt sagte sie: „Nein! — Laß mir das Mägdlein und mich weit von hier ziehen!“

Willibald bejahte nur durch Neigen des Hauptes und sah trübe der Forteilenden nach. Den andern Tag war sie verschwunden, aber mit ihrer Flucht kehrte der Friede der getäuschten Frauenherzen nicht zurück. Sie hatten ihre Geliebten einmal treulos gesehen und konnten nicht wieder an sie glauben.

Herr Willibald zog sich ganz in sein Schloß zurück

und keine der Frauen, denen er Liebe log, keiner der Männer, die er um das Glück der Liebe betrog, sah ihn wieder. Still erzog er seinen Knaben, der herrlich emporblühte. Verachtung der Liebe, des Weibes, der Menschheit prägte er ihm ein und der giftige Saame ging mit Wucher auf.

Da, nach langen Jahren trat eines Tages ein hohes, noch immer schönes Weib in das öde Schloß, an der Hand eine blonde kaum sechzehnjährige Jungfrau führend. Und sie schritt stumm durch den blühenden Garten, und blieb vor der Laube stehen. Herr Willibald, bleich, aber noch immer schön, begegnete ihr und ein Knabe von sechzehn Jahren, ihr Ebenbild, schaute sie lange an.

Frau Alswitha wollte sprechen und Herr Willibald die Tochter umarmen; sie aber sagte schaudernd: „Mutter — ein Mann, ein Feind unsrer heiligsten Gefühle, ein Verführer und Verächter zugleich — der Sohn aber sprach, auf seine Mutter deutend — gehe von mir, Du Schlange, die ich hasse, denn Du bist hart und unversöhnlich, bist ein Weib!“ —

Todtenbleich war der Vater zurückgetreten, getroffen im Innersten stand die Mutter vor dem Sohne. —

Wie auf Windesflügeln enteilte sie dem Garten, gefolgt von Willibald; am Strome stand sie einen Augenblick still und sprang dann hinab. Willibald aber rief: „Hab' ich darum in Uebermuth und Stolz Dein Herz zertreten, Alswitha, um Dich so enden zu sehen

und selbst so zu enden?“ Und blitzschnell stürzte er ihr nach. — Ihre Leichname wurden nicht gefunden, aber bleiche Schatten huschten um Mitternacht um das öde Schloß und vertrieben die schönen, feindlichen Geschwister.

Kein Mensch mochte mehr das Schloß bewohnen, die Dienerschaft zog fort, nur der alte Gärtner mit Weib und Sohn blieb zurück und pflegte treulich des Gartens.

Gereift und herrlich kamen nach einigen Jahren die Geschwister zurück, sie vermählten sich, aber sie folgten den Aeltern nach und quälten treue Herzen zum Tode. Feindlich mieden sich Bruder und Schwester, und boten einander nur die Hand, um ein drittes Wesen zu verderben. Gehaßt und verachtet flohen sie das Schloß und lange blieb es still, bis nach dreißig Jahren wieder einer ihrer Nachkommen kam, ein junger schöner Mann, der das Verderben mit sich brachte, und doch vermochte die Obrigkeit nicht ihn aus seinem Schlosse zu weisen, da er nichts beging, was vor den irdischen Richterstuhl gehört.

Auch spielte er versteckter sein gottloses Spiel, und Niemand konnte ihn offen anklagen. Dann ging er wieder auf Reisen und es ward wieder still, der Enkel des alten Gärtners pflegte die Pflanzen und sein Sohn stand ihm bei. Da — vor ungefähr funfzig Jahren — kam wieder ein Geschwisterpaar aus Willibald's Familie, und die Leute fürchteten sich, die Aeltern verbargen ihre

Kinder und die Gatten hüteten einander, und erzählten zur Warnung die alte Begebenheit. Auch war das Geschwisterpaar noch stiller, und Niemand sah es, nur der Garten prangte schöner, sonst war Alles unverändert still. Auch weiß man nichts von jenen Geschwistern zu erzählen, als daß die schönste Jungfrau der Stadt sich an ihrem Hochzeittage in den Strom stürzte, aus Liebe zum Herrn des öden Schlosses, und daß der schönste Jüngling der Stadt bald nachher spurlos verschwand mit dem Geschwisterpaare.

Lange, lange blieb es nun still im Hause, und man hoffte, die Schatten der Selbstmörder hätten Ruhe, da sprecht Ihr, werther Bernhard, vom Kerzenschimmer im öden Schlosse, und ich will beten für Euch, Ihr jungen Seelen." —

„Ein sinnreiches Mährlein," sagte Bernhard, „die Lust, Begebenheiten von einigem Interesse mit Zusätzen auszuschmücken, bringt manche Unterhaltung für Menschen, die gern auf Augenblicke die Wirklichkeit verlassen."

Kunigunde und die älteren Basen schalten den jungen Arzt einen Freigeist, und die Mädchen neckten einander, unterstützt von Bernhard's Pflegevater, der gern gutmüthig spottete. Doch verstummte der Scherz, als die Muhme ernsthaft sprach: „Und wenn meine Erzählung doch keine Sage wäre, und irgend ein bösartiges Wesen aus dem öden Schlosse Einem von Euch Spöttern das Herz bräche?"

Elisabeth schlug die milden Augen auf, und reichte ihrem Bernhard die Hand, lächelnd sprechend: „Wohl denen, die früh ein treues Herz fanden, an dem sie innig hangen, sie haben nichts zu fürchten, und darum auch wir nicht, nicht wahr, mein Bernhard?“

Bernhard drückte die Verlobte innig an sein Herz.

Frau Walther, von einer trüben Ahnung beschlichen, zwang sich, ein lustiges Mährlein zu erzählen; die Männer gaben allerhand Possen an. Frau Walther und die Basen mußten die Federn bei Seite schaffen, die Handlungsdiener des Hausherrn und noch einige Bekannte des Bräutigams traten ein, und mit Tanz und heitern Spielen verkürzte sich das junge Völkchen den Abend — doch heimlich fragte sich Jeder: „Wer mag im öden Schlosse seyn?“

Einige Tage nach jenem heitern Abend war der frühe Schnee geschmolzen, die Sonne durchwärmte die Luft, wie im Spätsommer, und das herbstliche Grün und bunte Laub der Bäume schien nach den ersten Vorboten des Winters noch einmal so reizend.

Elisabeth hatte mit zwei vertrauten Freundinnen und ihrem Bräutigam einen Spatziergang um die Stadt beschlossen, da aber dieser zu einem gefährlichen Kranken gerufen ward, gingen die Jungfrauen allein. Es begegnete ihnen Niemand, und Helene und Agnes wendeten nichts ein, als Elisabeth wie zufällig den Weg nach dem öden Schlosse einschlug.

Natürlich kam das Gespräch auf das öde Schloß

und die Erzählung der Base Kunigunde, und Elisabeth sprach, ihre Theilnahme hinter einer Frage verbergend: „Glaubt Ihr, liebe Freundin, an die Mittheilungen der Base Kunigunde, von deren Wahrheit sie so fest überzeugt schien?“

Die ruhige, schweigsame Agnes erwiederte langsam: „Ich glaube nur an das, von dem ich unumstößliche Beweise habe, und bestreite nichts, gegen das ich nicht gewichtige Gegengründe vorbringen kann.“

Helene schlug ein Kreuz und sagte: „Ich glaube daran, und möchte um keinen Preis noch einmal in den Garten gehen.“

„Seht, ich habe mehr Muth!“ sprach Elisabeth, als sie dem Garten ganz nahe waren, „ich gehe hinein. Als Braut hab' ich schon halbe Frauenrechte, und das Andenken an meinen Verlobten schützt mich vor jedem bösen Zauber.“

„Was willst Du thun?“ rief Helene, als Elisabeth die Gartenthür öffnete, aber schon hatte die Braut die Schwelle des Gartens überschritten, und die beiden Freundinnen blieben unfern der Thüre zurück.

Langsam schritt Elisabeth durch die belaubten Gänge, der Garten hatte einen eignen, schwermüthigen Reiz, die Gänge waren mit gelbem und rothem Laube bedeckt, und in reicher Fülle blühten in Blumenkörben die Strohblume, Herbstaster und purpurne Pelargonie. Alles um sie her war still; süßen, abenteuerlichen Träumen hingegeben, vergaß sie, immer weiter eilend, die harren-

den Freundinnen. Jetzt stand sie vor dem Treibhause, eine geheimnißvolle Macht hielt sie zurück, aber die Blüten und goldenen Früchte winkten so lockend, daß sie, ob auch mit Herzklopfen, doch in den duftenden Wintergarten trat.

Wohl eine Stunde hatten Helene und Agnes auf die Freundin gewartet, schon einige Male wollten sie zurück nach der Stadt gehen, aber bange Sorge hieß sie immer wieder umkehren und harren. Agnes tröstete die bebende Helene, welche Vorübergehende zur Begleitung in den Garten anrufen wollte, doch war ihr Inneres nicht so ruhig, als es den Anschein hatte.

Endlich kam Elisabeth zurück aus dem Garten, in der linken Hand hielt sie ein grünes Gewinde, eine Ranke, die in einem Gefäß, welches mit Wasser angefüllt ist, noch lange fortgrünt. An der Brust trug sie eine seltene, zarte, durchsichtige Blume. Ihr Gesicht hatte einen eignen Ausdruck, in tiefes Sinnen verloren beantwortete sie die Fragen der Freundinnen nur zerstreut, und bat sie beim Scheiden, bei ihrer Freundschaft ihren Besuch im Garten zu verschweigen.

Helene und Agnes gelobten dies.

Seit jenem Tage war eine merkliche Veränderung mit Elisabeth vorgegangen, die gleichbleibende Freundlichkeit und Fröhlichkeit, welche sie früher so liebenswürdig gemacht hatte, war einer stillen Schwermuth, einer gewissen Heimlichkeit gewichen, die sonst ihrem offenen Wesen ganz fremd war. Sie zeigte sich miß-

launisch, zerstreut, dann wieder seltsam fröhlich, und Niemand wußte sich ihr Betragen zu erklären.

Ihr Vater meinte, Bräute hätten oft seltsame Launen, die Trennung vom Vaterhause, der Gedanke an neue Verhältnisse und Pflichten bewege ihr Gemüth; die Mutter, eine feine, scharfblickende Frau, hielt Elisabeth's ungleiches Betragen für übelverborgene Eifersucht auf den schönen, geistvollen Bräutigam, der als Arzt mit den schönsten Frauen und Mädchen Umgang hatte. Bernharden bekümmerte Elisabeth's Verwandlung am meisten, Anfangs glaubte er die Geliebte krank, und zeigte ihr die zärtlichste Sorgfalt; als er bemerkte, daß ein geheimes Leid sie quäle, suchte er auf die feinste, innigste Weise ihr Vertrauen zu gewinnen, doch sie schwieg. Schmerzlich lächelnd entzog sie sich seinen Liebkosungen; den Vermählungstag, der immer näher rückte, erwähnte sie nicht mehr, und nahm an allen Vorbereitungen zu ihrer häuslichen Einrichtung in Bernhard's Wohnung nicht mehr den geringsten Antheil. Am heitersten war sie, wenn sie in die Kirche ging, wo sie jetzt oft stundenlang verweilte. Niemand durfte sie begleiten, und die Aeltern wehrten ihr nicht, ihre Andacht so oft und so lange sie wollte zu verrichten.

Oft gedachte Bernhard seines fernen Freundes Erich, die trübe Ahnung, welche diesen beim Abschied bewegt hatte, war eingetroffen. — Elisabeth's Herz hatte sich von Bernhard abgewendet, ohne daß er einen Grund ihres Benehmens erforschen konnte, er, das

wußt' er, war ſich gleich geblieben in treuer, innige Liebe.

Trübſinnig ſaß er eines Tages in ſeinem Zimmer, und dachte an die entflohene, glückliche Zeit, da öffnete ſich die Thüre, und ein ihm unbekannter Diener in glänzender Livree brachte ihm ein roſenfarbenes Briefchen.

Die zierlichſten weiblichen Schriftzüge traten Bernhard's Augen entgegen, er las:

„Eine Kranke nimmt Ihre Kunſt und Theilnahme in Anſpruch, edler Mann. Wollen Sie mir das Leben wieder geben, ſo folgen Sie meinem Diener, der Sie zu mir führen wird, doch kann ich Ihre Hülfe nur dann in Anſpruch nehmen, wenn Sie ſich die Augen verbinden laſſen. Armida."

„Ein ſeltſames Verlangen!" rief Bernhard, „doch Leidenden beizuſtehen iſt mein Beruf, es ſey denn!"

Er ließ ſich von dem Diener eine dichte Binde umlegen, in den Wagen heben und im Galopp davon fahren, ohne mit dem Diener, der neben ihm ſaß, nur ein Wort zu wechſeln. Bernhard hatte Muth, Begierde zu helfen, Hang zu Abenteuern; im Nothfalle verließ er ſich auf den Degen an ſeiner Seite, den er geſchickt zu führen verſtand.

Endlich ſtand der Wagen ſtill, der Diener führte ihn eine Treppe hinauf, Wohlgerüche von Blumen umgaben ihn. Bernhard folgte ſeinem Führer durch mehrere Zimmer, jetzt nahm er ihm die Binde ab und verſchwand.

Der Arzt sah sich in einem Zimmer, welches eben so geschmackvoll als prächtig war, die seltensten Pflanzen in krystallenen Gefäßen umstanden eine Nische, die mit weißem Flor, dessen Falten von Rosen gehalten wurden, verhangen war. Jetzt flog diese Verhüllung zurück, Bernhard erblickte auf einem Ruhebette ein Weib von bewundernswürdiger Schönheit.

„Seyd Ihr der Arzt, und kommt Ihr, mir zu helfen?“ sprach sie mit lieblicher Stimme und fremdartigem Accent. Bernhard bejahte und faßte ihre zarte, weiche Hand, deren Puls fieberhaft schlug.

„Keine Ruhe bei Nacht, und wenn der Morgen kommt, noch keinen Schlaf, Angst und Unruhe verscheuchen jedes Glück zu mir, und zum Sterben bin ich doch noch so jung!“

Bernhard blickte mit inniger Theilnahme auf das schöne Geschöpf. Er forderte die Ingredienzen zu einem Kühltrank, den er selbst bereitete, und schied von ihr mit dem Versprechen, bald wieder zu kommen. Der Diener legte ihm die Binde um die Augen und der Wagen brachte ihn im Galopp zu seiner Wohnung.

Die erste Pflicht des Arztes ist: Schweigen, natürlich blieben Bernhard's Besuche sogar seinen Vertrautesten ein Geheimniß. Täglich brachte ihn, sobald es dunkelte, der Wagen zu der schönen Kranken, nach deren Namen und Aufenthaltsorte er nicht forschte. So viel wußte er, wenn er nach der Schnelligkeit, mit welcher er fuhr, und nach der Zeit urtheilte, daß ihre Woh-

nung über eine Stunde von der Stadt entfernt seyn mußte. Anfangs hielt er sie für eine vornehme Dame, welche durch irgend einen Fehltritt zur Einsamkeit verdammt war, später überzeugte er sich, daß er ihr Unrecht gethan habe, und endlich war Bernhard so von ihrer bezaubernden Schönheit umstrickt, daß er nichts dachte, als sie.

Im Hause des Herrn Walther ließ sich der Bräutigam nur selten sehen, sich mit Geschäften entschuldigend, was die Aeltern seiner Braut zu glauben schienen, und Elisabeth sehr ruhig, ja fast heiter aufnahm. Der Bruder des Herrn Walther hatte eine Reise in dringenden Handelsgeschäften unternehmen müssen, und die Hochzeit war einstweilen bis zu seiner Rückkehr verschoben.

Fünf und zwanzigste Nacht.

(Schluß der vorigen Sage.)

In der Stadt sprach man Mancherlei über Elisabeth's Verwandlung und über die allabendlichen Fahrten des Doctors, aber Niemand wagte es, davon zu Walthers oder Bernhard zu reden, und dieser wie Elisabeth waren weit entfernt, sich für die Gegenstände der

allgemeinen Aufmerksamkeit zu halten. Nur die Base Kunigunde kam eines Tages zu Frau Walther, und sagte heimlich: — „Obgleich die Fensterladen des öden Schlosses zu sind, es schimmert Kerzenschein durch die Ritzen, und fremde Diener machen Einkäufe in der Stadt — in der Kirche aber hat man jüngst einen hohen, schön gestalteten Mann gesehen, den Niemand kannte, und welcher Eure Elisabeth fest in das Auge faßte.“

Frau Walther schwieg, Kälte rieselte durch ihre Adern. Als ihr Abends Elisabeth gute Nacht sagte, sprach die Mutter: „Elisabeth, das öde Schloß soll bewohnt seyn!“ Elisabeth fiel der Mutter um den Hals, als wolle sie sprechen, doch schnell riß sie sich los und sagte: „Gute Nacht — gute Nacht, ich will schlafen.“

Allmälig waren Elisabeth und Bernhard einander fremd geworden, keins fragte mehr das Andre nach seinen Geheimnissen, Bernhard entschuldigte sein Außenbleiben kaum noch, und Elisabeth schien ihn nicht zu vermissen. Diese Freiheit, die Eins dem Andern ließ, war Ursache, daß ihr Verhältniß, so lose es auch noch geknüpft war, doch ein freundliches blieb. Ja, es schien oft, als wollten sie einander ihre veränderten Gesinnungen harmlos und freudig vertrauen.

Das Weihnachtsfest erschien, und Bernhard, der nie seit seiner Kindheit am Weihnachtsabende im Hause des Herrn Walther gefehlt, lenkte, von Gewohnheit und Erinnerung ge-

trieben, was lange nicht geschehen, des Abends die Schritte nach dem wohlbekannten Hause.

Unterwegs fiel ihm ein, daß er noch kein Geschenk für Elisabeth habe, und um der Reichen etwas Seltenes zu geben, kehrte er um, und holte aus seiner Wohnung etwas Seltenes, Köstliches, sich über sich selbst wundernd, daß er eben dies erwähle.

Herr Walther war mit seiner Familie und dem ganzen Hauspersonale im großen Zimmer versammelt, sich an der Freude der Beschenkten ergötzend, und in Erinnerung versenkt, am Glanze des Christbaumes weidend, da trat Bernhard herein, näherte sich herzlich Elisabeth, und setzte auf ihren Platz in glänzender Krystallschale eine purpurfarbene, seltene Pflanze.

Die Aeltern freuten sich des Unerwarteten und der sinnigen Gabe, und Elisabeth sprach: „Ei, Bernhard, wie hast Du mich so schön überrascht, schönere Pflanzen kann es kaum" — sie unterbrach sich und dachte — „im Garten des öden Schlosses geben," und weil sie ihn nicht erwartet, nichts vorbereitet, und ihn doch nicht unbeschenkt lassen wollte, holte sie die Ranke, die noch immer grünende, aus dem öden Schlosse, und bot im reinen, silberweißen Gefäße sie dem Freunde dar.

Während nun Bernhard und Elisabeth sich sinnig über die Pflanzen unterhielten, trat heiter Herr Walther zu ihnen und sprach: „Kinder, Ihr waret einige Wochen hindurch seltsame Leute, aber ich sehe, Euer verliebter Zwist ist vorüber, und Ihr seyd wieder, wie

es sich für ein Brautpaar ziemt; so will ich Euch denn verkünden, daß mein Bruder mir seine Ankunft auf den dritten Januar gemeldet, und Ihr könnt, wenn es Euch erwünscht ist, wie früher bestimmt war, den Dreikönigstag Hochzeit halten, überlegt es Euch!"

Er entfernte sich, schweigend und verstört sahen die Verlobten vor sich nieder; ein Seufzer rang sich aus Elisabeth's Brust, und Bernhard rief mit schmerzlicher Geberde: „O, warum ist nicht mehr Alles wie ehemals!"

„Warum ist nicht mehr Alles wie ehemals!" wiederholte sich leise Bernhard, als er sein einsames Zimmer betrat, „bin ich nicht mehr derselbe, oder beherrscht mich eine unheimliche Macht?

Als neunjähriger Knabe stand ich an Elisabeth's Wiege, und küßte ihre kleinen Händchen, die sie mir lächelnd entgegen streckte; war ich nicht ihr Spielgefährte, Lehrer, Schützer? Hing nicht ihre reine Seele, die offen vor mir lag, mit Innigkeit an mir, so lange sie denken konnte?

Wie entzückte mich, als ich nach beendigten Studien nach Ilmenstein zurückkam — die erblühte Jungfrau. Mein gütiger Pflegevater, ihre Aeltern gönnten mir dies Kleinod, sie liebte mich, und jetzt?

Ach, nicht ihre Verstimmung, die wohl nur Krankheit ist, zog mich ab von ihr. Eine Fremde hat mich in ihren Banden, ein Weib, dessen Name, Abkunft, Charakter mir fremd ist, von dem ich nichts weiß, als

daß es schön und launenvoll, ein Weib, das mich oft zu lieben scheint, und mir doch jede Gunst und ihr Vertrauen versagt? Verdiene ich Elisabeth, kann ich mich von der holden Gespielin trennen und von der Zauberin losreißen?"

Er versank in düstere Träume, den nächsten Morgen ließ ihn Herr Walther zu sich rufen. Elise war erkrankt und bedurfte Bernhard's Hülfe, obgleich ihre Krankheit nicht gefährlich, war doch von der nahen Hochzeit keine Rede mehr, und Elisabeth schien sehr beruhigt.

Als am zweiten Festtage Bernhard wieder nachdenklich in seinem Zimmer saß, trat unerwartet sein Freund Erich ein, der von seiner Reise zurückgekehrt war.

„Ihr seht," sprach er freundlich zu Bernhard, „ich komme vor dem Dreikönigstage, und, wie es scheint, wäre ich auch an diesem Tage noch zu früh zu Eurer Hochzeit gekommen!"

Bernhard sah schwermüthig auf, und rief, den Freund neben sich nieder ziehend: „Ihr kommt zur rechten Zeit, mein Herz ist übervoll," und ehrlich, wie dem Beichtiger, vertraute Bernhard dem Getreuen sein Geheimniß.

Erich hörte ihm schweigend und aufmerksam zu, und sagte dann: „Und Ihr habt nie die Binde gelüftet? Nie nachgeforscht, wo und bei wem Ihr waret? Der längere Weg, den Ihr zurückgelegt, macht mich

nicht irre, im öden Schlosse seyd Ihr gewesen, und jenes schöne Weib ist" —

„Halt ein!" rief Bernhard, und setzte, sich zum Scherze zwingend, hinzu: „Mährchen, Mährchen, Ihr glaubt doch nicht an das Geschwätz?"

Erich schwieg, das Haupt wiegend, und sprach: „Handelt wie ein Mann, und bedürft Ihr eines bewährten Freundes, so wißt Ihr mich zu finden!"

Bernhard eilte hinaus in den Sturm durch die dunkeln Straßen, er kam bei Walther's Hause vorüber und sah Elisabeth's Schatten am Fenstervorhange, aber er kehrte um und schlich still wieder heim.

Zwei Tage nachher kam Armida's Diener wieder, den Arzt abzuholen. Bernhard folgte ihm, doch beim Aussteigen aus dem Wagen lüftete er die Binde. Er befand sich in Wahrheit vor dem öden Schlosse.

Ernst und kalt fragte er nach dem Befinden der Kranken, und als sie seine Kälte schmerzlich beklagte, sprach er gebietend: — „Ich bin Euer Arzt, ich habe mich als Freund bewiesen; so vertraut mir endlich, soll nicht ein böser Argwohn über Euer heimliches Thun in mir aufsteigen."

Armida sah erglühend zur Erde, große Thränen rollten über ihre Wange, endlich sagte sie schüchtern: „Noch keinem Menschen als meinem Bruder ist mein Schicksal bekannt, Ihr sollt es wissen, ich fühl' es, Ihr müßt es wissen!" Sie winkte mit der Hand, Bernhard setzte sich in ihre Nähe und sie begann mit

bebender Stimme: „Meine Uráltern ſtammen aus einem fernen Lande, mein Aeltervater aus Süden, deſſen Gattin aus Norden. Der Handel hatte ihn reich gemacht, und ein längerer Aufenthalt im Morgenlande bekannt mit allem Luxus.

Er hatte meine Aeltermutter ſo glühend geliebt, wie ſie ihn, aber Uebermuth und Eitelkeit verlockten ihn, ihr Herz auf gefährliche Proben zu ſtellen. In Beider Seelen zog der Haß — ſie haßte den Mann und ſein ganzes Geſchlecht, und er das Weib. —

Dieſer Haß ging durch Erziehung auf die Nachkommen über, und erzogen im Männerhaſſe hab' ich bisher mit jedem Herzen, das ſich mir liebend hingab, geſpielt. Da ſah ich Euch — Euch, den ich liebe — o Bernhard, mein Haß iſt ausgelöſcht — liebt Ihr mich?" —

„Laßt mich!" unterbrach Bernhard düſter das ſchöne Weib, „meine Schwüre gehören einer Andern, Ihr aber, die Ihr ſo jung ſchon gefrevelt, rettet Eure Seele, thut Buße, verlobt Euch dem Herrn!" Armida verhüllte ihr Geſicht, winkte ihm ſich zu entfernen und Bernhard eilte ungeſehen die Treppen hinab aus dem öden Schloſſe.

Hell funkelten die Sterne, ſein Herz ſchlug leichter, aber Thränen netzten ſein Auge — nie wieder ſollte er ſie ſehen, die ihm noch niemals ſo reizend erſchienen, wie heute. Es zog ihn zurück zu ihr, ſchon ſtand er am Thore der Stadt, und zum Umkehren hob ſich ſein

Fuß, da faßte eine kalte Hand die seine, und eine wohlbekannte Stimme rief: „Folgt mir, Herr Bernhard, Euch suche ich schon seit einer Stunde — Eure Braut, Jungfer Elisabeth, liegt im Verscheiden!“

Diese Worte riefen des Arztes Besinnung zurück, er erkannte den Diener Herrn Walther's und folgte ihm eilig nach dem Hause der Kranken.

Er fand sie bewußtlos, fieberhaft glühend, ein anderer Arzt, den man gerufen, weil man zweifelte, daß Bernhard am Sterbelager der Geliebten die nöthige Besonnenheit haben würde, hatte ihr bereits das Leben abgesprochen, und im Nebenzimmer harrte ein Priester auf einen lichten Augenblick der Kranken, um ihr das Abendmahl zu spenden. Doch ihr Bewußtseyn kehrte nicht zurück, der Arzt und der Geistliche entfernten sich, und Bernhard, welcher die klagenden Aeltern, um die Kranke nicht stören zu lassen, aus dem Zimmer wies, blieb allein bei ihr zurück.

Um Mitternacht wandte sie ihr Haupt zu Bernhard und sprach unendlich sanft: „Helene, ich bin im Garten des öden Schlosses gewesen, als ich in den Wintergarten trat, da sah ich ihn, ihn mit den gebietenden Augen; er faßte meine Hand und nannte mich die schönste Blume des Gartens, die er auf ewig festhalten möchte. Wie vom Zauber berührt, gab sich mein Herz ihm hin, aber ich entfloh — er sollte mich nicht für leichtsinnig halten. —

In der Kirche sah ich ihn wieder, jeden Tag —

er beſchwor mich, wieder in den Wintergarten zu kommen, aber ich kam nicht. O Helene — er wollte kommen, um mich werben, und ich wies ihn zurück, weil ich Bernhard's Braut. — Nur in der Kirche noch ſah ich ihn — doch als ſich Bernhard von mir wandte, da ſagt' ich es dem Herrlichen, er ſollte kommen, mich vom Vater begehren und in ſein ſchönes Schloß führen. — Und er iſt nicht gekommen, die Sehnſucht nach dem Garten, wo ich ihn ſah, ach, die Sehnſucht nach einer Stunde, wie die war, wo ich ihm zuerſt begegnete, bricht mein Herz. Die grüne Ranke gab ich Bernhard — es iſt mir, als liebe ich ihn noch, und doch hat meine Seele noch andere Träume, und mein Herz iſt getheilt! — O mein Zaubergarten!" —

Tief bewegt hatte Bernhard ihr zugehört, die jetzt wieder feſt zu ſchlummern anfing.

„O!" rief er aus, „wie iſt doch wahr geworden an uns, was ich für ein Mährchen hielt. Ich meinte: Kunigunden's Sage ſey nur eine Allegorie, den Haß der Liebe, die uralte Feindſchaft und Neigung zwiſchen Mann und Weib andeutend. Werden alle Ideen wahre Begebenheiten, oder liegt in der Begebenheit die Idee? — Bleibt ſelbſt dem Liebenden noch Sehnſucht nach einer Liebe, die gar nicht von den Verhältniſſen des Lebens berührt wird, geheimnißvollen Weſen gehört?"

Die Kranke ſchlummerte fort und holte ſchwer Athem, jetzt, wo ſie ihm auf's Neue theuer geworden, ſollte Bernhard ſie verlieren. „Nur wenige Tage noch, und

ſie iſt todt!“ dachte der Arzt. Im Innerſten bewegt, warf er ſich an ihrem Lager auf die Knie und betete um ihr Leben.

Tage vergingen, Eliſabeth's Zuſtand verbeſſerte und verſchlimmerte ſich nicht; Bernhard wich nicht von ihrem Bette.

Als die erſte Stunde des Dreikönigstages ſchlug, und er ſich, wie damals, wo ſie ihr Geheimniß ausſprach, allein mit ihr befand — ſchlug ſie plötzlich mit einem tiefen Seufzer die Augen auf, und ſprach: „O, mein Bernhard, Du biſt bei mir. Ich war wohl ſchwer krank, und habe Dir Sorgen gemacht, Du lieber, lieber Bernhard. Sieh, nun fühle ich mich wieder leichter, ich werde geneſen und Dir vergelten!“

Sie reichte ihm die Hand, die er innig an ſeine Lippen drückte, und lächelnd fuhr ſie fort: „Hat mir denn Jemand ein Mährlein erzählt, oder war ich im Garten des öden Schloſſes und ſah einen hochgeſtalteten Mann?“

„Baſe Kunigunde hat allerlei vom öden Schloſſe erzählt, und Du haſt wohl bunt und lebhaft geträumt?“

„Ja, ich habe geträumt!“ ſagte ſie beruhigt — „Vieles iſt Traum, doch meine Liebe zu Dir iſt Wahrheit, ſie wohnt ja, ſo lange ich denken kann, in mir!“

Als die Aeltern und einige Freunde in das Krankenzimmer traten, fanden ſie Bernhard an Eliſabeth's Lager, ihr Haupt auf ſeine Schulter gelehnt, ſie ſelbſt fröhlich und klar.

Einige Wochen nachher sprach man in Ilmenstein viel von dem schönen, glücklichen Brautpaare, Bernhard und Elisabeth, und von der glänzenden Vermählung desselben. Auch redeten Viele von einer wunderschönen Jungfrau, die im nahen Clarenkloster das Noviziat angetreten, und von einem jungen, schönen Mann, der auf einem stolzen Rosse aus dem öden Schlosse fortgesprengt — doch nur Bernhard wußte, wer die Nonne sey, und verhehlte das Letztere sorgfältig der Gattin.

Die Schatten, welche sonst in der Dämmerung über den Strom schwebten, sah man nicht mehr, auch in dem öden Schlosse zeigte sich nicht wieder Kerzenschein. Seit vielen Jahren steht es nun verlassen, und verfällt; Niemand weiß, wem es gehört, nur der achtzigjährige Gärtner spricht zuweilen von seiner verstorbenen, schönen Herrin Armida, die er gekannt, als er ein Kind war! und der Garten, von ihm und seinem Enkel gepflegt, blüht noch fort, in der frühern Anlage erhalten, und in unvergänglicher Schöne. —

Sechs und zwanzigste Nacht.

„Damit ich nur mein schon längst gegebenes Versprechen, einmal eine Sage zu erzählen, löse, will ich mei:

nen lieben Freunden heute die Sage von der weißen Rose mittheilen," sprach die Oberstin, „doch bitte ich meine Zuhörer, nicht etwa an die rothe und weiße Rose der Häuser York und Lankaster zu denken, sondern nichts weiter zu erwarten, als eine einfache, deutsche Sage, die für mich allen Reiz des Sagenhaften hat." Und sie begann:

Die weisse Rose.

Sage.

Der Weinmonat hatte sein altes Recht gleich bei seiner Ankunft behauptet, über den lang gestreckten Rücken des Hochgebirges in einer Nacht eine glänzende Schneedecke gelegt, und der Wind, der von dort herüberstrich, gab auch in den fern gelegenen Thälern deutlichen Bericht davon.

In dem Hause des Oberförsters Wolfgang sammelten sich die Hausgenossen nach und nach, als der Abend kam, alle um den warmen Ofen in der Wohnstube. Nur der Oberförster und sein Sohn waren noch draußen im Forst.

„Muhme Tina," hub Elisabeth, die siebzehnjährige Tochter des Oberförsters, an, indem sie mit Spinnen einhielt und die Spindel in die Seite stemmte, „Du könntest uns wohl etwas erzählen. Du bist mir ohnedies noch die Geschichte von der weißen Rose schuldig.

Der Wind raſchelt draußen ſchon durch die dürren Blätter; da hört ſich's gut zu."

Muhme Chriſtine lächelte und ſah die Hausfrau an. „Immer zu!" ſprach Frau Anne. „Vergeht ſo die Zeit geſchwinder, bis der Vater kommt!"

„Nur nicht von der weißen Roſe!" ſagte eine tiefe Baßſtimme hinter dem Ofen, die dem alten Jäger Conrad gehörte. „Iſt heute der Dritte, Mondwechſel und Freitag obendrein."

Chriſtine ſchaute rückwärts nach der dunklen Ecke hin: „So wißt Ihr auch etwas von der weißen Roſe?" fragte ſie verwundert.

„Hm, davon ließe ſich viel ſagen!" brummte jener. „Wenn nur nicht vielleicht eben jetzt einer die Ohren dabei hätte, den ich nicht nennen kann und mag.

Denn in des Zwielichts blaſſem Schein
Treten ſie in's Haus herein."

Eliſabeth ſprang auf, zündete einen langen Fichtenſpan im Ofen an, und ſteckte ihn auf den hohen, eiſernen Leuchter, der an der Wand ſtand. Frau Anne aber ſprach: „Ihr alter Unglücksprophet, Ihr könntet einem wohl am hellen Tage mitten unter den Leuten ein Grauſen machen!"

„Dann läg' es an der Zeit, nicht an mir!" erwiederte er. „Es geht jetzt wunderlich her. Der Spuk oben im Gebirge iſt lange nicht ſo toll geweſen. Das

hat wieder etwas zu bedeuten. War auch so vor funfzehn Jahren, als der Preuße zuerst in's Land kam. Und ich hab' es von guter Hand," fuhr er nach einer Weile fort, daß sich der Kaiser drüben ganz in der Stille zum Kriege rüstet. Wem soll das gelten als unserm Lande?"

In dem Augenblick geschah ein Schlag von außen an das Fenster, wie mit einer starken Ruthe. „Wart, Du verdammter Störenfried!" rief Conrad, stand auf und ging nach dem Fenster. „Das war niemand anders als der wilde Junker drüben von Liebenwalde, der immer hier um's Haus schleicht. Aber ich bin ihm auf der Fährte."

Er machte das Fenster auf und schaute hinaus. Alles war still. Er warf es unwillig wieder zu und sprach: „Was mag der Alte nur gesündigt haben, daß Gott ihn mit einem solchen Sohne gestraft!

Wem Kinder nicht gedeihen,
Was hat der auf der Welt?
Was soll den Stamm noch freuen,
Dem Blüth' und Frucht abfällt?"

„An dem erlebt der alte brave Mann gewiß noch großes Herzeleid. Seitdem er Soldat geworden, ist's nun vollends als hätte der Gott sey bei uns leibhaftig bei ihm Quartier genommen."

„Ein schöner Mensch ist's aber doch!" sagte Chri-

ſtine, „und iſt auch lange nicht ſo ſchlimm, als Ihr ihn macht!“

„Ach, ſchweigt mir nur von dem!“ unterbrach ſie Frau Anne ſeufzend, und ſah halb verſtohlen nach ihrer Tochter hin, welche ſich an dem Rocken zu thun machte. „Erzählt uns lieber Eure Geſchichte, Muhme Chriſtine, daß wir auf andere Gedanken kommen.“

Chriſtine legte neuen Flachs auf, ſetzte ſich dann auf ihrem Stuhl zurecht, und nachdem ſie noch einen ſcheuen Blick nach dem Fenſter geworfen, hob ſie an:

„Auf den hohen Bergen im Schweizerlande, die viel, viel höher ſeyn ſollen, als unſre hier, da wächſt, wie ſie ſagen, eine gar ſeltene Blume, die wird das Alpenröslein genannt. Dieſe Blume hat in unſerm Gebirge noch keiner aufgefunden; wahr und gewiß iſt es aber, daß dagegen bei uns ſich jährlich einmal eine andere Roſe zeigt, die ihres Gleichen wohl in der ganzen Welt nicht antreffen mag. Wer Muth genug hat, in der Nacht vor Himmelfahrtstag ſich auf das hohe Gebirge zu begeben, und dann die rechte Stelle weiß“ —

Sie wurde hier unterbrochen. Die Thüre öffnete ſich, und der Oberförſter trat mit ſeinem Sohne, einem Knaben von funfzehn Jahren, herein.

„Der Vater!“ rief Eliſabeth freudig aufſpringend, und lief ihm entgegen. Es kam ihr vor, als ſähe er bleich und verſtört aus. Er umfaßte das liebliche Kind, ſchaute ihm lange in die frommen blauen Augen, die

so voll Freude, Liebe und Sorge zu ihm aufsahen, und küßte es auf die Stirn.

„Mein Herzens, Herzens-Rösel!“ sagte er leise mit bewegter Stimme. Dann reichte er seiner Frau die Hand, winkte dem alten Conrad, und begab sich mit diesem und seinem Sohne nach dem Nebengemache, dessen Thüre er hinter sich schloß. Seine Frau sah ihnen ängstlich nach. Nach einer Weile traten sie wieder heraus; Conrad nahm seinen Hut, langte eine Büchse von der Wand und verließ das Zimmer, indem er einige Worte für sich hinmurmelte. Elisabeth glaubte etwas von der weißen Rose zu vernehmen.

Der Tisch ward gedeckt, die Abendmahlzeit aufgetragen; Elisabeth sprach das Gebet, alle setzten sich schweigend. Der Oberförster aß nicht, stand öfters auf, um zum Fenster hinaus zu sehen, und schien sehr unruhig. Da trat endlich der Jägerbursche Franz in die Thüre.

„Wo kommst Du her?“ rief ihm jener zu.

„Aus der Stadt, Herr Oberförster, wie Ihr wißt,“ erwiederte er. „Ich komme über Liebenwalde, da brachten sie eben den Junker todt nach Hause. In unserm Forst, hieß es, sey er erschossen worden.“

Der Oberförster sprang auf und starrte ihn an, dann plötzlich griff er nach der Stuhllehne, wie um sich daran zu halten, setzte sich matt und langsam wieder hin und schlug die Hände über die Augen. Nach einer langen Weile sprach er leise: „Ich habe es wohl

geahnet! Doch Gott iſt mein Zeuge," fuhr er fort mit ſtärkerer Stimme, „daß ich es nicht wußte in dem Augenblicke, da ich auf ihn ſchoß." —

Mit einem lauten Schrei ſtürzten jetzt Frau und Tochter auf ihn zu. Eliſabeth warf ſich an dem Stuhle nieder, ſchlang ihre Arme um den Vater und ſchluchzte laut.

„Ich bin kein Mörder!" rief er, und richtete ſich empor. „Es war Nothwehr, ſo wahr mir Gott gnädig ſey! Zwei Mal ſchoſſen ſie nach mir, und erſt, als er zum dritten Schuß ſchon auf mich aufgelegt hatte, kam ich ihm zuvor. Du kannſt's bezeugen, Karl. Erzähle Du's, wie es war."

„Vater!" entgegnete der Knabe, „wenn meine Flinte mir nicht verſagte, ſo kamt Ihr wohl gar nicht zum Schuß. Ja, ſeht nur, Mutter, wir waren oben geweſen auf dem langen Berge, der Vater hatte Holz angeſchlagen, und als wir jetzt wieder nach Hauſe gehen, da finden wir" —

„Im ſchwarzen Grunde, bei der großen Buche," fiel der Oberförſter ein.

„Ja, im ſchwarzen Grunde, bei der großen Buche, da finden wir drei Wilddiebe, wie wir dachten; ſie hatten zerlumpte Kittel an, und die Geſichter geſchwärzt. Wir gingen auf ſie zu, der Vater rief ſie an. Da ſchrie der eine: „Ha, biſt Du's, auf Dich hab' ich gewartet!" ſprang nach ſeiner Büchſe, die am Baume lehnte und ſchoß nach uns. Ich war nicht faul: wie Du mir, ſo ich Dir! dachte ich, nahm den Kerl auf's

Korn und drückte los. Die Flinte versagte. Indem aber schoß auch schon der Zweite; ich hörte die Kugel wohl zwischen uns durchpfeifen.

„Schieß den Hund doch nieder! schrie darauf der Erste dem Dritten zu, und da dieser zauderte, riß er ihm das Gewehr aus der Hand, und schlug wieder auf den Vater an. Der Vater aber war schneller als er: die Büchse an den Kopf, und Knall und Fall, das war nur Eins!"

„Sey uns gnädig und barmherzig!" schrie Muhme Christine.

„Mir kam ein Grausen an," fuhr der Oberförster fort, „da ich ihn fallen sah. Ich wandte mich schnell ab, und wie mit Ruthen jagte mich's von dannen; denn jetzt erst kam mir eine Ahnung, wer es wohl seyn könnte."

Seine Frau hob die Hände zum Himmel auf und rief: „Gott sey gelobt! So hat er's an Dich gebracht, und Du bist unschuldig vor Menschen und Gott!"

„Ja, vor Gott ist er's," sprach Conrad, der eben jetzt wieder in's Zimmer getreten war, „ein Anderer hätte wahrlich nicht so zwei Mal auf sich schießen lassen — aber vor Menschen wird er es schwerlich seyn. Der Streit mit dem Junker neulich auf dem Jahrmarkt bricht ihm den Hals. Man wird nun doch glauben, daß er es aus Rache gethan."

Der Oberförster sprang auf und ging mit großen Schritten die Stube entlang.

„Aber die beiden Andern," rief Frau Anne, „die werden's doch bezeugen!"

„Das werden sie nicht!" fiel Conrad ein. „Ich weiß, wer sie waren. Es war der Offizier, der jetzt mit dem Junker zum Besuch gekommen ist, und sein Bedienter. Den Offizier hat unser Herr bei dem Streite neulich, da er sich darein mischte, wohl auch nicht geschont, und der Bediente ist niemand anders als der Jäger Ludolf, der voriges Jahr bei uns im Dienste stand, und den der Herr fortjagte um seiner Liederlichkeit willen. Der hat sich hoch verschworen, daß er es ihm gedenken wollte, und jetzt läßt sich der schlechte Mensch die Gelegenheit wohl nicht entgehen. Drum ist mein Rath, Herr Oberförster, Ihr müßt fort, und jetzt gleich; denn sie werden bald zur Stelle seyn, um Euch zu holen."

Gegen diesen Rath aber erklärte sich Wolfgang jetzt heftig, und bestand darauf zu bleiben und sein Schicksal zu erwarten. Die Flucht würde ihn nur erst der Schuld verdächtig machen.

„Mein eignes Blut," rief er, „wollt' ich jetzt mit Freuden darum geben, wär' es nicht geschehen. Ach, ich habe wohl keine ruhige Stunde mehr. Immer, immer werd' ich den Knall hören, und werd' ihn fallen sehen! Aber wer an meiner Stelle hätt' es nicht auch gethan? Das darf ich fragen. Ich bin ein Mensch, und meine Richter sind auch Menschen. Nein, ich bleibe!"

Conrad aber meinte, eben darum, weil seine Rich-

ter auch Menschen wären, müsse er fort. Er gab ihm zu bedenken, daß der Erschossene preußischer Offizier gewesen, sein Vater aber ein vornehmer und bei der neuen Regierung vielgeltender Mann sey; er führte ihm den Unterschied der Religion an, und wie er selbst mit Grund oder Ungrund doch wohl noch immer für einen Anhänger der alten Herrschaft gelten möge, und zeigte ihm, wie Beides bei der Beurtheilung seiner That gar sehr in Anschlag kommen werde. Jetzt trat auch seine Frau auf Conrad's Seite, und sein Entschluß fing an zu wanken.

„Und wenn ich mir denke," sprach Conrad endlich, „wie Ihr gewohnt seyd, von Jugend an in Gottes freier Luft zu leben, und mit den Bergen draußen zu verkehren, als mit Euern alten Freunden, und wie einem ehrlichen Jägerblut der frische Walddust und Vogelsang eben so gut zur Leibes- und Seelennahrung gehören, als Essen und Trinken, und Orgelklang am Sonntag, und ich sehe Euch nun so vor mir sitzen im Armensünderstübchen, Monate lang, ja, wenn's Euch gut geht, Jahre lang, oder wohl gar bis an Euer Ende, und das schmale Gitterfensterchen mißt Euch Gottes freie Luft und Sonne so schlecht und spärlich zu, wie ein geiziger Armenvoigt den Bettlern die Spitalsuppe, und Euer Leben verkümmert nun zwischen den feuchten, finstern Mauern, wie ein angeschossenes Wild, und Ihr dürft niemals, niemals wieder die treue Büchse über die Schulter hängen und hinaus ziehen und singen:

Frisch auf in den grünen Wald hinein! —

Herr, wenn ich mir das denke — nein, zum Teufel, ich mag mir's gar nicht denken! das bricht mir das Herz!" Er wandte sich unwillig ab, und große Thränen rollten ihm über die braunen, faltigen Wangen. Der Oberförster reichte ihm die Hand, warf dann einen Blick nach den stattlichen Gewehren, die in langer Reihe an der Wand hingen, und sagte: „Ja, Conrad, ich glaube, Du hast Recht! Ich trüge es nicht lange. Und doch möcht' ich noch leben um dieser willen!"

Er zog Mutter und Kinder an seine Brust.

„Ihr könnt ja schreiben," sprach Conrad, „von drüben, wenn Ihr in Sicherheit seyd, und Euch vertheidigen. Und morgen geh' ich zu Euerm alten Freunde, dem Advokat Hübner, in der Stadt, der wird Euch schon vertreten."

Da richtete sich Wolfgang in die Höhe und sagte: „Wohlan, ich gehe! Gott gebe, daß ich wiederkommen darf!"

Sein Sohn sollte ihn begleiten. Elisabeth schlang die Arme um seinen Hals, und flüsterte ihm die Bitte in's Ohr, sie mitzunehmen. Doch als er ihr vorstellte, daß sie, zart und der Mühseligkeit ungewohnt, wie sie sey, ihm leicht hinderlich werden könnte, und daß die Mutter ohne sie dann ganz verlassen bliebe, stand sie traurig davon ab.

„Ach, und wie bitter ist es," setzte er mit leiser

Stimme hinzu, „so ganz allein und verlassen zu seyn, das mag der arme, alte Vater drüben jetzt wohl fühlen! Er war immer so freundlich gegen mich! Jetzt wird er mich doch immer seines Sohnes Mörder nennen, wenn auch das Recht mich frei spricht!“

Still weinend packte die Mutter Wäsche, Kleider und Geld zusammen. Christine half. Elisabeth aber saß bleich und stumm, die gefalteten Hände in den Schooß gelegt, und starrte vor sich hin. Doch als der Vater jetzt nach Hut und Büchse griff, sprang sie empor.

Alle begleiteten ihn bis auf den Hügel vor dem Hause, über den der Weg nach Böhmen führte. Hier reichte er schweigend jedem noch einmal die Hand; als er aber zuletzt an seine Tochter kam, da brach ihm das Herz; er umfaßte und küßte sie, und weinte laut.

„Es ist die höchste Zeit!“ sagte Conrad jetzt. „Mir däucht, ich höre Stimmen durch den Wald. Macht fort!“

Da riß er sich los und schritt mit seinem Sohne den Hügel schnell hinab.

„Vergiß Dein armes Herzensröschen nicht!“ rief ihm Elisabeth noch mit matter Stimme nach, und in dumpfem Schweigen führte die Mutter das halb ohnmächtige Mädchen in das Haus zurück.“

Die Erzählerin machte eine kleine Pause und fuhr dann fort:

„Sechs lange, bange Monate waren jetzt beinahe

seit jenem traurigen Abende vergangen. Die Untersuchung gegen den Abwesenden war indeß fortgeführt worden; und sein Prozeß drohte, trotz der redlichen Verwendung seines alten Freundes, des Advokaten Hübner, mit dem schlimmsten Ausgange. Die Ursachen davon hatte Conrad größtentheils richtig voraus gesagt, und des Oberförsters Flucht kam noch hinzu, und gab jeder Anschuldigung größeres Gewicht. Seine Stelle war indeß anderweitig besetzt worden. Frau Anne hatte mit ihrer Tochter weichen müssen, und war nach dem benachbarten kleinen Städtchen gezogen.

Christine wollte sie nicht verlassen, und auch der alte Conrad war bei ihr geblieben, zu Schutz und Trutz, wie er sagte.

Hier lebten sie nun still und eingezogen von ihrer Hände Arbeit; denn auf des Oberförsters Habe war von Gerichtswegen Beschlag gelegt worden, und sie hätten sich wohl oft kümmerlich behelfen müssen, wenn ihnen nicht einige Male zu ihrer Verwunderung von unbekannter Hand eine bedeutende Unterstützung zugekommen wäre. Conrad hegte darüber seine eigenen Gedanken, die er jedoch nicht mittheilen wollte; nur einst, als wieder die Rede darauf fiel, sagte er mit großer Rührung den Vers aus einem alten Liede her:

„Vergeben, Mensch, ist Dir Gebot,
Vergelten Gottes Sache.
Dem Feinde wohlthun in der Noth,
Das ist des Christen Rache."

Von Wolfgang war ihnen nun zwei Mal bald im Anfang Nachricht zugekommen; jetzt aber harrten sie schon seit langer Zeit vergeblich auf weitere Kunde. Elisabeth, die mit unendlicher Liebe an ihrem Vater hing, härmte sich sichtbar ab; ja fast schien es, als trüge sie außer dem Grame um den Abwesenden noch sonst ein stilles Weh in ihrem Herzen verborgen. Ihre frühere Heiterkeit und jugendliche Lust am Leben war ganz verschwunden; das frische Roth, das sonst auf ihren Wangen blühte, erblaßte mit jedem Tage mehr und mehr. —

„Nun wird mich der Vater nicht mehr sein Herzensröſel nennen!“ sagte sie manchmal lächelnd, wenn ihr Blick den Spiegel traf. Das schnitt der Mutter tief in's Herz.

Die Glocke schlug elf, und die Oberstin sagte freundlich: „Meine Sage ist für einen Abend doch zu lang; morgen, meine Freunde, will ich sie beschließen!“

Sieben und zwanzigste Nacht.

(Schluß der vorigen Sage.)

Eines Abends saß die Familie Wolfgang wieder still und traurig beisammen. Der alte Conrad war

ausgegangen. Frau Anne heftete den sorglichen Blick auf das bleiche Gesicht ihrer Tochter, die in sich gekehrt auf die Arbeit niedersah, während dann und wann eine Thräne sich unter den gesenkten Wimpern hervor stahl und über ihre Wangen rollte. Das konnte die Mutter endlich nicht länger mit ansehen, sie brach das ängstliche Schweigen und sagte: „Muhme Tinel, erzählt uns nun wieder einmal etwas. Es ist wohl lange nicht geschehen!“

Elisabeth schaute empor. „Ja, von der weißen Rose!“ rief sie hastig. „Von der hab' ich diese Nacht einen wunderlichen Traum gehabt, ich bitt' Euch, erzählt!“

„Mir ist's recht,“ erwiederte Christine. „Ich halte es immer lieber mit dem Sprechen, als mit dem Schweigen. Sprechen macht frisches Blut.“ Und somit hob sie ihr Sprüchlein wiederum also an:

„Auf den hohen Bergen im Schweizerlande, die viel, viel höher seyn sollen, als unsere hier, da wächst eine gar seltene Blume, die wird das Alpenröslein genannt. Diese Blume hat in unserm Gebirge noch keiner aufgefunden; wahr und gewiß ist es aber, daß dagegen bei uns sich jährlich eine andere Rose zeigt, die ihres Gleichen wohl in der ganzen Welt nicht antreffen mag. Wer Muth genug hat, sich in der Nacht vor Himmelfahrtstag auf das hohe Gebirge zu begeben, und dann die rechte Stelle weiß, der kann die Rose finden, und wer sie gefunden hat, dem steht ein Wunsch

frei, ehe die Sonne aufgeht, und was er gewünscht hat, das wird geschehen, noch desselbigen Tages oder selbigen Jahres. Auf welche Weise nun aber die Rose entstanden seyn soll, das wird also erzählt:

Es war einmal ein wunderschönes, zartes Fräulein, das lebte an dem Hofe der Königin Libussa von Böhmen, und einstmals, da die Königin in's Gebirge gezogen war, der Jagd wegen, erblickte der Geist, der auf dem Gebirge sein Wesen treibt, die schöne Wlasta, und faßte gar heftige Liebe zu ihr. Er nahm alsbald menschliche Gestalt an, zog auch mit zahlreicher Dienerschaft und großem Gepränge in das Hoflager der Königin ein, um die schöne Wlasta zu freien. Diese aber hatte ihre Liebe schon in der Stille einem tapfern, jungen Ritter zugewandt, wies daher alle Bewerbung von sich ab, und als dennoch ihre Verwandten, und selbst die Königin ihr immer schärfer zusetzten, daß sie dem stattlichen und über die Maßen reichen Freier ihre Hand geben möchte, ließ sie von dem jungen Ritter sich bereden, und wollte heimlich mit ihm entfliehen. Es war in der Nacht vor dem Himmelfahrtstage, und die Königin war wiederum in's Gebirge gezogen um der Jagd willen, da hinterging das Fräulein ihre Wächter, entwich aus dem Jagdschlosse, wo die Königin mit ihrem Gefolge gerade hausete, und stieg muthig höher hinauf in's Gebirge, bis an den Ort, wo sie der Ritter treffen sollte. Der Geist im Gebirge aber, der bald von ihrer Flucht und Absicht Kunde erhalten hatte,

machte sich auf, und führte den Ritter durch mancherlei Blendwerk irre, und tief in die Wälder und Sümpfe hinein, und ich weiß nicht zu sagen, ob er sich jemals wieder dort herausgefunden hat. So geschah es denn, daß die arme Wlasta an dem bestellten Orte ihr Lieb nicht fand, und nachdem sie lange geharrt und gehofft, und sich dort nicht länger sicher meinte, endlich noch weiter hinauf stieg nach dem Rücken des Gebirges zu; denn von dort her führte den Ritter sein Weg, bis sie an eine Gegend gelangte, die heut' zu Tage die Festige heißt, und wo in uralter Zeit die Burg Navor gestanden haben soll, die dem Arioviſt, dem Könige der Deutschen, gehörte. Da konnte sie vor Müdigkeit und Angst nicht fürder, setzte sich auf einen Stein und weinte bitterlich; und da sie sich nun auch nicht weiter vorwärts traute in der grausen Einöde, blieb sie zur Stelle sitzen, schaute immer hinaus nach der Gegend, von wo ihr Ritter und Retter kommen sollte, und lauschte, und der Nachtwind spielte ungestüm mit ihrem langen, gelben Haar, und von einem Augenblicke zum andern hoffte sie immer: jetzt wird er kommen, und verzweifelte dann wieder, und weinte und klagte, bis endlich der Morgen kam, und da die Sonne aufging, und ihr Lieb sich noch immer nirgends zeigen wollte, da brach ihr Herz von übergroßem Leide. Zur selben Stunde aber kam auch der Geist im Gebirge zur Stelle, und meinte, jetzt nach solcher ausgestandenen Angst und Noth werde sie ihm als ihren Retter

willig folgen. Sie hatte aber ihren Retter schon gefunden und brauchte keinen andern mehr. Und als er sie nun bleich und kalt, doch immer noch schön, so vor sich liegen sah, da kam der Schmerz und die Reue über ihn, und er konnte das Tageslicht nicht mehr ertragen, sondern es trieb ihn hinunter auf lange Jahre in sein dunkles Reich, tief unter seinen Bergen. Doch ehe er ging, begrub er den Leichnam der armen Wlasta da, wo er ihn gefunden, und ließ aus dem Grabe eine weiße Rose sprießen, die sollte jährlich an diesem Tage vor Sonnenaufgang wieder blühen, und schwur dabei, wo einer sie fände, und trüge etwa auch recht heiße Sehnsucht oder schweres Leid in seinem Herzen, und spräche dann auf dieser Stelle seinen liebsten Wunsch aus, dem solle er in Erfüllung gehen. Und so ist die weiße Rose entstanden."

Der alte Conrad, der während der Erzählung in das Zimmer trat, und sich still in seinen Winkel gesetzt hatte, sagte jetzt, da sie zu Ende war, und alle schwiegen: „Ja so ist's. Und mancher ist seit jener Zeit wohl hinauf gegangen, um die weiße Rose zu finden, und hat sie nicht gefunden, und ist auch nicht wieder heimgekehrt. Denn die Geschichte hat ihr Aber, und der Geist vom Gebirge läßt nicht von seiner Art.

Trug und Tücke im Genicke,
Im Gesichte Freundlichkeit."

Elisabeth drang sehr hastig in ihn, er sollte spre-

chen, wenn er mehr davon zu sagen wüßte; allein es war nichts weiter aus ihm herauszubringen. „Wenn ich hier war," brummte er, „so erzählte Euch die Muhme die Geschichte gar nicht. Ich habe einen Widerwillen dagegen, und weiß recht gut, warum, und wir alle wissen ja auch, auf welche traurige Weise sie uns schon einmal unterbrochen wurde."

Elisabeth schwieg; aber von diesem Abende an zeigte sich eine merkliche Veränderung in ihrem Wesen. Sie ward allmälig wieder heiterer und gesprächiger, ja sie tröstete die Mutter oft, daß nun ihr trübes Schicksal sich bald wenden werde, und dabei leuchteten ihre Augen von ungewohnter Freude.

Als der Mai gekommen war, und sich gleich in seinen ersten Tagen so mild und freundlich wies, daß selbst der höchste Rücken des Gebirges schon, wider seine Gewohnheit, das weiße Winterkleid ablegte, da trat Elisabeth eines Tages vor die Mutter, und sprach ein wenig schüchtern und mit niedergeschlagenen Blicken, wie das Wetter so schön sey, und wie sie wohl Lust hätte, wieder einmal nach dem einige Meilen entfernten Frauenkloster zu gehen, um dort die Schwester Barbara, ihre Verwandte und Pathe, zu besuchen. Dazu gab nun die Mutter gern ihre Einwilligung, der alte Conrad aber bot sich auf der Stelle zur Begleitung an; das schien Elisabeth eben gewünscht zu haben, und so machten sich denn Beide schon des andern Morgens auf den Weg.

Allein sie waren kaum eine Stunde weit vom Hause, da kam Elisabeth an einen Ort, wo die Straße sich theilte, blieb plötzlich stehen, und sprach: ihr Weg führe nun zur Linken, denn ihre Absicht sey keineswegs, die Schwester Barbara im Frauenkloster zu besuchen.

„Morgen ist Himmelfahrtstag," fuhr sie fort, „da will ich diese Nacht auf dem Gebirge seyn, vielleicht, daß mir die weiße Rose beschieden ist."

Conrad erschrak heftig über diese Worte, und gab sich ängstlich alle Mühe, ihr das Vorhaben auszureden; die ganze Geschichte sey doch nur ein einfältiges Mährchen, an welches kein vernünftiger Mensch im Ernste glauben, noch viel weniger sein Leben auf das Spiel setzen werde. Doch vergebens.

„Daß Du es selbst für kein einfältiges Mährchen hältst," sagte sie, „weiß ich recht wohl, und noch neulich erst hast Du versichert, daß es damit seine Richtigkeit hat. Auch ist mir im Traume nun schon zum dritten Male verheißen, daß ich die Rose finden soll, mir auch der Ort, wo sie steht, deutlich gezeigt worden. Ich gehe."

Und als er ihr nun vorstellte, welche Gefahr zu jetziger früher Jahreszeit eine Nacht auf dem Gebirge ihr bringen könne, wie mancher nach der Rose gegangen, der niemals wieder zurückgekehrt sey, ja, als er ihr endlich gestand, daß er selbst in seiner Jugend den Gang gewagt, um eines Mädchens willen, das er sehr lieb gehabt, was ihm aber dort widerfahren, nie

über ſeine Lippen kommen werde, und daß er nur wie durch ein Wunder das Leben davon getragen, da erwiederte ſie ruhig: „So oder ſo! ich kann nicht länger ohne den Vater ſeyn, ich kann die Mutter nicht länger weinen ſehen, mein Leben geht doch dabei zu Grunde, das fühl' ich wohl. Darum muß ich es verſuchen, und wird mir die Roſe zu Theil, ſo wünſche ich, daß der Vater bald wiederkehrt, und wieder zu Glück und Ehren kommt, dann hat alle Noth ein Ende, und ginge es mir auch dabei an's Leben, nun ſo bin ich für den Vater geſtorben: das iſt ein ſchöner Tod!"

Conrad ſah eine Weile ſchweigend in die leuchtenden Augen, dann faßte er leiſe ihre Hand und ſprach: „Den Vater alſo wollt Ihr Euch wünſchen?"

„Wie kannſt Du noch fragen!" rief ſie. „Was für einen andern Wunſch hätte ich denn noch auf Erden? Sonſt freilich hatte ich auch noch andere thörichte Wünſche in meinem Herzen; der Himmel hat ſie mit der Wurzel ausgerottet. Doch ich muß fort. Leb' wohl, wenn Du mich nicht begleiten willſt! Ich dachte freilich, Du würdeſt mir beiſtehen auf dieſem Gange, doch" —

„Eliſabeth!" unterbrach er ſie. „Denkt Ihr ſo ſchlecht von dem alten Conrad? Es war mir ja nur um Euch. Das alte mürbe Endchen Lebensfaden iſt hier ja nicht der Rede werth. In Gottes Namen denn. Es gilt den Vater!"

Und damit ſchritt er auf dem Wege zur Linken

rasch voran, und Elisabeth folgte ihm. So waren sie um Mittag dem hohen Gebirge ganz nahe gekommen. Der Weg hatte ihr kurz gedäucht, denn Conrad erzählte im Gehen manche Geschichte aus alter Zeit, sang auch dazwischen wohl ein schönes Lied, wie er deren eine große Menge wußte. Nachmittags ließ sich am Abhange des Gebirges ein kleines weißes Wölkchen blicken, das allmälig immer größer wurde. Bald stiegen an andern Stellen noch mehrere empor. Conrad blieb stehen, schüttelte bedenklich den Kopf, und meinte, das seyen gar schlimmes Zeichen, es bedeute ein großes Unwetter auf die Nacht. Elisabeth sagte: „Das ist freilich übel, doch steht es nicht zu ändern," und schritt immer vorwärts. In dem letzten Dorfe, das schon hoch hinauf am Gebirge liegt, drang Conrad darauf, noch einen Führer mitzunehmen; doch es wollte sich erst niemand dazu willig finden lassen, jeder sah den harten Strauß vorher, der diese Nacht bevorstand, und rieth ihnen ernstlich, bis morgen zu verweilen.

„Dann ist's zu spät!" rief Elisabeth.

„So und so, Conrad! Ich muß fort!"

Da zeigte sich endlich einer gegen ansehnlichen Lohn bereit, sie zu führen. Aber die Wetter-Prophezeihung bewährte bald ihre Richtigkeit. Die weiße Wolkenmasse, die sich aus dem kleinen Wölkchen gebildet und in Gestalt eines langen Wulstes auf den Rücken des Gebirges gelagert hatte, senkte sich immer weiter herab, und nicht lange nach Sonnenuntergang brach der Sturm

daraus hervor. Die Wanderer sahen sich bald in Wolken eingehüllt. Der Sturm ward immer wüthender, die Kälte immer schneidender, je höher hinauf sie kamen; endlich gesellte sich auch noch heftiges Schneegestöber hinzu, das ihnen fast Gesicht und Athem nahm. Keiner konnte mehr nur einen Schritt sehen. Der Führer flüchtete sich hinter einen Felsen; Conrad rief nach Elisabeth, die er eben erst noch dicht vor sich erblickt hatte; seine Stimme hatte in dem Schneegestöber allen Klang verloren, und er erhielt keine Antwort. In großer Angst eilte er immer rufend vorwärts; noch konnte er deutlich Elisabeth's Fußtapfen auf dem frischgefallenen Schnee unterscheiden, von einem Augenblicke zum andern hoffte er sie einzuholen. Plötzlich verschwand die Spur am Rande einer Schlucht, er hörte unten Wasser rauschen; über seinem ängstlichen Hin- und Hersuchen brach die Nacht vollends herein. Der zurückgebliebene Führer trug die Laterne. Conrad hielt für das Klügste, diesen erst herbeizuholen; der Felsen, wo er ihn zurückgelassen hatte, konnte kaum zweihundert Schritte entfernt seyn. Allein in der Finsterniß verfehlte er selbst den Weg, und wohl erst nach Verlauf einer Stunde gelang es ihm, den Felsen zu erreichen, wo er auch noch den Führer fand. Das Unwetter fing jetzt an, sich zu legen; sie zündeten das Licht in der Laterne an und machten sich eilig wieder auf. Conrad jauchzte laut und brach in Freudenthränen aus, als sie in der Schlucht und jenseits des Wassers wieder Eli-

sabeth's Fußtapfen fanden; denn bis hierher war die geheime Furcht mit ihm gegangen, daß sie wohl gar hier verunglückt seyn möchte. Sie folgten nun der Spur mit frischen Kräften, und wenn sie auch dann und wann von Neuem verloren ging, so gelang es ihnen doch jeder Zeit, sie wieder aufzufinden. Darüber verstrich aber doch die Nacht größtentheils, und als sie den Rücken des Gebirges erreicht hatten, und sich auf die andere Seite hinabwärts wenden wollten, nach der Festige zu, fing der Morgen bereits an zu dämmern. Da wurden auf einmal vor ihnen mehrere Stimmen laut, und bald darauf erkannten sie drei Mannsgestalten, die ihnen entgegen kamen.

Anruf und Gegenruf erfolgte von beiden Seiten. Conrad erschrak über die bekannten Stimmen. Rasch eilte er auf die drei Wanderer zu — es war der Oberförster Wolfgang mit seinem Sohn und einem Führer. Erstaunen, Schreck, Freude und Schmerz drangen zu gleicher Zeit so mächtig an Conrad's Brust, daß er keines Wortes mächtig war, und lange Zeit stumm und versteinert stand bei allen Fragen. Endlich rief er, sich ermannend und Wolfgang's Arm ergreifend: „Rückwärts, Vater, rückwärts! Schau da die Spuren im Schnee, das sind die Fußtapfen Deines Kindes. Das müssen wir wiederfinden!“

Und so zog er jenen mit sich fort. Im Gehen aber hob er an, ihm den ganzen Zusammenhang zu erzählen.

„Mein Kind!“ rief Wolfgang in schmerzlicher Angst, „mein armes Kind! Wo bist Du? Ach, das war es also,“ fuhr er fort, „was in der letzten Herberge mir keine Ruhe ließ, und mich mitten in der Nacht zum Aufbruche trieb. Mein armes Kind allein in dieser Einöde, in dieser furchtbaren Nacht!“ —

Jetzt waren sie indeß, nach der Erklärung der Führer, an den Ort gekommen, der die Festige heißt. Der Sturm schien hier am heftigsten gehauset und jede Spur verweht zu haben. So fanden sie für gut, sich zu theilen, und verabredeten einen Sammelplatz. Conrad aber, nachdem er eine Weile zwischen den Felsblöcken umhergeirrt, schritt gerade auf den einzeln gelegenen Berg zu, auf welchem, der Sage nach, des Berggeistes Schloß und Wohnsitz, oder, wie Andere meinen, die alte Burg Navor gestanden haben soll.

Eine Felsengruppe erhebt sich auf dem Gipfel; sie wird der Festigstein genannt. Dicht über ihr schwebte ein Steinadler. — Am Abhange fand Conrad die verlorene Spur wieder. Mit bangklopfendem Herzen eilte er hinan. Oben stieß er auf Wolfgang, der von einer andern Seite her gleichfalls den Berg erstiegen hatte. Athemlos und schweigend zeigte er diesem die Spur. Sie führte sie nach einem einzeln liegenden Granitblocke. Auf dem platten Rande desselben lief eine Schneelerche hin und her, blieb öfters stehen und drehte das Köpfchen, als schaute sie neugierig nach etwas auf der andern Seite hinunter. Jetzt traten sie um die Ecke, und

siehe! da saß Elisabeth, den Kopf an den Stein gelehnt, bleich und mit geschlossenen Augen, als ob sie schlummere, die blassen Lippen aber lächelten freundlich, wie von einem schönen Traume bewegt; der Wind spielte leise mit ihrem losgegangenen, langen, gelben Haar; in ihrem Schooß lagen abgepflückte Kräuter und Blumen. Wolfgang und Conrad standen Beide eine Weile starr und festgewurzelt in den Boden: es war, als wagte keiner einen Fuß vorwärts zu setzen, damit er nicht dem nächsten Augenblicke begegne, der ihm vielleicht ein entsetzliches Wort zu sagen hatte, von jedem schon geahnt in der zitternden Brust. Und kein Laut regte sich ringsum; hoch über ihnen zog der Adler langsam seine Kreise; im Osten stieg der dunkelrothe Rand der Sonne über die Berge herauf. — Da trat Wolfgang endlich hinzu, kniete neben seine Tochter nieder. „Elisabeth," sprach er mit schwankender Stimme, „mein Kind, mein Herzensröschen!" und faßte leise ihre Hand. Schnell aber ließ er sie wieder fahren, starrte ihr einen Augenblick in das bleiche Gesicht, schlug dann die Hände über seine Augen und sank mit einem dumpfen Schrei auf ihre Brust. Als Conrad dies sah, sprang er herbei, und legte seine Hand auf Elisabeth's Stirn. Die eisige Kälte, die ihm bei der Berührung in's Herz zuckte, sprach das schon lange gefürchtete Wort deutlich aus. Seine Arme sanken herab, sein Kopf neigte sich, seine Kniee schwankten, er lehnte sich an den Felsen, um nicht zu fallen.

„Ich wußte es ja," ſagte er leiſe, „ach ich wußte es ja gleich vom Anfange an, daß es ſo kommen würde."

Und nun war es wieder todtenſtill ringsum. Und nach einer langen Weile richtete ſich Wolfgang empor, ſchaute auf das bleiche Engelsbild hin, und ſein Auge fand Thränen, und er ſprach, Herz und Stimme im herben Weh gebrochen: „Sieh, Conrad, Ihr ſeyd ausgegangen, die weiße Roſe zu ſuchen, aber ich habe ſie gefunden!"

Doch jetzt fielen die erſten rothen Strahlen der Sonne auf Eliſabeth's Geſicht, und vom freudigen Schreck durchſchauert ſprang Wolfgang empor, faßte Conrad's Arm und rief: „Um Gotteswillen, Conrad, ſieh, ſie iſt nicht todt; ſchafft Hülfe! Ich habe das Auge deutlich zucken ſehen. Sie lebt!"

Er warf ſich wieder neben ihr auf die Knie, und legte forſchend die zitternde Hand auf ihre Bruſt. Conrad hob Augen und Hände zum Himmel: „Mein Leben für dieſes da!" ſprach er leiſe, „doch wenn noch Hülfe iſt" fuhr er fort, „ſo iſt ſie hier nicht zu finden. Laßt uns daran denken, ſie eilig hinab zu ſchaffen!"

Er ſprang fort und rief mit gellendem Jägerruf die Gefährten. Und aus abgehauenen Aeſten ward eilig eine Tragbahre zuſammengeflochten, und ſo trugen ſie das Mädchen hinab über das Gebirge. Wolfgang hatte ſeinen Sohn vorweg geſandt, daß er vom nächſten Dorfe gleich nach einem Arzt oder Wundarzt ausſenden

möchte. Als sie daher dort anlangten, fanden sie schon einen geschickten Arzt aus der Stadt zugegen, der eben in der Nachbarschaft beschäftigt gewesen und herbei geholt worden war. Doch vergebens boten Kunst, Mitleid und Eifer alles auf, was sie vermochten. Das Leben und die Liebe des jugendlichen Herzens, sie hatten seinen letzten heißen Wunsch selbst hinauf getragen zu dem Vater, von dem sie stammten, und kehrten nicht wieder zurück in die verödete Brust.

So setzte der traurige Zug nach einigen Stunden auf Wolfgang's Geheiß sich von Neuem in Bewegung, weiter nach der Ebene hinab.

Wolfgang war jetzt seines Schmerzes Herr geworden; er hatte mit der Hoffnung abgeschlossen für diese Welt; sein Blick aber war ihr gefolgt, wie sie sich empor schwang und ihre Hand die dunkle Wolke theilte, die auf der Erde lastet, von den Menschen Tod genannt, und ein Strahl des Jenseits war in die Nacht gefallen, die ihn umgab.

So zogen sie langsam schweigend heim. Die Sonne neigte sich schon zum Untergange, als ihnen ein stattlicher, reich gekleideter Mann begegnete, der von zwei Dienern begleitet war. Er hielt die Träger an, die mit der Leiche voraus waren, und nach einigen Fragen an sie sahen Conrad und Wolfgang, wie er plötzlich vom Pferde sprang, an die Bahre eilte, und das darüber gedeckte Tuch zurückschlug. Conrad erkannte jetzt den alten Freiherrn, dem Wolfgang den

Sohn erschossen hatte. Mit festem Schritte ging Wolfgang auf ihn zu, und stellte sich ihm gegenüber. Der Freiherr schaute erst auf die Leiche nieder, und als er jetzt aufblickte und jenen wahrnahm, trat er einen Schritt zurück, und rief in großer Bewegung: „Wolfgang! Wolfgang!“ —

„Ja, ich bin's!“ erwiederte dieser. „Ich gebe mich in Eure Hand. Laßt mich nur erst mein Kind zur Ruhe bringen, dann halt' ich Euch still!“

Conrad erzählte nun dem Freiherrn Alles: wie Elisabeth mit ihm auf das Gebirge gegangen sey, um die weiße Rose zu finden, und sich den Vater zurück zu wünschen, wie das gräuliche Unwetter sie überfallen in voriger Nacht, und sie getrennt, wie Wolfgang von der Sehnsucht nach Weib und Kind verzehrt, und auf dem Wege sie zu besuchen, es entstehe auch daraus, was da wolle, in der letzten Herberge nicht Ruhe gehabt, sondern mitten in derselben Nacht fortgetrieben worden sey, und wie er am Morgen endlich sein weißes Röslein gefunden.

Auf dem Gesichte des Freiherrn wechselte der Ausdruck der verschiedensten Empfindungen. Er kämpfte gegen die Rührung, die ihn übermannen wollte, und schaute immerfort schweigend zur Erde. Endlich hob Wolfgang an: „Seht, Herr, es ist mir nicht um mein Glück oder Leben, das gilt mir in diesem Augenblicke gar wenig, wohl aber um Eure Meinung von mir, darum lege ich meine Hand auf die kalte Brust meines

theuern Kindes, und wiederhole es Euch: ich kannte Euern Sohn nicht, da ich auf ihn schoß, und nur, da er zum dritten Male auf mich abdrücken wollte, kam ich ihm zuvor. Ich denke, heute werdet Ihr mir glauben!"

Da reichte ihm der Freiherr tief erschüttert rasch die Hand hinüber, und rief: „Wolfgang, ich glaube Dir, Du armer Vater, und ich verzeihe Dir!"

Wolfgang ergriff die dargebotene Hand und Beide schauten sich schweigend an, und Thränen brachen aus ihren Augen. Und der Freiherr gelobte feierlich, seine erste Bitte an den neuen Landesherrn solle seyn, daß Wolfgang's Prozeß niedergeschlagen und er selbst wieder in seine Stelle eingesetzt werde.

„Ach, Wolfgang," fuhr er dann fort, „wenn Ihr damals auf dem Markte meinen Sohn nicht so hart und schnöde zurückwieset, als er von Eurer Tochter zu sprechen begann, wer weiß, es wandte sich dann vielleicht alles zum Beßten. Er liebte sie mit großer Leidenschaft, das ist mir klar geworden; er hatte sie öfter gesehen, auch zweimal mit ihr gesprochen. Und wenn mich nicht alles trügt, so war auch sie ihm nicht abgeneigt."

Hier nickte Conrad bedeutsam mit dem Kopfe. —

„Diese Liebe," fuhr jener fort, „hätte vielleicht die Wildheit des jungen Menschen gezügelt, und mich zum glücklichen Vater gemacht. Wolfgang, ich kannte Eure Tochter wohl; ich habe sie lange im Stillen

beobachtet, ich hatte ſie lieb, wie mein eigen Kind, und auch jetzt, da Ihr abweſend wart, hab' ich mein Auge nicht von ihr gewendet."

„Ich weiß es wohl!" rief Conrad, „ich habe Euch errathen, Herr!" faßte haſtig ſeine Hand und küßte ſie.

Er winkte ihm, zu ſchweigen, und ſprach: „Gott hat es anders gewollt! Laßt uns jetzt mit einander den ſauren Gang vollenden, und der armen Mutter ihr Kind bringen. Ich begleite Euch."

So zogen ſie weiter und brachten der armen Mutter das traurige Wiederſehen, die größeſte Freude und das herbſte Leid, Leben und Tod zugleich in's Haus.

Der Freiherr hielt Wort. Wolfgang ward in ſeine Stelle wieder eingeſetzt, und Chriſtine konnte ſich nicht erwehren, zu bemerken, daß die weiße Roſe doch alſo auf eine oder die andere Art ihre Kräfte bewährt haben möge.

Wolfgang freute ſich ſeines Glückes nur um ſeiner Frau und ſeines Sohnes willen. Das Schickſal hatte die Blüte abgeſtreift von ſeinem Leben, und keine rechte Freude wollte ihm mehr zur Reife kommen.

Der alte Conrad ſchlich aber von der Zeit an ſtill und trübſinnig im Hauſe umher. Er konnte ſich's doch nicht recht vergeben, daß er auf dem Gebirge auch nur einen Augenblick von Eliſabeth's Seite gewichen war, und als der weiße Roſenſtock auf ihrem

Grabe die erſte Roſe trug, bereiteten ſie auch dem alten, treuen Freunde ſeine letzte Ruheſtatt an ihrer Seite.

Die Lichter waren niedergebrannt, Alle waren ſtill und tief ergriffen von der Sage. Ohne etwas darüber zu ſagen, gingen ſie aus einander.

Acht und zwanzigſte Nacht.

„Ich bin doch eben nicht empfindſam," ſagte heute der Oberſt, „aber die Sage von der weißen Roſe hat mir tief im Herzen weh gethan, und ich bitte Sie, lieber Doctor, da heute die Reihe des Erzählens an Ihnen iſt, tragen Sie etwas Luſtiges vor."

„Wir bitten auch darum," riefen einſtimmig die Uebrigen, „wir haben jetzt des Traurigen genug gehört."

„Wir wollen einmal lachen!" ſprach raſch Henriette.

„Nun denn, etwas Luſtiges," ſagte der Arzt, und begann:

Das rothe Käppchen.

Es war einmal ein alter Mann, der hatt' ein junges Weibchen, und der alte Mann war Dorfſchulze,

und hieß Hans Chriſtoph, ſein Weibchen aber hieß Evchen, und ſo oft der alte Schulze ſein junges Weibchen bei ihrem Namen rief, ſo oft wurmte und grimmte es ihn, daß ſie Evchen hieß, denn er dachte dabei an die Mutter Eva im Paradieſe, welche ſchon bald nach Erſchaffung der Welt den armen Vater Adam überliſtete. „Und was dem alten Vater Adam geſchah," meinte er, „kann auch mir, dem alten Hans Chriſtoph, geſchehen, denn jene Mutter Eva hatte nur einen Teufel, der ihr half, dahingegen meinem Evchen zehntauſend Teufel zu Gebote ſtehen und ihr helfen werden, wenn ſie's nur will, — und ob ſie's will? — O Eva! Eva! — O Hans Chriſtoph! ſo ein junges Weib zu nehmen! — O, das war dumm!"

Mit den zehntauſend Teufeln aber, die ſeiner Frau helfen ſollten, meinte Hans Chriſtoph die jungen Männer, und insbeſondere die jungen Ritter und Junker zehn Meilen ringsum, denn wirklich kamen dieſe von Nah und von Fern, zu Fuß und zu Roß, um der allerliebſten jungen Frau Schulzin zu huldigen, und vor ihrem Fenſter vorbei zu trottiren und zu reiten. Hans Chriſtoph, als er merkte, wem die Wanderung der Junker und Ritter galt, gerieth ſchier außer ſich vor Zorn und Eiferſucht, und erlaubte ſeinem Evchen nicht mehr, vor die Thür des Hauſes zu gehen, geſchweige denn gar aus dem Hauſe, ja, endlich verbot er ihr ſogar, an's Fenſter zu treten und hinaus zu ſchauen.

Evchen war ein liebes, gutes, unſchuldiges Weibchen, und hatte immer einen gewaltigen Reſpekt vor ihrem alten Eheherrn gehabt. Aber als er ſich nun gar ſo eiferſüchtig und widerlich geberdete, ging ihr Reſpekt rein verloren, und weil er ſie Tag für Tag auf die abſcheulichſte Weiſe mit ungerechtem Verdacht quälte, ſo wünſchte ſie ſich endlich erbittert nur eine Gelegenheit herbei, ihren alten Mann wirklich zu betrügen.

Wenn ſolch junges Weibchen, mit natürlichem Mutterwitz begabt, etwas wünſcht, wie möchte es da einem alten Argus noch ferner möglich ſeyn, alle Schleichwege im Auge zu behalten? — Schon nach wenigen Tagen hatte Frau Eva Gelegenheit gefunden und ſie benutzt, mit einem ſchmucken Junker, dem Neffen des Gutsherrn, mittelſt der Augenſprache vom Fenſter aus ein Verſtändniß einzuleiten, und als am nächſten Tage Hans Chriſtoph als wohlbeſtallter Dorfſchulze in der Schenkſtube Gericht über einen Dieb halten mußte, der beim Küſter durch den Schornſtein eingeſtiegen war, um zu ſtehlen, ſchlüpfte bei ihm daheim Junker Fritz ebenfalls durch den Schornſtein hinab in die Küche, wo ihn Evchen empfing und ihm ihr Leiden klagte, und wie ihr Mann ſie quäle mit ſeiner Eiferſucht. Junker Fritz, den das arme Weibchen dauerte, tröſtete ſie und verſprach ihr, daß er ſchon eine Liſt erſinnen wolle, ihren alten Hans Chriſtoph von ſeiner Eiferſucht zu heilen. Evchen ſchüttelte un-

gläubig das Köpfchen und meinte, das sey nur durch ein Wunder möglich. Fritz entgegnete: „Ein Verliebter, der mit seinem Liebchen einig ist, ist auch ein halber Hexenmeister, wo es Listen und Schwänke gilt; und darauf theilte er Frau Evchen seinen Plan mit, über welchen diese herzlich lachte, ihn gut hieß und sich den besten Erfolg davon versprach; darauf schieden sie.

Am Nachmittag desselben Tages saß der Schulze Hans Christoph mürrisch auf der Steinbank vor der Thüre seines Hauses, und grübelte: warum doch wohl heute seine Eva nicht wie sonst bitterlich geweint habe bei seinen Vorwürfen, da störte ihn ein leises Hüsteln und Scharren in seinen Grübeleien; er blickte auf, und vor ihm stand ein alter, wandernder, polnischer Jude, mit einem Schnappsack über die Schulter, und fragte ihn: „Nix su schachern?“ —

Hans Christoph brummte unwillig und machte eine abweisende Bewegung, der Jude aber fuhr fort zu reden: „Hob' ich doh gar schaine Sächelche in mei Schnappsäckche, als mer se nich findet alle Tage!“

„Ich brauche nichts, Mauschel!“

„Gott! — wie kann mer wissen: ob mer eppes nich kann brauchen? — hab' ich nich alles, was sich nur kann winschen á sau alter Mann, als er hot á junges Waibche, mein ich á Kalle oder á Schickseelche? hob' ich nich hier das rothe Käppche?“ — Bei diesen Worten zog der Jude aus einer Menge Umhül-

lungen ein rothes, ledernes Käppchen hervor, welches er über die Faust gezogen dem Schulzen darwies.

„Na, und was ist es denn mit diesem rothen, ledernen Käppchen, wie ich es in der Stadt für zwei Groschen eben so gut, wo nicht besser kaufe?“ fragte verächtlich Hans Christoph. —

Der Jude wiegte das Haupt, lächelte schlau und versetzte: „Ae ledernes Käppel? O ja! auch á schwarzes, und á waißes, á graues, á gelbes, á grünes, á blaues! meinetwegen doch á silbernes, á goldnes, á diamantnes Käppel; aber es sind doh alle diese Käppel meſi — ich sage mei rothes Käppel nit werth?“ —

„He, Mauschel! warum denn nicht?“ —

„Weil“ — versetzte der Jude feierlich, „weil doch mei rothes Käppel ist die werckliche Nachtmütz' von dem Propheten Elias, welche er hat getragen und hat verlorn, als er ist gekutschirt in einem feurigen Wagen in den Himmel.“ —

„Der Tausend! das wäre!“ rief Hans Christoph verwundert — der Jude fuhr fort: „Und als Jemand diese Mütze aufhat, muß ihm doch sagen Jedermann, was er denkt und vorhat.“ —

„Mauschel! nun flunkerst Du!“ —

„Und als ein alter Mann trägt das Käppel beständig, und er hat eine junge Frau, werd sie ihm doch seyn treu wie Gold und werd ihn halten für den allerschönsten Mann auf der Welt.“ —

„Das wäre der Teufel! Mauſchel! wenn das wahr wäre?“

„Nu, Er kann es ja verſuchen!“

„Und wie viel ſoll das Käppchen koſten?“

„Drei Ducaten! nich d'runter, nich d'rüber.“

„Das iſt viel, Mauſchel!“

„Su wenig, viel ſu wenig für á rothes Käppel, wie meins.“ —

„Na ich will's probiren!“ Somit ſetzte Hans Chriſtoph das Käppchen auf und rief ſeine Frau aus dem Hauſe. Evchen kam, und als ſie ihren Mann anſah, fragte ſie: „Ei, Hans Chriſtoph, was haſt Du da für ein wunderliches Käppchen auf?“ —

„Es iſt ein Mittel wider Kopfweh,“ verſetzte Hans Chriſtoph, „ich hab' es mir von dem Mauſchel da gekauft.“

Frau Eva würdigte den Juden keines Blickes, ſondern die Augen nur immer auf ihren Mann geheftet, ſprach ſie: „Aber weißt Du auch, lieber Mann, daß Dir das Käppchen ganz allerliebſt läßt?“

Hans Chriſtoph horchte hoch auf und fragte: „So? läßt es mir gut?“ —

„Du ſiehſt um 20 Jahre jünger darin aus,“ fuhr Frau Eva fort, „und wenn Du mir ſonſt nicht eben hübſch vorkamſt, ſo finde ich Dich jetzt auf einmal ſehr ſchön.“

Hans Chriſtoph wußte ſeiner Verwunderung kein Ende, und ſchaute ſeine ihm ſchmeichelnde Frau mit

einem rechten Schafsgeſichte an; doch ein Zweifel ſtieg ihm auf, deßhalb nahm er langſam das rothe Käppchen ab und ſetzte es dem Juden auf. Alsbald wandte Frau Eva ihre Blicke auf den Juden und rief: „Aber wie kommt denn der hübſche Jude hierher? ſey nicht böſe, lieber Mann, aber ich muß ihm wahrhaftig ein Küßchen geben!“ ſomit ging ſie auf den Juden zu und machte Miene, ihn zu umarmen; Hans Chriſtoph trat aber raſch dazwiſchen, riß dem Juden das rothe Käppchen vom Kopfe, ſetzte es ſelber wieder auf und empfing den Kuß ſeiner Frau, die ganz wohl damit zufrieden ſchien, und den Juden nicht mehr anſah.

„Das iſt erſtaunlich,“ brummte Hans Chriſtoph — „aber das rothe Käppchen werde ich nie wieder ablegen, und mich hüten, daß es kein Anderer aufbekommt. Hier, ehrlicher Mauſchel,“ wandte er ſich leiſe an den Juden, „hier haſt Du Deine drei Ducaten, und auch noch ein Trinkgeld, aber nun packe Dich aus dem Dorfe, und laß Dich nie wieder blicken, ſonſt wirſt Du verbrannt als Hexenmeiſter.“

Der Jude nahm das Geld, bedankte ſich vielmals und trollte ſich ſeiner Wege.

Hans Chriſtoph umarmte ſeine Frau und verſprach ihr, daß er ſie von Stund' an nicht mehr mit Eiferſucht quälen wolle, und daß ſie jetzt am Fenſter und vor der Hausthüre ſitzen könne, ſo oft und ſo lange es ihr beliebe.

Im Grunde ſeines Herzens blieb freilich Hans

Christoph so mißtrauisch und eifersüchtig wie vorher, aber seine Frau einzuschließen und sie zu bewachen, hielt er ganz unnöthig, denn das wunderbare rothe Käppchen schützte ihn ja vor jeder möglichen Gefahr, welche er in der Folge in seinem Uebermuthe fast herausforderte, nie aber im geringsten zweifelte, daß die Kraft des rothen Käppchens sich bewähren würde, was — seines Wissens — denn auch immer richtig eintraf.

Der Arzt schwieg, die Frauen waren nichts weniger als zufrieden mit dem erzählten Geschichtchen, und meinten, sein Inhalt sey fast verletzend; der Oberst bestritt das, und wies auch den Vorwurf zurück, daß es weder Mährchen noch Sage zu nennen sey. „Es gehört," sprach er, „zu jener Gattung Dichtungen, welche ich mit dem Namen Mährchen ohne Zauberei bezeichnen möchte, und die in ihrer ganzen Reinheit und harmlosen Schalkheit nur den Deutschen und allenfalls den Spaniern eigenthümlich angehören, bei den Italienern bildet es sich zu jener Art frivol.r, Novelletten aus, zu welcher Boccaccio den Ton angab; was die Franzosen in diesen Genren besitzen, sind nur Nachbildungen, in England haben in neuester Zeit einige Schriftsteller mit Glück sich in der Art versucht, namentlich der geistreiche Boz."

„Uebrigens glaub' ich," sprach der Arzt, „daß ich meine Mährchen-Novelle mit möglichster Decenz vorgetragen habe, und so möge man immerhin dem mürrischen, mißtrauischen, alten Hans Christoph sein verdientes Schick-

sal lassen, um so mehr, als er es selbst verschuldete, und doch keine Ahnung davon hat, wie es mit dem rothen Käppchen eigentlich zugegangen, und wer der Jude gewesen, der ihm es verkaufte."

„Daß das Mährchen dies verschweigt," schloß der Oberst, „ist gar hübsch, und wird dadurch der Charakter des Mährchens bis zum Schlusse bewahrt. Wer es nicht mit Aufmerksamkeit hört oder lieset, mag mit Hans Christoph an das Wunder glauben."

Neun und zwanzigste Nacht.

„In der Residenz ist heute ein fröhliches, lautes Treiben, Feuerwerk, Ball," sagte der Oberst, „zur Feier des Tauffestes des neugebornen, ersehnten Erbprinzen; der Fürst ist so glücklich, daß er jetzt auch besonders gnädig seyn wird, und ich wette, lieber Graf, in diesen Tagen trifft der Befehl des Fürsten ein, welcher Ihnen die Freiheit wieder giebt."

Eugen erröthete, und sagte so leise, daß es nur Henriette verstehen konnte: „Ich bleibe deßhalb doch immer ein Gefangener; immer auf der Festung."

„Mama, laß Ananaspunsch bereiten, Pastors mit der Mädchenschaar einladen, wir wollen unsern Abend,

wenn auch nicht bei Saitenſpiel und Tanz, doch recht vergnügt im traulichen Geſpräch hinbringen."

Die Oberſtin erfüllte des Gatten Wunſch, der Hauptmann, der Arzt und ſpäter auch der Paſtor mit Familie traten ein. Der köſtliche Ananaspunſch dampfte aus der Bowle, und nachdem die Aufforderung, etwas zu erzählen, an den Hauptmann ergangen, begann er:

Die fünf Schweſtern von York.

Vor vielen, vielen Jahren — denn das funfzehnte Jahrhundert war damals kaum zwei Jahre alt, und König Heinrich IV. ſaß auf dem Thron von England — lebten in der alten Stadt York fünf jungfräuliche Schweſtern, welche der Gegenſtand meiner Erzählung ſind.

Dieſe fünf Schweſtern waren alle von ausnehmender Schönheit. Die älteſte war in ihrem drei und zwanzigſten Jahre, die zweite ein Jahr jünger, die dritte ein Jahr jünger als die zweite, und die vierte ein Jahr jünger als die dritte. Sie waren ſchlanke, ſtattliche Geſtalten, mit dunkeln, blitzenden Augen, und hatten Haar von der Schwärze des Ebenholzes. Würde und Anmuth lagen in jeder ihrer Bewegungen, und der Ruf von ihrer großen Schönheit hatte ſich weit durch das ganze Land verbreitet.

Aber wenn die vier ältern Schweſtern einnehmend waren, wie ſchön war erſt die jüngſte, ein liebenswürdiges Weſen von ſechzehn Jahren! Das ſanfte Erröh-

then der reifenden Frucht, die zarte Färbung der Blume ſind nicht reizender, als die Miſchung von Roſen und Lilien auf ihren lieblichen Wangen, oder das tiefe Blau ihres Auges. Die Rebe in all ihrer ſchwellenden Fülle iſt nicht anmuthiger, als es die Locken des reichen, braunen Haares waren, die um ihre Stirn ſpielten.

Wenn wir alle Herzen hätten, gleich jenen, die ſo leicht in dem Buſen der Jugend und Schönheit ſchlagen, welch ein Himmel würde dann dieſe Erde ſeyn! Wenn nur unſer Herz ſeine frühere Jugend und Friſche behielte, während der Leib alt wird und verfällt, was wollten dann Sorgen und Leiden gegen uns ausrichten? Aber das ſchwache Abbild des Paradieſes, welches in der Kindheit in unſer Herz gedrückt wird, reibt ſich ab in unſern rauhen Kämpfen mit der Welt und ſchwindet immer mehr dahin; nur zu oft, um nichts zurück zu laſſen, als eine traurige Leere.

Das Herz dieſes reizenden Mädchens hüpfte vor Frohſinn und Freude. Innige Anhänglichkeit an die Schweſtern, und glühende Liebe für alles Schöne in der Natur waren ſeine reinen Neigungen.

Die freudige Stimme und das heitere Lachen des Kindes waren die ſüßeſte Muſik des Hauſes. Sie war das wahre Licht und Leben deſſelben. Die ſchönſten Blumen im Garten waren von ihr gezogen, die Vögel im Käfig ſangen, wenn ſie ihre Stimme hörten, und klagten, wenn ſie ihre Süße vermißten. Eliſe, theure Eliſe, welches lebende Weſen innerhalb des Kreiſes

Deiner ſanften Zauberkraft konnte es vermeiden, Dich zu lieben?

Jetzt ſucht man umſonſt nach der Stelle, wo die ſchönen Schweſtern lebten. Selbſt ihre Namen ſind vergangen und beſtäubte Alterthumsforſcher ſprechen von ihnen, wie von einer Fabel. Aber ſie wohnten in einem Hauſe von Holz, welches ſelbſt in jenen Tagen ſchon alt war, mit ſpitzen Giebeln und roh geſchnitzten Balconen. Dieſes Haus ſtand in einem ſchönen Garten, und war von einer einfachen Steinmauer umgeben, von welcher ein tüchtiger Bogenſchütze einen Pfeil bis nach der St. Marien-Abtei hätte ſchießen können. Die Abtei blühte damals, und die ſchönen Schweſtern, die auf dem Grund und Boden derſelben lebten, zahlten den ſchwarzen Mönchen von dem Orden St. Benedicti, dem ſie gehörte, einen jährlichen Zins.

Es war ein heiterer, ſonniger Morgen in der freundlichen Sommerzeit, als einer dieſer ſchwarzen Mönche aus dem Portale der Abtei heraus trat, und ſeinen Weg nach dem Hauſe der ſchönen Schweſtern nahm. Der Himmel oben war blau und die Erde unten grün; der Fluß glänzte in der Sonne gleich einer Diamantenreihe, die Vögel ſtimmten von den ſchattigen Bäumen ihre Lieder an, die Lerche ſchwebte hoch über den wallenden Kornfeldern, und das tiefe Summen der Inſekten füllte die Luft. Alles ſah froh und lachend aus, aber der heilige Mann ſchritt düſter ſeines Weges, die Augen feſt auf den Boden gerichtet. Die Schönheit

der Erde ist nur ein Hauch, und der Mensch nur ein Schatten. Welche Theilnahme konnte ein heiliger Prediger für Beide haben?

„Gott grüße Euch, schöne Töchter," sagte der Mönch, und schön waren sie in der That; selbst ein Mönch durfte sie als erlesene Meisterstücke aus der Hand des Schöpfers lieben.

Die Schwestern bewillkommten den frommen Mann mit gebührender Ehrfurcht, und die älteste gab ihm einen Wink, sich auf einem moosbedeckten Sitze neben ihnen niederzulassen.

Aber der gute Mönch schüttelte mit dem Kopfe und kauerte sich auf einen sehr harten Stein, womit ohne Zweifel die zusehenden Engel zufrieden waren.

„Ihr seyd lustige Töchter!" sagte der Mönch.

„Ihr wißt, wie leichten Herzens Elise ist," erwiederte die älteste Schwester, indem sie mit ihren Fingern durch die Locken des lächelnden Mädchens strich.

„Und welche Freude und Lust es in uns erweckt, Vater, die ganze Natur in Heiterkeit und Sonnenschein strahlen zu sehen," fügte Elise hinzu, die vor dem strengen Blicke des Klausners erröthete.

Der Mönch antwortete nicht, außer durch eine ernste Neigung des Hauptes, und die Schwestern setzten schweigend ihre Arbeit fort.

„Noch immer die kostbaren Stunden verschwendend," sagte der Mönch endlich, indem er die Rede an die älteste Schwester richtete, „noch immer die kost-

baren Stunden an dieſe eitlen Nichtigkeiten verſchwendend? Wehe! wehe! daß die wenigen Schaumbläschen auf der Oberfläche der Ewigkeit — Alles, was der Himmel uns von dieſem tiefen, dunkeln Strom erblicken läßt — ſo leichtſinnig verſtreut werden müſſen."

„Vater," entgegnete die Jungfrau, indem ſie gleich den Uebrigen in ihrer emſigen Arbeit einhielt, „wir haben zur Frühmette gebetet, unſere täglichen Almoſen ſind am Thore vertheilt, die kranken Bauern ſind gepflegt — alle unſere Morgengeſchäfte ſind verrichtet; ich hoffe, daß unſere Beſchäftigung eine ſchuldloſe iſt!"

„Seht hier," ſagte der Mönch, ihr den Rahmen aus der Hand nehmend, „ein verwickeltes Gewinde von bunten Farben ohne Zweck und Abſicht, es ſey denn, daß es eines Tages zu irgend einem eitlen Schmuck beſtimmt werde, welcher dem Stolze Eures ſchwachen und flatterhaften Geſchlechtes dienen ſoll. Tag für Tag iſt über dieſer ſinnloſen Arbeit verwandt worden, und noch iſt ſie nicht halb vollendet. Der Schatten jedes dahin geſchiedenen Tages fällt auf unſer Grab, und der Wurm freut ſich, wenn er ihn ſieht, weil er weiß, daß wir dahin eilen. Töchter, giebt es kein beſſeres Mittel, die entfliehenden Stunden zu verbringen?"

Die vier älteren Schweſtern ſchlugen die Augen nieder, als ob ſie durch den Tadel des heiligen Mannes beſchämt würden; aber Eliſe erhob die ihrigen und heftete ſie mild auf den Mönch.

„Unsere liebe Mutter," sagte das Mädchen, „der Himmel sey ihrer Seele gnädig!"

„Amen!" rief der Mönch mit tiefer Stimme.

„Unsere liebe Mutter," stammelte die schöne Elise, „lebte noch, als diese langwierige Arbeit begann, und gebot uns, dieselbe, wenn sie nicht mehr seyn würde, in unsern Mußestunden mit Sorgfalt und Heiterkeit zu vollenden. Sie sagte, wenn wir diese Stunden in schuldloser Fröhlichkeit und jungfräulichen Beschäftigungen zubrächten, würden sie die glücklichsten und friedlichsten unsers Lebens seyn; und wenn wir später in die Welt hinaus kämen, und uns in ihre Sorgen und Prüfungen mischten, wenn wir dann, angezogen durch ihre Versuchungen und geblendet durch ihren Schimmer, jemals die Liebe und Pflicht vergäßen, welche die Kinder einer geliebten Mutter in heiligen Banden vereint halten sollten, so würde ein Blick auf die alte Arbeit unserer gemeinschaftlichen Mädchenzeit die guten Gedanken vergangener Tage in uns erwecken, und unser Herz zu Liebe und Zärtlichkeit erweichen."

„Elise spricht die Wahrheit," sagte die ältere Schwester mit edlem Stolze, und indem sie dies sagte, nahm sie ihre Arbeit wieder auf, und die andern thaten dasselbe.

Es war eine Tafel von großem Umfange, welche jede Schwester vor sich hatte; die Zeichnung war verwickelter und schwieriger Art, und das Muster wie die Farben waren bei allen fünf dieselben. Die Schwestern

beugten sich anmuthig über ihre Arbeit, und der Mönch, der das Kinn auf seine Hände stützte, blickte schweigend von der einen zu der andern.

„Wie viel besser," sagte er endlich, „alle solche Gedanken und Wechselfälle zu meiden, und das Leben in dem friedlichen Schirme der Kirche dem Himmel zu weihen. Kindheit, Jugend und Alter schwinden so schnell, als sie sich auf einander drängen. Bedenkt, wie der sterbliche Staub dem Grabe zurollt, und vermeidet, Euer Antlitz fest diesem Kerker zugekehrt, die Wolke, die unter den Vergnügungen der Welt aufsteigt, und die Sinne der dieser Anheimgefallenen täuscht. Den Schleier, Töchter, den Schleier!"

„Nie, meine Schwestern!" rief Elise aus. „Vertauscht nicht das Licht und die Luft des Himmels und die Frische der Erde, und alle die schönen Dinge, die auf ihr athmen, mit dem kalten Kloster und der Zelle. Die Segnungen der Natur sind die wahren Güter des Lebens, und wir dürfen sie ohne Sünde mit einander theilen. Der Tod ist unsere schwere Bestimmung, aber oh! laßt uns sterben mit dem heitern Leben um uns her. Wenn unsere kalten Herzen aufhören zu schlagen, laßt warme Herzen in unserer Nähe schlagen; laßt unsern letzten Blick auf den Grenzen ruhen, welche Gott seinem heitern Himmel gesetzt hat, und nicht auf Mauern von Stein und Eisengittern. Liebe Schwestern, wenn Ihr auf mich hört, laßt uns in dem Umfange dieses düstern Gartens leben und sterben; meidet nur das

Düſtere und die Trauer des Kloſters, und Ihr werdet glücklich ſeyn.“

Die Thränen fielen häufig aus den Augen der Jungfrau, als ſie ihren leidenſchaftlichen Aufruf ſchloß und ihr Geſicht an dem Buſen ihrer Schweſter barg.

„Tröſte Dich, Eliſe,“ ſagte die älteſte und küßte ihre ſchöne Stirn, „der Schleier ſoll nie ſeinen Schatten auf Deine jungen Augen werfen. Was ſagt Ihr, Schweſtern, ſprecht für Euch ſelbſt, und nicht für Eliſen oder für mich!“

Die Schweſtern riefen alle mit einer Stimme aus, daß ihr Loos zuſammen geworfen ſey, und daß es auch außerhalb der Mauern des Kloſters Behauſungen des Friedens und der Tugend gebe.

„Vater,“ ſagte die älteſte Dame, indem ſie ſich mit Würde erhob, „Ihr hört unſern letzten Entſchluß. Dieſelbe fromme Sorge, welche die Abtei von St. Marien bereicherte, und uns Waiſen ihrer heiligen Obhut hinterließ, verfügte, daß unſern Neigungen kein Zwang angethan werde, ſondern daß es uns frei ſtehen ſollte, nach unſerer Wahl zu leben. Wir bitten Euch, laßt uns nichts mehr hiervon hören. Schweſtern, es iſt beinahe Mittag, laßt uns bis zum Abende zurückkehren!“

Die Dame erhob ſich mit einer Verbeugung gegen den Mönch, und ſchritt Hand in Hand mit Eliſen dem Hauſe zu; und die übrigen Schweſtern folgten.

Der heilige Mann, der ſchon oft denſelben Punkt

angeregt, aber nie eine so bestimmte Zurückweisung erhalten hatte, ging eine kurze Strecke hinterher, seine Augen auf die Erde geheftet, und seine Lippen wie im Gebete bewegend. Als die Schwestern den Eingang erreicht hatten, beschleunigte er seinen Schritt, und rief ihnen zu, einzuhalten.

„Steht!" sagte der Mönch, indem er seine rechte Hand zum Himmel erhob, und einen zornigen Blick abwechselnd auf Elisen und die älteste Schwester heftete, „steht und hört von mir, was diese Erinnerungen sind, die Ihr höher als die Ewigkeit schätzt, und wenn sie durch die Gnade Gottes eingeschlummert sind, durch eitles Spielwerk wieder erwecken möchtet. Das Gedächtniß der irdischen Dinge ist im spätern Leben mit bitterer Täuschung, Trauer und Tod beladen, mit finsterm Wechsel und nagender Sorge. Die Zeit wird eines Tages kommen, wo ein Blick auf diese nichtsbedeutenden Spielereien tiefe Wunden bei einigen unter Euch in den Herzen aufreißen und bis in das Innerste der Seele treffen wird. Wenn diese Stunde kommt — und merket wohl auf, kommen wird sie — dann wendet Euch von der Welt, der Ihr anhängt, nach der Zuflucht, die Ihr verachtet. Sucht mir eine Zelle, die kälter wäre, als das Feuer der Sterblichen wird, wenn es durch Unglück und Prüfungen getrübt ist, und beweinet dort die Träume der Jugend. Diese Dinge sind des Himmels Wille, nicht der meinige," sagte der Mönch, der seine Stimme milderte, indem er die zu-

rückbebenden Mädchen der Reihe nach anblickte. „Der Segen der heiligen Jungfrau sey mit Euch, meine Töchter!“

Mit diesen Worten verschwand er durch eine Seitenpforte, und die Schwestern, die in das Haus eilten, wurden diesen Tag nicht mehr gesehen.

Aber die Natur lacht, ob auch Priester zürnen; des andern Tages schien die Sonne wieder heiter, und eben so schien sie an den folgenden Tagen. Und in dem Glanze des Morgens und in der sanften Ruhe des Abends ergingen die Schwestern sich, oder arbeiteten, oder verbrachten die Zeit in fröhlicher Unterhaltung in ihrem ruhigen Garten.

Die Zeit verging wie eine Geschichte, die erzählt wird; schneller in der That, wie manche Geschichten, die erzählt werden, und ich fürchte, daß die meinige zu diesen gehört. Das Haus der fünf Schwestern blieb stehen, wo es stand, und dieselben Bäume warfen ihren erquickenden Schatten auf das Gras des Gartens. Auch die Schwestern waren da, liebenswürdig wie immer, aber eine Veränderung war über ihre Behausung gekommen. Zuweilen hörte man das Klirren von Rüstungen und der Mond schien auf Helme von Stahl; zu andern Zeiten sprengten ermüdete Renner vor das Thor und eine weibliche Gestalt glitt eilig hervor, als ob sie begierig wäre, Nachrichten von dem Boten zu erhalten. Ein prächtiger Zug von Rittern und Damen wurde eine Nacht in den Mauern der Abtei aufgenom-

men, und eilte des andern Tages mit zwei der schönen Schwestern davon. Dann kamen die Reiter weniger, und schienen üble Nachrichten zu bringen, wenn sie kamen; endlich hörten sie ganz auf zu kommen, und Bauern mit wunden Füßen schlichen nach Sonnenuntergang an das Thor, und richteten dort heimlich ihre Botschaft aus. Einmal wurde mitten in der Nacht ein Diener in Eile nach der Abtei geschickt, und als der Morgen kam, waren Töne des Wehs und der Klage in dem Hause der Schwestern, und nach dem fiel eine traurige Stille auf dasselbe, und es wurde in der Nähe weder Ritter noch Dame, weder Roß noch Rüstung mehr gesehen.

Es war eine unheimliche Dunkelheit über den Himmel gebreitet; die Sonne war zornig untergegangen, und hatte die finstern Wolken mit den letzten Spuren ihres Grolles gefärbt, als der schwarze Mönch wieder mit über einander geschlagenen Armen innerhalb der Weite eines Steinwurfs von der Abtei einherschritt. Es war Mehlthau auf die Bäume und Sträucher gefallen, und der Wind begann endlich die unnatürliche Stille zu unterbrechen, die den ganzen Tag über geherrscht hatte, und seufzte von Zeit zu Zeit schwer, als ob er mit Schmerz die Verwüstung des nahen Sturmes ankündigte. Die Fledermaus strich im phantastischen Fluge durch die schwüle Luft, und der Boden lebte von kriechenden Geschöpfen, die ihr Instinkt hervorgelockt hatte, um den Regen einzufangen.

Die Augen des Mönchs waren nicht länger auf die Erde gerichtet; er warf ſie keck umher, und ließ ſie von einem Punkte zum andern ſchweifen, als ob das Düſtere und Oede der Umgebung ſchnelle Antwort in ſeiner Bruſt fände. Wieder blieb er vor dem Hauſe ſtehen, und wieder trat er durch die Nebenpforte ein.

Aber ſein Ohr fing jetzt nicht den Schall fröhlichen Gelächters auf, und ſein Auge ruhte nicht auf den ſchönen Geſtalten der fünf Schweſtern. Die Zweige der Bäume waren niedergebogen und gebrochen, und das Gras war hoch empor geſchoſſen und wucherte üppig. Seit vielen, vielen Tagen hatte es kein leichter Fuß berührt.

Mit der Gleichgültigkeit oder Faſſung eines Mannes, der an die Veränderung wohl gewöhnt iſt, glitt der Mönch in das Haus, und betrat ein niederes, dunkeles Gemach. Vier Schweſtern ſaßen da. Durch ihre ſchwarzen Gewande waren die blaſſen Züge noch bleicher, Noth und Sorge hatten tiefe Spuren auf denſelben zurückgelaſſen. Sie waren noch ſtattlich, aber die Blüte und der Stolz der Schönheit waren dahin.

Und Eliſe? — wo war ſie? Im Himmel.

Der Mönch, ſelbſt der Mönch konnte hier einigen Schmerz empfinden; denn es war lange, ſeit die Schweſtern ſich nicht zuſammen gefunden hatten, und es lagen Furchen auf den bleichen Geſichtern, welche die Jahre nie eingraben konnten. Er nahm ſchweigend ſeinen

Sitz ein, und gab ihnen einen Wink, in ihrer Rede fortzufahren.

„Hier ſind ſie, Schweſtern," ſagte die älteſte Dame mit zitternder Stimme.

„Ich habe es nie über mich vermocht, ſie ſeitdem wieder anzuſehen, und nun tadle ich mich ſelbſt wegen meiner Schwäche. Was liegt in ihrem Gedächtniſſe, das wir zu fürchten hätten? Die vergangenen Tage zurück zu rufen ſoll uns noch jetzt eine ernſte Freude ſeyn."

Sie blickte auf den Mönch, während ſie dies ſprach, öffnete ein Cabinet und brachte die fünf Stickereien herein, die längſt vollendet waren. Ihr Schritt war feſt, aber ihre Hand zitterte, als ſie das letzte vorzeigte; und da die Gefühle der andern Schweſtern bei dem Anblicke deſſelben ſich in vollem Strome ergoſſen, ſo brachen auch ihre zurückgehaltenen Thränen hervor, und ſie ſchluchzte: „Gott ſegne ſie!"

Der Mönch erhob ſich und trat vor ſie hin. „Es war beinahe das letzte Ding, was ſie noch in Geſundheit berührte," ſagte er mit halb unterdrückter Stimme.

„Das war es!" rief die älteſte Dame, bitterlich weinend.

Der Mönch wandte ſich zur zweiten Schweſter: „Der tapfere Jüngling, der Dir in die Augen blickte und an Deinem Athem hing, als er Dich zuerſt mit dieſem Spielwerk beſchäftigt ſah, liegt begraben auf einer Ebene, deren Boden roth von Blut iſt. Schmutzige

Stücke einer Rüstung, die einst glänzend polirt war, liegen verrostend auf der Erde, und sind so wenig zu unterscheiden, wie die Gebeine, die in der Erde zerfallen."

Die Dame ächzte und rang die Hände.

„Die Politik der Höfe," fuhr er fort, indem er sich zu den beiden andern Schwestern wandte, „zog Euch aus Euerm friedlichen Hause, zu Scenen der Lust und des Glanzes. Dieselbe Politik und der rastlose Ehrgeiz stolzer, wilder Männer haben Euch als verwittwete Jungfrauen und erniedrigte Verbannte zurückgeschickt. Spreche ich die Wahrheit?"

Das Schluchzen der beiden Schwestern war ihre einzige Antwort.

„Es wäre vergebens," sagte der Mönch mit einem bedeutenden Blicke, „die Zeit mit Spielereien zu verlieren, welche die bleichen Geister der Hoffnungen vergangener Jahre herauf beschwören sollen. Versenkt sie, häuft Reue und Buße auf ihr Haupt, unterdrückt sie und laßt das Kloster ihr Grab seyn."

Die Schwestern verlangten drei Tage Bedenkzeit, und diese Nacht schien es ihnen, als ob der Schleier wirklich die beste Hülle für ihre abgestorbenen Freuden sey. Aber der Morgen kam wieder, und obwohl die Zweige des Gartens herabhingen und sich wild auf dem Boden verwirrten, so war es doch immer derselbe Garten. Das Gras war dicht und hoch, aber die Stelle war noch da, auf der sie so oft zusammen gesessen

hatten, als Wechsel und Sorge für sie noch leere Namen waren. Da war jeder Gang und Winkel, den Elise erheitert hatte, und in dem Schiffe des Doms war ein flacher Stein, unter dem sie in Frieden ruhte.

Und wenn sie dachten, wie ihr junges Herz krank geworden war bei dem Gedanken an die Mauern des Klosters, konnten sie in Gewanden auf ihr Grab blikken, welche noch die Asche in demselben gekränkt hätten? Konnten sie sich zum Gebete niederbeugen und, wenn sich der ganze Himmel zu ihnen gewandt hätte, um auf sie zu hören, den dunkeln Schatten der Betrübniß auf das Antlitz eines Engels bringen? Nein.

Sie sandten nach Künstlern, die zu jener Zeit in hohem Rufe standen, und da sie die Erlaubniß der Kirche zu ihrem frommen Werke erhalten hatten, ließen sie auf fünf großen Feldern reich gefärbten Glases ein neues Abbild ihrer alten Lieblingsbeschäftigung ausführen.

Diese wurden in ein Fenster gesetzt, welches bisher des Schmuckes entbehrt hatte, und wenn die Sonne heiter schien, wie sie so gern es gesehen hatten, wurden die wohlbekannten Stickmuster in ihren ursprünglichen Farben wiedergegeben, und fielen, einen Strom glänzenden Lichtes niederwerfend, warm auf den Namen Elise.

Jeden Tag schritten die Schwestern viele Stunden in dem Schiffe auf und nieder, oder knieten neben dem flachen Steine. Einst, nach manchen Jahren, wurden an dem gewohnten Orte nur drei gesehen, dann nur

zwei, und lange Zeit nachher nur ein einziges weibliches Weſen, welches durch das Alter niedergedrückt war. Endlich kam auch ſie nicht mehr, und der Stein trug fünf einfache Taufnamen.

Der Stein iſt abgenutzt und durch andere erſetzt worden, und viele Generationen ſind ſeitdem gekommen und gegangen. Die Zeit hat die Farben geſchwächt, aber derſelbe Strom des Lichtes fällt auf das vergeſſene Grab, von dem keine Spur mehr übrig iſt, und bis auf dieſen Tag wird dem Fremden in der Kathedrale zu York ein altes Fenſter gezeigt, welches „die fünf Schweſtern“ heißt.

„Sie haben da etwas Trauriges erzählt, lieber Hauptmann,“ ſagte der Oberſt, als jener ſchwieg.

„Ein Bild des Lebens, Herr Oberſt,“ entgegnete der Hauptmann, „aber mich dünkt, ungeachtet aller Einfachheit, doch anziehend.“

„Ja, aber betrübt; laſſet uns heiter ſeyn!“ Und nun begann der Oberſt allerlei Luſtiges zu erzählen, und Mitternacht war vorüber, als die Geſellſchaft ſich trennte.

Dreißigſte Nacht.

Heute wurde Henriette gebeten, etwas zu erzählen, und nach einigem Nachſinnen begann ſie:

Das Vermächtniss der Burgfrau.

Sage aus dem Harz.

Vor ungefähr vierhundert Jahren galt ein Fräulein Adelheid von Hohenhausen für die schönste und züchtigste Jungfrau weit und breit, und Grafen und Ritter wallfahrteten zur Burg ihres Vaters, wie fromme Pilger zum Gnadenbilde, einzig um die schöne Adelheid zu sehen und aus ihrer weißen Hand den Becher voll duftigen Weins zu empfangen, denn — beiläufig gesagt — hätte der alte, tapfre Ritter von Hohenhausen nicht auch einen guten Weinkeller gehabt, so wäre wohl Manchem das Fräulein nicht so schön vorgekommen, denn die Männer früherer Zeiten tranken eben so gern guten Wein als die Männer des neunzehnten Jahrhunderts baierisches Bier.

Von den vielen Grafen und Rittern, welche die Burg besuchten, freiten auch viele um Fräulein Adelheid und suchten entweder ihr Herz oder ihr schönes Erbe, am liebsten wohl Beides, zu gewinnen, denn jene Männer waren eitel wie die jetzigen, und konnten es nicht ertragen und auch nicht glauben, daß ein weibliches Wesen fähig sei, sie nicht zu lieben.

Der alte Ritter nahm alle Bewerbungen um die Hand seiner schönen Tochter mit vieler Freude und väterlichem Stolze auf; da er aber ein sehr guter Vater war, so sagte er zu jedem der Freier: „Wendet Euch

an meine Tochter, sie hat ihren freien Willen, und wen sie sich zum Gemahl erwählt, der wird mein Eidam.“

Hierauf wandten sich die Ritter an das Fräulein, und Adelheid wählte sich den Jüngsten und Schönsten, den Ritter Albrecht von Hochburg, dessen Burg im Harz lag und von dessen Tapferkeit überall gesprochen wurde.

Das Hochzeitfest wurde auf das Glänzendste begangen, dann führte Ritter Albrecht seine junge Gemahlin auf seine Burg, wo sie ein Leben reich an Liebe und Glück zu verleben hoffte. Aber sie hatte sich bitter getäuscht; Ritter Albrecht war sehr tapfer, sehr schön; aber eben so launenhaft und herrisch als tapfer, und eben so treulos und flatterhaft als schön.

Adelheid mußte jeden Wink ihres Gemahls errathen, sollte er ihr nicht zürnen; sie sah sich bald vernachlässigt, und der Ritter spottete, als er ihre sanften Klagen über seine Untreue vernahm. Selbst die Geburt eines Sohnes, mit welchem die Burgfrau den Ritter erfreute, änderte ihn nur auf kurze Zeit, und die schöne Adelheid sah zum Glück bald ein, daß Dulden und Schweigen ihr Loos sey.

Sie pflegte ihr Söhnlein, spann und stickte, führte die Aufsicht über das Hauswesen, that den Armen Gutes und betete mit Inbrunst zu Gott. Eines Abends kehrte ein frommer Pilger, welcher aus Palästina kam, auf ihrer Burg ein und wurde bestens von ihr verpflegt. Der fromme Mann beobachtete seine schöne

Wirthin, deren Trauer ihm auffiel, genau, und ehe er ſchied, hatte er durch die Dienerſchaft erfahren, welch ein Loos die arme Frau hatte.

„Edle Frau," ſprach er beim Scheiden, „Euer Schickſal iſt mir nicht unbekannt; es geht mir nahe, und ich hoffe, daß Ihr bald glücklicher ſein werdet. In Paläſtina erhielt ich einen ſilbernen Fingerring, den eine gar fromme Frau zeitlebens getragen. Er ſoll die Eigenſchaft beſitzen, daß dem Eigenthümer des Ringes der liebſte Wunſch erfüllt wird und erfüllt bleibt, ſo lange derſelbe den Ring trägt. Ich bin alt und habe auf dieſer Erde keine Wünſche mehr, deshalb ſchenke ich Euch den Ring und wünſche, daß Ihr durch ihn glücklich werden möget."

Der würdige Pilger zog den Ring vom Finger und ſchenkte ihn der Burgfrau; dieſe nahm ihn mit Thränen des Dankes und der Freude, und ſteckte ihn an ihren Finger.

Hierauf nahm der Pilger Abſchied, gab der Frau Adelheid ſeinen Segen und verließ die Burg. Einige Stunden ſpäter traf der Ritter, der in der Nachbarſchaft zum Beſuch geweſen war, auf ſeiner Burg ein. Was Adelheid gewünſcht hatte, als ſie den Ring an ihren Finger ſteckte, iſt leicht zu errathen, und die Dame wartete nun gläubig auf die Erfüllung ihres Wunſches. Sie ſaß am Rocken und ſpann, zu ihren Füßen ſchmiegte ſich der kleine Junker Otto an ſie und hörte auf die lieblichen Mährchen, welche ihm ſeine Mutter erzählte,

als der Ritter eintrat. „So fleißig, mein holdes Weib?“ fragte er, indem er ihr liebevoll die Hand gab; „überlasset die Arbeit doch den Mägden, und kommt mit mir in den Burggarten, den schönen Abend zu genießen.“

Er nahm bei diesen Worten den Buben auf den Arm und ging, begleitet von der hocherfreuten Adelheid, in den Burggarten.

Den ganzen Abend war er ungewöhnlich freundlich, und so blieb er nun Tag für Tag, Mond für Mond, Jahr für Jahr, ohne sich zu ändern, und fühlte sich selbst sehr glücklich dabei. Die gute Rittersfrau wurde noch Mutter eines hübschen Mägdleins und segnete täglich und stündlich das Andenken des frommen Pilgers, welcher ihr den silbernen Ring geschenkt, den sie niemals vom Finger zog.

Viele Jahre lebte sie glücklich mit ihrem Gemahl; Junker Otto war nun ein Ritter, schön und tapfer wie sein Vater und wohnte mit seiner tugendhaften Hausfrau auf der Burg, welche seine Mutter von ihrem Vater geerbt und ihm bei Lebzeiten übergeben hatte.

Ihre Tochter, Fräulein Mathilde, war emporgewachsen, schön und züchtig wie die Mutter, und es kamen, wie einst zur Mutter, jetzt zur Tochter Freier in Menge von allen Straßen, gar schmucke und hochansehnliche Ritter und Grafen. Da erkrankte der Ritter Albrecht und starb. Seine Kinder beweinten ihn aufrichtig und legten Trauer an, Frau Adelheid war von

nun an ganz still und betrübt, und hatte an nichts mehr Freude.

Eines Tages ließ die Rittersfrau ihre Tochter zu sich rufen und sagte mit matter Stimme: „Mein liebes Kind, ich fühle, daß ich bald Deinem Vater nachfolgen werde, deßhalb bitte ich Dich dringend, wähle Dir bald einen Gemahl, damit ich Dich noch als Braut im Kranze sehen und ruhig sterben kann!“

Das that nun Fräulein Mathilde unter vielen Thränen; sie erklärte, daß sie sich mit dem Grafen von Wallenfels vermählen wolle, und noch denselben Tag ging ein Bote an den Grafen ab, welcher ihm die frohe Nachricht überbrachte, daß sich das Fräulein für ihn entschieden habe.

Die Vermählung des jungen Paares wurde bald nachher in aller Stille vollzogen, und am Hochzeittage schenkte Frau Adelheid ihrer Tochter den Ring und theilte ihr mit, was für eine Bewandtniß es mit demselben habe. Mathilde dankte der lieben Mutter tausendmal und versprach ihr heilig, den Ring nie vom Finger zu thun.

Mathilde wünschte sich, was die Mutter gewünscht hatte, und Graf Wallenfels war der beste Ehemann von der Welt.

Eine kurze Zeit noch sah Frau Adelheid das Glück ihrer Kinder, dann entschlief sie sanft und selig, und ward an der Seite ihres Gemahls beerdigt.

Eine lange Reihe von Jahren lebte Mathilde glück-

lich mit ihrem Gemahl; ſie trug den Ring Tag und Nacht, und er kam erſt dann von ihrem Finger, als ſie ihn ihrer Tochter am Brauttage ſchenkte.

Der Ring erbte ſo fort in der Familie, und jede der Frauen aus dem Geſchlechte war glücklich, ſo lange ſie den Ring trug.

Die Urenkelin Mathildens nur genoß ihr Glück nicht lange; ſie ſtarb, als ſie kaum einige dreißig Jahre alt war, und übergab den Ring auf ihrem Sterbebette ihrem einzigen Kinde, der funfzehnjährigen Eliſabeth.

Eliſabeth nahm den Ring und gelobte ihr, ihn hoch und heilig aufzubewahren, und die Mutter ſtarb in dem feſten Glauben, daß ihre Tochter im Beſitz des Ringes glücklich ſeyn müßte.

Kurz nach dem Tode von Eliſabeth's Mutter ſtarb auch ihres Vaters beſter Freund, der Ritter v. Horneck, und Eliſabeth's Vater wurde der Vormund der vier Kinder, welche der Ritter von Horneck auf der Erde zurückgelaſſen hatte.

Die älteſten beiden Töchter vermählten ſich, die Dritte nahm den Schleier, und das Jüngſte der Geſchwiſter, ein dreizehnjähriger, wilder Bube, Namens Heinrich, kam auf die Burg zu ſeinem Vormunde, um in Allem unterwieſen zu werden, was einem braven Rittersmanne zu können und zu wiſſen nöthig. Eliſabeth war dem hübſchen, immer heitern Buben gut, aber ſie kümmerte ſich im Ganzen wenig um ihn, der ſie, als die Aeltere, beſonders ehrte.

Als Heinrich sechzehn Jahre alt war, zog er auf, um sich die goldenen Sporen zu verdienen, und als er zwei Jahre später als junger Ritter wiederkehrte, fand er Elisabeth als die Braut des Grafen von Eichenhorst.

Er freute sich herzlich ihres Glückes, er war fest überzeugt, daß ihr zukünftiger Gemahl sich in ihrem Besitze sehr glücklich fühlen müsse, aber es würde ihm sehr sonderbar vorgekommen seyn, wenn ihm Jemand gesagt hätte, er solle sich mit Elisabeth vermählen.

Nur wenige Wochen verweilte Heinrich auf seines Vormundes Burg, dann zog er wieder aus in den Krieg und tummelte sich wacker im Kampfe herum während seine Jugendfreundin Elisabeth ihrem Neuvermählten auf seine Burg folgte.

Daselbst lebte Elisabeth mit ihrem Gemahle glücklich und zufrieden. Sie trug den Ring, den sie mit dem Wunsche an den Finger gesteckt hatte, immer mit ihrem Gemahle einig zu seyn, und gedachte dankbar ihrer lieben Mutter, so oft ihr Blick auf den einfachen, silbernen Reif fiel, den sie an ihrer Hand trug.

Drei Jahre und darüber waren dahin geschwunden, Elisabeth verließ fast niemals die Burg, ein Tag ging für sie so einförmig wie der andere dahin, und sie meinte oft, sie sey schon recht alt, obgleich sie ihr Herz jugendlich rein bewahrt hatte.

Ihr Vater war gestorben, und ihr Gemahl zog auf Elisabeth's Bitten auf die Burg, wo sie geboren war. Eines Tages saß Elisabeth im Burggarten, be-

ſchäftigt Kränze zu winden, da trat ein junger, ſtattlicher Ritter in den Garten, in welchem ſie ihren ehemaligen Spielgefährten, den Ritter Heinrich, erkannte.

Sie freute ſich, ihn zu ſehen, und ſtaunte doch, daß der Jüngling ſich in einen jungen Mann verwandelt hatte und ſo beſonnen und ernſt geworden war. Aber ſie war noch eben ſo herzlich und unbefangen, wie früher, und ſprach von dem, was ſie wußte, das er ſonſt gern gehört. Sie lud ihn auch ein, obgleich ihr Gemahl abweſend, ihr Gaſt zu ſeyn, und führte ihn ſelbſt in das Gemach, das er ſonſt bewohnt hatte.

Dort ſetzte ſie ſich nieder und ſprach lange und bewegt von ihrer lieben Mutter, dann redeten Beide von dem jüngſt verſtorbenen Vater und hatten ſich ſo viel zu ſagen.

Als Heinrich ſich allein ſah, redete er mit ſich ſelbſt, mit ſeiner innerſten Seele, und verwundert entdeckte er, daß Eliſabeth jetzt eine ganz Andre ſei. Noch eben ſo jugendlich, harmlos und treu, aber viel geläuterter als Frau und Mutter, viel milder. Er ſeufzte unwillkührlich und blieb vor ihrem Bildniſſe ſtehen, was in dem Zimmer noch hing, weil ihm ihr Vater kurz vor ſeinem Tode dieſen Platz gegeben. „Warum iſt ſie nicht wirklich meine Schweſter?“ fragte er ſich, denn er liebte ſie mehr, als er ſeine Schweſtern liebte.

Den andern Tag ſah er Eliſabeth wieder und ihren lieblichen Knaben, und ſpielte mit ihm und war ganz unbefangen. Doch als ihm Eliſabeth zur guten

Nacht die Hand reichte, ward ihm seltsam zu Muthe; er wollte sie küssen und wagte es doch nicht, und er fragte sich: „Warum ist Elisabeth nicht mein Weib?“

Den andern Morgen traf der Graf von Eichenhorst auf der Burg ein. Herzlich begrüßte er Heinrich und lud ihn ein, recht lange sein Gast zu bleiben.

Er war bedeutend älter als Elisabeth, und Heinrich hatte viel gesehen, gedacht, erlebt, und zeigte Heinrich das Wohlwollen, das der ältere Bruder für den jüngern hat. Er scherzte oft über Heinrich's Aehnlichkeit mit Elisabeth, und als Heinrich eines Tages auf der Jagd dem Grafen das Leben gerettet hatte, gebot er seiner Gemahlin, als sie heim waren, Heinrich zum Danke zu küssen.

Elisabeth bot ihm den Mund dankbar und unbefangen, wenn auch erröthend, und Heinrich küßte sie und wandte sich dann ab, denn jetzt wußte er es, daß er Elisabeth mit Leidenschaft liebte.

Seit dieser Stunde war er der unglücklichste Mensch in der Burg. Bisweilen nahm er sich vor, Elisabeth zu fliehen, dann fehlte ihm die Kraft dazu. Er wollte Alles thun, um Elisabeth's Liebe zu gewinnen, und sie dann bereden, mit ihm zu entfliehen, aber später verwarf er diesen Gedanken mit Abscheu.

Nur ihre Liebe — dies empfand und dachte er, nach langen, schweren Kämpfen mit sich selbst — nur ihre Liebe wollte er sich erringen, und dann ausziehen und in der Schlacht den Tod suchen.

Eines Tages wurde der Graf von Eichenhorſt eingeladen, mit ſeiner Gemahlin und ſeinem Gaſte einem Bankette beizuwohnen, welches ein benachbarter Ritter zum Tauffeſte ſeines Erſtgebornen gab.

Der Graf nahm die Einladung an, und an dem beſtimmten Tage ritt der Graf, begleitet von Knappen und Reiſigen, mit Eliſabeth und Heinrich zu dem Feſte.

Sie ritten durch dichten Wald, Heinrich immer an Eliſabeth's Seite, und ſo fiel ſein Blick auf den ſilbernen Reif an ihrer Hand, und er erinnerte ſich der Kraft des Ringes, welche ihm einſt Eliſabeth in einer herzlichen Stunde verrathen hatte.

Der Gedanke, daß es jetzt in ſeiner Macht ſtehe, von Eliſabeth geliebt zu werden, ſtieg in ihm auf, und ohne an ihr Schickſal zu denken, jubelte er, ward doch ſein Wunſch nun erfüllt. Unter einem Vorwande verließ er zeitig das Bankett und jagte mit verhängtem Zügel nach der nächſten Stadt, bei dem beſten Goldſchmidt daſelbſt einen ſilbernen, glatten Fingerreif zu beſtellen, genau ſo wie der, welchen Eliſabeth trug. Zu oft hatte er ihre Hand betrachtet, zu genau in den letzten Stunden den Reif, um ihn nicht jetzt auch ganz richtig beſchreiben zu können.

Der Ritter bot Gold über Gold, der Goldſchmidt verſprach ſein Möglichſtes zu thun, und nach drei Tagen war der Reif fertig und ſo ähnlich dem Ringe, den Eliſabeth trug, wie ein Waſſertropfen dem andern.

Heinrich ſprach jetzt viel von ſeiner Abreiſe nach

seiner Burg und setzte den Tag dazu fest. Den Nachmittag vor seiner Abreise bat er Elisabeth, ein wenig mit ihm in den Garten zu gehen, und sie that es.

Sie setzten sich unter einen Hollunderbaum und plauderten, aber die Hitze war drückend heiß, der Hollunder duftete so stark, Elisabeth entschlief. Jetzt war der Augenblick gekommen; leise zog Heinrich den bedeutungsvollen Ring von Elisabeth's Finger und steckte den nachgemachten dafür an den Finger der Schlafenden. Den geraubten Ring verbarg er auf seinem Herzen und wünschte dabei: Elisabeth möge ihn von jetzt an über Alles ewig und unendlich lieben.

Er warf einen Blick auf die Schlummernde, welche da saß mit lieblich gerötheten Wangen, und leise und zärtlich flüsterte sie im Traume „Heinrich!" Heinrich schlug die Augen nieder und entfloh, denn er fühlte sein Unrecht, aber es war ihm nicht möglich, den Ring wieder zu vertauschen, nachdem er von ihren Lippen seinen Namen hatte so zärtlich rufen hören.

Den andern Morgen verließ er die Burg, und als er von Elisabeth Abschied nahm, weinte sie und erwiederte seinen Kuß.

Seit Heinrich's Abreise war Elisabeth dieselbe nicht mehr. Sie liebte ihn mit Leidenschaft, sie gestand es sich und weinte über ihre sündige Liebe. Sie betrachtete ihren Knaben, sie sagte sich selbst, daß ihr Gemahl ihre Hochachtung und Treue verdiene, aber ihr heißes Herz riß sie dahin, alle ihre Gedanken waren bei

Heinrich. Mit heißen Thränen benetzte sie den Ring und wünschte sich dabei ihre verlorne Ruhe zurück, aber ihr Wunsch blieb unerfüllt, und sie ahnete nicht, was ihr Heinrich gethan. Ihn wieder zu sehen, war ihr einziger Gedanke, ihr sehnlichstes Verlangen.

Sie gab vor, daß sie einen Traum gehabt habe, in welchem ihr die Mutter Gottes erschienen sei und ihr geboten habe, ohne Begleitung nach Rom zu wallfahren als fromme Pilgerin. Hierauf bat sie ihren Gemahl, ihr zu gestatten, daß der Traum erfüllt werde.

Der Graf gab, ungern freilich, aber aus Frömmigkeit, seine Einwilligung zu diesem Pilgerzuge, und Elisabeth küßte noch einmal mit Thränen ihren Knaben, reichte ihrem Gemahle die Hand, und verließ als Pilgerin ihre väterliche Burg, um den Geliebten zu sehen.

Am Abende des dritten Tages langte sie auf seinem Gebiete an. Ihr Herz schlug ungestüm, als sie seine Burg, beleuchtet von der Abendsonne, erblickte. Auf die Burg zu gehen, war ihr unmöglich; sie setzte sich im Walde nieder unter eine Eiche, hoffend, er werde in diesen Tagen durch den Wald ziehen. Ihr Hoffen hatte sie nicht getäuscht; sie ruhte noch keine halbe Stunde unter dem Baume, als er des Weges daher gegangen kam, schwermüthig ihrer gedenkend. Erst als er dicht an ihr vorüberschritt, bemerkte er sie, sein Herz erkannte sie sogleich, und mit Entzücken begrüßte er sie.

Jubelnd führte er sie nach seiner Burg und befahl seinen Dienern, die Pilgerin zu bedienen wie eine Fürstin, was auch auf das Beste vollzogen wurde.

Heinrich war die Aufmerksamkeit und Ehrerbietung selbst gegen Elisabeth, und als sie fest erklärte, daß sie nach Rom pilgern wolle, sagte er kein Wort dagegen.

Sie verließ nach wenigen Stunden die Burg; Heinrich folgte ihr, ohne daß sie es wußte, immer von fern. Endlich langte sie in Rom an und beichtete daselbst, was ihr Herz belastete, erhielt Vergebung für ihre Herzensuntreue, die so unfreiwillig war, und schickte sich beruhigter und fest entschlossen, Heinrich nie mehr zu sehen, zur Rückkehr nach der Heimath an.

Als sie Rom verlassen wollte, begegnete ihr ein Pilger, der sie begrüßte; es war Heinrich.

„Ihr hier?" rief sie verwundert aus, und erröthete.

„Meinst Du, Elisabeth, ich könnte fern von Dir leben?" fragte er zärtlich. „Ich habe Dich überall — unsichtbar für Dich — umgeben wie Dein Schatten, ich war, Elisabeth, stets zu Deinem Dienste, zu Deinem Schutze bereit. Ich weiß auch, daß Du für mich empfindest, was ich für Dich, Du liebst mich, Elisabeth!"

Elisabeth schwieg; Thränen füllten ihre Augen, und sie widerstrebte nicht, als er sie in seine Arme schloß und zärtlich küßte.

„Heinrich, dürfen wir uns lieben?" fragte sie mit bebender Stimme.

„Elisabeth, können wir anders?" entgegnete er.

Und Beide sahen sich an mit leuchtenden Augen.

Da riß sich Elisabeth plötzlich los von ihm.

„Ich darf Dich nicht lieben und kann doch nicht

anders!" rief ſie, „und nun, Heinrich, will ich ſterben, glücklich, ſchmerzerfüllt, aber rein."

Und raſch zog ſie den Dolch vor, den ſie unter ihrem Pilgergewande verborgen gehabt hatte, und ſtieß ihn in ihr Herz.

Heinrich ſchrie laut auf vor Schmerz, er warf ſich über ihren Leichnam und mußte endlich mit Gewalt davon entfernt werden.

In Rom wurde ſie beerdigt. Heinrich kehrte nach Deutſchland zurück und brachte dem Grafen Eichenhorſt die traurige Kunde, ohne ſeine Schuld gegen ihn und Eliſabeth zu bekennen.

Der Graf betrauerte ſeine Gemahlin einige Jahre und vermählte ſich ſpäter mit einem tugendhaften Fräulein. Sein und Eliſabeth's Sohn wurde ein tapferer Rittersmann und hinterließ eine zahlreiche Nachkommenſchaft. Heinrich vermählte ſich nie; er blieb bis an ſein Ende traurig. Kurz vor ſeinem Tode ließ er den Ring und die von einem Geiſtlichen niedergeſchriebene Geſchichte des Ringes in einer Kapſel von Corduan verwahren und ſchenkte ſie Eliſabeth's Sohn, mit der Bitte, ſie aufzubewahren.

Hier ſchwieg Henriette.

„Wieder traurig," ſprach der Oberſt; „Mädchen, wie magſt Du ſolche betrübte Geſchichten erzählen?"

„O meine Sage iſt noch gar nicht aus, beſter Vater, ich machte nur eine Pauſe, denn es iſt ſchon ſpät, und ich muß wohl den Schluß auf morgen Nacht verſparen."

„Thu' das, es iſt elf!" ſagte der Vater, und die Oberſtin fügte hinzu: „ich bin begierig, ob der Ring noch fortwirken wird."

Ein und dreißigſte Nacht.

Heute erzählte Henriette, aufgefordert von den Anweſenden weiter:

Das Vermächtniss der Burgfrau.

(Schluß der vorigen Sage.)

Der Wind wehete ſcharf und feucht durch die übel verwahrten Fenſter des kleinen Landhauſes, deſſen beſtes Gemach eine hochgewachſene Dame bewohnte, deren dürftige Kleidung nicht mit ihrem feinen Anſtande übereinſtimmte; auch zeigte die ſchön gepuderte, hohe Friſur, daß ſie noch immer nicht ganz ihrem früher gewohnten Putze entſagt habe.

Am Stickrahmen ſaß ein bildſchönes Mädchen von funfzehn bis ſechzehn Jahren, eben ſo dürftig gekleidet und eben ſo ſorgfältig gepudert wie die ältere Dame. Die Jungfrau ſtickte gar ämſig und die ältliche Dame ſagte jetzt: „Höre doch endlich auf, Eleonore; Du glaubſt gar nicht, wie ſehr es mich ſchmerzt, Dich ſo arbeiten zu ſehen."

„Aber, liebe Mutter, die Weſte iſt beſtellt, und wir brauchen doch wirklich —“

„Ach!“ rief die Mutter und faltete die Hände, „ach, es iſt herzzerreißend, meine Tochter, arbeiten mußt Du wie eine Perſon aus dem geringſten Stande, und für wen? Für unſere Verdrängerin!“

„Sie ſind wohl zu hart, zu betrübt, liebe Mama,“ erwiederte ſchüchtern und mild das Mädchen; „unſere Verdrängerin iſt die Baronin Saldern nicht zu nennen, denn ſie hat uns ja nicht aus unſerm Eigenthume vertrieben, ſondern die Noth!“

„Die Noth?“ eiferte die Dame fort, „ja wohl die Noth; aber ſollte eine honette Edelfrau ein Beſitzthum an ſich kaufen, das Jahrhunderte lang einem der älteſten und edelſten Geſchlechter Deutſchlands zugehörte? Sie hätte, bei ihrem ungeheuern Reichthume, von ihrer Forderung vor der Hand abſtehen ſollen, bis es uns gelungen wäre, ihr das Kapital nebſt Zinſen abzutragen.“

„Liebe Mutter, Sie, das weiß ich, würden in dieſem Falle ſo gehandelt haben,“ erwiederte das Fräulein; „bedenken Sie aber, daß der verſtorbene Gemahl der Baronin Saldern meinem ſeligen Vater dreißig tauſend Thaler lieh, daß die Anſprüche ſeiner Erbin alſo begründet ſind, und daß endlich die Baronin außer ihrem Sohne noch eine unmündige Tochter hat!“

„Du vertheidigſt ſie warm,“ ſprach die Mutter ſcharf, „wie dies nun aber auch immer ſeyn mag, ſo verſichere ich Dir doch, Eleonore, daß für mich die Ba-

ronin die widrigſte Perſon iſt, die ich kenne. Es fällt mir ſchwer, das Dorf zu verlaſſen, wo ich länger als zwanzig Jahre glücklich lebte, aber ich werde es. Ich kann nicht ohne Thränen nach der Anhöhe blicken, auf welcher die wenigen Ruinen von dem alten Schloſſe der Grafen Eichenhorſt zu ſehen ſind. Und das neuere, jetzt von Salderns bewohnte, Schloß mag ich auch nicht mehr ſehen. Die hochmüthige Baronin wird ihr neues Wappen neben das uralte Wappen der Eichenhorſte über die Thüren in Stein aushauen laſſen, ſie wird die Bildniſſe ihrer Ahnen — und ihr Großvater iſt ein geadelter Kaufmann — an die Stelle hängen, wo ſonſt die Eichenhorſte herabblickten; — ach, was wird dieſe Frau nicht Alles thun!"

„Wie kommt es denn aber," fragte Eleonore ſanft, „daß das alte edle Geſchlecht der Eichenhorſte ſo ſehr verarmt iſt?"

„Davon läßt ſich Manches ſagen, mein Kind," erwiederte die Mutter, „unverſchuldetes Unglück traf Deinen Großvater und Deinen Vater. Doch ſchon im dreißigjährigen Kriege nahm der Wohlſtand der Grafen von Eichenhorſt ab, man ſagt, daß der Feind mit mehreren andern Koſtbarkeiten, welche er auf dem Schloſſe raubte, auch den ſilbernen Ring mitgenommen habe, welcher das Glück der Familie Eichenhorſt eine lange, lange Reihe von Jahren hindurch geſichert hatte. Ich weiß nicht genau, wie unſere Ahnfrau, Adelheid von Hohenhauſen, die Stammmutter der Eichenhorſte, in den Beſitz des Ringes gekommen iſt, aber ſo viel

iſt gewiß, daß der Ring in der Familie forterbte, und daß jeder Beſitzer des Ringes einen Wunſch äußern konnte, der ihm auch durch die geheime, dem Ringe inwohnende Macht erfüllt wurde. Könnten wir wieder in den Beſitz des Ringes kommen, würden wir bald wieder reich und glücklich ſeyn.“

„Und wollten Sie nicht, gnädige, beſte Mama, die Baronin oder ihren Sohn erſuchen, Ihnen den Ring zuzuſtellen, der ſich jetzt, wo ſo Vieles im Schloſſe verändert wird, vielleicht findet?“

„Nein, Eleonore, der Ring iſt bis in die Mitte des dreißigjährigen Krieges in der Schatzkammer aufbewahrt geweſen, oder einer meiner Ahnherren hat ihn am Finger getragen. Dann iſt er verſchwunden, und irgend ein feindlicher Soldat, wie ich ſchon geſagt, hat ihn mitgenommen. So viel iſt gewiß, daß ſchon Dein Großvater, ſo wie ſein Bruder, mein Vater, das ganze Schloß nach dem Ringe durchſpäht hat, und daß auch Dein Vater und ich jeden Winkel darnach ausgeſucht haben. Was aber den Baron anbelangt, ſo bitte ich Dich, ich befehle es Dir, vermeide es, ihm zu begegnen. Hegt er den ſtolzen Wahn, ich würde mich glücklich ſchätzen, wenn Dir der reiche, neue Edelmann ſeine Hand böte, ſo irrt er. So lange ich lebe, ſtehſt Du nicht allein, und ſpäter nimmt ein Fräuleinſtift Dich auf. Ich weiß es, daß er um Deinetwillen oft vorüber geht und vorüber reitet, und Du wirſt mir gehorchen und zu ſolchen Stunden nicht am Fenſter ſitzen.“

Eleonore ſchwieg, die harte Rede der Mutter ſchmerzte ſie, aber dennoch war ſie glücklich, denn was ſie für Einbildung ihres Herzens hielt, war Wahrheit, die Mutter, die ſcharfſichtige Mutter, hatte es bemerkt, daß Heinrich von Saldern ſie aufſuchte, Neigung für ſie zeigte, und nun ging ihr in dem Bewußtſeyn, von dem liebenswürdigen Manne geliebt zu werden, der ſtrahlende Morgenſtern auf, welcher die Nähe der Lebensſonne, der Liebe, verkündet.

Still und freundlich beſorgte ſie das einfache Abendeſſen, und ſchlich dann, fröhlicher Hoffnungen, ſeliger Träume voll, mit der Heiterkeit in ihr kleines Kämmerlein, welche nur der Jugend eigen iſt, und ihr Glück ausmacht.

Einige Wochen waren nach dieſem Geſpräche zwiſchen Mutter und Tochter vergangen, die Gräfin Eichenhorſt hatte an eine, ebenfalls verarmte, Jugendfreundin, die in der Reſidenz lebte, geſchrieben, und ſie erſucht, eine kleine Wohnung für ſie und ihre Tochter zu beſorgen, und noch keine Antwort erhalten.

Der Baron Saldern ritt und ging noch täglich an ihrer Wohnung vorüber, ohne Eleonoren am Fenſter zu erblicken. Der Winter rückte immer näher, und die Stimmung der Gräfin wurde immer düſterer, ſelbſt die ſchöne Eleonore hatte jetzt bisweilen verweinte Augen.

So abgeſchieden von der Welt nun auch die Gräfin und ihre Tochter lebten, ſo hatten ſie doch vernommen, daß der Fürſt mit ſeiner Gemahlin und zahlreichem

Gefolge auf dem Schloſſe erwartet wurden, um eine groſſe Jagd im nahen, an Wilde reichen, Forſte zu halten.

Eleonore ſeufzte, als ſie dies hörte, denn wie leicht konnte nicht eine der ſchönen Hofdamen der Fürſtin dem Barone ſchöner erſcheinen, als ſie? Die Gräfin äußerte mit Bitterkeit, daß der Fürſt, welcher ſonſt faſt jedes Jahr ihren Gemahl beſucht habe, frage weder nach ſeiner Wittwe, noch vermiſſe er im Schloſſe die Eichenhorſts, und Martha, ihre alte Kammerfrau, welche ungeachtet der Armuth die Gräfin nicht verlaſſen hatte, ſtimmte mit ein. „Wenn nur der Ring wieder zu finden wäre," ſagte ſie oft leiſe vor ſich hin, „auf den Ring habe ich all mein Hoffen geſetzt."

Der Fürſt hatte das Schloß wieder verlaſſen, die Gräfin fing an, ſich zur Reiſe zu rüſten, da wurde ihr eines Morgens der Baron von Saldern gemeldet. Die alte Dame ſah auf ihre ärmlichen Umgebungen, erröthete und flüſterte Marthen zu: „Weiſ' ihn ab!" Aber Eleonore, welche dies hörte und die Härte ihrer Mutter nicht billigte, warf Marthen einen bittenden Blick zu, und die alte Kammerfrau, welche das Fräulein zärtlich liebte, und auch dem jungen Barone zugethan war, öffnete die Thüre und der Baron trat ein.

„Verzeihen Sie, gnädige Gräfin, daß ich es wage, Sie zu ſtören!" bat er, ſich tief verbeugend und ihr ehrerbietig die Hand küſſend, „ich komme, um Ihnen etwas zu überbringen, das für Sie von Werth ſeyn wird."

„Ich weiß nicht, Herr Baron, was Sie mir zu überbringen hätten!" ſagte die Gräfin etwas ſcharf.

„Doch!“ entgegnete der Baron, und blickte nach Eleonoren, die hocherröthend am Stickrahmen saß.

„Meine Mutter wünschte das eine Zimmer mit der alten gewirkten Tapete anders bekleidet zu haben. Die alten Tapeten wurden abgenommen, und wir entdeckten in der Wand einen Stein, der später als beim Baue des Schlosses in die Wand eingefügt zu seyn schien. Ich ließ den Stein herausnehmen, und es fand sich ein braunes Kästchen von hartem Holze, stark mit Silber beschlagen und dem Wappen der Eichenhorst. Ihnen, Gnädigste, gehört es zu, und deßhalb lege ich es in Ihre Hände.“ Er ging nach der Thüre, nahm einem Diener das braune Kästchen ab, und übergab es der Gräfin. Diese dankte ihm sehr freundlich und fragte nach dem Schlüssel dazu.

„Den habe ich nicht gefunden,“ sagte Saldern, „aber ich habe ein Schlüsselbund mitgebracht, den mir der alte Haushofmeister übergab, und sollte meinen, das kleine gelbe Schlüsselchen hier gehöre zu dem Kasten.“

Wirklich paßte der Schlüssel, die Gräfin fand in dem Kästchen alte Urkunden, altmodisch gefaßten, aber sehr werthvollen Schmuck, ein Pergament mit alt-lateinischer Schrift, wie sie die Mönche schrieben, und unten auf dem Boden des Kästchens einen silbernen Ring.

„Der Ring ist gefunden, der Ring ist wieder da!“ rief die Gräfin, lauter, als sie sonst sprach, hingerissen von Freude.

Die Kammerfrau lächelte sich vor, und über Eleonoren's liebes Gesicht flog eine hohe Röthe.

„Ich danke Ihnen, ich danke Ihnen recht sehr, Herr Baron," nahm jetzt die Gräfin das Wort, „der Schmuck macht mich, wenn auch nicht reich, doch wohlhabend, und der Ring ist für mich von hohem Werthe. Er stammt von meiner Ahnfrau her, und ist über dreihundert Jahre alt. Ach, wie schön und erhebend ist der Gedanke, von gutem, altem Adel zu seyn!"

Der Baron verschmerzte die Anspielung, die Dame lud ihn ein, sie vor ihrer Abreise nochmals zu besuchen, und mit ihr Abends Thee zu trinken, und Saldern nahm die Einladung sehr erfreut an.

Als später Mutter und Tochter allein waren, schloß die Gräfin Eleonoren in die Arme, und sagte: „Mein liebes Kind, der Schmuck ist selbst in dieser Fassung doch funfzehn tausend Thaler werth, wir können nicht gräflich leben, aber denn doch ohne drückende Sorgen. Das Beßte jedoch ist wieder da, der Ring, ich habe keinen heißern Wunsch, als Dein Glück, deßhalb schenke ich Dir den Ring, wünsche Dir, was Dich glücklich machen muß, einen reichen Mann aus altem Stamme, einen Grafen Eichenhorst, es giebt noch eine Linie!"

Eleonore nahm mit Thränen des Dankes den Ring, und steckte ihn an ihren weißen Finger. Aber sie dachte anders, als die Mutter, und sagte still bei sich: „Ach Du liebes silbernes Ringlein, hast Du wirklich so große Macht, so gieb, daß ich die Gemahlin des Baron Saldern werde. Lieben soll er mich aus freiem Triebe, und ich glaube, er thut es schon. Mache nur, Du lieber Ring, daß meine gnädige Mama einwilligt, und seine

geldstolze Mutter nichts dagegen hat, daß er ein armes Fräulein liebt!"

Der Baron Saldern kam zum Thee, und sprach sehr viel über Alterthümer und alten Adel, erzählte auch beiläufig, daß seine Mutter eine geborne von Rosenberg aus altem Stamme sey, und gewann dadurch einigermaßen die Gunst der Gräfin. Er bat sie auch, ihm die alten Urkunden zu zeigen, und die Pergamentblätter, und als die Dame sehr bedauerte, daß sie nicht lesen könne, was auf den Blättern geschrieben stehe, erbot er sich die Blätter mit sich zu nehmen, und ihr das Mönchslatein in gutes Deutsch zu übersetzen, ein Vorschlag, den die Gräfin mit Freuden annahm. Sie übergab ihm die Blätter, und der Baron versprach ihr, ihr die Uebersetzung nach der Hauptstadt zu bringen.

Beim Abschiede war die alte Dame so freundlich, daß er es wagte, Eleonoren die Hand zu küssen, und ihr zuzuflüstern: „Ich komme bald nach der Stadt!"

Den andern Tag reisete die Gräfin mit ihrer Tochter und der alten Kammerfrau ab, machte in der Hauptstadt den Schmuck zu Gelde, und bezog eine kleine, anständige Wohnung.

Der gute Baron verstand nun freilich vom Mönchslatein eben so wenig, wie die alte Gräfin, aber er kannte in der Residenz einen grundgelehrten Alterthumsforscher, welcher für ein ansehnliches Honorar mit vielem Vergnügen die Schrift übersetzte.

Mit dieser Uebersetzung nun machte sich der Baron auf den Weg zur Gräfin, ließ sich melden,

ward sogleich angenommen, und las nun den wißbegierigen Damen die Sage von dem Ringe vor, welche bereits erzählt worden ist. Als der Baron Heinrich vom Ritter Heinrich las, schlug Eleonore die Augen nieder, und die Gräfin sagte: „Welch ein Unglück, meine arme, bezauberte Ahnfrau! Wie hätte sie auch sonst dem Ritter nachfolgen können. Ein so wohlerzogenes, altadeliges Fräulein!“

Der Baron besuchte nun öfter die Gräfin, er spielte Trisett mit ihr, und benahm sich — das mußte sie gestehen — wie ein Mann aus der ältesten Familie.

Zu dieser Zeit kam die Nachricht, daß der Graf Eichenhorst, von der andern Linie abstammend, seinen einzigen Sohn verloren habe, und sogleich vor Schreck darüber gestorben sey. Nun gab es keine Eichenhorste mehr, und die alte Gräfin war untröstlich darüber.

Einige Wochen verstrichen, die Schneeglöckchen blühten schon, da trat der Baron von Saldern eines Tages bei der Gräfin ein, im festlichen Anzuge. Nachdem er den Damen seinen Respekt bezeigt, sagte er: „Ich habe die Güter, welche vor ungefähr sechzig Jahren der Graf Konrad von Eichenhorst dem Herrn von Stein verkaufte, wieder an mich gebracht, die ganze Grafschaft Eichenhorst ist also wieder beisammen. Es ist doch schön, denk' ich. Der Landesherr, welcher mich mit seiner Gnade beehrt, hat mir gesagt, ich möchte zu meinem Namen den Namen Eichenhorst fügen, und das Wappen der Eichenhorste annehmen; aber

ich wage das nicht, obgleich ich die Grafschaft besitze — es sey denn, daß Sie, Frau Gräfin von Eichenhorst, es gestatten, und mich zum Sohne annehmen. Gräfin Eleonore, hoffe ich, wird sich dem nicht widersetzen."

Die Gräfin bat um Bedenkzeit, aber mit lächelnder Miene, und in acht Tagen gab sie ihre Einwilligung zu seiner Vermählung mit ihrer Tochter.

Als die Rosenblüten wurden die Liebenden in der Kirche zu Eichenhorst getraut.

Die beiden Mütter wurden gute Freundinnen, sie erzählten sich gegenseitig vom Glanze des Eichenhorstschen und Rosenbergischen Geschlechtes.

Der Graf von Saldern-Eichenhorst war und blieb der glücklichste Mann, und der silberne Ring, dessen Zauberkraft sich gar nicht ableugnen läßt, befindet sich jetzt im Besitz der Enkelin desselben, der Generalin Rothenstein, die wir Alle als glückliche Frau kennen.

Hier endete Henriette ihre Erzählung, der Oberst belobte sie, daß sich Alles gut endige, denn er habe des Schauerlichen und Grauenhaften in diesen Abenden genug gehört.

Die Oberstin wünschte sich einen solchen Ring, um ihn ihrer Tochter am Hochzeittage geben zu können, und Eugen sagte: „Ein Mann, welcher Fräulein Henriettens Tugenden und Liebenswürdigkeiten zu würdigen weiß, wird auch ohne den Ring sich bestreben, sie dauernd glücklich zu machen."

Ende des ersten Bandes.

Fortſetzung
von
Abendländiſche
Tauſend und eine Nacht
oder
die ſchönſten Mährchen und Sagen
aller
europäiſchen Völker.

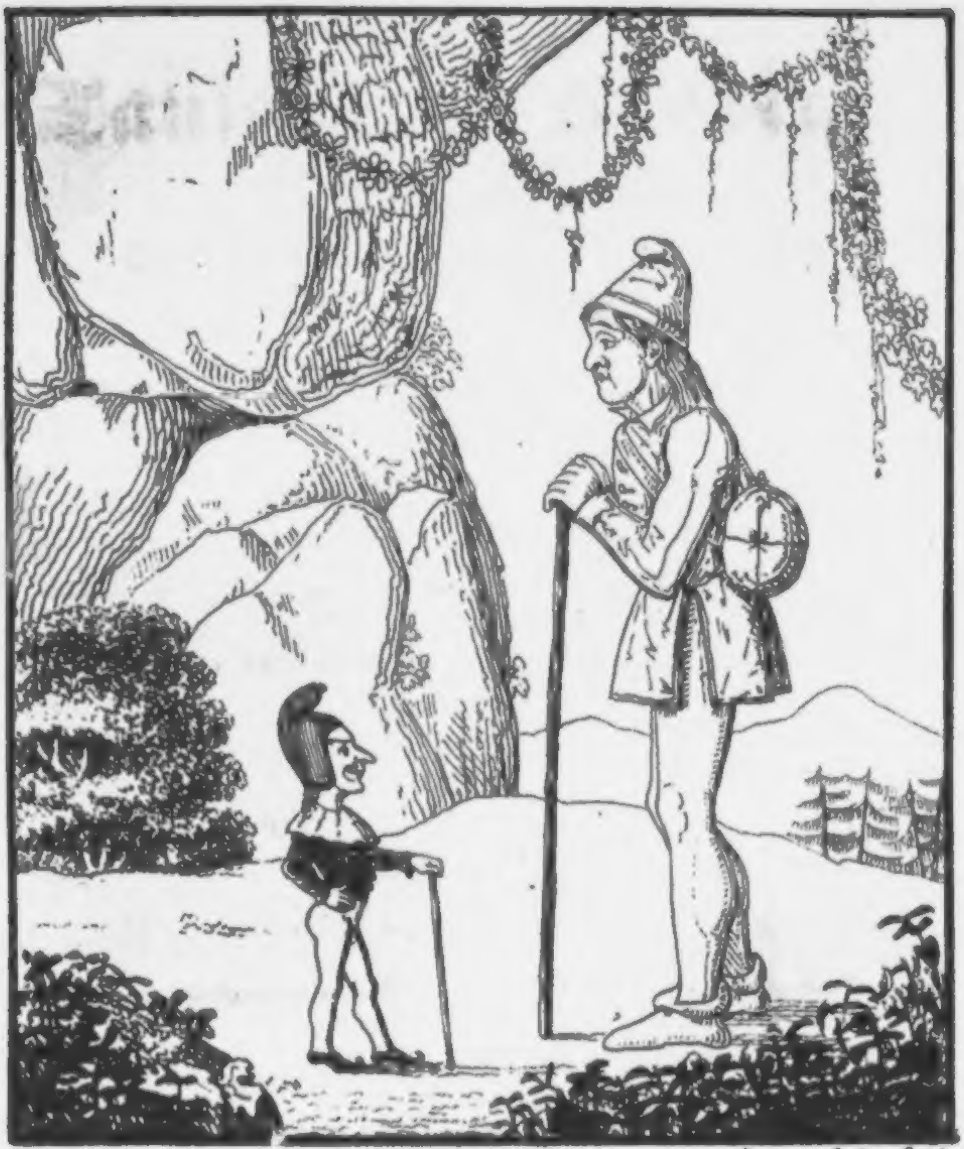
Zum erſten Male geſammelt und neu bearbeitet
von
J. P. Lyſer.

Mit 30 Bildern nach Originalzeichnungen des Herausgebers.
15 Bde.

Neue Folge in vier Bändchen.
Zweites Bändchen
mit 1 Abbildung.

Meiſſen,
bei F. W. Goedſche
1840.

2.



Lyser del. u. lith.

Dummdusel und Kluaspitz

Einhundert und eine Nacht.

Ein Mährchen- und Sagen-Strauß

gesammelt und erzählt

von

J. P. Lyser.

Vier Bändchen mit vier Abbildungen.

Zweites Bändchen.

Meissen,
bei F. W. Goedsche.
1840.

Druck von Fr. Rückmann in Leipzig.

Zwei und dreißigste Nacht.

Als heute der Prediger aufgefordert wurde, etwas zu erzählen, sprach er: „Wohl will ich Ihnen jetzt von vergangener Zeit erzählen, ein getreues Bild der poetischen Vorzeit will ich Ihrem Blicke vorführen, vom Sängerkriege auf der Wartburg will ich sprechen.“

„Ich kenne Fouqué's Schauspiel, der Sängerkrieg auf der Wartburg,“ bemerkte der Arzt.

„Es hat viel Gutes, und die Chroniken sind mit Treue und Fleiß benützt von dem gemüthlichen, poetischen Schriftsteller, doch ich will heute erzählen, wie es Hoffmann gethan, den wir ja Alle lieben, und er hob an:

Die Meisterſänger auf der Wartburg.

Es mochte wohl um's Jahr ein tausend zwei hundert und acht seyn, als der edle Landgraf von Thüringen, eifriger Freund und rüstiger Beschützer der holdseligen Sängerkunst, sechs hohe Meister des Gesanges an seinem Hofe versammelt hatte. Es befanden sich allda Wolfframb von Eschinbach, Walther von der Vogelweide, Reinhard von Zweckhstein, Heinrich Schreiber,

Johannes Bitterolff, alle ritterlichen Ordens, und Heinrich von Ofterdingen, Bürger zu Eisenach. Wie Priester einer Kirche lebten die Meister in frommer Liebe und Eintracht beisammen, und all ihr Streben ging nur dahin, den Gesang, die schönste Gabe des Himmels, womit der Herr den Menschen gesegnet, recht in hohen Ehren zu halten. Jeder hatte nun freilich seine eigene Weise, aber wie jeder Ton eines Akkords anders klingt, und doch alle Töne im lieblichsten Wohllaut zusammen klingen, so geschah es auch, daß die verschiedendsten Weisen der Meister harmonisch mit einander tönten und Strahlen schienen eines Liebessterns. Daher kam es, daß keiner seine eigene Weise für die beste hielt, vielmehr jede andere hoch ehrte, und wohl meinte, daß seine Weise ja gar nicht so lieblich klingen könne, ohne die andern: wie denn der Ton dann erst sich recht freudig erhebt und aufschwingt, wenn der ihm verwandte erwacht und ihn liebend begrüßt.

Waren Walther's von der Vogelweide, des Landherrn, Lieder gar zierlich, und dabei voll kecker Lust, so sang Reinhard von Zweckhstein dagegen derb und ritterlich, mit gewichtigen Worten. Bewies sich Heinrich Schreiber gelehrt und tiefsinnig, so war Johannes Bitterolff voll Glanz und reich an kunstvollen Gleichnissen und Wendungen. Heinrich von Ofterdingen's Lieder gingen durch die innerste Seele; er wußte, selbst ganz aufgelöst in schmerzlichem Sehnen, in jedes Brust die tiefste Wehmuth zu entzünden. Aber oft schnitten grelle,

häßliche Töne dazwiſchen, die mochten wohl aus dem wunden, zerriſſenen Gemüthe kommen, in dem ſich böſer Hohn angeſiedelt, bohrend und zehrend, wie ein giftiges Inſect. Niemand wußte, wie Heinrich von ſolchem Unweſen befallen. Wolfframb von Eſchinbach war in der Schweiz geboren. Seine Lieder, voll ſüßer Anmuth und Klarheit, glichen dem reinen, blauen Himmel ſeiner Heimath, ſeine Weiſen klangen, wie liebliches Glocken- und Schalmeiengetön. Aber dazwiſchen brauſeten auch wilde Waſſerfälle, dröhnten Donner durch die Bergklüfte. Wunderbar wallte, wenn er ſang, jeder mit ihm, wie auf den glänzenden Wogen eines ſchönen Stromes, bald ſanft daher gleitend, bald kämpfend mit den ſturmbewegten Wellen, bald, die Gefahr überwunden, fröhlich hinſteuernd nach dem ſichern Port. Seiner Jugend ungeachtet mochte Wolfframb von Eſchinbach wohl für den erfahrenſten von allen andern Meiſtern gelten, die am Hofe verſammelt. Von Kindesbeinen an war er der Sängerkunſt ganz und gar ergeben, und zog, ſo wie er zum Jüngling gereift, ihr nach durch viele Lande, bis er den großen Meiſter traf, Friedebrand genannt.

Dieſer unterwies ihn getreulich in der Kunſt, und theilte ihm viele Meiſtergedichte in Schriften mit, die leicht in ſein inneres Gemüth hineinſtrömten, daß er das, was ihm ſonſt verworren und geſtaltlos erſchienen, nun deutlich zu erkennen vermochte. Vorzüglich aber zu Siegebrunnen in Schottland brachte ihm Meiſter

Friedebrand etliche Bücher, aus denen er die Geſchichten nahm, die er in deutſche Lieder verfaßte, ſonderlich vom Gamurret und deſſen Sohn Parcival, vom Markgraf Wilhelm von Narben und dem ſtarken Rennewart, welches Gedicht hernach ein anderer Meiſterſänger, Ulrich von Türkheimb, auf vornehmer Leute Bitten, die Eſchinbach's Lieder wohl nicht recht verſtehen mochten, in gemeine deutſche Reime brachte, und zum dicken Buche ausdehnte. So mußt' es wohl kommen, daß Wolfframb von Eſchinbach wegen ſeiner herrlichen Kunſt weit und breit berühmt wurde, und vieler Fürſten und großer Herren Gunſt erhielt.

Er beſuchte viele Höfe, und bekam allenthalben ſtattliche Verehrungen ſeiner Meiſterſchaft, bis ihn endlich der hocherleuchtete Landgraf Hermann von Thüringen, der ſein großes Lob an allen Enden verkünden hörte, an ſeinen Hof berief. Nicht allein Wolfframb's große Kunſt, ſondern auch ſeine Milde und Demuth gewannen ihm in kurzer Zeit des Landgrafen volle Gunſt und Liebe, und wohl mocht' es ſeyn, daß Heinrich von Ofterdingen, der ſonſt in dem hellſten Sonnenlichte der fürſtlichen Gnade geſtanden, ein wenig in den Schatten zurücktreten mußte. Deſſenungeachtet hing keiner von den Meiſtern dem Wolfframb ſo mit rechter inniger Liebe an, als eben Heinrich von Ofterdingen. Wolfframb erwiederte dies aus dem tiefſten Grunde ſeines Gemüthes, und ſo ſtanden Beide

da, recht in Liebe verſchlungen, während die andern Meiſter ſie umgaben wie ein ſchöner, lichter Kranz.

Hier machte der Prediger eine kleine Pauſe und fuhr dann fort:

Oſterdingen's unruhiges, zerriſſenes Weſen nahm mit jedem Tage mehr überhand. Düſter und unſteter wurde ſein Blick, bläſſer und bläſſer ſein Antlitz. Statt daß die andern Meiſter, hatten ſie die erhabenſten Materien der heiligen Schrift beſungen, ihre freudigen Stimmen erhoben zum Lobe der Damen und ihres wackern Herrn, klagten Oſterdingen's Lieder nur die unermeßliche Qual des irdiſchen Seyns, und glichen oft dem jammernden Wehlaut des auf den Tod Wunden, der vergebens hofft auf Erlöſung im Tode. Alle glaubten, er ſey in troſtloſer Liebe; aber eitel blieb alles Mühen, ihm das Geheimniß zu entlocken.

Der Landgraf ſelbſt, dem Jünglinge mit Herz und Seele zugethan, unternahm es, ihn in einer einſamen Stunde um die Urſache ſeines tiefen Leids zu befragen. Er gab ihm ſein fürſtliches Wort, daß er alle ſeine Macht aufbieten wolle, irgend eines, jetzt ihm hoffnungslos ſcheinenden, Wunſches theilhaftig zu werden, ſein ſchmerzliches Leiden zu wandeln in fröhliches Hoffen; allein ſo wenig, wie die andern vermochte er den Jüngling, ihm das Innerſte ſeiner Bruſt aufzuthun.

„Ach, mein hoher Herr, weiß ich es denn ſelbſt, welches hölliſche Ungeheuer mich mit glühenden Krallen

gepackt hat, und mich empor hält zwiſchen Himmel und Erde, ſo daß ich dieſer nicht mehr angehöre, und vergebens dürſte nach den Freuden über mir? Die heidniſchen Dichter erzählen von den Schatten Verſtorbener, die nicht dem Elyſium angehören, nicht dem Orkus. An den Ufern des Acheron ſchwanken ſie umher, und die finſtern Lüfte, in denen nie ein Hoffnungsſtern leuchtet, tönen wieder von ihren Angſtſeufzern, von den entſetzlichen Wehlauten ihrer namenloſen Qual. Ihr Jammern, ihr Flehen iſt umſonſt, unerbittlich ſtößt ſie der alte Fährmann zurück, wenn ſie hinein wollen in den verhängnißvollen Kahn. Der Zuſtand dieſer fürchterlichen Verdammniß iſt der meinige."

Bald nachher, als Heinrich von Ofterdingen auf dieſe Weiſe mit dem Landgrafen geſprochen, verließ er, von wirklicher Krankheit befallen, die Wartburg und begab ſich nach Eiſenach. Die Meiſter klagten, daß ſolch ſchöne Blume aus ihrem Kranze ſo vor der Zeit wie angehaucht von giftigen Dünſten dahin welken müſſe. Wolfframb von Eſchinbach gab indeſſen keineswegs alle Hoffnung auf, ſondern meinte ſogar, daß eben jetzt, da Ofterdingen's Gemüthskrankheit ſich gewendet in körperliches Leiden, Geneſung nahe ſeyn könne. Begäbe es ſich denn nicht oft, daß die ahnende Seele im Vorgefühle körperlichen Schmerzes erkranke, und ſo ſey es denn auch wohl mit dem Ofterdingen geſchehen, den er nun getreulich tröſten und pflegen wolle.

Wolfframb ging auch alsbald nach Eiſenach. Als er eintrat zu Oſterdingen, lag dieſer ausgeſtreckt auf dem Ruhebette, zum Tode matt, mit halbgeſchloſſenen Augen. Die Laute hing an der Wand ganz verſtaubt, mit zum Theil zerriſſenen Saiten. So wie er den Freund gewahrte, richtete er ſich ein wenig empor, und ſtreckte ſchmerzlich lächelnd ihm die Hand entgegen. Als nun Wolfframb ſich zu ihm geſetzt, die herzigen Grüße von dem Landgrafen und den Meiſtern gebracht, und ſonſt noch viele freundliche Worte geſprochen, fing Heinrich mit matter, kranker Stimme alſo an: „Es iſt mir viel Abſonderliches begegnet. Wohl mag ich mich bei Euch wie ein Wahnſinniger gebehrdet haben, wohl mochtet Ihr alle glauben, daß irgend ein in meiner Bruſt verſchloſſenes Geheimniß mich ſo verderblich hin und her zerre. Ach! mir ſelbſt war ja mein troſtloſer Zuſtand ein Geheimniß. Ein wüthender Schmerz zerriß meine Bruſt, aber unerforſchlich blieb mir ſeine Urſache. All' mein Treiben ſchien mir elend und nichtswürdig, die Lieder, die ich ſonſt gar hoch gehalten, klangen mir falſch, ſchwach — des ſchlechteſten Schülers unwerth. Und doch brannte ich, von eitlem Wahne bethört, Dich — alle übrigen Meiſter zu übertreffen. Ein unbekanntes Glück, des Himmels höchſte Wonne, ſtand hoch über mir, wie ein golden funkelnder Stern — zu dem muß ich mich hinaufſchwingen, oder troſtlos untergehen. Ich ſchaute hinauf, ich ſtreckte die Arme ſehnſuchtsvoll hinauf, und dann wehete es mich

ſchaurig an mit eiskalten Flügeln, und ſprach: Was will all Dein Sehnen? All Dein Hoffen? Iſt Dein Auge nicht erblindet, Deine Kraft nicht gebrochen, daß Du nicht vermagſt den Strahl Deiner Hoffnung zu ertragen, Dein Himmelsglück zu erfaſſen? —

Nun, nun iſt mein Geheimniß mir erſchloſſen. Es giebt mir den Tod, aber im Tode die Seligkeit des Himmels. — Krank und ſiech lag ich hier im Bette. Es mochte zur Nachtzeit ſeyn, da ließ der Wahnſinn des Fiebers, der mich toſend und brauſend hin- und hergeworfen, von mir ab. Ich fühlte mich ruhig, eine ſanfte wohlthuende Wärme glitt durch mein Inneres. Es war mir, als ſchwämme ich im weiten Himmelsraume daher auf dunklen Wolken. Da fuhr ein funkelnder Blitz durch die Finſterniß, und ich ſchrie laut auf: Mathilde! —

Ich war erwacht, der Traum verrauſcht. Das Herz bebte mir vor ſeltſamer, ſüßer Angſt, vor unbeſchreiblicher Wonne. Ich wußte, daß ich laut gerufen: Mathilde! Ich erſchrak darüber, denn ich glaubte, daß Flur und Wald, daß alle Berge, alle Klüfte den ſüßen Namen niedertönen, daß tauſend Stimmen es ihr ſelbſt ſagen würden, wie unausſprechlich bis zum Tode ich ſie liebe, daß ſie — ſie der funkelnde Stern ſey, der in mein Innerſtes ſtrahlend allen zehrenden Schmerz troſtloſer Sehnſucht geweckt, ja daß nun die Liebesflammen hoch empor gelodert, und daß meine Seele dürſte — ſchmachte nach ihrer Schönheit und Holdſe-

ligkeit! — Du haſt nun, Wolfframb, mein Geheimniß, und magſt es tief in Deiner Bruſt begraben. Du gewahrſt, daß ich ruhig bin und heiter, und traueſt mir wohl, wenn ich Dich verſichere, daß ich lieber untergehen, als im thörichten Treiben mich Euch allen verächtlich machen werde. Dir — Dir, der Mathilden liebt, dem ſie mit gleicher Liebe hingeneigt, mußt' ich ja eben Alles ſagen, Alles vertrauen. So wie ich geweſen, ziehe ich, die Todeswunde in der blutenden Bruſt, fort in fremde Lande. Hörſt Du dann, daß ich geendet, ſo magſt Du Mathilden es ſagen, daß ich" —

Der Jüngling vermochte nicht weiter zu ſprechen, er ſank wieder in die Kiſſen, und kehrte das Geſicht hin nach der Wand. Sein ſtarkes Schluchzen verrieth den Kampf in ſeinem Innern Wolfframb von Eſchinbach war nicht wenig beſtürzt über das, was ihm Heinrich eben entdeckt hatte. Den Blick zur Erde geſenkt ſaß er da und ſann, wie nun der Freund zu retten von dem Wahnſinn thörichter Leidenſchaft, die ihn in's Verderben ſtürzen mußte. Er verſuchte allerlei tröſtende Worte zu ſprechen, ja ſogar den kranken Jüngling zu vermögen, daß er nach der Wartburg heimkehre, und Hoffnung in der Bruſt, keck hinein trete in den hellen Sonnenglanz, den die edle Dame Mathilde um ſich verbreite. Er meinte ſogar, daß er ſelbſt ſich Mathilden's Gunſt auf keine andre Weiſe erfreue, als durch ſeine Lieder, und daß ja eben ſo gut Ofter-

dingen ſich in ſchönen Liedern aufſchwingen und um Mathildens Gunſt werben könne.

Der arme Heinrich ſchaute ihn aber mit trüben Blicken an und ſprach: — „Niemals werdet Ihr mich wohl auf der Wartburg wiederſehen. Soll ich mich denn in die Flammen ſtürzen? — Sterb' ich denn nicht fern von ihr den ſchönen, ſüßen Tod der Sehnſucht?“ —

Wolfframb ſchied und Oſterdingen blieb in Eiſenach. Hier brach der Erzähler ab, die Fortſetzung vom Sängerkriege auf der Wartburg den nächſten Abend verſprechend.

„Halten Sie auch Wort, Herr Paſtor,“ ſagte die Oberſtin, „ich kenne noch ſo wenig von den Schickſalen der Sänger jener Zeit, und Ihre Mittheilung zieht mich an durch die ihr inwohnende Eigenthümlichkeit.“

„Ja!“ ſagte der Hauptmann mit einem Seufzer, „damals hielten die Sänger getreu zuſammen, Einer erkannte das Gute an, was der Sang des Andern hatte, und ſelbſt in ihren Kriegen zeigten ſie doch noch eine edle, ritterliche Denkungsart, die immer mehr verſchwindet und welche man oft ſchmerzlich ſelbſt an den talentvollſten Dichtern unſrer Zeit vermißt.“

Drei und dreißigſte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Geſchichte.)

Heute fuhr der Prediger fort und erzählte, was ſich weiter mit Heinrich von Oſterdingen begeben.

Es geſchieht wohl, daß der Liebesſchmerz in unſrer Bruſt, die er zu zerreißen drohte, heimiſch wird, ſo daß wir ihn gar hegen und pflegen. Und die ſchneidendſten Jammerlaute, ſonſt uns von unnennbarer Qual erpreßt, werden zu melodiſchen Klagen ſüßen Weh's, die tönen wie ein fernes Echo zurück in unſer Inneres, und legen ſich lindernd und heilend an die blutende Wunde. So geſchah es auch mit Heinrich von Oſterdingen. Er blieb in heißer, ſehnſüchtiger Liebe, aber er ſchaute nicht mehr in den ſchwarzen, hoffnungsloſen Abgrund, ſondern er hob den Blick empor zu den ſchimmernden Frühlingswolken. Dann war es ihm, als blicke die Geliebte ihn an aus ferner Höhe mit ihren holdſeligen Augen, und entzünde in ſeiner Bruſt die herrlichſten Lieder, die er jemals geſungen. Er nahm die Laute herab von der Wand, beſpannte ſie mit neuen Saiten, und trat hinaus in den ſchönen Frühling, der eben aufgegangen. Da zog es ihn denn freilich hin mit Gewalt nach der Gegend der Wartburg. Und wenn er dann in der Ferne die funkelnden Zinnen des Schloſſes

erblickte, und daran dachte, daß er Mathilden niemals wiederſehen, daß ſein Lieben nur ein troſtloſes Sehnen bleiben ſolle, daß Wolfframb von Eſchinbach die Herrliche gewonnen durch die Macht des Geſanges, da gingen alle die ſchönen Hoffnungsgebilde unter in düſterer Nacht, und alle Todesqualen der Eiferſucht und Verzweiflung durchſchnitten ſein Inneres. Dann floh er, wie von böſen Geiſtern getrieben, zurück in ſein einſames Zimmer, da vermochte er Lieder zu ſingen, die ihm ſüße Träume und in ihnen ihm die Geliebte ſelbſt zuführten.

Lange Zeit hindurch war es ihm gelungen, die Nähe der Wartburg zu vermeiden. Eines Tages gerieth er aber doch, ſelbſt wußte er nicht wie, in den Wald, der vor der Wartburg lag, und aus dem heraustretend man das Schloß dicht vor Augen hatte. Er war zu dem Platze im Walde gekommen, wo zwiſchen dichtem Geſträuch und allerlei häßlichem, ſtacheligem Geſtrüpp ſich ſeltſam geformtes, mit bunten Mooſen bewachſenes Geſtein erhob. Mühſam kletterte er bis zur Mitte hinauf, ſo daß er durch die Schlucht die Spitzen der Wartburg in der Ferne hervorragen ſah. Da ſetzte er ſich hin, und verlor ſich, alle Qual böſer Gedanken bekämpfend, in ſüßen Hoffnungsträumen.

Längſt war die Sonne untergegangen; aus den düſtern Nebeln, die ſich über die Berge gelagert, ſtieg im glühenden Rothe die Mondesſcheibe empor.

Durch die hohen Bäume ſauſete der Nachtwind,

und von ſeinem eiſigen Athem angehaucht, rüttelte und ſchüttelte ſich das Gebüſch wie in Fieberſchauern. Die Nachtvögel ſchwangen ſich kreiſchend auf aus dem Geſtein, und begannen ihren irren Flug. Stärker rauſchten die Waldbäche, rieſelten die fernen Quellen. Aber wie nun der Mond lichter durch den Wald funkelte, wogten die Töne eines fernen Geſanges daher.

Heinrich fuhr empor. Er gedachte, wie nun die Meiſter auf der Wartburg ihre frommen Nachtlieder angeſtimmt. Er ſah, wie Mathilde im Davonſcheiden noch den geliebten Wolfframb anblickte.

Alle Liebe und Seligkeit lag in dieſem Blicke, der den Zauber der ſüßeſten Träume wecken mußte in der Seele des Geliebten. — Heinrich, dem das Herz zerſpringen wollte vor Sehnſucht und Verlangen, ergriff die Laute, und begann ein Lied, wie er vielleicht noch niemals eins geſungen. Der Nachtwind ruhte, Baum und Gebüſch ſchwiegen, durch die tiefe Stille des düſtern Waldes leuchteten Heinrich's Töne, wie mit den Mondesſtrahlen verſchlungen.

Als nun ſein Lied in bangen Liebesſeufzern dahin ſterben wollte, ſchlug dicht hinter ihm plötzlich ein gellendes, ſchneidendes Gelächter auf.

Entſetzt drehte er ſich um, und erblickte eine große, finſtre Geſtalt, die, ehe er ſich noch beſinnen konnte, mit recht häßlichem Tone alſo begann: „Ei, habe ich doch hier ſchon eine ganze Weile herumgeſucht, um den zu finden, der noch in tiefer Nacht ſolche herrliche

Lieder ſingt. Alſo ſeyd Ihr es, Heinrich von Oſterdingen? Nun wohl hätte ich das wiſſen können, denn Ihr ſeyd doch nun allemal der allerſchlechteſte von allen den ſogenannten Meiſtern dort auf der Wartburg, und das tolle Lied ohne Gedanken, ohne Klang, konnte wohl nur aus Euerm Munde kommen!"

Halb noch im Entſetzen, halb in aufglühendem Zorn, rief Heinrich: „Wer ſeyd Ihr denn, daß Ihr mich kennt, und glaubt mich hier mit ſchnöden Worten necken zu können?"

Dabei legte Oſterdingen die Hand an ſein Schwert. Aber der Schwarze ſchlug nochmals ein gellendes Gelächter auf, und dabei fiel ein Strahl in ſein leichenblaſſes Geſicht, daß Oſterdingen die wild funkelnden Augen, die eingefallenen Wangen, den ſpitzigen, röthlichen Bart, den zum grinſenden Lachen verzogenen Mund, die ſchwarze, reiche Kleidung, das ſchwarzbefiederte Barett des Fremden recht deutlich gewahren konnte.

„Ei," ſprach der Fremde, „ei, lieber, junger Geſell, Ihr werdet doch keine Mordwaffen gegen mich gebrauchen wollen, weil ich Eure Lieder tadle? Freilich möget Ihr Sänger das nicht wohl leiden, und verlanget wohl gar, daß man alles hoch preiſen ſoll, was von Euch berühmten Leuten kommt, ſey es nun auch von Grund aus ſchlecht."

„Aber eben daran, daß ich das achte, nicht achte, ſondern Euch geradezu heraus ſage, daß Ihr, ſtatt ein Meiſter, höchſtens ein mittelmäßiger Schüler der edlen

Kunſt des Geſanges zu nennen ſeyd; ja eben daran ſollt Ihr erkennen, daß ich Euer wahrer Freund bin, und es gut mit Euch meine."

„Wie könnt Ihr," ſprach Oſterdingen, von unheimlichen Schauern erfaßt, „mein Freund ſeyn, und es gut mit mir meinen, da ich mich gar nicht erinnere, Euch jemals geſehen zu haben?" —

Ohne auf dieſe Frage zu antworten, fuhr der Fremde fort: „Es iſt hier ein wunderlich ſchöner Platz, die Nacht gar behaglich, ich werde mich im traulichen Mondesſchimmer zu Euch ſetzen, und wir können, da Ihr doch jetzt nicht nach Eiſenach zurückkehren werdet, noch ein wenig mit einander plaudern. Horcht auf meine Worte, ſie können Euch lehrreich ſeyn."

Damit ließ ſich der Fremde auf den großen bemooſten Stein dicht neben Oſterdingen nieder.

Dieſer kämpfte mit den ſeltſamſten Gefühlen. Furchtlos, wie er ſonſt wohl ſeyn mochte, konnte er ſich doch in der öden Einſamkeit der Nacht, an dieſem ſchauerlichen Orte des tiefen Grauens nicht ganz erwehren, das des Mannes Stimme und ſein ganzes Weſen erweckte. Es war ihm als müſſe er ihn in den jähen Abgrund hinab in den Waldſtrom ſtürzen, der unten brauſte. Dann fühlte er ſich aber wieder gelähmt an allen Gliedern. — Der Fremde rückte indeſſen dicht an Oſterdingen heran, und ſprach leiſe, beinahe ihm in's Ohr flüſternd: „Ich komme von der Wartburg — ich habe dort oben die gar ſchlechte ſchü-

lermäßige Singerei der ſogenannten Meiſter gehört; aber die Dame, Mathilde, iſt von ſolch holdem und anmuthigem Weſen, wie vielleicht keine mehr auf Erden."

„Mathilde!" rief Oſterdingen mit dem Tone des ſchneidendſten Wehes.

„Hoho!" lachte der Fremde, „hoho, junger Geſell', liegt es Euch daran? Doch laßt uns jetzt von ernſthaften, oder vielmehr von hohen Dingen reden, ich meine von der edlen Kunſt des Geſanges. Mag es ſeyn, daß Ihr alle dort oben es recht gut meint mit Euern Liedern, daß Euch das alles ſo recht ſchlicht und natürlich herauskommt; aber von der eigentlichen Kunſt des Sängers habt Ihr wohl gar keinen Begriff. Ich will Euch nur Einiges davon andeuten, dann werdet Ihr wohl ſelbſt einſehen, wie Ihr auf dem Wege, den Ihr wandelt, niemals zu dem Ziele gelangen könnt, das Ihr Euch vorgeſteckt habt"

Der Schwarze begann nun in ganz abſonderlichen Reden, die beinahe anzuhören, wie fremde ſeltſame Lieder, die wahre Kunſt des Geſanges zu preiſen. Indem der Fremde ſprach, ging Bild auf Bild in Heinrich's Seele auf, und verſchwand, wie vom Sturm verhaucht; es war, als erſchlöſſe ſich ihm eine ganz neue Welt voll üppiger Geſtalten. Jedes Wort des Fremden entzündete Blitze, die ſchnell aufloderten und eben ſo ſchnell wieder erloſchen.

Nun ſtand der Vollmond hoch über dem Walde. Beide, der Fremde und Heinrich, ſaßen im vollſten

Lichte, und dieſer bemerkte nun wohl, daß des Fremden Antlitz gar nicht ſo abſcheulich war, als es ihm erſt vorgekommen. Funkelte auch aus ſeinen Augen ein ungewöhnliches Feuer, ſo ſpielte doch, wie Heinrich bemerken wollte, um den Mund ein liebliches Lächeln, und die große Habichtsnaſe, die hohe Stirn dienten nur dazu, dem ganzen Geſichte den vollſten Ausdruck tüchtiger Kraft zu geben.

„Ich weiß nicht," ſprach Oſterdingen, als der Fremde inne hielt, „welch ein wunderlich Gefühl Eure Reden in mir erwecken. Es iſt mir, als erwache erſt jetzt in mir die Ahnung des Geſanges, als wäre das alles, was ich bisher dafür gehalten, ganz ſchlecht und gemein, und nun erſt werde mir die wahre Kunſt aufgehen. Ihr ſeyd gewiß ein hoher Meiſter des Geſanges, und werdet mich wohl als Euern fleißigen, wißbegierigen Schüler aufnehmen, warum ich Euch gar herzlich bitte."

Der Fremde ſchlug wieder ſeine häßliche Lache auf, erhob ſich von ſeinem Sitze, und ſtand ſo rieſengroß mit wildverzerrtem Antlitze vor Heinrich von Oſterdingen, daß dieſem jenes Grauen wieder ankam, das er empfunden, als der Fremde auf ihn zutrat.

Dieſer ſprach mit ſtarker Stimme, die weit durch die Klüfte hallte: „Ihr meint, ich ſey ein hoher Meiſter des Geſanges? — Nun, zu Zeiten mag ich's wohl ſeyn, aber mit Lehrſtunden kann ich mich ganz und gar nicht abgeben. Mit gutem Rathe diene ich gern

ſolchen wißbegierigen Leuten, wie Ihr einer zu ſeyn ſcheint. Habt Ihr wohl von dem in aller Wiſſenſchaft tief erfahrenen Meiſter des Geſanges, Klingsohr geheißen, reden hören? Die Leute ſagen, er ſey ein großer Nekromant, und habe ſogar Umgang mit Jemandem, der nicht überall gern geſehen. Laßt Euch das aber nicht irren, denn was die Leute nicht verſtehen und handhaben können, das ſoll gleich etwas Uebermenſchliches ſeyn, was dem Himmel angehört oder der Hölle. Nun! — Meiſter Klingsohr wird Euch den Weg zeigen, der Euch zum Ziele führt. Er hauſet in Siebenbürgen, zieht hin zu ihm. Da werdet Ihr erfahren, wie die Wiſſenſchaft und Kunſt dem hohen Meiſter alles, was es Ergötzliches giebt auf Erden, geſpendet hat im hohen Maaße: Ehre — Reichthum — Gunſt der Frauen. — Ja, junger Geſell! Wäre Klingsohr hier, was gält' es, er brächte ſelbſt den zärtlichen Wolfframb von Eſchinbach, den ſeufzenden Schweizerhirten, um die ſchöne Gräfin Mathilde!"

„Warum nennt Ihr den Namen?" — fuhr Heinrich von Oſterdingen zornig auf, „verlaßt mich, Eure Gegenwart erregt mir Schauer!" —

„Hoho," lachte der Fremde, „werdet nur nicht böſe, kleiner Freund! — An den Schauern, die Euch ſchütteln, iſt die kühle Nacht Schuld, und Euer dünnes Wamms, aber nicht ich. War es Euch denn nicht wohl zu Muthe, als ich erwärmend an Eurer Seite ſaß? — Was Schauer, was Erſtarren! mit Gut

und Blut kann ich Euch dienen. — Gräfin Mathilde! — ja, ich meinte nur, daß die Gunſt der Frauen erlangt wird durch den Geſang, wie ihn Meiſter Klingsohr zu üben vermag. Ich habe zuvor Eure Lieder verachtet, um Euch ſelbſt auf Eure Stümperei aufmerkſam zu machen. Aber daran, daß Ihr gleich das Wahre ahnetet, als ich von der eigentlichen Kunſt zu Euch ſprach, habt Ihr mir Eure guten Anlagen hinlänglich bewieſen."

„Vielleicht ſeyd Ihr beſtimmt, in Meiſter Klingsohr's Fußtapfen zu treten, und dann würdet Ihr Euch wohl mit gutem Glücke um Mathilden's Gunſt bewerben können."

„Macht Euch auf! — Zieht nach Siebenbürgen. — Aber wartet, ich will Euch, könnt Ihr nicht gleich nach Siebenbürgen ziehen, zum fleißigen Studium ein kleines Buch verehren, das Meiſter Klingsohr verfaßt hat, und das nicht allein die Regeln des wahren Geſanges, ſondern auch einige treffliche Lieder des Meiſters enthält."

Damit hatte der Fremde ein kleines Buch hervorgeholt, deſſen blutrother Deckel hell im Mondenſchein flimmerte. Das überreichte er Heinrich von Oſterdingen. So wie dieſer es faßte, trat der Fremde zurück und verſchwand im Dickicht.

Heinrich verſank in Schlaf. Als er erwachte, war die Sonne ſehr hoch aufgeſtiegen. Lag das rothe Buch nicht auf ſeinem Schooße, er hätte die ganze Begebenheit für einen lebhaften Traum gehalten.

Hier brach der Erzähler ab, denn es war schon spät geworden.

Vier und dreißigste Nacht.

Heute wurde der Prediger aufgefordert, ein Mehreres von den Sängern zu erzählen, und von dem Sängerkriege auf der Wartburg, und er fuhr fort mitzutheilen:

Von der Grälin Mathilde. Ereignisse auf der Wartburg.

Gewiß, meine Herren Zuhörer, befinden wir uns in einem Kreise, der, von holden Frauen und sinnvollen Männern gebildet, ein schöner, von den verschiedensten, in Duft und Farbenglanz mit einander wetteifernden Blumen geflochtener Kranz zu nennen ist. Aber wie der süße Wohllaut der Musik über alle hinhauchend in jedes Brust die Freude weckt, und das Entzücken, so war es die Holdseligkeit einer hochherrlichen Frau, die über alle hinstrahlte, und die anmuthige Harmonie schuf, in der sich alles bewegte. In dem Glanz ihrer Schönheit wandelnd, in die Musik ihrer Rede einstimmend, erschienen die andern Frauen schöner, liebenswürdiger, als sonst, und die Männer fühlten ihre Brust erweitert, und vermochten mehr, als jemals die

Begeisterung, die sonst scheu sich im Innern verschloß, auszuströmen in Worten oder Tönen, wie es denn eben die Ordnung der Gesellschaft zuließ. So sehr die Königin sich mit frommem, kindlichem Wesen mühen mochte, ihre Huld jedem zuzutheilen im gleichen Maaße; doch gewahrte man, wie ihr Himmelsblick länger ruhte auf jenem Jünglinge, der schweigend ihr gegenüber stand, und dessen von süßer Rührung in Thränen glänzende Augen die Seligkeit der Liebe verkündeten, die ihm aufgegangen.

Mancher mochte wohl den Glücklichen beneiden; aber keiner konnte ihn darum hassen, ja vielmehr jeder, der sonst mit ihm in Freundschaft verbunden, liebte ihn nur noch inniger, um seiner Liebe willen.

So geschah es, daß an dem Hofe Landgraf Hermanns von Thüringen in dem schönen Kranze der Frauen und Dichter die Gräfin Mathilde, Wittwe des im hohen Alter verstorbenen Grafen Cuno von Falkenstein, die schönste Blume war, welche mit Duft und Glanz alle überstrahlte.

Wolfframb von Eschinbach, von ihrer hohen Anmuth und Schönheit tief gerührt, so wie er sie erblickte, kam bald in heiße Liebe. Die andern Meister, wohl auch von der Holdseligkeit der Gräfin begeistert, priesen ihre Schönheit und Milde in vielen anmuthigen Liedern. Reinhard von Zweckbstein nannte sie die Dame seiner Gedanken, für die er stehen wolle im Lustturnier und im ernsten Kampfe; Walther von der Vogelweide

ließ alle kecke Luſt ritterlicher Liebe aufflammen, während Heinrich Schreiber und Johannes Bitterolff ſich mühten, in den wunderbarſten, kunſtvollſten Gleichniſſen und Wendungen Dame Mathilde zu erheben.

Doch Wolfframb's Lieder kamen aus der Tiefe des liebenden Herzens, und trafen, gleich funkelnden, ſcharf geſpitzten Pfeilen hervorblitzend, Mathilden's Bruſt.

Die andern Meiſter gewahrten das wohl, aber es war ihnen, als umſtrahle Wolfframb's Liebesglück ſie alle, wie ein lieblicher Sonnenſchimmer, und gäbe auch ihren Liedern beſondere Stärke und Anmuth.

Der erſte finſtere Schatten, der in Wolfframb's glanzvolles Leben fiel, war Oſterdingen's unglückliches Geheimniß. Wenn er gedachte, wie die andern Meiſter ihn liebten, unerachtet gleich ihm auch ihnen Mathilden's Schönheit hell aufgegangen, wie nur in Oſterdingen's Gemüth ſich mit der Liebe zugleich feindſeliger Groll eingeniſtet, und ihn fortgebannt in die öde freudenloſe Einſamkeit, da konnte er ſich des bittern Schmerzes nicht erwehren.

Oft war es ihm, als ſey Oſterdingen nur von einem verderblichen Wahnſinn befangen, der austoben werde; dann aber fühlte er wieder recht lebhaft, daß er ſelbſt es ja auch nicht würde ertragen haben können, wenn er ſich hoffnungslos um Mathilden's Gunſt beworben. „Und," ſprach er zu ſich ſelbſt, „welche Macht hat denn meinem Anſpruche größeres Recht gegeben? Gebührt mir denn irgend ein Vorzug vor Oſ-

terdingen? — Bin ich beſſer, verſtändiger, liebenswürdiger, als er? Wo liegt der Abſtand zwiſchen uns Beiden? Alſo nur die Macht eines feindlichen Verhängniſſes, das mich ſo gut als ihn hätte treffen können, drückt ihn zu Boden, und ich, der treue Freund, gehe unbekümmert vorüber, ohne ihm die Hand zu reichen."

Solche Betrachtungen führten ihn endlich zu dem Entſchluſſe, nach Eiſenach zu gehen, und alles nur Mögliche anzuwenden, Oſterdingen zur Rückkehr nach der Wartburg zu bewegen.

Als er indeſſen nach Eiſenach kam, war Heinrich von Oſterdingen verſchwunden, niemand wußte, wohin er gegangen. Traurig kehrte Wolfframb von Eſchinbach zurück nach der Wartburg, und verkündete dem Landgrafen und den Meiſtern Oſterdingen's Verluſt. Nun erſt zeigte ſich recht, wie ſehr ſie ihn alle geliebt, trotz ſeines zerriſſenen, oft bis zur höhnenden Bitterkeit mürriſchen Weſens. Man betrauerte ihn, wie einen Todten, und lange Zeit hindurch lag dieſe Trauer wie ein düſterer Schleier auf allen Geſängen der Meiſter, und nahm ihnen allen Glanz und Klang, bis endlich das Bild des Verlorenen immer mehr und mehr entwich in weite Ferne.

Der Frühling war gekommen und mit ihm alle Luſt und Heiterkeit des neu erkräftigten Lebens. Auf einem anmuthigen, von ſchönen Bäumen eingeſchloſſenen Platze im Garten des Schloſſes waren die Mei-

ſter verſammelt, um das junge Laub, die hervorſprieſſenden Blumen mit freudigen Liedern zu begrüßen. Der Landgraf, Gräfin Mathilde, die andern Damen, hatten ſich rings umher auf Sitzen niedergelaſſen, eben wollte Wolfframb von Eſchinbach ein Lied beginnen, als ein junger Mann, die Laute in der Hand, hinter den Bäumen hervortrat.

Mit freudigem Erſchrecken erkannten alle in ihm den verloren geglaubten Heinrich von Oſterdingen. Die Meiſter gingen auf ihn zu mit freundlichen, herzlichen Grüßen. Ohne das aber ſonderlich zu beachten, nahte er ſich dem Landgrafen, vor dem und dann vor der Gräfin Mathilde er ſich ehrfurchtsvoll neigte. Er ſey, ſprach er dann, von der böſen Krankheit gänzlich geneſen, und bitte, wolle man ihn vielleicht aus beſondern Gründen nicht mehr in die Zahl der Meiſter aufnehmen, ihm doch erlauben, daß er ſo gut, wie die Andern ſeine Lieder abſinge. Der Landgraf meinte dagegen, ſey er auch eine Zeit lang abweſend geweſen, ſo ſey er doch deßhalb keineswegs aus der Reihe der Meiſter geſchieden, und er wiſſe nicht, wodurch er ſich dem ſchönen Kreiſe, der hier verſammelt, entfremdet glaube.

Damit umarmte ihn der Landgraf, und wies ihm ſelbſt ſeinen Platz zwiſchen Walther von der Vogelweide und Wolfframb von Eſchinbach an, wie er ihn ſonſt gehabt.

Man bemerkte bald, daß Oſterdingen's Weſen ſich ganz und gar verändert. Statt daß er ſonſt den Kopf

gebeugt, den Blick zu Boden gesenkt, schlich, trat er jetzt starken Schrittes, das Haupt empor gerichtet, einher. So blaß als zuvor war das Antlitz, aber der Blick, sonst irr' umherschweifend, fest und durchbohrend. Statt der tiefen Schwermuth lag jetzt ein düsterer, stolzer Ernst auf der Stirn, und ein seltsames Muskelspiel um Mund und Wange, sprach bisweilen recht unheimlichen Hohn aus. Er würdigte die Meister keines Wortes, sondern setzte sich schweigend auf seinen Platz. Während die andern sangen, sah er in die Wolken, schob sich auf dem Sitze hin und her, zählte an den Fingern, gähnte, kurz, bezeigte auf alle nur mögliche Weise Unmuth und Langeweile.

Wolfframb von Eschinbach sang ein Lied zum Lobe des Landgrafen, und kam dann auf die Rückkehr des verloren geglaubten Freundes, die er so recht aus dem tiefsten Gemüthe schilderte, daß sich alle innig gerührt fühlten. Heinrich von Ofterdingen runzelte aber die Stirn, und nahm, sich von Wolfframb abwendend, die Laute, auf ihr einige wunderbare Akkorde anschlagend. Er stellte sich in die Mitte des Kreises, und begann ein Lied, dessen Weise so ganz anders als alles, was die andern gesungen, so unerhört war, daß alle in die größeste Verwunderung geriethen, ja zuletzt in das höchste Erstaunen.

Es war, als schlüge er mit seinen gewaltigen Tönen an die dunkle Pforte eines fremden, verhängniß-

vollen Reiches, und beſchwöre die Geheimniſſe der unbekannten, dort hauſenden Macht herauf.

Dann rief er die Geſtirne an, und indem ſein Lautenſpiel leiſer liſpelte, glaubte man der Sphären klingenden Reigen zu vernehmen. Nun rauſchten die Akkorde ſtärker, und glühende Düfte wehten daher, und Bilder üppigen Liebesglückes flammten in dem aufgegangenen Eden aller Luſt. Jeder fühlte ſein Inneres erbeben in ſeltſamen Schauern. Als Oſterdingen geendet, war alles in tiefes Schweigen verſtummt, aber dann brach der jubelnde Beifall ſtürmiſch hervor. Die Dame Mathilde erhob ſich von ihrem Sitze, trat auf Oſterdingen zu und drückte ihm den Kranz auf die Stirn, den ſie als Preis des Geſanges in der Hand getragen.

Eine flammende Röthe fuhr über Oſterdingen's Antlitz, er ließ ſich nieder auf die Knie, und drückte die Hände der ſchönen Frau mit Inbrunſt an ſeine Bruſt. Als er aufſtand, traf ſein funkelnder, ſtechender Blick den treuen Wolfframb von Eſchinbach, der ſich ihm nahen wollte, aber wie von einer böſen Macht feindlich berührt zurück wich.

Nur ein Einziger ſtimmte nicht ein in den begeiſterten Beifall der übrigen, und das war der Landgraf, welcher, als Oſterdingen ſang, ſehr ernſt und nachdenklich geworden, und kaum vermochte, etwas zum Lobe ſeines wunderbaren Liedes zu ſagen. Oſterdingen ſchien ſichtlich darüber erzürnt. —

Es begab ſich, daß am ſpäten Abend, als ſcho

die tiefe Dämmerung eingebrochen, Wolfframb von Eschinbach den geliebten Freund, den er überall vergebens gesucht, in einem Lustgange des Schloßgartens traf.

Er eilte auf ihn zu, drückte ihn an seine Brust und sprach: „So bist Du denn, mein herzlieber Bruder, der erste Meister des Gesanges geworden, den es wohl auf Erden geben mag. Wie hast Du es denn angefangen, das zu erfassen, was wir Alle, was Du selbst wohl nicht ahnetest? — Welcher Geist stand Dir zu Gebote, der Dir die wunderbaren Weisen einer andern Welt lehrte? — O Du herrlicher, Du hoher Meister, laß Dich noch einmal umarmen!“

„Es ist,“ sprach Heinrich von Ofterdingen, indem er Wolfframb's Umarmung auswich, „es ist gut, daß Du es erkennest, wie hoch ich mich über Euch sogenannte Meister emporgeschwungen habe, oder vielmehr, wie ich allein dort gelandet und heimisch geworden bin, wohin Ihr vergebens strebt auf irren Wegen. Du wirst es mir dann nicht verargen, wenn ich Euch Alle mit Euerm schnöden Singsang recht albern und langweilig finde.“

„So verachtest Du uns,“ erwiederte Wolfframb, „die Du sonst hoch in Ehren hieltest, nunmehr ganz und gar, und magst mit uns nichts mehr gemein haben? Alle Freundschaft und Liebe ist aus Deiner Seele gewichen, weil Du ein höherer Meister bist, als wir es sind! — Auch mich — mich hältst Du Deiner Liebe nicht mehr werth, weil ich vielleicht mich nicht so

hoch hinauf zu schwingen vermag in meinen Liedern, als Du? — Ach, Heinrich, wenn ich Dir sagen sollte, wie es mir bei Deinem Gesange um's Herz war."

„Magst mir," sprach Heinrich von Ofterdingen, indem er höhnisch lachte, „das ja nicht verschweigen, es kann für mich lehrreich seyn."

„Heinrich!" begann Wolfframb mit sehr ernstem und festem Tone, „es ist wahr, Dein Lied hat eine ganz wunderbare, unerhörte Weise, und die Gedanken stiegen hoch empor bis über die Wolken; aber mein Inneres sprach: solch ein Gesang könne nicht herausströmen aus dem rein menschlichen Gemüthe, sondern müsse das Erzeugniß fremder Kräfte seyn, so wie der Nekromant die heimische Erde düngt mit allerlei magischen Mitteln, daß sie die fremde Pflanze des fernsten Landes hervorzutreiben vermag. — Heinrich, Du bist gewiß ein großer Meister des Gesanges geworden, und hast es mit gar hohen Dingen zu thun, aber! — verstehst Du noch den süßen Gruß des Abendwindes, wenn Du durch des Waldes tiefe Schatten wandelst? Geht Dir noch das Herz auf im frohen Muthe bei dem Rauschen der Bäume, dem Brausen des Waldstromes? Blicken Dich noch die Blumen an mit frommen Kindesaugen? Willst Du noch vergehen in Liebesschmerz bei den Klagen der Nachtigall? Wirft Dich dann noch ein unendliches Sehnen an die Brust, die sich Dir liebend aufgethan? — Ach, Heinrich, es war manches in Deinem Liede, wobei mich ein unheimliches Grauen erfaßte. Ich mußte

an jenes entsetzliche Bild von den am Ufer des Acheron herumschwankenden Schatten denken, das Du einmal dem Landgrafen aufstelltest, als er Dich um die Ursache Deiner Schwermuth befragte. Ich mußte glauben, aller Liebe habest Du entsagt, und was Du dafür gewonnen, wäre nur der trostlose Schatz des verirrten Wanderers in der Wüste. Es ist mir — ich muß es Dir gerade zu heraus sagen, — es ist mir, als wenn Du Deine Meisterschaft mit aller Freude des Lebens, die nur dem frommen, kindlichen Sinne zu Theil wird, erkauft hättest. Eine düstere Ahnung befängt mich. Ich denke daran, was Dich von der Wartburg forttrieb, und wie Du hier wieder erschienen bist. Es kann Dir nun manches gelingen — vielleicht geht der schöne Hoffnungsstern, zu dem ich bis jetzt empor blickte, auf ewig für mich unter, — doch Heinrich! — hier! — fasse meine Hand, nie kann irgend ein Groll gegen Dich in meiner Seele Raum finden. Alles Glückes unerachtet, das Dich überströmt, findest Du Dich vielleicht einmal plötzlich an dem Rande eines tiefen, bodenlosen Abgrundes, und die Wirbel des Schwindels erfassen Dich, und Du willst rettungslos hinabstürzen, dann stehe ich festen Muthes hinter Dir, und halte Dich fest mit starken Armen."

Heinrich von Ofterdingen hatte alles, was Wolfframb von Eschinbach sprach, in tiefem Schweigen angehört. Jetzt verhüllte er sein Gesicht im Mantel und sprang schnell hinein in das Dickicht der Bäume.

Wolfframb hörte, wie er leiſe ſchluchzend und ſeufzend ſich entfernte.

„Morgen mehr," ſagte der Prediger, „ich dachte ſchon heute meine Erzählung zu beenden, aber Mitternacht iſt nahe, und die Zeit ſchneller hingegangen, als ich dachte."

Fünf und dreißigſte Nacht.

Einige Geſchäfte von Wichtigkeit hielten heute den Prediger dem geſelligen Kreiſe fern. Die Sage vom Sängerkriege auf der Wartburg konnte nicht weiter erzählt werden, da Niemand außer dem Prediger ſie ſo genau kannte. Statt der Fortſetzung dieſer Geſchichte erzählte Julie:

Die prophetiſche Stimme.

Sage von der Inſel Cerigo in Griechenland.

Im Jahre 1660, den Abend vor dem Johannisfeſte, ſaßen drei junge, ſchöne Mädchen, Dione, Chiara und Maria, in ihrem Gemache, alle drei in tiefe Gedanken verloren.

„Was ſinnt Ihr?" fragte Dione mit lieblicher Stimme, „und warum Chiara, biſt Du ſo betrübt?"

„Ach, Dione!“ ſeufzte Chiara, „die Mutter hat mir noch vor einer Stunde angekündigt, daß ich dem widerwärtigen Cyprianus meine Hand reichen ſoll, und dann iſt das Glück meines Lebens dahin; denn obgleich mein Herz frei iſt, ſo kenne ich doch nichts auf der Welt, was mir verhaßter wäre als eine Verbindung mit jenem Manne!“

Dione blickte ſie theilnehmend an und Marie ſagte: „Ich dachte eben nach, ob wir nicht heute gehen und ſtilles Waſſer holen ſollten, damit wir morgen den Namen unſers Zukünftigen rufen hören.“

Chiara ſprach ſeufzend: „Was nützt Das mir?“ Dione aber rief lächelnd: „Ich bin dem Kloſter verlobt und brauche kein Waſſer zu ſchöpfen, aber Euer Schickſal liegt mir am Herzen; darum kommt, laßt uns gehen und Waſſer holen.“

Die Mädchen ſtanden auf, Dione nahm aus einer Fruchtſchale zwei ſchöne Aepfel, gab jeder von ihren Freundinnen einen davon, und nachdem ſie ihre Schleier übergeworfen hatten, eilten ſie raſch davon mit ihren Krügen.

Bei der erſten Ciſterne, welche abgelegen war, blieben die Mädchen ſtehen, und Chiara und Maria füllten, ohne ein Wort zu ſagen, ihre Krüge mit Waſſer an. Als dies geſchehen war, eilten ſie, ſo ſchnell ſie es vermochten und ohne ein Wort zu ſprechen, in einen Garten und ſtellten ſich zu einem offenen Waſſergefäß, welches auf der Terraſſe des Gartens ſtand und in das Dione

die beiden Aepfel legte, nachdem Maria und Chiara es mit Wasser gefüllt hatten. „Vergeßt das Zeichen nicht!“ flüsterte Dione, und jedes der andern beiden Mädchen nahm nochmals einen Apfel heraus. Maria schnitt ein Kreuz hinein, Chiara ließ den ihrigen zum Unterschiede ohne Zeichen.

Hierauf bedeckten sie feierlich das Gefäß mit dem dazu gehörigen Deckel und verschwanden, nachdem sie sich vorher noch einmal bedeutsam angeblickt, zu verschiedenen Seiten.

Dione schlummerte ruhig; was hatte sie, die zur Braut des Himmels bestimmt war, zu fürchten oder zu hoffen?

Chiara's Lager floh der Schlaf; sie gedachte des verhaßten Freiers und beweinte die Härte ihrer Aeltern. Marien's jugendliches Herz klopfte rascher vor Freude und Hoffnung, denn sie liebte, ward geliebt und war glücklich in der Hoffnung, den kommenden Morgen den Namen ihres Geliebten von der prophetischen Stimme zu vernehmen.

Kaum war die Sonne im Osten emporgestiegen, so standen auch schon die drei Mädchen erwartungsvoll auf der Terrasse des Gartens vor dem Gefäße, Chiara und Maria mit Schüsseln versehen.

Alle Drei knieten um das Gefäß und beteten inbrünstig, dann öffnete Dione wieder mit vieler Feierlichkeit das Gefäß.

„Nun laßt uns hören, was das Orakel verkünden

wird," rief ſie aus, „und da Du die Aelteſte biſt, Chiara, ſo gebührt Dir die erſte Frage."

„Nein, nein, laß zuerſt Marien fragen!" ſagte dieſe ſeufzend, und Marie, darüber nicht zürnend, ſchöpfte mit ihrer Schüſſel Waſſer aus dem Gefäße, machte, nachdem ſie ihren Apfel hineingelegt, das Zeichen des Kreuzes darüber und betete mit heller Stimme voll Inbrunſt: „Heiliger Johannes, zu dem ich täglich bete, gieb, daß wenn mich mein Geliebter heimführen ſoll, dies Gefäß ſich rechts drehe; laß es ſich aber nach der linken Seite wenden, wenn ich ſein Weib nicht werden ſoll."

Dann faltete ſie die Hände, hielt die Schüſſel zwiſchen den Daumen, Chiara ſtellte ſich ihr, ebenfalls die Hände gefaltet, gegenüber, und Dione ſetzte die Schüſſel mit Marien's Apfel auf das Gefäß.

Alle drei Mädchen ſchauten nun mit geſpannter Aufmerkſamkeit auf die Schüſſel, die ſich zu ihrer Verwunderung weder links noch rechts drehte.

„Seltſam," flüſterte Dione, und Marie erblich. „Nun," ſagte freundlich Chiara, „thue das Uebrige." Marie wuſch ſich jetzt mit dem Waſſer und ging nun die Straße hinab, zu hören, welcher Name jetzt gerufen werden würde. Aber Alles blieb ſtill, und betrübt kehrte Maria zurück, aber die beiden Andern riefen lachend: „Du bekommſt dies Jahr keinen Mann; Du biſt zu jung und mußt noch warten!"

Marie war blaß und auffallend ernſt geworden,

und ſagte jetzt mit erzwungener Heiterkeit zu Chiara: „Nun, Chiara, frage Du das Orakel; es wird Dir die rechte Antwort ſchon geben;“ und Chiara kniete nieder, that, wie Maria gethan und ſah nun begierig nach der Schüſſel, die zu ihrer großen Freude ſich links wandte.

„Gott Lob!“ jubelte ſie, „der abſcheuliche Cyprianus wird nicht mein Gemahl, wie bin ich nun ſo glücklich.“ Eilfertig wuſch ſie ſich nun das holde, blühende Geſicht, und ſchritt leichten Trittes die Straße hinab, den Kopf horchend vorgebogen.

Da rief es hell und vernehmlich drei Mal hinter einander: „Waldſtein! Waldſtein! Waldſtein!“ Das Mädchen athmete auf, da nicht der verhaßte Name Cyprianus ertönt war, die beiden Andern aber kamen herbei und Dione ſagte: „Es ſcheint, daß uns das Orakel foppen will, denn kein Menſch auf dieſer Inſel führt den ſeltſamen Namen, der ſich weder merken noch gut ausſprechen läßt, und über das Orakel weiter plaudernd, gingen ſie nach ihrer Wohnung.

Monate waren dahin geſchwunden, Dione lebte als Novize in einem Frauenkloſter und ſah ihre Jugendfreundinnen nicht mehr.

Marie kränkelte, und als das neue Jahr erſchien, ſchied ſie aus dem Leben.

Da wurde Chiara nachdenkend und ſagte zu Dione, als ſie dieſe bald nachher im Sprachzimmer ſah: „So hat des Orakel Marien doch Wahrheit verkündet, und

das Stillſtehen der Schüſſel wie das Schweigen in der Gaſſe bedeuteten Marien's Tod. Auch mir hat das Orakel zum Theil Wahrheit kund gethan, denn Cypria=nus iſt mir ungetreu geworden, um ſich mit der reichen Melitta zu vermählen!"

„Ja," ſprach Dione, „was Gott durch die Stimme des Orakels verkündet, wird erfüllt."

Eines Tages ſaß Chiara bei ihrer Arbeit, da trat ihr Vater in das Gemach und mit ihm ein junger frem=der Mann, deſſen Aeußeres ihr angenehm auffiel.

Obgleich er die Sprache der Inſel ſehr ungeläufig ſprach, ſchien ihn doch Chiara recht gut zu verſtehen, und dunkle Röthe überzog ihre Wangen, als der Vater ihr befahl, Wein und Früchte zu holen und den deut=ſchen Kaufmann, der in Handelsgeſchäften nach der In=ſel gekommen ſei, zu bewirthen. Wie erſtaunte ſie aber, als der Vater ihr, nachdem der Fremde ſich entfernt hatte, mittheilte, daß ſein Name Waldſtein ſei.

Nun bezweifelte ſie es keinen Augenblick, daß der Deutſche ihr zum Gatten beſtimmt ſei. Dieſer Glaube wurde von Tage zu Tage feſter in ihr, je liebenswür=diger ihr der Fremde erſchien. Auch ſchien es ihr, als füge er ſich gern dem Spruche des Schickſals, denn nach glücklich beendigten Handelsgeſchäften warb er feierlich um ihre Hand, welche ihm auch ihre Aeltern nicht verſagten.

Chiara vertauſchte ihre Inſel mit Deutſchland und

vertraute ſpäter ihrem Gatten, daß er allein ihr zum Gemahl beſtimmt geweſen ſey.

Noch in ſpäterer Zeit fragten die Mädchen von Cerigo das Orakel nach dem Namen ihres Gemahls, und gar oft, behaupten ſie, hat es wahr geſprochen.

„Nun, Julchen," ſagte der Oberſt, als dieſe ſchwieg, „meinſt Du nicht auch, daß die deutſchen Mädchen eben ſo das Orakel fragen könnten und wohl auch wirklich fragen?"

„Kaum, beſter Oheim, denn wir würden keine Antwort darauf erhalten," verſetzte Julie.

„O ja, ich fürchte nur, es würden ſich bei den meiſten Damen ſo viele Namen hören laſſen, daß die holden Fragerinnen nicht wiſſen würden, welchen Namen eigentlich das Orakel gemeint!" ſagte ſatyriſch der Doktor, wofür er von den ſämmtlichen Damen gehörig ausgeſcholten wurde, was er auch geduldig über ſich ergehen ließ. Der Oberſt forderte den Hauptmann auf, doch noch Etwas zu erzählen, weil es nicht ſpät ſey; dieſer jedoch verſetzte: „Die Sagen, welche mir ſo eben einfallen, ſind ſehr lang, und da morgen Abend der Paſtor uns mehr von dem Sängerkriege auf der Wartburg erzählt, iſt es wohl beſſer, ich fange nicht erſt eine neue Erzählung an. Die folgende Nacht erzählte auch wirklich der Prediger weiter vom Kriege auf der Wartburg.

Sechs und dreißigste Nacht.

Der Sängerkrieg auf der Wartburg.

(Fortsetzung.)

So sehr die andern Meister anfangs die Lieder des stolzen Heinrich's von Ofterdingen bewundert und hoch erhoben hatten, so geschah es doch, daß sie bald von falschen Weisen, von dem eitlen Prunke, ja von der Ruchlosigkeit der Lieder zu sprechen begannen, die Heinrich vorbringe.

Nur die Dame Mathilde hatte sich mit ganzer Seele zu dem Sänger gewendet, der ihre Schönheit und Anmuth auf eine Weise pries, die alle Meister, Wolfframb von Eschinbach ausgenommen, der sich kein Urtheil erlaubte, für heidnisch erklärten. Nicht lange währte es, so war die Dame Mathilde ganz verändert in ihrem Wesen. Mit höhnendem Stolze sah sie herab auf die andern Meister und selbst dem armen Wolfframb von Eschinbach hatte sie ihre Gunst entzogen. Es kam so weit, daß Heinrich von Ofterdingen die Gräfin Mathilde unterrichten mußte in der Kunst des Gesanges, und sie selbst begann Lieder zu dichten, die gerade so klingen sollten wie die, welche Ofterdingen sang.

Seit dieser Zeit war es aber, als sei Mathilde gar nicht mehr so schön und als habe auch sie ein seltsamer Wahnsinn erfaßt. Sie verließ die Wartburg und

bezog ein Schloß unfern Eisenach, wohin ihr Heinrich von Ofterdingen gefolgt wäre, hätte ihm nicht der Landgraf befohlen, noch den Kampf auszufechten, den ihm die Meister geboten.

„Ihr habt," sprach Landgraf Herrmann zu dem übermüthigen Sänger, „durch Eure seltsame, unheimliche Weise den schönen Kreis gestört. Mich konntet Ihr niemals bethören; denn von dem ersten Augenblicke an habe ich es erkannt, daß Eure Lieder nicht aus der Tiefe eines wackern Sängergemüthes kommen, sondern nur die Frucht der Lehren irgend eines falschen Meisters sind. Was hilft aller Prunk, aller Schimmer, aller Glanz, wenn er nur dazu dienen soll, einen todten Leichnam zu umhüllen? Ihr sprecht von hohen Dingen, von den Geheimnissen der Natur, aber nicht, wie sie süße Ahnungen des höhern Lebens in der Brust des Menschen aufgehen lassen, sondern wie sie der kecke Astrolog begreifen und messen will mit Zirkel und Maßstab. Schämt Euch, Heinrich von Ofterdingen, daß Ihr so geworden seyd, daß Euer wackrer Geist sich gebeugt hat unter die Zucht eines unwürdigen Meisters!"

„Ich weiß nicht," erwiederte Heinrich von Ofterdingen, „mein hoher Herr, in wiefern ich Euern Zorn, Eure Vorwürfe verdiene. Vielleicht ändert Ihr indessen Eure Meinung, wenn Ihr erfahrt, welcher mir dasjenige Reich des Gesanges, welches dessen eigentliche Heimath ist, erschlossen. In tiefer Schwermuth hatte ich Euern Hof verlassen, und wohl mocht' es seyn, daß

der Schmerz, der mich vernichten wollte, nur das gewaltsame Treiben war der schönern Blüthe, die in meinem Innern verschlossen nach dem befruchtenden Athem der höheren Natur schmachtete. Auf seltsame Weise kam mir ein Büchlein in die Hände, in welchem der höchste Meister des Gesanges auf Erden mit der tiefsten Gelehrsamkeit die Regeln der Kunst entwickelt und selbst einige Lieder hinzugefügt hatte.

Je mehr ich nun in diesem Büchlein las, desto klarer wurde es mir, daß es wohl gar dürftig ausfalle, wenn der Sänger nur vermöge, das in Worte zu fassen, was er nun gerade im Herzen zu empfinden glaubt.

Doch Dies nicht genug — ich fühlte nach und nach mich wie verknüpft mit unbekannten Mächten, die oft statt meiner aus mir herausſangen, und doch war und blieb ich der Sänger. Meine Sehnsucht, den Meister selbst zu schauen und aus seinem eigenen Munde die tiefe Weisheit, den richtenden Verstand ausströmen zu hören, wurde zum unwiderstehlichen Triebe. Ich machte mich auf und wanderte nach Siebenbürgen. Ja! — vernehmt es, mein hoher Herr! Meister Klingsohr selbst ist es, den ich aufſuchte, und dem ich den kühnen, überirdischen Schwung meiner Lieder verdanke. Nun werdet Ihr wohl von meinem Bestreben günstiger urtheilen."

„Der Herzog von Oestreich," sprach der Landgraf, „hat mir gar viel zum Lobe Eures Meisters ge-

ſagt und geſchrieben. Meiſter Klingsohr iſt ein in tiefen geheimen Wiſſenſchaften erfahrener Mann. Er berechnet den Lauf der Geſtirne, und er kennt die wunderbaren Verſchlingungen ihres Ganges mit unſerer Lebensbahn. Ihm ſind die Geheimniſſe der Metalle, der Pflanzen, des Geſteins offenbar, und dabei iſt er erfahren in den Händeln der Welt und ſteht dem Herzoge von Oeſtreich zur Seite mit Rath und That. Wie das Alles aber nun mit dem reinen Gemüthe des wahren Sängers beſtehen mag, weiß ich nicht, und glaube auch wohl, daß eben deshalb Meiſter Klingsohr's Lieder, ſo künſtlich und wohl ausgedacht ſie auch ſeyn mögen, mein Gemüth ganz und gar nicht rühren können."

„Nun, Heinrich von Ofterdingen, meine Meiſter, beinahe erzürnt über Dein ſtolzes, hochfahrendes Weſen, wollen mit Dir um den Preis ſingen einige Tage hindurch, das mag denn nun geſchehen."

Der Kampf der Meiſter begann. Sey es aber nun, daß Heinrich's durch falſche Lehren irre gewordener Geiſt ſich gar nicht mehr zu faſſen vermochte in dem reinen Strahl des wahrhaftigen Gemüthes, oder daß beſondere Begeiſterung die Kraft der andern Meiſter verdoppelte: — genug! Jeder, wider Ofterdingen ſingend, Jeder, ihn beſingend, erhielt den Preis, um den ſich dieſer vergebens mühte.

Ofterdingen ergrimmte über dieſe Schmach, und begann nun Lieder, die, mit verhöhnenden Anſpielungen auf den Landgrafen Herrmann, den Herzog von Oeſt-

reich, Leopold den Siebenten, bis über die Sterne erhoben, und ihn die hellfunkelnde Sonne nannten, welche allein aller Kunst aufgegangen. Kam nun noch dazu, daß er eben so die Frauen am Hofe mit schnöden Worten angriff und die Schönheit und Holdseligkeit der Dame Mathilde allein auf heidnische, ruchlose Art zu preisen fortfuhr, so konnte es nicht fehlen, daß alle Meister, selbst den sanften Wolfframb von Eschinbach nicht ausgenommen, in gerechten Zorn geriethen und in den heftigsten, schonungslosesten Liedern seine Meisterschaft zu Boden traten.

Heinrich Schreiber und Johannes Bitterolff bewiesen, den falschen Prunk von Ofterdingen's Liedern abstreifend, die Elendigkeit in der magern Gestalt, die sich dahinter verborgen. Aber Walther von der Vogelweide und Reinhard von Zweckhstein gingen weiter. Die sagten, Ofterdingen's schnödes Beginnen verdiene schwere Rache, und die wollten sie an ihm nehmen mit dem Schwerte in der Hand.

So sah nun Heinrich von Ofterdingen seine Meisterschaft in den Staub getreten und selbst sein Leben bedroht.

Voll Wuth und Verzweiflung rief er den edelgesinnten Landgrafen an, sein Leben zu schützen, ja noch mehr, die Entscheidung des Streites über die Meisterschaft des Gesanges dem berühmtesten Sänger der Zeit, dem Meister Klingsohr, zu überlassen.

„Es ist" sprach der Landgraf, „nunmehr mit Euch

und den Meistern so weit gekommen, daß es noch um Anderes gilt, als um die Meisterschaft des Gesanges. Ihr habt in Euern wahnsinnigen Liedern mich, Ihr habt die holden Frauen an meinem Hofe schwer beleidigt. Euer Kampf betrifft also nicht mehr die Meisterschaft allein, sondern meine Ehre und die Ehre der Damen. Doch soll Alles im Wettsingen ausgemacht werden, und ich gestatte es, daß Euer Meister Klingsohr selbst entscheide. Einer von meinen Meistern, das Loos soll ihn nennen, stellt sich Euch gegenüber, und die Materie, worüber zu singen, mögt ihr Beide dann selbst wählen. — Aber der Henker soll mit entblößtem Schwerte hinter Euch stehen, und wer verliert, werde augenblicklich hingerichtet. — Gehet, schafft, daß Meister Klingsohr binnen Jahresfrist nach der Wartburg komme, und den Kampf auf Tod und Leben entscheide!"—

Heinrich von Ofterdingen machte sich davon, und so war zur Zeit die Ruhe auf der Wartburg wieder hergestellt.

Die Lieder, welche die Meister wider Heinrich von Ofterdingen gesungen, waren damals der Krieg von der Wartburg geheißen.

Nach einer Pause fuhr der Prediger fort:

Beinahe ein Jahr war verflossen, als die Nachricht nach der Wartburg kam, daß Meister Klingsohr wirklich in Eisenach angelangt und bei dem Bürger, Helgrese genannt, vor dem St. Georgenthore eingezogen sey.

Die Meister freuten sich nicht wenig, daß nun wirklich der böse Streit mit Heinrich von Ofterdingen geschlichtet werden solle; Keiner aber war so voll Ungeduld, den berühmten Meister von Angesicht zu Angesicht zu sehen, als Wolfframb von Eschinbach. Mag es seyn, sprach er zu sich selbst, daß, wie die Leute sagen, Klingsohr bösen Künsten ergeben ist, daß unheimliche Mächte ihm zu Gebote stehen, ja ihm wohl gar geholfen zur Meisterschaft in allem Wissen. Aber wächst nicht der edelste Wein auf verglühter Lava? Was geht es den dürstenden Wanderer an, daß die Trauben, an denen er sich erlabt, aus der Gluth der Hölle selbst emporgekeimt sind? So will ich mich an des Meisters tiefer Wissenschaft und Lehre erfreuen, ohne weiter zu forschen, und ohne mehr davon zu bewahren als was ein reines, frommes Gemüth in sich zu tragen vermag."

Wolfframb machte sich alsbald auf nach Eisenach. Als er vor das Haus des Bürgers Helgrese kam, fand er einen Haufen Leute versammelt, die alle sehnsüchtig nach dem Erker hinauf blickten. Er erkannte in ihnen viele junge Leute als Schüler des Gesanges, die hörten nicht auf, Dieses, Jenes von dem berühmten Meister vorzubringen. Der Eine hatte die Worte aufgeschrieben, die Klingsohr gesprochen, als er zu Helgrese eingetreten; der Andere wußte genau, was der Meister zu Mittag gespeiset; der Dritte behauptete, daß ihn der Meister wirklich angeblickt und gelächelt, weil er ihn als Sänger erkannt am Barett das er genau so trage wie

Klingsohr; der Vierte fing sogar ein Lied an, von dem er behauptete, es sey nach Klingsohr's Weise gedichtet.

Genug, es war ein unruhiges Treiben hin und her. Wolfframb drang endlich mit Mühe durch und trat in's Haus. Helgrefe hieß ihn freundlich willkommen, und lief hinauf, um ihn, seinem Begehren gemäß, bei dem Meister melden zu lassen.

Nachdem er zwei Stunden gewartet, durfte Helgrefe ihn hinaufführen. Ein seltsam in bunte Seide gekleideter Diener öffnete die Thüre des Gemaches, und Wolfframb trat hinein.

Da gewahrte er einen großen, stattlichen Mann, in einen langen Talar von dunkelrothem Sammt mit weiten Aermeln und mit Zobel reich besetzt, gekleidet, der langsam, gravitätischen Schrittes die Stube entlang hin und her wandelte. Sein Gesicht war bald anzusehen, wie die heidnischen Bildner ihren Gott Jupiter darstellen, solch ein gebieterischer Ernst lag auf der Stirn, solch drohende Flammen blitzten aus den großen Augen. Um Kinn und Wangen legte sich ein wohl gekräuselter schwarzer Bart, und das Haupt bedeckte ein fremdgeformtes Barett oder ein sonderbar verschlungenes Tuch; man konnte das nicht unterscheiden.

Der Meister hatte die Arme vor der Brust gekreuzt, und sprach mit hellklingender Stimme, im Auf- und Abschreiten, Worte, die Wolfframb gar nicht verstand.

Sich im Zimmer umschauend, das mit Büchern

und allerlei wunderlichen Geräthschaften angefüllt war, erblickte Wolfframb in einer Ecke ein kleines, kaum drei Fuß hohes, altes, blasses Männlein, das auf einem hohen Stuhle vor einem Pulte saß, und mit einer silbernen Feder auf einem großen Pergamentblatt emsig Alles aufzuschreiben schien, was Meister Klingsohr sprach.

Es hatte eine feine Weile gedauert, da fielen endlich des Meisters starre Blicke auf Wolfframb von Eschinbach, und mit Sprechen inne haltend, blieb er in der Mitte des Zimmers stehen. Wolfframb begrüßte den Meister nun mit anmuthigen Versen im scherzenden Tone. Er sagte, wie er gekommen sei, um sich zu erbauen an Klingsohr's hoher Meisterschaft, und bat nun, er solle ihm antworten im gleichen Tone, und so seine Kunst hören lassen.

Da maß ihn der Meister mit zornigen Blicken von Kopf bis zum Fuß, und sprach dann: „Ei, wer seyd Ihr denn, junger Gesell! daß Ihr es wagt, hier so mit Euern albernen Versen hereinzubrechen, und mich sogar herauszufordern zum Wettsingen?"

„Ha! Ihr seyd wohl gar Wolfframb von Eschinbach, der allerungeschickteste, ungelehrteste Laie von Allen, die sich dort oben auf der Wartburg Meister des Gesanges nennen? — Nein, mein lieber Knabe, Ihr müßt wohl noch etwas wachsen, ehe Ihr Euch mit mir zu messen Verlangen tragen könnt."

Einen solchen Empfang hatte Wolfframb von Eschinbach gar nicht erwartet. Das Blut wallte ihm

auf vor Klingsohr's schnöden Worten, er fühlte lebhafter als jemals die ihm inwohnende Kraft, die ihm die Macht des Himmels verliehen. Ernst und fest blickte er dem stolzen Meister ins Auge, und sprach dann: „Ihr thut gar nicht gut, Meister Klingsohr, daß Ihr in solchen bittern, harten Ton fallet, statt mir liebreich und freundlich, wie ich Euch begrüßte, zu antworten.

Ich weiß es, daß Ihr mir mit aller Wissenschaft, und wohl auch in der Kunst des Gesanges, weit überlegen seyd; aber das berechtigt Euch nicht zu der Prahlerei, die Ihr, als Euer unwürdig, verachten müßtet.

Ich sage es Euch frei heraus, Meister Klingsohr! daß ich nunmehr das glaube, was die Welt von Euch behauptet. Die Macht der Hölle sollt Ihr bezwingen, Umgang mit bösen Geistern sollt Ihr haben mittelst der unheimlichen Wissenschaften, die Ihr getrieben.

Daher soll Eure Meisterschaft kommen, weil Ihr aus der Tiefe die schwarzen Geister ins helle Leben herauf beschworen, vor denen sich der menschliche Geist entsetzt. Und so ist es nur dieses Entsetzen, was Euch den Sieg verschafft, und nicht die tiefe Rührung der Liebe, welche aus dem reinen Gemüthe des Sängers strömt in das verwandte Herz, das, in süßen Banden gefangen, ihm unterthan wird. Daher seyd Ihr so stolz wie kein Sänger es seyn kann, der reinen Herzens geblieben."

„Hoho," erwiederte Meister Klingsohr, „hoho, mein junger Gesell, versteigt Euch nicht so hoch! — Was

meinen Umgang mit heimlichen Mächten betrifft, davon schweigt, das versteht Ihr nicht. Daß ich daher meine Meisterschaft des Gesanges dem zu verdanken haben soll, das ist das abgeschmackte Gewäsch einfältiger Kinder. Aber sagt mir doch, woher Euch die Kunst des Gesanges gekommen? Glaubt Ihr, daß ich nicht wüßte, wie zu Siegebrunnen in Schottland Meister Friedebrand Euch einige Bücher borgte, die Ihr undankbar nicht zurückgabt, sondern an Euch behieltet, alle Eure Lieder daraus schöpfend. Hei! — hat mir der Teufel geholfen, so half Euch Euer undankbares Herz."

Wolfframb erschrak beinahe vor diesem häßlichen Vorwurf. Er legte die Hand auf das Herz und sprach: „So wahr mir Gott helfe! — Der Geist der Lüge ist mächtig in Euch, Meister Klingsohr. — Wie hätte ich denn meinen hohen Meister Friedebrand so schändlich betrügen sollen um seine herrlichen Schriften! Wißt, Meister Klingsohr, daß ich diese Schriften nur so lange, wie Friedebrand es wollte, in den Händen behielt, daß er sie dann von mir wieder nahm. Habt Ihr denn nie Euch aus den Schriften anderer Meister belehrt?"

„Mag," fuhr Meister Klingsohr fort, ohne auf Wolfframb's Rede zu achten, „mag dem seyn, wie ihm wolle, woher möget Ihr denn nun Eure Kunst haben? Wißt Ihr nicht, wie ich zu Rom, zu Paris, zu Krakau den Studien fleißig obgelegen, wie ich selbst nach den fernsten Morgenländern gereiset und die Geheimnisse der weisen Araber erforscht, wie ich dann auf

allen Singschulen das Beßte gethan, und wider alle, die in den Streit mit mir gegangen, den Preis errungen, wie ich ein Meister in den sieben freien Künsten geworden bin? Aber Ihr, der Ihr entfernt von allen Wissenschaften und Künsten in dem öden Schweizerlande gehauset, der Ihr ein in aller Schrift unerfahrner Laie geblieben, wie solltet Ihr denn zur Kunst des wahren Gesanges kommen?"

Wolfframb's Zorn hatte sich indessen ganz gelegt, welches wohl daher rühren mochte, daß bei Klingsohr's prahlerischen Reden die köstliche Gabe des Gesanges in seinem Innern heller und freudiger hervorleuchtete: wie die Sonnenstrahlen schöner funkeln, wenn sie siegend durch die düstern Wolken brechen, die der wilde Sturm heranjagt.

Ein mildes, anmuthiges Lächeln hatte sich über sein Antlitz gelegt, und er sprach mit ruhigem, gefaßtem Tone zu dem zornigen Meister Klingsohr: „Ei, mein lieber Meister, wohl könnte ich Euch entgegnen, daß, habe ich gleich nicht zu Rom und Paris studirt, suchte ich gleich nicht die weisen Araber auf in ihrer Heimath, ich doch nächst meinem hohen Meister Friedebrand, dem ich nachzog bis in's tiefe Schottland, noch gar viele kunstreiche Sänger vernahm, deren Unterricht mir vielen Nutzen brachte, daß ich an vielen Höfen unserer hohen, deutschen Fürsten gleich Euch den Preis des Gesanges gewann. Ich meine aber, daß wohl aller Unterricht, alles Vernehmen der höchsten Meister

mir gar nichts geholfen haben würde, wenn die ewige Macht des Himmels nicht den Funken in mein Inneres gelegt hätte, der in den schönen Strahlen des Gesanges aufgeklommen, wenn ich nicht mit liebendem Gemüthe alles Falsche und Böse von mir fern gehalten und noch hielte, wenn ich nicht mich mühte, mit reiner Begeisterung nur das zu singen, was meine Brust mit freudiger, süßer Wehmuth erfüllt."

Selbst wußte Wolfframb von Eschinbach nicht, wie ihm geschah, daß er ein gar herrliches Lied im güldenen Ton begann, das er erst vor Kurzem gedichtet.

Meister Klingsohr ging voller Wuth auf und ab, dann blieb er vor Wolfframb stehen und blickte ihn an, als wolle er ihn durchbohren mit seinen starren, glühenden Augen.

Als Wolfframb geendet, legte Klingsohr beide Hände auf Wolfframb's Schultern, und sprach sanft und gelassen: „Nun, Wolfframb, weil Ihr es denn nicht anders wollt, so laßt uns um die Wette singen in allerlei künstlichen Tönen und Weisen. Doch laßt uns anderswo hingehen, das Gemach taugt nicht zu dergleichen, und Ihr sollt überdies einen Becher edlen Weines mit mir genießen."

Sieben und dreißigste Nacht.

(Fortsetzung der vorigen Sage.)

In dem Augenblicke stürzte das kleine Männlein, das erst geschrieben, hinab von dem Stuhle, und gab bei dem harten Fall auf den Boden einen feinen, ächzenden Laut von sich. Klingsohr drehte sich rasch um, und stieß mit dem Fuße den Kleinen in den unter dem Pulte befindlichen Schrank, den er verschloß. Wolffram hörte das Männlein leise weinen und schluchzen. Nun schlug Klingsohr die Bücher zu, welche ringsum offen herum lagen, und jedesmal, wenn ein Deckel niederklappte, ging ein seltsam schauerlicher Ton, wie ein tiefer Todesseufzer, durch das Zimmer.

Wunderliche Wurzeln nahm nun Klingsohr in die Hand, die in dem Augenblicke anzusehen waren, wie fremde, unheimliche Creaturen, und mit den Faden und Aesten zappelten, wie mit Armen und Beinen, ja oft zuckte ein kleines verzerrtes Menschengesichtlein hervor, das auf häßliche Weise grinzte und lachte. Und dabei wurde es in den Schränken ringsumher lebendig, und ein großer Vogel schwirrte in irrem Fluge umher, mit goldgleißenden Flügeln. Die tiefe Abenddämmerung war eingebrochen, Wolfframb fühlte sich von tiefem Grauen erfaßt. Da nahm Klingsohr aus einer Kapsel einen Stein hervor, der sogleich im ganzen Gemache

den hellſten Sonnenſchein verbreitete. Alles wurde ſtill, und Wolfframb ſah und hörte nichts mehr von dem, was ihm Entſetzen erregt.

Zwei Diener, ſo ſeltſamlich in bunte Seide gekleidet, wie der, welcher erſt die Thüre des Gemaches geöffnet, traten herein mit prächtigen Kleidern, die ſie dem Meiſter Klingsohr anlegten.

Beide, Meiſter Klingsohr und Wolfframb von Eſchinbach, gingen nun zuſammen nach dem Rathskeller.

Sie hatten Verſöhnung und Freundſchaft getrunken, und ſangen nun wider einander in den verſchiedenſten, künſtlichſten Weiſen. Kein Meiſter war zugegen, der hätte entſcheiden können, wer den andern beſieget, aber jeder würde den Klingsohr für überwunden gehalten haben. Denn ſo ſehr er ſich in großer Kunſt, in mächtigem Verſtande mühte, niemals konnte er nur im mindeſten die Stärke und Anmuth der einfachen Lieder erreichen, welche Wolfframb von Eſchinbach vorbrachte.

Wolfframb hatte eben ein gar herrliches Lied geendet, als Meiſter Klingsohr, zurückgelehnt in den Polſterſtuhl, den Blick niedergeſchlagen, mit düſterer Stimme ſprach: „Ihr habt mich vorhin übermüthig und prahleriſch genannt, Meiſter Wolfframb, aber ſehr würdet Ihr irren, wenn Ihr etwa glaubtet, daß mein Blick, verblendet durch einfältige Eitelkeit, nicht ſollte die wahre Kunſt des Geſanges erkennen können, ich möge ſie nun antreffen in der Wildniß, oder in dem Meiſterſaal.

Keiner ist hier, der zwischen uns richten könnte; aber ich sage Euch, Ihr habt mich überwunden, Meister Wolfframb, und daß ich Euch dies sage, daran mögt Ihr die Wahrhaftigkeit meiner Kunst erkennen."

„Ei, mein lieber Meister Klingsohr," erwiederte Wolfframb von Eschinbach, „wohl möcht' es seyn, daß eine besondere Freudigkeit, die in meiner Brust aufgegangen, meine Lieder mir heute besser gelingen ließ, als sonst; aber fern sey es von mir, daß ich mich deßhalb über Euch stellen sollte. Vielleicht war heute Euer Inneres verschlossen. Pflegt es denn nicht zu geschehen, daß manchmal eine drückende Last auf einem ruht, wie ein düsterer Nebel auf heller Wiese, vor dem die Blumen nicht vermögen, ihre glänzenden Häupter zu erheben. Aber erklärt Ihr Euch heute auch für überwunden, so habe ich doch in Euern schönen Liedern gar Herrliches vernommen, und es kann seyn, daß morgen Ihr den Sieg erringet."

Meister Klingsohr sprach: „Wozu hilft Euch Eure fromme Bescheidenheit?" sprang dann schnell vom Stuhle auf, stellte sich, den Rücken Wolfframb zugekehrt, unter das hohe Fenster, und schaute schweigend in die bleichen Mondesstrahlen, die aus der Höhe herabfielen.

Das hatte wohl einige Minuten gedauert, da drehte er sich um, ging auf Wolfframb los, und sprach, indem ihm die Augen vor Zorn funkelten, mit starker Stimme: „Ihr habt Recht, Wolfframb von Eschinbach, über finstere Mächte gebietet meine Wissenschaft,

unſer inneres Weſen muß uns entzweien. Mich habt Ihr überwunden; aber in der Nacht, die dieſer folgt, will ich Euch einen ſchicken, der Nasias geheißen. Mit dem beginnt ein Wettſingen, und ſeht Euch vor, daß der Euch nicht überwindet."

Damit ſtürmte Meiſter Klingsohr fort zur Thüre des Rathskellers hinaus.

Wolfframb wohnte in Eiſenach dem Brothauſe gegenüber bei einem Bürger, Gottſchalk geheißen.

Das war ein freundlicher, frommer Mann, der ſeinen Gaſt hoch in Ehren hielt. Es mochte wohl ſeyn, daß, unerachtet Klingsohr und Eſchinbach auf dem Rathskeller ſich einſam und unbelauſcht geglaubt, doch manche, vielleicht von jenen jungen Schülern des Geſanges, die dem berühmten Meiſter auf Schritt und Tritt folgten, und jedes Wort, das von ſeinen Lippen kam, zu erhaſchen ſuchten, Mittel gefunden hatten, das Wettſingen der Meiſter zu erhorchen. Durch ganz Eiſenach war das Gerücht gedrungen, wie Wolfframb von Eſchinbach den großen Meiſter Klingsohr im Geſange beſiegt, und ſo hatte auch Gottſchalk es erfahren.

Voll Freude lief er hinauf zu ſeinem Gaſte, und fragte, wie das nur habe geſchehen können, daß ſich der ſtolze Meiſter auf dem Rathskeller in ein Wettſingen eingelaſſen? Wolfframb erzählte getreulich, wie ſich alles begeben, und verſchwieg nicht, wie Meiſter Klingsohr gedroht, ihm in der Nacht einen zu ſchicken,

Nasias geheißen, mit dem er um die Wette singen solle.

Da erblaßte Gottschalk vor Schreck, schlug die Hände zusammen und rief mit wehmüthiger Stimme: „Ach du lieber Gott im Himmel, wißt Ihr es denn nicht, daß es Meister Klingsohr mit bösen Geistern zu thun hat, die ihm unterthan sind und seinen Willen thun müssen? Helgrefe, bei dem Meister Klingsohr Wohnung genommen, hat seinen Nachbarsleuten die wunderlichsten Dinge von seinem Treiben erzählt. Zur Nachtzeit soll es oft seyn, als wäre eine große Gesellschaft versammelt, obschon man niemand in's Haus gehen sehen, und dann beginne ein seltsames Singen und tolles Wirthschaften, und blendendes Licht strahle durch die Fenster! Ach, vielleicht ist dieser Nasias, mit dem er Euch bedroht, der böse Feind selbst, der Euch in's Verderben stürzen wird! — Zieht fort, lieber Herr, wartet den bedrohlichen Besuch nicht ab, ja, ich beschwöre Euch, zieht fort!“ —

„Ei,“ erwiederte Wolfframb von Eschinbach, „lieber Herr Hauswirth Gottschalk, wie sollt ich denn scheu dem mir gebotenen Wettsingen ausweichen, das wäre ja gar nicht Meistersängers Art.“

„Mag nun Nasias ein böser Geist seyn oder nicht, ich erwarte ihn ruhig. Vielleicht übertönt er mich mit allerlei acherontischen Liedern; aber vergebens wird er versuchen, meinen frommen Sinn zu bethören und meiner unsterblichen Seele zu schaden.“

„Ich weiß es ſchon," ſprach Gottſchalk, „Ihr ſeyd ein muthiger Herr, der eben den Teufel ſelbſt nicht fürchtet. Wollt Ihr denn nun durchaus hier bleiben, ſo erlaubt wenigſtens, daß künftige Nacht mein Knecht Jonas bei Euch bleibe. Das iſt ein tüchtiger, frommer Menſch, mit breiten Schultern, dem das Singen durchaus nicht ſchadet. Solltet Ihr nun etwa von dem Teufelsgeplärr ſchwach und ohnmächtig geworden ſeyn, und Naſias Euch was anhaben wollen, ſo ſoll Jonas ein Geſchrei erheben, und wir rücken dann an mit Weihwaſſer und geweihten Kerzen. Auch ſoll der Teufel den Geruch von Biſam nicht vertragen können, den in einem Säckchen ein Capuziner auf der Bruſt getragen. Den will ich ebenfalls in Bereitſchaft halten, und ſobald Jonas geſchrieen, dermaßen räuchern, daß dem Meiſter Naſias im Singen der Athem vergehen ſoll."

Wolfframb von Eſchinbach lachte über ſeines Hauswirthes gutmüthige Beſorgniß, und meinte, er ſey nun einmal auf Alles gefaßt, und wolle es ſchon mit dem Naſias aufnehmen.

Jonas, der fromme Menſch mit breiten Schultern und gewappnet gegen alles Singen, möge bei ihm bleiben.

Die verhängnißvolle Nacht war hereingebrochen. Noch blieb alles ſtill. Da ſchwirrten und dröhnten die Gewichte der Kirchenuhr, es ſchlug zwölf.

Ein Windſtoß brauſte durch das Haus, häßliche

Stimmen heulten durch einander, und ein wildes, krächzendes Angstgeschrei, wie von verscheuchten Nachtvögeln, fuhr auf.

Wolfframb von Eschinbach hatte allerlei schönen Dichtergedanken Raum gegeben, und des bösen Besuches beinahe vergessen. Jetzt rannen doch Eisschauer durch sein Inneres, er faßte sich aber mit Macht zusammen und trat in die Mitte des Gemaches.

Acht und dreißigste Nacht.

(Fortsetzung der vorigen Sage.)

Mit einem gewaltigen Schlage, von dem das ganze Haus erdröhnte, sprang die Thüre auf, und eine große, von rothem Feuerglanze umflossene Gestalt stand vor ihm, und schaute ihn an mit glühenden, tückischen Augen. Die Gestalt war von solch gräulichem Ansehen, daß wohl manchen andern aller Muth entflohen, ja daß er, von wildem Entsetzen erfaßt, zu Boden gesunken seyn würde; doch Wolfframb von Eschinbach hielt sich aufrecht, und fragte mit ernstem, nachdrücklichem Tone: „Was habt Ihr des Ortes zu suchen oder zu thun?“

Da rief die Gestalt mit widrig gellender Stimme: „Ich bin Nasias, und gekommen, mit Euch zu gehen in den Kampf der Sängerkunst.“

Nasias schlug den großen Mantel aus einander, und Wolfframb bemerkte, daß er unter dem Arme eine Menge Bücher trug, die er nun auf den Tisch fallen ließ, der ihm zur Seite stand. Nasias fing auch alsbald ein wunderliches Lied an, von den sieben Planeten und von der himmlischen Sphären-Musik, wie sie in dem Traume des Scipio beschrieben, und wechselte mit den künstlichsten und seltsamsten Weisen.

Wolfframb hatte sich in seinen großen Polsterstuhl gesetzt, und hörte ruhig mit niedergeschlagenen Blicken alles an, was Nasias vorbrachte. Als der nun sein Lied endlich geschlossen, begann Eschinbach eine schöne, fromme Weise von geistlichen Dingen. Da sprang Nasias hin und her, und wollte dazwischen plärren, und mit den schweren Büchern, die er mitgebracht, werfen; aber je heller und mächtiger Wolfframb's Lied wurde, desto mehr verblaßte Nasias Feuerglanz, desto mehr schrumpfte seine Gestalt zusammen, so daß er zuletzt eine Spanne lang mit seinem rothen Mäntelchen und der dicken Halskrause an den Schränken auf und abkletterte, widrig quäkend und miauend.

Wolfframb, nachdem er geendet, wollte ihn ergreifen, da schoß er aber plötzlich auf, so hoch, wie er gewesen, und hauchte zischende Feuerflammen um sich her.

„Hei, hei!“ rief Nasias dann mit hohler, entsetz-

licher Stimme, „hei! ſpaße nicht mit mir, Geſell. Ein guter Theolog magſt Du ſeyn, und Dich wohl verſtehen auf die Spitzfindigkeiten und Lehren Eures dicken Buches, aber darum biſt Du noch kein Sänger, der ſich meſſen kann mit mir und meinem Meiſter. Laß uns ein ſchönes Liebeslied ſingen, und Du magſt Dich dann vorſehen mit Deiner Meiſterſchaft.“

Naſias begann nun ein Lied gar verlockend, und es war, als wenn die Flammen, die Naſias um ſich ſprühte, zu lüſterne Begierde und Liebesluſt athmenden Düften würden, in denen die ſüßen Töne auf- und niederwogten, wie gaukelnde Liebesgötter.

So wie die vorigen Lieder, hörte Wolfframb auch dieſes ruhig an mit niedergeſenkten Blicken. Aber bald war es ihm, als wandle er in den düſtern Gängen eines lieblichen Gartens, und die holden Töne einer herrlichen Muſik ſchlüpften über die Blumenbeete hin, und brächen wie flimmerndes Morgenroth durch das dunkle Laub, und das Lied des Böſen verſinke in Nacht vor ihnen, wie der ſcheue Nachtvogel ſich krächzend hinabſtürzt in die tiefe Schlucht vor dem ſinkenden Tage.

Und als die Töne heller und heller ſtrahlten, bebte ihm die Bruſt vor ſüßer Ahnung und unausſprechlicher Sehnſucht. Da trat ſie, ſein einziges Leben, in vollem Glanze aller Schönheit und Holdſeligkeit hervor aus dem dichten Gebüſch, und in tauſend Liebesſeufzern die herrliche Frau grüßend, rauſchten die Blätter und plätſcherten die blanken Springbrunnen.

Wie auf den Fittichen eines schönen Schwanes schwebte sie daher auf den Flügeln des Gesanges, und so wie ihr Himmelsblick ihn traf, war alle Seligkeit der reinsten, frömmsten Liebe in seinem Innern entzündet. Vergebens rang er nach Worten, nach Tönen. So wie sie entschwunden, warf er sich voll des seligsten Entzückens hin auf den bunten Rasen. Er rief ihren Namen in die Lüfte hinein, er umschlang in heißer Sehnsucht die hohen Lilien, er küßte die Rosen auf den glühenden Mund, und alle Blumen verstanden ihn, und der Morgenwind, die Quellen, die Büsche sprachen mit ihm von der unnennbaren Lust frommer Liebe! —

So gedachte Wolfframb, während dessen Nasias fortfuhr mit seinen eitlen Liebesliedern, jenes Augenblickes, als er die Dame Mathilde zum ersten Male erblickte in dem Garten auf der Wartburg; sie selbst stand vor ihm in der Holdseligkeit und Anmuth, wie damals, so fromm und liebend. Wolfframb hatte nichts vernommen von dem Gesange des Bösen; als dieser aber nun schwieg, begann Wolfframb ein Lied, das in den herrlichsten, gewaltigsten Tönen die Himmelsseligkeit der reinen Liebe des frommen Sängers pries.

Unruhiger und unruhiger wurde der Böse, bis er endlich auf garstige Weise zu meckern und herumzuspringen und im Gemach allerlei Unfug zu treiben begann. Da stand Wolfframb auf von seinem Polsterstuhle und befahl dem Bösen, in Christus und der Heiligen Namen sich davon zu packen.

Nasias, heftige Flammen um sich sprühend, raffte seine Bücher zusammen und rief mit höhnischem Gelächter: „Schnib, schnab, was bist Du mehr, denn ein grober Laie, darum gieb nur Klingsohr die Meisterschaft!“ —

Wie der Sturm brauste er fort, und ein erstickender Schwefeldampf erfüllte das Gemach.

Wolfframb öffnete die Fenster, die frische Morgenluft strömte hinein, und vertilgte die Spur des Bösen. Jonas fuhr auf aus dem tiefen Schlafe, in den er versunken, und wunderte sich nicht wenig, als er vernahm, daß schon alles vorüber war.

Er rief seinen Herrn herbei. Wolfframb erzählte, wie sich Alles begeben. Und hatte Gottschalk den edlen Wolfframb schon zuvor hoch verehrt, so erschien er ihm jetzt wie ein Heiliger, dessen fromme Weihe die verderblichen Mächte der Hölle besiege. Als nun Gottschalk in dem Gemache zufällig den Blick in die Höhe richtete, da wurde er zu seiner Bestürzung gewahr, daß hoch oben über der Thüre in feuriger Schrift die Worte standen: „Schnib, schnab, was bist Du mehr, denn ein grober Laie, darum gieb nur Klingsohr die Meisterschaft!“

So hatte der Böse im Verschwinden die letzten Worte, die er gesprochen, hingeschrieben, wie eine Herausforderung auf ewige Zeiten.

„Keinen ruhigen Augenblick,“ rief Gottschalk, „kann ich hier verleben in meinem eigenen Hause, so

lange die abscheuliche Teufelsschrift, meinen lieben Herrn Wolfframb von Eschinbach verhöhnend, dort an der Wand fortbrennt."

Er lief auch stracks zu Maurern, die die Schrift übertünchen sollten. Das war aber eitles Mühen. Eines Fingers dick strichen sie den Kalk über, und doch kam die Schrift wieder zum Vorschein, ja, als sie endlich den Mörtel wegschlugen, brannte die Schrift doch wiederum hervor aus den rothen Ziegelsteinen.

Gottschalk jammerte sehr, und bat Herrn Wolfframb, er möge doch durch ein tüchtiges Lied den Nasias zwingen, daß er selbst die abscheulichen Worte weglösche. Wolfframb sprach lächelnd, daß dies vielleicht nicht in seiner Macht stehen möge, Gottschalk solle indeß ruhig seyn, da die Schrift, wenn er Eisenach verlasse, vielleicht von selbst verschwinden werde.

Es war hoher Mittag, als Wolfframb von Eschinbach frohen Muthes und voll lebendiger Heiterkeit, wie einer, der dem herrlichsten Hoffnungsschimmer entgegen eilt, Eisenach verließ. Unfern der Stadt kamen ihm in glänzenden Kleidern auf schön geschmückten Rossen, begleitet von vieler Dienerschaft, der Graf Meinhard zu Mühlberg und der Schenk Walther von Vargel entgegen. Wolfframb begrüßte sie, und erfuhr, daß der Landgraf Hermann sie nach Eisenach sende, um den berühmten Meister Klingsohr feierlich abzuholen und zu geleiten nach der Wartburg. Klingsohr hatte zur Nachtzeit sich auf einen hohen Erker in Helgrefe's

Hause begeben, und mit groſser Mühe und Sorgfalt die Sterne beobachtet. Als er nun seine astrologischen Linien zog, bemerkten ein Paar Schüler der Astrologie, die sich zu ihm gefunden, an seinem seltsamen Blick, an seinem ganzen Wesen, daſs irgend ein wichtiges Geheimniſs, welches er in den Sternen gelesen, in seiner Seele liege. Sie trugen keine Scheu, ihn darum zu befragen. Da stand Klingsohr auf und sprach mit feierlicher Stimme: „Wisset, daſs in dieser Nacht dem Könige von Ungarn, Andreas II., ein Töchterlein geboren wurde. Die wird Elisabeth heiſsen und heilig gesprochen werden in künftiger Zeit von dem Papste Gregor IX. Und die heilige Elisabeth ist erkoren zum Weibe Ludwig's, des Sohnes Eures Herrn Landgrafen Hermann."

In diesem Augenblicke wurde der Prediger abgerufen, und weil es noch nicht spät und der Oberst gern etwas Lustiges hören wollte, begann der Arzt:

Dummdusel und Klugspitz.

Vor vielen, vielen Jahren lebte im Meiſsner Lande ein Bauer, der wurde weit und breit der kluge Michel genannt, obgleich er, die Wahrheit zu sagen, nichts weniger als klug war. Er war aber gewaltig reich, und folglich ein Mann von Ansehen, und so lieſsen denn seine Nachbaren fünf gerade seyn, und nannten

ihn den klugen Michel, weil ſie gemerkt hatten, daß Michel noch lieber für klug, als für reich angeſehen werden wollte, und weil nun ſeine Nachbaren immer ſprachen: „Der kluge Michel!“ ſo ſprachen es die andern Leute auf Treu und Glauben nach, und Michel war gar wohl damit zufrieden.

Als Michel dreißig Jahre alt war, freite er ein junges Mädel; das Mädel war eben ſo reich, als er, und noch dümmer, und nach Jahr und Tag gebar ſie ihm einen derben Jungen, den nannten ſie Duſelchen.

Duſelchen wuchs ſo ſchnell und kräftig in die Höhe und in die Breite, als habe er es darauf angelegt, ein Rolandsrecke zu werden.

War aber nun ſchon ſein Vater Michel nicht unter die ſieben Weiſen zu zählen, ſo konnte Duſelchen noch weniger Anſpruch darauf machen, einmal der achte Weiſe zu heißen, vielmehr ſchien es, als ſey er ausdrücklich dazu beſtimmt, dem vielbelobten dummen Jungen von Meißen zuſammt dem kleinen Max von Dresden all ihren wohlerworbenen Ruhm ſtreitig zu machen, ſolch ein Ausbund von Dummheit war der Junge.

Deßhalb verzweifelte denn auch der Schulmeiſter des Dorfes daran, jemals dem Knaben das A B C beizubringen, oder ihm ſonſt irgend etwas einzutrichtern, was in der Regel doch ſelbſt der Dümmſte zu faſſen vermag. Duſelchen faßte nichts, als was ihm eben unter die Hände kam, und begriff nichts, als das

Obſt in ſeines Vaters Garten, um zu fühlen, ob es ſchon reif ſey.

Es waren daher alle Leute, die ihn ſahen, bald darüber einig, daß Duſelchen es noch einmal ſehr weit bringen werde, da er es in der Dummheit ſchon ſo erſchrecklich weit gebracht, trotz ſeiner großen Jugend, und gar bald ward er von Alt und Jung nicht anders genannt, als Dummduſel, und ſolches ließ er ſich gar wohl gefallen, und meinte, es klänge ganz gut; denn er kannte den Unterſchied zwiſchen Dummheit und Klugheit nicht.

Der Vater Michel aber kannte dieſen Unterſchied ſo ziemlich, und es wurmte ihn gewaltig, daß ſein Duſelchen „Dummduſel" heißen ſollte, trotz dem, daß er der Sohn des reichen Michel war. „Der Junge wird mich noch um mein Anſehen bei den Leuten bringen," brummte er unmuthig, und trübſelig fuhr er fort: „Ach Du lieber Gott, was wollt' ich nicht d'rum geben, wenn mein Duſelchen nicht ſo gar dumm wäre! — Iſt es denn gar nicht möglich, daß er ein Bischen klüger wird, nur ungefähr ſo viel, als ich? Iſt es denn gar nicht möglich?"

Als Vater Michel ſo klagte, da ſtand plötzlich eine wunderſchöne Fee vor ihm, und das war niemand anders, als die Elbjungfer. Dieſe Fee ſprach zu Micheln: „Nein, lieber Michel, das iſt gar nicht möglich, nämlich, daß Dein Sohn Dummduſel klüger wird, aber merk' es Dir, was ich Dir zum Troſte ſage: Dein

Weib wird Dir noch ein Söhnlein gebären, dem gieb in der Taufe den Namen Klugſpitz. Ich werde ihn unter meinen beſondern Schutz nehmen, daß er ſeinem Namen keine Schande macht, und ihm ſollt Ihr alle, und beſonders Dummbuſel, dereinſt Euer Glück danken.“ Als die Elbjungfer ſo geſprochen hatte, verſchwand ſie, und Michel lief nach Hauſe, um ſeinem Weibe zu erzählen, was ihm begegnet ſey.

Die Kerzen waren niedergebrannt, die Glocke ſchlug zwölf. Der Doctor verſprach die Fortſetzung ſeines Mährchens den nächſten Abend, wenn der Paſtor ſeine Erzählung vom Sängerkriege würde beendet haben.

„Morgen iſt Sonnabend,“ bemerkte Jettchen, „und da hat der Herr Paſtor nicht Zeit für uns.“

Neun und dreißigſte Nacht.

(Schluß dieſes Mährchens.)

Es kam richtig ſo, wie es die freundliche Elbjungfer dem ehrlichen Hans Michel vorher geſagt hatte: ſein Weibchen gebar ihm nach Jahr und Tag ein Knäblein, welches in der heiligen Taufe den Namen Klugſpitz

erhielt. Aber hätte Hans Michel nicht fortwährend daran gedacht, wie viel Glück ihm mit dem Knäblein verheißen worden, er hätte sich traun geschämt, der Vater desselben zu heißen, solch ein kleines, winziges Wichtlein war der Junge. Er wurde auch gar nicht größer, so wie er älter wurde, sondern blieb immerdar ein Zwerg, aber munter und lustig wurde er, und lernte auch viel früher laufen und reden, als andere Kinder; und als er kaum vier Jahre zählte, wußten die Leute, welche ihn sahen, schon nicht mehr, wie sie sich genugsam verwundern sollten über all' die Schwänke und Ränke, welche der kleine Kerl angab.

Als Klugspitz zwölf Jahre alt war, und sein dummer Bruder zwanzig, starb der alte Hans Michel. Die Mutter war noch eine feine, resolute Frau, und noch sehr lebenslustig, und so geschah es denn, daß sie, als kaum das Trauerjahr vergangen war, sich schon wieder nach einem Freier umschaute. Es fand sich auch bald Einer, dem die flinke, sechs und dreißigjährige Wittwe gar wohl zusagte, und noch mehr ihr Geld, und da der neue Freier bedeutend klüger war, wie der selige Hans Michel, und ein sehr nachgiebiges Gewissen hatte, so speculirte er auch schon darauf, wie er das Witthum der Frau Hans Michel zu seinem Nutz und Frommen noch durch das Vermögen ihrer Söhne vergrößern könne.

Er machte ihr also frischweg den Antrag, daß sie ihn heirathen möge, die Wittwe sagte zu, und acht Tage später gab es eine gar lustige Hochzeit. Das junge

Paar genoß alle Süßigkeit der Flitterwochen in vollem Maaße, und auch, als die Flitterwochen schon längst vorüber waren, glich es fortwährend einem zärtlichen Täubchenpaar.

Dagegen erfuhren Dummdusel und Klugspitz, wie bitter es ist, einen bösen, habgierigen Stiefpapa zu bekommen.

Dummdusel weinte bitterlich und gebehrdete sich gar kläglich, zumal ihn sein Vater an den schwächsten Seiten, nämlich an seinem Magen und seinem Rücken, angriff. Klugspitz dagegen, obgleich er ebenfalls sehr betrübt war, sah es doch bald ein, daß mit dem Klagen und Weinen ihre schlimme Lage nicht verbessert werden könne, vielmehr etwas Ordentliches geschehen müsse, wenn ihnen geholfen werden solle. Er sagte dieses seinem Bruder Dummdusel, aber Dummdusel war so schrecklich dumm, daß er gar nicht begreifen konnte, was Klugspitz zu ihm sprach. Klugspitz aber wußte Rath: er stahl seiner Mutter den Schlüssel zur Speisekammer, schloß die Thür derselben auf und rief sodann seinen Bruder herbei, unter dem Vorgeben, er solle mit ihm auf den Weinberg gehen. Dummdusel kam auch alsbald herbeigelaufen; als er aber nun die Thür der Speisekammer offen sah, und den Duft der aufbewahrten Speisen witterte, so ließ er den kleinen Klugspitz allein gehen, schlüpfte in die Speisekammer und fing dergestalt an zu essen, so viel er nur immer

konnte, das heißt, entsetzlich viel, denn er hatte lange Zeit hungern müssen.

Zum Unglück für den armen Tropf kam, eben als er satt war, die Mutter daher getosel, welche seit einer Stunde vergeblich an ihrem Schlüsselbunde den Schlüssel zur Speisekammer gesucht hatte. — Sie wunderte sich nicht wenig, als sie den Schlüssel in der Thür stecken sah; als sie nun aber in die Speisekammer trat und die grausame Verwüstung gewahrte, welche Dummdusel unter den Vorräthen angerichtet hatte, erhob sie ein so lautes Jammergeschrei, daß ihr neuer Eheherr herzugelaufen kam, mit einem großen Knittel bewehrt, weil er nicht anders glaubte, als ein Räuber und Mörder habe sich in das Haus geschlichen, und wolle seinem Schatz an's Leben.

Als er nun ankam, da sah er nun freilich wohl, daß dem nicht so wäre, und keine Seele bei seiner Frau, als der liebe Dummdusel. Jedoch seine Frau unterrichtete ihn von Dummdusel's Dieberei, und als er nun selber sah, wie sein Stiefsohn ihm die schönsten Würste vor dem Munde weggefressen hatte, wurde er toll, ergriff den armen Hungerleider beim Kragen und prügelte ihn mit dem Knittel, welchen er in den Händen hielt, so weidlich durch, wie nur je ein grimmiger Stiefvater seinen überlästigen Stiefsohn mag abgeprügelt haben.

Heulend lief Dummdusel, als dem bösen Stiefvater endlich der Arm müde geworden war, in den Wein-

berg zu ſeinem kleinen Bruder Klugſpitz, und als Klugſpitz ihn fragte: warum er denn ſo heule, erzählte Dummduſel ausführlich, was ſich mit ihm begeben.

Klugſpitz nickte zufrieden mit dem Kopfe und ſprach: „Ganz gut, Brüderchen, ich ſehe, die Schläge haben bei Dir angeſchlagen, ſo daß Du zuſammenhängend denkſt und ſprichſt; vielleicht begreifſt Du nun auch, was ich Dir ſagen werde, und das war's eben, was ich wollte. Gieb einmal Acht, Dummduſel, ob Du's verſtehſt, was ich meine!" Somit begann Klugſpitz ſeinen Bruder auszufragen, ob er erſt nicht gewaltigen Hunger gefühlt habe, ob ihm nicht das Eſſen trefflich geſchmeckt und ſeinen Hunger geſtillt, die empfangenen Prügel dagegen ſehr wehe gethan hätten, und als Dummduſel dieſe Fragen Punkt für Punkt bejaht hatte, ſo fragte Klugſpitz weiter: „Willſt Du denn in Zukunft immerdar hungern, und wenn der Hunger Dich zwingt, einmal heimlich etwas zu eſſen, wieder ſolche Prügel erhalten, als heute?"

„Ne! ne!" ſchrie Dummduſel überlaut, und fing jämmerlich an zu weinen, als fühle er ſchon wieder den Stock des Stiefvaters auf ſeinem Rücken herumtanzen.

„Nun gut!" fuhr Klugſpitz fort, „wenn Du das nicht willſt, ſondern eſſen und viel eſſen, ſo laß uns mit einander davon laufen in die weite Welt, dort wollen wir ſehen, wie wir unſer Glück machen, und das ſoll uns nicht ſo ſchwer werden, wenn Du nur

alles thuſt, was ich Dir ſage. Verſprich mir's, Dummduſel, daß Du mir in allem folgen willſt."

Dummduſel verſprach das, und Klugſpitz ſagte ihm jetzt nur noch, daß er ſich daheim ja nichts ſolle merken laſſen, daß ſie davon laufen wollten; ſodann ging er und bereitete alles zur Flucht vor.

Als es nun Nacht war, da weckte Klugſpitz ſeinen Bruder Dummduſel, und befahl ihm, daß er ſich ankleide; als Dummduſel damit fertig war, reichte ihm Klugſpitz einen Ränzel, welchen er tragen ſollte, ſodann hing er ihm das lange, weiße Betttuch über, daß Dummduſel ausſah, wie ein leibhaftes Geſpenſt; Klugſpitz aber nahm einen langen, derben Stecken, und hieß ſeinem Bruder, ihm leiſe, leiſe zu folgen.

So ſchlichen Beide nach der Speiſekammer, zu welcher Klugſpitz den Schlüſſel wieder wegſtibizt hatte; hier packte Klugſpitz das Beßte, was da war, von Würſten, Speck und geräucherten Zungen in den Ränzel, auch Käſe und Brod und Butter in eine Büchſe, kurz: ſo viel nur immer in den Ränzel ging. Dann forderte er ſeinen Bruder auf, wacker zuzulangen und ſich einmal recht ſatt zu eſſen, damit er Courage bekäme; „und fürchte Dich nur nicht!" ſprach er, „wenn der Stiefvater kommt, er ſoll Dir diesmal nichts thun, ſondern ich will ihm die Schläge, welche er Dir gab, ehrlich zurückzahlen." Als Dummduſel dieſes hörte, ließ er ſich nicht lange nöthigen, ſondern langte friſch zu, und

da er am Abend zur Strafe nichts zu eſſen bekommen hatte, ſo aß er jetzt nur um ſo herzhafter und mehr.

Klugſpitz aber ſchleppte alle leeren und halbvollen Töpfe in einen dunkeln Winkel der Speiſekammer, ſchärfte ſeinem Bruder noch ein, wie er ſich verhalten ſolle, wenn der Stiefvater und die Mutter kämen, rieb ihm das Geſicht mit Mehl ein, ſo daß es ganz kreideweiß war, und öffnete das Fenſter, ſo daß der Mond recht hell die Stelle beleuchtete, wo Dummduſel ſtand, ſodann fing er an, ſchrecklich mit der Thüre zu werfen und mit einer alten Wagenkette zu raſſeln.

Als das nun die Mutter und der Stiefvater in ihrer Kammer hörten, wachten ſie auf, und die Mutter fürchtete ſich ſehr, und jammerte: „O, wehe mir, das iſt gewiß mein ſeliger Mann, der als Geſpenſt umgeht.“ Der Stiefvater aber ſprach: „Dummes Zeug! ein liſtiger Dieb wird es ſeyn, der uns fürchten machen will, aber ich will ihn ſchon zurecht weiſen,“ ſomit ſprang er auf, ergriff ſeinen Knittel und lief, während die furchtſame Frau das Deckbette über den Kopf zuſammenzog, um nichts mehr zu hören und zu ſehen, im Hemde, wie er war, nach der Speiſekammer. Aber wie erſtarrte er, als er dort angelangt im hellen Mondſchein ein rieſengroßes, gräuliches Geſpenſt erblickte, welches eben eine große Wurſt auffraß, und ihm mit hohler Stimme entgegen rief: „Steffen, Steffen! warum biſt Du meinen Söhnen ein ſo böſer Stiefvater?“ (ſo hatte es nämlich Klugſpitz ſeinem Bruder

Dummduſel gelehrt.) Dem böſen Stiefvater ſank das Herz, er fing an zu zittern und ließ ſeinen Knittel fallen; ſo gern er aber davon gelaufen wäre, ſo konnte er's doch nicht, denn ſeine Beine verſagten ihm den Dienſt.

Nun hatte Klugſpitz an ſeinen langen Stecken eine Schweinsblaſe gebunden, ſie mit Erbſen angefüllt, welche ein abſcheuliches Geraſſel machten, damit langte er aus ſeinem Winkel unverſehens hervor, und ſchlug den böſen Stiefvater einige Male ſo derb um die Ohren, daß dieſem Hören und Sehen verging; zugleich flogen ihm einige Töpfe mit Eingemachtem an den Kopf, worüber er ſich ſo ſehr entſetzte, daß er zu Boden fiel und jämmerlich ächzte und ſtöhnte. Als dies das Geſpenſt Dummduſel gewahrte, ergriff es, wie Klugſpitz ihm geheißen, den Knittel, und zerdroſch dem böſen Stiefvater das Fell nach Herzensluſt; Klugſpitz aber kam aus ſeinem Verſteck hervor und goß alle Milch- und Mehlbutten über den am Boden Liegenden aus, ſodann machten ſich die beiden Burſchen davon aus dem Hauſe. Klugſpitz hatte ſeinem Bruder einen kleinen Sattel auf die Schultern gebunden, darauf ſetzte er ſich und ließ ſich von Dummduſel tragen, weil er mit ſeinen kleinen Beinchen nicht ſchnell genug hätte laufen können. Dummduſel trabte aber ſo geſchwind dahin, wie das beßte Pferd aus ſeines Vaters Stall, und ſo hatten ſie denn bald das Dörfchen weit hinter ſich.

Als der Tag anbrach, waren ſie nahe bei Dresden;

ſie gingen aber nicht in die Stadt, denn Klugſpitz meinte, die Leute wären dort viel zu geſetzt und vernünftig, als daß zwei ſolche Burſchen, wie Dummduſel und Klugſpitz, ihr Glück daſelbſt machen könnten.

Sie reiſeten alſo gleich weiter durch Böhmen und Oeſtreich nach Ungarn hin. „In dem ſchönen, wundervollen Ungarlande wird es uns eher glücken," meinte Klugſpitz; und wirklich, kaum daß ſie ihren Fuß in daſſelbe geſetzt hatten, ſo ſtieß ihnen auch ſchon ein Abenteuer auf: ſie wurden nämlich von einer Räuberbande gefangen, und da ſie kein Geld, noch ſonſt irgend etwas von Werth bei ſich trugen, ſo wurden ſie gezwungen, den Räubern zu dienen.

Dummduſel war ſo dumm, daß er ſich nicht im mindeſten darum grämte, ja, ſich's ſogar ganz wohl gefallen ließ, da er ſo viel eſſen und trinken konnte, wie er nur wollte.

Klugſpitz dagegen war ſehr betrübt, denn er wußte, wie unrecht es ſey, zu rauben und zu morden; auch wußte er, daß es mit einem Räuber ſelten ein gutes Ende nimmt; war er nun auch feſt entſchloſſen, nicht ſelber zu rauben und zu morden, und durft' er auch hoffen, daß ihm die Räuber, weil er ſo klein und ſchwach war, ſolches nicht zumuthen würden, ſo hatte er um ſo mehr Angſt, daß ſie ſeinen Bruder Dummduſel dazu zwingen möchten, und daß dieſer in ſeiner Dummheit ſich zu allem möge gebrauchen laſſen. Dachte er nun vollends daran, wie es bei den Gerichten heißt: „mit

gefangen, mit gehangen," und daß dieſem Grundſatze nach er und Dummduſel, und wären ſie noch ſo unſchuldig, das Schickſal der Räuber würden theilen müſſen, wenn dieſe einmal ihre verdiente Strafe erhielten, — dann wollte er ſchier verzweifeln, und mühte ſich, ein Mittel auszuſinnen, wie er und Dummduſel aus der Gewalt der Räuber entkommen möchten. Aber das war, wie er bald merkte, nicht ſo leicht möglich, denn die Räuber waren gar liſtige Geſellen, und ihre Höhle war ſo gut bewacht und verwahrt, daß keine Maus ohne ihren Willen daraus hätte entſchlüpfen können. Zum Glück waren ſie zu mißtrauiſch, als daß ſie ihren Gefangenen alſogleich zugemuthet hätten, Theil an ihren Räubereien zu nehmen; auch ſahen ſie bald, wie dumm Dummduſel war, und daß er keinen andern Menſchen verſtand und keinem folgte, als ſeinem kleinen Bruder Klugſpitz. Die beiden Brüder wurden alſo von den Räubern vorerſt nur dazu gebraucht, allerlei Arbeiten im Innern der Höhle zu verrichten, und Klugſpitz mußte als Küchenjunge dienen.

So lebten Dummduſel und Klugſpitz wohl mehrere Monate in der Höhle. Klugſpitz hatte nach und nach ſein trauriges Weſen abgelegt, und ſtellte ſich gar luſtig an, als gefiele ihm jetzt das Räuberleben recht wohl, eben ſo mußte es Dummduſel machen, der von Anfang an nicht traurig geweſen war, und ſo wurden die Räuber endlich ganz zutraulich, und gaben den beiden Brüdern mehr Freiheit, ſo daß dieſe dann und wann mit

dabei ſeyn durften, wenn die Räuber in der Höhle tranken und neue Raubzüge verabredeten.

Als nun Klugſpitz einſtmals hörte, wie die Räuber mit einander davon ſprachen, daß es doch gar zu ſchön wäre, wenn ſie den Schatz des Königs von Ungarn rauben könnten, daß ſolches aber ganz unmöglich ſey, weil der Thurm, als worin der Schatz verſchloſſen, ringsum vernagelt ſey mit eiſernen ſiebenfachen Schienen, ſo daß es unmöglich, irgend die Thür ohne den größten Lärm zu ſprengen, da fragte Klugſpitz: „Ei, giebt es denn kein Fenſter, wo hinein Ihr ſteigen könntet?“

Der Hauptmann ſchaute den kleinen Kerl, der ſo keck fragte, verwundert an, dann aber verſetzte er, indem er ſchmunzelnd ſeinen langen Schnurrbart ſtrich:

„Freilich hat der Thurm ein Fenſter, aber bassam malecka! es iſt ſo klein, daß kein Mann durchkriechen kann, und vom Erdboden ſo weit entfernt, daß die längſte Leiter nicht ausreichen würde, um hinauf zu gelangen.“

„Eine Strickleiter doch wohl?“ lachte Klugſpitz.

„Naſeweis!“ brummte der Hauptmann, „wer ſollte denn die Strickleiter oben am Fenſter befeſtigen?“

Da rief Klugſpitz luſtig: „Nun, wenn kein Anderer es will oder kann, ich! Ihr wißt, ich kann klettern wie eine Katze. Gebt Ihr mir nun noch zum Ueberfluß ein Paar Stachelſchuhe und ein tüchtiges Beil, ſo getrau ich mir's ſchon, an die Thurmmauer hinauf zu

klettern, die Strickleiter an der Fensteröffnung zu befestigen und das Fenster mittelst des Beiles so weit zu vergrößern, daß zur Noth einer nach dem andern von Euch durchkriechen kann; jeder von Euch nimmt sich dann einen Sack mit, wohinein er so viel von dem Schatze thut, als nur immer hinein gehen will, und haben wir des Raubes genug, so kehren wir auf dem nämlichen Wege zurück und heim."

Als das die Räuber hörten, jubelten sie laut vor Freude, und der Hauptmann schrie: „Das ist ein wahrer kleiner Blitzkerl! Er hat Recht, Freunde, und noch in dieser Nacht soll es an's Werk gehen. Juchhe! morgen sind wir reicher, als der Ungarkönig, und somit reicher als alle Könige!"

Als es nun Nacht wurde, machten sich alle Räuber auf den Weg, und in ihrer Mitte gingen Dummdusel und Klugspitz, wohl bewacht, denn die Räuber trauten ihnen doch nicht so recht. Als sie nun bei jenem Thurm ankamen, wo damals der Ungarkönig seine Schätze verwahrt hielt, schlichen die Räuber herzu und stießen die arme Schildwacht nieder, damit sie keinen Lärm machen sollte. Sodann sprach der Hauptmann zu Klugspitz: „Jetzt klettere an dem Thurm hinauf, hinein in's Fenster und befestige die Strickleiter, Dein Bruder soll Dir sodann zuerst folgen, und die Fensteröffnung erweitern, damit wir andern alle bequem aus- und einsteigen können. Macht Eure Sache wohl, denn wenn ich den mindesten Verrath merke, seyd Ihr Beide

verloren, glaube nicht, daß Ihr mir entgehen würdet, das ganze Ungarland sollte Euch nicht vor meiner Rache schützen können; ich würde Euch in meine Gewalt bekommen, und Euch auf die grausamste Weise zu Tode martern lassen."

Mit dieser tröstlichen Versicherung ließ der Räuberhauptmann den kleinen Klugspitz, den er bis dahin am Kragen festgehalten hatte, los, und Klugspitz, ohne im Mindesten einige Furcht zu bezeigen, schnallte seine Stachelschuhe an, befestigte die Strickleiter auf seinem Rücken und kletterte leicht wie eine Katze an der Thurmmauer empor. Glücklich erreichte er das kleine Fenster, glücklich schlüpfte er hinein, befestigte die Strickleiter und warf sie hinab.

Nun mußte Dummdusel mit einem großen Beile hinaufsteigen, um die Fensteröffnung größer zu machen, Dummdusel stieg zitternd und voll Angst, und wäre bald von der schwankenden Leiter herabgepurzelt, doch auch er langte glücklich an, machte die Fensteröffnung größer, und stieg dann ebenfalls in den Thurm, wo er sich dicht neben dem Fenster hinstellte, wie es Klugspitz ihm geheißen hatte.

Darauf zündete Klugspitz eine Laterne an, und rief vom Fenster herab den Räubern zu, daß alles zu ihrem Empfange bereit sey.

Alsobald stieg der Hauptmann die Leiter hinauf und hinein in das Thurmfenster, aber so wie er mit halbem Leibe hinein war, hieb Dummdusel mit dem

Beile zu und hieb ihm den Kopf ab, darauf zog er den Körper vollends in den Thurm und Klugſpitz rief den unten harrenden Räubern zu, indem er die Stimme des Hauptmanns nachahmte: daß ſie nur alle, Einer nach dem Andern, ihm folgen möchten; alle gehorchten, und richtig, Dummduſel ſchickte ſie alle mit ſeinem Beile dem Hauptmann nach. Es waren in allem aber vierzig Räuber geweſen, den Hauptmann mit eingerechnet.

Als nun dem letzten Räuber der Kopf abgeſchlagen war, ſo ſteckten Dummduſel und Klugſpitz den Kopf des Hauptmannes in einen Sack, ſtiegen wieder durch's Thurmfenſter die Strickleiter hinab und liefen, was ſie konnten, wieder der Räuberhöhle zu, wo ſie nun von all den Schätzen in der Höhle, deren Werth unermeßlich, Herren und Beſitzer waren.

Aus des Königs Schatzkammer aber hatte Klugſpitz nichts mitgenommen, als die goldene Krone des Königs zum Wahrzeichen.

Am andern Morgen nun befahl er ſeinem Bruder Dummduſel, in der Höhle zurück zu bleiben und alles wohl zu bewahren. Er ſelber ging in die Stadt, um dort zu kundſchaften.

In der Stadt war ein gewaltiger Auflauf, denn man hatte vor dem Schätzethurm die ermordete Wache gefunden, und im Thurme ſelbſt die vierzig Leichen und neun und dreißig Köpfe der Räuber, welche man als ſolche erkannte.

Da von den Schätzen nichts vermißt wurde, als eben die Königskrone, so merkte der König, daß die Räuber, welche ihn hatten bestehlen wollen, durch einen braven Helden müßten umgebracht worden seyn, und alsbald ließ er ausrufen: daß, wer ihm den Kopf des Räuberhauptmanns brächte, und die Krone als Wahrzeichen, der solle seine Tochter zur Gemahlin haben, und nach ihm König werden.

Als Klugspitz solches hörte, lief er nach der Räuberhöhle zurück und sprach zu seinem Bruder: „Komm, Dummdusel. Nimm den Kopf des Räuberhauptmannes und die Königskrone, und folge mir, ich will einmal sehen, wie es uns heute glückt."

Die beiden Brüder wanderten nun abermals nach der Stadt, und vor dem Schlosse des Königs begehrte Klugspitz Einlaß, weil er die Krone brächte und den Kopf des Räuberanführers.

Der König ließ beide Brüder vor sich kommen, Klugspitz führte das Wort, erzählte, wie alles sich begeben habe, und überreichte dem Könige die Krone, welche er zum Wahrzeichen aus dem Schatze mitgenommen, während Dummdusel das blutige Haupt des Räuberanführers zu den Füßen des Thrones niederlegte.

Der König verwunderte sich höchlich, sowohl über Klugspitzen's Klugheit und List, als über Dummdusel's Einfalt und Ehrlichkeit und kräftigen Arm. — „Ihr habet Beide meine Prinzessin verdient!" sprach er, „da ich aber nur diese eine Tochter habe, und sie nicht zwei

Männer auf einmal heirathen kann, so mag sie selber wählen, welchen von Euch sie zum Manne will."

Aber als die Prinzessin herbei gerufen ward, da wollte sie keinen von den beiden Brüdern. Denn Dummduſel war ihr zu dumm, und Klugspitz zu klein und nicht hübsch genug; auch hatte sie schon einen andern Liebsten, und das war ein schöner, kluger Prinz.

Der König gerieth darüber in nicht geringe Verlegenheit, und hatte große Luſt, böse zu werden, doch Klugspitz sprach: „Herr König! Eure Prinzessin Tochter mag nicht so unrecht haben, wenn sie lieber einen hübschen, gescheidten Prinzen, als mich oder meinen Bruder heirathen will. Lasset ihr daher ihren Willen, lieber Herr, und gebt Ihr Euern Segen, uns beiden Brüdern aber vergönnt, daß wir frei und ungehindert mit den Schätzen der Räuber, welche wir zu Euerm und des Landes Wohl umgebracht haben, in unsere liebe Heimath ziehen."

Das erlaubte denn der Ungarkönig, weil er doch nicht unbillig seyn wollte.

Es läßt sich denken, wie sich die guten Leute im Meißner Lande verwunderten, als Dummduſel und Klugspitz als grausam reiche, vornehme Herren wieder in ihr Geburtsdorf zurückkehrten. Ihr böser Stiefvater war gestorben, nachdem er Haus und Hof vertrunken und verspielt hatte, und so fanden denn die Söhne ihre Mutter in der größten Armuth; da war es ihnen denn eine rechte Freude, daß sie der Alten aus aller Noth

helfen konnten, und ſie thaten es auch, wie es ſich für ein Paar gute Söhne ſchickt. Klugſpitz ſuchte darauf für ſeinen Bruder, den Herrn von Duſel (welchen jetzt kein Menſch mehr Dummduſel nannte), ein ſchmuckes Fräulein aus, daß er es heirathete, und da das Fräulein ein kluges Frauenzimmer war, ſo gab es eine prächtige Ehe, denn ſo klug die junge Frau war, ſo merkte ſie's doch nie, wie dumm ihr Mann ſey. da Klugſpitz ſeinem Bruder immerdar mit gutem Rathe beiſtand.

In den guten Klugſpitz aber wollte ſich durchaus kein Mädel verlieben, nicht einmal heirathen wollte ihn eine, ſo klug und reich er war.

Als er aber fünf und zwanzig Jahre zählte, da erſchien ihm die Elbjungfer, und beredete ihn, daß er auf drei Tage mit ihr hinab führe in ihr Waſſerhaus, und — o Wunder! als Klugſpitz nach drei Tagen wieder aus dem Waſſer ſtieg, war er ein ſo hübſcher groſſer Burſche, wie es weit und breit keinen hübſchern, größern gab, und dabei war er noch eben ſo klug als zuvor.

Jetzt fand ſich bald ein hübſches Weibchen für ihn, und er lebte glücklich mit ſeinem Bruder um die Wette. Und dieſes iſt das Mährchen von

Dummduſel und Klugſpitz.

Vierzigſte Nacht.

Heute Abend fand ſich der Prediger ein und fuhr in ſeiner Erzählung von dem Sängerkriege auf der Wartburg fort:

Die Prophezeihung Klingsohr's wurde ſogleich dem Landgrafen hinterbracht, der darüber tief bis in das Herz hinein erfreut war. Er änderte auch ſeine Geſinnung gegen den berühmten Meiſter, deſſen geheimnißvolle Wiſſenſchaft ihm einen ſo ſchönen Hoffnungsſtern hatte aufgehen laſſen.

Wolfframb meinte, daß nun wohl gar darüber die Entſcheidung des Sängerkrieges unterbleiben werde, zumal Heinrich von Ofterdingen ſich noch gar nicht gemeldet. Die Ritter verſicherten dagegen, daß der Landgraf ſchon Nachricht erhalten, wie Heinrich von Ofterdingen angekommen. Der innere Burghof werde zum Kampfplatze eingerichtet, und der Scharfrichter Stempel aus Eiſenach ſey auch ſchon nach der Wartburg beſchieden.

„Wie fürchterlich, einen Meiſterſänger enthaupten laſſen, wenn er von einem Andern im Geſange beſiegt wird!“ ſchaltete Henriette ein.

Der Prediger entgegnete: „Vieles, was uns jetzt mit Recht grauſam erſcheint, lag in der Zeit; auch müſſen

Sie bedenken, mein gnädiges Fräulein, daß der Heinrich von Ofterdingen den Landgrafen und seinen ganzen Hof auf das Schwerste beleidigt hatte und sich freiwillig dem Spruche des Landgrafen unterworfen hatte."

Hierauf erzählte er weiter:

In einem schönen hohen Gemache auf der Wartburg saßen Landgraf Hermann und Meister Klingsohr im traulichen Gespräche beisammen. Klingsohr versicherte nochmals, daß er die Constellation der vorigen Nacht, in die Elisabeth's Geburt getreten, ganz und gar erschaut, und schloß mit dem Rathe, daß Landgraf Hermann sofort eine Gesandtschaft an den König von Ungarn abschicken und für seinen eilfjährigen Sohn Ludwig um die neugeborene Prinzessin werben lassen solle. Dem Landgrafen gefiel dieser Rath sehr wohl, und als er nun des Meisters Wissenschaft rühmte, begann dieser von den Geheimnissen der Natur, von dem Mikrokosmus und Makrokosmus so gelehrt und herrlich zu sprechen, daß der Landgraf, selbst nicht ganz unerfahren in dergleichen Dingen, erfüllt wurde von der tiefsten Bewunderung.

„Ei, Meister Klingsohr," sprach der Landgraf, „ich möchte beständig Eures lehrreichen Umgangs genießen. Verlaßt das unwirthbare Siebenbürgen und zieht an meinen Hof, an dem, wie Ihr es einräumen werdet, Wissenschaft und Kunst höher geachtet werden als irgendwo. Die Meister des Gesanges werden Euch

aufnehmen wie ihren Herrn, denn wohl möget Ihr in dieser Kunst eben so reich seyn, wie in der Astrologie und andern tiefen Wissenschaften. Also bleibt immer hier und gedenkt nicht zurückzukehren nach Siebenbürgen."

„Erlaubt," erwiederte Meister Klingsohr, „mein hoher Fürst, daß ich noch in dieser Stunde zurückkehren darf nach Eisenach und dann weiter nach Siebenbürgen. Nicht so unwirthbar ist das Land, als Ihr wohl glauben möget, und dann meinen Studien so recht gelegen. Bedenkt auch weiter, daß ich unmöglich meinem Könige Andreas dem Zweiten zu nahe treten darf, von dem ich ob meiner Bergwerkskunde, die ihm schon manchen an den edelsten Metallen reichen Schacht aufgethan, einen Jahrgehalt von dreitausend Mark Silber genieße, und also lebe in der sorgenlosen Ruhe, die allein Kunst und Wissenschaft gedeihen läßt. Hier würd' es, und sollt' ich auch wohl jenen Jahrgehalt entbehren können, nichts als Zank und Streit geben mit Euern Meistern. Meine Kunst beruht auf andern Grundfesten als die ihrige, und will sich nun auch ganz anders gestalten von innen und außen. Mag es doch seyn, daß ihr frommer Sinn und ihr reiches Gemüth (wie sie es nennen) ihnen genug ist zum Dichten ihrer Lieder, und daß sie sich wie furchtsame Kinder nicht hinaus wagen wollen in ein fremdes Gebiet, ich will sie darum eben gar nicht verachten, aber mich in ihre Reihe zu stellen, das bleibt unmöglich."

„So werdet Ihr," sprach der Landgraf, „doch noch dem Streite, der sich zwischen Euerm Schüler Heinrich von Ofterdingen und den andern Meistern entsponnen, als Schiedsrichter beiwohnen?"

„Mit nichten!" erwiederte Klingsohr, „wie könnt' ich denn das, und wenn ich es auch könnte, so würde ich es doch nie wollen. Ihr selbst, mein hoher Fürst, entscheidet den Streit, indem ihr nur des Volkes Stimme bestätigt, die gewißlich laut werden wird. Meinen Schüler nennt aber Heinrich von Ofterdingen nicht. Es schien, als wenn er Muth und Kraft hätte, aber nur an der bittern Schale nagte er, ohne die Süßigkeit des Kernes zu schmecken! — Nun, bestimmt getrost den Tag des Kampfes, ich werde dafür sorgen, daß Heinrich von Ofterdingen sich pünktlich gestelle."

Die dringendsten Bitten des Landgrafen vermochten nichts über den störrischen Meister. Er blieb bei seinen Entschlüssen, und verließ, vom Landgrafen reichlich beschenkt, die Wartburg.

Der verhängnißvolle Tag, an dem der Kampf beginnen sollte, war gekommen. In dem Burghofe hatte man Schranken gebauet, beinahe als sollte es ein Turnier geben. Mitten im Kreise befanden sich zwei schwarz behängte Sitze für die kämpfenden Sänger, hinter denselben war ein hohes Schaffot errichtet. Der Landgraf hatte zwei edle, des Gesanges kundige Herren vom Hofe, eben dieselben, die den Meister Klingsohr nach der Wartburg geleiteten, den Grafen Meinhard zu

Mühlberg und den Schenken Walther von Vargel zu Schiedsrichtern erwählt. Für dieſe und den Landgrafen war den Kämpfenden gegenüber ein hohes reichbehängtes Gerüſt errichtet, dem ſich die Sitze der Damen und der übrigen Zuſchauer anſchloſſen. Nur den Meiſtern war, den kämpfenden Sängern und dem Schaffot zur Seite, eine beſondere ſchwarzbehängte Bank beſtimmt.

Tauſende von Zuſchauern hatten die Plätze gefüllt, aus allen Fenſtern der Wartburg, ja von den Dächern guckte die neugierige Menge herab. Unter dem dumpfen Schalle gedämpfter Pauken und Trompeten kam der Landgraf, von den Schiedsrichtern begleitet, aus dem Thore der Burg und beſtieg das Gerüſt. Die Meiſter in feierlichem Zuge, Walther von der Vogelweide an der Spitze, nahmen die für ſie beſtimmte Bank ein. An dem Schaffot ſtand mit zween Knechten der Scharfrichter aus Eiſenach, Stempel, ein rieſenhafter Kerl von wildem, trotzigem Anſehen, in einen weiten, blutrothen Mantel gewickelt, aus deſſen Falten der funkelnde Griff eines ungeheuern Schwertes hervorblickte.

Vor dem Schaffot nahm Pater Leonhard Platz, des Landgrafen Beichtiger, geſendet, um dem Beſiegten beizuſtehen in der Todesſtunde.

Ein ahnungbanges Schweigen, in dem jeder Seufzer hörbar wurde, ruhte auf der Verſammlung. Man erwartete mit Entſetzen das Unerhörte, das ſich nun begeben würde. Da trat, mit dem Zeichen ſeiner Würde

angethan, des Landgrafen Marſchall, Herr Franz von Waldſtrom, hinein in den Kreis, und verlas nochmals die Urſache des Streites und das unwiderrufliche Gebot des Landgrafen Hermann, nach welchem der im Geſange Beſiegte hingerichtet werden ſolle mit dem Schwerte. Pater Leonhard erhob das Cruzifix, und alle Meiſter, vor ihrer Bank mit entblößten Häuptern knieend, ſchworen, ſich willig und freudig zu unterwerfen dem Gebote des Landgrafen Hermann. Sodann ſchwang der Scharfrichter Stempel das breite blitzfunkelnde Schwert dreimal durch die Lüfte, und rief mit dröhnender Stimme: er wolle den, der ihm in die Hand gegeben, richten nach beßtem Wiſſen und Gewiſſen. Nun erſchallten die Trompeten, Herr Franz von Waldſtrom trat in die Mitte des Kreiſes, und rief dreimal ſtark und nachdrücklich: Heinrich von Oſterdingen — Heinrich von Oſterdingen — Heinrich von Oſterdingen! —

Und als habe Heinrich unbemerkt dicht an den Schranken auf das Verhallen des letzten Rufes gewartet, ſo ſtand er plötzlich bei dem Marſchall in der Mitte des Kreiſes. Er verneigte ſich vor dem Landgrafen und ſprach mit feſtem Tone, er ſey gekommen nach dem Willen des Landgrafen in den Kampf zu gehen mit dem Meiſter, der ſich gegenüber ſtellen werde, und wolle ſich unterwerfen dem Urtheil der erwählten Schiedsrichter. Darauf trat der Marſchall vor die Meiſter hin, mit einem ſilbernen Gefäß, aus dem jeder ein Loos ziehen mußte. So wie Wolfframb von Eſchinbach ſein

Loos entwickelte, fand er das Zeichen des Meisters, der zum Kampfe bestimmt seyn sollte. Todesschrecken wollte ihn übermannen, als er gedachte, wie er nun gegen den Freund kämpfen sollte; doch bald war es ihm, als sey es ja eben die gnadenreiche Macht des Himmels, die ihn zum Kämpfer erwählt. Besiegt würde er ja gern sterben, als Sieger aber auch eher selbst in den Tod gehen, als zugeben, daß Heinrich von Ofterdingen unter der Hand des Henkers sterben solle. Freudig mit heiterm Antlitze begab er sich auf den Platz. Als er nun dem Freunde gegenüber saß und ihm in's Antlitz schaute, befiel ihn ein seltsames Grauen. Er sah des Freundes Züge, aber aus dem leichenblassen Gesicht funkelten unheimlich glühende Augen ihn an; er mußte an Nasias denken.

Heinrich von Ofterdingen begann seine Lieder und Wolfframb wollte sich beinahe entsetzen, als er dasselbe vernahm, was Nasias in jener verhängnißvollen Nacht gesungen. Er faßte sich jedoch mit Gewalt zusammen, und antwortete seinem Gegner mit einem hochherrlichen Liede, daß der Jubel von tausend Zungen in die Lüfte empor tönte, und das Volk ihm schon den Sieg zuerkennen wollte. Auf den Befehl des Landgrafen mußte jedoch Heinrich von Ofterdingen weiter singen. Heinrich begann nun Lieder, die in den wunderlichsten Weisen solche Lust des Lebens athmeten, daß, wie von dem gluthvollen Blüthenhauche der Gewächse des fernen Indiens berührt, alle in süße Betäubung versanken.

Selbst Wolfframb von Eschinbach fühlte sich entrückt in ein fremdes Gebiet, er konnte sich nicht auf seine Lieder, nicht mehr auf sich selbst besinnen. In dem Augenblicke entstand am Eingange des Kreises ein Geräusch, die Zuschauer wichen aus einander. Wolfframb durchbebte ein elektrischer Schlag, er erwachte aus dem träumenden Hinbrüten, er blickte hin, und o Himmel! eben schritt die Dame Mathilde in aller Holdseligkeit und Anmuth, wie zu jener Zeit, als er sie zum ersten Male im Garten auf der Wartburg sah, in den Kreis. Sie warf den seelenvollsten Blick der innigsten Liebe auf ihn. Da schwang sich die Lust des Himmels, das glühendste Entzücken jubelnd empor in demselben Liede, womit er in jener Nacht den Bösen bezwungen. Das Volk erkannte ihm mit stürmischem Getöse den Sieg zu. Der Landgraf erhob sich mit den Schiedsrichtern. Trompeten ertönten, der Marschall nahm den Kranz aus den Händen des Landgrafen, um ihn dem Sänger zu bringen. Stempel rüstete sich, sein Amt zu verrichten; aber die Schergen, die den Besiegten fassen wollten, griffen in eine schwarze Rauchwolke, die sich brausend und zischend erhob, und schnell in den Lüften verdampfte.

Heinrich von Ofterdingen war verschwunden auf unbegreifliche Weise. Verwirrt, Entsetzen auf den bleichen Gesichtern, lief alles durch einander; man sprach von Teufelsgestalten, von bösem Spuk.

Der Landgraf verſammelte aber die Meiſter um ſich und redete alſo zu ihnen:

„Ich verſtehe wohl jetzt, was Meiſter Klingſohr eigentlich gemeint hat, wenn er ſo ſeltſam ſprach und durchaus nicht ſelbſt entſcheiden wollte, und mag es ihm wohl Dank wiſſen, daß ſich alles ſo fügte. Iſt es nun Heinrich von Oſterdingen ſelbſt geweſen, der ſich in den Kampf ſtellte, oder einer, den Klingſohr ſandte, ſtatt des Schülers, das gilt gleich. Der Kampf iſt entſchieden, Euch zu Gunſten, meine wackern Meiſter, und laßt uns nun in Ruhe und Einigkeit die herrliche Kunſt des Geſanges ehren und nach Kräften fördern.“

Einige Diener des Landgrafen, welche die Burgwacht gehabt, ſagten aus: wie zur ſelben Stunde, als Wolfframb von Eſchinbach den vermeintlichen Heinrich von Oſterdingen beſiegt hatte, eine Geſtalt, beinahe anzuſchauen wie Meiſter Klingſohr, auf einem ſchwarzen, ſchnaubenden Roſſe, durch die Burgpforte geſprengt ſey.

Die Gräfin Mathilde hatte ſich indeſſen nach dem Garten der Wartburg begeben, und Wolfframb von Eſchinbach war ihr dahin nachgefolgt.

Als er ſie nun fand, wie ſie unter ſchönen blühenden Bäumen auf einer blumigen Raſenbank ſaß, die Hände auf den Schooß gefaltet, das ſchöne Haupt in Schwermuth niedergeſenkt zur Erde, da warf er ſich der holden Frau zu Füßen, keines Wortes mächtig. Mathilde umfing voll ſehnſüchtigen Verlangens den Ge-

liebten. Beide vergoſſen Thränen vor ſüßer Wehmuth, vor Liebesſchmerz. „Ach Wolfframb," ſprach Mathilde endlich, „ach Wolfframb, welch ein böſer Traum hat mich berückt, wie habe ich mich, ein unbedachtſames, verblendetes Kind, hingegeben dem Böſen, der mir nachſtellte? Wie habe ich mich gegen Dich vergangen, wirſt Du mir denn verzeihen können?"

Wolfframb ſchloß Mathilden in ſeine Arme und drückte zum erſten Male brennende Küſſe auf den ſüßen Roſenmund der holdſeligſten Frau. Er verſicherte, wie ſie fortwährend in ſeinem Herzen gelebt, wie er der böſen Macht zum Trotze ihr treu geblieben, wie nur ſie allein die Dame ſeiner Gedanken, ihn zu dem Liede begeiſtert, vor dem der Böſe gewichen.

„O," ſprach Mathilde, „o mein Geliebter, laß es Dir nur ſagen, auf welche wunderbare Weiſe Du mich errettet haſt aus den böſen Schlingen, die mir gelegt. In einer Nacht, nur kurze Zeit iſt verſtrichen, umfingen mich ſeltſame, grauenvolle Bilder. Selbſt wußt' ich nicht, war es Luſt oder Qual, was meine Bruſt ſo gewaltſam zuſammenpreßte, daß ich kaum zu athmen vermochte. Von unwiderſtehlichem Drange getrieben fing ich an, ein Lied aufzuſchreiben, ganz nach der Art meines unheimlichen Meiſters, aber da betäubte ein wunderliches halb wohllautendes, halb widrig klingendes Getön meine Sinne, und es war, als habe ich ſtatt des Liedes die ſchauerliche Formel aufgeſchrieben, deren Bann die finſtere Macht gehorchen müſſe. Eine wilde

entsetzliche Gestalt stieg auf, umfaßte mich mit glühenden Armen und wollte mich hinabreißen in den schwarzen Abgrund. Doch plötzlich leuchtete ein Lied durch die Finsterniß, dessen Töne funkelten wie milder Sternenschimmer. Die finstere Gestalt hatte ohnmächtig von mir ablassen müssen, jetzt streckte sie auf's Neue grimmig die glühenden Arme aus; aber nicht mich, nur das Lied, das ich gedichtet, konnte sie erfassen, und damit stürzte sie kreischend in den Abgrund. Dein Lied war es, das Lied, das Du heute sangst, das Lied, vor dem der Böse weichen mußte, war es, was mich rettete. Nun bin ich ganz Dein, meine Lieder sind nur die treue Liebe zu Dir, deren überschwängliche Seligkeit keine Worte zu verkünden vermögen!" —

Auf's Neue sanken sich die Liebenden in die Arme, und konnten nicht aufhören von der überstandenen Qual, von dem süßen Augenblicke des Wiederfindens zu reden.

Mathilde hatte aber in derselben Nacht, in welcher Wolfframb den Nasias völlig überwand, im Traume das Lied deutlich gehört und verstanden, welches Wolfframb damals in der höchsten Begeisterung der innigsten, frömmsten Liebe sang, und dann auf der Wartburg im Kampf seinen Gegner besiegend wiederholt.

Wolfframb von Eschinbach saß zur späten Abendzeit einsam, auf neue Lieder sinnend, in seinem Gemache. Da trat sein Hauswirth Gottschalk zu ihm hinein und rief freudig: „O mein edler, würdiger Herr, wie habt Ihr mit Eurer hohen Kunst doch den

Bösen besiegt. Verlöscht von selbst sind die häßlichen Worte in Eurem Gemach. Tausend Dank sey Euch gezollt. — Aber hier trage ich etwas für Euch bei mir, das in meinem Hause abgegeben worden zur weiteren Förderung.

Damit überreichte Gottschalk ihm einen zusammengefalteten, mit Wachs wohl versiegelten Brief.

Wolfframb von Eschinbach schlug den Brief auseinander. Er war von Heinrich von Ofterdingen und lautete also:

„Ich grüße Dich, mein herzlicher Wolfframb! wie einer, der von der bösen Krankheit genesen ist, die ihm den schmerzlichsten Tod drohte. Es ist mir viel Seltsames begegnet, doch — laß mich schweigen über die Unbill einer Zeit, die hinter mir liegt wie ein dunkles, undurchdringliches Geheimniß. Du wirst noch der Worte gedenken, die Du sprachst, als ich mich voll thörichten Uebermuthes der innern Kraft rühmte, die mich über Dich, über alle Meister erhöbe. Du sagtest damals, vielleicht würde ich mich plötzlich an dem Rande eines tiefen, bodenlosen Abgrundes befinden, preisgegeben den Wirbeln des Schwindelns und dem Absturze nahe; dann würdest Du festen Muthes hinter mir stehen und mich festhalten mit starken Armen.

Wolfframb! es ist geschehen, was Deine ahnende Seele damals weissagte. An dem Rande des Abgrundes stand ich, und Du hieltest mich fest, als schon verderbliche Schwindel mich betäubten. Dein schöner Sieg

ist es, der, indem er Deinen Gegner vernichtete, mich dem frohen Leben wiedergab. Ja mein Wolframb! vor Deinem Liede sanken die mächtigen Schleier, die mich umhüllten, und ich schaute wieder zum heitern Himmel empor. Muß ich Dich denn deshalb nicht doppelt lieben?

Du hast den Klingsohr als hohen Meister erkannt. Er ist es; aber wehe dem, der nicht begabt mit der eigenthümlichen Kraft, die ihm eigen, es wagt, ihm gleich entgegen zu streben dem finstern Reiche, das er sich erschlossen. — Ich habe dem Meister entsagt, nicht mehr schwanke ich trostlos umher an den Ufern des Höllenflusses; ich bin wiedergegeben der süßen Heimath. — Mathilde! — Nein, es war wohl nicht die herrliche Frau, es war ein unheimlicher Spuk, der mich erfüllte mit trügerischen Bildern eitler, irdischer Lust. Vergiß, was ich im Wahnsinne that. Grüße die Meister, und sage ihnen, wie es jetzt mit mir steht. Lebe wohl, mein innig geliebter Wolframb. Vielleicht wirst Du bald von mir hören!"

Einige Zeit war verstrichen, da kam die Nachricht von der Wartburg, daß Heinrich von Ofterdingen sich am Hofe des Herzogs von Oestreich, Leopold des Siebenten, befinde und viel herrliche Lieder singe. Bald darauf erhielt der Landgraf Hermann eine saubere Abschrift derselben, nebst den dabei gesetzten Singweisen. Alle Meister freueten sich herzinniglich, da sie überzeugt wurden, daß Heinrich von Ofterdingen allem Falschen

entſagt, und trotz aller Verſuchung des Böſen, doch ſein reines frommes Sängergemüth bewahrt hatte.

So war es Wolfframb von Eſchinbach's hohe, dem reinſten Gemüth entſtrömende Kunſt des Geſanges, die im glorreichen Siege über den Feind die Geliebte rettete und den Freund vom böslichen Verderben.

Hiermit endete der Prediger ſeine Erzählung vom Sängerkriege auf der Wartburg.

Ein und vierzigſte Nacht.

Das Geſpräch kam heute auf den Glauben an die wunderthätige Kraft, welche gewiſſe Pflanzen, die man zu beſondern Zeiten und mit Gefahren holen müſſe, beſitzen ſollten, und die Oberſtin nahm jetzt das Wort, behauptend, daß dem nicht zu widerſprechen ſey. „Ich habe Beweiſe davon," fuhr ſie fort, „und will jetzt eine Begebenheit aus meinem Leben erzählen. Und ſie begann:

Das ſtille Waſſer.

Mit beſonderer Liebe hing ich in meiner früheſten Kindheit an meiner Großmutter mütterlicher Seits, die auf dem Gute meines Vaters lebte. Sie war eine milde, engelgute Frau, wußte immer die ſchönſten Mähr-

chen zu erzählen und beschenkte mich allemal mit dem, was ich mir längst heimlich gewünscht.

Sie hatte sehr jung geheirathet, meine Mutter, ihre älteste Tochter, ebenfalls und zählte erst vierzig und einige Jahre, als ich ein Mädchen von acht Jahren war.

Zu dieser Zeit bekam sie das Nervenfieber; der Arzt, der ihr in dieser Krankheit beistand, hatte vielleicht ein Versehen begangen, genug sie blieb, als schon das Fieber gewichen, sehr schwach und wurde endlich ganz gelähmt, so daß sie ihr Lager nicht mehr verlassen konnte. Meine Aeltern zogen nun die geschicktesten Aerzte zu Rathe, sie reiseten mit ihnen nach Karlsbad, Töplitz, Warmbrunn, sie gebrauchte das Seebad, ohne allen Erfolg.

Vier Jahre hatte sie nun gelähmt auf einer Stelle gelegen, ohne alle Hoffnung, den freien Gebrauch ihrer Glieder wieder zu erlangen, da fügte es der Himmel, daß ich ihre Retterin wurde. Eines Tages ging ich, begleitet von meiner Gouvernante, in der Gegend spatieren, da sah ich zwei alte Frauen im eifrigen Gespräche bei einander stehen und hörte die eine sagen: „Sey Sie ruhig, Frau Katharina, in acht Tagen ist Charfreitag, da holen wir stilles Wasser und Ihrem Sohne ist geholfen.“

Rasch trat ich hinzu, fragte, was es mit dem stillen Wasser für eine Bewandtniß habe, und als ich dies vernommen, kam eine wunderbare Freudigkeit in mein Herz.

Kaum konnte ich den Charfreitag erwarten. Endlich brach er trübe an, Schnee und Regen fiel vermischt vom Himmel herab auf die starre Erde. Leise entschlüpfte ich dem Bette. Meine Gouvernante schlief noch. Eilig kleidete ich mich an und nahm einen grossen Krug, dann verließ ich, ohne ein Wort zu sprechen, Gemach und Schloß, und ging zu dem nächsten Brunnen, Wasser zu schöpfen. Eben so still und heimlich kehrte ich zurück, beladen mit dem vollen Kruge.

Dieses stille Wasser brachte ich meiner Großmutter zum Waschen, sie nahm es und nach drei Tagen war sie schon fähig, das Lager zu verlassen, nach sieben Tagen konnte sie sich so schnell und gut bewegen wie ehemals. Daß ich diese glückliche Aenderung dem Gebrauche des stillen Wassers zuschrieb, ist wohl natürlich."

„Man kommt durch solche Vorfälle auf den Glauben, daß es gewisse geheime Kräfte in der Natur giebt, die noch auffallendere Wunder hervorbringen, als die gewöhnlichen Kräfte der Natur, welche für uns schwache Menschen schon Wunder genug sind," sagte der Arzt. „Ihre Erzählung vom stillen Wasser hat mich an eine andere wunderbare Erscheinung erinnert, welche für mich noch jetzt sehr interessant ist."

„O erzählen Sie, erzählen Sie!" sagten die Damen, und der Arzt hob an:

Das wunderbare Mädchen.

Als ich noch Famulus des Hofrathes W..., der bekanntlich in der Residenz lebte, war, besuchte ich mit ihm und statt seiner oft das Haus des Premierministers.

Der Minister und seine Gemahlin waren ein junges blühendes Paar, vier allerliebste Kinder umspielten sie, auch hatten sie noch eine Waise bei sich, das kleine nachgelassene Töchterchen des Privatsekretairs des Ministers. Julchen, dies ist der Name des Kindes, interessirte mich ungemein, niemals hatte ich solch ein Kind gesehen, niemals habe ich wieder so eins erblickt.

Julie war für ihr Alter ungewöhnlich groß und körperlich entwickelt, ihr edelgeformtes todtenblasses Gesicht glich einer schönen Büste von Marmor, ihr dunkles Auge, das entweder träumerisch vor sich hinstarrte oder Blitze ausstrahlte, gab dem Kinde einen eigenen, grauenhaften Reiz. Dabei war Julchen das herzlichste, gutmüthigste Kind, voll Geist, aber sehr träge. Sie hatte gegen alle Handarbeiten einen unbesiegbaren Widerwillen, und obgleich schon acht Jahre alt, konnte sie noch kein Wort schreiben und las noch sehr mangelhaft. Deshalb galt sie im ganzen Hause, ja sogar bei ihren Lehrern für dumm und unbeseelt, und wurde immer wie ein Gegenstand des Mitleids betrachtet.

Eines Tages, als ich aus dem Zimmer der Ministerin trat, zupfte Julchen mich am Rocke und sagte

mit ängſtlicher Stimme: „Ach, Herr Doktor, der Fürſt wird bald ſterben!“

„Rede nicht ſolch wunderliches Zeug!“ rief ich.

„Ach!“ ſchluchzte die Kleine, „ſie haben mir verboten, ich ſoll nicht davon ſprechen, aber ich habe weder Raſt noch Ruh', es drückt mir das Herz ab, ich muß es Jemandem anvertrauen, daß der Fürſt ſterben muß!“

„Und woher weißt Du dies, mein Kind?“ — fragte ich.

„Ach ich weiß es ſelbſt nicht, aber es iſt mir in meinem Innern ſo!“

Ich ging noch zu mehreren Kranken und vergaß im Drange der Geſchäfte Juliens Rede. Denken Sie ſich mein Erſtaunen, als den andern Abend die Kunde kommt, daß der Fürſt auf der Jagd mit dem Pferde geſtürzt und todt nach dem Schloſſe gebracht worden iſt.

Auch die Miniſterin ſprach nun von Juliens Weiſſagung zu mir, ſie ließ das Kind rufen und fragte ſie um Verſchiedenes, worauf Julie nichts weiter antwortete, als: „Ich weiß es nicht, es iſt jetzt Alles ſtill in mir.“

Monate verſtrichen, da fand ich eines Tages Julien ganz verändert, ſie ſchlich mit geſenktem Haupte umher und ihre Züge, beſonders ihre Augen, verriethen innere, außerordentliche Unruhe und Seelenangſt.

Ich zog ſie bei Seite und fragte ſie, was ihr ſey.

„Ach Gott, ach Gott!“ ſeufzte ſie, „diesmal darf ich es nicht ſagen und ich muß es doch von mir ge-

ben! Ihnen, Ihnen will ich es sagen, Sie sind ja Arzt, können vielleicht helfen. — Aurelie wird sterben, bald, bald!“ Aurelie war das jüngste Kind des Ministers, ich ging, ehe ich das Palais verließ, in die Kinderstube, und fand Aurelien vollkommen wohl mit den Geschwistern spielend.

Abends wurde ich statt des Hofrathes, der verreist war, schnell zum Minister gerufen. Aurelie lag krank im Bette, allen Anzeichen nach waren die Masern im Anzuge. Den andern Morgen besuchte der Hofrath das Kind, es hatte die Masern, befand sich aber sehr wohl. Den dritten Tag verschlimmerte sich plötzlich der Zustand des kranken Kindes und um Mitternacht hatte es aufgehört zu leben.

Natürlich verschwieg ich Jedermann Juliens Prophezeihung. Sonderbar, Julie war sehr betrübt, aber wieder ruhig.

Mond folgte auf Mond, Julie zeigte sich ganz heiter und ich fing an ihre Prophezeihungen für ganz gewöhnliche Aeußerungen, die zufällig eingetroffen waren, zu halten.

Der Minister besaß eine Stunde von der Stadt ein schönes Landhaus am Ufer des Stromes, und man konnte den Weg dahin entweder auf der Straße, oder auf dem Wasser zurücklegen. Eines Tages fällt es der Ministerin ein, mit den Kindern im Kahne nach dem Landhause zu fahren. Als Julie dies hört, bittet sie die Ministerin inständigst, zu Hause zu bleiben. Diese

schilt das Mädchen aus, Julie stürzt sich zu ihren Füßen, und als die Dame ihr mit Strenge gebietet aufzustehen und zu schweigen, geberdet sie sich wie eine Wahnsinnige und hört nicht auf, die Ministerin anzuflehen zurückzubleiben.

Diese wird über das seltsame Beginnen des Mädchens verdrüßlich, sie verliert die Lust zu der Wasserfahrt und bleibt zu Hause.

Um zwölf Uhr hatte die Ministerin abfahren wollen und halb ein Uhr verfinsterte sich plötzlich der Himmel, ein rasender Sturm erhebt sich, ein fürchterliches Gewitter entladet sich, und die Ministerin preiset sich jetzt glücklich zu Hause geblieben zu seyn. Einige Stunden nachher erfährt sie, daß der entsetzliche Sturm die Bäder auf dem Flusse niedergerissen und einige Kähne umgeschlagen habe; mehrere Menschen waren in den Strom gestürzt und zwei davon ertrunken. Wäre die Ministerin mit ihren Kindern nach dem Landgute gefahren, gewiß hätte sie dasselbe Unglück getroffen.

Seit diesem Augenblicke wurde Julie wie der Schutzengel des Hauses betrachtet; von ihren Pflegeältern geliebkoset und beschenkt, und von allen übrigen Hausbewohnern angestaunt. Ihre Lehrer vernachläßigten sie nicht mehr, und sie lernte jetzt viel, freilich nur das, was sie lernen wollte; gegen das Rechnen und Abschreiben hatte sie eine entschiedene Abneigung.

Sie wurde für eine Prophetin gehalten, und nun von allen Seiten bestürmt, ihre Kunst zu offenbaren.

Dem sollte sie die Karte legen, Jenem aus der Hand wahrsagen, aber auf solche Aufforderungen schwieg sie. Sie versicherte, sie wisse nur zu gewissen Zeiten das Schicksal derer, die ihrem Herzen theuer, voraus, und lange Zeit hindurch sagte sie immer ganz richtig Das voraus, was ihren Lieben Freudiges oder Trauriges begegnen sollte.

Mehrere Jahre hatte Julie so treffend die Zukunft verkündet, da schien es, als verlöre sich diese Gabe, dagegen fand sich eine andere, dem Prophezeihen verwandte ein: Julie dichtete, Lieder voll inniger tiefer Empfindung, Mährchen voll Phantasie. Unter fremdem Namen gab einer ihrer Lehrer diese Poesien heraus und sie fanden ungewöhnlichen Beifall und sprachen besonders geistreiche Männer und Tonsetzer an.

Zweiundzwanzig Jahre war jetzt Julie alt, als sie, die arme Waise, schnell und unverhofft die einzige Erbin einer adeligen Dame ward. Jetzt wurde Julie in die große Welt eingeführt und genoß alle die Huldigungen und Auszeichnungen, welche einem jungen, interessanten und reichen Mädchen zu Theil werden.

Jetzt bereute Julie, daß sie in früherer Zeit so träge gewesen war, denn obgleich sie überall viel Schönes über ihr Dichtertalent hörte, so kränkte es doch ihren Ehrgeiz, wenn sie hörte, daß Andere das Französische geläufiger sprachen, mit mehr Fertigkeit den Flügel spielten, und daß sie nicht Englisch und Italienisch verstand. Mit unermüdetem Eifer lernte sie nun

Musik und Sprachen, und hatte es in wenig Jahren sehr weit darin gebracht, aber die Gabe zu dichten war von ihr gewichen und sie sang eben so wenig noch Lieder, als sie prophezeihte. Seit einigen Jahren hatte ich nichts mehr von ihr gehört, vor einigen Monden vernahm ich, daß sie jetzt in Norddeutschland lebt und sich von der Welt zurückgezogen hat. Sie hat die Feder wieder ergriffen und die allerliebsten humoristischen Charakterbilder, die ich den Damen jüngst vorlas, sind ihr Werk."

Der Arzt schwieg.

„Sie machen mich begierig, diese interessante Frau kennen zu lernen!" sagte Henriette, „wenn ich künftigen Sommer noch verreise, müssen Sie mir schon ein Briefchen an sie mitgeben, lieber Doktor."

„Gewiß, mein Fräulein, und ich wette, daß Julie Ihnen gefallen wird."

Zwei und vierzigste Nacht.

Als der Oberst heute gebeten wurde, etwas zu erzählen, erwiederte er lachend: „Auf Ehre, ich habe heute weder eine Sage noch ein Mährlein in Bereitschaft — doch halt, es fällt mir etwas ein. In dem braunen Wandschranke befindet sich ein vergilbtes Manuscript, das noch

von meinem Urgroßvater herrührt. Ich weiß nicht, was es enthält, aber geh', Henriette, hole das Manuscript, ich will es vorlesen. Henriette befolgte den Befehl des Vaters und kam nach einigen Minuten mit dem Manuscripte zurück. Der Oberst rückte die Lichter näher, blätterte darin und sagte, da finde ich doch wirklich eine Sage. Alle horchten auf und er begann:

Was sich am 1. Mai 1706 auf dem Schlosse B... begeben.

Weil nun, mein werther Herr Vetter, der geehrte und hochgeborne Graf von B..., sich mit der schönen und tugendbelobten Gräfin Helene von Büchenbruch vermählen wollen, also hat mich derselbe durch einen Eilboten geziemend einladen lassen, mich bei seiner Hochzeitfeier auf dem Schlosse B... in Person einzufinden.

Ich habe ihm hierauf höflichen Dank für die gütige Einladung abstatten und ihm kund thun lassen, daß ich nicht ermangeln werde, mich auf dem Schlosse des Herrn Vetters einzufinden.

Alsdann habe ich zu dem Schneider geschickt und habe mir ein ganz neues, kostbares Staatskleid machen lassen, wie jetzt die Edelleute am Hofe Ludwig's XIV. tragen. Auch habe ich meiner Dienerschaft neue Livree gegeben und den Rossen herrliche Satteldecken.

„Gar stattlich aufgeputzt" — erzählt das Tage-

buch meines Urgroßvaters weiter, fuhr der Oberst fort, „gar stattlich aufgeputzt langte ich auf dem Schlosse B . . . an, wo ich schon die ganze Sippschaft und eine große Anzahl von Nachbarn und Freunden meines Herrn Vetters fand. Die Braut begrüßte mich mit vieler Holdseligkeit und Grazie; sie ist ein sehr schönes, tugendhaftes Fräulein von alter Familie, so daß durch die Verbindung des Herrn Vetters mit ihr der Glanz der Familie vermehrt wird.

Den andern Tag, als am Hochzeittage, waren sämmtliche Gäste beisammen und die Trauung ging in Gegenwart sämmtlicher Gäste in der Schloßkapelle vor sich.

Nach der Trauung ging es zur Tafel und nun wurde geschmauset und gezecht, dazu allerlei passende und lustige Gesundheiten getrunken, daß es eine Lust war. Ich saß als naher Verwandter der Braut nicht fern von ihr und neben mir saßen die beiden jüngern Schwestern der Braut, zwei ausnehmend schöne Fräulein.

Als die Kerzen angezündet waren und die meisten von uns jungen Leuten Lust zum Tanzen verspürten, wurde ein großer goldner Pokal auf den Tisch gesetzt, und der Vater der Braut füllte ihn bis an den Rand mit edlem Weine und ließ ihn, nachdem er auf das Wohl des Brautpaares daraus getrunken, der Reihe nach herum gehen.

„Der Pokal ist ja gar ein köstlich Stück Arbeit,“

sagte einer der Gäste, und meine Nachbarin zur Linken rief rasch aus: „Dafür ist er auch aus dem Kyffhäuser und einem Ahnherrn von unserer Familie vom Kaiser Friedrich selbst geschenkt!“

Der Vater sah das schöne, holdselige Fräulein finster an, sie erröthete über ihre Voreiligkeit und schlug die Augen nieder; die Gäste aber bestürmten nun den Brautvater mit Fragen, wie er zu dem künstlich gearbeiteten Becher gekommen und er sprach: „So lange ich denken kann, hat dieser Becher wohl verwahrt in einem Eckschranke des Schlosses gestanden. Als sich meine Schwester vermählte, gaben ihr die Eltern viel schönes Silberzeug und ächten köstlichen Schmuck mit; da sagte der Vater zu meiner Mutter — die nun Beide in dem Herrn ruhen — den Becher vom Kyffhäuser soll der Konrad, nämlich ich, bekommen.

Damals war ich ein vorlauter, zwölfjähriger Bube und fragte rasch die Mutter: „Was ist dies mit dem Becher vom Kyffhäuser?“

Aber die Mutter antwortete nicht, und der Vater befahl mir zu schweigen. Aber von dem alten Kastellan, dem sechs und neunzigjährigen Manne, der dort am Schenktische sitzt, erfuhr ich, daß der Becher wirklich aus dem Kyffhäuser sey, und daß einer meiner Ahnherrn, den Lust nach Schätzen und Abenteuern in den Kyffhäuser geführt, ihn aus den Händen Kaiser Friedrich's II. empfangen habe.

„Ei,“ rief ich aus, „um solch ein schönes Ge-

schenk verlohnt es sich wohl, in den Kyffhäuser zu gehen, und ich hätte wohl Lust, eines Tages hin zu wandern; der Weg ist ohnehin nicht weit." Da machte der alte Kastellan ein gar ernsthaftes Gesicht und sagte: „Das unterlasset ja, mein bester Junker, denn es gehen Viele in den Kyffhäuser hinein, aber unter Hunderten kommt erst Einer wieder zurück. Eure Aeltermutter ließ sich auch von Sucht nach Schätzen verleiten, in den Berg zu gehen, und sie ist nicht wieder zurückgekehrt. Niemand weiß es, ob sie noch im Innern des Berges lebt oder gestorben ist, und wir sprechen nicht gern davon."

„An Seelenmessen hat es ihr Gemahl, der hochselige Herr Graf, nicht fehlen lassen, indessen — nun, Gott sey ihrer Seele gnädig. Auf Walpurgis sind es siebzig Jahre, daß sie nach dem Kyffhäuser gegangen ist."

Der Graf schwieg; der Kastellan, welcher auf diese Geschichte sehr aufmerksam gehört hatte, schüttelte den Kopf und schlug ein Kreuz.

Einer von den werthen Gästen erzählte, daß man Beispiele habe, daß Personen, welche lange abwesend gewesen, plötzlich aus dem Kyffhäuser zurückgekehrt sind, ganz jugendlich aussehend, wie sie waren, als sie in den Berg hinein gingen, und es soll ihnen gewesen seyn, als hätten sie nur geschlafen. Da wurde der Brautvater blaß und murmelte vor sich hin: „Heute sind es hundert Jahre, daß meine Aeltermutter in den Kyffhäuser ging."

Die Erzählung hatte auf die Hochzeitgäste einen

tiefen Eindruck gemacht und einige Minuten herrschte Todtenstille, aber bald weckte der alte Rheinwein und Ungarwein die Lust und Fröhlichkeit wieder und es wurde gescherzt uud gelacht. Der Pathe des Herrn Vetters, der hochgeehrte General Graf A., stand von seinem Sitze auf und plauderte viel mit meinen schönen Nachbarinnen, winkte mir freundlichst zu und flüsterte mir scherzend zu den alten Reim:

„Es wird keine Hochzeit gemacht,
So wird schon an eine neue gedacht!"

Da öffneten sich plötzlich wie von selbst die Flügelthüren, und herein trat eine schlanke, edle Dame in einem Gewande von schwarzem Sammet mit Silber gestickt, ohne Reifrock, aber mit einer langen Schleppe, ganz anders gekleidet als sämmtliche Damen an der Tafel, ohne Puder, das braune Haar in natürlichen Locken bis auf den Nacken herabhängend.

Mit langsamen, leichten Schritten ging sie, die Gäste freundlich grüßend, auf das Brautpaar zu, und setzte sich auf den Platz, den vor Kurzem der General verlassen hatte, wendete sich zu ihrem Nachbar zur Linken und fragte, welch ein Fest heute hier begangen würde?

Dieser, der Baron von Schwigher, sagte, über diese Frage sehr verwundert: „Der Reichsfreiherr von Altenstein feiert seine Vermählung mit der Gräfin Helene von Büchenbruch."

Bibl. Universit. Linz

Da lächelte die Dame und sprach: „Das freut mich sehr, ich war immer gegen ihre frühere Neigung zu dem Grafen Stein."

Die schöne Braut erröthete und rief rasch aus: „Ich kenne keinen Grafen Stein; meine Urgroßmutter väterlicher Seits war mit einem Grafen Stein vermählt!"

Die Dame runzelte die Stirn und sagte strenge: „Widersprich mir nicht; hast Du mir doch überhaupt noch nicht den Respect bezeigt, den Du mir als Deiner Mutter schuldig bist, und Dein Bräutigam hat sich mir noch nicht vorgestellt!"

Da wandte sich der Bräutigam unwillig zu ihr und sprach: „Wir kennen Sie nicht, noch haben wir Sie zu dem heutigen Feste eingeladen, haben Sie die Güte, uns Ihren Namen zu sagen, damit wir wissen, wer es ist, der sich hier so störend eindrängt!"

Verächtlich wandte die Dame ihm den Rücken und rief: „Antworte Du für mich, mein Gemahl!" und als nun auf diesen Ruf Niemand erschien, befahl sie einem Diener, den Schloßherrn zu rufen. Sogleich erschien der Graf Büchenbruch und stellte sich ihr als Gutsherr vor; da lachte sie und sprach: „Du sonderbar angeputzter Mann willst der Schloßherr seyn? Wo ist mein Gemahl, wo sind meine Söhne, meine alten Diener? Sähe ich nicht Helenen, meine Tochter dort, ich meinte, ich wäre unter lauter Fremden, oder, was Eure sonderbare Tracht mir noch wahrscheinlicher macht, im

Narrenhause. Was für eine Gesellschaft ist in mein Schloß gekommen, und welche sonderbare Geräthschaften und neue Diener dazu!"

Einige von den Gästen hielten die Dame für eine Wahnsinnige, der Brautvater aber und meine schönen Nachbarinnen erblaßten und die Blicke vieler Gäste richteten sich jetzt auf zwei Ahnenbilder, welche in dem Saale hingen. Das eine stellte die Urgroßmutter der Braut vor und nur die altmodische Kleidung machte es, daß man es nicht für Helenens Portrait hielt. Das andre Gemälde war das Portrait der Urgroßmutter des Brautvaters, es war — das bemerkten jetzt alle Gäste mit Schrecken — das täuschend ähnliche Portrait der fremden Dame. Dasselbe Haar, dieselben Augen, Zug für Zug war sie es, sogar dieselbe Kleidung, bis auf den Ring mit dem seltnen gelben Brillant. Die Gäste wurden jetzt alle todtenblaß und still; auch ich konnte mich eines leisen Schauers nicht erwehren. Jetzt sagte die Dame lächelnd: „Kennt Ihr mich denn nicht? Ich bin ja Margarethe, Gräfin von Büchenbruch und nur kurze Zeit abwesend gewesen. Warum aber sehe ich keine bekannten Gesichter, außer Helenen's, und Alles ist so verändert; es kommt mir jetzt vor, als habe ich recht lange im Kyffhäuser geschlafen, wohin ich vorigen Abend ging."

Da sagte der Brautvater, daß er habe erzählen hören, daß seine Urgroßmutter Margaretha Gräfin von Büchenbruch vor hundert Jahren in den Kyffhäuser ge-

gangen und nicht wieder gekommen sey; und sagte ihr, daß wir jetzt 1706 schrieben, und nannte ihr alle Fürsten, welche jetzt in Europa regierten, und erzählte, was sich während dessen Alles in Deutschland begeben.

Drauf sprach die Dame: „Ja, dann ist es freilich kein Wunder, daß mich Niemand kannte, daß mir Alles fremd vorkam. Nun Ihr mich aber kennet, hoffe ich, werdet Ihr mich aufnehmen, wie es Enkel und Urenkel den Ahnen schuldig sind!“

Und nun ermahnte sie die Gäste, wie es Wirthe zu thun pflegen, zu essen und zu trinken, und unterhielt die Gesellschaft auf das Anmuthigste, indem sie von den Wundern und Schätzen des Kyffhäusers und von dem Kaiser Friedrich erzählte. Zur herkömmlichen Zeit wurde die Tafel aufgehoben, und Alles strömte dem Tanzsaale zu, denn die Furcht vor der freundlichen Ahnfrau, die, wie es schien, kein Gespenst war, verschwand immer mehr.

Als der Tanz begann, mischte sie sich auch in die Reihen, tanzte erst mit vielem Anstande mit dem Brautvater, dann mit dem Bräutigam und Andern. Auch mich zog sie zum Tanze auf, und als ich ihre eiskalte Hand in der meinen fühlte, überkam mich wieder ein unbeschreibliches Grausen, und noch unheimlicher ward mir, als ich die Tänzerin gar nicht in meinen Armen fühlte, sondern nur ein luftiges Wesen zu halten schien. Sehr froh war ich, als der Tanz vorbei

war, und ich wich der Dame von nun an auf alle mögliche Weiſe aus.

Der Tanz währte die ganze Nacht hindurch, denn obgleich Mancher ſich wohl wieder hinweg wünſchen mochte, ſo getraute ſich doch Keiner in ſein einſames Gemach zu gehen, dort den Beſuch der Ahnfrau fürchtend.

Jetzt drang der erſte Schimmer der Morgenröthe durch die Fenſter, der Kerzenglanz verſchwand im Strahle der Sonne, da gewahrten wir, daß das Antlitz der Ahnfrau moderfarbig war, eingefallen, wie bei einem längſt Begrabenen. Jeder wich ſcheu zurück vor ihr. Da krähte der Hahn, und in demſelben Augenblick ſank die Ahnfrau zu Boden. Einige entfernten ſich, Andere riefen um Hülfe. Die Gardinen wurden zurückgeſchlagen, das volle Tageslicht drang herein, und wir ſahen ein Knochengerippe in alten, vermoderten Gewändern, welches jetzt ganz zerfiel. Unter den Knochen fand ſich der koſtbare Brillantring, nur ihm hatte die Zeit nichts angehabt.

Der Graf von Büchenbruch ließ die Knochen in einen Sarg legen und feierlich begraben. Die noch auf dem Schloſſe verweilenden Hochzeitgäſte, worunter auch ich, wohnten dem Todtenamte bei. —

So habe ich denn mit eigenen Augen geſehen, was ich nimmer geglaubt hätte, nämlich eine Todte zurückkehren auf die Erde. Gott ſey ihrer Seele gnädig! —

Der Oberſt legte das Buch hin und ſprach: „Was

soll man nun von alle dem glauben? Mein Urgroßvater hat dies ganz einfach und nur für sich hingeschrieben, gewiß nicht in der Absicht, eine Sage zu erzählen; er scheint von dem, was er hier als erlebt und geschaut mittheilt, vollkommen überzeugt."

„Es hat sich vielleicht irgend Jemand einen albernen Scherz erlaubt!" bemerkte seine Gemahlin.

„Das müssen wir auch annehmen," sagte der Arzt, „denn ich, so lange ich keinen Todten mit eigenen Augen habe zurückkehren sehen, werde niemals an solche Erzählungen glauben."

„Zweierlei wenigstens ist wahr in der Geschichte," sagte der Oberst, „Ring und Becher existiren noch, und sind, als diese Linie der Büchenbruchs ausgestorben ist, an meinen Vater gekommen."

Der Oberst wurde gebeten, diese Familienerbstücke zu zeigen, was er auch auf die nächste Nacht versprach.

Drei und vierzigste Nacht.

Als sich heute die Gesellschaft im Salon der Oberstin versammelt hatte, holte der Oberst Ring und Becher. Der Ring wurde von dem Doctor, der ein guter Kenner von Juwelen war, sehr hoch taxirt, den Becher aber bewunderte er außerordentlich und konnte sich nicht satt daran

sehen. „Diesen Becher muß ein tüchtiger Künstler gearbeitet haben!“ rief er enthusiastisch aus, „ich glaube gar Meister Benvenuto Cellini selbst.“

„Das ist nicht möglich, guter Doctor,“ sagte scherzend Henriette, „wenn die Gräfin Margarethe von Büchenbruch schon 1607 in den Kyffhäuser wanderte, um einen Becher zu holen, der diesem hier glich, welcher damals schon einige hundert Jahre im Besitz der Familie Büchenbruch war, so kann er unmöglich ein Werk Cellini's seyn.“

„Dennoch, liebes Fräulein, wie lange der Becher im Besitz der Familie Büchenbruch war, als er an Ihren Herrn Großvater kam, weiß Niemand genau; sehr leicht möglich ist es, daß ein Büchenbruch ihn aus Italien oder Frankreich mitgebracht haben kann, indem Mehrere dieser Familie, zu der Zeit, als dies Geschlecht im höchsten Flore war, große Reisen gemacht haben. Leicht möglich ist es, daß ein Büchenbruch sich am Hofe Königs Franz I. von Frankreich, welcher bekanntlich gern Ausländer um sich sah, auszeichnete, und daß der ritterliche und freigebige König den deutschen Grafen mit einem von Cellini gefertigten Kunstwerke beschenkte, damit der Deutsche daheim seinem Monarchen erzählte, was für Künstler Franz I. an seinem Hofe habe und beschütze.“

„Möglich!“ sprach der Oberst, „und mit besonderem Interesse werde ich nun den Becher betrachten, wenn ich denken kann, daß er ein Werk Benvenuto Cellini's ist!“

„Wir besitzen in unserer Familie auch einen seltenen

Schmuck," sagte der Graf, „ein kostbar gearbeitetes Stirnband von violett und grünen Steinen, und rathen Sie einmal, meine Damen, wer dies gearbeitet hat!"

„Doch nicht etwa gar Meister René Cardillac?" fragte die belesene Julie.

„In Wahrheit, dieser Goldarbeiter, den Hoffmann's interessante Erzählung: „das Fräulein von Scuderi" in Deutschland bekannt gemacht hat, ist der Verfertiger dieses Schmuckes, der wirklich von Cardillac's Händen gearbeitet ist; und durch meine Großtante, die Marquise Aubespinne, an meine Mutter gekommen ist."

„Ich muß gestehen, daß mich die Erzählung von Hoffmann und besonders der Charakter Cardillac's immer sehr angezogen haben, und um so mehr, seit ich einstmals eine Geschichte von einem Italiener gehört habe, die mir ein Gegenstück dazu scheint."

Der Hauptmann wurde gebeten zu erzählen und begann:

Der peinigende Wunsch.

Der Schnee fiel vermischt mit feinem Regen auf das schlechte Straßenpflaster, welches vor ungefähr sechzig Jahren das übrigens sehr freundlich gelegene Städtchen Hohenheim verunzierte.

Durch die engen Straßen rollte jetzt ein schwerbepackter, eleganter Reisewagen mit vier Pferden bespannt. Auf dem Bocke saß neben dem Kutscher ein

ältlicher Bedienter, im Wagen selbst, dicht in seinen Mantel gehüllt, ein Herr.

Vor dem silbernen Engel, dem ersten Gasthofe des Städtchens, hielt der Wagen, und sogleich eilten Wirth und Wirthin, Kellner und Küchenmädchen herbei, den fremden Herrn zu becomplimentiren.

Der Fremde stieg schweigend aus dem Wagen, der Bediente bestellte zwei der besten Zimmer, und eine Flasche Madeira für seinen Herrn, und kümmerte sich dann um das Gepäck. Der Fremde folgte dem Wirthe, und legte selbst in dem Zimmer den Mantel noch nicht ab.

„Lassen Sie mein Zimmer ja recht stark heizen! ich bin an Wärme gewöhnt, bei Ihnen zu Lande ist es kalt!"

Der Wirth verbeugte sich, fragte, ob der gnädige Herr noch etwas zu befehlen habe, und als der Gast, wie in der Zerstreuung mit no geantwortet, entfernte er sich, weil er vom Italienischen so viel verstand, um zu wissen, was si und no bedeute!

Das Gemach wurde geheizt, der Kellner brachte Wein und Kerzen, und die neugierige Frau Wirthin trat nun auch mit der Frage, ob der gnädige Herr etwas bedürfe, in das Gemach, um ihren unstreitig sehr reichen und vornehmen Gast gehörig zu mustern.

Der Herr hatte jetzt den Mantel abgelegt, und sie sah, daß der Fremde ein schlanker, schöner, noch junger Mann sey, dessen melancholische Miene ihn für sie

eben so anziehend machte, als vorher die Entdeckung, die sie beim Bedienten gemacht, nämlich daß ihr Gast der Graf Rivoli aus Rom sey, welcher sich einige Tage in Hohenheim aufhalten wolle.

Der Graf erwiederte der hübschen Wirthin sehr höflich, daß er nichts mehr bedürfe, indem ihm Alles hier ganz hübsch und bequem vorkomme; übrigens ersuche er sie auf das Freundlichste, ihn niemals, niemals zu fragen, was er wünsche, ihm sey dies sehr unangenehm, er würde schon selbst wissen lassen, was er bedürfe.

Die Wirthin schien über diese, ihr sehr kurz klingende Antwort etwas empfindlich und wollte sich eben entfernen, da wandte sich der Graf zu ihr und sagte mit gewinnendem Tone: „Erlauben Sie mir einige Fragen, Madame; haben Sie viel Besuche hier in Ihrem Gasthofe? Ich verstehe darunter viele Fremde, weit gereiste Personen, die sich längere Zeit hier aufhalten?"

„Ach leider nicht!" erwiederte die Wirthin, „obgleich unser Gasthof der beste, unsere Bedienung die pünktlichste ist. Wer nicht muß, hält sich nicht lange in diesem Städtchen auf, obgleich die Gegend himmlisch ist, was Sie bemerken würden, hätten wir jetzt nicht Winter!"

„Ich habe es bemerkt und kann mir denken, wie schön die Landschaft im Sommer ist; doch noch Eins: giebt es hier vielen Adel, viele interessante Personen,

mit denen ein Mann, wie ich, wohl Umgang wünschen würde?“

Die Wirthin lächelte und erwiederte: „Adel giebt es freilich nicht, denn in unserer Stadt herrscht der Kaufmannsstand vor, und der Handel ist hier wirklich gar nicht unbedeutend, aber dennoch giebt es Familien, in denen sich der Herr Graf sehr wohl gefallen würden; es sind acht reiche und zwölf bemittelte Kaufleute hier, zwei Doctoren der Medicin, vier Advokaten, dann der Steuerrath mit seiner Familie, seine beiden Töchter gelten für ausbündige Schönheiten, dann —“

„Schon gut, Madame!“ rief der Graf aufathmend, „ich sehe, hier wird es sich herrlich leben lassen. Sicher bleibe ich hier, bis die Rosen blühen!“

„Heute ist auch Kränzchen hier, in unserm Saale,“ bemerkte die Wirthin noch, „sechszig bis siebzig Personen, die angesehensten Familien der Stadt nämlich, finden sich in den Wintermonaten jeden Sonntag hier ein, und verweilen von Nachmittag sechs Uhr bis elf Uhr hier und sind stets sehr vergnügt.“

„Die älteren Herren spielen Tarok, die Damen stricken, die jüngeren Herren unterhalten die Damen und bisweilen wird auch Musik gemacht. Es wird warm zu Abend gespeiset und die Speisen sind stets delicat. Mein Mann und ich sind auch Mitglieder und wir werden es uns zur höchsten Ehre schätzen, den Herrn Grafen in die Gesellschaft einzuführen.“

Der Graf dankte ihr lächelnd und die Wirthin empfahl sich.

Einige Augenblicke stand der Graf nachsinnend am Fenster und schaute hinaus auf die leere Straße, dann erheiterten sich seine Mienen und unwillkührlich rief er aus: „Nun hier in diesem Winkel der Erde, ohne allen Umgang, werde ich doch endlich Ruhe finden!“

In demselben Augenblicke rollte ein Wagen die Straße herab und hielt vor dem Gasthofe. Des Grafen Gesichtszüge wurden noch heiterer, denn in dem Wagen langte sein alter getreuer Secretär Dondini mit einer Menge Bücher, Musikalien und den Instrumenten an, welche der Graf mit sich führte.

Es dauerte nicht lange, so stand auch schon Dondini vor dem Grafen, ihm sein Compliment zu machen. Dieser begrüßte ihn mit einem herzlichen Händedrucke und sagte freundlich: „Ich freue mich, daß Sie mir so schnell nachgekommen sind, lieber Dondini, ich habe indessen hier Quartier gemacht und gefalle mir. Die Gegend ist herrlich, das Städtchen klein, und zu meiner größten Freude habe ich erfahren, daß hier in dem Städtchen auch nicht eine einzige Seele wohnt, welche mich kennt, von mir gekannt wird, oder mir wohl gar Interesse einflößen könnte.“ Dondini blickte seinen Gebieter, der mehr sein Freund, als sein Herr schien, theilnehmend an, erzählte ihm dann kurz, wie es ihm auf der Reise ergangen und begab sich in das Zimmer,

welches der Wirth in der Schnelligkeit für ihn eingerichtet hatte.

Mit Hülfe des Bedienten packte Dondini eine halbe Stunde später die Bücher und Instrumente des Grafen aus. Er ordnete die Bücher und Musikalien, stimmte seine Violine und Mandoline, und packte dann des Grafen Zeichnen- und Malerapparat aus.

Während dies geschah, war es ganz dunkel geworden, der Graf lag nachdenklich im Sopha und kümmerte sich nicht um seine Umgebungen.

Stimmen vor der Thüre wurden laut, Begrüßungen, wortreiche Complimente, wie sie bei Personen von mittelmäßiger Bildung Sitte sind, ertönten und der Graf sagte lächelnd zu seinem Secretär: „Nun hören Sie einmal, Dondini, hoffen Sie nicht auch, daß ich werde hier unangefochten leben können?“

„Gott und die Heiligen wollen es geben!“ erwiederte dieser mit einem Seufzer.

Der Graf sank in sein düsteres Nachsinnen zurück.

Zu derselben Zeit hatten sich alle Mitglieder des Kränzchens versammelt, ihre Plätze eingenommen, und nun wurden Neuigkeiten auf Neuigkeiten erzählt.

Besonders that sich der Steuerrath hervor, welcher gestern Abend aus der Residenz zurückgekehrt war. Zuerst erzählte er vom Wetter und Wege, dann von den Moden, endlich räusperte er sich und begann: „Auch hat sich vor fünf bis sechs Tagen etwas sehr Schreckliches daselbst ereignet; auf dem Hofballe nämlich ist

die einzige Tochter des Staatsministers, ein wunderschönes, blühendes Fräulein, plötzlich umgesunken und auf der Stelle todt gewesen. Ihre Aeltern und ihr Verlobter, der Graf Navaillac, sind untröstlich, aber ganz wahnsinnig soll sich bei diesem Vorfalle ein italienischer Graf, dessen Namen ich vergessen habe, geberdet haben. Er hat den andern Morgen in aller Frühe die Stadt verlassen und Niemand weiß, wohin er sich gewendet. Ueber ihn gehen jetzt in der Residenz die seltsamsten Gerüchte umher, Einige behaupten, er sey Ursache an dem Tode des Fräuleins, denn er habe den bösen Blick, Andere, er könne zaubern, denn oft habe er nur leichthin gesagt: „Ich wünschte, daß Dies oder Jenes geschähe, daß ich Dies oder Jenes hätte, so sey es ihm sogleich geschehen, so habe er es sogleich gehabt; und sein jedesmaliges Erbleichen und Zittern in solchen Augenblicken beweise deutlich, daß er von irgend einem bösen Geiste, dem er sich verschrieben habe, bedient werde."

Alle erstaunten über diese schreckliche Begebenheit und über den selbsamen, geheimnißvollen Grafen; Wirth und Wirthin warfen einander bedeutende Blicke zu, waren jedoch so klug, zu schweigen.

Viel wurde noch über den Zauberer gesprochen, bis sich endlich um elf Uhr die Gesellschaft trennte. Als Wirth und Wirthin allein waren, sagte sie leise zu ihrem Manne: „Walther, ich denke, der italienische Graf ist kein Anderer, als der Graf Rivoli, unser

Gast, und ich wünsche nun von Herzen, daß er unsern Gasthof verließe, denn einen Menschen, der den bösen Blick hat, mag ich nicht unter meinem Dache haben!"

„Thörichtes Geschwätz müßiger Köpfe," entgegnete der Mann, „ein Mensch mit dem bösen Blicke sieht gewißlich ganz anders aus, als unser schöner Graf. Daß er zaubern kann, glaube ich eben so wenig, wäre er auch wirklich, was wir ja noch gar nicht behaupten können, derselbe Graf, von welchem der Steuerrath erzählte. Unser Gast ist offenbar reich, er hat einen Secretär, einen Bedienten, einen Kutscher, vier Pferde, welche sämmtlich gut leben, giebt also Anlaß, eine große Rechnung zu schreiben, und bleibt mir, je länger, je lieber, im Hause; Du aber, Therese, schweigst gegen Jedermann von Deinen Vermuthungen, dafür sollst Du auch zum nächsten Kränzchen ein neues Kleid haben.

Frau Therese gelobte Verschwiegenheit und Gehorsam, und das Paar begab sich zur Ruhe.

Nicht lange hatten Beide geschlummert, als sie durch ein schauerliches Aechzen und Stöhnen geweckt wurden.

„Hörst Du, Walther, diese Töne kommen aus dem Zimmer des Grafen!" flüsterte Frau Therese ihrem Gatten zu. Dieser gab ihr Recht, stand auf und verließ, sobald er sich angekleidet hatte, das Gemach, um zu sehen, was sich begäbe. In demselben Augenblicke war Alles still und der Wirth blieb zurück.

Den nächsten Morgen fragte er den Bedienten des

Grafen, ob sein Herr in dieser Nacht krank gewesen sey, denn er habe eine Zeit lang fürchterlich ächzen und stöhnen gehört; der Bediente versicherte, daß dies wohl nur eine Phantasie oder ein Traum des Wirthes gewesen sey, indem sein Graf sich vollkommen wohl befinde. Glücklicher war der wißbegierige Wirth bei dem Kutscher; nachdem er diesen durch einen Schoppen Wein gesprächig gemacht hatte, sagte dieser: „Ja, Herr Wirth, das ist sehr möglich, daß mein Herr geächzt und gestöhnt hat, der gebehrdet sich oft gar wunderlich, und wenn er mir nicht so viel Lohn gäbe und nicht auch sonst ein guter Herr gegen mich wäre, längst wäre ich über alle Berge. Bei uns ist viel zu erzählen, aber über meine Zunge soll nichts kommen!“

Mehr erfuhr auch für heute der Wirth nicht, aber er schied mit der Hoffnung, von dem Kutscher in Zukunft mehr zu hören.

Der Graf blieb in dem Gasthofe, las, musicirte, zeichnete, fuhr bei schönem Wetter aus, aß und trank gut und benahm sich in Allem wie ein andrer Mensch. Jeden Abend erhielt der Wirth seine Bezahlung nebst Trinkgeld für seine Leute, und sowohl er als seine Frau wünschten, daß der Fremde ewig in dem silbernen Engel bleiben möge.

Indeß schlug die Glocke elf und der Hauptmann versprach, seine Erzählung den nächsten Abend fortzusetzen.

Vier und vierzigste Nacht.

(Fortsetzung der vorigen Geschichte.)

In einem Städtchen wie Hohenheim konnte der Graf, obgleich er mit Niemandem umging, doch nicht unbemerkt bleiben. Er war der vornehmste, reichste, schönste junge Mann im Orte, hatte also alle Eigenschaften, welche Damen anziehen, und manche wünschte insgeheim, daß der fremde Graf sie sehen, sich in sie verlieben, und, seinen Stammbaum verachtend, sie zur Frau Gräfin machen möge.

Daß der Graf mit Niemandem umging, sich nicht einmal dem Bürgermeister, dem reichen Kaufmanne Warnhold, und dem Steuerrathe, der früher Hauptmann gewesen war, also Adelsrang hatte, vorstellen ließ, wurde sehr getadelt; doch entschuldigten wieder Andere dies, und die jungen Wittwen und Mädchen nannten ihn, obgleich sie ihn noch nicht gesehen, einen liebenswürdigen Sonderling. Der Wirth befand sich sehr wohl dabei, denn seine Gaststube war jetzt zu allen Stunden von Hohenheimern besucht, welche gern einen, ja auch zwei Schoppen guten Weines tranken, um recht viel von dem geheimnißvollen Grafen zu erfahren.

Herr Walther, als ein gefälliger Wirth, ermangelte auch nicht, seine Gäste von dem Grafen zu unter-

halten, und sein Weiblein stand ihm treulich bei. Er erzählte von seinen ungeheuern Reichthümern, von seinen kostbaren Ringen und von seinem melancholischen, doch leutseligen Wesen, sie sprach von des Gastes seltner Schönheit, daß er, obgleich ein geborner Italiener, doch vollkommen deutsch spreche, und daß er mit ihr besonders freundlich rede und schon oft ihr schönes, blondes Haar und ihre blauen Augen gelobt habe. Mit bösen Geistern habe der Graf sicher nichts zu thun, aber schon dreimal habe sie bemerkt, daß er ein Glückskind sey. Einmal nämlich habe sie sich in seiner Gegenwart bereden lassen, ein Lotterieloos zu nehmen; der Graf habe es gezogen und dazu gesagt: „Frau Wirthin, ich wünsche Ihnen Glück dazu;" und wirklich habe sie dreihundert Thaler auf das Loos gewonnen. Das zweite Mal habe sie über heftigen Zahnschmerz geklagt, und kaum habe der Graf gesagt: „Ich wünsche von Herzen, daß Ihr Schmerz aufhöre," so sey auch augenblicklich jede Wehthat verschwunden, und das dritte Mal habe er seinem Secretär Dondini gewünscht, er möge endlich einen Brief von seinem Bruder erhalten, und acht Tage später sey ein Brief gekommen, der an demselben Tage geschrieben worden sey, an dem der Graf den Wunsch ausgesprochen.

Dies Alles sey doch sehr merkwürdig, fügte der Wirth hinzu, denn das Menschenkind möge er kennen lernen, dem jeder kaum ausgesprochene Wunsch erfüllt würde.

Dieſe Mittheilungen der geſprächigen Wirt[hsleute] gingen, um manche abenteuerliche Geſchichte ver[rmehrt,] von Munde zu Munde, und der Graf galt bald i[n ganz] Hohenheim für einen zweiten Doctor Fauſt.

Einige Wochen hatte Graf Rivoli nun i[n dem] ſilbernen Engel verlebt, ruhig und ungeſtört, abe[r frei-] lich auch ſehr oft von der Langeweile angefochten[, wel-] che ſeine Bücher und Inſtrumente und des geiſt[reichen] Dondini's Geſellſchaft nicht ganz zu verbannen ver[mochte.]

An einem Kränzchentage ſaß er allein in [ſeinem] Gemache, Dondini war ausgegangen, die Dun[kelheit] hereingebrochen, er hatte noch nicht nach Licht [geklin-] gelt und ſein Diener, der ſtets dieſes Zeichen ab[warten] mußte, ihm noch keine Kerze gebracht.

Er hatte ſchon längſt, nicht ohne Lächeln, d[ie Be-] grüßungen der Kränzchen-Mitglieder vor ſeiner [Thüre] mit angehört, dann war es wieder ſtill.

Jetzt tönten aus dem Zimmer, in welchem ſich [die Ge-] ſellſchaft befand, die Töne eines mittelmäßigen Kl[aviers;] dennoch horchte der Graf auf, denn er liebte die [Muſik] leidenſchaftlich, und jetzt erklang eine Sopranſtim[me ſo] rein und klar, ſo hold und ſüß, daß der Gra[f leiſe,] leiſe aufſtand und ſich aus ſeinem Zimmer bis [an die] Thüre des Geſellſchaftszimmers ſchlich.

Er hörte von der unbekannten Sängerin m[it un-] beſchreiblicher Innigkeit das Lied ſingen:

„Guter Mond, du gehſt ſo ſtille“ ꝛc.

und war ganz Ohr.

Der Wirth, welcher aus der Gaststube kam, überraschte den Lauscher und war hoch erfreut, als der Graf, ihn rasch beim Arme fassend, ausrief: „Welch himmlischer Gesang; sagen Sie mir, wer so köstlich singt!“

„Steuerrath's Katharina!“ erwiederte der Angeredete, „ein junges, kaum erwachsenes Mädchen. Sie singt nicht übel, aber das ist auch keine Kunst, und gar nicht ihr Verdienst, denn sie ist ein Jahr lang bei ihrer Mutter Schwester in Leipzig gewesen, und was sie singen und spielen kann, hat sie von dem Kapellmeister oder Cantor Hiller gelernt.“

Der Graf überhörte dies Gerede, er bat den Wirth, ihn in der Gesellschaft einzuführen, und als dieser versicherte, daß ihm dies zur höchsten Ehre gereiche, ging der Graf nach seinem Zimmer, um ein wenig Toilette zu machen, der Wirth aber sprang in den Gesellschaftssaal, die Ankunft des Grafen zu verkünden.

Kaum hatte er die verhängnißvollen Worte gesprochen, so eilten die Damen vor die Spiegel, ihr Aussehen zu mustern; der Doctor Schmidt fing an, einige italienische Redensarten auszukramen, die verheiratheten Herren warfen sich in die Brust, die unvermählten blickten eifersüchtig auf die jungen Damen des Kreises, nur zwei Personen schienen gar nichts von dem Grafen gehört zu haben.

Eine davon war Willmar, ein junger Jurist und schöner Geist, unstreitig der angenehmste, hübscheste

Mann des Kreises; die andere war Katharina, des Steuerraths jüngste Tochter, die Sängerin. Sie stand neben Willmar am Fenster und wehrte es ihm nicht, daß er von seiner Liebe zu ihr und von seinen Hoffnungen sprach.

Jetzt öffnete sich die Thüre und herein trat der Graf, einfach, doch ganz fein gekleidet. Er verbeugte sich mit vornehmem Anstande gegen die Gesellschaft und sagte freundlich, doch ohne seinem Stande etwas zu vergeben, der Versammlung im Allgemeinen einige freundliche Worte. Dann sprach er von dem himmlischen Gesange, der ihn hergelockt, und bat einen von den Herren, ihn der Sängerin vorzustellen, damit er ihr für den hohen Genuß danken könne, welchen sie ihm verschafft habe.

Der Steuerrath holte seine Tochter vom Fenster weg und stellte sie dem Grafen vor; dieser betrachtete sie mit unverstellter Bewunderung, ja er war in diesem Augenblicke verlegner, als das blöde sechszehnjährige Mädchen. Endlich gewann er seine Fassung wieder, er sprach mit ihr über Musik und Katharina antwortete ungescheut. Beim Abendessen wurde er ihr Nachbar und der arme Willmar warf von Zeit zu Zeit verzweiflungsvolle Blicke auf die Geliebte.

Als die Gesellschaft aus einander ging, beneideten alle Damen Katharinen um diese glänzende Eroberung, und Willmar sah seine Geliebte dahin gehen, ohne ihr gute Nacht sagen zu können.

Der Graf war seit diesem Abende ein ganz Ande-

rer geworden, eine gewisse milde Heiterkeit war in ihm eingezogen, er schien sich wieder des Lebens zu freuen.

„Dondini," sagte er zu seinem alten Freunde, „hier werde ich endlich Ruhe haben, hier habe ich das Ziel aller meiner Wünsche gefunden, von nun an werde ich ganz glücklich seyn, denn ich werde nichts mehr begehren!"

Tag und Nacht schwebte Katharina vor Rivoli's Augen, sie war sein steter, lebendigster Gedanke. Er fand das Leben nicht mehr langweilig, das Städtchen herrlich, die Leere seines Innern war ausgefüllt.

„Ich fürchte nun kein Unglück mehr!" sagte er zu Dondini, „will sie ihr Geschick mit dem meinen verbinden, was könnte mir noch Trübes begegnen, wenn dieser Engel mir zur Seite steht!"

Der Graf machte seinen Besuch bei Katharinen's Aeltern und wurde auf das Zuvorkommendste aufgenommen. Er kam immer öfterer und immer theurer wurde ihm Katharina. Ihr Trübsinn fiel ihm bisweilen auf, aber an ihrer Gegenliebe zweifelte er nicht, weil er von ihrer Liebe Alles hoffte.

In Hohenheim zweifelte Niemand mehr, daß des Grafen Bewerbungen um Katharina ernsthaft wären, und das stille, schöne Mädchen wurde jetzt überall, obgleich der Gegenstand des heimlichen Neides, als zukünftige Gräfin ausgezeichnet.

Die anspruchslose Jungfrau war zu bescheiden, um die Anspielungen über ihr freundschaftliches Ver-

hältniß zu dem Grafen zu verstehen. Sie konnte es nicht für möglich halten, daß der junge, reiche, schöne Graf, der die Wahl unter den ersten Fräulein des Landes hatte, ihr die Hand bieten würde. Willmar's Eifersüchteleien beantwortete sie mit mildem Lächeln und den Versicherungen ihrer Treue, der Graf war ihrem Herzen nicht theurer, als ein Freund.

Der Graf war jetzt mit sich selbst einig, seine Geschäfte waren geordnet, er hatte ein eben käufliches, großes Rittergut nahe bei Hohenheim gekauft, und nachdem das Schloß für ihn eingerichtet war, ging er zu dem Steuerrath, und warb feierlich um Katharinen's Hand.

Mit Entzücken gaben ihm die Aeltern das Jawort, Katharina war nicht zugegen, und der Graf entfernte sich, ehe er sie gesprochen hatte. Als Katharina heim kam, verkündeten ihre Aeltern mit freudeglänzenden Augen ihr die Werbung des Grafen, nannten sie seine Braut, ihren Stolz, ihr Glück!

Doch die Jungfrau schüttelte sanft lächelnd den Kopf und sagte mit bittender Stimme: „Meine lieben Aeltern, sprecht nicht so, ich liebe den Grafen nicht und kann nimmer die Seine werden. Mein Herz ist schon Willmar verlobt, eher will ich sterben, als ihm die Treue brechen!"

Die Aeltern waren ganz erstaunt, daß Katharina ein so glänzendes Glück von sich weisen wollte, sie erschöpften sich in Bitten und Zureden, aber weder Bitten

noch Drohen fruchteten. Das sonst so blöde, stille Mädchen sprach jetzt auf einmal sehr ernst und mit so vieler Entschiedenheit; sie sprach so schön über ihre Pflichten gegen Willmar, sie stellte den Aeltern so klar vor, daß sie als armes, bürgerliches Mädchen unmöglich als Gemahlin des reichen, vornehmen Mannes glücklich seyn und beglücken können werde, daß die Aeltern ihren Entschluß, die Hand des Grafen auszuschlagen, nun gut fanden.

Der Vater bat sie, selbst mit dem Grafen zu reden, und Katharina versprach es.

Gegen Abend suchte der Liebende das Mädchen in seinem Zimmer auf, und fand es in tiefes Sinnen verloren.

Sie erschrak ein wenig, als er eintrat, doch bald faßte sie sich, und ging mit edler Würde auf ihn zu, ihm schonend, aber fest zu sagen, daß sie nie die Seine werden könne.

Da faßte der Graf ihre Hand, und mit inniger Zärtlichkeit rief er aus: „Süße Katharina, Deine Aeltern haben Dich mir zugesagt, jetzt ist mein innigster Wunsch, daß Du mich eben so glühend lieben mögest, wie ich Dich!“

Und in demselben Augenblicke war es Katharinen, als sey sie nicht mehr ihr Eigenthum, als müsse sie den Grafen lieben, nur ihm allein ewig angehören, und hocherglühend sank sie an sein Herz und rief leidenschaftlich: „Ja, Dein bin ich, Dein auf ewig!“

Hier hielt der Hauptmann in seiner Erzählung inne, mit dem Versprechen, die nächste Nacht fortzufahren.

Fünf und vierzigste Nacht.

(Fortsetzung der vorigen Geschichte.)

Heute erzählte der Hauptmann weiter:

Katharina war mit dem Grafen feierlich verlobt, und hing an ihm mit einer Innigkeit und Leidenschaftlichkeit, welche Niemand in dem sonst so stillen Mädchen gesucht hätte. Willmar hatte die Stadt verlassen, und keine Seele wußte, wohin er sich gewandt.

Katharinen's Aeltern staunten über die plötzliche Sinnesänderung ihrer Tochter, und der Graf, den sie sich früher so sehr zum Eidam gewünscht, hatte für sie nun zu Zeiten etwas Unheimliches. Sie bildeten sich ein, er habe Katharinen bezaubert, und die Mutter seufzte oft, wenn sie alle die herrlichen Sachen sah, mit welchen er ihre Tochter und ihre ganze Familie beschenkte: „Ach, wenn nur nicht einmal Alles zu Nichts wird, und der ganze Graf nicht verschwindet.“ Auch dachte sie wieder an die Geschichte von dem italienischen Grafen, welche ihr Gatte vor mehreren Mo-

naten in der Residenz gehört hatte, und wenn sie ihre Vermuthungen und Befürchtungen verschwieg, so kam es nur daher, weil sie den Grafen und seine Macht scheute.

Der Frühling schmückte Thäler und Höhen, in dem Garten des Schlosses, welches jetzt dem Grafen gehörte, blühten Primel und Veilchen, und der Hochzeittag Katharinen's war nahe.

Zum letzten Male in diesem Halbjahr versammelten sich die Mitglieder des Kränzchens, und der Graf fand sich ebenfalls mit seiner schönen Braut ein, weil dieser Ort für ihn reich an süßen Erinnerungen war, dort hatte er ja seine Katharina zum ersten Male gesehen.

Die Gesellschaft war diesen Tag ungewöhnlich still. Niemand wußte etwas zu reden; so kam es denn, daß ein Mitglied der Gesellschaft vorschlug, man möge doch eine Geschichte erzählen. Diese Idee wurde mit Jubel aufgenommen, und der Doctor Schmidt, als der Belesenste des Kreises, aufgefordert, etwas mitzutheilen.

Dieser sann einige Augenblicke nach und sagte dann: „Es fällt mir gegenwärtig nichts ein, als eine Volkssage, die ich, so gut es mir möglich ist, erzählen will.

Vor einigen hundert Jahren lebte eine Gräfin, die eben so reich als stolz, und eben so hartherzig als geizig war. Sie besaß neun und neunzig Dörfer mit neun und neunzig schönen Schlössern, in denen Alles enthalten war, was sich der Mensch nur immer wün-

schen mag, Edelsteine, Gold und Silber, kostbare Zeuge, köstliche Weine und Lebensmittel. Nun war aber die Gräfin nur karg gegen Andere, sie selbst versagte sich keinen Wunsch, und das Köstlichste war ihr nicht gut genug.

Mehrere Jahre hatte sie auf ihrem schönsten Schlosse mit ihrem Gemahl verlebt, den sie ganz beherrschte, da kam theure Zeit, und die Lebensmittel stiegen nach und nach so im Preise, daß selbst wohlhabende Leute nicht viel mehr kaufen konnten, als das tägliche Brod.

Die Gräfin kümmerte dies wenig, sie gab keinem Menschen nur einen Heller oder ein Stücklein Brod, sie selbst aber badete sich in Weine, und aß kein anderes Brod, als das feinste.

Eines Tages ritt sie im schönsten Putze auf ihrem milchweißen, prächtig angeschirrten Zelter durch das Dorf, da trat ein armes Weib zu ihr, den vor Hunger schreienden Säugling auf dem Arme, und bat sie um eine milde Gabe.

„Ich habe kein Geld bei mir!“ sprach mürrisch die Gräfin, und wollte weiter reiten, aber das Weib fiel dem Pferde in den Zügel und jammerte: „Seyd barmherzig; seht, ich habe seit zwei Tagen keine Nahrungsmittel zu mir genommen, und nun in meiner Brust keine Milch für mein schreiendes Kind, und noch fünf hungernde Kindlein daheim!“

Da lachte die Gräfin höhnisch auf und rief: „Was

kümmert mich Eure Kinderschaar? Daß Ihr armes Volk doch immer so viel Kinder habt!"

Die Frau schwieg einen Augenblick, dann ballte sich ihre rechte Hand, und sie zornig zum Himmel aufhebend sprach sie mit feierlichem Tone: „Unbarmherzig habt Ihr mich und meinen Säugling von Euch gestoßen, Ihr reiche Frau, meines Kindersegens gespottet, so wollt' ich, daß Ihr zur Strafe für Eure Härte so viel Kinder bekämt, als Tage im Jahre, und Euer Reichthum von den Kindern aufgezehrt würde."

Das Weib wandte sich und ging fürbaß, die stolze Gräfin schickte ihr ein Hohngelächter nach.

Einige Monde später fühlte sich die Gräfin Mutter, und als ihre Stunde kam, gebar sie dreihundert fünf und sechzig kleine, ganz kleine Kinder, die aber alle gesund waren, und in kurzer Zeit so groß wuchsen, wie andere Kinder.

So lange sie klein waren, ging es, aber als sie größer waren, reichte die große Habe der Aeltern nicht für sie hin, und sie verbrauchten so viel, daß die Gräfin im Alter betteln gehen mußte!"

Der Erzähler schwieg.

„Wie ein so eigener Wunsch ist erfüllt worden?" sagte Katharinen's Mutter.

„Mancher seltsame Wunsch wird bisweilen erfüllt, und unser Unglück keimt daraus hervor," sagte ernst der Geistliche, „darum sollten wir wenig wünschen, alle Sorgen auf den Herrn werfen, und niemals klagen,

wenn uns ein Wunsch nicht erfüllt wurde. Mir bangt vor den Glückskindern, deren Wunsch Gewährung folgt, sobald er ausgesprochen ist!"

Den sanften Augen Katharinen's war es nicht entgangen, daß ihr Verlobter während der Erzählung erblaßt war; die Worte des Predigers bewegten ihn tief, rasch sprang er auf und verließ das Zimmer.

Auf seinem Gemache angelangt, gab er Befehl zum Einpacken und Anspannen, und eine Stunde später rollte er in seinem Reisewagen zum Thore des Städtchens hinaus.

Der Steuerrath erhielt zu derselben Zeit ein Billet von des Grafen Hand, es lautete:

„Mein finsteres Verhängniß zwingt mich, das höchste Glück meines Lebens aufzugeben, Katharinen zu verlassen. Fragen Sie nicht, warum, aber glauben Sie, daß ich ein Mann von Ehre bin. Das Rittergut, welches schon früher Katharinen zugeschrieben wurde, bleibe ihr Eigenthum. Möge sie immer glücklich seyn, sich trösten, aber mich weder hassen, noch ganz vergessen!

Alfonso, Graf von Rivoli."

Die Familie Katharinen's war außer sich über die Abreise des Grafen, und nannte ihn den treulosesten Mann, den es geben könne. Katharina blieb still, sie vertheidigte ihn, sie liebte ihn noch, sie hoffte ihn einst wieder zu sehen.

In der Stadt wurde lange, lange von der schnellen,

geheimnißvollen Abreiſe des Bräutigams geſprochen, den Grafen aber ſah man in Hohenheim nicht wieder.

„Wie!“ rief Henriette, als der Hauptmann ſchwieg, „Ihre Erzählung iſt ſchon zu Ende?“

„Bewahre, mein gnädiges Fräulein, erſt die Hälfte derſelben habe ich mitgetheilt, wann ich die zweite Hälfte erzählen werde, weiß ich freilich noch nicht, weil ich meinen Urlaub benutzen und morgen nach der Reſidenz reiſen will.“

„So iſt Ihre Art,“ ſchalt Henriette, „allemal unterbrechen Sie Ihre Erzählungen, wenn ſie am intereſſanteſten ſind; nun, kommen Sie nur bald zurück, denn wir alle möchten gern wiſſen, was aus dem Grafen und Katharinen noch wird.“

„In acht Tagen hoffe ich zurück zu ſeyn!“ erwiederte der Hauptmann, „und länger währt auch mein Urlaub nicht!“

Sechs und vierzigſte Nacht.

Heute wurde Graf Eugen gebeten, etwas zu erzählen, er war auch bereit, es zu thun, und ſprach: „So manche Sage von deutſchen Dichtern haben wir zum Theil erzählt, zum Theil anders wiedergegeben, und auch die eigne Phan-

taſie unſerer Freunde und der ſchönen Damen hat manche ganz einfache Volksſage uns ausgeſchmückt vorgeführt; erlauben Sie mir eine Erzählung vorzutragen, die ſelbſt einer Sage ähnelt, und in welche eine Sage eingewebt iſt. Ich habe ſie in dieſen Tagen überſetzt, ſie gehört einem engliſchen Schriftſteller an, den die Deutſchen ſehr gern leſen, und welcher auch Deutſchland kennt, zu lieben ſcheint und unſere Literatur würdigt!"

„Gewiß ſprechen Sie von Bulwer," bemerkte die Oberſtin.

Der Graf bejahte es, und begann:

Das Mädchen von Mecheln.

Es war Mittag in der Stadt Mecheln; die Glocken riefen die Bewohner zum kirchlichen Gottesdienſte, und die Menſchenmaſſe, welche in der Nähe der Kirche Sanct Reimbold dahin ſtrömte, verlor ſich nach und nach in den Räumen des Gotteshauſes.

In der Straße ſtand ein junger Mann, die Augen zu Boden gerichtet, lauſchend, wie es ſchien, nach irgend etwas; denn ohne die Blicke zu erheben, wandte er ſich nach jedem Winkel des Straßenpflaſters, und ſeine Züge trugen während deſſen das Gepräge der Angſt.

In der rechten Hand hielt er einen Stecken, in der linken einen langen Strick, deſſen anderes dünnes Ende auf der Erde lag.

Von Zeit zu Zeit rief er im klagenden Tone:

„Fido, Fido, komm zurück! Fido, bist Du von mir gegangen?“ Jedoch Fido kam nicht zurück; der Hund, seiner Gefangenschaft müde, war dem Bande entschlüpft, und spielte mit andern Hunden in einer weit entfernten Straße, während er seinen blinden Herrn den Weg zu dessen entlegenem Gasthofe so gut suchen ließ, als dieser es vermochte.

Leichte Tritte in der Straße hallten jetzt an das Ohr des jungen Blinden. Sein Antlitz drückte Freude darüber aus.

„Verzeihen Sie mir,“ sagte er, indem er sich zu der Stelle wendete, von welcher her die Schritte gekommen waren, „verzeihen Sie mir, und geleiten Sie mich, wenn nicht dringende Geschäfte Ihnen dazu die Zeit entziehen, nach dem Hôtel Mortier d'or.“

Die von dem Blinden so angeredete Person war ein junges Mädchen, deren Anzug kund gab, daß sie zu dem mittlern Stande gehörte.

„Es ist etwas weit bis dahin, mein Herr,“ erwiederte das Mädchen, „doch wenn Sie etwa zweihundert Schritte gerade aus gehen, dann sich rechts wenden“ —

„Ach!“ unterbrach sie der junge Mann mit trübem Lächeln, „Ihre Andeutung wird mir von wenig Nutzen seyn, denn mein Hund ist fortgegangen und ich — ich bin blind!“

In diesen Worten und in dem Tone des Fremden

lag Etwas, das unwiderstehlich das Herz des jungen Mädchens traf.

„Ich bitte, verzeihen Sie mir," sprach sie, indem ihr die Thränen in die Augen traten; „ich bemerkte nicht, daß — Sie so unglücklich sind" — wollte sie sagen, doch hielt sie aus instinktmäßigem Zartgefühl diese Worte zurück.

„Stützen Sie sich auf mich!" fuhr sie fort, „ich will Sie zu der Thüre des Hôtel Mortier d'or begleiten; ja, mein Herr," setzte sie, sein Zögern gewahrend, hinzu, „ich habe Zeit genug, Sie können es glauben."

Der Fremde nahm ihren Arm, und obgleich Luzilla von Natur die Schüchternheit selbst war; so fühlte sie doch jetzt nicht die leiseste Regung von Scham, als sie auf so plötzliche Art dazu gekommen war, allein durch die Straßen von Mecheln mit einem fremden Jüngling zu gehen, dessen Anzug und Benehmen verriethen, daß er höhern Standes, als sie war.

„Ihre Stimme ist so süß, so lieblich," sagte er nach einer Pause, „und dieser Klang allein ist es, durch welchen ich Jugend und Schönheit erkenne!"

Luzilla erröthete jetzt, und ein trübes Lächeln mischte sich in dies Erröthen, denn ihr war wohl bekannt, daß sie auf Schönheit keinen Anspruch machen konnte.

„Sind Sie eine Einwohnerin von Mecheln?" fuhr der Jüngling fort.

„Ja, mein Herr!“ erwiederte ſie, „mein Vater hat ein kleines Amt beim Poſtweſen, und meine Mutter und ich, wir verfertigen Spitzen. Man nennt uns arm, aber wir fühlen es nicht, mein Herr.“

„Da ſeyd Ihr ſehr glücklich!“ ſagte der Fremde melancholiſch, „der größeſte Reichthum iſt der Reichthum des Herzens.“

„Und Sie, mein Herr,“ fragte Luzilla, verdrüßlich über ſich, daß ſie vielleicht durch ihre Worte dem Blinden weh gethan, bemüht, das Geſpräch zu ändern, „und Sie, mein Herr, ſind ſchon längere Zeit in Mecheln?“

„Ich bin erſt ſeit geſtern hier. Ich bin eben auf einer Reiſe durch die Niederlande. Vielleicht lächeln Sie, daß ein Blinder reiſet, allein ſelbſt ein ſolcher findet es langweilig, ſtets an einem und demſelben Orte zu leben. Ich dachte, während der Zeit des Gottesdienſtes, wo die Straßen leer ſind, geleitet von meinem Hunde, wohlbehalten wenigſtens friſche Luft zu ſchöpfen, wenn auch nicht am Anblicke der Stadt mich zu erfreuen; allein ich erfahre nun wohl, daß es Menſchen giebt, die nicht einmal einen Hund zum Freunde haben können!“

Der Blinde äußerte ſich mit Bitterkeit — das Entlaufen ſeines Hundes nagte ihm am tiefſten Herzen, Luzilla trocknete ſich die Augen.

„Reiſen der Herr denn allein?“ fragte ſie; und indem ſie ihm dabei aufmerkſamer anſah, als ſie es

bisher zu thun gewagt hatte, bemerkte sie, daß er kaum fünf und zwanzig Jahre zählen konnte.

„Sind Ihre Aeltern — ist Ihre Mutter nicht mit Ihnen?“ fragte sie, besonders das Wort Mutter betonend.

„Ich bin eine Waise,“ sagte der Fremde, „und habe weder Bruder noch Schwester.“

Der trostlose Zustand des Blinden drang tief in Luzilla's Herz, noch niemals hatte sie sich so bewegt gefühlt. Sie empfand ein sonderbares, nie gekanntes Herzklopfen, ein tiefes, herzinniges Mitleiden zog ihre ganze Seele zu ihrem beklagenswerthen Gesellschafter hin. Sie wünschte sich, seine Schwester zu seyn!

Der Contrast zwischen der Jugend und der Gestalt des Fremden und seiner Betrübniß erhöhte noch des Mädchens Mitleid für ihn. Des Jünglings Gesichtszüge waren auffallend regelmäßig, und hatten einen gewissen Adel in ihren Umrissen; seine Gestalt war schlank und voll Grazie, obgleich er sich mit vorsichtigen und langsamen Schritten bewegte.

Sie waren jetzt in eine schmale Straße gekommen, die zu dem Hôtel führte, als sie hinter sich Hufschläge vernahmen; und Luzilla, welche sich rasch umblickte, sah einen Trupp belgischer Reiter, welcher durch die Stadt sprengte.

Sie zog ihren Begleiter dicht an die Mauer, und da sie für denselben fürchtete, blieb sie dicht neben ihm stehen.

Der Trupp ritt im vollen Trott durch die Straßen, und Luzilla, wenn sie den Blinden eben jetzt betrachtet hätte, würde gesehen haben, daß bei dem Geklirr der Waffen und dem Getrappel der stämmigen Rosse das Angesicht desselben strahlte, und sein bisher schwermüthig gesenktes Haupt sich stolz empor richtete.

„Dank sey dem Himmel!“ sagte das Mädchen, als der Trupp größtentheils vorbei war, „die Gefahr ist vorüber!“

Sie hatte zu früh gesprochen.

Einer der letzten beiden Reiter, die neben einander ritten, saß zum Unglück auf einem sehr jungen, wilden Pferde.

Des Reiters Flüche, und mehr noch dessen tief eindringender Sporn vermehrte das Feuer und die Ungeduld des Gaules, der nun von Seite zu Seite der engen Gasse courbettirte.

„Habt Acht!“ rief der Reiter, als er dem Platze nahe kam, auf dem Luzilla und der Jüngling dicht an die Mauer gedrängt standen: „Seyd Ihr toll? Warum eilt Ihr nicht, daß Ihr fort kommt?“

„Um's Himmels willen, um Barmherzigkeit willen! Er ist blind!“ schrie Luzilla, die sich fest an den Fremden drängte.

„Retten Sie sich nur, meine gütige Führerin!“ sagte der Jüngling. Luzilla aber dachte an nichts weniger, als daran. Der Reiter wendete den Kopf des Pferdes von dem Platze weg, wo jene standen; als das wilde Thier jetzt

tiefer als je den Sporn fühlte, schlug es wiehernd mit den Hinterfüßen aus, und das Mädchen, unvermögend, beide zu retten, warf sich vor den Blinden und fing den gegen ihn gerichteten Schlag auf, ihr schlanker und feiner Arm schlotterte, aus dem Gelenk gestoßen, ihr am Körper herab.

Der Reiter sprengte davon.

„Gott sey Dank! Sie sind gerettet!“ rief die arme Luzilla; und überwältigt von Schreck und Schmerz sank sie in des Fremden Arme, die sich unwillkührlich ihr öffneten.

„Meine Führerin, meine Freundin! Sie sind verwundet!“ schrie er.

„Nein, o nein, mein Herr!“ unterbrach ihn Luzilla matt — „es ist schon vorüber, mir ist wohl. Nur dieser Arm, — wir sind nicht mehr weit von Ihrem Hôtel.

Jedoch des Blinden Ohr, das schon seit Jahren an jede Biegung der Stimme gewöhnt war, sagte ihm sogleich, welche Schmerzen Luzilla litt. Allmälig entlockte er ihr das Geständniß des Wehes, das ihr zugefügt ward; allein das großmüthige Mädchen sagte nicht, daß sie, um ihn zu beschirmen, sich der Verletzung preis gegeben hatte. Er bestand jetzt darauf, die Dienstleistung umzukehren, sie nach Hause zu führen; und Luzilla, die fast ohnmächtig von Schmerzen und kaum im Stande war, sich zu rühren, sah sich gezwungen, darein zu willigen. Nur wenige

Schritte von der Stelle, wo sie sich jetzt befanden, stand das einfache Wohnhaus ihres Vaters — bald war es erreicht — und kaum hatte Luzilla die Schwelle desselben überschritten, so sank sie ohnmächtig nieder.

Dem Fremden blieb es überlassen, den Vorfall zu erklären; er that es kurz, und bat ungesäumt den geschicktesten, besten Wundarzt holen zu lassen. „Ich bin reich," setzte er hinzu, „und dies ist das Wenigste, was ich für Ihre großmüthige Tochter thun kann, die einen ihr unbekannten Menschen nicht in der Gefahr verlassen wollte."

Indem er dies sagte, legte er seine Geldbörse hin, aber der Vater wies dies Anerbieten von sich, indem sich Verdruß über solch eine Vergütung in des Alten Mienen malte.

Der junge Mann blieb, bis der Wundarzt kam, und der Arm wieder eingesetzt worden war; auch verließ er das Haus nicht eher, als bis ihm die Mutter fest versprochen hatte, daß er morgen früh hören sollte, wie die Kranke die Nacht zugebracht.

Hier hielt Eugen inne, „die Fortsetzung soll morgen folgen," sprach er, Henrietten zärtlich anblickend.

Sieben und vierzigste Nacht.

(Fortsetzung der vorigen Geschichte.)

Eigentlich hatte der Blinde die Absicht gehabt, den andern Tag die Stadt zu verlassen, da diese ihm wenig Anziehendes darbot, jetzt zögerte er jedoch einen Tag nach dem andern, bis Luzilla selbst, von ihrer Mutter begleitet, ihm versicherte, daß sie vollkommen genesen sey.

Die Dunkelheit, zu welcher der junge Saint Amand verdammt war, barg seinem innern Auge nicht die Gebilde idealer Schönheit, im Gegentheil weidete er in seiner steten und unbeschäftigten Einsamkeit sich an den Träumen seiner von Natur reichen und lebendigen Fantasie und eines für Uebereinstimmung und Mittheilung erglühten Herzens.

Er hatte wahr geredet, als er sagte, daß sein einziges Zeugniß von Schönheit in dem Klange der Stimme läge; und niemals hatte ein Ton sein Ohr sanfter und inniger berührt, als die Stimme des Mädchens in der Straße von Mecheln. Ihr so schöner, von edler Selbstverläugnung zeugender Ruf: „Gott sey Dank, Sie sind gerettet!“ der in dem Augenblicke ihrem Munde entschwebte, als sie die empfindlichsten Schmerzen litt, klang fortwährend in Saint Amand's Herzen wieder, und ohne seine Empfindung mit dem Verstande zu be-

leuchten, gab der Jüngling sich schwankenden, aber köstlichen Gefühlen hin, von denen sein Herz noch nimmer ergriffen gewesen war.

Und Luzilla? Der ganze Vorfall, der seinetwegen ihr begegnet war, vermehrte die Theilnahme, welche sie schon für den Jüngling hegte, der in seinen schönsten Jugendjahren allen heitern Lebensgenüssen entsagen und einsam und allein sich zu einer jahrelangen Nacht verdammt sehen mußte.

Bei den edlern Frauen waltet ein stetes, inniges Sehnen und Trachten nach Beschützen ob. Dadurch werden die Frauen zu Tröstern der Betagten, zu Wohlthätern der Kranken, zu Pflegern der Kinder, und dies Trachten, welches bei Luzillen vorzüglich entwickelt war, hatte bereits ihr ganzes leidenschaftliches Wesen auf unnennbare Weise mit dem Geschick des unglücklichen Fremden verbunden.

Mit feuriger Neigung und mit Gedanken, die über ihren Stand und ihre Jahre hinaus reichten, fehlte es ihr nicht an der bescheidenen Eitelkeit, durch welche sie es schmerzlich fühlte, daß es ihr freilich sehr an Schönheit gebreche.

Tief im Innersten überzeugt, wie treu und warm sie selbst zu lieben fähig sey, hielt sie es für unmöglich, in demselben Grade wieder geliebt werden zu können. Dieser Fremde, der in ihren Augen Alles übertraf, was sie je gesehen hatte, war der Erste unter ihren Bekannten, welcher sie in Tönen angeredet hatte, durch

welche sich die einem Mädchenherzen liebste Verehrung ausspricht. Ihm galt sie für schön, für ihn sprach ihre liebenswürdige Seele, ohne durch die Unregelmäßigkeit ihres Gesichtes daran gehindert zu werden.

Nicht daß Luzilla alle persönliche Reize entbehrt hätte, ihr schwebender Gang und ihr schlanker Wuchs zeugte von ihrer zarten Jugend, ihr Mund und ihr Lächeln hatte einen so überaus milden und einnehmenden Ausdruck, daß es Augenblicke gab, in denen nicht bloß der Blinde geglaubt haben möchte, Luzilla sey ein sehr reizendes Mädchen. In früher Kindheit hatte sie gegründete Hoffnung gegeben, seltene Gesichtsschönheit zu zeigen, die jedoch durch die Blattern, welche damals eine fürchterliche Krankheit waren, rettungslos vernichtet wurde. Dieses Uebel hatte nicht nur Luzilla's zarte Haut vernarbt und ihr anmuthiges Colorit verschwinden lassen, sondern sogar den Ausdruck ihrer Züge merklich verändert. Nun galt Luzillen's Familie im Allgemeinen für hübsch, und die Glieder derselben freuten sich nicht ohne Eitelkeit dieser Berühmtheit; Luzillen's Aeltern aber beklagten die Wirkungen dieser verheerenden Krankheit in so hohem Maße, daß Luzilla frühzeitig gelernt hatte, jene Wirkungen für noch bemerkbarer zu halten, als sie wirklich waren, und die Vorzüge der Schönheit höher zu schätzen, deren Verlust von ihren Aeltern als ein so großes Unglück angesehen wurde.

Dazu kam, daß Luzilla eine Verwandte, Namens

Julia, hatte, die wegen ihres schönen Aeußern für das Wunder von ganz Mecheln galt; und da die beiden Basen oft zusammen kamen und neben einander gesehen wurden, so war der Unterschied allzugroß, als daß er Luzillen nicht manche Zurücksetzung hätte zuziehen sollen.

Allein jedes Mißgeschick hat sein Gutes, und das Bewußtseyn ihrer Gesichtsunschöne hatten Luzillen's Gemüthsart nicht etwa erbittert, sondern gemildert, hatten ihrem Geiste, der sonst zu hochstrebend und kühn gewesen seyn würde, edle Zartheit, und ihrer Seele, die von Natur stark und leidenschaftlich war, Demuth gegeben.

Luzilla hatte den alleinigen Nachtheil, den sie durch den Mangel an Reizen am meisten für sich fürchtete, längst besiegt. Das Mädchen ward geliebt, wo es erschien, wo man es kannte. Wohin Luzilla auch kam, immer verbreitete ihre lichte, sanfte Seele einen gewissen, unnennbaren Zauber, und wohin sie nicht kam, da fehlte etwas, das selbst Julien's Schönheit nicht ersetzen konnte.

„Ich möchte gern," sagte Saint Amand zu Madame Le Tisseur, Luzillen's Mutter, als er in deren kleinem Vorzimmer saß, denn er war bereits so weit mit der Familie bekannt geworden, daß es ihm gestattet war, sich nach ihrem Hause führen zu lassen, um die Besuche zu erwiedern, die Madame Le Tisseur ihm gemacht hatte, daß also Fido, der bereuend zu seinem Herrn zurückgekehrt war, dessen Schritte zu der

Wohnung des Postbeamteten leitete und vor der Thüre auf die Rückkehr seines Herrn wartete. — „Ich möchte gern," sagte Saint Amand mit einiger Verlegenheit, „noch einige Zeit hier in Mecheln bleiben. Die Luft hier sagt mir zu, und mir gefällt die Stille des Ortes. Nun aber wissen Sie, Madame, daß ich meine Lage in einem Hôtel unter lauter Unbekannten peinlich fühle. So kam ich auf den Gedanken" — Saint Amand hielt wieder ein Weilchen inne — „so kam ich auf den Gedanken, ob ich eine achtbare Familie würde vermögen können, mich in ihr Haus aufzunehmen, daß ich mich hier für kurze Zeit niederlassen könnte. Ich bin leicht zufrieden gestellt."

„Ohne Zweifel wird es viele Familien in Mecheln geben, die sich glücklich schätzen würden, einen solchen Hausgenossen zu besitzen," entgegnete Luzillen's Mutter.

„Wollen Sie mich bei sich aufnehmen?" sagte Saint Amand, „Ihre Familie war es, an die ich dabei dachte!"

„An uns? Mein Herr, Sie scherzen; wir haben kaum ein Zimmer, welches schön genug für Sie wäre."

„Welchen Unterschied zwischen einem und dem andern Zimmer kann es für mich geben? Für mich ist das Gemach das schönste, in welchem mir die lieblichste Stimme tönt."

Die Uebereinkunft ward getroffen, und bald wohnte Saint Amand in einem und demselben Hause mit Luzillen. Ach und wie glücklich war das Mädchen, daß

Er einer immerwährenden Aufmerksamkeit bedurfte! Und wie sehr wurde ihr Glück dadurch erhöht, daß Sie es war, die ihm solche Aufmerksamkeit weihen konnte!

Saint Amand war ein leidenschaftlicher Liebhaber der Musik; er blies eben so schön die Flöte, als er gut und kunstgerecht sang; wie selig war Luzilla, wenn sie still und ganz in das Reich der Töne versenkt, auf Saint Amand's Spiel und Gesang lauschen konnte. War sie nicht unendlich glücklich, wenn sie sah, daß der Trübsinn, der sich in seinen Zügen aussprach, dem Lächeln wich, sobald er den Klang ihrer lieblichen Stimme hörte? Wenn seine Flöte verstummte und er sanft: „Luzilla!" rief. Ihr eigener Name klang ihr süß, wenn Saint Amand's Mund ihn nannte. Wie glücklich war sie, wenn sie ihn in Sommerabenden in das Freie führte, und in ihrer Dankbarkeit für seine hingebende Dankbarkeit und Liebe lag eine Anbetung, die ihr höchster Reichthum war.

Saint Amand's Aeltern waren Franzosen gewesen. Sie hatten in der Gegend von Amiens gewohnt, wo ihnen ein ansehnliches Grundeigenthum zugefallen war, das der blinde Jüngling nun seit zwei Jahren besaß.

Saint Amand war in seinem dritten Lebensjahre blind geworden.

„Ich weiß nicht mehr," sagte er einst zu Luzilla, als er mit ihr allein war, „ich weiß nicht me , wie

die Erde, der Himmel, oder die Flüsse, deren Stimmen ich wenigstens hören kann, aussehen; denn ich habe keine, als eine verworrene, jedoch köstliche Erinnerung an tausendfaches, glänzendes Farbenspiel — ein helles und lebendiges Gefühl von Freude — an eine sichtbare Musik. Doch erst, nachdem meine Kinderjahre entflohen, fing ich an, über die Entbehrung des Tageslichtes zu trauern, und trauere seitdem zu aller Zeit darüber. Meine Knabenzeit verfloß in stiller Fröhlichkeit; die geringste Kleinigkeit machte mir Freude und füllte die Lücken meines Geistes aus; allein als ich Vergnügen daran fand, vorlesen zu hören, als ich den lebendigen Schilderungen der Poesie lauschte, als ich bei Erzählung großer und edler Thaten begeistert wurde, als ich die Energie, die Thätigkeit, den Eifer, die Inbrunst, die Pracht und die Schwärmerei des Lebens kennen lernte, da erwachte in mir der Sinn für Alles das, was mir versagt geblieben ist. Ich fühlte mein Daseyn, allein ich fühlte nicht, daß ich lebte, und daß ich mitten in universeller Freiheit zu einem Kerker verurtheilt war, aus dessen kahlen Mauern es für mich kein Entrinnen giebt.

Dennoch hatte ich, so lange meine Aeltern lebten, einigen Trost, war ich doch nicht allein. Sie starben; von nun an umgab mich eine plötzliche, furchtbare Einsamkeit. Ach wie trostlos war ich!

Alles, was mir von menschlichem Mitgefühl übrig geblieben, lebte in einem alten Diener, der mich von

meiner frühesten Kindheit an gepflegt, der mich gekannt hatte, als ich noch sah. Doch genügte dies nicht, mir eine Heimath bleibend lieb zu machen, in welcher ich die liebevollen Stimmen meines Vaters, meiner Mutter nicht mehr hörte.

Eine rastlose Ungeduld, ein Drang nach Umherwandern bemächtigte sich meiner, und ich verließ das Vaterhaus, um zu reisen. Wohin, war mir gleichviel, ich wollte nur die Luft verändern, die wie eine fühlbare Last mich drückte.

Ich nahm nur meinen alten Diener als Begleiter mit; er starb altersschwach, hoch bejahrt, vor drei Monaten in Brüssel. Ach! ich hatte nicht bedacht, daß er alt war, denn ich sah nicht seine täglich zunehmende Körperschwäche. So war ich denn nun ganz allein, bis ich hierher kam und Dich fand."

Luzilla bückte sich, um den Hund zu liebkosen; sie segnete das Entlaufen des Thieres, welches ihr zu einem Freunde geholfen hatte, der nie verlassen werden durfte.

Jedoch wie innig, wie dankerfüllt Saint Amand auch Luzillen liebte, so vermochte das Mädchen doch mit all' ihrer angewendeten Mühe nicht, die Schwermuth von der Stirn ihres Geliebten gänzlich zu verscheuchen und ihn mit seinem beklagenswerthen Zustande zu versöhnen.

„Ach, wenn ich Dich doch sehen könnte! O, wenn ich doch das Antlitz erblicken könnte, von dem ich vergebens bemüht bin, mir eine Vorstellung zu machen!"

„Wenn Du das könnteſt!“ ſeufzte Luzilla, „ſo würdeſt Du aufhören, mich zu lieben!“

„Unmöglich!“ rief Saint Amand leidenſchaftlich; „wie immer auch die Welt Dich finden möge, für mich würdeſt einzig Du das Muſter der Schönheit ſeyn, und ich würde Andere nach Dir beurtheilen!“

Es freute ihn, wenn Luzilla ihm vorlas, und am liebſten hörte er Beſchreibungen von Kriegen, Reiſen oder wilden Abenteuern; und dennoch verurſachten ihm dieſe die größeſte Pein. Oft hielt Luzilla inne im Leſen, wenn ſie ihn ſeufzen hörte, und hätte dem Glücke, von ihm geliebt zu ſeyn, entſagen mögen, wenn ſie dadurch ihm die Segnung hätte erringen können, von welcher der Wunſch ihn wie ein Geſpenſt verfolgte.

Luzilla's Familie bekannte ſich zur katholiſchen Glaubenslehre, und hegte, wie der größte Theil der Katholiken, ſowohl den Aberglauben als die Religionsinbrunſt derſelben. Bisweilen unterhielt man ſich Abends mit den mancherlei Legenden und gebildeten Wunderthaten der Heiligen, und ſo kam es einſt, daß in einem Geſpräche der Familie „das Grab der heiligen drei Könige zu Cöln“ der Hauptgegenſtand des Geſpräches wurde.

Alle, aber beſonders Luzilla, glaubten feſt an die Macht des Gebetes zu den drei Königen. Und die Könige des Morgenlandes waren keine gewöhnlichen Heiligen; den Ueberreſten der drei Weiſen, die dem Sterne von Bethlehem nachzogen, und welche die erſten Po-

tentaten der Erde waren, welche den Erlöser der Welt anbeteten, schrieb der frommgläubige Katholik allerdings eine besondere Kraft und segenbringende Heiligkeit zu.

Jeder im Kreise der Familie Le Tisseur's — Saint Amand, der den ganzen Tag über stiller als gewöhnlich und hinbrütend gewesen war, hatte sich in sein Zimmer begeben, denn es gab Augenblicke, in welchen er am liebsten allein war; — jeder also im Kreise der Familie Le Tisseur's hatte irgend ein eben so wahrhaftes, wie ganz unbestreitbares Geschichtchen zu erzählen, welchem zufolge an den Stufen des heiligen Grabsteines eine Sünde vergeben ward. Luzilla fühlte sich besonders von einer Geschichte ergriffen, von welcher der Erzähler derselben, ein ehrwürdiger Greis und Nachbar der Familie, feierlich erklärte, Augenzeuge gewesen zu seyn.

Eine Frau in Antwerpen hatte einen Sohn, den Sprößling einer ungesetzlichen Verbindung, geboren; das Kind kam taub und stumm zur Welt, und die unglückliche Mutter sah dieses Doppelgebrechen als Strafe für ihre Sünde an. „Ach!" rief sie oft, „wäre doch die Heimsuchung über mich gekommen! Elende, die ich bin; mein unschuldiges Kind ist um meiner Missethat willen gestraft worden!"

Von dieser Idee ward sie Tag und Nacht verfolgt; sie härmte sich ab und konnte keinen Trost finden. Als das Kind heranwuchs und mehr und mehr

zu ihrem Herzen hinan reichte, so wurde durch die Liebkosungen desselben ihr Herzweh nur vergrößert, und endlich, als sie vielfach von dem Wunderrufe des Grabes in Cöln hörte, beschloß die trostlose Mutter, barfuß eine Pilgerfahrt zu dem Hochaltare der Gruft zu unternehmen.

„Gott ist barmherzig!" sagte sie, „und Er, der Maria Magdalena seine Schwester nannte, mag gar wohl der Mutter Fluch vom Haupte eines Kindes nehmen."

Sie pilgerte also gen Cöln; sie opferte ihre Thränen, ihre Reue und ihre inbrünstigen Gebete am geheiligten Grabe. Als sie in ihre Vaterstadt zurückkehrte, sah sie zu ihrem Schrecken ihre Hütte in Trümmern. Die geschwärzten Dachsparren und die gähnenden Fensterhöhlen zeigten an, wie die Flamme gewüthet. Ihrer Sinne kaum mächtig, sank sie auf die Brandstätte hin, ihr letzter Gedanke war ihr Sohn.

In diesem Augenblicke vernahm sie die Stimme eines Knaben, ihr Kind stürzte in ihre Arme und nannte sie zum ersten Male: Mutter!

Er war aus dem Brande, der vor einigen Tagen Statt gefunden, errettet worden; in der Angst, welche er in der brennenden Hütte ausgestanden hatte, löste sich das Band seiner Zunge, sein Ohr vernahm Töne und er stieß unverständliche Laute aus.

Der Fluch war von ihm genommen worden und die liebreichen Nachbarn hatten ihn wenigstens da-

Wort gelehrt, welches ſeiner Mutter die liebſte Begrüßung ſeyn mußte.

Wie wenig betrübte ſie ſich jetzt über den Verluſt ihrer Habe, mit dankerfüllter, demuthsvoller Seele dankte ſie Gott, der ihr herzinniges Gebet erhört hatte.

Acht und vierzigſte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Geſchichte.)

Luzilla hatte tief bewegt und aufmerkſam zugehört; als der Erzähler ſchwieg, dachte ſie: „Steht nicht das Grab noch? Iſt Gott nicht noch im Himmel? Er, der die Schuldige erhörte, wird er die Unſchuldige unerhört von ſich gehen laſſen? Iſt Gott ſelbſt nicht die Liebe? Ach, und wenn er das Gebet einer Mutter erhörte, wird, muß er nicht auch das meine erhören, denn kann eine Mutter ihr Kind zärtlicher lieben, als ich Eugen liebe?

„Vielleicht, ach gewiß! —“ ſetzte ſie nach einer Pauſe in Gedanken hinzu, „wird er mich dann nicht mehr ſchön finden, nicht mehr lieben, — aber wenn auch, ich will ja nichts als ſein Glück!“

Solche Gedanken beſchäftigten ſie von nun an un-

abläſſig, ſo daß ſie endlich das Gelübde ablegte, eine Wallfahrt der Liebe zu unternehmen.

Zum Glück für ſie lebte in Brüſſel eine Muhme von ihr, welche ſie jedes Jahr einige Wochen beſuchte. Sie nahm da die Spitzen mit, welche ſie und ihre Mutter das Jahr über gearbeitet hatten, weil ſolche Erzeugniſſe des Fleißes in Brüſſel beſſer verkauft wurden, als in Mecheln.

Luzilla war bereits ihrem Saint Amand verlobt, ihre Verbindung ſollte bald gefeiert werden, und da, der Sitte gemäß, jedes Mädchen, wie arm auch ſeine Aeltern ſeyn mochten, eine Ausſtattung bekam, ſo äußerte Luzilla, ſie wolle nach Brüſſel, die Spitzen verkaufen und den Ertrag zu ihrer Ausſteuer benutzen.

„Du haſt vollkommen Recht, mein gutes Kind!“ ſagte ihre Mutter, „je reicher Dein Verlobter iſt, deſto weniger darfſt Du ohne alle Ausſteuer in ſein Haus einziehen!“

In Wahrheit, der edle Stolz von Luzillen's Aeltern war rege gemacht; er wurde endlich verletzt durch den Neid ihrer Bekannten und durch die oft wiederholten Glückwünſchungen über eine für Luzilla ſo vortheilhafte Verbindung, ſo daß Vater und Mutter oft mit einander davon ſprachen, wie viel Vermögen ſie wohl ihrem einzigen Kinde mitgeben könnten. Sie dachten nicht daran, daß Luzilla's Herz, Luzilla's zärtliche Sorgfalt für den liebenden, dankbaren Saint Amand ein unbezahlbarer, unermeßlicher Schatz war.

Als Saint Amand von der Reise und ihrem Zwecke hörte, wurde er verstimmt, er wollte nichts von Aussteuer hören; selbst nicht Luzillen's Vorstellung, daß sie nur reisen wolle, um ihren Aeltern zu nützen, nicht aber, um von ihnen begabt zu werden, fruchtete bei ihm.

„Und Du?" sprach Saint Amand in einem Tone, der ihr Herz süß erbeben machte, „Du kannst mich verlassen? Eine zweite Blindheit wird dadurch mein Loos!"

„Ich bleibe Dir ja nur wenige Tage, höchstens zwei Wochen fern, mein theurer Eugen!" erwiederte Luzilla schmeichelnd.

„Zwei Wochen! Ach Luzilla, Du weißt nicht, wie viel zwei Wochen für einen Blinden sind!" versetzte er empfindlich.

„O höre mich nur, mein liebster Eugen!" rief Luzilla mit Thränen, und ihre zitternde Stimme erinnerte, ohne es zu wollen, ihn an sein Unrecht. Ach, er wußte noch nicht, für was Alles er Ursache hatte, ihr dankbar zu seyn. Er breitete seine Arme nach ihr aus: „Vergieb, vergieb!" rief er bewegt, „Du weißt es ja nicht, wie schrecklich es für einen Blinden ist, allein zu seyn!"

„Meine Mutter bleibt ja bei Dir, Eugen!"

„Ach, sie ist doch nicht Du!"

„Und Julia," setzte Luzilla zögernd hinzu.

„Was ist Julia mir?"

„Ach, außer meinen Aeltern bist allein Du es, der in ihrer Gegenwart Luzillen bemerkt!"

„Und weshalb, meine Theure?“

„Ach, weil sie schön, schöner als alle Frauen ist!“

„Sage das nicht,“ erwiederte Eugen, „ich wünschte, ich könnte sehen, um der Welt zu zeigen, wie viel holder, schöner Du für mich bist. In Julien's Stimme ist keine Musik!“

Am Abend vor ihrer Abreise saß Luzilla noch spät bei Saint Amand und ihrer Mutter. Sie unterredeten sich über ihre Zukunft, sie entwarfen Pläne, sie pflanzten das Gärtchen stiller, häuslicher Liebe an, und gedachten nicht des Windes, der früher oder später die schönsten Blumen knickt. Als Saint Amand auf Luzillen's Arm gestützt, seine Kammer suchte und die Liebenden an der Thüre schieden, die vor Luzillen in das Schloß sprang, da kniete die Jungfrau draußen auf der Schwelle nieder, und betete zu Gott um die Erfüllung ihrer schönsten Hoffnung.

Mit dem ersten Morgenstrahl begab sie sich in das Fuhrwerk, in welchem sie die kurze Reise von Mecheln bis Brüssel zurücklegen wollte. In Brüssel angelangt, ruhte sie, statt ihre Muhme aufzusuchen, in einer Vorstadtherberge, übergab ihr Körbchen mit den Spitzen der Wirthin, und wanderte allein zu Fuße nach dem Orte, wo sie die Erfüllung ihres Wunsches zu erflehen hoffte.

Luzilla war so furchtsam in Hinsicht auf den heilvollen Erfolg ihrer Pilgerfahrt, daß sie besorgte, sie möchte sich ihre Reise allzu leicht machen. Deshalb

gestattete sie sich auf dem Wege zum Grabe der heiligen drei Könige kaum Nahrung und Ruhe. Bisweilen wanderte sie während der drückenden Mittagshitze ein wenig vom Heerwege ab, um unter dem Schatten eines Baumes ihr Gemüth den süßesten und schmerzlichsten Gedanken hinzugeben; jedoch bald trieb die Rastlosigkeit in ihrem Unternehmen sie wieder weiter, und ermüdet — erschöpft und mit blutenden Füßen fuhr sie dann von ihrem Sitze auf und wanderte weiter.

Endlich erreichte sie die uralte Stadt, in welcher ein aufgeklärteres Jahrhundert, die Sitten und das äußere Ansehen eines Volkes aus römischem Stamme kaum verwischt hat.

Luzilla warf sich vor dem Grabe der drei Weisen aus dem Morgenlande nieder, sie weihte ihr inbrünstiges und demüthiges Gebet ihm, vor dessen eingebornem Sohne vor Jahrhunderten ihre Häupter in Anbetung gebeugt.

Eine ganze Woche lang, zwei Mal des Tages, kehrte sie zu derselben Stätte zurück und betete.

Am letzten Tage trat ein bejahrter Priester, der durch die Kirche schritt, und die wahre, stete Andacht der Jungfrau sieben Tage hinter einander beobachtet hatte, zu ihr, als sie sich eben gesenkten und thränenvollen Blickes hinweg begeben wollte.

Sich des Vorrechtes seines Standes bedienend, fragte er sie freundlich, ob sein Rath oder Beistand ihr vielleicht von Nutzen seyn könne.

In der Miene und dem Tone des ehrwürdiger Priesters lag etwas Aufmunterndes für Luzilla; sie öffnete ihm ihr Herz, sie entdeckte dem Greise ihre frommen Wünsche.

Den guten Geistlichen rührte die Inbrunst und der kindliche Glaube der Jungfrau auf das Innigste; er befragte sie genau über die eigentliche Beschaffenheit der Blindheit, unter welcher Saint Amand litt, und nachdem er einige Minuten nachgesonnen hatte, sprach er: „Meine Tochter, Gott ist groß und barmherzig, seiner Güte und Allmacht müssen wir vertrauen, allein wir müssen auch bedenken, daß er größtentheils durch sterbliche Werkzeuge sich wirksam beweiset. Du wanderst auf Deinem Rückwege durch Loewen, versäume da nicht, den berühmten Augenarzt Le Kain aufzusuchen. Sein Ruf ertönt durch ganz Flandern, Großes hat er schon mit Gottes Hülfe an Blinden gethan, und aus der Nähe und Ferne suchen Hülfsbedürftige seinen Rath und Beistand. Er wohnet unfern des Rathhauses der Stadt; auch zeigt Dir jedes Kind in Loewen seine Wohnung. Warte noch, meine Tochter, Du sollst ihm ein Schreiben von mir mitnehmen; er ist ein guter, menschenfreundlicher Mann, und Du sollst ihm die ganze Geschichte genau erzählen, wie Du sie mir vorgetragen hast, mit derselben Stimme, meine Tochter!“

Nachdem der Priester dies gesagt, hieß er Luzillen, ihm in seine Zelle zu folgen. Hier nöthigte er sie, eine Erfrischung zu sich zu nehmen, gab ihr dann sei-

nen Segen und einen Brief an Le Kain, durch welchen er dem Arzte das Gesuch des Mädchens von Mecheln dringend empfahl. Wohl bekannt unter den Gelehrten seiner Zeit war der Name des Priesters, und ein Empfehlungswort von ihm gewichtiger, als das längste Sendschreiben des reichsten flandrischen Kaufmannes.

Geduld und Hoffnung in der Seele verließ die junge Pilgerin die Römerstadt Cöln, und eilte jetzt den Weg zurück, der sie zu Saint Amand führte. Sie fühlte weder den steinigen Weg, noch die drückende Sonnenhitze.

Es war eben Mittagszeit, als sie zum zweiten Male durch Loewen zog, wo sie bald das, im edlen Style erbaute Rathhaus fand. Stolz erhob es seine altgothischen Thurmspitzen in die Wolken, und die Sonne schien hell auf die reiche Verzierung und auf die gothischen Fenster derselben.

Die breite Straße wimmelte von Leuten aus den verschiedensten Ständen, und nicht ohne bescheidene Unruhe senkte Luzilla ihren Schleier und bahnte sich einen Weg durch das Gedränge. Es war, wie der Priester zu Cöln ihr gesagt hatte, sehr leicht, das Haus des berühmten Arztes zu finden. Luzilla ersuchte bittend den Diener, dem Arzte das Schreiben einzuhändigen, und bald darauf ließ der Arzt sie bei sich eintreten.

Le Kain war ein langer, hagerer Mann mit kahler Stirn und einem ruhigen, freundlichen Gesichte.

Er ward durch die Art und Weise, wie Luzilla die

Geſchichte erzählte, eben ſo gerührt, wie der Prieſter und hörte bewegt und aufmerkſam zu, wie ſie das Leiden ihres Verlobten beſchrieb und ihm die Hoffnung äußerte, die ihre Wallfahrt eingeflößt hatte.

„Gut!“ ſprach der Arzt, ſie ermuthigend, „wir müſſen unſern Patienten ſehen. Kannſt Du ihn zu mir her geleiten?“

„Ach, Herr, ich hatte gehofft!“ — Luzilla hielt ſchnell inne.

„Nun, mein gutes Kind?“

„Daß ich die hohe Freude gehabt haben würde, Sie nach Mecheln mit zu bringen. Ich weiß es wohl, mein Herr, daß Ihre Zeit höchſt koſtbar iſt; doch ſo arm bin ich nicht, als ich zu ſeyn ſcheine, und Eugen — das iſt Herr Saint Amand — iſt ſehr reich, und — ja ich habe in Brüſſel Etwas, das ein hübſches Sümmchen giebt; es ſollte zur Hochzeit verwandt werden, doch ſteht es herzlich gern zu Ihren Dienſten, mein werther Herr!“ —

Le Kain lächelte. Er war einer von den Männern, welche mit Vergnügen in dem Buche des menſchlichen Herzens leſen, wenn die Blätter deſſelben deutlich und unverfälſcht ſind; und gern würde der wohlwollende Arzt eine noch größere Reiſe, als von Loewen nach Mecheln, gemacht haben, auch wenn Saint Amand ganz, ganz arm geweſen wäre.

„Gut, meine Tochter; aber bedenken Sie, daß Saint Amand nicht der Einzige in der Welt iſt, der

meines Beiſtandes bedarf. Ich muß erſt mein Notizenbuch zu Rathe ziehen, und nachſehen, ob ich für einige Tage entbehrlich bin."

Indem er dies ſagte, ſchaute er in ſein Tagebuch, und bald fand es ſich, daß alle Umſtände Luzillen zulächelten; Le Kain hatte gerade jetzt keine dringende Cur und gab Luzillen die Verſicherung, ſie nach Mecheln begleiten zu wollen.

Hier ſchwieg Eugen.

„Wie liebenswürdig iſt dieſe Luzilla geſchildert!" ſprach der Arzt, „für ein ſolches Mädchen reiſete ich bis an das Ende der Welt."

„Wenn Herr Eugen Saint Amand des Mädchens nur würdig bleibt," bemerkte Henriette, „wie wird es mit dem Paare?"

„Das darf ich heute nicht verrathen!" entgegnete der Graf, „morgen Abend ſollen Sie es erfahren."

„Gewiß, Graf," ſagte die Oberſtin, „ich geſtehe, daß dieſe einfache Erzählung mich ungemein rührt."

Neun und vierzigſte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Geſchichte.)

Während deſſen hatte Saint Amand die Zeit freudenleer und düſter verlebt; unaufhörlich hatte er Ma-

dame Le Tisseur gefragt, welch Zeit es wäre; es war fast die einzige Frage, welche über seine Lippen kam. Für ihn schien keine Sonne am Himmel zu stehen, für ihn der Abend keine Kühle zu haben; sogar die Musik erfreute ihn nicht, seine Flöte hatte allen Reiz für ihn verloren, seit Luzilla diesen Tönen nicht mehr lauschte.

Es war natürlich, daß die Verwandten und Bekannten der Familie Le Tisseur sich eines kleinen Neides über Luzillen's bestimmte Heirath nicht erwehren konnten; um so mehr, da der Reichthum des Bräutigams ziemlich überschätzt wurde, da seine Geburt weit über die der ehrlichen Spießbürger erhaben war, und Saint Amand, abgesehen von dem Interesse, das sein Mißgeschick einflößte, ein hochgewachsener, schöner Mann war. Unter Allen, welche Luzillen's glänzende Heirath beneideten, war keine mehr davon erbittert, als die reizende, Alles besiegende Julia. Daß die bescheidene, bisher zurückgesetzte Luzilla ihr vorgezogen werden sollte, daß Luzilla, deren Daseyn neben Julien beinahe vergessen ward, so plötzlich zu Bedeutung gelangen sollte, daß es einen jungen, hübschen Mann auf Erden gab, dem sie nichts, Luzilla Alles war, das peinigte ihre Eitelkeit, der bisher stets nur geschmeichelt worden war.

„Es ist gut, daß Luzillen's Liebhaber blind ist!" sagte sie oft mit lächelndem Spott, „denn wäre er das Letzte nicht, würde er das Erste nicht seyn!"

Während Luzillen's Abwesenheit war Julia täglich im Hause der Madame Le Tisseur gewesen. Wirklich

hatte Luzilla ihre Base um diesen Freundschaftsdienst gebeten. Mit einer Sorgfalt, einem Scharfsinne, der sie selbst Wunder nahm, hatte Julia gesucht, Luzillen's Stelle zu ersetzen, und unvermerkt hatte sie gelernt, den Gegenstand ihrer Bemühungen in dem Grade zu lieben, als sie überhaupt lieben konnte.

Julia haßte Luzillen entschieden; sie beharrte bei der Einbildung, daß allein der Zufall des früher Bekanntwerdens Eugen's mit Luzillen sie um diese Eroberung gebracht hätte, aus welcher ihr Lebensglück hätte erblühen müssen.

Hätte Saint Amand Luzillen niemals geliebt, und sich gleich um Julien beworben, so würde ihn diese seines Gebrechens wegen, ungeachtet seiner Jugend und seines Reichthums, abgewiesen haben; allein Luzillen's Geliebter, der Mann, um den dies tugendhafte Mädchen allgemein glücklich gepriesen wurde, bekam in den Augen der eitlen Julia nun Bedeutung und Wichtigkeit.

Saint Amand war durch seine Blindheit gegen Julia's Künste und Schönheit gesichert. Sie machte gar keinen Eindruck auf ihn, ja er mochte sie jetzt noch weniger leiden, als sonst, denn es schien ihm Uebermuth, daß sie die Wachsamkeit und Sorgfalt Luzilla's nachahmen wollte.

„Es ist Zeit, es ist bestimmt Zeit, Madame Le Tisseur, daß Luzilla zurückkehrt," sagte Saint Amand eines Tages verdrießlich; „sie hätte schon alle Spitzen von ganz Mecheln verkaufen können."

„Geduld, lieber Freund," sagte hierauf die Mutter, „vielleicht kehrt Luzilla schon morgen wieder."

„Morgen! Sehen Sie doch nach, es ist jetzt sechs Uhr, erst sechs, wissen Sie das genau?"

„Es ist eben fünf, lieber Eugen, soll ich Ihnen vorlesen, ich habe ein ganz neues Buch aus Paris," sagte Julia.

„Sie sind zu gütig, ich will Sie nicht bemühen!"

„O es ist keine Mühe für mich!"

„Nun so wollt' ich, es wäre eine Mühe!"

Julia schwieg, aber sie dachte: „O, wenn Saint Amand sehen könnte, wie würde er jetzt diese Worte bereuen!"

Eugen fuhr auf: „Ich höre einen Wagen rollen, wer kann dies seyn? Gewiß ist es der Gelegenheitswagen von Brüssel," sagte Eugen, „es ist heute sein Tag, seine Stunde! — Ach nein, es ist ein leichterer Wagen," und betrübt setzte er sich wieder hin.

Näher und näher rollte der Wagen, er wandte sich, hielt vor der niedrigen Hausthüre und halb ohnmächtig vor Freude lag Luzilla in Saint Amand's Armen.

Als sie ihre Fassung wieder gewonnen hatte, wendete sie sich zu Le Kain: „Verzeihen Sie mir, verehrter Herr! Theurer Eugen, ich habe einen Mann mitgebracht, der unter Gottes Beistande Dir Dein Gesicht wird wiedergeben können!"

Der Arzt sagte lächelnd: „Nicht voreilig, mein

Kind, damit der Kranke keine Täuschung zu beklagen hat."

Le Kain untersuchte Saint Amand's Augen, das Resultat war: ein vertrauensvoller Glaube an die Wahrscheinlichkeit einer Heilung. Saint Amand willigte freudig in den Versuch einer Operation; — sie erfolgte, und der Blinde erhielt das Licht seiner Augen wieder.

Wer könnte Luzillen's Empfindungen beschreiben! Wie innig war ihre Freude, als sie den Zweck ihrer Wallfahrt — ihrer Gebete erfüllt sah! Ihre Freude war so überaus tief empfunden, daß ihr — nach dem ewigen Wechsel aller Schicksale — bald ein tiefes Leid folgen mußte.

Sobald Saint Amand hörte, daß ihm bald würde die Binde abgenommen werden, war seine erste, seine alleinige Frage nach Luzilla. „Laßt mich sie nicht allein sehen!" sagte er, „laßt sie mich im Kreise aller unserer Freunde und Freundinnen sehen, damit ich Euch überzeuge, wie das Herz sich nimmer in seinen tiefsten Regungen irrt."

Mit einer bangen, ihr allen Muth raubenden Ahnung, gab Luzilla dieser Bitte nach, von deren Versagung der leidenschaftliche Eugen nichts wissen wollte.

Der Vater, die Mutter, Luzilla, Julia, Julien's jüngere Schwestern und noch etliche Verwandte waren im Wohnzimmer der Familie Le Tisseur versammelt; die Thüre öffnete sich und Saint Amand stand zaudernd auf der Schwelle derselben.

Ein Blick umher reichte für ihn hin, sein Angesicht strahlte, er stieß einen Freudenschrei aus: „Luzilla! Luzilla!“ rief er — „Du bist es, ich weiß es, Du allein bist es!“ —

Er stürzte auf's Innigste bewegt zu Julien's Füßen! “

Erröthend, erregt, siegreich beugte Julia sich mit flammenden Augen zu ihm herab, sie enttäuschte ihn nicht!

„Sie irren sich, Sie sind sehr im Irrthum,“ sagte Madame Le Tisseur, „es ist Julia, Luzillen's Base, hier ist Ihre Luzilla.“

Saint Amand erhob sich und blickte auf Luzilla, die sich in diesem Augenblick in ihr Grab wünschte. Ueberraschung, Kränkung, Täuschung, Ohnmacht selbst wehten über ihr Antlitz. Saint Amand hatte seine Dunkelheit durch Traumgebilde erhellt, die, das sah er jetzt, der Wirklichkeit wenig glichen. Obgleich unerfahren im Beobachten, also unfähig, um Luzilla's Bewegung ganz deutlich zu verstehen, fühlte er dennoch, daß er dem Wesen, dem er so viel schuldig war, nicht so gedankt hatte, wie Luzilla es verdiente. Er bestrebte sich, sein Versehen wieder gut zu machen; aber ach! wie konnte es jemals gut gemacht werden!

Seit diesem Augenblicke gab es kein Glück mehr für Luzilla; ihr Zauberpalast war zertrümmert worden; der Stab des Zauberers zerbrochen, und nicht mehr bestrahlt vom Glanze holder Fantasien war das Land,

in welchem ſie bis jetzt abgeſchieden von der ganzen Welt gelebt hatte.

Wohl waren Saint Amand's Worte zu ihr gütig und liebreich; wohl erinnerte er ſich mit der wärmſten Dankbarkeit an Alles, was ſie für ihn gethan hatte; wohl ſagte er ſich täglich und ſtündlich: „Sie iſt meine Braut, meine Wohlthäterin; wohl zürnte er ſich ſelbſt, nur daran zu denken, daß er nicht mehr für ſie das empfand, was ſonſt ſeine ganze Seele erfüllt hatte, — aber in ſeinen Worten war keine Leidenſchaft, in ſeinen Blicken keine Liebe mehr. Hin war das frohe, lächelnde Angeſicht, das ehemals Luzilla's Tritt, Luzilla's Stimme in ihm hervorrief!

Als die Verlobten allein waren, zeigte Saint Amand ſich verlegen, gezwungen, faſt kühl. Seine Hand ſuchte die ihre nicht mehr, ſeine Seele vermißte ſie nicht, wie ſonſt, wenn ſie ſich auf einen Augenblick entfernt hatte.

Befand er ſich mit ihr im Familienkreiſe, ſo ſchien ihm offenbar behaglicher zu ſeyn, aber ſeine Augen ſuchten da nicht unter Allen ſie heraus. Sie wandten ſich immer wieder unwillkührlich mit einer allzu verſtändlichen Bewunderung zu dem glühenden, lächelnden Antlitze der reizenden Julia!

Dies ward freilich erſt nach und nach bemerkbar, aber natürlich immer bemerkbarer. So bezaubert, ſo verſtrickt Saint Amand auch war, dennoch wollte er ſich keiner Untreue ſchuldig machen, gegen welche er

mit der lebendigſten, aufrichtigſten Reue kämpfte; wenn nur der verhängnißvolle Unterſchied zwiſchen Julia und Luzilla ſich nicht im erſten Augenblicke des Ausſtrömens ſeiner Empfindung ihm aufgedrungen hätte.

Ohne dieſen, gleichſam ſchreienden, Gegenſatz würde er keine vorgefaßte Idee von wirklicher und lebender Schönheit gefaßt haben, und dadurch der Täuſchung in ſeinen Träumen und Fantaſien zu Hülfe gekommen ſeyn.

Er würde Luzillen jugendlich und anmuthig, mit Liebe ſtrahlenden Augen geſehen haben, die dann den Contraſt zu den alten Angeſichtern und dem gebeugten Körper ihrer Aeltern abgegeben hätte, und ſie würde ihren Sieg über ihn eher gewonnen haben, ehe er hätte entdecken können, daß ſie minder ſchön als andre Mädchen war; ja, mehr als das, jene Untreue würde nicht länger als während der erſten Tage haben dauern können, wenn die gefallſüchtige und eitle Julia nicht alle Künſte, alle Macht und Zauberkraft ihrer Schönheit aufgeboten hätte, dieſen Eindruck fortdauern zu laſſen. Die arme Luzilla, ſo empfänglich für die leiſeſte Veränderung in Denen, welche ſie liebte, ſo ſchüchtern in Hinſicht auf ſich ſelbſt; ſo ſtolz auf jene Schüchternheit, jetzt nicht mehr nothwendig, nicht mehr vermißt, nicht mehr geliebt, konnte es nicht ertragen, ſich dem ſchrecklichen Vergleiche der Vergangenheit und Gegenwart hingegeben zu ſehen. Klaglos entfloh ſie in ihre Kammer, um ihrem Schmerze ſich hinzugeben, und dadurch ließ ſie

Julien tauſendfache Gelegenheit, ihre Gewalt über Saint Amand's Herz zu befeſtigen; denn ihre Aeltern waren den Tag über ſo beſchäftigt, daß er viel mit Julien allein war. Julie hatte Eugen's Herz nicht gewonnen, ſie hatte ihm nur eine ſinnliche Leidenſchaft eingeflößt, und Luzillen's großmüthige, aufrichtige Seele ahnete den ganzen Umfang ihres Elendes noch nicht. Sie hoffte bisweilen, ſie würde, wäre ſie nur erſt mit Saint Amand vermählt, durch ſtete Treue und Sorgfalt, durch unverhehlte Liebe ſein Herz und ſeine Neigung wieder gewinnen.

Auf dieſe ärmliche Hoffnung gründete ſie das ärmliche Glück, das ſie noch beſaß. Bei alle dem drang Eugen auf ſeine Verbindung mit Luzilla — aber in welchem, ſo ganz andern, Tone! In der That, er wünſchte ſich die Möglichkeit zu verſchließen, noch undankbarer zu handeln, als er ſchon gehandelt hatte.

Sich ſelbſt zum Troſte überredete er ſich, die geknickte Blüthe der Liebe könne durch die Bande der Pflicht wieder aufgerichtet werden. Er wollte Luzillen durch ſeine Hand ſein Vermögen, ſeinen Namen geben, ihr ſomit Alles geben, was er ihr noch zu geben vermochte.

O hätte Luzilla ihn nicht immer mit Julien allein gelaſſen, ihm ſelbſt Anlaß gegeben, ſich dieſem gefährlichen Weſen zu nähern, der Zauber ihrer Tugend und Beſcheidenheit, der Klang ihrer ſüßen Stimme müßten ihn zu ihr zurückgeführt haben! —

Die Glocke ſchlug elf, der Oberſt ſelbſt, für die Erzählung eingenommen, wollte eben Eugen bitten, weiter fortzufahren, aber das leiſe Murmeln des Donners verwandelte ſich jetzt in immer hörbarere, näher tönende Schläge, der Oberſt ging aus dem Zimmer, und die Uebrigen hatten, vom Donner und Regen geſtört, welcher vom Sturme gewaltſam an das Fenſter gepeitſcht wurde, keinen Sinn mehr für dieſe Geſchichte. —

Funfzigſte Nacht.

(Schluß der vorigen Geſchichte.)

An das Häuschen des Herrn Le Tiſſeur ſtieß ein Gärtchen mit einer Laube, in welcher Luzilla und Eugen manche Abendſtunde geſeſſen hatten — Stunden, welche für Luzilla auf ewig dahin waren. Eines Tages vernahm Luzilla an ihrem Fenſter, an dem ſie betrübt ſaß, wie die Klänge aus Saint Amand's Flöte zart aus jener lieben, ihr ſo theuern Laube hervor tönten. Sie weinte, als ſie dies hörte, und durch die Erinnerungen, die in dieſen Tönen zu ihrem Herzen ſprachen, begann ſie ſich anzuklagen, ſo oft dem Antriebe ihrer verwundeten Gefühle gefolgt zu ſeyn; daß erkältet durch ſeine Kälte ſie ihn oft ſich ſelbſt über-

lassen und nicht genügend gewagt hatte, ihm von der Innigkeit ihrer Liebe zu sprechen, welche nach ihrer bescheidenen Selbstwürdigung ihren einzigen Anspruch an seine treue Neigung ausmachte.

„Vielleicht ist er [illegible]lein," dachte sie, „die Melodie, welche er bläse ist mir ja ohnedies eine besonders liebe, wie er wohl weiß," und mit zärtlichem, pochendem Herzen schlich sie aus dem Hause und ging leise nach der Laube zu. Kaum hatte sie ihr Gemach verlassen, so hörten die Flötentöne auf; und als sie sich der Laube nahte, vernahm sie Julien's klagende und Saint Amand's tröstende Stimme. Dumpfe Ahnung erfaßte das Herz der Jungfrau; ihr Fuß haftete wie eingewurzelt am Boden.

„Ja, heirathen Sie sie," sagte Julia — „vergessen Sie mich. In wenigen Tagen werden Sie einer Andern angehören, und ich — ich — o verzeihen Sie mir, Eugen, verzeihen Sie mir, daß ich jemals Ihre Ruhe störte. Ich bin hart dafür bestraft — mein Herz wird brechen — aber aus Liebe zu Ihnen, Eugen — ach Eugen!"

Seufzer und Thränen erstickten Julia's Stimme.

„O sprechen Sie nicht so!" — entgegnete Saint Amand; „ich nur allein bin zu tadeln; ich Verräther gegen Beide, undankbar gegen Julia wie gegen Luzilla. O, von dem Augenblicke an, wo ich Sie sah, ging mir ein neues Leben auf, die Sonne selbst war mir weniger wundervoll, als Ihr Anblick! Doch — doch

— laſſen Sie mich ſolche Stunden mit Vergeſſenheit bedecken! Was bin ich Luzillen ſchuldig? Ich werde unglücklich ſeyn, ich werde mein Elend verdienen; denn, Julia, wird nicht ſtets mich der Gedanke quälen, daß ich durch unſere unglückſelige Liebe Ihr Leben verbitterte? Aber Alles, was ich zu geben vermag — meine Hand — mein Vermögen — meine eheliche Treue — muß Luzilla angehören. Ja Julia, ja beſtimmt, wozu dieſer Blick? Kann ich anders handeln? Könnte ich es nur wagen, anders zu denken? Wie groß das Opfer auch immer ſeyn mag, es ſoll, es muß gebracht werden!

O, wie viel bin ich Luzillen ſchuldig, wäre es auch nur um des Gedankens willen, daß ich ohne ſie niemals Dich, geliebte, theure Julia, würde geſehen haben!"

Luzilla entfernte ſich ſchnell, um nicht noch mehr zu vernehmen, mit leiſen Schritten, unbemerkt.

Am Abende deſſelben Tages ſaß Saint Amand allein in ſeinem Gemache, als er ein leiſes Klopfen an der Thüre hörte.

Er öffnete ſie, und Luzilla trat ein. Erſtaunt trat er zurück und wollte Luzilla's Hand faſſen; die Jungfrau wies ihn aber ſanft von ſich. Sie ſetzte ſich ihm gegenüber, ſchlug die Augen nieder und ſprach ſanft zu ihm:

„Mein theurer Eugen — Herr Eugen Saint Amand, ich habe Etwas auf dem Herzen, das offen zu ſagen ich für das Beſte halte; wenn ich nicht genau

das ausspreche, was ich sagen möchte, so müssen Sie mir deßhalb nicht zürnen; es ist nicht leicht, das in Worte zu fassen, was man in der Tiefe des Herzens empfindet."

Erglühend, und etwas von dem ahnend, was Luzilla sagen würde, wollte Saint Amand sie unterbrechen; sie aber winkte ihm mit zarter Ungeduld Stillschweigen zu.

„Sie wissen," sagte Luzilla, „daß, als Sie einst mich liebten, ich Ihnen oft sagte, Sie würden aufhören, mich zu lieben, sobald Sie sehen könnten, wie wenig ich Ihre Zuneigung verdiente. Ich täuschte mich nicht, Eugen, als ich dies sagte; ja ich war fest überzeugt, daß es so kommen mußte, daß Ihre damalige Liebe nur auf Ihrer Hülflosigkeit beruhte; aber bei alledem träumte und wünschte ich nichts Anderes, als Ihr Glück; und Gott weiß es, wenn ich durch eine zweite Wallfahrt, nicht bis Cöln, nein bis Rom, ja bis an das Ende der Welt, Sie von einem unbedeutendern Mißgeschick, als das der Blindheit ist, erretten könnte, ich solches mit Freuden selbst dann thun würde, wenn ich mir dabei vorher sagen müßte, daß bei meiner Heimkehr Sie kalt zu mir reden, gleichgültig von mir denken würden, und mir eine Buße — nun, eine Buße auferlegt werden dürfte, — wie sie mir jetzt auferlegt worden ist."

Hier zerdrückte Luzilla einige Thränen in ihren Augen; Saint Amand aber, bis in das Innerste seiner

Seele getroffen, bedeckte mit beiden Händen sein Gesicht, ohne den Muth zu haben, sie zu unterbrechen.

Luzilla fuhr fort:

„Was ich voraus sagte, ist eingetroffen. Ich bin Ihnen nicht mehr das, was ich Ihnen war, als Ihre Einbildungskraft meiner Gestalt und meinen Zügen Reize lieh, die ich in Wahrheit nicht besitze; freilich würden Sie noch jetzt mir Ihre Hand reichen, aber ich bin stolz, und kann mich da nicht mit Dankbarkeit begnügen, wo ich ehedem Liebe besaß. Ich bin nicht so ungerecht, daß ich Sie tadle, die Veränderung war natürlich, mußte kommen. Ich hätte mich mehr gegen dieselbe stählen sollen, doch jetzt bin ich ruhig und ergeben. — Wir müssen uns trennen; Sie lieben Julien — das ist kein Wunder — Julia liebt Sie! — Was wäre nun noch zu ändern, was für mich noch zu erwarten? Julia liebt Sie vielleicht nicht so, wie ich Sie liebe; allein sie hat Sie auch noch nicht so kennen gelernt, wie ich Sie kenne. Julia, deren ganzes Leben ein Triumph war, kann die Dankbarkeit nicht empfinden, die ich fühlte, als ich mich geliebt wähnte. Doch das wird kommen — Gott möge es geben. Leben Sie also wohl, wohl für immer, theurer Eugen; ich scheide von Ihnen, da Sie mein nicht mehr bedürfen; Sie sind jetzt nicht mehr an Luzilla gebunden, wohin Sie auch gehen wollen, Tausende können fortan meine Stelle bei Ihnen ersetzen. — Leben Sie wohl!"

Sie stand auf, als sie dies sagte, um das Zimmer

zu verlaſſen; jedoch Saint Amand, der ihre Hand ergriff, die ſie vergebens der ſeinigen zu entziehen ſtrebte, ſtürmte unzuſammenhängende, leidenſchaftliche Vorwürfe gegen ſich ſelbſt, beredte Ueberredung gegen ihren Entſchluß hervor.

„Ich bekenne," ſprach er, „daß ich einen Augenblick lang verblendet war, ich geſtehe, daß Julien's Schönheit mich weniger empfindungsreich gegen Ihr ſtärkeres, heiligeres — o weit, weit heiligeres Anrecht an meine Liebe gemacht hat.

Doch vergeben Sie mir, theuerſte Luzilla, ſchon gehört mein Herz wieder Ihnen, machen Sie nicht, daß ich bereuen muß, das Licht meiner Augen wieder erhalten zu haben. Sie dürfen mich nicht verlaſſen, wir können uns nimmer trennen; prüfen Sie mich, prüfen Sie mich genau, und wenn jemals wieder mein Herz von Ihnen abläßt — dann Luzilla, ja dann überlaſſen Sie mich meinen Gewiſſensbiſſen!"

Aber ſelbſt in dieſem Augenblicke wankte Luzilla nicht; ſie fühlte, daß ſein Flehen nur der ſchwärmeriſche Eifer dieſes Augenblickes war, ſie fühlte die Tugend ihres Stolzes, und daß den Geliebten verlaſſen jetzt Pflicht gegen ſich ſelbſt war.

Vergebens war ſeine Widerrede, vergebens waren ſeine Umarmungen, umſonſt ſein Bitten, ſeine Erinnerung, daß ſie ſeine Verlobte war. Vergebens erwähnte er ihre betagten Aeltern, deren Glück mit in ihre Verbindung verwoben war.

„Ja," fügte er hinzu, „wenn Alles selbst so wäre, wie Du es irrig wähnst, wie könnte ich mit Ehren Dich verlassen und eine Andere zur Gattin nehmen?"

„O überlassen Sie dies, überlassen Sie Alles mir," antwortete Luzilla; „Ihre Ehre soll meine Sorge seyn, Niemand soll Sie tadeln, nur feiern Sie Ihre Verbindung mit Julien nicht hier in Mecheln, das ist Alles, was ich von Ihnen verlange, was ich von Ihnen erwarten darf. Gott segne Sie! Bilden Sie sich nicht ein, ich sey unglücklich; denn welches Glückes Sie sich auch immer erfreuen mögen, ich habe ja auch mit dazu beigetragen — bei diesem Gedanken bin ich über Aller Mitleiden erhaben."

Sie entzog sich seinen Armen, und überließ ihn einer Einsamkeit, die ihm bitterer war, als jede Einsamkeit, die ihn jemals gedrückt.

Noch denselben Abend vertraute Luzilla ihrer Mutter Alles, gab ihren Gründen andere Gründe dagegen, und brachte durch Bitten und Ueberredungen die Mutter endlich so weit, daß diese dem Vater den unerschütterlichen Entschluß der Tochter mittheilte.

Am nächsten Morgen verließ Luzilla frühzeitig ihre Vaterstadt, und ging zu ihrer Muhme in Brüssel, den längst versprochenen Besuch ihr abzustatten. Luzilla's redliches Herz fand den Trost in ihrem Bewußtseyn.

Der Stolz von Luzilla's Aeltern erlaubte diesen nicht, dem Herrn Saint Amand Vorwürfe zu machen.

Allein dieſer konnte das kalte, ganz veränderte Betragen der Aeltern nicht aushalten; und obgleich er Julien einige Tage nicht ſehen wollte, gewann ihre Schönheit und Schlauheit doch gar bald wieder die Herrſchaft über ihn.

Saint Amand und Julia vermählten ſich in Courtroi, und reiſeten dann zur größten Freude der eitlen Julia nach Paris. Doch einigermaßen ſtrebte Saint Amand ſein Gewiſſen wenigſtens dadurch zu beſänftigen, daß er vor ſeiner Abreiſe nach Paris für Herrn Le Tiſſeur ein einträglicheres und ehrenvolleres Amt kaufte, als er bisher bekleidet hatte. Indem er richtig folgerte, daß Mecheln fortan kein angenehmer Aufenthaltsort für die Familie, am wenigſten aber für Luzilla ſeyn könne, ward das Amt in einer andern Stadt ausgewirkt. Auch erfuhr kein Menſch, daß Saint Amand die Urſache dieſer Veränderung war.

Die Zeit verſtrich. Dieſe ruhige und einfache Geſchichte begann zur Zeit der franzöſiſchen Revolution. Luzilla's Familie war kaum ein Jahr lang in ihrem neuen Wohnorte anſäſſig geweſen, als Dumouriez mit ſeiner Armee in die Niederlande einzog.

Für Luzilla war dies Jahr ruhig dahin gegangen, ſie war zu hochherzig, um der Selbſtſucht des Kummers Raum in ihrem Gemüthe zu geben. Sie hatte ja auch noch Pflichten zu erfüllen; ſie konnte noch ihre Aeltern tröſten und ihr Alter erheitern; ſie konnte ihnen noch viel ſeyn, und dies tröſtete ſie. Nur einmal hatte

sie bis jetzt von Julien gehört; ein gemeinschaftlicher Freund hatte die Neuvermählte in Paris gesehen, strahlend, geschmeichelt, bewundert. Von Saint Amand hörte sie nichts.

Das Volk der Niederlande im Allgemeinen hielt es mit der Sache, für welche Dumouriez stritt; jedoch die Stadt, in welcher Le Tisseur jetzt Postverwalter war, widersetzte sich einigermaßen den Waffen des Revolutionsgenerals. Le Tisseur selbst, ungeachtet seines Alters, schnallte seinen Degen um; jedoch die Stadt wurde genommen und die kecken und ausgelassenen Truppen des Siegers rannten durch die Stadt.

Le Tisseur's Haus füllte sich mit rohen, berauschten Soldaten; Luzilla selbst zitterte vor einem der zügellosesten Krieger, welcher eben ungestüm ihre Hand faßte. Ihr Flehen und Schreien war vergebens, als plötzlich die zügellosen Bursche sich mäßigten, und ihr Geschrei: „Der Capitain, der brave Capitain!" erscholl, und der rohe Soldat, vom nervigen Arme getroffen, bewußtlos zu Luzilla's Füßen stürzte. Eine stattliche Gestalt, die hoch über die Kampfgenossen hervorragte, durch glänzendere Uniform noch mehr hervorgehoben, und selbst in diesem schrecklichen Momente von Luzilla erkannt wurde, stand ihr als Beschützer, als ihr rettender Engel ihr gegenüber! Noch Einmal erblickte Luzilla ihren ehemaligen Geliebten Eugen Saint Amand.

Sogleich ward das Haus von Soldaten gesäubert und die Thüre desselben verriegelt. Geschrei, Gebrüll,

Gesang, Waffengeklirr, Pferdegestampf, rauschende Musik und hastige Fußtritte raseten draußen durch einander; Luzilla hörte nichts von dem Allen, sie lag am Herzen dessen, der sie niemals hätte verlassen sollen.

Um seine Freunde wirklich zu beschützen, nahm Saint Amand sein Quartier im Hause Vaters Le Tisseur, und brachte so abermals zwei Tage unter einem und demselben Dache mit Luzillen zu. Niemals lenkte er freiwillig das Gespräch auf Julia. Als Luzilla ihn schüchtern nach der Muhme Gesundheit fragte, antwortete er kurz und kalt, dagegen sprach er mit Entzücken von seinem neuen Stande. Die Göttin des Ruhmes schien allein seine Herrin zu seyn.

An der Spitze seiner Schaar sah sie ihn von dannen ziehen, sah seinen stolzen Federbusch im Sonnenscheine leuchten, sah sein Roß sich durch die Straßen winden, sah, wie sein Scheideblick auf sie gerichtet war, als sie vor ihrer Hausthüre stand; und als er ihr sein Lebewohl zuwinkte, war es ihr, als malte auf seinem Antlitze sich jene innige, dankbare Zärtlichkeit, durch welche die schönste Epoche ihres Lebens verherrlicht worden war.

Luzilla hatte Recht. Längst schon bereute Saint Amand die schimmernde Verblendung, durch welche die ächte Perle von der falschen unterschieden ward, und fühlte, daß in Julien Luzilla's Schmach gerächt wurde.

Jahre vergingen, und in der wieder errungenen

Ruhe in Luzilla's Leben erschien das glänzende Erscheinen Saint Amand's wie ein Traum.

Es ist bekannt, wie viele Soldaten, sowohl Engländer als Franzosen, von dem glühenden Boden Aegyptens erkrankt an der Ophthalmie, in die Heimath zurückkehrten. Einige der jungen Männer in Luzillen's dermaligem Wohnorte, die zu Bonaparte's Armeegestoßen waren, kehrten, auf so fürchterliche Weise blind geworden, in ihre Vaterstadt zurück, und Luzilla's Almosen, ihr Beistand, ihr sanfter Trost waren stets den armen Blinden nahe, deren Unglück eine so zarte Saite im Herzen der Jungfrau berührte.

Herr Le Tisseur war gestorben, und Luzilla hatte nur noch ihre Mutter zu erheitern, bei welcher sich allgemach die Schwächen des Alters einstellten.

Als Beide eines Abends bei ihrer Arbeit saßen, sagte Madame Le Tisseur: „Ich wünschte, meine liebe Luzilla, daß Du es über Dich gewinnen möchtest, Justin zu heirathen. Er liebt Dich von ganzem Herzen, und jetzt, da Du noch jung bist, solltest Du an eine Heirath denken, denn wenn ich sterbe, so bist Du, bleibst Du unverehelicht, ganz allein."

„Höre auf, beste Mutter," versetzte Luzilla, „ich kann jetzt nimmermehr heurathen, und was Liebe betrifft, so kann ich — einmal durch eine bittere Schule gegangen, nicht noch einmal getäuscht werden!"

„Liebe Luzilla, Du kennst Dich selbst nicht," erwiederte die Mutter, „nimmer ward ein Mädchen ge-

liebt, wenn Juſtin Dich nicht liebt, und niemals fühlte ein Liebender inniger, als er, wie würdig er liebt."

Und dies war Wahrheit; denn Luzilla's beſcheidene Tugenden, ihre Sanftmuth und eine gewiſſe ſchwankende, weibliche Anmuth hatten ihr eben ſo viele Eroberungen erzeugt, als wenn ſie ſchön geweſen wäre. Beſtimmt hatte Luzilla jeden Heurathsantrag zurückgewieſen, ohne durch ſolche Bewerbungen ihrer Eitelkeit geſchmeichelt zu fühlen. Ein einziges trübes Andenken war ihr theurer als Alles in der Welt, und etwas Geheiligtes in ihren Erinnerungen ließ es ſie ſogar als ein Verbrechen anſehen, frühere Liebe durch ſpätere Neigung vergeſſen machen zu wollen.

„Ich glaube," fuhr Madame Le Tiſſeur ärgerlich fort, „daß Du noch mit Liebe an den Mann denkſt, welcher Dir die größeſte Undankbarkeit von der Welt zeigte."

„Ach Mutter!" ſagte Luzilla leiſe ſeufzend und holde Röthe überzog dabei ihr Geſicht, „Eugen iſt ja mit einer Andern verbunden."

Während beide ſo mit einander redeten, vernahmen ſie ein leiſes Pochen an der Thüre — der Riegel wurde geöffnet.

„Dies hier, Herr," ſagte der Viertelsmeiſter — „dies iſt das Haus der Madame Le Tiſſeur und voilà Mademoiselle!"

Eine hohe Geſtalt, die Augen mit einer Binde be-

deckt, in einem verhüllenden Soldatenmantel, stand im Gemache. Ein Zucken fuhr durch Luzilla's Herz.

Der Mann im Mantel streckte seine Arme aus: „Luzilla!" rief er mit jener melancholisch klagenden Stimme, welche die Musik der ersten Jugend des Mädchens gewesen war. — „wo bist Du, Luzilla? Ach sie kennt Eugen Saint Amand nicht mehr."

So war es wirklich. Durch ein eigenes Verhängniß des Schicksals hatten die brennende Sonne und der beizende Staub in den Ebenen Aegyptens den jungen Krieger in der schönsten Mitte seiner Laufbahn, mit einer zweiten für diesmal unheilbaren Blindheit geschlagen.

Saint Amand war nur in sein Vaterland zurückgekehrt, um sein Haus verödet zu finden. Julia war nicht mehr, ein Fieber hatte sie in der Blüthe ihrer Jugend dahin gerafft, und der Wittwer hatte seinen Weg nach Luzilla's Wohnung gerichtet, um zu sehen, ob ihn noch eine einzige Hoffnung auf dieser Erdenwelt übrig bliebe.

Als er nun nach manchem still hingeschwundenen Tage seine Bewerbung um Luzilla von neuem begann — verschloß die Jungfrau ihm da ihr Herz?

Gedachte ihr Stolz der Wunde, welche ihr Herz empfangen hatte? Gedachte sie an des Geliebten frühere Untreue? Sagte sie zu der Stimme ihrer sehnenden Liebe: „er hat dich damals verlassen?" —

Saint Amand's Stimme, seine abermals dunkel ge-

wordenen Augen redeten zu ihr mit einem Nachdrucke, dem sie nicht widerstehen konnte.

„Ich bin ihm abermals nöthig" — dies war ihr einziger Gedanke; — „wenn ich ihn von mir weise, wer wird ihn pflegen?"

In diesem Gedenken lag das Motiv ihres Thuns; in diesem Gedanken stürzten alle Quellen ihrer gehemmten, doch unbezwungenen, unbezwinglichen Liebe neu geöffnet — wieder in ihre Seele! In diesem Gedanken stand sie neben ihm am Altare und gelobte ihm ihre unverbrüchliche Liebestreue, mit noch heiligerer Inbrunst, als sie vor Jahren empfunden haben mochte.

Und Luzilla fand in der Zukunft einen Lohn, den die gewöhnliche Welt nimmer begreifen mochte. Mit seiner Blindheit kehrten ihm alle die Gefühle zurück, welche das Mädchen früher in Saint Amand's Herzen erweckt hatte; von neuem sehnte er sich nach ihrem Tritt — von neuem gab er nicht zu, daß sie sich einen Augenblick lang von seiner Seite entfernte — von neuem scheuchte ihrer Stimme Laut die düstern Schatten von seiner Stirn — und in ihrer Nähe lag ihm ein Gefühl von Schutz und Sonnenglanz. Nicht mehr seufzte er über die Segnung, die er gewonnen und wieder verloren hatte; er söhnte sich mit seinem Schicksal aus und gelangte zu jener Heiterkeit der Seele, die den meisten Blinden eigen ist. Auch war es viel werth, daß, als beide nun im Leben vorrückten, er fühlte daß die Bande, die ihn an Luzilla knüpften, täglich immer

mehr ſich befeſtigten, und daß in ſeinem Herzen die Süßigkeit des Dankempfindens immer mehr zunahm; viel werth, daß er nicht ſehen konnte, wie ſich die Runzeln immer mehr in das Geſicht ſeiner Gattin gruben, oder wie die Zartheit des Lächelns derſelben ſich ſchwächte — viel werth, daß für ihn außer dem Bereiche der Zeit war, und in aller Blüthe ihrer unverwelklichen Holdſeligkeit dem Rande eines Grabes zugeführt ward, welches beide wenige Tage nach einander aufnahm.

Der Graf ſchwieg, Alle lobten dieſe einfache Geſchichte. Die Männer meinten Saint Amand ſey am Ende noch glücklicher geworden, als er durch ſeine Undankbarkeit verdient habe.

Die Frauen nahmen den Blinden in Schutz; ſie freuten ſich, daß Luzilla noch die Seine geworden.

„So ſind die Frauen!“ ſagte der Doctor, „dulden, verzeihen, lieben! Merkwürdig genug intereſſiren ſie ſich am meiſten für Treuloſe, und leihen dem Manne, der die wenigſten Vorzüge hat, vermöge ihrer regſamen Phantaſie eine Strahlenglorie, an deren ſelbſtgemachtem Glanze ſie ſich ſonnen.“

„Auch mich hat die Geſchichte angeſprochen,“ ſagte der Oberſt, „und ich begreife es nun, warum vorzugsweiſe die Frauen es ſind, welche Bulwer ſo ſehr lieben. Er ſpricht mit jugendlichen Empfindungen über die Liebe, geſteht dieſer Leidenſchaft Beſtändigkeit zu und verbreitet durch

seine Weise, über die Liebe zu reden, einen poetischen, süßen Zauber, der uns wohlthut, und namentlich die Frauen anzieht und fesselt."

Ein und funfzigste Nacht.

Der Hauptmann war noch nicht aus der Residenz zurückgekehrt, und weil man seine Sage nicht hören konnte, wurde ein andres Mitglied des kleinen Kreises gebeten, eine Sage zu erzählen. Julia erklärte sich bereit dazu und begann:

Heinrich der Finkler und seine Tochter.

Kaiser Heinrich der Erste — dem seine Liebe zur Jagd und namentlich zum Vogelstellen, den Beinamen der Finkler, oder der Vogler — erwarb, hatte, wie er in Friedenszeiten liebte, seine Edlen, Herzöge, Grafen und freie Herren um sich und seinen blühenden Sohn Otto versammelt in seiner kaiserlichen Burg.

Die Freuden der Jagd wechselten mit den Freuden der Tafel, an welcher der Becher lustig im Kreise herum ging, ritterliche Spiele mit Sang und Tanz und jeder Tag ward zum Feste.

Kaiser Heinrich war ein hoher, stattlicher Herr

voll Muth und Freundlichkeit und züchtigem Scherze nicht abhold; er sah es gern, wenn seine Vasallen den Schönen am Hofe huldigten, und jeder die Farbe der Dame trug, zu deren Ritter er sich geweiht.

Viele schöne Damen schmückten Kaiser Heinrich's Hof; die Kaiserin, obgleich schon Mutter erwachsener Kinder, blühte und strahlte noch immer voll Anmuth und Majestät; viele junge, kaum erblühte Fräulein umgaben die Kaiserin wie Knospen die volle erblühte Centifolie, doch die Schönste der Schönen war Helene, des Kaisers Töchterlein und sein Liebling.

Hoch und schlank gewachsen, dazu weiß und zart, glich sie eher der Lilie als der Rose, reiches dunkelblondes Haar floß in üppiger Fülle auf ihre Schulterr. Ihre regelmäßigen, schönen Züge hatten einen kalten, stolzen Ausdruck, doch nur so lange sie die Augen niederschlug, blickte man in ihre großen, dunkelblauen Augen, aus denen Liebe und Schwärmerei herausschaute; so glaubte man Frau Minne selbst vor sich zu sehen.

Der Kaiser liebte diese Tochter vorzüglich und hielt nur einen großen Monarchen ihrer Hand würdig; eine der glänzendsten Kronen wollte er auf ihre blonden Locken setzen, auf einem der ersten Throne der Christenheit sie sehen, und Helene hörte solche Aeußerungen oft von ihrem kaiserlichen Vater, ohne etwas dagegen zu haben, denn ihr Herz war frei, sie liebte und ehrte ihre Aeltern und ergab sich willig dem Geschick, das sie, als Fürstentochter, nicht dem Geliebten, sondern dem Manne

zuführte, für den Staatsklugheit und väterlicher Wille sprachen.

Eines Tages stand Helena, umgeben von ihren Hoffräulein, am Fenster, um den Kaiser mit seinem Gefolge von der Jagd in die Burg einziehen zu sehen; da bemerkte sie unter den Grafen einen, den sie noch niemals gesehen hatte.

Er war in dunkelgrünen Sammet gekleidet, sein Gewand mit Silber gestickt, er ritt einen tadellosen Schimmel, und auf seiner Hand saß ein Falke, welcher mit klugen Augen, gleichsam vertraut seinen Herrn anschaute.

Als der Kaiser und seine Begleiter die Damen grüßten, erhob auch der fremde Graf sein Haupt, und seine Blicke fielen auf Helenen, welche er erröthend und verwirrt begrüßte.

Helena schlug die Augen nieder, endlich fragte sie nicht ohne ein leises Beben in der Stimme: „Sagt mir, Kunigunde, wer ist der Ritter in dem grünen Sammetkleid, der das schneeweiße Roß ritt?"

Und Kunigunde erwiederte: „Der Graf von Aldenburg, mein hohes Fräulein. Er soll ein ganz ungewöhnlicher Mensch seyn, er ist nicht nur sehr tapfer, was er im letzten Kampfe bewiesen, sondern auch sehr gelehrt; er kann lesen, schreiben, die Laute spielen, versteht Latein, soll ein guter Sänger seyn, dazu ein Tänzer, Jäger und Reiter, wie es Wenige giebt, und soll sogar in den Sternen lesen und Träume deuten können!"

Helena erwiederte nichts, aber sie wünschte den Mann zu sehen, der so viele Vorzüge und seltene Gaben in sich vereinigte.

Sie hörte noch mehr von dem Grafen sprechen und auch, daß der Kaiser ihn den Tag vorher mit der Grafschaft belehnt habe, welche früher sein Vater besessen. Den andern Abend war Bankett und Tanz; ohne sich klar bewußt zu seyn, warum sie diesmal vorzüglich schön aussehen wollte, befahl sie ihrer Kammerfrau, die weißen Gewänder weg zu tragen und ihr ein neues Gewand von violettem Sammet mit Silber einfach, aber geschmackvoll gestickt, zu bringen. Ihr schönes Haar ordnete sie selbst mit besonderer Sorgfalt, und so anmuthig geschmückt, schöner noch durch sich selbst, trat sie in den Tanzsaal.

Bald nachher erschien der Kaiser mit seiner Gemahlin und mehreren Herren, unter diesen auch der Graf von Aldenburg und zufällig gekleidet wie Helena, in violetten Sammet mit Silber.

Der Kaiser unterhielt sich lange mit ihm, und sprach jetzt so laut, daß es Alle hören konnten: „Da Ihr erst diese Tage mit Eurer Grafschaft belehnt worden und der jüngste Gast an meinem Hofe seyd, so sollt Ihr auch den ersten Tanz mit meiner Tochter Helena tanzen, dort steht sie, geht, Graf, und bittet sie um den Tanz!“

Der Graf neigte sich gehorsam, der Hofmarschalk trat hinzu, den Grafen dem kaiserlichen Fräulein vor-

zustellen, und als der Graf und Helena sich nun so fest in die Augen schauten, blieben sie Beide erstaunt vor einander stehen, denn sie fanden, daß sie sich ähnlich waren wie Bruder und Schwester.

Eben so schlank und hoch gewachsen, wie Helena, nur größer und kräftiger war der Graf, reiches blondes Haar fiel auch auf seine Schultern und seine vollkommen regelmäßigen Züge glichen ganz Helenen's Zügen, nur war seine Gesichtsfarbe etwas braun. Auch sein Antlitz hatte den strengen, stolzen Ausdruck, der Helenen's Gesicht eigen, doch nur so lange, bis er die großen blauen, zärtlichen Augen aufschlug.

Als nun das schöne Paar, ähnlich gekleidet, einander auffallend ähnlich an Gestalt und Zügen mit einander tanzte, sprach Alles von der wunderbaren Aehnlichkeit, die sogar dem Kaiser auffiel, so daß er ausrief: „Bei meinem Bart, meine Tochter Helena und der Graf Aldenburg gleichen sich mehr, als Geschwister, und solch ein seltsames Wiederholen der Natur ist mir noch nicht vorgekommen."

Graf Aldenburg hörte dies und pries sich glücklich wegen seiner Aehnlichkeit mit dem kaiserlichen Fräulein, und Helena hörte dies nur zu gern.

Seit diesem Tage sah die Kaiserstochter den Grafen öfter; immer trug er ihre Farbe, immer suchte er in ihre Nähe zu kommen, und Helena wich ihm nicht aus.

Einst saß die Kaiserin mit ihrer Tochter, umgeben

von den angesehensten Damen und den schönsten Fräulein des Hofes in ihrem Arbeitszimmer. Alle Damen stickten ämsig an einer kostbaren Tapete, da trat der Kaiser ein mit mehreren Hofherren, die Damen bei ihrer Arbeit zu überraschen.

Draußen floß der Regen in Strömen herab, der Sturm schlug ihn mit furchtbarer Heftigkeit an die Fenster, und die Kaiserin sprach mit der ihr eigenen Anmuth: „Heute ist ein Tag, wo man gern ein Geschichtlein hören mag, so bitte ich denn, daß einer der Herren uns eins erzähle!“ Alle neigten sich vor der hohen Frau, und der Aelteste trat vor und erzählte die Geschichte von Emma, der Tochter Karl's des Großen, und Eginhard, seinem Geheimschreiber, den der Kaiser zum Eidam angenommen.

Als die Geschichte aus war, belobte die Kaiserin und mit ihr alle Damen, den Erzähler, der Kaiser aber runzelte die Stirn und sprach: „Ich dürfte nicht an Kaiser Karl's Stelle gewesen seyn, der kecke Geheimschreiber wäre hinab in ewigen Kerker gestiegen, die ehrvergessene Tochter hätte im Kloster gebüßt!“

Helena und Aldenburg, die während dieser Erzählung einander unwillkürlich mit funkelnden Augen angesehen hatten, wurden jetzt Beide todtenblaß, doch Aldenburg blieb es nur einen Augenblick, denn er sah, daß in Helenen's Augen Thränen standen, und deutete sie richtig.

Nach einiger Zeit wurde der Graf Aldenburg von

der Kaiserin aufgefordert, etwas zur Laute zu singen und zu spielen, er verbeugte sich und sprach: „Ich habe, von seltsamer Schwermuth befallen, in neuester Zeit nichts gedichtet, als ein einfach Lied, so ihr befehlt, hohe Herrin, singe ich es Euch. Es ist freilich nur einfach, wird Euern hohen Beifall nicht haben, und ich werde mich glücklich preisen, wenn wenigstens nur Eine der Damen mein Lied nicht verwirft!“

Hierauf nahm er die Laute, welche ihm ein Page gebracht hatte, warf einen verstohlenen Blick auf Helena und begann:

Zwei funkelnde Sternlein am Himmel stehn,
Sie können sich immer und immer sehn;
Doch blicken sie sich noch so inniglich an,
Sie wandeln doch stets auf verschiedener Bahn.

Der eine der Sterne, mit himmlischem Licht,
Das süß und voll Zauber zum Herzen mir spricht,
Steht hoch und wandelt seit Weltenbeginn
Voll herrlicher Ruh' neben Sonnen dahin.

Der andre der Sterne, ihm gleichend an Licht,
Verläßt seine niederen Bahnen noch nicht.
Und ob er auch strebet hinauf, stets hinauf,
Er muß immer bleiben im niederen Lauf.

Am Himmel nun immer die Sterne stehn,
Sie möchten so gerne selbander gehn.
Sie dürfen es nie — doch ihr strahlendes Licht,
Das ist's, das die Wolken und Nebel durchbricht

Zwei Liebende leben, sie sehen sich an,
Und gehen doch immer verschiedene Bahn.
Ihr Licht ist die Lieb', wie der liebende Stern,
Dem andern stets nah — sind sie nimmer sich fern!

Der Graf verbeugte sich und legte die Laute hin, die Damen überschütteten ihn mit Lobsprüchen, und Aldenburg zog sich zurück.

Helena war aufmerksam dem Gesange des Grafen gefolgt; daß er sie liebe, glühend, hoffnungslos, wußte sie nun. Der feste Glaube an Aldenburg's Liebe beglückte sie, und eifrig trachtete sie nun darnach, ihn, ohne ihrer jungfräulichen Würde etwas zu vergeben, ihrer Gegenliebe zu versichern.

Als eines Tages die Hoffräulein in den Burggarten mit mehreren Hofherren luſtwandelten, gesellte sich Helena auch zu ihnen, und als sie den Grafen von Aldenburg gewahrte und ihn ehrerbietig auf sich zukommen sah, sprach sie erröthend: „Ich beneide Euch, Graf Aldenburg, um die schöne Gabe, Eure Gedanken und Empfindungen in Reimen ausdrücken zu können. Ich habe auch an Euer Lied von den Sternen gedacht, und statt der letzten Strophe eine andre gedichtet!“

„Wie, ist's möglich?“ rief freudenvoll der Graf, „o theilt mir diese Strophe mit, hohes, verehrtes Fräulein.“ Und mit leiser, lieblicher Stimme sagte Helena:

Steht hoch, steht niedrig ein heller Stern,
Er ist dem andern drum nimmer fern,

Denn strahlen Beide in einem Licht,
So trennen verschiedene Bahnen sie nicht.

Wär' ich ein Stern, stünd' ich noch so hoch,
Zum Stern, den ich liebte, wandelt' ich doch.
Und wäre dazwischen auch Himmel und Meer,
Was ist's, was der Liebe unmöglich wohl wär'?

Als sie die letzten Worte gesagt, blickte sie den Grafen an. Das Grün der Bäume entzog sie den Blicken der Uebrigen, der Graf stürzte zu ihren Füßen und rief mit leidenschaftlichem Tone: „Helena, angebetete Helena, so hättet Ihr mich verstanden, könntet meine glühende, unwandelbare Liebe erwiedern? O, Helena, empfange den Schwur ewiger Treue! Dich will ich erringen mit allen Kräften, die mir inwohnen, um Dich will ich dienen bei Deinem Vater, bis er sagt: „Nimm sie hin!"

„Und ich," sprach feierlich Helena, und reichte ihm die Hand, „ich schwöre Dir hiermit ewige Treue. Du oder keiner wirst mein Gemahl; kann ich nicht die Deine seyn, so will ich den Schleier nehmen, so wahr mir Gott und die Heiligen in meiner letzten Stunde helfen sollen!"

Hierauf trennten sie sich, jedes schien ruhig, jedes trug einen Himmel voll Seligkeit in seiner Brust.

Fast täglich sahen sie sich und fanden Gelegenheit, sich einige Worte zuzuflüstern. Der Graf wollte zum Kaiser gehen und um Helenen werben, aber das Fräu-

lein bat ihn, zu harren bis zum Neujahr, und jetzt auf kurze Zeit die kaiserliche Burg zu verlassen, damit der Kaiser nicht früher zur Unzeit durch einen Dritten von ihrem Einverständnisse unterrichtet würde.

Der Graf Aldenburg fand Alles, was seine Geliebte sagte, klug; auch wollte und mußte er einmal heim nach seiner Grafschaft.

Als er in seinem Stammschlosse angelangt war, war es ihm gar einsam, überall vermißte er Helenen; wenn er aber daran dachte, daß sie nun bald auf die Burg ziehen und daselbst wohnen würde als seine liebe Hausfrau, da ward ihm so wunderbar zu Muthe, und er pries sich glücklicher, als der mächtigste Monarch.

Er ließ Maler und Bauleute kommen, sein Schloß zu verschönern, auch köstliche Geräthschaften und Stoffe schaffte er an, und prachtvolle Kleider für sich.

Als nun Neujahr herankam, schmückte sich der Graf, und ritt, begleitet von seinen Vasallen, vielen Knappen und Reisigen zur kaiserlichen Burg. Als er daselbst seinen Einzug hielt, sah er die holde Helena am Fenster stehen, sie winkte ihm mit der Hand zu und lächelte.

Kaum angelangt, ward dem Grafen die Gnade zu Theil, sich dem Kaiser vorstellen zu dürfen, dann befahl ihm dieser zur Kaiserin zu gehen, und dieser seine Aufwartung zu machen.

Als er in das Gemach der Kaiserin trat, saß die hohe Frau in einem Polsterstuhl, zu ihren Füßen He-

lena; sie erröthete, als sie den Geliebten erblickte, und als die Kaiserin, nachdem sie einige Worte mit dem Grafen gewechselt hatte, sich mit einer Frage an ein Hoffräulein wandte, nahm Helena den Augenblick wahr, dem Theuern zuzuflüstern: „Mein Vater ist heute gut gestimmt, bittet ihn noch heute um das, was Euch das Liebste ist. Kommt ja in die Kirche zum Hochamt, und stellt Euch so, daß ich Euch sehen kann, die Antwort meines Vaters werd' ich aus Euern Blicken lesen!"

Der Graf machte ihr ein Zeichen, daß er sie verstanden, dann sprach er noch Einiges mit der Kaiserin und beurlaubte sich dann.

Mit pochendem Herzen ließ er den Kaiser um eine geheime Audienz bitten; alle Farbe wich von seinem Antlitz, als er in des Kaisers Zimmer trat. Als ihn nun der Monarch freundlich ansah, und gütig sagte: „Nun, Aldenburg, was ist's, das Ihr von mir begehret?" da faßte der Graf Muth, kniete vor dem Kaiser nieder und bat ihn mit beweglichen Worten um die Hand seiner Tochter Helena. „Wohl weiß ich," sagte er am Schlusse seiner Rede, „wohl weiß ich, daß ich weder durch Vermögen noch Rang würdig bin, Eure Tochter, mein hoher Herr, zu besitzen, aber selbst der mächtigste Fürst der Welt verdient diesen Engel nicht. Ich will Euch, mein Kaiser, Blut und Leben weihen, ich liebe Helenen — und bin geliebt von ihr. Ihre Liebe giebt mir Werth, erhebt mich über alle Männer

der Erde und ich glaube, nur der Glückliche, den Helena liebt, darf es wagen, um sie zu werben!“

Der Kaiser hatte den Grafen mit keinem Worte unterbrochen, jetzt sah er ihn scharf an, richtete sich auf und stand nun in der majestätischen Haltung vor ihm, die Heinrich der Finkler recht wohl annehmen konnte, wenn er sonst eben wollte.

„Ihr seht, Graf Aldenburg, ich halte Eurer Jugend und Leidenschaft viel zu Gute, denn ich habe Euch ausreden lassen,“ sagte mehr spöttisch als zornig der Kaiser. „Daß Ihr meine Tochter liebt, nimmt mich nicht Wunder, denn sie ist vielleicht das schönste Mägdlein im Lande, voll Tugend und Anmuth, und deßhalb mein liebstes Kind; daß sie Euch wieder liebt, ist wohl nur eine eitle Einbildung von Euch; liebte sie Euch aber auch in Wahrheit, so würde dies meinen Ausspruch nicht im Mindesten ändern. Ihr seyd und bleibt der Graf von Aldenburg, darum mögt Ihr um ein Grafenfräulein werben, Helena ist und bleibt die Tochter Kaiser Heinrich's des Ersten, darum soll nur ein König ihre Hand erhalten. Mit dieser Antwort begnügt Euch, verliebter Thor, und verlaßt unter einem Vorwande noch heute die Burg und die Gegend!“ Nach diesen Worten wandte der Kaiser ihm den Rücken, und außer sich vor Zorn und Schmerz über die fehlgeschlagene Hoffnung verließ der Graf das Gemach.

Als die Glocken zum Hochamt riefen, traten Thränen in des Grafen Augen, und von tiefer Wehmuth

erfaßt, seufzte er: „Wie wird Helena diese Kunde aufnehmen!“

Noch einmal mußte er die Geliebte sehen, in der bängsten Stunde seines Lebens. Niedergeschlagen trat er in die Kirche, und hob erst den Blick empor, als er vernahm, daß die kaiserliche Familie eben gekommen sey.

Helenen's funkelnde Augen suchten den Geliebten, ihr Herz schlug freudig; Aldenburg konnte ihr nur Glück verkünden. Jetzt begegneten sich ihre Blicke, er sah sie traurig an und schüttelte langsam das Haupt. Sie legte die linke Hand auf das Herz, hob die Rechte betheuernd zum Himmel empor, dann sank sie todtenblaß und halbohnmächtig in die Arme eines Edelfräuleins.

Der Graf warf noch einen schmerzlichen Blick auf die Geliebte, dann verließ er eilig die Kirche, schwang sich auf sein Roß und ritt mit seinem Gefolge heim nach seiner Burg.

Zwei und funfzigste Nacht.

(Fortsetzung der vorigen Sage.)

Halb sinnlos kam der Graf auf seinem Schlosse an, mehrere Tage redete er kein Wort; seine ersten

Worte waren der Befehl, alle die schönen Schildereien, Teppiche und Prunkgeräthe fortzuschaffen, mit denen er sein einsames Schloß ausgeschmückt hatte.

Als dies geschehen war, setzte er sich wieder auf sein Roß, befahl dem Burgvoigte die Burg und ritt ganz allein fort, Niemand wußte, wohin. Als er nun nicht wiederkehrte, auch von den Seinen, die ihn suchten, nicht gefunden ward, verbreitete sich in der Gegend das Gerücht, er sey todt, Andere behaupteten, er sey von Sinnen.

Endlich drang diese Kunde auch in die kaiserliche Burg, und Heinrich der Erste blieb nicht ungerührt, doch sprach er kein Wort darüber. Helena hörte Alles, was man von dem Grafen erzählte, anscheinend ruhig, sie weinte nur des Nachts in ihrem stillen Gemache, am achten Tage aber kleidete sie sich schneeweiß an, und ging zu ihrem kaiserlichen Vater. Mit Thränen in den Augen bat sie ihn, ihr zu gestatten, den Schleier zu nehmen. Der Kaiser sah sie ernsthaft an, und befahl ihr, diesen wichtigen Schritt wohl zu überlegen. Helena antwortete darauf, es sey überlegt; doch der Kaiser wiederholte seinen Befehl, und Helena entfernte sich.

In vier Wochen wiederholte sie ihre Bitte, und so dringend, daß der Kaiser seine Einwilligung gab, obgleich er Helenen lieber mit einer irdischen Krone geschmückt gesehen hätte. Die Kaiserin hingegen pries ihre Tochter glücklich und selig, und die Klerisei erhob sie schon jetzt zu einer Heiligen. Ueberall sprach man

von der jungen, schönen Kaiserstochter, die alle Kronen der Welt verschmähend ihre Schönheit unter dem Schleier verbergen und die glänzende Kaiserburg mit der einsamen Zelle vertauschen wollte.

Während nun Helena sich auf den geistlichen Stand durch Fasten und Gebete vorbereitete, ritt der Graf von Aldenburg im dicken Walde umher, und verbrachte manche Nacht unter freiem Himmel, denn je toller die Elemente tobten, desto ruhiger fühlte er sich. Eines Tages traf er im Walde einen frommen Priester, der, um ein Gelübde zu erfüllen, durch den Wald gezogen war. Ein Wolf stürzte aus dem Dickicht, und würde ohne Zweifel den wehrlosen Priester verschlungen haben, wenn des Grafen Schwert das Raubthier nicht getödtet hätte. Der Priester dankte dem Grafen auf das Herzlichste, und lud ihn ein, ihn in seine Einsiedelei zu begleiten. Aldenburg nahm diese Einladung freundlich an, und folgte dem alten Manne nach seiner geräumigen und bequem eingerichteten Klause. Dort versah ihn der Eremit reichlich mit Speise und Trank, und versuchte dem Grafen ein Lächeln abzugewinnen. Doch umsonst, sein Gast blieb ernst und in sich gekehrt.

„Ihr scheint recht lange nichts von dem gehört zu haben, was in der Welt vorgeht," nahm jetzt der Eremit das Wort, „so wißt Ihr wohl auch nicht, daß Fräulein Helena, die Tochter unsers Kaisers, zu Mariä Geburt der Welt Ade sagt und den Schleier nimmt?"

„Helena!“ fuhr der Graf auf, „Helena, des Kaisers Tochter!“

„Ihr mögt es glauben, Herr, es ist so. Sie ist ein gar edles, frommes Fräulein, das freilich viele Weltkinder nicht begreifen mögen, denn es hat schon Leute in der kaiserlichen Burg gegeben, welche gemuthmaßt haben, Helena nähme den Schleier nicht aus Gottesfurcht, sondern weil ihr eine unglückliche Liebe am Herzen nage, zu einem Grafen, der ganz verschollen ist!“

Da belebte mildes Lächeln des Grafen ernstes Antlitz, er erhob sich rasch, und dem Priester die Hand drückend, sprach er: „Lebt wohl, ich danke Euch!“

„Sprecht nicht von Dank, edler Herr!“ versetzte freundlich der Priester, „ohne Euch lebte ich jetzt nicht mehr, und bin Euch Dank schuldig, aber Ihr nicht mir. Nehmt meinen Segen mit auf den Weg, und bedürft Ihr meiner jemals, so wendet Euch an mich, mein Rath und Beistand wird Euch werden.“

Der Graf drückte nochmals seinem Wirthe die Hand, empfing demuthsvoll seinen Segen und verließ die Einsiedelei.

Die Kunde, daß Helena Nonne werden wollte, goß neues Leben in des Grafen Adern, sie liebte ihn noch, sie war ihm treu! In diesen Gedanken lag sein ganzes Glück. Sollte er nun unthätig bleiben, die Geliebte den finstern Mauern überlassen? Um keinen Preis der Welt!

So mit Plänen für sein und Helenen's Glück beschäftigt, gerieth er immer tiefer in den Wald, und endlich sah er sich in einer Wildniß, die so dick und verworren war, daß man deutlich gewahren konnte, hierhin habe sich noch keines Menschen Fuß gewagt.

Mitten aus dieser Wildniß ragte ein breiter, nicht allzu hoher Fels hervor, und bei seinem Anblicke kam dem Grafen ein Gedanke, dessen Ausführung er keinen Augenblick verschieben wollte. Mit Mühe bahnte er sich den Rückweg, und machte sich allerlei Zeichen, um den Fels wieder zu finden.

Dann eilte er zurück nach seinem Schlosse, wo ihn die Seinen mit Freude und Staunen empfingen.

Kaum gönnte er sich eine kurze Rast, so schmückte er sich auf das Beßte, und ritt mit einem kleinen Gefolge zur Burg des Kaisers, wo er, sobald er angelangt, den Kaiser dringend um eine geheime Audienz anflehen ließ.

Der Kaiser war verwundert, daß sich der Graf Aldenburg wieder an seinem Hoflager sehen ließ, er bewilligte ihm aber sogleich die Audienz, wohl mehr aus Neugier, als aus einem Reste alter Zuneigung. Als der Graf vor dem Kaiser stand, ließ er sich auf ein Knie nieder und sprach: „Ich bin gekommen, mein hoher Gebieter und Herr, Euch um Vergebung anzuflehen, und bitter bereut habe ich es schon, daß ich kühn genug war, mein Auge bis zur Tochter meines Kaisers empor zu heben. Fräulein Helena nimmt den

Schleier, und ich will ihrem erhabenen Beiſpiele folgen, meine Heimath verlaſſen und in das gelobte Land ziehen. Ich bitte Euch, mein Kaiſer, gebt mir dazu die Erlaubniß und kaufet mir meine Gratſchaft ab."

Der Kaiſer war über des Grafen Rede ſehr erfreut, er lobte ſeinen Entſchluß, bot ihm eine große Summe für die Grafſchaft und ließ ihm dieſelbe noch dieſen Tag auszahlen.

Der Graf dankte dem Kaiſer dafür, um Helenen ſchien er ſich gar nicht zu kümmern. Als aber die Nacht hereinbrach und die Sternlein funkelten, ſchlich er ſich unter Helenen's Fenſter, und fing leiſe an, das Lied von den zwei Sternen zu ſingen, und Helena, welche des Geliebten Stimme ſogleich erkannte, trat an das Fenſter, öffnete es leiſe und warf eine Blume, die ſie getragen hatte, herab. Der Graf ſang ihr noch in einer Romanze, daß ſie morgen früh in der hohlen Linde im Burggarten einen Gruß von dem Geliebten finden ſolle, und entfernte ſich dann ſchnell, und zum Glück unbemerkt.

Den andern Morgen, ſo früh, als es ihr verſtattet war, eilte Helena in den Burggarten und ſuchte den hohlen Lindenbaum, in deſſen Stamme ſie ein Pergamenttäfelchen fand, welches Graf Aldenburg verſtohlen hineingelegt hatte.

Sie las:

„Angebetete Helena!

Ich habe einen Ort aufgefunden, wo wir ruhig

und vor der Welt verborgen leben können. Hast Du Liebe und Muth genug, mir in diese Einöde zu folgen, willst Du Deine Hoheit und den Glanz, der Dich umgiebt, hingeben für die heißeste Liebe des treuesten Mannes, so lege mir ein Blatt in diesen Baum, welches mir sagt, wie ich es anfangen soll, Dich aus der Burg zu entführen. Um Mitternacht will ich es mir holen "

† † †

Helena war über diesen Brief außer sich vor Freude, sie ging, das liebe Blatt auf ihrem Herzen verborgen, in ihr einsames Gemach zurück, schrieb auf die andere Seite des Täfelchens einige Zeilen und legte es auf ihrem Abendspaziergange unbemerkt in den hohlen Baum.

Um Mitternacht erschien der Graf, den Liebe kühn und vorsichtig gemacht hatte, in dem Garten, nahm das Blatt heraus und eilte nun schnell damit fort zu der Stelle, wo ein treuer Knappe mit seinem Rosse seiner harrte.

Als die Morgenröthe die Gegend beleuchtete, zog der Graf das Täfelchen hervor und las:

„Ich bin die Eure, wohin Ihr mich auch führt. Zu Mariä Geburt soll ich in das Kloster gehen, einige Tage vorher wird mir zu Ehren ein glänzendes Fest veranstaltet, findet Euch unter irgend einer Verkleidung dabei ein. Helena."

Tausend Mal küßte der Graf die lieben Zeilen, die ihm sein Glück verkündeten. Sein Entschluß war nun

unwiderruflich gefaßt. Er ritt auf seiner Burg ein, und verkündete seinen Untergebenen, daß er seine Grafschaft an den Kaiser verkauft habe, daß er aber die, welche ihm ferner treu dienen wollten, behalten und reich belohnen wolle, doch müßten sie ihm folgen, wohin er geböte.

Die Meisten erklärten sich bereit, ihrem gütigen Herrn bis an das Ende der Welt zu folgen, und schwuren dem Grafen feierlich, nichts von dem zu entdecken, was sie auch sehen und hören würden. Hierauf hieß ihnen der Graf Rosse anschirren, und sie mit Gold und Silber, mit Zeugen und edlen Weinen, mit Mehl und andern Lebensmitteln beladen, auch Ochsen und Kühe, Schafe und Federvieh ließ er heerdenweise aus der Burg treiben. Vor der Burg ordnete er den Zug und führte nun seine Getreuen in den Wald durch dicke Wildniß bis zu dem Felsen, in dessen Nähe ein klares Bächlein lustig dahinströmte.

Nun ließ er Bäume fällen, Steine herzufahren, und Alles, was zum Baue einer festen Burg gehört. Auch noch mehrere geschickte Bauleute holte er herbei, und ließ eine bequeme, feste Burg erbauen.

Da der Graf immer zugegen war, und selbst mit Hand anlegte, ging der Bau rasch von Statten, und Anfang August's stand die Burg fertig da. Nun ließ der Graf sie innerlich ausschmücken, versah die Rüstkammer mit Lanzen und Schwertern, Morgensternen und Streitäxten, ließ Getreide für Jahre herbeischaffen

in die Kornkammer, das Vieh in die Ställe treiben, und edlen Wein in den Keller legen. Während dies geschah, war auch das Haus für die Dienerschaft am Fuße des Felsens fertig geworden, und einige Tage vor Mariä Geburt zogen sie ein, und der Graf gab ihnen Alles, was zu einem köstlichen Mahle gehörte, und edlen Wein in Fülle. Als nun Diener und Bauleute beim Mahle saßen, schwang sich der Graf auf sein Roß, und ritt ohne alle Begleitung fort, um zur rechten Zeit auf der kaiserlichen Burg einzutreffen. Kaum war er hundert Schritte von seiner Burg entfernt, so kam das Gewitter, welches bisher sich nur von Ferne gezeigt hatte, näher, und entlud sich mit furchtbarer Heftigkeit. Der Graf schaute sich angstvoll nach seiner Burg um, in demselben Augenblick fuhr ein fürchterlicher Blitzstrahl vom Himmel herab, ein einziger betäubender Donnerschlag folgte, helle Flammen stiegen empor, der Blitz hatte das Wohnhaus für des Grafen Diener entzündet.

Der Graf wandte schnell sein Roß, um den Seinen beizustehen, aber leider waren Alle in ihrer Trunkenheit und Lust unter den rauchenden Trümmern des Hauses begraben worden. Nur eine ganz alte Magd und ein stummer Knappe fanden sich, und gingen nun in die Burg.

Den Grafen schauderte, als er die Trümmer sah, sein Auge füllte sich beim Anblick der Leichen mit Thränen, dennoch konnte er sich des Gedankens nicht er-

wehren, daß sein Geheimniß nun besser bewahrt sey, als wenn alle die vielen Bauleute und Diener noch lebten.

Er befahl der Magd und dem Knappen, die Burg nicht zu verlassen, und sich bereit zu halten, in einigen Tagen ein Fräulein zu empfangen. Dann musterte er noch einmal seinen Anzug und sein Gesicht, und als er sah, daß der falsche Bart und die falschen Haupthaare ihn hinlänglich verstellten, schwang er sich wohlgemuth auf sein Roß, und traf nach vier Tagen in der kaiserlichen Burg ein.

Daselbst gab er sich für einen Ritter aus dem Morgenlande aus, sprach nur wenig und gebrochenes Deutsch, und bat um die Erlaubniß, dem Kaiser seine Ehrerbietung bezeigen zu dürfen, von dessen Ruhme selbst das ferne Morgenland erfüllt sey.

Der Kaiser nahm den fremden Ritter sehr gnädig auf; ohne nur im Entferntesten zu ahnen, daß er kein Anderer, als der Graf von Aldenburg sey, lud er ihn ein, dem Feste beizuwohnen, was den folgenden Tag statt finden sollte, und der Graf nahm diese Einladung sehr dankbar an.

Während des Festes, das im Freien statt fand, gelang es dem Grafen, sich dem Fräulein zu nahen, und ihr einige bedeutsame Worte zuzuflüstern. Helena verstand ihn wohl, und als es dunkelte, schlich sie sich mit dem Grafen davon, und sie kamen glücklich zu der Stelle, wo er sein Roß angebunden hatte, das er heimlich

während des Festes dahin geführt hatte. Eilends bestieg er seinen guten Renner, nahm seine Braut vor sich auf das Pferd, und jagte mit ihr davon.

Am Abend des dritten Tages langten sie bei der Einsiedelei an, dort nahm der Graf den falschen Bart und die Haare ab, und bat den Eremiten, das ihm gegebene Versprechen zu halten und ihn mit diesem Fräulein ehelich zu verbinden.

Der Einsiedler that dies, und das schöne Paar verließ, von seinem Segen geweiht, die Klause. Den folgenden Abend langten sie auf der Burg an, wo die alte Zofe und der stumme Knappe ihre neue Gebieterin auf das Ehrerbietigste empfingen.

Ein einfaches Mahl war bereitet, und vergnügt wurde es von dem jungen Paare eingenommen. Helenen gefiel die Burg und die ganze Einrichtung sehr wohl, und sie versicherte dem Geliebten zu wiederholten Malen, daß sie diesen stillen Aufenthalt an seiner Seite nicht mit dem glänzendsten Throne der Christenheit vertauschen möchte.

Die Glocke schlug elf, Julie hielt inne.

„Wenig habe ich nur noch vom Grafen Aldenburg und seiner Helena zu berichten," sagte sie, „und das will ich morgen mittheilen."

Drei und funfzigste Nacht.

Heute begann Julie zu erzählen:

(Schluß der vorigen Sage.)

Während Helena ihrem Erwählten folgte, herrschte auf der kaiserlichen Burg die größeste Bestürzung. Das Fräulein und der fremde Ritter wurden zu gleicher Zeit vermißt, und nun glaubte der Kaiser den Ritter gar wohl zu kennen.

Helena war stets sein liebstes Kind gewesen, deßhalb war sein Schmerz über ihre Flucht, sein Zorn gegen den Grafen grenzenlos. Eilboten, welche das Paar auffinden und zurückbringen sollten, sprengten nach allen Richtungen aus, aber Keiner hatte die Flüchtigen erblickt. Der Kaiser war trostlos und ließ sich den Bart nicht mehr abscheren, die Kaiserin wollte vergehen vor Jammer und der ganze Hof nahm eine andere, traurige Gestalt an.

Indessen Helena unvergessen in dem Herzen ihres Vaters fortlebte, fand sie ihr ganzes Glück an der Hand eines Gatten, dessen immer neue Liebe und Zärtlichkeit ihre Tage stets mit frischen Blumen bekränzte.

Obgleich abgeschieden von der Welt und ihren Freuden, hatte das junge Paar doch nie Langeweile, sehnten doch weder der Graf noch Helena sich in die Welt zurück.

Der Burgherr ging auf die Jagd oder fing Forellen im Bächlein, oder er begab sich bisweilen, durch Verkleidung unkenntlich gemacht, in die nächste Stadt, um Einkäufe zu machen. Er pflanzte Bäume an die Stelle der umgehauenen an, und legte am Fuße des Felsens ein kleines Gärtchen an, so gut, als es in dieser Wildniß möglich war.

Helena half der alten Zofe in der Wirthschaft, spann oder stickte, und des Abends erzählte der Graf ihr Mährchen, oder sang zur Laute, und sie begleitete seinen Gesang mit ihrer süßen Stimme. Auch Gertraud, die Zofe, wußte allerlei Sagen und Mährlein zu erzählen, und so ging dem liebenden Paare die Zeit schnell dahin. Eins war einzig auf das Andere hingewiesen, Eins dem Andern Alles, natürlich erschienen sie einander auch immer liebenswürdig und schön.

Helena fühlte sich Mutter, und neue Hoffnungen, neue Wonnen gingen dem Paare auf. Sie gebar ein holdes Zwillingspaar; Gertraud stand ihr bei, und am ersten schönen Tage wurden die Kindlein nach der Einsiedelei getragen und dort getauft.

Der Knabe wurde Heinrich, dem Kaiser zu Ehren, das Mägdlein nach Helenen's Bruder, dem Herzog Otto, Ottilia genannt.

Die neue Sorge machte beiden Aeltern das Leben noch lieber, als sie es überhaupt schon hatten, und die Kinder blühten und wuchsen in dieser Einsamkeit auf, wie Waldrosen.

Drei Jahre waren nun der Graf und Helena vermählt, da starb die alte Gertraud; auch der Einsiedler folgte ihr bald nach, und Aldenburg, seine Gemahlin, die beiden Kinder und der stumme Knappe waren die einzigen Bewohner der Burg und der Gegend. Sie betrauerten aufrichtig die treue Gertraud und den frommen Einsiedler, aber sie blieben zufrieden und sich selbst genug.

Wieder schwanden einige Jahre hin, der Graf hatte die Burg in der Zeit nur verlassen, um in der Nähe zu jagen und Fische zu fangen, von Welthändeln hatten sie nichts vernommen, denn keines Menschen Fuß hatte sich in die Burg oder deren Nähe verirrt.

Eines Abends saß der Graf mit seiner Gemahlin im traulichen Zwiegespräch an dem hohen Bogenfenster in dem Klosett der Burgfrau, die Kindlein schliefen schon, der Knappe beschickte die Pferde. Ein schweres Gewitter war im Anzuge, der Regen schlug, vom Sturm gepeitscht, an Dach und Fenster, und zuckende Blitze erhellten von Zeit zu Zeit das kleine Gemach.

„Wie Mancher mag jetzt obdachlos in dem Unwetter herum irren!“ sprach Helena, „wie glücklich und geschirmt sind wir!“

„Ja, meine Helena, vor jeglichem Unwetter sind wir geschirmt in unserer Einöde!“ sagte er zärtlich.

„Wie gut Du bist, mein Albrecht, mir zu Liebe hast Du die Welt verlassen, die dem Manne so Vieles

bietet, vielleicht hättest Du Dir mit dem Schwerte ein Land erkämpft, wärest ein großer Herzog" —

„Wenn ich nur der König Deines Herzens bin" — unterbrach er sie, „Du hast mir mehr geopfert, als ich Dir jemals opfern konnte, hast Aeltern und Geschwister um meinetwillen verlassen, einem Throne entsagt, um mit mir in der Einsamkeit zu leben, wo Niemand Dir die Huldigungen darbringt, welche Deiner Schönheit, Deinen Tugenden und Deinem Range gebühren!"

„Liebst Du mich nicht?" sagte Helena, und blickte zärtlich in seine Augen.

„Ueber Alles, das weißt Du ja, meine Helena!" erwiederte er.

„Nun, dann bedarf ich nicht fremder Huldigungen, um glücklich zu seyn!" sagte sie.

Der Graf küßte seiner Gemahlin die Hand und fuhr nach einer Pause fort: „Aber unsere Kinder, Helena? Soll Heinrich in dieser Einsamkeit bleiben, ohne Gelegenheit, sich seinem Stande gemäß auszubilden? Denn meine Erziehung kann nicht Alles thun! Und Ottilia? Soll sie ungekannt, unvermählt verblühen, und was wird nach unserm Tode aus ihr?"

„Ja, unsere Kinder," sagte Helena trübsinnig und seufzte. In demselben Augenblicke vernahmen sie den Ruf eines Jagdhorns, der Graf öffnete das Fenster und sah einen ritterlich gekleideten, ältlichen Mann vor der Burg stehen, und um Einlaß bitten.

Der Graf zögerte einen Augenblick mit der Antwort, doch Frau Helena trat hinzu und sprach sanft: „Laß den armen durchnäßten Mann ein, er kennt uns nicht und wird unsern Aufenthalt nicht verrathen!“

Aldenburg konnte der Bitte seiner Gemahlin nicht widerstehen, er ließ die Zugbrücke herab, öffnete das Thor und hieß den Gast eintreten.

Der fremde Mann, dessen Antlitz durch einen langen, dichten Bart beschattet war, sah den Grafen einen Augenblick verwundert an, jedoch bald faßte er sich und folgte seinem Wirthe, welcher ihn in das Wohnzimmer führte. Helena empfing den Gast mit holder Freundlichkeit, hieß dem stummen Knappen ein Feuer anzünden, bereitete ein schmackhaftes Mahl und deckte dann selbst den Tisch, während der Graf in den Keller ging, edlen Wein zu holen, damit sich sein Gast daran labe.

Auch die Kinder kamen herbei, und blieben Anfangs erstaunt von Ferne stehen, als sie den Unbekannten gewahrten, als er aber anfing, ein schönes Mährlein zu erzählen, wurden sie gar zutraulich und liebkoseten ihn.

Als nun die Burgbewohner mit ihrem Gaste beim Mahle saßen, hob der Fremde an: „Viele Stunden irrte ich in dem Unwetter im Walde umher, denkt Euch meine Freude, mein Erstaunen, als ich diese feste Burg sah, von deren Daseyn wohl Niemand weiß, denn ich habe niemals davon gehört. Ihr lebt recht in der Einsamkeit, wie lange wohnet Ihr schon da?“

„Einige Jahre, und wir sind sehr glücklich hier!“ antwortete Helena.

„So möchtet Ihr nicht mehr in die Welt?“ forschte der Gast weiter.

„Nein, höchstens um der Kinder willen!“

„Liebe Kinder, wie heißen Sie?“

„Der Bube, Heinrich, nach dem Großvater,“ sagte Helena, und blickte den kleinen Heinrich liebevoll an, „das Mädchen Ottilia!“

„Ihr seyd wohl viel in der Welt herum gekommen,“ nahm der Graf Aldenburg das Wort, „erzählt uns doch ein wenig von dem, was in der Welt vorgeht!“

„Hm, nicht sonderlich viel, als daß Kaiser Heinrich vor etwa zehn Tagen gestorben ist.“

„Er war ein guter, kluger Regent, und tapferer Mann, Friede seiner Asche!“ sagte der Graf gerührt.

Frau Helena aber sprach kein Wort, sie war todtenblaß geworden, und Thräne und Thräne rollte über ihre Wangen.

„Es scheint, meine Kunde hat Euch betrübt,“ bemerkte der Fremde, „Ihr betrauert den Kaiser, habt Ihr ihn gekannt, edle Frau?“

Helena nickte mit dem Kopfe und verließ, um ihre tiefe Rührung zu verbergen, rasch das Zimmer. Der Mann sah ihr mit Augen, in denen Thränen glänzten, nach, schützte Müdigkeit vor, und bat um ein Schlafplätzchen.

Der Graf erhob sich, leuchtete seinem Gaste vor und begab sich dann zu seiner Gemahlin.

Am andern Morgen verließ der Fremde die Burg und gab beim Scheiden seinem Wirthe das Versprechen, keiner Seele etwas von dem Daseyn dieser Burg zu entdecken.

Ungefähr acht Tage später saßen Albrecht und Helena mit einander am Fenster, vom Kaiser Heinrich sprechend und überlegend, ob sie es nun wohl wagen dürften, in die Welt zurückzukehren, da vernahm ihr an Stille gewöhntes, und darum für jeden Schall empfänglicheres Ohr fernen Trompetenton, Hörnerschall, Lanzengeklirr, Stimmenklang; näher und näher kam es, der Graf eilte auf den Thurm, und sah ein wohlgerüstetes Heer sich durch die Wildniß Weg bahnen und auf die Burg zueilen. Als die Söldner, von Rittern angeführt, näher kamen, erkannte der Graf in dem Führer des Zuges den Mann, den er jüngst gastfrei aufgenommen hatte.

Jetzt stieß der Herold in die Trompete und begehrte mit lauter Stimme, den Burgherrn zu sprechen.

Der Graf kam vom Thurme herab, öffnete das Fenster eines niedrig gelegenen Zimmers und rief, an seiner Seite Helenen, dem Herolde zu, zu sprechen. Dieser begann:

„Kaiser Heinrich der Erste, den Du, Graf von Aldenburg, für todt gehalten hast, lebt noch, er ist Dein Gast gewesen und hat Dich und seine Tochter wohl

erkannt, obgleich Ihr ihn nicht erkannt habt, denn er hat seit der Flucht seiner Tochter den Bart nicht abscheren lassen. Er entbietet der Frau Helena, Gräfin von Aldenburg, seinen Gruß, und läßt ihr verkündigen, daß er gekommen ist, sie mit ihren Kindlein hinweg zu holen in seine kaiserliche Burg. Jedoch Euch, Graf von Aldenburg, will er nicht sehen, noch sollt Ihr jemals des Kaisers Tochter und seine Enkel sehen, sondern in dieser Wildniß verbleiben und für vogelfrei erklärt seyn, wofern Ihr sie verlasset!"

Da trat Frau Helena vor und sprach: „Herold, verkündet meinem kaiserlichen Vater, daß ich mich kindlich seines Lebens freue, aber mit ihm ziehen kann ich nicht, denn um keinen Preis der Welt werde ich meinen Gemahl verlassen, den ich mehr liebe, als mich selbst, und ohne den es für mich auf der ganzen Welt kein Glück giebt!"

Hierauf brachte der Herold ihr die Kunde vom Kaiser, daß, wofern sie sich weigere mit ihm zu ziehen, er die Burg erstürmen werde, und Helena erwiederte: „Mein Vater thue, was ihm gefällt, ich will mich eher unter den Trümmern der Feste mit meinem Gemahle begraben, als ihn verlassen, nur soll er die Kindlein schonen und sie zu sich nehmen, nach meinem und meines Gemahls Tode!"

Kaiser Heinrich war über diese Antwort sehr gerührt, aber er befahl seinen Truppen die Festung zu erstürmen. Kaum nahten sich diese der Burg, so er-

ſchien auch der Graf gerüſtet und bewaffnet mit geſpanntem Bogen auf dem Thurme, neben ihm der ſtumme Knappe, und Helena, leicht gerüſtet, große Steine in den Händen, bereit zum Werfen, doch rieſen ſie vorher bittend hinab, ihr Vater ſolle ſich entfernen.

Da gebot der Kaiſer Halt! rief dem Grafen zu, er ſolle getroſt mit Weib und Kindern herauskommen, und der Graf gehorchte, kam heraus, ſeine Gemahlin am Arme, den kleinen Heinrich auf dem Arme, die kleine Ottilie trug die Mutter. Der Graf Aldenburg neigte ſich ehrerbietig vor dem Kaiſer, Helena ſank zu ſeinen Füßen und weinte laut.

Der Kaiſer ließ ſie eine Zeit lang liegen und wollte der Tochter ein finſtres Geſicht zeigen, aber ſeine Liebe ſiegte, und bewegt ſprach er: „Ei Helena, Helena, hätte ich doch nimmer geglaubt, daß ſo viel Muth, ſo viel Standhaftigkeit und Liebe in Dir wohnten! So behalte Deinen Gemahl, bleibe abgeſchieden in der Burg, von mir habt Ihr nichts mehr zu fürchten, Euch iſt verziehen!“

Und jubelnd dankte das Paar dem Kaiſer, Helena aber ſprach: „Warum wundert Euch mein Muth, meine Ausdauer, meine Liebe? Bin ich denn nicht Kaiſer Heinrich's Tochter?“

Da lächelte der Kaiſer und ſprach: „Biſt Du nicht auch immer meine Lieblingstochter geweſen? Du ſollſt es wieder ſeyn, Dein Gemahl ſey mein Eidam. Es war Gottes Finger, der mich Euch finden ließ, ich

bin nicht gekommen Euch zu verderben, kenne ich doch Eure Gesinnung gegen mich."

Und nun ließ er einen kostbaren Zelter herbeiführen, gebot Helenen hinaufzusteigen, und hob selbst die kleine Ottilia auf das Roß.

Hierauf wandte sich der Zug, und der Kaiser wollte fortreiten mit seinen Kindern und seinem Heere, allein der Graf von Aldenburg gab dies nicht zu, er lud den Kaiser ein, in die Burg zu treten und einen Imbiß einzunehmen, auch den edlen Herren und Reißigen, die ihm gefolgt, eine Labung zu vergönnen. Der Kaiser nahm dies an, Helena schwang sich wieder vom Zelter, und nun schickte sie sich an ein köstliches Mahl zu bereiten. Alle Vorräthe, aller edle Wein wurde Preis gegeben und lauter Jubel herrschte jetzt in der stillen Burg.

Den andern Tag hielt der Kaiser mit Kindern und Enkeln seinen Einzug in seiner Burg. Entzückt begrüßte die Kaiserin ihre Tochter; sie gedachte nicht mehr daran, daß ihr Kind sie hintergangen hatte; auch Herzog Otto begrüßte die Schwester brüderlich.

Lange Jahre lebten Helena und Aldenburg glücklich, sie starben zusammen und wollte eine Jungfrau ihrem Sponsen ihre Liebe recht betheuern, so sprach sie: „Ich liebe dich wie Kaiser Heinrich's Tochter den Grafen Aldenburg."

Julie schwieg, die Oberstin lobte diese Sage und

meinte, es sey ihr Alles so wahrscheinlich, so lieb, sie würde es keinem Gelehrten danken, wenn er ihr bewiese, daß diese Geschichte durchaus nicht wahr sey.

„Ich theile Ihre Meinung, gnädige Frau," sagte der Graf, „ich mag nicht glauben, daß ein so seltnes, schönes Verhältniß, wie das dieses Paares, nicht auch wirklich statt gefunden habe."

„Das Schloß," bemerkte der Prediger, „soll Frauenberg geheißen haben, und seine Trümmer sind noch nicht lange verschwunden."

Vier und funfzigste Nacht.

Der Hauptmann war zurückgekehrt, er brachte Neuigkeiten aus der Residenz mit, neue Moden, und Niemand dachte in den ersten Stunden daran, daß er noch die Fortsetzung einer Erzählung schuldig sey. Endlich brachte Jettchen dies in Erinnerung und der Hauptmann begann:

Der peinigende Wunsch.

(Schluß.)

In dem Städtchen wurde viel über Katharinen's Schicksal gesprochen und von denen am meisten, welche ihr den schönen, reichen Grafen nicht gegönnt hatten.

„Hochmuth kommt vor den Fall!“ pflegten sie zu sagen, „der bürgerliche Freier war Jungfer Katharinen nicht gut genug, es mußte ein Graf seyn, und nun freit weder ein Graf, noch ein Bürger mehr um sie.“

Katharina schien von alle diesen Gesprächen nichts zu wissen, sie lebte still und ruhig fort, auch ihre Aeltern vergaßen bald ihren Gram.

Der Frühling schmückte wieder die schöne Gegend um das Städtchen, Katharina war allein spazieren gegangen, Veilchen zu pflücken. Wie sie so da stand eben im Begriff sich nach den duftigen Blüthen zu bücken, hörte sie einen leisen Seufzer hinter sich, sie wandte sich um, und der Graf stand vor ihr.

„Katharina!“ rief er mit funkelnden Augen, „Katharina, liebst Du mich noch?“

„Unaussprechlich!“ flüsterte sie und sank in seine Arme. „Komm, theures Mädchen!“ rief er aus, „laß uns zu jener Rasenbank gehen. Höre, was mich von Dir entfernte und bestimme dann selbst, ob Du noch Dein Geschick mit dem meinen verbinden willst.“

Katharina sah ihn zärtlich und betrübt in die Augen und der Graf begann: „Mein Vater war ein Italiener von Geburt, zärtlich, tapfer und großmüthig bis zur Verschwendung, meine Mutter dagegen finster, hochmüthig und hartherzig. Du siehst mich ernst an,

Katharina? O glaube mir, es thut mir weh, so von der zu sprechen, welche mir das Leben gab, aber ihre Hartherzigkeit hat mein Leben vergiftet, so daß ich oft wünschte, ich wäre nie geboren worden.

Kurz vorher, ehe ich geboren wurde, ging eines Tages meine Mutter spazieren, da stürzte ein armes Weib zu ihren Füßen und flehte meine Mutter an, sich bei meinem Vater, der viel Einfluß hatte, für den Mann des Weibes zu verwenden, welcher in unschuldiger Gefangenschaft schmachte. Meine Mutter wies sie streng ab, mit dem Bedeuten, sie dürfe sich nicht in solche Angelegenheiten mischen; nun bat die Frau um eine milde Gabe, und auch diesmal wies meine Mutter sie kalt von sich da; sprach das Weib mit heftigerem Tone: „Nun so gebt mir wenigstens zu einem Stücke Brod. Auch ich trage ein Kind unter meinem Herzen und vergehe bald vor Hunger!“ Da lachte meine Mutter höhnisch auf und sprach: „Was kümmert mich Euer Hunger, arbeitet und Ihr werdet zu essen haben!“

„Nun denn,“ rief leidenschaftlich das Weib aus, „so wünsche ich Euch, daß Eurem Kinde alle Wünsche erfüllt werden, weil Ihr mir jetzt jeden Wunsch hartherzig versagt, und ich denke, damit habe ich Euch Unglück genug gewünscht!“

Meine Mutter lachte und erzählte meinem Vater, eine Bettlerin habe ihrem ungeborenen Kinde gewünscht, daß ihm alle Wünsche erfüllt werden möchten, das sey doch wahrlich kein böser Wunsch! Mein Va-

ter aber schüttelte ernst das Haupt und sprach: „Der Wunsch ist fürchterlich, denn wehe uns schwachen Menschen, würde die Erfüllung unserer Wünsche nicht beschränkt!“

Ich wurde geboren und soll ein sehr gesundes, fröhliches Kind gewesen seyn. Als ich mich geistig so weit entwickelt hatte, daß Wünsche in mir aufstiegen, wurden sie mir alle erfüllt, und ich erinnere mich, daß meine Mutter sehr viel Freude darüber hatte. Sie hieß mich dem Vater Ehrenstellen und mir Gold wünschen, es ging aber nicht in Erfüllung, denn ich selbst wünschte es nicht, ich wünschte mir schöne Früchte, herrliche Blumen, farbige Vögel, und alsbald prangten an unsern Bäumen die köstlichsten Früchte, dufteten in unsern Gärten die schönsten Blumen, hüpften bunte Vögel von Zweig zu Zweig.

Als ich sechs Jahre alt war, ward der Segen, der bisher auf meinen Wünschen geruht hatte, in Fluch verwandelt. Kindisch, wie Kinder sind, zürnte ich einmal einem Freunde meines Vaters, welcher mich wegen einer Unart ausschalt, und rief in der Hitze: „Ich wollte Du wärst todt, Du böser Mann! Kaum hatte ich diese nicht so gemeinten, unvorsichtigen Worte ausgesprochen, so sank der Mann um und war todt. Obgleich ich nicht begriff, daß ich an seinem Tode schuld war, erschrak ich doch sehr und niemals ließ ich mich wieder hinreißen, einen solchen Wunsch auszusprechen. Ach, ich kann Ihnen nicht sagen, wie tief dieser unwillkür-

liche Mord mich beugte, als ich älter wurde und noch jetzt!“ —

„Halten Sie ein, theurer Graf!“ unterbrach ihn Katharina, „Sie sind ja an diesem Vorgange so unschuldig, wie ein Kind, das bei der Geburt die Mutter verliert!“

„Ach, liebe Katharina, so spricht meine Vernunft auch, aber mein Herz redet anders. Genug, ich mochte von nun an wünschen, was ich wollte, Alles wurde mir augenblicklich, pünktlich erfüllt und verschwand wieder, sobald ein neuer Wunsch den alten verdrängte.“

„Du kannst Dir denken, theure Katharina, wie wenig mich Güter beglückten, die ich so leicht erhielt, deren Besitz mir sogar keine Mühe verursachte. Mein Vater starb — Du wunderst Dich vielleicht, theure Katharina, daß mein Wunsch, dem doch stets Erfüllung folgte, meinen Vater nicht am Leben erhielt. Ich war fern von ihm, als er plötzlich starb, und konnte also den Augenblick nicht wissen, in welchem ihn der Todesengel berührte; auch glaube ich, hier wäre mein heißester Wunsch fruchtlos geblieben, denn wir Menschen haben wohl Macht einem Mitmenschen das Leben zu verkürzen, zu rauben; aber die Macht des Todes über unsre Hüllen ist stärker, als die unsrige. Nur Gold und Rang, Glanz und irdische Macht können wir uns verschaffen; Blüthen und Früchte dem Boden abgewinnen, mehr nicht!

Kurz nach dem Tode meines Vaters wurde meine

Mutter durch den Blitz getödtet, und ich war nun der einzige Erbe der großen Reichthümer, die meine Aeltern hinterlassen hatten. Sie beglückten mich wenig, denn wie konnten mich Vermögen und Kostbarkeiten erfreuen, da ich, durch die Macht meiner Wünsche jeden Augenblick so viel besitzen konnte, als ich eben wollte.

Ich verließ die Heimath, ich reisete von Ort zu Ort, nirgends gefiel es mir, weil ich mir nirgends gefiel. Ueberall hin verfolgte mich der Ueberdruß, die Langeweile. Ach, theure Katharina, Du kennst das Glück, welches aus der Beschränkung für uns hervorgeht, Du kennst nicht den Fluch, der auf Menschen ruht, die Alles besitzen, die Alles haben ohne Mühe, ohne darnach zu ringen. Selbst auf mein Wissen ist mir nicht der natürlichste Stolz, ist mir nicht einmal Selbstgefühl erlaubt; ich durfte nur wünschen dies oder jenes zu verstehen, zu wissen, ausüben zu können, so verstand, wußte, konnte ich es! Ich liebte ein holdes, süßes Wesen, ich wünschte von ihr geliebt zu werden, ehe ich ihren Namen, ihre Verhältnisse kannte. Sie liebte mich, folgte mir — ach, sie war Gattin!" Katharina sah betrübt von ihm weg.

Der Graf faßte ihre Hand und sagte schmeichelnd: „Sey nicht eifersüchtig, Du Holde, ich liebe nur Dich! Sobald ich erfuhr, daß Maria Gattin war, wünschte ich als rechtlicher Mann: Sie möge mich nicht mehr lieben, und sie kehrte reuig zu ihrer Pflicht zurück. Aber ein Schmerz, ein tiefer, namenloser Schmerz blieb

in mir zurück; ich wußte ja nicht einmal, ob ich jemals um meiner selbst willen geliebt werden konnte, denn mußte ich nicht immer die Macht meines Wunsches fürchten? Wer liebt, hält Gegenliebe für das schönste Glück und wünscht sie auch.

Nach drei Jahren lernte ich ein Fräulein kennen, schön und gut. Ich liebte diese Dame nicht, aber ich achtete sie hoch — ich sah es, daß sich ihr Herz an einen Heuchler hing und — unwillkürlich stieg der Wunsch in mir auf, als ich sie einst mit ihm tanzen sah, möchte sie lieber jetzt sterben, als eine betrogene Gattin werden. Sie starb in demselben Augenblicke. Verzweiflung trieb mich fort aus der Residenz hierher. Hier fand ich Dich, Dich, Katharina. Ich habe noch nichts so geliebt, wie Dich, nichts so erwünscht, als Deine Liebe, Katharina! mit Dir hoffte ich glücklich zu seyn! Da hörte ich die schaudervolle Mähr von der Gräfin mit den vielen Kindern erzählen, da dacht' ich an den Fluch, der auch auf mir ruht, Katharina, es trieb mich fort, ich konnte nicht bleiben, ich wollte Dich vergessen! Verlassen, um Dich nicht unglücklich zu machen! Ach, meine Katharina, meine glühende Liebe führte mich zu Dir zurück. Aber darf ich Dein unbefangenes, glückliches Leben mit meinem unseligen, verwünschten vereinigen? Darf ich mich Deiner Liebe freuen, ist sie unwillkürlich entstanden?

„Ja ja! ich will Dein seyn, Katharina! Dein! —

O mein Geliebter, ich liebe Dich wirklich, ohne Deinen Wunsch, glaube nur dies!"

„Nun denn so sey es!" rief der Graf und hob betheuernd die Hand zum Himmel empor, Du hörst es, ewige Gottheit, daß ein glückliches, schuldloses Wesen mir angehören will. Sie und ich wollen glücklich durch uns selbst seyn, nimm den Fluch unheimlichen Glückes von mir, ich beschwöre Dich darum!" —

Katharina sank auf ihre Knie, der Graf kniete neben ihr, und als Beide sich nach vollbrachtem Gebet anblickten, lächelten sie einander an, und eine große Last war von ihren Herzen genommen. So kehrten sie nach der Stadt zurück, wo die Aeltern sie freundig begrüßten.

In wenig Wochen wurden sie vermählt. Beide lebten so glücklich, daß Beide nichts wünschten, und hegte der Graf einmal einen Wunsch, so erfreute ihn die Erfüllung desselben, denn es war auch der Wunsch seiner Katharina gewesen. Eines Tages saßen Beide mit einander unter einer Linde, da zog ein Gewitter am Himmel herauf, und der Graf sagte: „Wenn ich meine Todesart wählen könnte, so möchte ich mit Dir zugleich sterben, vom Blitzstrahl sanft getroffen.

Indem er dies sprach, erhellte ein Blitz den dunklen Himmel und todt sank das Paar auf die Blumen, welche die Linde umblühten!" —

„Eine sonderbare Geschichte," sagte der Oberst, als

der Hauptmann ſchwieg, „wäre ſie nicht in Wahrheit ſo grauſig und fürchterlich, ich fände ſie etwas einfältig, denn die Wahrſcheinlichkeit geht ihr noch mehr ab, als dem tollſten Mährchen, wo es Perlen ſchneit und die Vögel reden können!“

„Nennen wir Ihre Sage lieber eine Allegorie, beßter Hauptmann,“ ſagte der Graf, „ſie zeigt uns, wie das wahre Glück des Menſchen nur aus der beſchränkten Erfüllung ſeiner Wünſche hervorgeht!“

„Ach, daran hat der Hauptmann nicht gedacht,“ ſagte der Doctor, „er hat uns eine ſeiner ſonderbaren, ausſchweifenden Fantaſien mitgetheilt, ſie hat uns unterhalten, darum laßt das Kritteln und dankt ihm!“

Fünf und funfzigſte Nacht.

Heute erzählte der Arzt:

Die Mähr aus dem Rathskeller zu Bremen.

In dem Rathskeller der berühmten alten Hanſeſtadt Bremen liegen unter vielen andern Fäſſern voll des edelſten Weines ihrer Zwölf, deren jedes den Namen eines der zwölf Apoſtel führt, und noch zwei andere: der Bacchus und die Roſe.

Der Wein, welcher in dieſen Fäſſern enthalten, iſt der alleredelſte und älteſte von Johannesberg, Nierenſtein und Rüdesheim, und ſo koſtbar, daß ein kleiner Römer davon mit einem ſchweren Goldſtück aufgewogen werden muß. Nur wer ganz beſonders gut mit den edlen Herren vom Rathe ſteht, mag darauf rechnen können, von dieſem Weine aller Weine zu koſten.

Allein ſo koſtbar der Wein iſt, und ſo alt — (der in der Roſe iſt Gewächs von 1615, folglich 225 Jahre), ſo iſt dies doch noch bei Weitem nicht das Merkwürdigſte, was ſich davon ſagen läßt. Aber jedes kundige Bremer Stadtkind weiß es, wie am erſten September, Nachts um 12 Uhr, die Weingeiſter in gedachten Fäſſern erwachen und herausſteigen als lebendige Geſellſchaft, und in der großen Halle die ganze Nacht trinken und jubiliren, lachen und ſingen, daß man es oben auf der Straße hören kann. In dieſer Nacht verläſſet dann auch der alte Balthaſar ſein Kämmerlein auf dem Frauenkirchhof, und ſteigt hinab in den Rathskeller, wo er die Weingeiſter bedient und ſelber in ſeinem Winkel tapfer ſäuft, und dazu jämmerlich weint und ſtöhnt, worüber ihn denn die Weingeiſter baß necken und verhöhnen.

Mit dem alten Balthaſar aber iſt es eine gräuliche Geſchichte! Anno 1600 und einige zwanzig und dreißig Jahre war, wie bekannt, ein großer Krieg im deutſchen Lande, von wegen des Glaubens; die Einen wollten ſo, und die Andern anders, und ſtatt, daß ſie bei einem Glaſe Wein die Sache vernünftig beſprochen

hätten, schlugen sie sich die Schädel ein. Albrecht von Waldstein, des Kaisers General-Feldmarschall, hauſete schrecklich in proteſtantiſchen Landen. Deß erbarmte ſich der Schwedenkönig Guſtav Adolph, und kam mit vieler Mannſchaft zu Roß und zu Fuß.

Es wurden viele Bataillen geliefert, ſie hetzten ſich herum am Rhein und an der Donau, es geſchah aber weiter nicht viel, weder vor- noch rückwärts.

Zu der Zeit war Bremen und die andern Hanſeſtädte neutral, und wollten es mit keiner Partei verderben. Dem Schweden lag aber daran, durch ihr Gebiet zu ziehen und ſich freundlich mit ihnen einzulaſſen, darum wollte er einen Geſandten an ſie ſchicken. Weil aber im Reich bekannt war, daß man in Bremen alles im Weinkeller verhandle, und die Rathsherren und Bürgermeiſter einen guten Schluck hätten, ſo fürchtete ſich der Schwedenkönig, ſie möchten ſeinem Geſandten gar ſehr zuſetzen mit Wein, daß er endlich betrunken würde, und ſchlechte Bedingungen einginge für die Schweden.

Nun befand ſich aber im ſchwediſchen Lager ein Hauptmann vom gelben Regiment, der ganz erſchrecklich trinken konnte. Zwei, drei Maaß zum Frühſtück war ihm ein Kleines, und oft hat er Abends zum Zuſpitzen ein halb Imi getrunken. Als nun der König voll Beſorgniß war, ſie möchten im Bremer Rathskeller ſeinen Geſandten allzu ſehr zuſetzen, ſo erzählte ihm der Kanzler Oxenſtierna von dem Hauptmann, Gut-

kunft hieß er, der so viel trinken könne. Deß freute sich der König und ließ ihn vor sich kommen.

Da brachten sie einen kleinen, hagern Mann, der war ganz bleich im Gesichte, hatte aber eine große, kupferrothe Nase und hellblaue Lippen, was ganz wunderlich anzusehen war. Der König fragte ihn, wie viel er sich wohl zu trinken getraue, wenn es recht ernstlich zuginge. „O, Herr König!" antwortete er, „so ernstlich bin ich noch nie daran gekommen, habe mich bis dato auch noch nicht geeicht; der Wein ist nicht wohlfeil, und man kann täglich nicht über sieben, acht Maaß trinken, ohne in Schulden zu gerathen." — „Nun, wie viel meinst Du denn führen zu können?" fragte der König weiter. Er aber antwortete unerschrocken: „Wenn Euer Majestät bezahlen wollen, möchte ich wohl einmal zwölf Mäßlein trinken! Mein Reitknecht, der Balthasar Ohnegrund, kann es aber noch besser."

Da schickte der König auch nach Balthasar Ohnegrund, dem Knechte des Hauptmanns Gutkunst, und war der Herr schon blaß gewesen und mager, so war es der Diener noch mehr, der ganz aschfarb aussah, als hätt' er sein Lebelang Wasser getrunken.

Da ließ nun der König den Hauptmann und Ohnegrund, den Reitknecht, in ein Zelt setzen, und einige Fäßlein alten Hochheimer und Nierensteiner anfahren, und wollte haben, die Beiden sollten sich eichen lassen.

Sie tranken von Morgens eilf Uhr bis Abends vier Uhr ein Imi Hochheimer und anderthalb Imi Nie-

rensteiner, und der König ging voll Verwunderung zu ihnen in's Zelt, um zu sehen, wie es mit ihnen stehe. Die beiden Gesellen waren aber wohl auf, und der Hauptmann sagte: „So, jetzt will ich einmal die Degenkuppel abschnallen, dann geht's besser; Ohnegrund machte aber drei Knöpfe an seinem Koller auf.

Da entsetzten sich alle, die dies sahen, der König aber sprach: „Kann ich bessere Gesandten finden nach der fröhlichen Stadt Bremen, als diese?" Und alsobald ließ er dem Hauptmann prächtige Kleider und Waffen geben, wie auch Ohnegrund, dem Reitknecht, denn dieser sollte den Schreiber des Gesandten vorstellen. Der König und der Kanzler unterrichteten den Hauptmann, was er zu sagen hätte bei der Unterhandlung, und nahm Beiden das Versprechen ab, daß sie auf der ganzen Reise nur Wasser trinken sollten, damit nachher das Treffen im Keller um so glorreicher würde; Gutkunst aber, der Hauptmann, mußte seine rothe Nase mit einer künstlichen Salbe anstreichen, auf daß sie weiß aussah, damit man nicht merke, welch ein Kunde er sey.

Ganz elendiglich vom vielen Wassertrinken kamen die Beiden nach der Stadt Bremen, und nachdem sie bei dem Bürgermeister gewesen, sagte dieser zum Senat: „O, was hat uns der Schwede für zwei bleiche, magere Gesellen geschickt; heute Abend wollen wir sie in den Rathskeller führen und zudecken. Ich nehme den Gesandten auf mich ganz allein, und der Doctor Schnellpfeffer muß auf den Schreiber. So wurden sie

denn Abends nach der Betglocke feierlichſt in den Rathskeller geführt, der Bürgermeiſter führte Gutkunſten, den Hauptmann, der Doctor Schnellpfeffer, was auch ein guter Trinker war, führte den Reitknecht am Arm, der, als Schreiber angethan, ſich recht züchtiglich geberdete; hinter ihnen gingen viele Rathsherren, die zur Verhandlung geladen waren.

In einem großen, großen Gemache ſetzten ſie ſich um den Tiſch, und verſpeiſten zuerſt Haſenbraten und Schinken und Häringe, um ſich zum Trinken zu rüſten. Dann wollte der Geſandte ganz ehrbar mit der Verhandlung anfangen, und ſein Schreiber zog Pergament und Feder aus der Taſche; aber der Bürgermeiſter ſprach: „Mit nichten alſo, Ihr edlen Herren! ſo iſt es nicht Gebrauch in Bremen, daß man die Sache alſo trocken abmacht; wollen einander vorerſt auch zutrinken, nach Sitte unſerer Väter und Großväter.“

„Kann eigentlich nicht viel vertragen,“ erwiederte der Hauptmann, „dieweil es aber Seiner Magnificenz alſo gefällt, will ich ein Schlücklein zu mir nehmen.“ Nun tranken ſie ſich zu, hielten ein Geſpräch über Krieg und Frieden und über die Schlachten, ſo geliefert worden; die Rathsherren aber, um den Fremden mit gutem Beiſpiel voran zu gehen, tranken ſich weidlich zu, und bekamen rothe Köpfe. Bei jeder neuen Flaſche entſchuldigten ſich die Fremden, wie ſie gar den Wein nicht gewohnt wären, und er ihnen zu Kopf ſtiege; deß freute ſich der Bürgermeiſter, trank in ſeiner Her-

zensluſt ein Paßglas um das andere, ſo, daß er nicht mehr recht wußte, was zu beginnen. Aber wie es zu gehen pflegt in dieſem wunderbaren Zuſtand, er dachte: Jetzt iſt er betrunken, der Geſandte, und auch dem Schreiber hat der Doctor tüchtig zugeſetzt; und ſprach daher: „Nun wollen wir anfangen mit unſerm Geſchäft.“ Das waren die Fremden wohl zufrieden, thaten, wie wenn ſie voll Weines wären, und tranken auf ihrer Seite den Herren wacker zu. Da wurde nun geſprochen und getrunken, gehandelt und wieder getrunken, bis der Bürgermeiſter mitten im Satz einſchlief, und der Doctor Schnellpfeffer unter dem Tiſche lag.

Da kamen denn die andern Rathsherren und tranken den Fremden zu, und führten die Verhandlung fort; aber trank der Hauptmann läſterlich, ſo machte es ſein Reitknecht noch ſchlimmer; fünf Küper mußten immer hin und her laufen und einſchenken, denn der Wein verſchwand von dem Tiſch, als wäre er in den Sand gegoſſen worden. So geſchah es denn, daß die Gäſte nach einander den ganzen Rath unter den Tiſch tranken, bis auf Einen.

Dieſer Eine aber war ein großer, ſtarker Mann, mit Namen Walther, von welchem man allerlei ſprach in Bremen, und wäre er nicht im Rath geſeſſen, man hätte ihn längſt böſer Künſte und Zauberei angeklagt.

Herr Walther war ſeines Zeichens eigentlich ein Zirkelſchmidt geweſen, hatte ſich aber hervorgethan in ſeiner Gilde, war unter die Aeltermänner gekommen,

und nachher in den Senat. Dieser hielt aus bei den Gästen, trank zweimal so viel, als Beide, so daß ihnen ganz unheimlich wurde, denn er war so verständig, wie zuvor, während der Hauptmann schon trübe Augen bekam, und glaubte, es gehe ihm ein Rad im Kopfe herum. So oft der Senator Walther ein Paßglas getrunken, fuhr er mit der Hand unter den Hut, und dem Reitknecht kam es vor, als sähe er ein bläuliches Wölkchen, ganz fein, wie Nebel, aus seinem rabenschwarzen Haar emporsteigen. Er trank wacker darauf los, bis der Hauptmann Gutkunst selig entschlief, und sein Haupt ganz weich auf des Bürgermeisters Bauch legte.

Da sprach der Senator Walther mit sonderbarem Lächeln zu dem Schreiber des Gesandten: „Lieber Geselle, Du führst einen mächtigen Zug, ich vermeine aber, daß Du mit dem Roßstriegel besser fortkommst, als mit der Feder.“ Da erschrak der Schreiber und sprach: „Wie meint Ihr dies, Herr! ich will nicht hoffen, daß Ihr mir Hohn sprechen wollt; bedenkt, daß ich Sr. Majestät Gesandtschafts-Schreiber bin.“ „Hohohoho!“ rief der Andere mit schrecklichem Lachen, — „seit wann haben denn ordentliche Gesandtschafts-Schreiber solche Kittel an und führen solche Federn bei der Sitzung?“ Da sah der Reitknecht auf sein Kleid, und bemerkte mit großem Schrecken, daß er seinen gewöhnlichen Stallkittel anhabe, er sah auf seine Hand, und siehe da, statt der Feder hielt er eine ganz gemeine

Kratzbürste. Da entsetzte er sich und sah sich verrathen, und wußte nicht, wie ihm geschah. Herr Walther aber lächelte seltsam und höhnisch, und trank ihm einen Humpen von anderthalb Maaß zu auf einen Zug, fuhr dann mit der Hand hinter die Ohren, und der Reitknecht sah ganz deutlich, wie ein feiner Nebel aus seinem Kopfe kam.

„Gott soll mich bewahren, Herr! daß ich fürder mit Euch trinke!“ rief er, „Ihr seyd ein Schwarzkünstler, wie ich nun vermuthe, und könnt mehr als Brod essen.“

„Darüber wäre noch vielerlei zu sagen,“ antwortete Walther ganz ruhig und freundlich, „aber es würde Dir auch nicht viel helfen, werthgeschätzter Stallknecht und Roßkamm, wenn Du mir fürder zusetztest mit Trinken, mich trinkst Du nicht unter den Tisch, was maaßen ich einen kleinen Hahn in mein Gehirn geschraubt habe, durch welchen der Weindunst wieder herausfährt. Schau zu!“ — Dabei trank er ein großes Paßglas aus, wandte seinen Kopf herüber zum Reitknecht Ohnegrund, strich sein Haar zurück, und siehe da, in seinem Kopf steckte ein kleiner silberner Hahn, wie an einem Faß; da drehte er den Zapfen um, und ein bläulicher Dunst strömte hervor, so, daß ihm der Weingeist keine Beschwerde machte in der Hirnkammer.

Da schlug der Reitknecht vor Verwunderung die Hände zusammen und rief: „Das ist einmal eine schöne Erfindung, Herr Zauberer! könnt Ihr mir nicht auch

so ein Ding an den Kopf schrauben um Geld und gute Worte?“

Nun war es mit Herrn Walther, die Wahrheit zu sagen, ein böses Ding, denn er hatte seine Seele dem Bösen verhandelt, und es war dabei bedingt, daß er sich loskaufen könne durch eine andere Seele. Schon viele hatte er auf dem Korne gehabt, aber allemal waren sie ihm entgangen. Den Reitknecht faßte er besser und sprach also: „Nein, Balthasar Ohnegrund, das geht nicht! einen silbernen Hahn kann ich Dir nicht in's Gehirn schrauben, da bist Du nicht erfahren genug in geheimer Wissenschaft. Aber ich habe Dich lieb gewonnen wegen Deiner absonderlichen Kunst im Trinken, darum möcht' ich Dir gern dienen, wo ich kann. Zum Beispiel, es ist gegenwärtig die Stelle des Kellermeisters vacant allhier. — Balthasar Ohnegrund! verlaß den Dienst dieser Schweden, wo es doch mehr Wasser als Wein giebt, und diene dem wohledlen Rath dieser Stadt; wenn wir auch einige Lasten Wein mehr brauchen des Jahres, die Du heimlich säufest, das thut nichts! ein solcher Capitalkerl hat uns längst gefehlt; Balthasar Ohnegrund! ich mach' Dich morgen zum Kellermeister, wenn Du willst. Willst Du nicht, so ist es auch gut; dann weiß aber morgen die ganze Stadt, daß uns der Schwede einen Reitknecht geschickt.“

Der Reitknecht schaute Herrn Walther unschlüssig an, und wußte nicht, sollte er Ja oder Nein sagen.

„Entschließe Dich, Balthasar Ohnegrund!“ rief

Herr Walther — „so zwanzig, dreißig Jahre zu leben in diesem Kellerreich, in diesem Weinhimmel zu trinken nach Herzenslust! — Nicht wahr, Balthasar, das müßte ein Leben seyn!“ —

„Ja, Herr,“ sprach Balthasar, „aber wie könnte ich dies verdienen?“ —

„An was liegt Dir mehr,“ fuhr Herr Walther fort, „hier recht zu leben nach Herzenslust auf der Erde, hier im Keller, oder an den Geschichten, die sich nachher begeben, wo man gar nicht weiß, ob man nur noch lebt und Wein trinkt?“

Balthasar that einen gräßlichen Schwur und sagte: „Meine Gebeine werden dahin fahren, wo die Gebeine meiner Gesellen liegen; ist der Mensch todt, so fühlt er nicht und denkt er nicht, hab' ich an manchen Cameraden erlebt, dem die Kugel das Hirn zerschmetterte, darum will ich leben und lustig seyn.“

Darauf sprach der Andere: „Wenn Du Verzicht leisten willst auf das, was nachher kommt, so ist es ein Leichtes, Dich hier zum Kellermeister zu machen. Schreib nur Deinen Namen in dies Büchlein, und thue einen recht tüchtigen Schwur dazu.“

„Was nachher mit mir geschieht, das kümmert mich nicht!“ rief Balthasar; „Kellermeister will ich hier seyn immerdar und ewiglich, so lang ich bin, und der Teufel, oder wer will, kann das andere haben alles, wenn sie mich einst einscharren.“

Als er so gesprochen, waren ihrer nicht mehr Zwei,

ſondern ein Dritter ſaß neben dem Reitknecht, und hielt ihm das Büchlein hin zum Unterſchreiben, der aber, der dies that, war nicht der Zirkelſchmidt, ſondern ein Anderer — war der Teufel.

Balthaſar's Vater hatte ihn gelehrt, ſeinen Namen zu ſchreiben, als er noch ein kleiner, frommer Knabe war; er unterſchrieb ihn in's Buch, das ihm der Teufel mit ſeinen Krallen vorhielt.

Alſo wurde Balthaſar Ohnegrund Kellermeiſter im Rathskeller zu Bremen, der Hauptmann Gutkünſt zog mit zweideutigen Bedingungen ab in's ſchwediſche Lager, und als nachher die Kaiſerlichen in die Stadt kamen, war der Bürgermeiſter und der Senat froh, daß ſie ſich mit dem Schweden nicht zu tief eingelaſſen hatten, obgleich keiner recht wußte, wie es ſo gekommen war. Dem neuen Kellermeiſter Balthaſar Ohnegrund ging aber von da an ein Leben auf in Saus und Braus! In ganz Bremen gab es keinen Mann ſo fröhlich, als den Rathskellermeiſter, und getrunken hat er, was im Keller Gutes und Köſtliches war. Zur Kirche ging er nie, ſondern wenn ſie zuſammenläuteten, ſchritt er hinab zum beſten Faß und ſchenkte ſich ein nach Herzensluſt. — Als er alt wurde, kam wohl oft ein Grauen über ihn, und es fröſtelte ihn durch die Glieder, wenn er an's Sterben dachte; er hatte zwar kein Weib, das um ihn jammerte, aber auch keine Kinder, die ihn tröſteten, da trank er denn, wenn die Todesgedanken über ihn kamen, bis er von Sinnen war und ſchlief.

So trieb er's lange Jahre, sein Haar ward grau, seine Glieder schwach, und er sehnte sich zu schlafen im stillen Grabe.

Da war es ihm eines Tages, als sey er erwacht, und könne doch nicht recht erwachen; die Augen wollten sich nicht aufthun, die Finger waren steif, als er sich aus dem Bette heben wollte, und die Beine lagen starr, wie ein Stück Holz. An sein Bett aber traten Leute, betasteten ihn und sprachen: „Der alte Balthasar ist todt."

„Todt," dachte er und erschrak — „todt und nicht schlafen? — todt bin ich und denke?" — Ihn erfaßte eine unnennbare Angst, er fühlte, wie sein Herz still stand, und wie sich doch etwas in ihm regte und in sich zusammenzog und bange, bange war; das war sein Körper nicht, denn der lag steif und todt. Es war seine Seele. — —

Da maßen sie seine Länge und Breite, um die sechs Bretlein fertig zu machen, und legten ihn hinein, und ein hartes Kissen von Hobelspänen unter seinen Schädel, und nagelten den Sarg zu.

Und die Seele des Todten wurde immer ängstlicher, weil sie nicht schlafen konnte. — Dann hörte er die Todtenglocke läuten auf der Domkirche — sie hoben ihn auf — kein Auge weinte um ihn. Sie trugen ihn auf Unser lieben Frauen Kirchhof, dort hatten sie sein Grab gegraben. Er hörte die Seile schwirren, die sie herauf zogen, als er unten lag, dann war-

fen ſie Steine und Erde herab, und es ward ſtill um ihn her.

Aber ſeine Seele zitterte heftiger, als es Abend wurde, als es zehn Uhr, eilf Uhr ſchlug auf allen Glocken. „Wie wird es Dir gehen, wie wird es Dir gehen!“ dachte er bei ſich. Er wußte noch ein Gebetlein aus alter Zeit, das wollt' er ſprechen, aber die Lippen des Todten ſtanden ſtill. — Da ſchlug es zwölf Uhr, und mit einem Ruck ward die ſchwere Grabesdecke abgeriſſen, und auf dem Sarge geſchah ein ſchrecklicher Schlag, der den Deckel zerſprengte, und eine glühende Krallenfauſt reckte ſich aus über den Todten und wollte ihn faſſen, und die Krallenfauſt gehörte dem Teufel, aber ſie konnte den Leichnam nicht faſſen, denn der Teufel hatte nur Macht über die Seele bekommen, und nicht über den Körper in der geweihten Erde.

Hell und freundlich funkelten tauſend und aber tauſend Sterne am dunkeln Nachthimmel, und goſſen ihr Licht aus über das bleiche Geſicht des Todten, aber in hölliſcher Gluth funkelten Satans Augen, und er rief die Seele des Todten und ſprach: „Hervor aus Deiner Behauſung, die Dir nicht mehr gehört, und her zu mir, denn Du biſt mir verkauft und mein eigen!“

Aber die geängſtete Seele zog ſich immer mehr in ſich zuſammen, und wollte nicht heraus aus dem Todten, und alle Schrecken der Verweſung, welche der Teufel herbeirief, daß ſie ſie quälten, fruchteten nichts, denn ſo lange die Seele in dem Todten war, konnte

auch die Verweſung ihm nichts anhaben. Der Todte aber verfluchte ſeine geängſtete Seele, die da Schuld ſey, daß er nicht ſchlafen könne im Grabe, und nicht zu Staub werde, davon er genommen. Aber je mehr er ſeine Seele verfluchte, um ſo inniger und feſter hielt ſie an ihn.

Da verlor endlich auch der Teufel die Geduld, und ſprach zur armen Seele: „Gut denn, weil Du, mein Eigenthum, nicht mit mir willſt an den Ort, den ich Dir erſt beſtimmte, ſo bleibe bis zum jüngſten Tage Dir ſelber und dem Todten, der Dich mir verkauft, zur Qual, wo Du biſt, und ſey fortan ein Spuk und ein Schreck den Lebenden, und ein Spott jenen Geiſtern, um derentwillen Du mein wardſt.“ Als der Teufel ſo geredet hatte, warf er den Sargdeckel wieder zu, ſchleuderte den Sarg hinab in die Grube und das Grab ſchloß ſich wieder und ebnete ſich, ſo daß nichts davon zu ſehen war.

Aber in dem Grabe liegt nach wie vor der alte Kellermeiſter Balthaſar Ohnegrund. Er iſt todt, aber er kann nicht ſchlafen, denn in ihm lebt ſeine geängſtete, verzweifelnde Seele.

Alle Jahre in der Nacht vom erſten zum zweiten September tönt aus dem Rathskeller herauf der Ruf der wachgewordenen Weingeiſter, und Balthaſar Ohnegrund muß ſein Grab auf Unſerer Lieben Frauenkirchhof verlaſſen, und hinabſteigen in den Rathskeller, die zwölf Apoſtel, die Roſe und den Bacchus zu bedienen, und

muß ihnen seine Geschichte erzählen, worüber die ewig heitern Weingeister, die nichts wissen von Schrecken und Graus, ihn verlachen und necken. Da will er denn, wie damals, als er noch lebte, sein Grauen und seinen Jammer betäuben, und säuft viel des köstlichen Weines — aber es hilft nichts, denn Balthasar Ohnegrund ist todt seit zweihundert Jahren, und in ihm lebt seine geängstete, verfluchte, verkaufte Seele. — Da weint er denn und trinkt — und trinkt und weint, bis der Tag anbricht, und die Weingeister zurückkehren zum seligen Schlummer in ihre Fässer. Und Balthasar Ohnegrund kehrt zurück in sein Grab auf Unserer lieben Frauen Kirchhof, todtmüde vom Jubel, Weinen und Trinken.

Aber er kann nicht schlafen.

Sechs und funfzigste Nacht.

„Ich habe heute auch nicht schlafen können, Ihre Sage, lieber Doctor, hat mir gar böse Träume gemacht, deßhalb sollte ich Sie ausschelten. Ein Arzt, welcher den Schlaflosen zum Schlafen verhelfen soll, thut wider seine Pflicht, wenn er Leuten, die sonst gut schlafen, den Schlaf raubt!"

Der Arzt bat lächelnd um Entschuldigung, der Oberst sagte: „Wir haben seit langer Zeit lauter traurige Sagen gehört, erzählt doch einmal etwas Heiteres, Kinder, ich bitte Euch darum. Heda, Jettchen, weißt Du nichts?"

„Wenn Sie es wünschen, Väterchen," erwiederte sie, „so will ich wohl etwas erzählen."

„Nun so fange an," sagte der Oberst, und Jettchen begann:

Dornröschen.

Ein Mährchen.

Vor langen, langen Zeiten lebte ein König, ich glaube Artus, auch weiß ich nicht, wo, dessen Schloß stand auf einem hohen Berge, und war gar köstlich anzusehen. Es hatte fünf Reihen Spiegelfenster, in jeder Reihe waren hundert Fenster, das Dach des Schlosses war von Silber und funkelte gar köstlich im Sonnenstrahl. Uebrigens war es aus Marmor erbauet, die Fensterrahmen waren von Gold, mit Edelsteinen kostbar ausgeziert, und die Thüren waren auch von Silber.

In dem Schlosse befanden sich zehn große, kostbare Säle, hundert Zimmer, eben so viele Kammern und Küchen und Keller voll Wein und köstliche Speisen.

Der Berg war durch des Kunstgärtners Hand in einen schönen, englischen Garten verwandelt, und weit und breit erblickte man das schöne Schloß.

In dem Schlosse war es auch sehr belebt, denn der König hatte eine Frau Königin, Ginevra genannt, und eine Prinzessin, Rosalba, das schönste Mädchen im

ganzen Lande, dabei unschuldig und gut wie ein Engel. Die Frau Königin hatte funfzig Ehrendamen, funfzig Ehrenfräulein, funfzig Pagen, Köche und Lakäien dazu; die Prinzessin Rosalba dreißig Ehrendamen; dreißig Ehrenfräulein, dreißig Pagen; der Herr König aber viele Hofcavaliere, ein Regiment Garde und ein Regiment Husaren, die das Schloß bewachten. Dazu Läufer, Heiducken, Köche, Kellermeister, Tafeldecker, einen Hofzwerg, zwei Hofnarren, drei Hoftrompeter; ach, und eine Kapelle! — Eine einzige, köstliche Kapelle, die musicirte, daß es eine Lust war.

Da kann man sich denken, daß es in dem Schlosse lebhaft zuging, der Herr König regierte, die Frau Königin sprach, die Prinzessin sang mehr, als sie sprach, und tanzte mehr, als sie ging, und die Damen erzählten, die Hofcavaliere schmeichelten, die Soldaten exercirten, die Jäger schossen, die Kapelle musicirte, der Kellermeister klirrte mit Flaschen und der Koch mit Tellern und Töpfen. Am Tage wurde gejagt, gelustwandelt, gegessen, getrunken, geschlafen; des Nachts gespielt, getanzt, getafelt.

Der König war überhaupt ein sehr glücklicher König, in allen Kriegen siegte er, seine Unterthanen liebten ihn, seine Gemahlin war schön, hold und ihm treu, und seine Prinzessin ein wahres Wunder.

Dieses seltne Glück verdankte nun der König freilich nicht seinen guten Eigenschaften allein, sondern der Gunst einer mächtigen Fee, welche seine Pathe war.

Fee Rosamira, dies war ihr Name, hatte den kleinen Artus von Kindesbeinen an geliebt und begünstigt; ihr dankte er das seltne Glück, das auf allen Wegen vor ihm herging, sie hatte Rosalba, bei welcher sie ebenfalls Pathe gewesen war, mit der seltenen, wundervollen Schönheit begabt, sie schmückte seinen Garten und Felder und Wiesen seines Landes mit Blüte und Frucht; sie war es, die durch ihre Macht verhinderte, daß Fee Mirandora dem König Artus nicht schadete. Dieselbe Fee war nämlich eine alte Feindin von Artus Mutter, weil diese sie nicht zu dem glänzenden Tauffeste geladen hatte, welches sie bei der Geburt des Königs Artus veranstaltet hatte. Der alten Königin that sie nichts zu Leide, sie wußte, daß sie die Mutter noch bitterer kränkte, wenn sie sich gehässig gegen ihren Sohn Artus zeigte. Nun aber konnte sie, wie gesagt, dem Könige nichts schaden, weil Fee Rosamira mächtiger war, und ihr Groll wurde dadurch nur heftiger.

Eines Tages traf sie mit der Fee Rosamira zusammen, und obgleich sie innerlich sehr erbittert auf sie war, so stellte sie sich doch ausnehmend freundlich gegen sie, so daß Rosamira, die von Natur gutmüthig war, an Mirandora's Aufrichtigkeit glaubte.

Sie sprachen dies und das zusammen, und kamen auch auf den König Artus zu reden.

Rosamira lobte die Schönheit der holden Prinzessin, und nannte den König einen guten, dankbaren Menschen,

der für die Wohlthaten, die sie ihm erzeige, ihr auf das Innigste ergeben sey.

Mirandora hörte dies mit heimlichem Groll an. „Warte nur," dachte sie bei sich, „Dein Schützling soll schon noch empfinden, daß auch ich Macht habe, obgleich weder er, noch die Königin, noch die naseweise Prinzessin sich um mich bekümmert haben."

Hierauf lud sie Fee Rosamiren ein, mit ihr in ihren Garten zu fahren, und sich die neuen Anlagen zu besehen, die sie gemacht habe. Diese nahm die Einladung an, bestieg mit ihr den Wolkenwagen und fuhr durch die Lüfte mit ihr in den schönen Garten der Fee Mirandora.

Diese bewirthete ihre Gastin auf das Beßte, und vergaß nicht, in den Wein, den sie ihr vorsetzte, einen Schlaftrunk zu mischen.

Kaum hatte nun die gute Rosamira den Trank genossen, so entschlief sie so fest, wie sie in ihrem Leben noch nicht geschlafen hatte.

Als sie nun ganz bewußtlos da lag, zog die Fee Mirandora der Schlafenden den Zauberring ab, den diese fest am Finger stecken hatte, und entfernte damit.

Die arglose Rosamira bemerkte ihren Verlust nicht sogleich, sie dankte der andern Fee für erwiesene Gastfreundschaft und fuhr in ihrem Wolkenwagen zurück in ihre Heimath.

Während dies geschah, wurde auf dem Schlosse des Königs Artus ein glänzendes Fest gefeiert, zu dem

Fee Rosamira auch eingeladen worden, aber nicht gekommen war. Rosalba war heute sechszehn Jahr alt geworden, und die königlichen Aeltern, so wie der ganze Hofstaat, ja das ganze Land freuten sich herzlich darüber.

Früh hatte große Cur statt gefunden, bei welcher sich viele fremde Prinzen und Cavaliere eingefunden, zu Mittage war große Tafel, Abends Illumination und Ball.

Alle hatten ihren kostbarsten Schmuck angelegt, und waren voll Jubel und Fröhlichkeit. Die Lampen im Garten verbreiteten Tageshelle, und hunderte von Johanniskäfern leuchteten aus den Kelchen der Lilien und Rosen hervor.

Als die Tanzenden und alle Theilnehmer des Festes eben am fröhlichsten waren, trat auf einmal Fee Mirandora herein, erhob den Zauberring und sprach: „König Artus, Königin Ginevra, Prinzessin Rosalba! Niemals habt Ihr es der Mühe werth gehalten, Euch um mich zu bekümmern; so wisset denn, daß ich Macht genug besitze, Euch zu verderben, Eure Beschützerin, Fee Rosamira, ist jetzt zu schwach, Euch zu retten. Seyd Alle, die Ihr Euch jetzt in dem Schlosse befindet, zu Stein, Disteln und Dornen verwandelt, und Du, Rosalba, deren Schönheit ich nicht ganz zerstören kann, blühe als Dornenröschen unter Dornen. Nur eine Nacht im Jahre, in der Johannisnacht, sollst Du menschliche Gestalt haben, aber keine Macht, Dich zu regen, und nicht eher soll der Zauber gelöset seyn, als

bis ein Ritter kommt, Dich, ohne die Dornen zu scheuen, zu befreien!“

Als sie dies gesagt hatte, verschwand sie, das Schloß aber ward im Nu ein großer Fels, der König und die Königin, die mit einander tanzten, eine Felsengruppe, alle Gäste wurden in Steine und Disteln verwandelt; der Koch, der eben dem Küchenjungen eine Ohrfeige hatte geben wollen, weil er eine Schüssel mit Gebackenem hatte fallen lassen, wurde ein großer Nesselnstock, dessen einer Zweig sich nach einem kleinen Nesselstöckchen hinneigte; Rosalba aber, die liebliche Prinzessin, ward zum rothen Röschen, welches alle Hoffräulein als Dornensträucher umgaben.

In der Gegend war Alles außer sich vor Staunen, daß das schöne Schloß mit dem Garten so schnell verschwunden, und so urplötzlich an dessen Stelle ein nackter Felsen gekommen war, der keine andere Pflanzen trug, als Nesseln, Disteln und Dornen. Auch der gute König mit seiner Gemahlin wurde schmerzlich vermißt, und Landtrauer um beide Majestäten angelegt; am meisten jedoch beklagte man überall das holde Königskind, und jammerte und weinte um Rosalba.

Als Fee Rosamira den Verlust ihres Ringes bemerkte, errieth sie gleich, daß die tückische Mirandora ihr diesen Streich gespielt hatte. Sie war Anfangs sehr untröstlich darüber, denn ihre Macht war nun dahin, aber weil sie wirklich eine sehr kluge Fee war,

faßte sie sich bald, und sann auf Mittel und Wege, wieder in den Besitz ihres Zauberringes zu kommen.

Sie ging zu einer Fee, auf deren Freundschaft sie rechnen konnte, bat diese, sie in einen Sperling zu verwandeln, und flog so, als unscheinbares Vöglein in den Garten und in den Pallast der Fee Mirandora.

Zuerst suchte sie zu erspähen, wo sich der Ring befände, und gewahrte ihn in einer eisernen Truhe, als Mirandora dieselbe einstmals öffnete.

Sobald die Fee der offenen Truhe auf einen Augenblick den Rücken wendete, flog der Sperling in die Truhe, holte den Ring mit dem Schnabel davon und eilte nun schnell damit durch das geöffnete Fenster. Schnell nahm sie nun ihre gewöhnliche Gestalt an, ließ sich einen Wolkenwagen herabsenken und entkam mit ihrer frühern Macht glücklich in ihr Reich.

Fee Mirandora war darüber freilich außer sich vor Zorn, aber sie konnte nichts dagegen thun.

Kaum befand sich Fee Rosamira wieder im Besitze des Zauberringes; so eilte sie, den König Artus und seine Familie zu besuchen. Sie fand sein Schloß nicht mehr, nur einen Felsen mit Dornen bewachsen, aus denen schüchtern ein Röschen hervorblickte, aber da sie nicht wußte, wohin das Schloß mit seinen Bewohnern gekommen war, so vermochte sie es auch nicht, ihnen beizustehen und den Zauber zu lösen.

Zu der Zeit hatte auch die Fee einen sehr schönen Feenprinz kennen gelernt, und die Liebe nahm ihre Seele

so sehr ein, daß sie sich wenig um die Schicksale Anderer kümmerte.

So kam denn der erste Jahrestag der Verwandlung heran, und Prinzessin Rosalba erhielt ihre frühere Gestalt wieder, aber ohne die Fähigkeit sich regen zu können. Aber sprechen konnte sie, und in der Hoffnung, daß sie Jemand hören würde, sang sie:

In den Dornen, in den Dornen
Blüht ein Röslein, jung und fein,
Wer mich rettet aus den Dornen,
Soll mein Herzgeliebter seyn!

In den Dornen, in den Dornen
Seufz' ich heute, ganz versteckt,
Hoff' und singe, bitt' und flehe,
Ach, wenn Jemand mich entdeckt!

Aus den Dornen, aus den Dornen
Sing' ich heut' und klage laut!
Will kein Ritter mich erlösen,
Mich erretten, sich zur Braut?

In den Dornen blüh' ich lange,
Einsam, armes Röselein!
Wer mich bannet aus den Dornen,
Soll mein Herzgeliebter seyn! —

Lange sang so die süße Rosalba, bis des Nachts die Sterne funkelten, aber keine menschliche Seele hörte sie, und als der Mond am Himmel erblich,

verwandelte sich die holdselige Jungfrau wieder in ein rothes Dornenröslein.

„Aber es ist elf Uhr!“ unterbrach sich Henriette, „ich muß aufhören, sonst schmählt der Vater. Morgen geh' ich zu den Predigers-Töchtern, aber übermorgen erzähl' ich, wie es dem lieben Dornenröschen weiter ergangen.“

„Halte Wort,“ sagte der Oberst, „denn das Mährchen ist wirklich recht hübsch.“

Ende des zweiten Bandes.

Fortsetzung

von

Abendländische

Tausend und eine Nacht

oder

die schönsten Mährchen und Sagen

aller

europäischen Völker.

Zum ersten Male gesammelt und neu bearbeitet

von

F. P. Lyser.

Mit 30 Bildern nach Originalzeichnungen des Herausgebers.

15 Bde.

Neue Folge in vier Bändchen.

Drittes Bändchen

mit 1 Abbildung.

Meissen,

bei F. W. Goedsche.

1840.

3.

Die Wacht vom Rathskeller zu Bremen.

Einhundert und eine Nacht.

Ein Mährchen- und Sagen-Strauß

gesammelt und erzählt

3970

von

J. P. Lyser.

Vier Bändchen mit vier Abbildungen.

Drittes Bändchen.

Meissen,
bei F. W. Goedsche.
1840.

Städtische Bücherei · Würzburg

Universitäts-Bibliothek · Leipzig

D 6. 10. 55
25. 1. 56
MK
Volkskunde
Allgem. Sammlung

Druck von Fr. Rückmann in Leipzig.

Sieben und funfzigſte Nacht.

Als heute der Doctor von ſeinen Reiſen ſprach, und Salzburg und Steiermark vor Allen rühmte, ſagte die Oberſtin, da fällt mir eine Steiermärkiſche Sage ein, und auf die Bitten der Uebrigen erzählte ſie:

Veronica von Deſſenitz.

(Steiermärkiſche Sage.)

Herrmann, Graf von Cilli, hatte ſeinem Sohne Friedrich um das Jahr 1396 einige Schlöſſer in Croatien und Krain überlaſſen, damit er mit ſeiner Gemahlin Eliſabeth, einer Tochter des Grafen Veglia und Modruſch, ſeine eigne gräfliche Hofhaltung führen könne.

Graf Friedrich nahm ſich daher vor, zu Gurkfeld in Krain, welches auch unter jenen Schlöſſern war, Hof zu halten, und regierte wirklich daſelbſt mit vieler Macht und allgemeinem Anſehen. Im Jahe 1422 ſtarb ihm ſeine Gemahlin plötzlich, und ward von dannen geführt gen Cilli, wo ſie im Minoritenkloſter beigeſetzt wurde. Bald aber wurde es im Lande offenbar, daß Graf Friedrich ſeine Gemahlin, ihrer längſt ſchon überdrüſſig, des Nachts im Bette erſtochen habe, und zwar eines Mädchens wegen, welches er ſehr liebte, und

gern zur Gemahlin gehabt hätte. Das Mädchen aber hieß Veronica, war vom niedrigsten Adel, und schrieb sich von Dessenitz *).

Da nun drei Jahre verstrichen waren, nahm Graf Friedrich die Veronica, welche von liebreizender Gestalt war, ohne seines Vaters, des Grafen Herrmann, Rath und seines Schwagers, des Königs Sigismund, Bewilligung, zur Ehe.

König Sigismund, darüber erboßt, berief ihn nach Ungarn, ließ ihn, als er erschien, gefangen nehmen, und schickte ihn seinem Vater Herrmann nach Cilli auf einem Wagen in Eisenbanden heim, allwo er in den Thurm zu Osterwitz gebracht und wohl verschmiedet bewacht wurde. Hierauf wurde er wieder gegen Cilli in die Burg geführt, und einem Ritter Jobsten von Helfenberg ernstlich anbefohlen, ihn zu bewahren. Zugleich ward Friedrich gezwungen, allen Städten und Schlössern, welche ihm vorher sein Vater übergeben, wieder zu entsagen. Ein Schloß in Gottschee aber, Friedrichstein genannt, ließ Herrmann gar abbrechen, welches in der Folge Friedrich nach seiner Erledigung aus dem Gefängnisse wieder aufbaute.

Als nun die edle Veronica sah, daß ihr Herr, Graf Friedrich, aller Herrschaften und Schlösser beraubt sey, wußte sie kein sicheres Obdach, wo sie

*) Desinich, Teschnitz, einem Orte in Segovien, im Warasdiner Comitate Croatiens.

ihres Schwähers, des Grafen Herrmann, Zorn entfliehen könnte. Von einer treuen Kammerfrau begleitet, ſchlug ſie in wilden Wäldern ihre Wohnung auf, verbarg ſich darin und bettete ihr Haupt in großer Noth und Kümmerniß.

Zuletzt wurde ſie aber doch heimlich auf ein Schlößlein, nicht weit von Pettau, geführt, welches Wurmberg heißt, wo ſie ſich geborgen und ſicher wähnte. Herrmann's Kundſchafter machten ſie jedoch bald ausfindig und nahmen ſie gefangen. Weil aber ihr Gemahl, Graf Friedrich, zu Cilli im Thurme ſaß, wurde ſie gegen Oſterwitz in's Gefängniß gebracht, wo ſie drei Jahre lang bei wenigen Speiſen und ſpärlichem Tranke liegen mußte.

Es begab ſich aber hierauf, daß Graf Herrmann die ſchöne Veronica vor das Gericht, welches er ſelber niederſetzte, ſtellen und vorbringen ließ, in der Meinung, ſie mit Recht zu überweiſen und nach dem Ausſpruche der Richter zu tödten, unter dem Vorwande, als ſollte ſie ſeinen Sohn, Grafen Friedrich, durch Zauberei zum Gemahl bekommen haben, und im Auswege, ihn ſelbſt mit Gift zu vergeben Willens geweſen ſeyn.

Nach Sitte und Gewohnheit der Richter gab man der Veronica einen Anwalt und Fürſprecher. Zudem ward ihr zugeſtanden, ihre Vertheidigung auf die vom Grafen Herrmann gegen ſie angebrachte Klage zu verſuchen, durch welche Einwürfe ſie auf dem angeſtellten Termin in der erſten Inſtanz das Recht erhielt und

ledig gezählt worden, so daß man ihr nicht an's Leben konnte. Nichts desto weniger führte man sie aber wieder gegen Osterwitz, des Willens, sie im Gefängnisse mit Hunger und Durst zu tödten. Als sich dieses verzögerte, wie wenn es nicht seyn sollte, so schickte Graf Herrmann seine zwei Diener ab nach Osterwitz mit dem Befehle, sie umzubringen.

Da ward die schöne Veronica in einer Wanne ertränkt, und nach Fraßlau im Sannthale zum Begräbniß gebracht. Graf Friedrich aber ließ sie nachher, als er selbst zur Regierung gelangte, wieder ausgraben, und that die Verordnung, daß sie in das Karthäuserkloster zu Geyrach geführt und dort zur Erde bestattet werden sollte. Er betrauerte sie sein ganzes übriges Leben hindurch und that große Buße um des Mordes, welchen er an Elisabeth verübt — dieweil er bedachte, daß um dieser seiner Sünde willen seine geliebte, schuldlose Veronica wieder ermordet worden sey.

Acht und funfzigste Nacht.

Heute erzählte der Oberst

Das Ungeheuer und der Zauberer.

Vor einigen hundert Jahren lebte in der schönen Stadt Genua ein gelehrter Astrolog, welcher von vie-

len für einen mächtigen Zauberer gehalten wurde, seiner gar tiefen und wunderbaren Wissenschaft halber. Er war auch in der That nahe daran, ein Zauberer genannt werden zu können, aber noch war er es nicht wirklich, denn es hatte ihm bis jetzt noch immer die Gelegenheit gefehlt, jenen Schritt zu thun, der ihn auch einmal den finstern Mächten gegenüber zum großen Magus weihen sollte — denn in seinem stolzen Gemüthe vermeinte er nicht anders, als daß es ihm gelingen werde, statt ein Diener der Hölle zu seyn, diese zu beherrschen, wenn auch nicht durch die Gnade und Kraft des Himmels (der allem Zauberwesen abhold), so doch durch die Kraft seines Geistes und seiner großen Weisheit.

Aber der Teufel war von jeher listiger als alle Creaturen, welche Gott der Herr erschaffen, und so war es ihm ein Leichtes, auch den weisen Astrologen von Genua zu umgarnen.

Denn er wußte es zu fügen, daß ein falscher Freund des Astrologen diesen bei dem geistlichen Gericht als einen bösen Zauberer angab, so daß der weise Philippo ergriffen und in einen grausigen Kerker geworfen wurde, wo die Richter ihn durch die Tortur zwangen, Alles zu bekennen, was sie wollten, und sodann ihn zum Feuertode auf offnem Markte verdammten, zur Ehre Gottes und aller Heiligen. Als nun Philippo im Kerker lag in dumpfer Verzweiflung und die Brust voll ohnmächtiger Rachsucht, da trat der Böse vor ihn hin in sichtbarlicher Gestalt und höhnte ihn, daß er mit all' seiner

Weisheit es nicht einmal so weit gebracht habe, um mittelst des leichtesten Zauberstückleins sich aus dem Kerker und von dem ihm drohenden Feuertode zu erretten. Darnach aber erbot er sich, ihn zu retten und ihn zu rächen an seinen Feinden, wenn er sich entschlösse, einen Pact mit ihm zu machen.

Doch Philippo verwarf diesen Vorschlag, denn er wollte seine unsterbliche Seele nicht der Hölle als Eigenthum verschreiben, sondern lieber sterben. Da verließ ihn der Satan mit Hohngelächter, und wünschte ihm eine selige Heimfahrt in den Flammen. Der Arge wußte aber wohl, daß Philippo nicht aus Sorge für seine unsterbliche Seele, sondern nur aus übermäßigem Hochmuth den Pact mit der Hölle verworfen, und baute auf seine Rachsucht, wenn er frei seyn würde.

Als nun der Böse den Philippo verlassen, geschah es, daß — eben durch die Macht des Bösen — die Kerkermauer einen Riß bekam, groß genug, daß Philippo mit geringer Kraft ihn vergrößern und entfliehen konnte.

Er entfloh — aus dem Kerker, aus der Stadt. Obwohl er nun aber nicht anders vermeinte, als daß er durch die Gnade des Himmels seine Befreiung gewonnen, so stand er doch nicht an, eben diesen Himmel zu lästern, indem er die Hand emporhob zu den friedlich-leuchtenden Sternen und einen gräßlichen Schwur aussprach, fürchterliche Rache zu nehmen an seinem treulosen Feind und allen seinen Verfolgern, so stürzte

er weiter und weiter, bis er in eine enge Felsſchlucht gerieth.

In dieſer Felsſchlucht, das wußte er, hauſete ein alter Jude, der das wirklich war, wofür Philippo in Genua fälſchlich gegolten, nämlich ein arger Zauberer.

Zu dieſem Juden wollte er gehen und von ihm erfahren, wie er, ohne ein Bündniß mit dem Teufel zu errichten, am ſchnellſten ſichere Macht erlange, ſeinen Rachedurſt zu ſtillen. Er fand die Hütte, aber die Thür derſelben war nicht, wie er vermuthet, feſt verſchloſſen, ſondern ſtand nur angelehnt. Er trat hinein, da lag der alte Jude lang ausgeſtreckt auf ſeinem Lager — eine Leiche.

Philippo begrub den Todten und fiel dann über die Bücher deſſelben her, gierig ihren Inhalt durchforſchend, ob er nichts fände, was für ſeine Zwecke paſſen möge. Endlich glaubte er das rechte gefunden zu haben und mit einem Zauberbuche verließ er am andern Morgen das Felsthal, nachdem er vorher die Hütte in Brand geſteckt, ſo daß ſie mit allem, was darin war, in Flammen aufging, denn er wollte nicht, daß ein anderer Menſch die hölliſchen Zauberſchriften und Geräthe fände.

Philippo hatte ſein Geſicht gefärbt und andere Kleider, welche er in der Hütte des Juden fand, angezogen. Auch ein Beutelchen mit Goldſtücken, welches auf der Bruſt des Todten gelegen, hatte er zu ſich geſteckt. So mit Gold verſehen und gänzlich verſtellt,

war es ihm ein Leichtes, unerkannt und unaufgehalten seine Flucht fortzusetzen, bis er das Ziel seiner Reise, Venedig, erreicht hatte.

Hier wohnte er in einer abgelegenen Straße und studirte Tag und Nacht in seinem Zauberbuche, prägte Formeln und Beschwörungen seinem Gedächtnisse ein, braute Gifttränke und fertigte unheimliche Präparate, bis alles zu seinem großen Vorhaben in Bereitschaft war.

Da stieg er herab aus seiner finstern Wohnung und durchstrich die prächtige Dogenstadt in allen Richtungen, und knüpfte Bekanntschaft an mit dem Hausgesinde des Dogen. — Nun hatte der Doge vor Kurzem aus Ostindien einen mächtig großen weißen Elephanten zum Geschenk bekommen, und dazu einen jungen Sclaven als Wärter des Thieres. An diesen Heiden machte sich Philippo und bestach ihn, damit er ihn in einer Nacht zu dem Elephanten einließe, wo er ein wunderbares Experiment vorhabe. Der junge Heide war dazu gar willig (wie denn die Heiden ihre Freude an allem Zauberwerke haben), auch blendete ihm das erhaltene Gold die Sinne, und er bestimmte dem Philippo eine Nacht, wo er ihn in das Behältniß des Thieres einführen könne, ohne daß sie befürchten dürften, gestört zu werden.

Als nun die Nacht kam, da schlich Philippo mit allem, was er bedurfte, versehen auf den Rialto, wo der Heide Babeck seiner schon harrte.

Schweigend gingen Beide nach dem Gebäude, wo

der Elephant bewahrt wurde. Dort angelangt, traten sie ein in das Behältniß des Thieres, Babeck schlug Feuer an, und Philippo steckte sieben kleine rothe Wachskerzen an, welche er vor dem Thiere hinstellte, so daß sechs in einem Halbkreis standen, die siebente aber in der Mitte.

Neben dieser siebenten Kerze setzte er ein Kohlenbecken und forderte den jungen Heiden auf, die Kohlen zu entzünden und anzublasen, was dieser denn auch that. Jetzt trat Philippo in den Halbkreis, zog aus dem Busen eine kleine Phiole von Crystall, aus der eine hellgrüne, wasserhelle Flüssigkeit gar seltsam leuchtete und funkelte, und legte sie auf eine kleine Platte von hellpolirtem Stahl neben dem Kohlenbecken nieder. Plötzlich riß er einen Dolch hervor und stieß ihn dem jungen Heiden in den Nacken, daß dieser sogleich todt niederstürzte.

Er legte den Leichnam so, daß er das Gesicht dem Thiere zukehrte, welches, als es seinen Wärter blutend am Boden liegen sah, Lust bezeigte, auf den Mörder desselben zuzustürzen. Aber Philippo hatte schnell die Phiole geöffnet und goß einige Tropfen von dem Inhalte derselben auf die Stahlplatte, welche er sodann in das Kohlenbecken warf. — Alsbald erhob sich ein blauer giftiger Dunst aus dem Becken und betäubt sank das gewaltige Thier zu Boden.

Jetzt nahm der Zauberer die siebente Kerze und setzte sie auf die Brust des Leichnams; sodann öffnete

er mit seinem Dolche dem Elephanten die Adern, daß das Thier sich verblutete und starb, und so wie es starb, ging aus seinem Munde ein kleines blaues Wölkchen und zog hinüber nach dem Leichname des Heiden, wo es zitternd die geweihte Kerze auf der Brust desselben umkreisete. Der Zauberer aber sprach eine furchtbare Formel aus und alsbald erlosch die geweihte Kerze auf der Brust des Todten und das blaue Wölkchen senkte sich hinein.

Philippo löschte nun unter fortwährenden Beschwörungen eine Kerze nach der andern aus, bis nur noch eine brannte, da schlug er sein Zauberbuch zu und rief mit lauter Stimme: „Babeck!"

Und kaum, daß er also gerufen, richtete der Todte sich langsam auf und trat vor ihm hin wie lebend, und schaute ihn an mit wilden Blicken, so daß dem Zauberer fast ein Grausen ankam. Er faßte sich aber und sprach: — „Gehe hin und öffne die Thür." — Da ging der Lebendig-Todte hin und schlug an die schwere eiserne Thüre, daß sie zertrümmert hinstürzte. Und Philippo sprach: „Es ist gut so! eile nach Genua und harre dort meiner in dem Felsthale vor der Stadt, wo ehemals die Hütte des zauberischen Juden stand."

Und Babeck eilte davon, warf sich in den großen Canal, durchschwamm das Meer und hielt nicht eher inne im Lauf, bis er das Felsthal erreicht hatte, wo er seinen Herrn und Meister erwartete.

Philippo hatte aber seinen Diener auf diese Weise

vorausgesandt, weil er aus dem Zauberbuche wußte, daß er alle Gewalt über ihn verlieren würde und verloren sey, wofern er mit ihm auf einem Wasser zusammenträfe. Nach drei Tagen verließ Philippo ebenfalls Venedig, und hatte bald darauf Genua erreicht.

Er begab sich in das Felsthal unfern der Stadt, wo er seinen durch teuflischen Mord und hölliſche Künſte gewonnenen Sclaven traf; dieſer hatte von den Menſchen nichts weiter als die Geſtalt, und verſtand er auch gleich wie ein gut abgerichtetes Thier alles, was ſein Herr und Meiſter ihm ſagte, und that er darnach, ſo hatte er doch keine Vernunft und konnte nicht reden, ſo daß Philippo wohl erachten konnte, es ſey alles ſo, wie es in dem Zauberbuche angegeben, nämlich: die thieriſche Seele und die Rieſenſtärke des getödteten Elephanten ſeyen in den Körper des ermordeten Babeck gefahren und hätte den Todten wieder belebt, daß er zum ſchnöden blinden Werkzeuge des Willens ſeines Herrn dienen müſſe.

Philippo gebot, als es finſter wurde, ſeinem Diener, ihm zu folgen, und ſchritt mit ihm der Stadt zu. Sie gingen in das Kloſter, wo Philippo von den geiſtlichen Vätern war gefangen und verurtheilt worden, um ſchwarzer Kunſt willen. Eben waren alle Väter im Refectorio verſammelt und thaten ſich gütlich beim Abendmahl, als Philippo mit ſeinem Diener unter ſie trat, ſich ihnen zu erkennen gab, und ihnen ſagte, ſie möchten ſich zum Tode bereiten, denn ihr letztes Stündlein ſey da.

Anfangs erſchraken die frommen Väter und wollte ihnen faſt der Muth ſinken; als ſie aber ſahen, daß ſie es nur mit zwei unbewaffneten Männern zu thun hatten, ſchöpften ſie wieder Hoffnung und drangen auf Philippo und ſeinen Diener ein, ſie gefangen zu nehmen. Aber Philippo rief hohnlachend ſeinem Diener zu: Erwürge ſie alle, alle! und wie ein wüthend Unthier ſtürzte der Sclave unter die frommen Männer und erwürgte ſie alle. Sodann führte ihn Philippo zu ſeinem falſchen Freunde, der ihn verrathen hatte, und ließ vor den Augen des Entſetzten deſſen Weib und Kinder erwürgen, und endlich ihn ſelber.

Dies gethan, kehrten Beide zurück in die Felsſchlucht, wo ſie den Reiſenden auflauerten, welche Geld und Gut mit ſich führten — und dieſe alle wurden von dem furchtbaren ſtummen Sclaven erwürgt, und ſein Herr beraubte ſie und trug ihre Schätze in ſeine Höhle, welche ihm Babeck hatte in den härteſten unzugänglichſten Fels graben müſſen.

So lebten Beide mehrere Jahre ein Leben voll Graus und Raub und Mord, und ungeheure Schätze wurden aufgehäuft in der Höhle.

Da fiel es endlich dem Zauberer ein, daß er jetzt ſein Leben genießen wolle, und zog er hin nach Genua und kaufte ſich ein Schiff, worauf er alle ſeine Güter laden ließ, und Mannſchaft warb zur Reiſe nach dem Morgenlande, denn er hatte viel gehört und geleſen von

dem üppigen Leben der Morgenländer und wie dorten die Zauberer belohnt und geachtet würden.

Als nun alles zur Reiſe bereit war und der Wind günſtig wehte, da befahl er ſeinem Diener, ihn in der Felsſchlucht zu erwarten, bis er heim käme aus dem Morgenlande; und ſomit ging er nach Genua, wo er die letzte Nacht ſchlief, um am frühen Morgen ſogleich an Bord gehen zu können.

Babeck war aber diesmal ungehorſam und ſchlich ſich auf das Schiff, wo er Matroſenkleider anzog und ſich unter das übrige Schiffsvolk miſchte. Als nun der Tag anbrach, da kletterte Babeck auf die Spitze des großen Maſtes und ſchaute gegen Morgen.

Die Sonne ging auf, Philippo ließ ſich in einem Boote auf das Schiff holen. Kaum daß er es betreten, ſo wurden die Anker gelichtet und das Schiff verließ die Rhede, um in die offene See zu gehen.

Der Wind war günſtig. Pfeilſchnell durchſchnitt das Schiff die ſchäumenden Wogen, und bald hatten ſie die Küſte hinter ſich.

So ging die Reiſe den ganzen Tag fort.

Als aber die Sonne ſank, da verließ Babeck den großen Maſt und trat hin vor ſeinen Gebieter, ihn anblickend mit entſetzlichen Augen.

„Wehe mir! Ungeheuer! wer brachte Dich auf das Schiff?“ ſchrie Philippo und raufte ſich das Haar.

Babeck aber lachte, daß es weithin über das Meer ſchallte, und als alles Schiffsvolk entſetzt und erſchreckt

über solch hölliſches Lachen herbeikam, da fing Babeck an, indem er immerfort lauter und gräßlicher lachte, mit beiden Füßen langſam zu ſtampfen, und wie er ſtampfte, wurde er größer und immer größer, ſo daß ſein Haupt zuletzt über den Maſt hinaus ragte, und er lachte fort und ſtampfte fort, bis unter dem donnernden Gelächter und dem gewaltigen Stampfen das Schiff zerbrach und mit allem hinabſank bis auf den Grund des Meeres.

Neun und funfzigſte Nacht.

Heute erzählte Henriette:

(Schluß des Mährchens vom Dornröschen.)

Gar manche Johannis-Nacht ſang das holde Dornröschen ihr Liedchen, faſt Niemand hörte es, und unter den Wenigen, welche den ſüßen Sang vernahmen, hatte nicht Einer Muth und Luſt, den Felſen zu erklimmen und ſich durch die Dornen hindurchzudrängen. Dreihundert Jahre und darüber waren vergangen, Niemand ſprach mehr von dem Schloſſe, das einſt ſo herrlich vom Berge herab in das Thal geſchaut hatte, kein Menſch wußte etwas von dem Könige und

der Königin, nebſt dem prächtigen Hofſtaate, nur die Sage ſang leiſe und anmuthig von einer holden Prinzeſſin, Roſalba genannt, welche verzaubert oben auf dem Berge weilen ſollte.

Zu dieſer Zeit beherrſchte ein alter, weiſer König das Land, welches ſonſt Dornröschens Vater regiert hatte. Er war bisher in allen ſeinen Unternehmungen glücklich geweſen, und ein ſchöner, edler und ritterlicher Sohn, Prinz Arno, war die Freude und der Stolz ſeines Alters. Doch jetzt ſollte die Freude des alten Königs in Traurigkeit verwandelt werden, denn Prinz Arno verfiel in eine tiefe Melancholie, aus der weder die Bemühungen der Aerzte, noch die Zerſtreuungen, welche der König für ihn erſann, ihn erretteten.

Endlich kam der König auf den Gedanken, daß heimlicher Liebesgram den Frohſinn ſeines Sohnes untergrabe; innigſt drang er in ihn, er möge ihm ſein Geheimniß offenbaren, ja er gab ſein königliches Wort, er wolle die ärmſte Hirtin Tochter nennen, wenn der Prinz eine ſolche liebe; doch dieſer ſchüttelte das Haupt und ſprach: „Ich liebe keine Jungfrau, und werde wohl auch auf der ganzen Welt keine finden, die ich lieben kann, und welche dem Bilde gleicht, das ſich meine Phantaſie gemalt hat!“

Darauf konnte nun der König nichts ſagen, und der Prinz blieb ſchwermüthig wie zuvor.

Der Frühling erſchien, Frau Sonne meldete ihn an, und ſeine Herolde, Tulpen und Veilchen, Schnee-

glöcklein und frisches Grün, er selbst hatte sich dies Jahr gar herrlich geschmückt, ein smaragdgrünes Kleid angelegt mit unzähligen Blumen gestickt, einen himmelblauen Schleier umgethan, und silberne Bänder um das Gewand geschlungen.

Da schien es, als ob der Prinz wieder Theil an dem Leben nähme, denn er zog hinaus auf das Feld, in den Wald, und freute sich des Sonnenstrahls.

Eines Tages fiel es ihm ein, allein umherzustreifen, er verließ im Walde unbemerkt sein Gefolge und ging immer weiter und weiter. Als die Sonne sich anfing wieder zu neigen, befand er sich unter dem Felsen, auf welchem sonst des Königs Schloß gestanden, und er meinte, von dem Felsen aus müsse eine herrliche Aussicht seyn. Rüstig fing er an, den Felsen zu erklimmen, allein das war nicht so leicht, und schon brach die Nacht herein, als er sich endlich nach langem, beschwerlichem Klettern oben befand.

Da sah er eine große Dornenhecke, erleuchtet von vielen Hunderten von Johanniskäfern, und in den Dornen lag ein wunderschönes, weiß gekleidetes Mägdlein, das kämmte sich mit einem goldenen Kamme sein schönes blondes Haar aus, und sang mit süßer Stimme:

In den Dornen, in den Dornen
Ruht das Dornenröselein,
Klagt und seufzet, möchte gerne,
Ach so gern erlöset seyn.

Wohnte ſonſt im hohen Schloſſe,
Bei dem trauten Aelternpaar;
Blüht als Röschen, feſt verzaubert,
Nun ſchon dreimalhundert Jahr.

Nimmermehr wird es erlöſet,
Wenn kein Ritter unverzagt
Sich durch tauſend, tauſend Dornen
Voller Muth und Liebe wagt!

In den Dornen, in den Dornen
Tönt des Röschens Klagelaut,
Bis dreimal ein kühner Ritter
Es geküßt als ſeine Braut!

Arno war von dem lieblichen Anblicke und dem ſüßen Geſange ganz bezaubert. Er empfand, was er noch niemals empfunden, ein Entzücken, was, ſo meinte er, außer ihm noch kein Menſch empfunden hatte.

Ohne ſich lange zu beſinnen, ohne auf Schmerzen und Wunden zu achten, bahnte er ſich durch die dichte Dornenhecke einen Weg, fiel vor dem ſchönen Dornröschen auf die Knie und küßte es dreimal herzinniglich, und ſiehe, in demſelben Augenblicke verwandelte ſich der ſtarre Fels in einen Berggarten, ein prachtvolles Schloß ſtand wieder da, und Prinz Arno und Prinzeſſin Roſalba befanden ſich in dem hellerleuchteten Tanzſaale.

König und Königin tanzten wieder zuſammen, ſo wie die übrigen Prinzen und Herren und Damen. Muſik ertönte im Saale und im Garten, in der Küche loderte helles Feuer, und der eben aus ſeinem Zauberſchlafe

erwachte Küchenjunge erhielt von dem Koche die Ohrfeige, welche ihm dieser dreihundert Jahre schuldig geblieben war.

Jetzt eilten Prinz Arno und Prinzessin Rosalba zu den königlichen Aeltern, und erzählten diesen, wie Prinz Arno sie Alle erlöset habe.

Er hielt bei dem Königspaare um die Hand der Prinzessin an, welche ihm auch sogleich zugesagt wurde.

Den andern Tag reiseten die Verlobten mit den Aeltern zu dem alten Könige, dem Vater des Prinzen Arno. Dieser nahm seine Gäste auf das Freundschaftlichste auf, und weinte Freudenthränen über die wiedergekehrte Heiterkeit und Seelenruhe seines Sohnes.

Er beredete den Vater der Prinzessin, seine verjährten Ansprüche auf das Land nicht zu erneuern, und versprach, die Regierung seinem Sohne Arno zu übergeben, dessen Thron ja die Prinzessin Rosalba theile.

Rosalba's Aeltern genehmigten den Vorschlag. Arno ward König und Prinzessin Rosalba seine Frau Königin.

Die Vermählung ward mit großem Pomp auf dem Bergschlosse gefeiert, und Alles ging gut ab, nur der Küchenjunge beging einen Subordinationsfehler, indem er aus Rache dem Koche eine Ohrfeige verabreichte.

Wahr muß übrigens diese Geschichte seyn, denn in der Gegend, wo sonst das Schloß gestanden, heißt es noch bis auf den heutigen Tag, wenn man die Schönheit eines Mädchens preisen will: „Sie ist so schön wie Prinzessin Dornröschen!"

„Gut, Jettchen," ſagte lächelnd der Oberſt, „ich bin mit Deinem Mährchen zufrieden, es geht doch Alles ohne Tod und Blutvergießen ab, und das iſt mir lieb."

„Ich meine, Dornröschen, das ſchöne Mädchen auf dem Felſen, umgeben von Dornen, wäre ein guter Vorwurf für einen Maler," ſagte die Oberſtin.

„Das iſt wahr!" bemerkte Eugen, „und ich denke eben, wie Dornröschen ausgeſehen haben mag."

Bei dieſen Worten blickte er verſtohlen auf Henrietten, welche es dennoch bemerkte und erröthend die Augen niederſchlug.

Sechzigſte Nacht.

Der Doctor wurde heute gebeten, etwas zu erzählen; „nun, es ſoll ſogleich geſchehen, und ich wünſche nur, daß es Ihnen recht gefallen möge," ſagte er und begann:

Wie viel ein liſtiges Mägdlein vermag.

(Sage.)

In Nürnberg lebten noch vor Hans Sachs und Albrecht Dürer einſtens drei Schweſtern, jung, hübſch und tugendhaft, unbeſcholtene Jungfern, denen

es an Freiern nicht fehlte. Es hatte aber jede ſchon einen Sponſen auserkoren, und dem war auch eine Jede getreu. Die älteſte, Hermingild, einen Kaufherrn, die zweite, Gertraud, einen Hauptmann, und die dritte, Margarethchen, einen jungen Rathsherrn.

Einige Tage nach ihrer Verlobung gingen die drei Schweſtern ſpazieren und plauderten gar fröhliche Sachen, von ihren Sponſen, Hochzeitfeſte und Brautſtaate.

Da kam ein altes, ſchwaches Mütterchen gegangen, welches fort und fort von einem ſchwarzen Vogel umflattert und geneckt wurde. Die Mädchen ſahen ſich zugleich an, und zugleich dauerte ſie das alte Mütterchen, und gewandt und behende fingen ſie in ihren ausgebreiteten Schleiern den ſchwarzen Vogel, der gar jämmerlich zu ſchreien anfing und mit den Flügeln um ſich ſchlug.

Jetzt trat das Mütterchen zu den Mädchen und ſprach freundlich: „Habt Dank, Ihr lieben Dirnen, daß Ihr mich von dem garſtigen Thiere befreit habt. Wiſſet, in dem ſchwarzen Vogel wohnt ein unſauberer Geiſt, welcher mir gern etwas anhaben möchte, weil ich mich etwas auf's Zaubern verſtehe, aber meine Künſte nur zum Beſten der Leute übe; und er will nur allen Leuten ſchaden!

Schon eine Stunde lang flattert er um mich herum, und wer weiß, was er mir zugefügt hätte, wenn Ihr ihn nicht gefangen hättet. Ueberlaſſet mir den Unhold, ich will Euch dafür einen Gefallen erzei-

gen, und Ihr mögt Euch wählen, was Ihr wollt, Euer Wunſch ſoll erfüllt werden, wenn es in meiner Macht ſteht. Dem böſen Geiſt aber hier will ich noch heute den Garaus machen!“

Die Mädchen ſannen ein Weilchen nach, was ſie wohl von dem Mütterchen erbitten möchten, die Aelteſte dachte: „Ei, wie iſt der Reichthum ſo ſchön, gewiß ſteht es in des Mütterchens Macht, mich reich zu machen!“

Die Zweite dachte: „Wie ſchön wäre es, wenn mein Liebſter, der Hauptmann, es bis zum Feldherrn brächte, dazu müßte er freilich außerordentlich tapfer ſeyn, und wer zu muthig iſt, wird leicht verwundet.“

Die Jüngſte dachte: „Alles im Leben läßt ſich erwerben, wäre nur das Leben ſelbſt nicht ſo kurz. Den mächtigſten Feind des Lebens muß man überliſten, mit einem böſen Geiſte, der am Ende der Teufel ſelbſt iſt, hat es das alte Weiblein aufgenommen, ich möchte es mit dem Tode verſuchen!“

Die ſchöne Hermingild ſprach, ihres Liebſten, des Kaufherrn, gedenkend: „Mütterlein, wollt Ihr mir Gutes erzeigen, ſo gebt meinem Sponſen viel Glück im Handel, das heißt: Geld.“

Die Alte zog ein vierblätteriges Kleeblatt aus der Taſche und ſprach: „Nimm dies vierblätterige Kleeblatt, mein Kind, ſorge, daß Dein Liebſter es in ſeiner Geldkaſſe wohl aufbewahrt, und niemals wird es ihm an Gelde fehlen!“

Hermingildis bedankte ſich tauſendmal und nahm das vierblätterige Kleebatt.

Darauf ſagte Gertraud: „Mein Liebſter iſt ein tapferer Mann, und gewiß in kurzer Zeit Feldherr, aber ich fürchte immer, eine Wunde, die ihm ſeine Tollkühnheit zuzieht, wird ihn in der Schlacht tödten; ich bitte Euch, gebt mir etwas, wodurch er unverwundbar wird.“

Die Alte nahm ein kleines Büchschen aus ihrer Taſche; „hier, nimm dies Balſambüchschen,“ ſprach ſie, „das ſoll Dein Liebſter ſtets bei ſich tragen, und er wird unverwundbar ſeyn!“

Gertraud nahm das Büchschen mit tauſend Dankſagungen und verwahrte es ſorgfältig.

Margarethchen ſprach: „Seyd ſo gut und gebt mir ein Mittel, wodurch ich todt ſcheinen kann, wenn es mir eben gefällt, und ſo lange ich will!“

„Gut!“ ſprach das Weiblein, „Du ſcheinſt mir ein luſtiges, verſchmitztes Mägdlein. Hier nimm dieſe weiße Wachsblume, ſobald Du ſie an die Naſe hältſt, wirſt Du wie todt ausſehen!“

Margarethchen nahm mit großem Danke die Wachsblume, und ſteckte ſie in ihr Körbchen.

Hierauf ſchieden ſie von der Alten, die mit ihrem Vogel davon ging.

Hermingildis heirathete den Kaufherrn, und als ſie in des Gatten Haus einzog, ſprach ſie zärtlich: „Mein Lieber, ich habe ein Brautgeſchenk für Dich,

dies vierblätterige Kleeblatt, es wird Dir Segen bringen, wenn Du es in Deine Kaſſe legſt."

Der Mann bedankte ſich, legte das Kleeblatt in ſeine Kaſſe, und ſiehe da, ſie füllte ſich mit Gold und Silbermünzen, und wurde nicht leer. Aber als der Kaufmann vierzig Jahre alt war, ſtarb er, und ſein Weib, das ihn ſehr liebte, grämte ſich über ſeinen Tod, und ſtarb bald nach.

Gertraud heirathete den Hauptmann, als er bald nachher in den Krieg zog, ſagte ſie liebevoll: „Ich habe ein Andenken für Dich, trage das Balſambüchschen ſtets, und Du wirſt aus allen Schlachten unverwundbar gehen!"

Er nahm es dankbar an und ging in den Krieg, und ſiehe, er war überall an der Spitze und ward doch nie verwundet, und kehrte, wegen ſeiner außerordentlichen Tapferkeit, als Feldherr heim. Das Jahr nachher ſtarb er am Gallenfieber, Gertraud weinte ſehr, ſie lebte nur noch wenige Jahre, dann ward ſie neben dem Feldherrn begraben.

Margarethchen brachte dem jungen Rathsherrn kein Geſchenk, als Fleiß, Liebe, Frohſinn. Sie lebten ſehr glücklich und hatten zwei hübſche Kinder. Als ſie drei Jahre mit ihm verheirathet war, fing er an, eine andere Frau in's Auge zu faſſen. Gretchen gab ſich alle Mühe, ihren Mann durch Sanftmuth und Liebe zu ſich zurückzuführen, es gelang ihr nicht.

Da sagte sie eines Tages: „Du bist mir ungetreu, darum sterbe ich.“

„Possen!“ lachte der Mann, aber sie roch schnell an die weiße Wachsblume, und sogleich lag sie wie todt da.

Als der Mann sie als Leiche sah, schrie er, zerraufte sich das Haar, verwünschte seine Untreue, und sagte: solch ein gutes Weib, wie das seine, gäbe es nicht mehr.

Nach drei Tagen kam Margarethchen wieder zum Leben, und ihr wieder glücklicher Mann war gebessert. Einige Jahre waren dem Paare in ungetrübtem Glücke verstrichen, da ging der schwarze Tod in der Stadt herum, von Haus zu Haus, und aus jeder Familie holte er Eins.

Als ihn nun Margarethchen nahen sah und für ihren kranken Mann fürchtete, legte sie sich schnell wie todt hin, da sprach der Tod: „Ach, hier ist ja schon eine Leiche, da will ich ein Haus weiter gehen, und richtig ging er ein Haus weiter und Margarethe stand fröhlich auf.

Zehn Jahre nachher verlor ihr Mann sein ganzes Vermögen durch einen alten prozeßsüchtigen Vetter, der Unrecht hatte.

Als er das letzte Mal bei dem Rathsherrn war, sprach Margarethchen: „Herr Vetter, mein Tod komme über Euch, Ihr habt mich zu Tode geärgert, ich sterbe!“

„Ei, warum nicht gar!“ rief er aus, denn ganz verſtockt war er nicht.

Da roch Margarethe an die weiße Wachsblume, und ſogleich lag ſie todt da. Verzweifelt ſtürzte der Mann fort. Des Nachts nun machte Margarethe ſich auf, ſchlich in des Vetters Haus, an ſein Lager und rief: „Gieb das unrechtmäßige Gut zurück, ſonſt wehe, wehe, wehe!“

„Himmel! ein Geiſt, ihr Geiſt!“ ächzte der Vetter und bekreuzte ſich.

Den andern Morgen gab er demüthig und zerknirſcht dem Vetter das ganze Vermögen zurück. Freilich ärgerte er ſich nicht wenig, als er erfuhr, die Frau Margarethe habe nur den Starrkrampf gehabt.

Achtzig Jahre war der Rathsherr alt, als er plötzlich am Schlage ſtarb, ſeine Kinder waren glücklich verheirathet, und Margarethe, obgleich ſie ihren Eheherrn innig betrauerte, hatte doch ihre Kinder und die ſchöne Erde ſo lieb, daß ſie nicht gern ſterben wollte. Es gab ja noch Enkelinnen zu belehren, Urenkelinnen zu verheirathen.

Da begab es ſich, daß der Tod eines Tages bei ihrem Hauſe vorüberging, ſein Taſchenbuch herauszog, aufſchlug und las: „Margarethe, achtzig Jahre alt;“ und raſch trat der Tod hinein, aber Margarethe roch ſchnell an die weiße Wachsblume, und lag ſchon wie todt da, als der Meiſter Tod eintrat.

„Haha, die iſt ſo erſchrocken, als ſie meinen Tritt

gehört hat, daß sie gestorben ist, ehe ich sie angerührt habe," sprach er, strich ihren Namen aus und ging weiter. —

Kaum war er fort, so richtete Margarethe sich auf und lachte den Tod ungeheuer aus.

Als nun später der Tod sie sah, sprach er: „Das kann doch die Margarethe nicht seyn, man stirbt ja nur einmal, und kommt nicht wieder, aber jene Alte mag laufen, ich kenne sie nicht, ich glaube, ich bin kurzsichtig, weil ich auch schon alt bin, und somit ging er an ihr vorüber.

Daher kommt es, daß das listige Weib noch immer lebt!

Alle lachten. „Ja," nahm der Oberst das Wort, „das listige Weib stirbt nicht, wie der Phönix sich aus seiner Asche erhebt, so wird auch das listige Weib immer wieder geboren, und wandelt auf Erden herum, wie" — er hielt inne.

„Nicht wahr, beßter Vater, wie der ewige Jude, wollen Sie sagen," rief lachend Jettchen.

„Mit Gunst, meine Damen, das wollt' ich sagen!" erwiederte der Oberst, und seine Gemahlin drohte ihm lachend mit dem Finger.

Ein und ſechzigſte Nacht.

Heute war die Reihe zu erzählen an dem Prediger.

„Ich habe," ſagte dieſer, „eine Erzählung des Hans Sachs mitgebracht, welche dieſer dem Boccaz nacherzählt hat, und möchte ſie ſo vorleſen, wie ich ſie hier habe, denn ein großer Theil des Reizes, welchen die Dichtungen des Hans Sachs für ſeine Zeitgenoſſen hatten, und für uns noch immer haben, liegt in der Naivität und Anmuth ſeiner Sprache."

„Aber werden wir das Altdeutſche verſtehen?" fragte Jettchen.

„Gewiß, denn ich leſe das Gedicht, wie es uns Büſching gegeben hat, der des alten Meiſters Sachs Schriften für uns verſtändlich gemacht hat, ohne ihnen ſeine Eigenthümlichkeiten zu rauben."

„O ſo fangen Sie an, wir kennen noch ſo wenig vom Hans Sachs," ſagte die Oberſtin, und der Prediger las:

König Peter in Sizilia mit Jungfrau Liſſa.

Zu Palermo ein Bürger war,
Bernhard Lucini, der fürwahr,
Ein Apotheker, weit erkannt;
Ne Tochter hatte, Liſſa genannt,
Tugendreich und hoher Vernunft.

Nun, es begab ſich in Zukunft,
Daß kurz, König Peter mit Nam,
Von Arragonien dahin kam,
Und hielt gar ein köſtlich Turnier
In aller ritterlicher Zier,
Mit ſeinem Adel, König, Fürſten,
Und wen nach Ritterſchaft war dürſten.
Liſſa, die Jungfrau, auch zuſach (zuſah),
Wie man turnierte, rennt' und ſtach.
Der König aber in dem Stechen
Thät manch ritterlich Speer zerbrechen;
In ſeinem Küris und gülden Schild
Sich alſo ritterlichen hielt,
Daß er der Jungfrau ob allen
In ihrem Herzen thät wohlgefallen,
Und ward gen' ihm in Lieb' verwund't,
Weint traurig, ſeufzend zu der Stund.
Sie wußt, daß ihr' Treu, Lieb und Gunſt
Zum König gänzlich war umſunſt.
Derhalb ſie von der Liebe Schmerzen
Sich niederlegte, krank am Herzen,
Ohn' Schlaf und Speiſ' etliche Tag',
Den Tod oft ruft in ſchwerer Klag',
Verbarg doch ihr' brennende Lieb',
Kein Arznei half, was man ihr trieb.
Nun war ein Geiger in der Stadt,
Zu bringen den die Jungfrau bat,
Derſelb' Minutze hieß mit Nam'.

Bald der zu der Jungfrau kam,
Dem ſie heimlich offenbart',
Ihr Lieb', der ihr nach Sanges Art
Daraus macht ein kläglich Gedicht,
Und künſtlich in ſein Geigen richt't,
Und vor des Königs Tiſch das ſang
In die Geigen, daß 's ſehnlich klang.
Der König fragt' nach dieſem Lied,
Der Geiger heimlich ihn beſchied,
Wie ihm hätt' dieſe Jungfrau hold,
Vor großer Lieb' nur ſterben wollt'.
Der König wurd' erweicht von Herzen,
Ihn dauert der Jungfrau Schmerzen;
Durch den Sänger entbieten thut:
Sie ſollt' friſch ſeyn und wohlgemuth,
Eh' unterging der Sonne Schein,
Wollt' er perſönlich bei ihr ſeyn,
Sie tröſten ihrer Liebe Glüh'.
D'rob wurd' erfreuet ihr Gemüth.
Nun am Haus dieſer kranken Zarten,
Da hatt' ihr Vater ein'n Luſtgarten,
Darein ritt der König Nachmittag,
Ging auch, da die krank' Jungfrau lag,
In ihres Vaters Haus zu Bett',
Grüßt ſie und freundlich mit ihr red't,
Tröſt't ſie in ihrer Liebe Brunſt,
Sagt ihr zu ſein' Treu', Lieb' und Gunſt,
Gab ihr 'nen Kuß und ſie umfing.

Darnach 'nen edlen Jüngeling
Er ihr allda vermählen thät,
Und ſchenket ihr darzu zwo Städt'.
Alſo mit Wiſſen beider Alten,
Ward ein herrlich Hochzeit gehalten.
Nachdem die Hochzeit hat ein End',
Der König ſich ihr'n Ritter nennt;
So oft er rennt, führt er ein Kleid,
Das ihm die Lieb' hatt' zubereit't.
So wurd' bezahlt ihr' ſtrenge Lieb';
Johannes Bokazius ſchrieb.
Lieb' iſt ein bitter Krankheit ſchwer,
So ſpricht Hans Sachs, Schuhmacher.
1548, den 28. November.

„Es iſt wahr," ſprach der Doctor, „dies Gedicht hat, obgleich es weder Sentenzen noch Reflexionen enthält, oder eine ſehr abenteuerliche Begebenheit erzählt, doch einen Reiz, der ſich mehr empfinden, als mit dem Verſtande genießen läßt."

„Drollig iſt es," bemerkte der Prediger, „daß unter allen Gedichten des Hans Sachs ganz einfach allemal ein guter Wunſch und der Name des Dichters ſteht. Selten verfehlt er die Nutzanwendung hinzuzufügen, auch ſchrieb er unter jedes Gedicht den Datum des Tages, an welchem er es verfaßt. Um weltlichen Ruhm war es ihm nicht zu thun, er ſang zu ſeiner eigenen Freude, weil er es nicht laſſen konnte; auch ſchämte er ſich ſeines Standes

nicht, denn unter sehr vielen Gedichten steht: Hans Sachs, Schuhmacher."

„Ich habe bisher," sagte der Graf, „den Hans Sachs nur dem Namen nach und aus Deinhardstein's Schauspiel: „Hans Sachs" gekannt, wo er wohl richtig geschildert ist. Ich sah ihn von Löwe und Emil Devrient darstellen, und besonders hat sich mir des Letztern Darstellung eingeprägt, so sehr ich auch Löwe's Talent verehre, ich habe mir später den Hans Sachs nicht anders denken können, und indem ich dies Gedicht hörte, sehe ich wieder den Hans Sachs vor mir, wie er vor seinem Hause sitzt."

„Sie phantasiren — verzeihen Sie, Herr Graf" — nahm der Prediger das Wort, „heute wie eine Frau. Uebrigens glaube ich selbst, daß der Hans Sachs in seiner Jugend ein recht hübscher Gesell gewesen seyn mag, und etwas kecker, als ihn Deinhardstein hingestellt hat, dessen Stück mich aber dennoch sehr erfreut hat. Allein so eine feine, edelschöne Erscheinung, wie Emil Devrient, war er wohl nicht, gewiß hatte er ein sinniges Antlitz, aus dessen Augen auch gar oft der Schalk hervorschaute. Daß er schelmisch war, beweisen seine vielen Schwänke, unter andern der Schwank von dem „Der fahrende Schüler mit dem Teufelbannen," ein Fastnachtspiel, welches einem spätern Schriftsteller den Stoff zu der Operette: „Der reisende Student" gegeben hat, das noch herzlich belacht wird, ohne daß dabei des alten, ehrlichen Hans Sachs gedacht wird."

„Ich habe das Stück „Hans Sachs" geſehen, als ich noch ein Kind war," ſagte Jettchen, „und mich allemal gefreut, wenn der Kaiſer Max den Sachs rühmte."

„O gewiß hat der Kaiſer noch viel mehr Freude an den Faſtnachtſpielen, Trauerſpielen und Gedichten des Hans Sachs gehabt, als in dem Stücke der Dichter ihn ſagen läßt. Man muß nur den ganzen Sachs ſtudiren, dann findet man ſeine wahre Freude daran, und es wird Einem ſo wohl, als ſäße man auf einer friſchen, blumenreichen Wieſe. Und uns entgeht ja noch der höchſte Reiz ſeiner Sprache, wie vielleicht nach vierhundert Jahren unſern Nachkommen der Wohllaut unſerer jetzigen großen Dichter entgehen wird, denn die Sprache wird ſich immer und immer ändern, darum thun viele Dichter des neunzehnten Jahrhunderts Unrecht, den Hoffmann und den freilich nicht ſo poetiſchen Spindler gering zu ſchätzen, weil Erſterer in ſeinen Mährchen und Erzählungen die Charaktere oft ſkizzenhaft hinſtellt, ſeinen Leuten wenig Sentenzen und Reflexionen in den Mund legt, und ſeinem Style nicht Tieck'ſche Vollendung giebt, und weil Letzterer bisweilen ſeine Charaktere oberflächlich behandelt und ſeinem Style gewiſſe Rauheiten und Nachläſſigkeiten läſſet. Beide haben doch ſehr viele abenteuerliche und intereſſante Begebenheiten erfunden und erzählt. Dieſe Stoffe werden immer bleiben, während Schriftſteller, die ihren Schriften weniger durch unterhaltenden, anziehenden Stoff, durch tiefe Gedanken, als durch Schönheit des Styles Werth geben, viel eher für ihre Nachkom-

men unverständlich werden müssen. Besonders leicht werden die, deren Witz meist nur in Wortwitz besteht, vergessen werden, wie uns ja schon jetzt mancher Witz, manche Anspielung Shakespeare's ohne Erklärung entgehen würde, mit denen er seine erhabenen Werke noch besonders geschmückt hat, wie es diesem feinen, schalkhaften Menschen, der sich seiner Erhabenheit nicht bewußt war, eigen war."

„Ach, überhaupt lebt der Dichter doch erst nach seinem Tode," sagte der Hauptmann; „so lange er auf Erden wohnt, bestimmt des Dichters Persönlichkeit, seine Verhältnisse, sein Glück im Buchhandel oft das Urtheil des Publikums. Wer mit Witz und Geist über eine interessante, wichtige, oder oft nur auffallende Tagesbegebenheit spricht, gewinnt sich schnell einen Ruf unter seinen Zeitgenossen, wer einen großen Dichter erläutert, oder wohl nur besingt, wird auch für einen großen Dichter gehalten; kurz, die Mitwelt wird immer irre geführt, und erst, wenn der Leib des Dichters einige Jahre begraben ist, kann man unterscheiden, was von seinen Werken mit begraben worden ist, und was durch den in ihnen wohnenden Geist der Verwesung widersteht."

Nach einer kleinen Pause wurde Julia aufgefordert, etwas mitzutheilen.

„Ich habe," sagte sie, „in diesen Wochen mich auch viel mit Hans Sachs beschäftigt, und ein Schauspiel in seiner Weise, aber, wie ich glaube, ohne slavische Nachahmung, verfaßt."

„Daß ich den Hanswurst statt des Ehrenherolds

auftreten laſſe, wird man wohl dem Mährchenſpiele zu Gute halten.“

Die Zuhörer ſetzten ſich in einen Kreis und Julia las:

Der güldene Apfel.

Perſonen.

Erik, ein König des Nordens.
Gismunda, ſeine Tochter.
Hildegund, ihre Amme.
Julian, ein König in Welſchland.
Lucia, ſeine Muhme.
Felix, ſein Vetter, ein tapferer Held.
Der Hanswurſt, Narr des Königs Julian genannt, bald hier, bald da.
Gefolge und Volk König Erik's.
Gefolge und Volk König Julian's.

Erſter Aufzug.

Der Narr (tritt auf).

Meine theuern Herren und Damen,
Die gütigſt zuzuhören kamen,
Ich muß mich Ihnen wohl ſelbſt nennen,
Denn Sie werden mich gewiß nicht kennen.
Wer mag auch was vom Hanswurſt hören,
Wer mit dem deutſchen Spaß verkehren?
Jetzt redet man aus höherm Chor,
Und hält es einzig mit dem Humor.
Jetzt ſucht man überall, ſelbſt mit Müh',

Tiefſinnigkeit und Ironie,
Und manchen ſchon hat's um den Ruf gebracht,
Um all' ſein Anſehn unter Gelehrten,
Wenn er einſt einen ehrenwerthen
Und alten, deutſchen Spaß belacht!
Man hat jetzt Luſtſpiele ohne Luſt,
Iſt jeden Witzes ſich bewußt,
Der drin das Volk zum Lachen ruft,
Und doch weiß, ſelbſt die ſchönſte Blume,
Die fröhlich blüht, dem Herrn zum Ruhme
Nichts von ihrem holden, ſüßen Duft.
Und Witz und Spaß muß — iſt er fein
Doch unbewußt entſtanden ſeyn.
Ins Schauſpiel darf ich gar nicht kommen,
Da werd' ich nicht mehr aufgenommen,
Ins Trauerſpiel ſchleich' ich noch eh'r mich ein,
Den Dichter zum Trotz, im Trauerſpiele
Da lachten ſchon gar Viele, Viele,
Weil's gar zu traurig ſollte ſeyn,
Deßhalb die Helden nichts and'res ſprachen:
Als vom Blut, von Gift und ſolchen Sachen.
Und ſich dabei ſo ſchrecklich geberd'ten,
Verputzten und dazu verzerrten,
Daß die Leut', ich ſey verkleidet, dachten
Und über den tragiſchen Helden lachten.
In der Oper komm' ich auch nicht mehr vor,
Da ſingt man heut zu Tage nur Chor.
Das Vaudeville kam über den Rhein,

Wie könnte darinnen ein Hanswurſt wohl ſeyn?
Drum bin ich aus Deutſchland fortgegangen,
Und habe doch mit Luſt und Bangen
Gar oftmals noch an die Heimath gedacht,
Wenn Schelle und Till meine Rollen ſpielten,
Und's mit der Ironie nur hielten,
Da hab' ich als Spaß dieſe Beiden belacht.
Dann aber habe ich ſchmerzlich geweinet,
Und alle die alten Rollen geleſen,
In denen ich ſonſt — famos heißt's, geweſen,
Und gehört, daß mein Daſeyn jetzt Jeder verneinet;
Und kalt mich verachtet, oder mich flieht,
Weil man für ein ſchaurig Geſpenſt mich anſieht.
Nur in der Mährchenwelt darf ich noch wohnen,
Da tragen die Könige blumige Kronen,
Und liebliche Feen, hinter Roſen verſteckt.
Sie ſpeiſen mit Ananas mich und Sect.
D'rum, weil ſie das Mährchenſpiel hören wollen,
So bin ich erſchienen, Geehrte, Sie ſollen
In mir den Herold des Stückes ſeh'n.
Sollen erblicken jetzt Dänemark,
Den König Erik, groß, blond und ſtark,
Und auch ſein liebliches Töchterlein,
Wie Lilien des Gartens ſo ſchlank und fein.
Auch König Julian ſchreitet einher,
Doch genug, werthe Gäſt', ich verrathe nicht mehr.

(Hanswurſt verbeugt ſich und geht.)

Zwei und sechzigste Nacht.

Große Halle in König Julian's Veste.

König Julian und Felix (kommen).

Felix. Mein König, verzeihe mir, wenn ich es wage, Dich zu stören, aber das Volk dringt in mich, Dir seine Bitten vorzutragen.

König Julian. Und was wünscht mein Volk?

Felix. Daß es Dir endlich gefallen möge, Dich zu vermählen, damit das Königreich nach Deinem Tode nicht an einen fremden Herrscherstamm kommen möge.

König Julian. Bist Du nicht mein Erbe, Vetter Felix?

Felix. Ich? Das möge fern seyn! Auch würdest Du, hätte ich ein Königreich zu hinterlassen, wohl eher mein Erbe werden, als ich der Deine. Früher oder später, gewiß aber noch in meinen jungen Jahren falle ich in der Schlacht, oder bleibe im Kampfe mit einem Drachen, stürze von einem Pferde oder komme auf einem Schiffe um, oder meinest Du, König, daß ich zu etwas Besserm geboren sey, als den Tod eines Abenteurers zu sterben?

König Julian. Ein Tod, wie Du ihn hier schilderst, wäre eben nicht so schlecht.

Felix (lachend). Ich glaub' es selbst. — Aber was soll ich dem Volke für einen Bescheid von Dir bringen?

König Julian. Warum vermählst Du Dich nicht, Felix?

Felix. Ich? Warum will der Vogel keinen Hemmschuh tragen? — Was sollte mir ein Weib? Sollte es mit mir umher ziehen mit Helm und Speer, wenn ich auf Abenteuer ausgehe? Sollte es allein daheim sitzen, sein Leben vertrauern oder auf die Schwüre seiner Buhler hören?

König Julian (seufzend). Hast Du niemals geliebt?

Felix. Hatt' ich Zeit dazu? Auch hat mir der Narr gesagt, die Liebe sey ein so feines, trügliches, schelmisches Ding, daß ich schon im Voraus weiß, ich würde im Leben mich nicht in das Lieben finden.

König Julian. Und ich soll mich vermählen?

Felix. Du bist ein König, bist es Deinem Volke schuldig, und brauchst deßhalb ja nicht zu lieben.

König Julian. Weißt Du ein Weib für mich?

Felix. Dein Volk denkt an Deine Muhme Lucia.

König Julian. Ich habe auch schon an sie gedacht, aber jetzt nicht mehr.

Felix. Sie liebt Dich.

König Julian. Woher weißt Du dies?

Felix. Sie thut Alles, was die Leute, wie ich gehört habe, thun, wenn sie lieben. Sie blickt Dich verstohlen an, erröthet, wenn Du mit ihr sprichst, und hat Dich in Deiner Krankheit so sorgsam gepflegt, wie nur die zärtlichste Freundschaft vermag.

König Julian. Das geht mir nahe, aber Liebe läßt ſich nicht zwingen. Höre mich an, Felix. An einem der ſchönſten Abende des jüngſt vergangenen Frühlings lagerte ich mich unter eine ſchlanke Pinie. Bald entſchlief ich. Der Traumgott führte mich an das Geſtade eines großen, blauen Stromes, aus deſſen Spiegel der Mond emporblickte. Jetzt vernahm ich helles, liebliches Lachen, ein Chor wunderholder, weißgekleideter Jungfrauen wandelte am Ufer auf und ab, alle reizend wie Nymphen und züchtig wie die Prieſterinnen der Veſta. Eine unter ihnen ſtrahlte in beſonderer Schöne, ſie trug eine güldene Krone auf dem blondgelockten Haupte, und an dem einen Arme eine koſtbare, blitzende Armſpange, die andere hielt ſie in der Hand. Indem ſie ſo, umgeben von den übrigen Jungfrauen, die ihre Dienerinnen ſchienen, am Strome wandelte, tauchten Nymphen aus der Tiefe des Stromes empor und neckten einander. Doch auf einmal bildeten ſie reizende Gruppen, und aus einem Gekräuſel von Wellen ſtieg ein ſchönes Weib empor, liſtig einen güldenen Apfel empor haltend. Sie warf ihn der Jungfrau mit der Krone zu, und tauchte unter mit ihren heitern Geſpielinnen.

Felix (welcher theilnehmend zugehört hat). Seltſam!

König Julian. Die ſchöne Jungfrau betrachtete den Apfel gar ſinnig und ernſt, plötzlich entfloh ſie, und im Entfliehen verlor ſie die andere Armſpange, die ich aufhob. Ich erwachte, noch voll des ſüßen

Traumes. Spät Abends noch ging ich, nur von Wenigen begleitet, in's nahe Wäldchen. Da vernehm' ich ein seltsames Brausen in der Luft, wie vom Flügelschlage eines großen Vogels. Ich blicke zum Himmel auf, gewahre einen schwarzen Punkt, mein Pfeil fliegt hinauf und tödtlich getroffen sinkt ein großer Meeradler zu meinen Füßen. Im Schnabel trägt er eine goldene Armspange mit grünen und rothen Steinen geziert, wie die Armspange, welche die hehre Jungfrau mit der Krone mir zuwarf. Und seitdem — seitdem Felix, weiß ich, was Liebe ist, und mein Herz kann nur gesunden, wenn ich die Jungfrau lebend vor mir sehe!

Felix. Herrlich, mein König, herrlich! Nun ist mir wohl, nun giebt's wieder Abenteuer für mich. Gieb mir Geld zum Reisen, einen lustigen Burschen zum Gesellschafter, damit ich unterwegs nichts von Langerweile zu fürchten habe, und ein neues, scharfes Schwert, die Braut irgend einem Drachen abzukämpfen. Denn das wirst Du nun schon wissen, daß ich sogleich ausziehe, um die Braut zu finden, zu erkämpfen, Dir zuzuführen.

König Julian. Das wolltest Du?

Felix. Das thu' ich, sobald Du willst. Die Erlaubniß sehe ich Dir an. Gieb mir Geld, Schwert, einen lustigen Begleiter und dann Lebewohl!

König Julian. Immer noch der Abenteurer.

Zweiter Auftritt.

König Julian. Felix. Der Narr (kommt).

König Julian. Du kommst zur rechten Zeit, Narr.

Narr. Das wird nicht jedem Weisen gesagt, ein Narr hat Ursache, sich doppelt zu bedanken.

König Julian. Ich werde mich vermählen.

Narr. Dann wirst Du's gar nicht mehr hören.

König Julian. Was?

Narr. Daß Du zur rechten Zeit kommst! den Frauen kommt man immer ungelegen, entweder, wenn sie sich zieren, wenn sie eben einen Andern erwarten, oder mit der Aufschmückerin über die Kleider reden; und etwas Anderes thun sie nicht.

König Julian. Sey in einer Stunde bereit, den Ritter Felix zu begleiten.

Narr. Ganz wohl.

König Julian. Laß Dir vom Seckelmeister hundert Goldstücke auszahlen, Reisegeld.

Narr. Du bist ein weiser und gerechter König.

König Julian. Laß Dir auch einen Bogen und einen Speer geben.

Narr. Wozu?

König Julian. Wenn Dich unterwegs Jemand anfällt.

Narr. Ich sage die Wahrheit, und da läuft Jeder vor mir.

Felix. Spare unnütze Worte; mach' Dich bereit!

Narr. Ja ja, ich wundere mich nur noch, daß der König die Regierung niederlegt.

Felix. Tropf, das fällt dem Könige nicht ein.

Narr. Nun, wenn er heirathet, so ist's doch mit seiner Herrschaft aus.

König Julian. Schweige und geh'!

Narr. Beweis, daß ich Recht habe.

König Julian. Du, theurer Felix, nimm das Schwert aus meiner Hand. (Er giebt ihm sein Schwert.) Laß Dir zahlen, was Du bedarfst, und sey im Voraus meines Dankes gewiß.

Felix. Sey versichert, daß ich nicht ruhe und raste, bis ich die Braut gefunden habe.

Narr. Du sollst sie erst suchen, Ritter, nun dann hat's mit der Vermählung noch Zeit.

Felix. Was schwatzest Du wieder?

Narr. Nun, wenn die Braut häßlich ist, wird sie natürlich der König nicht wollen, und ist sie schön, wirst Du sie schon selber behalten.

Felix. Trügst Du statt der Schellenkappe ein Ritterschwert, wollt' ich Dir auf Deine lose Rede schon antworten. Jetzt habe ich mehr zu thun. (Er verbeugt sich vor dem Könige und geht.)

Narr. Und ich will mir Reisegeld holen. (Ab.)

Dritter Auftritt.

(Der König ist allein und geht unruhig auf und ab.)

Ob Felix sie finden wird? Ob es auf dieser Erde

ein Land giebt, welches dieſe Himmliſche bewohnt? — Und wenn er ſie fände, wenn er mich hinterginge! Narren reden oft gar weiſe, wenn Felix treulos würde! Ich will den Gedanken nicht haben, ich will nicht. Kenne ich Felix nicht, ſeit ich lebe? Hat er mir nicht ſein Ritterwort gegeben? Wort iſt Wort, ich will ihm vertrauen! — (Er geht ab.)

Vierter Auftritt.

Lucia (kommt ſchwermüthig und ſetzt ſich).

So iſt es wahr, der König will ſich vermählen, ich bin es nicht, die er liebt! Wie ſüß war mein Traum, wie ſchrecklich iſt das Erwachen! Arme Lucia, bald wird es in dem großen Königreiche keine andere Stätte für Dich geben, als ein Grab! —

Fünfter Auftritt.

Lucia, der Narr (kommt).

Narr. Ach, wie traurig ſeyd Ihr, ſchöne Lucia!

Lucia (ſchwermüthig). Nicht doch, Narr, ich bin wie immer.

Narr. Wolle Gott verhüten, daß Ihr immer ſo ſeyd.

Lucia. Ach!

Narr. Oh!

Lucia (mit Anſtrengung). Nun, Du ziehſt jetzt mit Herrn Felix in die weite Welt, freut Dich das nicht?

Narr. Nicht eben ſehr, man hat nicht Alles in der Fremde, an das man in der Heimath gewohnt iſt.

Lucia. Da haſt Du Recht.

Narr (für ſich). Das arme Kind, wie blaß, wie verweint; ich muß ſie zu tröſten ſuchen. Einem Weiſen würde das nicht gelingen, aber mit der Narrheit tröſtet ſie ſich, was gilt's, gewiß am Beßten. (Zu Lucia.) Der König will ſich vermählen.

Lucia. Ach ja.

Narr. Ich finde das ſehr ſonderbar.

Lucia. Findeſt Du das, guter Narr?

Narr. Außerordentlich ſonderbar.

Lucia. Das Volk dringt in ihn.

Narr. Freilich, ich bin auch nicht verwundert, daß er ſich vermählt, nur daß er eine ſo ſchlechte Wahl getroffen hat.

Lucia. Eine ſchlechte Wahl? Wirklich?

Narr. Ein Weſen, das in dies Land nicht paßt —

Lucia. Meinſt Du?

Narr. Das er nie ſah!

Lucia. Wie, er hat ſeine Braut noch nicht geſehen?

Narr. Behüte! Es hat ihm von einer ſchönen Jungfrau geträumt, eine koſtbare Armſpange hat ſie verloren, oder ihm zugeworfen. D'rauf iſt der König erwacht, und denke Dir, noch denſelben Tag bringt ihm ein Meeradler eine ſolche Spange. Nun läßt er — denke Dir die Thorheit, vom Herrn Felix die Jungfrau ſuchen, welcher dieſe Spange zugehört, und mit dieſer will er ſich vermählen.

Lucia. Abenteuerlich, abenteuerlich.

Narr. Lächerlich.

Lucia. Und Herr Felix ist auch gleich so gefällig, nach dem Abenteuer auszuziehen!

Narr. Ja, beßte Lucia, im Vertrauen, Herr Felix — wenn ich Dir meine Gedanken mittheilen dürfte — Ach!

Lucia. Nun, lieber Narr, sprich doch!

Narr. Herr Felix — aber verrathe mich nicht, es gilt mein Leben!

Lucia. Bewahre, sprich nur!

Narr. Herr Felix ist tapfer, aber ein Abenteurer. Er hätte auch können etwas Klügeres thun, als dem Könige Reisegeld abnehmen, um in der Welt umher zu ziehen.

Lucia. Du hast Recht, der König wird nichts für sich behalten.

Narr. Er wird nicht einmal die Braut mit Pracht empfangen können.

Lucia. Nun für diese wird wohl noch genug bleiben.

Narr. Uebrigens ist Herr Felix falsch —.

Lucia (heftig). Ja, gegen mich grundfalsch.

Narr. Bewahre, gegen Euch nicht, was hätte er Dir gethan, oder von Dir Böses gesprochen? Gegen den König ist er falsch.

Lucia. Der Heimtückische.

Narr. Wenn er die Jungfrau oder Dame, wel-

cher die Armſpange zugehört, findet, und ſie iſt nicht ſchon vermählt —

Lucia. Es iſt wahr, Narr, ſie kann auch ſchon vermählt ſeyn.

Narr. Sie iſt kein Kind, oder nicht ſteina't —

Lucia (lebhaft). Ein Kind wird eine Armſpange tragen, was denkſt Du? Solchen Schmuck tragen nur Frauensperſonen, die alt und häßlich ſind, und ihrer Schönheit durch Schmuck nachhelfen müſſen; alt und häßlich iſt ſie, verlaß Dich darauf.

Narr (Lucia's Armſpangen betrachtend). Hm, es tragen auch Hübſche Armſpangen. Geſetzt aber nun, Lucia, der Herr Felix findet die Dame, unvermählt, jung, ſchön! — So will er ſie herbringen —

Lucia. Ja, er miſcht ſich in Alles, er zerſtört Alles, er iſt ein tückiſcher Menſch. Er iſt —

Narr. Falſch durch und durch. Wie viel Gutes hat ihm der König erzeigt, und jetzt will er ihm —

Lucia. Eine fremde Abenteurerin zuführen.

Narr. Nein, das will er nicht.

Lucia. Nicht? Nun weßhalb nennſt Du ihn denn da falſch?

Narr. Weil er, iſt die Dame jung und ſchön, ſie für ſich behalten will.

Lucia (freudig). Will er das?

Narr. Freilich, dem Könige die Braut wegnehmen, iſt's nicht tückiſch?

Lucia. Höre, Du biſt ein arger Schelm.

Narr. Daß ich's dem Könige verſchweige?

Lucia. Daß Du den tapfern, weiſen Herrn Felix läſterſt. Er iſt ein Ritter, Du biſt ein Narr! Der König hat Dir befohlen, ihm zu folgen, alſo mußt Du mit ihm ziehen, ihm gehorchen und ſein Thun und Laſſen gar nicht meiſtern.

Narr. Hahaha! Nun, wie Ihr wollt, Alles, wie Ihr wollt; redet nur mit Herrn Felix ſelbſt und preiſet ſeinen Entſchluß weiſe.

Lucia. Das werde ich nicht thun, das wäre treulos gegen den König gehandelt.

Narr. Da habt Ihr Recht. Man muß ſich in ſolche Sachen nicht hineinmiſchen, Alles mögen Andere thun, geräth der Ausgang nur zu unſerer Freude. Uebrigens, ſchöne Lucia, ſeyd Ihr wunderlich.

Lucia. Warum denn?

Narr. Ich ſetze den Fall, Ihr liebtet den König — es iſt nicht ſo, aber ich ſetze den Fall, Ihr müßt mir erlauben, den Fall zu ſetzen. Alſo ich ſetze den Fall, Ihr liebtet den König, und wünſchtet von ihm wieder geliebt zu ſeyn, ſo, daß Euch ſein Herz mehr wäre, als Thron und Krone, meint Ihr, Ihr würdet ſeiner Liebe gewiſſer, wenn Ihr ſeine Gemahlin würdet?

Lucia. Ich ſollt' es meinen!

Narr. Da kennt Ihr die Männer ſchlecht. Wenn der König Euch ſogar — was nicht möglich iſt — gar nicht ſchön fände, iſt er vermählt, wird er anders denken. Seht, er vermählt ſich mit der ſchönſten Frau,

ſie hat ihre Fehler, und vor allen einen groſsen Fehler, ſie iſt ſein, ſein auf Lebenszeit; er kann ſie nicht mehr verlieren und kann auch ſich nicht mehr verſchenken. Sie iſt ſeiner Freiheit Dieb. Nun ſeht, was man immer ſieht, das verliert bald den Reiz; was uns in unſerer Freiheit ſtört, wird uns läſtig. Bald wird der König ſeine Gemahlin mit Gleichgültigkeit betrachten, und ſehen, was nicht ſein iſt — Dich, ſchöne Lucia. Er wird ſich noch eine Freiheit wünſchen, um ſie noch einmal verlieren zu können, an Dich. Das wird unmöglich ſeyn. Er kann die tugendhafte Lucia niemals beſitzen, und ſie bleibt immer der Gegenſtand ſeiner Wünſche, Sehnſucht, ſeiner Liebe! Ach, ich habe viel geſprochen. (Er wirft ſich in einen Seſſel.)

Lucia. Da haſt Du Recht, Narr, vollkommen Recht.

Narr. Das Ende wird freilich traurig ſeyn, ſehr traurig! (Er zieht ſein Taſchentuch heraus.) Der König wird ſich grämen, Lucia wird ſich grämen, die verlaſſene Königin wird ſich grämen. Die ſchöne Lucia wird ſterben in der Blüthe ihrer Reize, ehe ein Löckchen bleicht, ehe eine Falte ihr Antlitz verändert. Der König wird, ſeine Gemahlin verwünſchend, ſich an ihrer Bahre erſtechen. Ein ſilberner Sarg nimmt ſie auf, ein Marmordenkmal erhebt ſich über ihrer Aſche; darauf ſteht mit goldenen Buchſtaben: Hier ſchlummern die im Leben durch Verhältniſſe getrennten, aber im Tode vereinten Liebenden, der König Julian und die ſchöne Lucia; und

nach hundert Jahren ſingen Liebende zur Laute das Lied vom König Julian und der ſchönen Lucia. (Er fängt an heftig zu weinen. Lucia ſchenkt ihm ihre goldene Kette und geht ſehr gerührt ab.)

Sechster Auftritt.

Der Narr (ſieht ihr nach).

Die iſt getröſtet. Womit, mit Narrheit, weil ihre ganze Liebe eine Art Narrheit iſt, denn ächte Liebe läßt ſich nicht tröſten, am wenigſten auf ſolche Art. Die Weiber aber, die meiſten davon, ſind närriſch, darum macht ein Narr immer ihren Herrn, und das meiſte Glück bei den Frauen. Eine glückliche Liebe würde die gute Lucia gar nicht lange beglücken, eben ſo wenig, wie immerwährender Friede einen tapfern Krieger. Solche romantiſche Weiber lieben den Kampf, Liebesqual, Liebesgram, Thränen, Eiferſucht und Entſagung. Hat nur ihre Eitelkeit Befriedigung, iſt's ſchon gut.

Siebenter Auftritt.

König Julian (kommt mit Gefolge). Felix (tritt auf, neigt ſich vor dem Könige und ſpricht): Ich bin gerüſtet, mein König und Herr, auszuziehen und die Braut zu holen.

König Julian. Ziehe aus mit Gott für Deines Herrn Wohl, ich werde in dieſer Zeit Dein gedenken.

Gefolge. Zieht mit Gott, edler Ritter, wir werden in dieſer Zeit Euer gedenken.

König Julian. Kehre glücklich zurück!

Narr. Auch ich, mein König und Herr, bin gerüſtet, Deinem Vetter, dem edlen Ritter Felix, zu folgen! Ich bin bereit, auszuziehen und die Braut zu holen.

König Julian. Es iſt ſchon gut, Narr, ich will von Deinen Heldenthaten hören, wenn Du zurück ſeyn wirſt.

Felix (indem er abgehen will). Leb' wohl, mein König, bald ſiehſt Du an der Seite der Schönſten mich wieder.

Julie legte das Manuſcript hin. „Für heute iſt's genug," ſagte ſie lächelnd, „ich fürchte ſo ſchon, daß ich die Geduld meiner Zuhörer ermüdet habe. Von dem fernern Leben König Julian's und Herrn Felix morgen."

Drei und ſechzigſte Nacht.

Heute fuhr Julie fort zu leſen:

Zweiter Aufzug.

(Wald im Reiche des Königs Erik. Im Hintergrunde die Höhle des Drachen.)

Der Narr (tritt auf).

Ich kann nicht eben ſagen, daß es mir hier in dieſem Lande gefiele, hohe, dicke Wälder, in denen

Einen friert, garſtige Sümpfe, finſtere Städte mit ſchlechten Häuſern, ich wollte, ich wäre ſchon wieder in dem warmen, blumenreichen Welſchland, ſpeiſete goldene Früchte und tränke ſüßen Wein. Und wie die Leute hier gekleidet ſind, ohne allen Geſchmack, in Leder und Pelz. Hier in dieſem Walde iſt übrigens der Aufenthalt nicht angenehm, und ich wollte, mein Ritter käme bald wieder von dem Berge zurück, wohin er dem Drachen gefolgt iſt. Sorgen habe ich übrigens nicht um ihn, denn er nimmt es mit zehn Drachen auf. Da kommen Jäger, was wollen wohl dieſe? (Ein Trupp mit Speeren bewaffneter Jäger kommt.)

Erſter Jäger. Da ſteht der Fremdling, der kühne Held.

Zweiter Jäger. Ja, er iſt es. Wir wollen ihm Glück wünſchen.

Dritter Jäger. Ihn begrüßen —

Vierter Jäger. Uns ſeiner Gunſt empfehlen!

Narr. Was ſehen mich die Leute an?

Erſter Jäger. Edler Held —

Zweiter Jäger. Großer Mann! —

Dritter Jäger. Retter des Landes!

Vierter Jäger. Drachenbeſieger!

Narr. Was wollt Ihr von mir? Sprecht, gute Leute, was kann ich für Euch thun?

Erſter Jäger. Du haſt den Drachen getödtet.

Zweiter Jäger. Erlaube, daß wir Dich zum Könige geleiten.

Dritter Jäger. Damit er ſeinen Eidam begrüßen kann.

Narr (für ſich). Aha, ich verſtehe. Herr Felix hat den Drachen erlegt, und ſoll nun zum Lohne die Hand der Prinzeſſin erhalten. Meinetwegen, will er ſie, will ſie ihn, will der König, daß Beide ſich wollen, ich habe nichts dagegen.

Erſter Jäger. Willſt Du uns folgen?

Narr. Noch nicht.

Zweiter Jäger. Nach des Königs Ableben wirſt Du hier als König herrſchen.

Narr. Nein, mein Freund.

Dritter Jäger. Wie, Du willſt das Land nicht annehmen?

Narr. Das Land annehmen, ja; hier wohnen, nein. Ich werde, was das Land einbringt, in Welſchland verzehren.

Vierter Jäger. Großer Prinz, das wird Dir Feinde machen.

Narr. Mir gleichgültig.

Erſter Jäger. Die Tochter unſers Königs iſt ausnehmend ſchön.

Narr. Das freut mich.

Zweiter Jäger. Der König wird Dich ſehr beſchenken.

Vierter Jäger. Du wirſt Diener bedürfen.

Narr. Ja freilich, gewiß ſogar.

Alle. Gedenke an uns!

Narr. Seyd verſichert, daß ich mich Euer ſtets mit Wohlwollen erinnern werde. (Er blickt mit Majeſtät um ſich, die Jäger knien um ihn her und rufen:) So empfange unſere Huldigung, großer Prinz!

Dritter Auftritt.

Felix (kommt).

Felix. Nun Narr, da bin ich wieder. Ich habe den Drachen glücklich erlegt, nun wollen wir weiter ziehen.

Narr. Ich wünſche Dir Glück!

Felix. Schon gut. Komm nur, daß wir aus dem Walde kommen, ich ſpüre Hunger.

Narr. Ich theile Deine Empfindungen.

Jäger (unter ſich). Dieſer hat den Drachen getödtet, wir wollen ihn anreden.

Erſter Jäger. Du biſt der tapfere Held, deſſen Muth und Geſchicklichkeit den Drachen beſiegt hat. Ich preiſe mich glücklich, Dich zu ſehen, und bitte Dich, daß Du uns zu unſerm Könige folgſt.

Felix. Ja, führt mich hin; obſchon ich mich nicht lange hier aufhalten will, ſo will ich doch keines Königs Hof unbeſucht laſſen.

Narr. Wohl geſprochen.

Zweiter Jäger. Du Schelm!

Dritter Jäger. Du Prahler!

Vierter Jäger. Wir werden es Deinem Herrn ſagen.

Narr. Da müßt Ihr weit laufen. Mein Herr iſt der König Julian in Welſchland; dieſer tapfere Ritter hier hat mich nur zum Begleiter erkoren, und ich bin ihm freiwillig gefolgt. Was wollt Ihr? Ich habe mich für gar Niemand ausgegeben, hättet Ihr die Augen beſſer aufgeſperrt, ſo würdet Ihr mich erkannt haben, oder ſehen Eure Ritter wie die Narren aus?

Felix. Kommt, laßt uns aus dem Walde gehen — kommt! (Sie gehen fort.)

Vierter Auftritt.

(Große Halle im Schloſſe des Königs Erik, im Kamine brennt ein Holzſtoß.)

Der König Erik (tritt ein). Gismunda und ihre Amme (ſitzen an den Spinnrocken).

König Erik. Freuet Euch! Gismunda, ſchmücke Dich, der Drache iſt getödtet!

Gismunda. Ach!

Amme. Der Drache iſt erlegt? Wirklich der Drache! Das iſt ein Glück.

König Erik. Schon iſt der tapfere Mann, welcher den Drachen getödtet hat, auf dem Wege nach meiner Burg, und Du, Gismunda, freuſt Dich nicht?

Gismunda. Mein königlicher Vater, ich —

König Erik. Keine Klage, keine Thorheit. Schmücke Dich feſtlich, um den Beſieger des Drachen ſo zu empfangen, wie es der Tochter König Eriks ziemt. (Der König geht.)

Fünfter Auftritt.

Gismunda. Amme, ach, wie bang' iſt mir!

Amme. Sey ruhig, Engel, Täubchen, Goldkind, Du mußt nicht gleich das Schlimmſte fürchten.

Gismunda. Ach, liebe Amme mein, ich ſoll und muß des Drachenbeſiegers Gemahlin werden, wenn Du nicht Rath und Hülfe für mich haſt.

Amme. So ſey doch ruhig, mein Lämmchen, der Drachentödter kann ein gar ſtattlicher Ritter ſeyn.

Gismunda. Ach, liebe Amme, es kann auch ein gemeiner Bauer ſeyn, welch ein Unglück wäre das für mich!

Amme. Je, wird ein Bauer einen Drachen tödten! Und wenn auch, Dein Vater, der Herr König, wird ihn reich und groß machen, er wird einſt König und Du ſeine Königin.

Gismunda. Ich hatte gehofft, ein großer König würde kommen über das Meer daher, angethan mit Purpur und Hermelin, und auf dem Haupte die Krone ſeiner Väter tragend, und würde mir den goldenen Fingerring reichen und mich mit ſich nehmen in ſein Land. Es waren Träume, wahrhaftig Amme, Träume, einer Königstochter nicht unwürdig. Ich hätte den König lieben wollen, und nun ſoll ich die Gemahlin des Drachentödters werden.

Amme. Nun, doch immer die Gemahlin eines muthigen Mannes. Laßt das Haupt nicht ſinken, ſüße

Gismunda, noch iſt nicht Alles verloren, denn wenn der König auch zehnmal ſein Wort gab, wir müßten keine Weiber ſeyn, wenn es uns nicht gelänge, ihn zu überliſten. Jetzt fügt Euch in des Königs Befehl und laßt Euch ſchmücken.

Gismunda. Ich will nicht geſchmückt ſeyn, es ſoll ihm gar nicht einfallen, mich zu begehren.

Der Narr (tritt unbemerkt ein). Eine ſchöne Jungfrau, ſo wahr ich lebe, eine ſehr ſchöne Jungfrau, noch ſchöner, als die ſchöne Lucia. Wahrhaftig, wenn die Einer verdient, ſo iſt's mein Herr Felix.

Gismunda. Du glaubſt gar nicht, gute Amme, welch einen Widerwillen ich gegen den Drachenbeſieger habe, ich will durchaus nicht ſeine Gemahlin werden. Ich will mein ſchlechteſtes Kleid anziehen, und ſo ein finſteres Geſicht machen, daß er mich gar nicht haben mag.

Narr. Ei ſchau, da ſoll mein Herr Felix angeführt werden. Das will ich umkehren, aber erſt muß ich ſehen, was für ein Herz ſie hat. (Er kommt näher.)

Amme. Da kommt ein unbekannter Menſch. Wie biſt Du herein gekommen?

Narr. Durch die Thüre.

Amme. Weißt Du, daß hier die Tochter des Königs Erik iſt?

Narr. Ich weiß es, aber ich fürchte ſie nicht. Ich bin ein armer, ehrlicher Schelm, und bitte die Königstochter um eine milde Gabe.

Gismunda (nimmt Geld aus ihrer Gürteltasche). Hier, Du armer Mensch.

Narr (für sich). Sie ist übler Laune und läßt ihre Launen doch an mir nicht aus; das ist ein guter Zug. (Zu Gismunda.) Seyd bedankt, schöne Dame, Gott geb' Euch dafür einen fröhlichen Brauttag!

Gismunda. Ach!

Amme. Du bist so wunderlich gekleidet, sage, wer bist Du?

Narr. Ich bin ein Narr, des Königs Narr.

Gismunda. Mein Vater hat keinen Narren, sage, was ist ein Narr?

Narr. Schöne Dame, seyd so gut und sagt mir, was Liebe ist.

Gismunda. Ich bin erst so jung, ich weiß es nicht.

Amme. Ich bin schon so alt, ich weiß es nicht mehr.

Narr. O weh! Nun seht, da steh' ich zwischen Alt und Jung, und keines kann mir so recht gründlich erklären, was Liebe ist. Stellt mich jetzt fern von Euch zwischen den Weisesten und zwischen den Dümmsten, und keiner wird recht gründlich sagen können, was Narrheit ist, was also folglich ein Narr ist. Ich weiß selbst nicht, ob ich den Namen Narr verdiene, nur wenn ich so Alles heraussage, was ich denke, und fröhlichen Muthes mich unter Blüthenbäumen herumtreibe, und gar nichts forsche, frage, zergliedere, son-

dern mich der schönen Erde freue, dann denk' ich: ich muß doch wohl wirklich ein Narr seyn.

Amme. So, meinetwegen. Sage mir lieber, wo Du her bist.

Narr. Aus Welschland, ich bin mit dem Drachenbezwinger hergekommen.

Gismunda. Ach! (Leise zur Amme.) Frag' nur, was der Drachenbezwinger für ein Mann ist, liebe Amme, ich will thun, als hört' ich nicht darauf.

Amme. Aus Welschland, ei! Ihr müßt hübscher Leute Kind seyn, setzt Euch doch, Herr, einen so weit gereiseten Mann betrachte ich mit Bewunderung.

Narr. Ihr seyd sehr höflich.

Amme. Ja, je länger ich Euch betrachte, desto ähnlicher finde ich Euch meinem Sohne. Nun, Euer Herr, der Drachenbesieger, ist wohl auch ein stattlicher Mann?

Narr. Das versteht sich, jung, schön, tapfer.

Amme (heimlich zum ihm). Dem Drachentödter ist hoher Lohn bestimmt.

Narr. Ich weiß es, die schöne Prinzessin; aber seht, mein Herr macht sich nichts aus den Weibern.

Amme. Wie! Ei, das ist sonderbar.

Gismunda (zur Amme). Hörst Du?

Narr. Er wird die Hand der Prinzessin ausschlagen!

Gismunda (leise, geeirt). Welche Schmach!

Narr. Die schönsten Weiber haben ihn gleichgül-

tig gelaſſen, höchſtens rührt ihn Sanftmuth, holde Freundlichkeit.

Gismunda (für ſich). Ich will ihn ſtrafen!

Narr. Allenfalls mag er die Weiber, wenn ſie ſich zierlich aufgeſchmückt haben; da vergleicht er ſie wohl, wenn er gute Laune hat, mit lieblichen Blumen, zur Zierde erſchaffen.

Amme. Ei ſeht, mein lieber Freund. Aber Ihr werdet hungerig und durſtig ſeyn, geht nach der Küche und laßt Euch erquicken.

Narr (für ſich). Das heißt ſo viel, als wir wiſſen nun, was wir wiſſen wollen. Lebt wohl, ſchöne Prinzeſſin, und Ihr, angenehme Dame. (Er geht fort.)

Sechster Auftritt.

Amme. Gismunda.

Amme. Nun, mein Englein, wiſſen wir, was wir wiſſen wollen. Der grobe Herr Felix darf nur verdrießliche Geſichter von Dir ſehen, ſo wird er Dich nicht wollen. Du lachſt darüber und biſt frei!

Gismunda. Nein, liebe Amme, eine ſolche Beleidigung ſoll der Ritter mir nicht zufügen. Ich werde recht einnehmend, recht freundlich ſeyn, um ihm zu gefallen, mich recht ſchön ſchmücken, und ihn, wenn er meine Hand begehrt, doch abweiſen.

Amme. Wie willſt Du das machen?

Gismunda. O laß mich nur, es ſoll mir ſchon gelingen. Jetzt komme und ſchmücke mich, ſo ſchön,

als Du vermagst. Auch will ich die schöne Armspange anlegen, ihm recht zum Trotze. (Sie geht mit der Amme ab.)

Siebenter Auftritt.

Der König kommt mit Felix. Gefolge des Königs.

König Erik. Seyd mir nochmals willkommen, tapferer Ritter! Ihr habt mein Land von einem großen Uebel befreit, und ich bin bereit, mein Königswort auszulösen.

Felix. Drachen zu bekämpfen und Abenteuer zu bestehen ist meine Lust, an Lohn und Ruhm denke ich dabei nicht, ich ziehe mein Schwert, wenn es eben nöthig ist, und, Herr König, Ihr wißt wohl, es ist manchen Menschen eigen, daß sie zuschlagen müssen, wenn sich ihnen Gelegenheit zum Zuschlagen bietet.

König Erik. Seyd versichert, daß Ihr Euch in einem Lande befindet, wo Tapferkeit geschätzt wird.

Felix. Ich bitte Euch, Herr König, sprecht nicht so viel von meiner Tapferkeit, sie ist gar nicht so außerordentlich, und ich habe es nicht gern, wenn ich so unverdient gelobt werde.

König Erik. Ihr seyd ein braver Mann; ich bitte Euch, recht lange an meinem Hofe zu verweilen.

Felix. Drei Tage, mein König, wenn Ihr es verstattet; ich muß einen Befehl meines Königs vollziehen, und darf nirgends lange rasten.

König Erik. Seht, Ritter, da kommt meine Tochter!

Achter Auftritt.

Gismunda (kommt, von ihrer Amme begleitet. Gismunda, prächtig geschmückt, mit einer Armspange, tritt auf, und neigt sich tief vor dem Könige, dann vor Felix und vor den andern Rittern).

König Erik. Hier, Gismunda, sieh' in diesem Ritter den Drachenbesieger. Seht, Herr Ritter, meine Tochter!

Gismunda. Ihr seyd zur guten Stunde in unser Land gekommen..

Felix. Ja, fürwahr, zur guten Stunde.

Der Narr (hat sich eingefunden und zupft Felix). Nun, Herr Felix, habt Ihr schon ein schöneres Weib gesehen?

Felix. Nein, diese Jungfrau ist wirklich sehr schön.

Narr (schleicht sich hinter die Amme und zupft sie). Nun, habt Ihr jemals einen stattlichern Ritter gesehen, als den Ritter Felix?

Amme. Nein, meiner Treu!

Narr (schleicht sich hinter Gismunda und zupft sie). Nun, habt Ihr jemals einen Weiberfeind bekehrt, so macht hier eine Probe.

König Erik. Wißt Ihr auch, Ritter, welch ein Preis für den ausgesetzt ist, der den Drachen erlegt hat?

Narr. Der fragt noch.

Felix. Ich weiß es, es iſt ein hoher, königlicher Preis.

Gismunda (ſchlägt die Augen nieder). Ach!

König Erik. Was denkt Ihr noch dabei, Ritter?

Felix (freimüthig). Herr König, hört mich an. Frei zog ich bisher durch die Welt, ſcherzend, kämpfend, voll Frohſinn und Muth. Die Liebe kenn' ich nicht, und achte ſie für eine Thorheit; ein Weib beſitzen wollen, fiel mir früher nicht ein. Aber ich achte auf die Stimme der Vorſehung, Herr König, ich habe Glauben. Ich glaube, daß ich wirklich für die ſchöne Gismunda beſtimmt bin, ich bin ſtolz, wenn Ihr, hoher König, mir Eure Tochter zur Gemahlin vertraut, ich werde ritterlich an ihr handeln, wahrhaftig ritterlich, mein König.

Amme (leiſe zu Gismunda). Nun, mein Lämmchen, iſt der Ritter nicht adelig und wohlgeſtaltet?

Gismunda. Ach!

König Erik. Ihr gefallt mir, Ritter, mein königliches Wort habe ich gegeben, empfanget meine Tochter aus meiner Hand. (Er führt ihm Gismunda zu. Indeß erblickt Felix die Armſpange und fragt:) Was ſeh' ich! Habt Ihr noch eine ſolche Armſpange?

Gismunda. Sie wurde mir, als ich im Graſe lagerte und die Armſpange neben mir hatte, von einem Raubvogel geraubt.

Felix (zieht die andere Armſpange hervor). Ich habe die andere hier.

Gismunda (erfreut). Ach, meine Armſpange. Liebe Amme, ſieh meine Armſpange!

Felix (nach einigem Beſinnen). Fräulein, Eure Hand würde mich beglücken, aber ich habe mein Wort ſchon an meinen König verpfändet, ihm die zur Braut zuzuführen, welcher dieſe Armſpange gehörte. Der Ritter Felix darf Eure Hand nicht annehmen, aber der König von Welſchland wird ſich glücklich ſchätzen, Euch als ſeine Königin zu begrüßen.

Gismunda. Euer König?

König Erik. Der König Julian von Welſchland?

Felix. Ja, mein Herr, der König; und als ſein Abgeſandter ſtehe ich hier, und frage Euch, mein König, wollt Ihr mir Eure Tochter für meinen königlichen Vetter zuſagen?

König Erik. Ich ehre den König Julian von Welſchland, ich erkenne, daß der Himmel ſelbſt meine Tochter für Euern König auserkoren hat. Nehmt ſie mit Euch und führt ſie ihm als getreuer Ritter zu.

Felix. Ich danke Euch, Herr, in meines Königs Namen. Und Ihr, ſchöne Königstochter, werdet Ihr mir nun williger folgen?

Gismunda. Ich gehorche meinem Vater und werde Eures Königs Gemahl.

König Erik. So ſey es, eine Zahl meiner Edlen ſoll Dich geleiten.

Gismunda. Und wird meine getreue Amme mir folgen?

Amme. Ach Gott, könnte ich denn ohne Dich leben? Mein Lämmchen, Du fragst, ob ich mitgehe?

Felix. So bitte ich, daß Ihr, hohe Herrin, Euch zur Reise rüstet. Mein König harrt mit Sehnsucht auf die Braut, die ihm im Traume erschienen ist, und die ich ihm zu bringen versprochen, sobald ich sie erblickt haben würde.

König Erik (zu seinem Gefolge). Nehmt das neue Schiff, rüstet Alles zur Abreise!

Narr (zu Gismunda). Ich bringe Euch meine Huldigung dar.

König Erik. Kommt, Ritter, in mein Gemach, ich habe mit Euch zu sprechen. (Er geht mit Felix ab. Der Narr geht mit dem Gefolge ab.)

Neunter Auftritt.

Die Amme. Gismunda.

Amme. Nun, mein Goldkind, was sagst Du, nun bekommst Du, statt eines gefürchteten Drachentödters, einen König mit Land und Leuten.

Gismunda. Und darf nicht auf den Tod meines lieben Vaters harren, um Königin zu werden.

Amme. Ach, und geträumt hat dem König schon von Dir, geträumt!

Gismunda. Herr Felix ist ein tapferer Ritter,

aber ein König ist doch immer ein König, Amme, meinst Du nicht?

Amme. Ja, mein Engel, und eine Königin ist eine Königin.

Gismunda. Sobald soll ich nun meinen Vater verlassen!

Amme. Und ich meine Heimath, ach! Ich darf nicht daran denken. (Sie zieht ein Taschentuch heraus.) Wenn ich nicht mit Dir ginge, Du Engel!

Gismunda. Weine nur nicht, Amme! Du sollst es gut bei mir haben.

Amme. Ja, das weiß ich, das weiß ich!

Gismunda. Gehe jetzt, liebe Amme, und packe ein, ich will noch einmal in den Garten gehen und mich unter die Eiche setzen. (Sie geht fort.)

Zehnter Auftritt.

Die Amme, dann der König.

Amme. Nun ist's bestimmt, Gismunda wird Königin von Welschland und ich ihre erste Ehrendame. Ich hoffe, der König wird mich aufnehmen, wie mir's gebührt. Nun, und ich meine, mir gebührt auch Respekt, denn ich habe die Tochter König Erik's, die Gemahlin des Königs von Welschland, groß gezogen!

König Erik (kommt). Nun, Amme, bist Du bereit, der königlichen Braut zu folgen?

Amme. Zu jeder Stunde.

König Erik. Ich gebe meine Tochter nicht ohne

Sorgen so weit von hier; daß Du mitgehst, machst mich ruhiger.

Amme. Auf mich kann sich auch Jeder verlassen, und vornehmlich mein König.

König Erik. König Julian wird sehr gerühmt.

Amme. Unsere Prinzessin soll glücklich werden, ganz gewiß, ich habe die güldenen Aepfel wohl verwahrt, welche sie als Kind von der großen Zaubrerin erhielt.

König Erik. Die güldenen Aepfel?

Amme. Ei, mein König, besinnt Ihr Euch nicht mehr darauf? Als Gismunda zwölf Jahre alt war, besuchte ich mit ihr die große Zaubrerin Wallruscha. Lange betrachtete sie die zarte Hand Gismunda's, dann sprach sie: „Du wirst eines tapfern Mannes Gemahlin werden, er ist aus königlichem Stamme und wird Dich lieben über Alles.“ Als wir nun die Höhle der Zaubrerin verließen, gab sie mir zwei güldene Aepfel und sprach: „Diese Früchte bewahre wohl, und wenn das zarte Fräulein Braut ist, so theile diese Frucht, gieb eine Hälfte dem Verlobten, die andere dem Fräulein, und sobald sie diesen güldenen Apfel genossen haben, werden sie zu einander in fester, ewiger Liebe entbrennen, bis sie sterben.“ Sorgfältig habe ich diese Frucht bewahrt, die noch immer wie Gold glänzt und voll Duft und Frische ist; und jetzt, mein König und Herr, nehme ich die güldenen Aepfel mit mir, und denkt an mich, König Julian und Gismunda sollen sich ewig, ewig lieben.

König Erik. Recht Amme, die wahre Liebe ist ein großes Gut, das höchste im Leben. Ich habe meine Königin geliebt bis zu ihrem Tode, ich liebe sie noch, möge meine Tochter so glücklich seyn und so beglücken, wie ihre Mutter.

Amme. Nun erlaubt mir, mein König, mich zur Reise zu rüsten.

König Erik. Gehe. Wenn das Schiff zur Abfahrt bereit ist, sehe ich Dich noch einmal.

(Beide gehen zu verschiedenen Seiten ab.)

Elfter Auftritt.

Der Narr (kommt).

Narr. Es geht fort von hier, wie freut mich das. Nun komme ich doch aus dem kalten Lande fort, wo es so viel Bären und Wölfe giebt, und Drachen wie Schwalben herum in der Luft fliegen.

Mein Herr Felix nimmt die Hand der schönen Prinzessin nicht an, er verschmäht es, nach König Erik's Tode das Königreich in Besitz zu nehmen; nun, jeder wie er will. Ein Narr und ein dummer Narr wäre er, wenn er aus bloßer Höflichkeit die Prinzessin heirathete und sein schönes Vaterland verließe, um hier in dem kalten Lande über Barbaren zu herrschen. Der König Julian wird Augen machen, wenn er die schöne Braut sehen wird, und die reizende Lucia — ich kann eben nicht sagen, daß ich mich darauf freue, sie wieder

zu ſehen. Sie wird weinen und ſeufzen, und Weinen und Seufzen iſt mir unangenehm.

Möge uns der Himmel nur eine gute Fahrt geben, eine ſchnelle Fahrt, denn ein ſchönes, junges Fräulein und ein junger, tapferer Ritter, wie mein Herr, dürfen nicht zu lange mit einem Narren in Geſellſchaft ſeyn.

Zwölfter Auftritt.

Der Narr. König Erik (kommt mit ſeiner Tochter). Gefolge. Die Amme (welche eine goldene Vaſe trägt. Von der andern Seite tritt Felix mit Edlen und Dienern auf).

Felix. Es iſt Alles zur Reiſe gerüſtet.

Gismunda. So muß ich Dich verlaſſen, mein Vater.

König Erik. Dein Schickſal will es.

Amme. Sey ruhig, mein Herzblatt, in Welſchland wirſt Du glücklich ſeyn.

Narr. Habt nur guten Muth, ſchöne Königsbraut, bei uns daheim iſt's wie im Paradieſe.

König Erik. Lebe wohl, meine Tochter! (Er umarmt ſie. Zu Felix:) Euch vertraue ich meine Tochter, die Braut Eures Königs.

Narr (zu den weinenden Zofen Gismunda's). Weinet nicht, holde Jungfrauen. Welſchland iſt ein Land voll Blumen, voll ſüßer Früchte, Schnee und Eis giebt's dort nicht. (Seufzend.) Einen großen Fehler hat das Land freilich.

Die Zofen (neugierig). Nun?

Narr (noch tiefer seufzend und ebenfalls weinend). Es giebt ungeheuer viele schöne, reiche und stattliche Männer dort, und nicht zwanzig junge, schöne Mädchen im ganzen Lande. Denkt Euch das Unglück, ein Mädchen, was noch nicht halb so hübsch ist, wie jede von Euch, hat zehn Freier. Wir Männer müssen Gott danken, wenn wir ein Weib bekommen, deßhalb bin auch ich noch immer unvermählt.

Die Zofen (legen die Tücher weg, ganz vergnügt). Ist's möglich?

Felix. Die Zeit ist da. Lebt wohl, König Erik, niemals werde ich Eure Gastfreundschaft vergessen. Eure edle Tochter werde ich beschützen, so lange ich athme; so oft als möglich sollt Ihr Kunde von ihr erhalten, gebt Ihr Euern Segen, hoher König, und laßt uns ziehen!

König Erik. Zieht mit Gott, das Glück begleite ferner Eure Tapferkeit, Ritter. Sey so edel und glücklich, wie Deine Mutter. Lebe wohl!

Gismunda (in seine Arme eilend). Lebe wohl, mein Vater! Herr Felix, nun laßt uns ziehen!

(Indem sie Felix die Hand reicht und zärtlich nach dem Vater blickt, fällt der Vorhang.)

Julia legte das Manuscript hin, denn die Glocke schlug elf.

Vier und sechzigste Nacht.

Eine leichte Unpäßlichkeit hielt heute Abend Julien auf ihrem Zimmer fest.

„Julie wird uns die Fortsetzung des Stückes also heute nicht vorlesen," sagte der Oberst.

„Ist denn das Stück gar von Julien selbst?" fragte der Graf.

„Ich weiß es wirklich nicht!" erwiederte Jettchen.

„Kaum," bemerkte der Hauptmann, „an den meisten Frauen bemerkt man Hang zum Sentimentalen und Schwermüthigen, zumal an den jungen. Die Wenigsten lieben Lustspiele und andere heitere Poesien, an Zauberspielen finden sie keinen Gefallen, und selbst etwas Heiteres oder wohl gar Humoristisches zu schreiben, fällt ihnen nicht ein."

„Finden Sie denn in diesem Stücke Humor?" fragte Henriette den Hauptmann.

„Hm — erst muß ich wissen, von wem das Stück ist, ehe ich urtheile," antwortete er.

„Sie schlechter Rezensent!" rief das Fräulein, „aber so sind unsere Kritiker, die Dichtung wird erst beurtheilt, wenn sie den Verfasser kennen. Sie müssen wissen, ob das Buch von einem Manne oder einem Weibe, von einer vornehmen oder im bürgerlichen Leben unbedeutenden Person geschrieben ist, und käme Shakespeare selbst noch einmal auf die Erde als armer Komödiant eines mittelmäßi-

gen Theaters, sie würden ihn wenig genug ehren, und wäre er noch größer als er ist."

„Streitet Euch nicht, lieben Leutchen," sagte der Oberst, und begann zu erzählen:

Von den drei Schneidern.

Waren einmal drei Schneiderlein, hießen Scheer, Nadel und Zwirn. — Scheer war keck und muthig, wie ein junger Bock, Nadel war spitzig und witzig, ein rechter Tausendsassa! Zwirn aber war langmüthig und geduldig, wie kein anderer Schneider mehr.

Wanderten alle drei, bis sie in eine feine Stadt kamen, traten in die Herberge, sagten den Handwerksgruß, wurden von dem Herbergsvater aufgenommen, und fingen alle drei an zu schneidern in seiner Werkstatt, daß es eine Wonne war.

Hatte der Bierwirth drüben ein feines Töchterlein, sahens die Schneiderlein, und Scheer sprach:

Das Mägdlein hold und fein,
Das muß die Meine seyn!
Meck, meck!

Nadel sprach:

O Mägdlein hold! mit List —
Frei' ich Dich, wie Du bist!
Meck, meck!

Zwirn aber seufzte tief und sprach:

Mit Jammer und mit Thränen
Thu' ich nach Dir mich sehnen —
Laß Dich, o Traute, finden!
Daß Zwirn Dich mag umwinden
Mit Thränen,
Mit Sehnen
Meck meck! meck meck! meck, meck!

Drauf haben alle drei zusammen gemeckert und haben sich das Wort gegeben, wollten in keine Feindschaft gerathen von wegen der Eifersucht, sondern alle drei hinüber gehen zur Jungfrau und um sie werben beim Alten in wohl gesetzter Rede, und wer sie haben sollt, der sollt sie haben, und sprach Scheer:

„Will sie mich nit nehmen — eins, zwei, drei,
Schneid' ich mein'n Lebensfaden entzwei."

Nadel sprach:

„Will sie mich nicht nehmen — sonder Schmerz,
Sticht Nadel 'ne Nadel sich durch's Herz."

Zwirn sprach:

„Will sie mich nicht nehmen, häng' ich mich
An einen Zwirnsfaden — sicherlich.

Gingen daher alle drei hinüber zum Vierwirth und zu seinem Töchterlein, brachten ihr Anliegen vor und lagen ihn an um Resolution.

Der Wirth aber war ein Schalk und sein Töchterlein hatte schon einen Herzliebsten, wollten sich aber einen Spaß machen mit den drei Schneiderlein und

sprachen: „Wollen Euch erst auf die Probe stellen; wer die Probe am beßten besteht, soll die Braut heimführen;“ und das Mägdlein sprach zu Zwirn abseits: „Komm, lieber Gesell, diesen Abend Glock sechs herüber, daß ich Dir sage, was Du thun sollst!“ und zu Nadeln sprach sie: „Komm, lieber Gesell, diesen Abend Glock halb sieben herüber, daß ich Dir sage, was Du thun sollst.“ Desgleichen sprach sie zu Scheer: „Komm, lieber Gesell, diesen Abend Glock sieben herüber, daß ich Dir sage, was Du thun sollst.“

Da dachten alle drei Schneider, jeder bei sich: „Ich bin es, den sie erwählet,“ und sagten zu, und gingen guter Dinge wieder hinüber in ihre Werkstatt, wo sie lustig schneiderten und dazu sangen:

„In meines Vaters Garten
Da wächst ein schöner Blum, Blum, Blum, Blum, Blum!
Ein Jahr soll ich noch warten,
Ein Jahr, das ist bald um.“

Des Wirths Töchterlein, als sie solches hörte, lachte aber und sang für sich:

Geht immerhin!
Ich hab' mein Theil!
Ich führ' Euch nur
Am Narren-Seil.
Euch werd' ich nimmer nehmen,
Ich müßt mich Euer schämen!
Ohn' Euch kann ich schon leben!
Ohn' Euch kann ich schon seyn, seyn, seyn, seyn, seyn.

Als es drauf Abend wurde und die Glocke sechs schlug, sprang Zwirn vom Tische auf und sagte: „Muß mal hinausgehen!“

Ging aber hinüber zur schönen Bierwirthstochter. Wurde gar freundlich und holdselig empfangen und fragte ihn das Mädel: „Willst Du, trauter Gesell, die Probe bestehen, so mir Deine Lieb beweisen soll?“ Gerieth darüber der Zwirn in Entzücken, konnte gar nicht reden, nickte nur hastig mit dem Kopfe und ließ einen langen, hohen Triller hören.

Sprach darauf das Mägdlein weiter: „In unserem Hause ist eine Kammer, die Todtenkammer geheißen, soll's dort bei Nacht nicht recht richtig seyn, willst Du diese Nacht mir zu Lieb' als Todter dort liegen und Dich nicht fürchten, auch kein Wort reden, was immer mit Dir geschehen mag, so sollst Du Morgen mein Herzliebster und ums Jahr mein Mann seyn, sonst aber sage mir nicht, daß Du mich liebest.“

Wollt diese Probe dem Schneiderlein etwas grausig bedünken — schämte sich aber seiner Furcht vor dem Mägdlein und war gar zu verliebt, sagte daher zu allem Ja, ließ sich ein Todtenhemd anziehen, eine Nachtmütze aufsetzen, das Gesicht mit Mehl bestreuen und sich endlich in die verdächtige Kammer führen, wo er sich auf ein Todtenbrett hinlegte, ganz wie ein Todter und sich mäuschenstill verhielt.

Als nun drüben die Glock halb sieben schlug, sprang auch der Nadel vom Schneidertisch auf und sprach:

„Muß einmal hinaus gehen.“ Ging hinaus und hinüber nach des Bierwirths Töchterlein, wurde freundlich empfangen und ſie fragte ihn: „Sage mir, Geſell, ob Du mich liebſt?“

Sprach er gar ſchalkiſch:

„Ich lieb Dich,
Von Herzen,
Mit Schmerzen!
Ueber die Maßen!
Ganz gräulich!
Abſcheulich —

Fiel ihm das Mädel in's Wort:

„Ein klein wenig
Oder gar nicht!“ —

Das will ich eben wiſſen, und deshalb mußt Du eine Probe beſtehen. Merk' alſo wohl auf! „Meinem Vater iſt ein Brauknecht geſtorben, der liegt oben in der Todtenkammer, und bei dieſem Todten ſollſt Du die Nachtwache halten und ihn vertheidigen, ſo jemand käme und ihn holen wollte. Willſt Du das?“ Da antwortete der Nadel ſpitzig und witzig: „Ich hielte wohl lieber bei Dir ſelber Wacht, Du ſchönes Kind! aber ſintemal und alldieweil Du es mir befiehleſt und gebieteſt, ſo will ich ſchon auch eine Nacht bei dem todten Brauknechte Wacht halten.“

Ließ ſich darauf einen alten Soldatenrock anziehen, einen Pickelhelm aufſetzen, einen erſchrecklichen Bart ſich anmalen und ſich endlich mit einer alten Donner-

büchse bewehrt in die Todtenkammer führen, wo der Todte lag, dort die Wacht zu halten. Schlug endlich die Glocke drüben sieben. Sprang der Scheer mit beiden Füßen vom Schneidertisch auf und rief: „Feierabend!“ Ging sodann hinüber zur schönen Bierwirthstochter und sprach: „Hier ist dein Ritter, o Dame, und harret Deines Gebotes; was soll er thun, um Deine Lieb zu gewinnen?“ Antwortete das Mägdlein: „Oben in der Todtenkammer liegt ein Gesell, der ist gestorben, und bei ihm hält ein Soldat Wacht. Nun verlang' ich von Dir, daß Du Dir das Gesicht schwarz malest, ein rauhes Fell umthust und eine Mütze aufsetzest mit zwei Bockshörnern dran, daß Du aussiehest wie der Teufel; solchergestalt sollst Du in die Todtenkammer gehen, die Wacht erschrecken, und den Todten davon tragen hinab in die Gaststube, willst Du das?“

„Ha!“ rief das Schneiderlein keck, „das ist so recht etwas nach meinem Sinn! Gieb mir nur die Verkleidung, Du sollst Dich wundern, was für einen grausamen Teufel ich vorstellen und wie ich die Wacht erschrecken will.“

Ließ sich darnach von dem Mägdlein das Gesicht schwarz färben, that einen schwarzen Schafspelz um, zog eine schwarze Bockshaut mit Hörnern dran, über den Kopf und ging kecklich nach der Todtenkammer, die Wacht zu erschrecken und den Todten zu holen. Hinter ihm drein aber schlichen das Mägdlein und ihr Lieb-

ſter und der alte Wirth und alle Biergäſte die Treppe hinauf, bis vor die Thür der Todtenkammer.

In die Kammer ſchien der Mond und der Todte lag auf ſeinem Brette und fürchtete ſich ſehr, und die Schildwach ſtand in der andern Ecke und fürchtete ſich noch mehr, und keiner redete ein Wort, noch regte er ſich.

Polterte es draußen vor der Thüre und die Schildwacht rief: „Wer da?“ und der Todte kniff die Augen feſt zu.

Ging die Thüre auf und hereintrat mit Schnauben und Brummen der leibhaftige Teufel. Als dieſen die Wacht erblickte, rief ſie: „Alle guten Geiſter!“ warf die Donnerbüchſe von ſich und kroch unter den Tiſch.

Der Teufel ſchritt hierauf nach dem Lager des Todten hin, packte ihn auf und wollte ihn davon tragen. Aber o Graus! der Todte ward lebendig, packte den Teufel, würgete ihn, und brüllete dazu ſo gräßlich, daß der Teufel halb todt vor Schrecken mit ihm zu Boden fiel. — Hier wälzten ſich nun Beide mit einander herum und brüllten um die Wette! und die Wacht unterm Tiſch fing gleichfalls an zu brüllen, was ſie konnte, ſo, daß ob des dreiſtimmigen erſchrecklichen Gebrülls die Wände des Hauſes bebten.

Da ging denn abermals die Thür auf und der Wirth und ſein Töchterlein mit ihrem Liebſten und allen Biergäſten traten in die Kammer und ihnen folgte alles Hausgeſind mit Lichtern, und der Wirth rief: „O Ihr

drei verliebten Schneider, welch einen Lärmen vollführt Ihr in meinem Hause, und was soll mir das, daß Ihr Euch als Tod, Schildwacht und Teufel vermummelt?“ Als das die Schneider gehört, da haben sie einander erkannt, und es mag sich Jeder denken, wie sie sich geschämt haben und wie sehr sie verspottet wurden. Schlichen sich derohalb, so still es gehen wollte, davon, und da sie des Spottes in dieser Stadt genug hatten, wanderten sie am andern Morgen früh zum Thore hinaus, ihr boshaftes Liebchen wie ihre eigne Thorheit verwünschend.

Und also ist die Historia fein
Von den drei Schneiderlein,
Und von der Gefahr,
Darinnen Jeder gerathen war
Beschlossen. — —
Viel Possen
Begehet —
Das stehet
Fest! —
Selber der weiseste Mann,
So er nicht über sich wacht,
Daß er mit Macht,
Gott Amors List
Widerstehen kann. —
Es ist
Ein wahres Wort:
Daß die Lieb'
Immerfort
Wecket des Narren Trieb.
Und weil nun der Narr

Auch in dem Weisen stecket —
So meid' er, damit er sich nicht recket
Und strecket
Ueber ihn hinaus —
Die Gefahr.
Und hiermit sey Heil und Segen
Allerwegen —
In diesem und noch viele Jahre! —
Daß alle Thorheit
In Weisheit
Sich verkehr'!

Fünf und sechszigste Nacht.

Heute erzählte der Hauptmann:

Der Mohr von Venedig.

Zur Zeit, als noch Venedig die Beherrscherin des Meeres war, lebte daselbst ein sehr tapferer Mohr, Othello mit Namen, der sich um die Republik sehr verdient gemacht hatte.

Er war aus königlichem Stamme entsprossen, als ein zarter Jüngling nach Venedig gekommen, wo er ein Christ wurde, in den Dienst der Republik trat und sich endlich bis zum Heerführer aufschwang.

Der Ruhm seiner Thaten und seiner Tapferkeit

lebte im Munde des Volks und erwarb ihm die Liebe einer edlen Venetianerin, der jungen, schönen Desdemona, einzigen Tochter des Senators Brabantino. Der Mohr war gleichfalls von der seltnen Schönheit des Mädchens bezaubert, und wagte es, um sie bei ihrem Vater zu werben. Aber nicht nur Desdemona's Vater, sondern auch ihre übrigen Angehörigen waren so sehr wider die Vereinigung der Liebenden, daß diesen kein anderes Mittel blieb, als eine heimliche Vermählung.

Diese blieb nicht lange unentdeckt, und Desdemona's Vater gerieth darüber in den größten Zorn. Er rief den Dogen und die Signoria um Hülfe und Rache an. — Doch der Doge, so wie sämmtliche Richter, fanden den Mohren keines Verbrechens schuldig, im Gegentheil bestätigten sie öffentlich die heimlich geschlossene Vermählung und ermahnten den Brabantino, den Mohren als seinen Eidam anzuerkennen. Brabantino jedoch verstieß seine Tochter und zu dem Mohren sprach er: „Ziehe hin mit ihr, den Vater täuschte und verließ sie; hab' Acht, daß sie Dir dem Gatten nicht Gleiches thut!"

Othello aber schenkte seiner Gattin ein schönes mit Gold gesticktes Schnupftuch, welches er von seiner Mutter erhalten hatte, und sprach: So lange ich dieses Tuch nicht in den Händen eines andern Mannes erblicke, will ich nimmer glauben, daß Du mir treulos seyn kannst."

Bald darauf mußte der Mohr, auf Befehl der

Republik, nach Cypern gehen, um das Commando über die dortige Besatzung zu übernehmen, und Desdemona begleitete ihn.

Othello hatte zwei vertraute Freunde, der eine war ein junger Hauptmann, Rodrigo geheißen, ein edler, rechtlicher Mann. Othello hatte ihn sehr lieb, und Desdemona war aus dieser Ursache immer sehr freundlich gegen ihn. Der andere Vertraute des Mohren hieß Jago, er war Fähndrich und ein äußerst boshafter und niederträchtiger Mensch, dabei schlau und tückisch genug, seine Bosheit unter einer glatten Außenseite zu verbergen. Er war mit einer jungen Italienerin verheirathet, und der Umstand, daß er den Othello, scheinbar nicht ohne Grund, in Verdacht hatte, als habe dieser früher mit seiner Frau in einem geheimen Liebeshandel gelebt, verstärkte seinen Haß gegen denselben nur noch mehr. Der erste Grund seines Hasses aber war der, daß Othello den Rodrigo zum Hauptmann vorgeschlagen hatte und er, Jago, nach wie vor Fähndrich bleiben mußte.

Er sann daher Tag und Nacht darauf, wie er sich nicht nur an dem Mohren, sondern auch an Rodrigo rächen möge. Sich an dem Erstern zu rächen, meinte er, wäre es der sicherste Weg, wenn er dessen Frau verführte und ihn somit entehre. In dieser Absicht legte er der Tugend Desdemona's viele geheime Schlingen. Indeß sah er sich allemal in seiner Hoffnung betrogen, denn Desdemona schien alle seine Bewerbungen

um ihre Gunſt nicht einmal zu beachten. Dies vermehrte nur ſeine Bosheit und er beſchloß nun auch das Weib ſeines Obern mit ins Verderben zu ſtürzen.

Er begann damit, daß er verſuchte den Othello eiferſüchtig und ſeine Gemahlin bei ihm verdächtig zu machen, und da er den Aberglauben des Mohren kannte und wußte, daß dieſer die ſchöne Desdemona nicht für untreu halten würde, ſo lange ſie jenes Tuch bewahre, welches er ihr geſchenkt (dieſes Tuch nämlich war, wie der Mohr glaubte, ein Zaubergewebe, und während des Webens mittelſt geheimer Segensſprüche zum Talisman der Treue geweiht), ſo beredete der ſchändliche Jago ſein leichtſinniges Weib, ihrer Gebieterin das Tuch heimlich zu entwenden und es ihm einzuhändigen. Kaum daß Jago im Beſitz dieſes Schatzes war, ſo begann er ſeine hölliſche Arbeit. — Auf liſtige Weiſe wußte er das Tuch dem Hauptmann Rodrigo, der die Bedeutung und den Werth deſſelben nicht kannte, in die Hände zu ſpielen. Sodann ſchürte er bei dem Mohren das Feuer.

Seine Abſicht gelang nur zu gut, Othello's natürliche Eiferſucht, welche bis dahin nur durch den vermeintlichen Zauber war niedergehalten worden, ſchlug nun, als er ſeinen Talisman in Rodrigo's Beſitz wußte, in hellen Flammen auf. — Er wußte ſich vor Wuth und Schmerz nicht zu laſſen, und je mehr er früher ſeine Frau geliebt hatte, um ſo grimmiger war jetzt ſein Haß. Vor allen Dingen trug er dem Verläumder auf, den

Hauptmann Rodrigo aus dem Wege zu räumen, und Jago verlor keine Zeit, dieſem Befehle nachzukommen. Am Abend, als Rodrigo nach Hauſe ging, fiel der Fähndrich ihn im Finſtern an, und brachte ihm von hinten einen Stoß ins Bein bei, wovon er zur Erde fiel. Das Geſchrei des Verwundeten machte die Nachbarſchaft rege; der Fähndrich ſah, daß Leute herbeieilten, und kam wieder, miſchte ſich unter den Haufen und ſtellte ſich ganz erſtaunt und betrübt über den unglücklichen Vorfall, der dem Hauptmann begegnet war, ob er gleich im Grunde hoffte, daß ſeine Wunde tödtlich ſeyn würde.

In derſelben Nacht trat der Mohr vor das Bette der unglücklichen Desdemona, weckte die Schlummernde, hielt ihr ihre Treuloſigkeit vor und ſagte ihr, daß ihre letzte Stunde gekommen ſey und ſie ſterben müſſe.

Desdemona betheuerte vergeblich mit den heiligſten Eiden ihre Unſchuld und flehte eben ſo vergeblich um Erbarmen; der Mohr hörte nicht auf das, was ſie ſagte, ſeine Wuth ſtieg immer höher, und als die Arme endlich zu entfliehen verſuchte, riß er ſie bei den Haaren zurück, warf ſie auf das Bette und erwürgte ſie.

Aber kaum, daß er den Mord begangen hatte, ſo wurde ihm angſt und grauſig zu Sinne und er konnte nicht von der Stelle. Und als es draußen an der verſchloſſenen Thüre pochte, und Emilia, Jago's Weib, Einlaß begehrte, da öffnete er, ohne zu wiſſen, was er that. Emilia war gekommen, um ihrer Gebieterin

Nachricht von ihrem Vater zu bringen, welche ſo eben von Venedig auf Cypern angelangt war. Sie gewahrte alsbald die grauſam Erwürgte und erhob ein ſchreckliches Jammergeſchrei. Da ſprach Othello finſter: „Laß Dein Schreien, Weib, ich habe gethan, was recht war!“ Und als Emilia antwortete: „Immer war ſie Dir treu und liebte Dich nur zu ſehr!“ da rief der Mohr: „Nein! ſie war mir treulos und liebte mich nicht, denn das Tuch, welches ich ihr am Tage unſerer öffentlichen Verbindung ſchenkte, daß ſie es immer bewahren möge zum Zeichen ihrer Treu, dieſes Tuch ſah ich in Rodrigo's, ihres Buhlen, Händen, der, will's Gott, jetzt auch ſchon durch Deinen braven Mann ſeinen verdienten Lohn erhalten hat.“

Als Emilia dieſes hörte, fiel ſie zu Boden und ſchrie: „Teufel! Teufel!“ und ſodann wieder: „O meine arme Herrin! „Darauf überhäufte ſie den Mohren mit Vorwürfen und Verwünſchungen, nannte ihn einen dummen, grauſamen Mörder der Unſchuld, und erzählte ihm, wie ſie von ihrem tückiſchen Manne verleitet, ihrer Gebieterin das Schnupftuch entwendete und es ihm ausgeliefert habe, wie aber Jago dem ahnungsloſen Rodrigo das Tuch in die Hände geſpielt, um dieſen aus der Gunſt des Mohren zu verdrängen.

Othello hörte dies alles und ſtand da, ohne ein Glied zu regen und ein Wort zu reden. Als aber Emilia nun ihre traurige Geſchichte geendet hatte und aufs neue jammernd ſich über ihre unglückliche Herrin

herwarf, da zog er raſch ſeinen Dolch aus dem Gürtel und ſtieß ihn ſich in's Herz, ſo daß er todt neben dem Bette hinfiel.

Emilia ſelber klagte ihren ſchändlichen Jago vor Gericht an, und er erhielt ſeinen verdienten Lohn. Der wackere Rodrigo, welcher wieder genas und der aufrichtig das traurige Geſchick ſeines betrogenen Gebieters und der ſchönen Desdemona betrauerte, ward von der Republik an des Mohren Stelle zum Gouverneur von Cypern ernannt.

Noch bis auf dieſen Tag lebt in Liedern und Geſchichten das Andenken an die Liebe und die Eiferſucht Othello's unter den Bewohnern des geſunkenen Venedigs fort.

„Dieſe Geſchichte," ſagte der Doctor, „hat einen eigenen Reiz für mich, und wenn ich ſie erzählen höre, ſtört es mich nicht im Mindeſten, daß Othello ein Mohr iſt. Dagegen — ich geſtehe es, — mag man es immerhin Schwachheit nennen, iſt es mir ſtets ſtörend, wenn ich in Shakeſpeare's Othello, oder in der Oper, neben der ſchönen weißen Desdemona den Mohren ſehe. Für mich hat die Liebe einer Weißen zu einem Mohren, und wäre er der edelſte Menſch von der Welt, etwas Widriges; es widerſpricht zu ſehr meinem Schönheitsſinne. Auch geht durch die Schwärze des Geſichtes bei'm Schauſpieler die Mimik verloren, und das iſt doch immer eine Hauptſache."

„Allerdings," ſagte der Hauptmann, „hätte Shake-

ſpeare den Mohren in einen Europäer verwandeln können, eiferſüchtige Ehemänner giebt es in allen Ländern und in ſolcher] Leidenſchaft iſt ſelbſt ein ruhiger Deutſcher eines Mordes fähig. Ich ſehe nicht ein, warum es Leute giebt, welche nur dem Bewohner des Südens einen ſo hohen Grad von Leidenſchaftlichkeit zutrauen."

„Ich glaube gehört zu haben," bemerkte die Oberſtin, „der Mohr Othello ſey kein Mohr, ſondern ein Maure geweſen, und ſpäter durch Tradition in einen Mohren verwandelt worden."

„Es iſt möglich, ja ſogar wahrſcheinlicher," ſprach hierauf der Hauptmann, „aber ich muß geſtehen, gerade daß Othello ein Mohr iſt, giebt für mich der ganzen Geſchichte etwas Reizendes, Phantaſtiſches, was ſie außerdem nicht haben würde.

„Gott behüte Einen nur vor einem ſolchen Manne!" ſagte Henriette, „ein Eiferſüchtiger iſt der Quälgeiſt ſeiner Frau."

„Keine Liebe iſt ohne Eiferſucht," ſagte lebhaft der Graf, „ich kann die Frau nicht glücklich preiſen, deren Gatte ohne Eiferſucht, mithin gleichgültig gegen ſie iſt!"

„Die Eiferſucht des Geliebten ſchmeichelt dem Mädchen, die Eiferſucht des Gatten peinigt und beleidigt die Frau," ſagte die Oberſtin, „und niemals würde ich meine Tochter einem Manne geben, welcher nicht volles Vertrauen in ihren Charakter und ihre Tugend ſetzt."

Der Graf erröthete und ſchwieg.

Sechs und sechszigste Nacht.

Als heute der Oberſt in das Zimmer trat, war er heiterer als gewöhnlich.

„Freuet Euch,“ rief er aus, „vor Allen freuen Sie ſich, lieber Graf, hier dies Papier ſpricht Sie nicht nur frei, ganz gereinigt ſtehen Sie wieder ſelbſt vor den Augen derer, die Ihre edelmüthige Aufopferung, oder vielmehr Ihr Handeln nach den Geſetzen der wahren Ehre mißbilligten.“

„Ich wünſche Ihnen Glück,“ ſagte die Oberſtin mild, und reichte dem Grafen die Hand.

„Wir wünſchen Ihnen Glück!“ riefen Alle freudig bewegt. Eugen nur, der am froheſten hätte ſeyn ſollen, ſtand am ernſthafteſten, ja faſt trübſelig da; erſt als ſein Blick Henrietten fand, die mit einem Auge lächelte und mit dem andern ein Thränchen zerdrückte, wurde er heiterer.

Hier iſt auch ein Brief an Sie,“ ſprach der Oberſt weiter, und reichte ihn Eugen dar.

Dieſer bat um Erlaubniß, ihn leſen zu dürfen, und zog ſich damit in ein Fenſter zurück.

Während des Leſens verlängerte ſich ſein Geſicht, und düſter ſagte er jetzt: „Ich muß morgen abreiſen, ich kann die Meinigen nicht länger auf mich harren laſſen; ſo ſchmerzlich es mir auch iſt, aus einem Kreiſe zu ſcheiden, wo ich ſo heimiſch und glücklich war.“

„Ich denke, lieber Graf, Sie werden uns wieder beſuchen,“ ſagte freundlich der Oberſt.

„Wenn ich darf, o wie gern!“ rief feurig der Graf. Noch einige Worte wurden, in Bezug auf Eugen's Abreise, gewechselt, dann entfernte er ſich, um mit ſeinem bisherigen Bedienten über ſeine Reiſeeinrichtung zu ſprechen.

„Der Graf wird mir fehlen,“ ſagte der Oberſt, „uns Allen wird er fehlen, der Henriette auch, ſie hatte ihn lieb wie einen Bruder.“

Henriette erröthete über Worte, welche ihr Vater ganz harmlos und ohne Bedeutung ausſprach.

Der Doctor unterdrückte ein feines Lächeln, und als der Oberſt ihn bat, einen Schwank zu erzählen, um die allgemeine Verſtimmung zu verſcheuchen, begann er:

Die Verſuchung.

(Legendenſchwank.)

Es war einmal ein frommer Biſchof, deſſen Schutzpatron war der heilige Andreas, und weil der Biſchof ein ſogar gottſeliges und unſträfliches Leben führte und auch ſeinem Schutzpatron alle mögliche Reverenz erwies, ſo würdigte ihn dieſer Heilige ſeiner ganz beſondern Aufmerkſamkeit, und erſchien ihm zum öftern im Traume. Abſonderlich wenn der Biſchof ihn in einer wichtigen Angelegenheit um Rath fragte, konnte er mit Gewißheit darauf rechnen, daß St. Andreas in der nächſtfolgenden Nacht vom Himmel herunter flieg, um

ihm durch ſein „Ja!“ oder ſein „Nein!“ ſeine Willensmeinung zu erkennen zu geben.

Solchergeſtalt ehrten und liebten die beiden Männer — nämlich der verſtorbene Heilige und der lebende Biſchof — ſich lange Zeit hindurch, und nichts ſtörte ihr gutes Vernehmen.

Das wurmte den Teufel über die Maßen und er ſprach zu ſich ſelber: „Die frommen Männer hohnlachen und rathſchlagen ſtets über mich! ich muß ſie aus einander bringen, und da ich dem todten St. Andreas nichts anhaben kann, ſo will ich mich an den lebenden Biſchof machen und ſchauen, wie ich ihn fange.“

Alsbald nahm der Teufel die Geſtalt eines ſchönen Mägdleins an und wandelte hin nach der Behauſung des frommen Biſchofs. Der Pförtner wollte ihn erſt nicht einlaſſen, der Teufel aber ſagte, daß er eine Pilgerin ſey, aus dem gelobten Lande komme und um Gehör bei dem hochwürdigen Herrn bäte.

Als ſolches der Pförtner dem geiſtlichen Vater berichtete, befahl dieſer, die junge Pilgerin vor ihn zu laſſen und empfing den Teufel gar freundlich und ihn fragend, was ihr Anliegen ſey.

Der Teufel ſtellte ſich gar züchtig und ſittig, und begann mit zarter, lieblicher Stimme zu reden: „Ich bin aus fürſtlichem Geblüte entſprungen, doch hab' ich des Jammers und der Noth gar viel erdulden müſſen von meinem Herrn Vater, der ein gar geſtrenger und grimmiger Tyrann iſt.“

„Vielleicht bist Du ihm ungehorsam gewesen, meine Tochter, daß er so hart mit Dir verfahren?“ also fragte der fromme Bischof.

Der Teufel schüttelte den Kopf, weinete etwas weniges, und fuhr in seiner Beichte fort: „Mit nichten, o frommer Mann, hab' ich mich gegen meinen Herrn Vater durch Ungehorsam vergangen! Er wollte mich mit einem Prinzen vermählen und machte schon große Zurüstungen dazu. Ich fiel ihm zu Füßen und jammerte sehr und sprach: „Mein gnädiger herzlieber Herr Vater, ich bin schon Braut!“ — Hier hielt der Teufel inne und weinete noch stärker; der fromme Bischof schaute sie betrübt an und sprach seufzend: „Ach meine liebe Tochter! Du bist allerdings ungehorsam gewesen, daß Du Dir schon einen andern Bräutigam erwählet als den, welchen Dein Herr Vater für Dich bestimmt hatte.“

Der Teufel jedoch schüttelte abermals das Haupt und versetzte: „Ach frommer Mann, höret doch nur das Ende meiner trübseligen Historia.“

„So erzähle es mir,“ sagte der Bischof, und der Teufel fuhr fort zu beichten:

„Als ich so zu meinem Herrn Vater gesprochen, nämlich, daß ich schon Braut sey, rollte er grimmig die Augen, griff nach dem Schwerte, zog vom Leder und fragte mich mit erschrecklicher Stimme: Wer mein heimlicher Bräutigam wäre und aus welchem Stamme? Als ich ihm nun sagte, daß er keine Ursach habe also

zu wüthen, indem ich mich unserem Herrn Jesu Christ verlobet. — da lachte er erst ganz teufelisch, sodann aber brüllete er mich schrecklich an: Du bist toll! Darauf stieß er mich mit seinen eigenen Händen in das tiefste Burgverließ, wo eitel Schlangen und Kröten hauseten und spottete mein: Nun mag Dein Gespons dich erretten, wenn er kann!"

„Ich flehete aber zum Heiland — und siehe da, die Pforten meines Kerkers thaten sich von selber auf und meine schweren eisernen Handschellen fielen ab wie Zunder, und draußen schliefen meine Wächter, daß ich ungehindert hinaus konnte, und ich entlief eilends."

„Ich fragte mich nun: Welchen Weg willst Du ziehen? Siehe, da schwebete ein Engel vom Himmel hernieder, und der befahl mir, daß ich zu Euch, Herr Bischof, ziehen solle. Und so bin ich denn hier und flehe Euch in Demuth an, wollet mir ein Hüttlein bauen lassen in einem Walde, wo ich als Einsiedlerin dienen mag unserem Herrn und Heilande mein Leben lang."

Dem Bischof flossen bei dieser traurigen Mähr die hellen Thränen vom Angesicht und mitleidig sprach er: „Fasset Muth, fromme Tochter! und rechnet darauf, daß ich Euch schützen werde vor jeglicher fernern Unbilde. Wir wollen die Sache nach Tische überlegen! Ihr werdet ebenfalls nach Eurer Reise der Nahrung bedürftig seyn, also laßt's Euch bei mir gefallen und seyd für heute mein Tischgast." —

„Ach nein!“ sprach der Teufel und senkte züchtig die Blicke zu Boden, „das würden die Schmäher und bösen Spötter Euch übel vermerken, und mir nicht minder, sintemalen es nicht Sitte ist, daß eine junge Maid mit einem geistlichen Herrn schmauset.“

Da lächelte der Bischof sanft und sagte: „In meinen Jahren ist solcher Leumund und Spott nicht mehr zu fürchten, noch zu achten. Auch speisen wir, meine Tochter, nicht allein mitsammen, so daß jeder böse Schein vermieden wird.“

Die sittsame Jungfrau zierte und sperrte sich nun nicht weiter, sondern ließ sich von dem frommen Bischof, als das Tischglöcklein tönte, in den Speisesaal führen, wo zwölf geistliche Herren, welche der Bischof hatte zum Mahle laden lassen, sie ehrfurchtsvoll begrüßten.

Als es nun angerichtet war, da setzten sich alle, und der Bischof saß neben der vermeintlichen Prinzessin, oben an.

Als aber nun der fromme Mann seine Blicke auf das Angesicht der Fremden richtete, da blieben sie hasten, wie die Vögelein an der Leimruthe, denn der Teufel herte mit jedem Augenblick sich mehr Schönheit und Schminke an.

Darob wurde dem Bischof ganz curios; der alte Adam begann sich in ihm zu regen! Es brannte ihm wie Nesseln über den ganzen Leib, und böse Begierden wuchsen in seinem Herzen auf.

Aber kaum, daß ſich die Gedanken des Greiſes ſo weit von Zucht und Ehrbarkeit entfernten, wurd' er aufgeſchreckt durch donnernde Schläge, ſo an ſein Thor geſchahen; und als der Pförtner nachſah, wer ſich ſo ſtürmiſch vernehmen ließe, da war es ein fremder Pilger, welcher Einlaß begehrte und auf kein Ruhegebot achtete, ſondern mit großem Geſchrei zum Biſchof verlangte. Er wollte aber nicht ſagen, wer er wäre. Das meldete nun ein Diener dem Biſchof, und der geiſtliche Herr rief: „Ei, welch dringende Sache mag das ſeyn? Wenn Ihr es erlaubt, edle Prinzeſſin! ſo mag der fremde Pilgersmann ſein Geſuch gleich hier vorbringen.“

Die Prinzeſſin geberdete ſich gar huldvoll und antwortete: „Herr Biſchof, es ziemt mir nicht, hier zu gebieten, doch glaub' ich, wir thäten wohl, wenn wir ſuchten uns vor Aerger zu wahren. Der fremde Pilgersmann bedünkt mich ein gar heftiger Gaſt, deſſen Rohheit uns leicht beleidigen könnte, bin derohalben der Meinung, daß Ihr zuvor durch eine ſinnreiche Frage ſeinen Geiſt prüfen möchtet. Verfehlet er die Antwort, ſo iſt er ſicher nicht würdig, vor Euch und dieſen überaus frommen Herren zu erſcheinen.“

Als ſolches die zwölf geiſtlichen Herren hörten, prieſen ſie laut die Weisheit der ſchönen Prinzeſſin — ſelbſt dem frommen Biſchof gefiel die Rede gar wohl, und ſtracks wurde die Prüfung des Pilgers beſchloſſen. Als es aber nun zur Ausführung kam, da fand ſich leider nicht

Einer unter allen am Tische, welcher es verstanden hätte, eine sinnreiche, verfängliche Frage zu bilden.

„Ei, was wollen wir uns doch lange die Köpfe zerbrechen," sprach endlich der Bischof zu seinen Gästen. „Sitzet nicht ein holder, weiblicher Salomo hier unter uns? was gilt's, der künstelt ein Räthsel geschickter, denn wir alle zusammen es nicht könnten."

„Ihr scherzet!" versetzte die Prinzessin, „doch wenn Ihr es wollt, so sey es. Lasset Euch von dem fremden Pilgersmann sagen, wie groß — auf's Härchen gemessen — der Luftraum zwischen Himmel und Weltgebäu ist."

Die geistlichen Herren, den Bischof an der Spitze — rühmten höchlich die Weisheit dieser Frage, und sandten den Diener damit zur Pforte. Doch den Fremdling erschreckte die Aufgabe nicht, und er antwortete dem Diener: „Geh' und sage Deinem Herrn: Der, welcher das Räthsel erschaffen, brächte die Antwort am beßten zu Tage, denn er habe, als er in den Abgrund der Hölle gestürzt worden, die Reise vom Himmel zur Erde gemacht."

Zitternd eilte der Diener zurück in den Saal und brachte die Antwort des Pilgers vor.

Als die geistlichen Herren diese hörten, entsetzten sie sich, und sahen mit bleichen Gesichtern einander an.

Das schöne Fräulein sprühete aber Feuer und sprang mit Pferdefüßen vom Stuhle auf. Zwei große Bock-

hörner ſtießen das Häubchen in die Höhe, ein Kuhſchwanz brach unter der langen Schleppe hervor, die zarten Händlein wurden zu glühenden Krallenfäuſten, und ſo unter Gepolter und Krachen fuhr der Satan davon, einen unerträglichen Teufelsgeſtank zurücklaſſend. Die geiſtlichen Zecher hielten ſich ſammt und ſonders ihre Naſen zu, und flohen mit Grauſen von der Tafel weg, hinaus in's Freie, wo ſich wie ein Nebel der fremde Pilger verlor. Der Biſchof war ſo erſchrocken, und zog ſich das Abenteuer ſo ſehr zu Gemüthe, daß er zu erkranken begann und ſein Lager ſuchen mußte. Aber wie freute ſich der fromme Mann, und wie ward ſeine Seele erquickt, als ſein Schutzpatron St. Andreas in der Nacht ihm erſchien und folgendergeſtalt zu ihm redete:

„Ich ſah Dich vom Teufel beſtrickt, und kam in Pilgergeſtalt, um Dich zu warnen; wer ſeinen Freunden, wie Du, ſeine Liebe und Verehrung beweiſet, der mag darauf rechnen, daß er dereinſt die Früchte ihrer Dankbarkeit erntet.“

Henriette hatte, noch ehe der Doctor ſeine Legende beendet, das Gemach verlaſſen und war in den Garten geſchlichen. Dort ſetzte ſie ſich zu dem Brunnen, ſtützte den Kopf in die Hände und Thräne auf Thräne rollte über ihre Wangen.

Heute, jetzt empfand ſie zum erſten Male recht lebhaft, daß ſie Eugen liebte; kaum hatte ſie ſich vorhin im Gemache ruhig behaupten können.

Liebte er ſie? Dieſe Frage tönte jetzt bang' und unaufhörlich in ihr. Ihr Herz ſagte: ja, ihre grübelnde Vernunft: Du täuſcheſt Dich!

Lange ſaß ſie da, in Thränen aufgelöſt; ſie dachte nicht daran, daß ſie vermißt werden könnte, ſie vernahm die Schritte nicht, die näher und immer näher kamen. Erſt als eine warme Hand die ihrige faßte, und eine theure Stimme: „Henriette," flüſterte, kehrte ſie in die Wirklichkeit zurück.

„Henriette, ich reiſe morgen, darf ich wieder kommen?" fragte zärtlich Eugen.

„Ach — fragen Sie meinen Vater!" erwiederte ſie.

„Nur Sie können dies beſtimmen," fuhr der Graf fort, „Henriette, ich möchte Sie gern mit mir nehmen auf immer und ewig!"

„Ach, Eugen, lieben Sie mich aber auch wirklich, auch recht von Herzen?" fragte ſie leiſe.

„Mehr als ich ſagen kann!" ſprach er; ſie legte leiſe ihren Kopf an ſeine Bruſt und weinte.

Sie gingen Arm in Arm durch den Garten; am Brunnen blieben ſie ſtehen.

„Nun, ſchönes Fräulein von Ardowell," ſagte halb wehmüthig, halb ſcherzend Eugen.

Da erblaßte Julia und ängſtlich flüſterte ſie: „Nenne den Namen nicht, Eugen; ſchon ſeit längerer Zeit quälen mich Träume, martern mich Ahnungen, daß ich Dir flüchtig entſchwinden möchte, wie jene Nymphe; ach, Eugen, wenn Du zurückkehrſt, wirſt Du mich wiederfinden?"

Er drückte ſie an ſein Herz und ſprach: „Wiederfinden oder Dir nacheilen, und ſollte es in's Jenſeits ſeyn!“

Sieben und ſechzigſte Nacht.

„Nun bitte ich Euch,“ ſagte dieſen Abend der Oberſt, „erzählt auch einmal wieder eine deutſche Sage, denn ich ziehe die deutſche Sage allen andern vor.“

„Auch ich,“ ſtimmte der Hauptmann bei, und die Oberſtin ſagte: „Iſt es meinen Zuhörern angenehm, theile ich ihnen die an's Sagenhafte gränzende Geſchichte der Agnes Bernauerin mit, wie ſie uns die treffliche, zu früh verſtorbene Erzählerin, Friederike Lohmann, erzählt.“

„Ja, ja, theile uns die Geſchichte der Agnes Bernauerin, die ich ohnedies nur halb weiß, mit,“ ſagte der Oberſt, und ſeine Gemahlin begann:

Die Schwalben.

Die Abendſonne nahm Abſchied von den Zinnen der Veſte Vohburg, die Zugbrücke war ſchon hinaufgewunden, tiefe Einſamkeit, die immer hier wohnte, wandelte ſich in todtes Schweigen, als der Wächter noch einen Blick vom Thurm in die Gegend gethan, und die Runde im Schloßhofe gemacht hatte. Ganz leer ſtand

das große Gebäude, nur zuweilen kehrte ein schlichter Jägersmann ein, für den zwei der kleinsten Gemächer mit veraltetem Geräthe ausgestattet waren. Uebrigens schienen die spitzen Fenster wie blinde Augen, ohne Leben und Licht; Gras wuchs im Schloßhofe, wo der Huf der Rosse nichts zertrat, wo keine Stallbuben, keine Falkner und Wappner sich tummelten, und wenn es Abend wurde, und der Mond mit blassem Scheine in die verlassenen Mauern hineinsah, fand er nur ein eben so bleiches Licht in den oberen Fenstern eines alten, viereckigen Thurmes. Die wenigen Leute im Schlosse wußten, er leuchte einer scheuen Frau oder Jungfrau, die mit ihrer Mutter hier verborgen lebte, und den Schritt niemals aus dem Bezirk des wilden, aber reizenden Burggeheges wagte. Wer sie sey, wußte Niemand, als vielleicht der Burgwart, und auf das streng gelobte Stillschweigen war so reicher Lohn gesetzt, daß kein Verrath sich fürchten ließ, selbst wenn die Dienerschaft weniger geprüft, und die Dame, deren Sicherheit es galt, weniger hold gewesen wäre. Von außen sah der alte Thurm einem Gefängniß nicht unähnlich, und offenbar war er der älteste Theil der Veste, ehedem zu Schutz und Trutz einzeln erbaut; die Wohngebäude hatten sich wohl erst später neben ihm angereiht, obgleich auch sie Jahrhunderte sahen; auch barg sein tiefster Schooß schauerliche Gewölbe, wo vielleicht vor Zeiten unglückliche Gefangene seufzten, und wohin der Eingang nur aus dem Innern führte, da sich kein Pfört-

chen zu ebener Erde fand. Ein höheres Geschoß enthielt die geräumige Küche im ganzen Umfange des Thurmes, sie war zugleich die Wohnung einiger Diener, der Dienerinnen der Damen, und eine Treppe von außen, die man im Fall einer Gefahr entfernen konnte, führte hierher. Von da aus aber leitete eine schmale Windelstiege in das eben so große, herrschaftliche Gemach, dessen sorgfältige, fast prächtige Auszierung den dunklen Thurm vergessen machte. Zwar hatte es nur kleine, tiefe Fenster, in weiter Entfernung von einander, und deßhalb beleuchtete kein Licht die Wände, aber sie prangten mit reichen Tapeten und goldenen Zierrathen, und jedes Geräth war gediegen und kostbar. Zwischen den Fenstern öffneten sich Tapetenthüren zu kleinen Behältnissen, die in die Dicke der Mauer gebrochen waren; abgesonderte Schlafgemächer für beide Frauen, und ein Betzimmer, dessen offene Thüre das schöne Bild der Mutter Gottes, von zwei hohen Kerzen beschienen, zeigte. Eben so führte auch die Treppe, zwischen der Mauer hin, von der Wohnung der Dienerschaft hierher, und von hier weiter auf die Zinne des Thurmes. Aus ihrem Gemache konnten die Damen hinaufsteigen, und der frühe Morgen wie die kühle Nacht sah sie oft auf der Höhe, in der Nachbarschaft der Sterne, wo ihre Augen eine weite Reise durch das freie Land antraten, und Eine von ihnen hinter Wald und Berg die ferne Liebe grüßte.

In der Dämmerung des Abends schauen wir

zuerſt in dies verſchwiegene Gemach, und belauſchen die Einſamkeit der Bewohnerinnen. Frau Remigia von Schwalb, in ſchwarzem, faltenreichem Kleide, mit einer kleinen, weißen Schürze und knappem, ſchwarzem Mützchen, ſaß bequemlich am Fenſter, die Hände in den Schoß gelegt, wo die Spindel ruhte. Ihre junge Gefährtin hatte eben ein Tuch über ihr Tapetenwerk gebreitet, denn für heute war die Arbeit abgethan, und ſie blickte hinauf nach dem letzten Sonnenſtrahle, der ihr Geſicht ſo herrlich verklärte, daß Remigia ſie voll Bewunderung betrachtete. „Wahrlich," dachte die alte Frau, „wie man nimmer müde wird, in eine ſchöne Gegend zu ſchauen, ſo kann ich niemals Agnes anſehen ohne lebhaftes Wohlgefallen, ſo oft ich ſie auch ſehe. Wie die ſinkende Sonne ihre Farbe erhöht, wie ihre Augen ſo herrlich glänzen, und ihr goldenes Haar ein leuchtender Schleier ſcheint. Nein, ich wundere mich nicht, daß der Männer Blicke von ſolcher Anmuth bezaubert wurden, und die Stimme einer ganzen Stadt die niedrige Jungfrau „den Engel" nannte. Wohl mag es eine angenehme Ausſteuer ſeyn, jeglichem Auge zu gefallen! — Doch die Schönheit geht gefahrvollen Weg, wo wir andere Menſchenkinder unbeachtet auf ebener Straße fortwandeln. — Gott ſchütze und behüte ſie!"

Während Frau Remigia alſo dachte, hatten frohe Betrachtungen die jugendliche Bruſt ihrer Gefährtin erfüllt.

„Seht doch," ſagte ſie, „die Abendſonne ſcheint

ſchon wieder bis in jenen Winkel und ruht einen Augenblick auf meinem Betſchemel aus; eben ſo war es voriges Jahr, da wir hier ankamen, und dann ging es ſchnell mit den längeren Tagen, und die lieben Schwalben kamen gezogen, und es ward Frühling. Der Winter iſt mir ſtill und friedlich verfloſſen, ich habe nicht ein einziges Mal gewünſcht, meine Einſamkeit zu verlaſſen. Aber der Frühling, der Sommer iſt doch ſchöner; da nehmen wir wieder Beſitz von dem ganzen herrlichen Lande umher; ruhen in mondhellen Nächten oben auf der ſteinernen Bank von der Hitze aus, und ich ſchaue nach der Straße, um den lieben Beſuch früher, als Ihr, zu ſehen, der dann auch öfter, viel öfter kommt. Den langen Winter hab' ich ihn nur drei Mal, und immer nur kurze Zeit gehabt."

„Armes Kind!" ſagte die alte Frau, „glaub's wohl, daß Euch hier zuweilen das Herz ſchwer wird. Die Jugend will Genuß und Raum, und die Welt ſcheint ihr zu enge. Im Alter iſt man lieber mit einem ſtillen Plätzchen zufrieden. Aber Liebe kann Alles und duldet Alles, vornehmlich in uns Weibern."

„Ich ſehne mich nicht hinaus in die Welt," ſagte Agnes, „niemals war das mein Sinn; nur meiner Schweſter zu Liebe ging ich hin, wo Geräuſch und lärmende Freude war, und unter der Menſchenmenge fühlte ich mich oft am meiſten allein. Die Einſamkeit hat herrliche Schätze, ſie ſpendet ſie aber nur ihren Vertrauteſten. Kann man einſamer leben, als wir?

Wir haben nur unſere Arbeit, meine Laute, den Himmel mit ſeinen Sternen, unſere Erinnerungen und Hoffnungen, das grüne Land, die Bäume und Blumen, und glaubten wir nicht Alles zu verlieren, als der Winter das Grün abſtreifte? Doch, ſagt ſelbſt, liebe Mutter, ob nicht jeder Tag mit frohem Angeſichte ſchied, wie ein lieber Gaſt, den wir ungern ziehen ſehen. Ich nun ſonderlich, darf nicht klagen; mich beglückt die Liebe, und ein Beſuch von Albrecht giebt mir Freude auf lange Zeit. Er wird im Sommer öfter kommen und länger verweilen, darum freue ich mich ſo ſehr auf die erſte Schwalbe, ſie iſt mir ein Liebesbote. Schon als Kind habe ich das Vöglein herzlich lieb gehabt. An unſerm Dache niſtete ſo ein kleiner Haushalt, ſeit ich lebte, meine Mutter meinte, das Neſtchen ſey mit mir zugleich erſchienen; das war eine Trauer, wenn ſie ausflogen, und eine Freude, wenn ſie wiederkehrten. Als ſie unwandelbar die frühere Stelle wieder ſuchten, und ſich mit ihrem Geſchwätze nach der weiten Reiſe über Land und Meer wieder einfanden, dacht' ich, es gäbe kein ſchöneres Bild der Treue, der die Welt nichts anhaben kann. Und als ich unſer Haus verließ, den Vater auf Nimmerwiederſehen, alle meine Erinnerungen, alle meine Freuden, da hatte ich noch eine Thräne für die vertraute Schwalbe, und ich wünſchte, ſie möchte mir nachfolgen; denn wo die Vögel bauen, wohnt das Glück. Dann führte mich Albrecht hierher, ich lernte Euch kennen und mußte im Stillen lächeln,

weil es eben war, als hätte eine Fee meine Schwalbe in eine traute Freundin und Mutter verwandelt.“

„Laßt Euch so ein Geschichtchen erzählen, den Abend zu kürzen,“ sagte Remigia. „Alles Ernstes spricht eine alte Sage in dem Geschlecht meines Eheherrn von etwas Aehnlichem. Ich aber bin wohl eine alte, unverdächtige Frau, und in meiner schwerfälligen Behaglichkeit weit entfernt, ein verwandelter Vogel zu seyn, dem doch noch etwas von der frühern Wanderlust anhängen möchte. Gott und Euerm Herrn sey es gedankt, daß ich hier zur Ruhe kam. Es ist mir traurig im Leben ergangen, wie Ihr schon wißt, bis vor Jahren mein Knabe einen Helfer in dem edlen Herrn fand, und ich durch ihn. Darum mag er uns wohl vertrauen, denn wir Beide würden das Leben lassen, ihm zu dienen, und wenn ich sein Angesicht sehe, so muthig und freundlich, wie St. Georg's, hat es für mich noch eine Schönheit mehr, weil es mir hülfreich erschien, da ich an Hülfe verzagte.“

„O, wie gern ich ihn loben höre,“ rief Agnes aus. „Liebe Remigia, sprecht oft von ihm, erzählt mir Alles, was ich schon gehört habe, nur nennt seinen Namen. — Oder nein! — nennt ihn nicht und gebt mir Euer Mährchen. Ich muß ja die Sehnsucht bezwingen, bis da drüben das kleine Pförtchen geöffnet wird und mein Jägersmann eintritt. O, daß er jetzt erschiene!“

„Ich wünsche, wie Ihr, edle Frau,“ entgegnete

Remigia, „verſprach mir nicht Herr Albrecht, das nächſte Mal meinen Juſtus mitzubringen? Es iſt länger als ein Jahr, ſeit ich ihn zuletzt ſah.“

Es war indeſſen ganz dunkel geworden, eine Dirne brachte Licht und zündete die große Lampe über dem Tiſche an; Remigia ergriff die Spindel, Agnes und das Mädchen wickelten die farbige Wolle auf, die die junge Frau an ihrem Webſtuhl verbrauchte, und die Matrone begann: „Zur Zeit Kaiſer Rudolph's, des Habsburgers, vermählte ein reicher Bürger zu Merſeburg an der Saale ſein einziges Töchterlein einem Kaufherrn zu Erfurt. Das Mädchen war blutjung, hübſch und zart, fröhlich und guter Dinge, hatte noch keinen Mann geſchaut, bei deſſen Anblicke ihr Herz raſcher geſchlagen hätte, und dachte bei dem entſchiedenen Ja nur an des Vaters Willen, den goldenen Ring und Halsſchmuck, an die Frauenwürde und die Erlöſung von einer böſen Stiefmutter. Das war gut, denn der Bräutigam mochte vielleicht dreimal ſo alt ſeyn, wie die Jungfrau, und wenn man ihn anſah, wollte man ſchwören, ſolches Geſicht wäre zeitlebens nicht jung geweſen. Koſtbare, viel belauſchte und bebänderte Kleiderpracht machte das Uebel noch ärger, und von dem wenigen Lichte, was im Innern wohnte, konnte kein Strahl ausgehen, das unſcheinbare Aeußere zu beleben. Die junge Hermingarde ließ ſich darob nicht kränken. Sie tanzte an ihrem Ehrentage mit fröhlichem Herzen, recht wie ein glückliches Kind, reichte rechts und links

manchem schönen Junker oder Bürgersmann die Hand, ohne Vergleichungen anzustellen zwischen diesen und dem neuen Gemahl, der mit ihrem Vater beim Pokal saß, und die Aussteuer und das Witthum besprach, nahm mit Vergnügen die Oberstelle an der Tafel ein, hörte des vermummten Lustigmachers Späße und die Lobpreisungen ihrer Schönheit gefällig an, und tanzte wieder, bis das Morgenlicht die Kerzen beschämte und der Bräutigam über dem Bretspiel einnickte. Als nun aber die Glocke des Domthurms drei Uhr brummte, dachte sie mit Wehmuth, daß der letzte Tag im Vaterhause vorüber sey, denn weil in Erfurt Alles zu längerer Feier des Hochzeitfestes gerüstet war, sollte es mit der Morgendämmerung geschieden seyn, und ihre Gespielinnen umringten sie, ihr Lebewohl zu sagen, und bei Anlegung der Reisekleider behülflich zu seyn.

Die Glocke schlug elf, die Oberstin versprach die weitere Mittheilung der Geschichte auf morgen Abend.

Acht und sechzigste Nacht.

(Fortsetzung der vorigen Geschichte.)

Noch schwamm der graue Frühnebel über der Saale, die Thürme des Schlosses hoben sich nur un-

deutlich aus der Luft empor, als die ſchweren Roſſeshufe durch die Straße tönten, und der Brautzug langſam die Stadt verließ. Voran ritt Herr Froſching, der ehrſame Kaufherr aus Erfurt, neben ihm der Vater der Braut, Beide gar bedächtig, und ſichtlich wie Leute, die Ungewohntes beginnen, zwiſchen ihnen lenkte Herrmingarde ihr kleines, behendes Roß, das, wie ſeine Reiterin gern aus dem Bann ſo ſchwerfälliger Begleitung entſchlüpft wäre. Hinter dieſen Hauptperſonen war eine Schaar Freunde und Diener, mit bunten Fähnchen und grünen Kränzen an bebänderten Stäben, mit deren flatterndem Farben die Morgenluft ſpielte. Dann folgten zwei Pferde mit der Ausſteuer der Braut und den Schluß machte das gewaffnete Geleit, ſechs biſchöfliche Reißige, in ſchweren Waffen, mit Schild, Lanze und Schwert.

Luſtig ging die Reiſe fürbaß, in der Mittagshitze wurde lange geraſtet, geſchmauſet und gezecht, die biſchöflichen Reiter nahmen auch ihren Theil daran, doch murrten ſie beim Aufbruch und meinten, man könne Gott und den heiligen Heerſchaaren danken, wenn man unangehalten, bei guter Tageszeit den ſteilen Waldpaß um die Burg Raspenberg zurücklege, deren Beſitzer von ihren Thürmen herablugten gleich raubluſtigen Geiern. Den friedlichen Hochzeitleuten war dabei nicht wohl zu Muthe, unvermerkt verſtummte Scherz und Geſang, das Häuflein rückte dichter zuſammen, und als die grauen, ſtumpfen Mauern über den Wald ſicht-

bar wurden, ward manches Stoßgebet zum Himmel gesandt. —

Wirklich standen auch die Raspenberger Raubritter seit Morgens auf der Zinne, des Zuges zu warten, denn er war ihnen verkundschaftet worden; wo der Berg sich im engen Bergpaß unter ihrer Burg hinwand, stürzten sie jählings hervor, mit mehr als zwanzig Knappen, tödteten zwei der bischöflichen Reiter, jagten die andern in die Flucht und bemächtigten sich der Beute, sammt der Hochzeitgesellschaft, bis auf den Bräutigam. Unter den begleitenden Freunden wählten sie die Reichen zu Geißeln, die andern entließen sie, um Lösegelder herbeizuschaffen, und so mußten die zitternden Gefangenen, nachdem man den Bräutigam vergebens gesucht hatte, umringt von wilden Gestalten, den Berg vollends ersteigen.

Frosching war glücklich entkommen; wie das geschehen sey, begriff er selbst kaum. Er hatte beim ersten Angriff in der Angst seines Herzens das geduldige Roß wüthend gespornt, daß es mit ihm davon flog durch Busch und Dorn, einen jähen Absturz hinunter, wie ein fliegendes Sarazenenpferd, und die Haare auf seinem Haupte sich sträubten. Während dieses Fluges gab er sein Leben verloren, ja, er wünschte, so viel er noch denken konnte, er möge lieber tausendmal in die Hände der Stegrifritter gefallen seyn, als auf dem Rücken dieses rasenden Unholdes zu sitzen. Bald war ihm das Getümmel des Streites verhallt. Der Wald

ward dichter, das Roß schäumte, da faßte er den Entschluß, sich von seiner Qual zu erlösen, umklammerte den ersten niedrigen Baumzweig, blieb hier hängen, schöpfte Athem und sah, wie das Thier unter ihm hinschoß. Mühsam suchte er später den ungelenken Körper zur Höhe zu befördern, und im luftigen Ruhesitz erwartete er Erlösung, die ihm noch vor Nacht durch einen Köhler zu Theil wurde.

Indessen hatten die Ritter ihre Veste erreicht. Man wies Hermingarden ein festes Gemach im Thurm an, ein altes, häßliches Weib bereitete ihr Lager, und sorgte mürrisch für einige schlechte Geräthschaften. Die friedlichen Männer mußten den Räubern in das ritterliche Wohnzimmer folgen, wo die Wände mit Harnischen, Kolben und Geschoß, alten Fahnen, Hirschköpfen und andern Jagdtrophäen behängt waren. Hier wurde die Beute gemustert und das Geld gezählt, unter Flüchen und Drohworten, weil es eine geringere Summe war, als man gehofft hatte. Mit Entsetzen sah der alte Mann seine Ersparnisse, das Gut seines Kindes in den ruchlosen Händen, hörte, wie sie ihm noch ein unerschwingliches Lösegeld zumutheten, und einen Boten nach Hause bewilligten, dem er Zeichen und Vollmacht zu geben habe. Er bat und flehte, furchtsam demüthig, und betheuerte, er besitze nicht zwei Schock Groschen, viel weniger das Gold, von dem sie so kühnlich redeten; auch ließ er merken, sein Eidam, dem Gott von dannen geholfen habe, werde Mittel wissen, Braut und

Bibl. Universitätsbibl.

Brautvater zu befreien. — „Iſt Dein Eidam ein Vogel?“ fragte Wolfram von Raspenberg, der Goliath genannt; „ſo er das nicht iſt, wird er dies Neſt nicht erreichen. So lange Dohlen und Schwalben nicht wehrhaft werden, ſitzen wir ſicher hier oben. Flehe den heiligen Antonius an, daß er ſolch ein fliegendes Heer rüſtet, der iſt ja der Patron der Thiere, und wird ein zitterndes Schaf, wie Dich, nicht verlaſſen.“

Acht Tage im feuchten Burgkeller machten den alten Mann geſchmeidig, er verlangte die Ritter zu ſprechen; ſie ließen mit ſich handeln, man kam bis auf die Hälfte des Geforderten.

Indeſſen war die Löſung der andern Gefangenen erfolgt, ſie zogen heim, ihnen gab der Brautvater Aufträge an ſein Weib und wanderte wieder hinab in ſeinen Keller. Als aber nach vierzehn Tagen das Geld kam, erhielten die Merſeburger Boten von dem hämiſch lachenden Goliath den Leichnam ihres alten Herrn. Sie verlangten Hermingarden's Auslieferung, doch die Brüder Raspenberg meinten, von ihr ſey nimmer die Rede geweſen, ſie bleibe, wo ſie ſey; wer ſie von dannen führen wolle, möge zuvor einen Gang mit ihnen Beiden thun auf Spieß und Schwert. Darin waren die Herren einig, in ihrer fernern Abſicht deſto weniger. Der jüngere Bruder Haino wollte die Braut zur Frau von Raspenburg machen. Der Goliath gönnte ſie ihm nicht, und ehe er ſie ſich ſelbſt gönnte, wollte er verſuchen, ob Herr Froſching ſie vielleicht mit großen

Summen löſe. So verſperrte er Hermingarden's engen Kerker noch ſorgfältiger, um ſie ſich allein zu bewahren. Hermingarde ſtand an ihrem vergitterten Fenſter und ſah in der Tiefe auf dem Schloßhofe ein ſeltſames Schauſpiel. Einige Männer, zwar bewehrt, doch in friedſamer Bürgertracht, trugen eine Bürde langſam, feierlich zur Pforte, und betteten ſie hier auf ein ſtattliches Pferd. Hermingarden's Blut erſtarrte in unheimlicher Ahnung, und ſie fragte die alte Frau, die eben den ſpärlichen Abendtiſch rüſtete, was das ſey? —

„Sie holen den Leichnam des alten Gefangenen, mit den langen, grauen Haaren," war die Antwort, „er iſt unten im Verließ geſtorben. Der Keller iſt ſchon manches Menſchen letztes Haus geweſen, der ſich nicht von Hab und Gut trennen wollte. Danket Gott, daß Ihr hier oben ſitzet, eben unter uns iſt das ſchauerliche Loch."

Hermingarde hörte ſchon nichts mehr, ſie war zu Boden geſunken, und erwachte erſt ſpät unter den rauhen Hülfeleiſtungen der Frau.

Während ſie eine ſchwere Krankheit überſtand, und nichts von ſich wußte, ward ihr Loos geworfen. Froſching weigerte ſich, ihre Auslöſung zu zahlen; die Brüder Raspenberg entzweiten ſich über ihren Beſitz, und nach einem blutigen Kampf zwiſchen Beiden ſchwur Goliath, es ſolle keiner die Dame ſehen, noch ihrer begehren, bis der Andere ſein Recht aufgäbe, auf daß nicht Zwietracht ihren Feinden gutes Spiel ſchaffe.

Denket Euch nicht einen Thurm wie den unsrigen! Hermingarden's Kerker maß sechs Schritte, von einer schwarzen Mauer zur andern. Ein schlechter Tisch, ein Stuhl aus Binsen, ihr Lager Stroh, mit einer Bärenhaut bedeckt, eine ferne Lampe, an Ketten hängend, und in diesem finstern Raum die blasse Gestalt des einst so fröhlichen Mädchens, zu Boden gedrückt durch Krankheit und Gram. Keine Zerstreuung, keine Arbeit kürzte die schleichenden Tage. Hier kannte man weder Spindel noch Nähtahmen, auf der Raspenburg wurde nichts geschaffen, nur zerstört. Mit Neid sah Hermingarde eine Spinne am Fenster weben, und störte die Fleißige nicht; mit Neid und liebendem Antheil blickte sie nach dem Schwalbennest, das über dem tiefen Fenster klebte; das Vögelchen war ja frei! — Viel Gedanken waren eben ihre Sache nicht, und was sie dachte, war qualvoll. Kam nun der Abend, so bemächtigte sich ihrer ein Grauen bei der Vorstellung, es sey ja unter ihren Füßen das schreckliche Burgverließ, wo die Schlachtopfer der Grausamkeit gelitten hatten, wo ihr Vater ohne Kirchensegen geschieden war; sie flüchtete dann auf ihr Lager, aber ihre Einbildung und das Lärmen der Ratten und Mäuse bevölkerte die Zelle mit Gespenstern. Täglich und stündlich stand sie am Fenster und sah dem Treiben der Schwalbe zu. In Merseburg, in des Vaters Hause, war es immer gar lebhaft gewesen, eine junge Dirne hatte die Tochter niemals verlassen, mit ihr durfte sie schwatzen von früh

bis in die Nacht; in Winterabenden kamen die Geſpielinnen mit der Spindel, da war der traulichen Rede kein Ende und des Geſanges, der Mährchen, der Legenden. — Ach jetzt hatte die Arme ihre eigne Stimme lange nicht gehört, viel minder eine andere.

Die Alte verweilte nicht bei ihr, ſprach kein Wörtchen, ſetzte nur ſtumm das Nothwendige nieder und verſchwand. In ſo trauriger Einſamkeit machte es ihr ſchon Freude, wenn die Schwalbe den Kopf nach ihr drehte; ſie bildete ſich ein, die klugen Augen ſähen ſie mitleidig an, zuletzt ertappte ſie ſich auf dem Verſuche, in Ermangelung eines menſchlichen Weſens, Rede und Klage an dieſe Gefährtin zu richten.

„Kannſt Du nicht ſprechen, mein Vögelein?“ ſeufzte ſie, „kannſt Du mein Herz durch nichts erleichtern? Ach, daß Dein Zwitſchern mir verſtändlich wäre! es klingt ſo fröhlich, ſo munter, ſo traut. Du ſiehſt aus, als ob Du mich vernähmeſt, mich beklagteſt. Komm herein durch die Stäbe des Gitters, ich will Dir das Beſte geben, was meine karge Nahrung beut, komm herein! Es iſt ſchauerlich ſtill um mich, ich vergehe vor langer Weile, und weiß nichts zu denken als mein Unglück. Du fliegſt über Land und Meer; wenn Du eine menſchliche Zunge hätteſt, möchteſt Du erzählen, wie Meiſter Igelrin der Pilger. Doch das ſind leere Wünſche!“ —

War es Traum oder Wahrheit, genug, in derſelben Nacht pickte es an die Stäbe des Gitters, es dünkte

Hermingarden, ſie erwache von dieſem zarten Laut, richte ſich auf und ſehe die Schwalbe in niedrigen Kreiſen bis an ihr Lager fliegen. Sie ſetzte ſich auf die gewundene Säule zu Füßen des Bettes, und die Gefangene vernahm mit Staunen ein ſanftes Stimmchen, das ihr Troſt zuſprach und ſie beklagte. Rede und Gegenrede entzückte Hermingarden, als aber der Tröſtungen genug waren, begann die Beſucherin von ihren weiten Reiſen gar anmuthig und lieblich zu erzählen, denn da war wohl kein herrliches Südland, keine Inſel, kein erhabener Berg, den ſie nicht geſehen hatte, und wo Großes geſchah, wo die Menge hinſtrömte, dahin ſchwebte ſie leicht auf raſchem Flügel. Sie ſchwang ſich in einer Wetternacht um das trübe Gewäſſer, über welches der Graf von Habsburg den frommen Prieſter geleitete, ſie ſaß auf dem Maſte des Schiffes, das den heiligen Vater Gregor den Zehnten aus Ptolemais auf den päpſtlichen Stuhl rief. Sie hatte ein Neſtchen in Cypern, und kannte die hohe Kaiſerſtadt der Griechen, wie den öden Schloßhof der Raspenburg.

Hermingarde ſchüttelte am Morgen den ſchweren Schlummer nur mühſam ab, es ſchwärmten bunte Bilder aller Art in ihrem Sinn, ſie gedachte des ſeltſamen Traumes, und konnte es kaum für einen Traum halten; woher wußte ſie denn ſo Vieles, was ihr ehedem ganz fremd war, was heute die dumpfe Leere ihrer Gedanken angenehm belebte? Sie freute ſich auf die Nacht und hatte wirklich kaum das Auge geſchloſſen,

da rauſchte der Flügelſchlag, da glaubte ſie im Mondſcheine die Schwalbe zu ſehen, da begann die Erzählung wieder ganz anders als geſtern, ſchöner noch, wie es der Hörerin vorkam, und was ſie geſtern nicht begriff und am Tage vergeblich erſinnen wollte, das wurde wiederholt; Zweifel und Fragen erhielten Antworten. Da fehlte es nicht an Stoff, den langen Sommer über, aber immer blieb Hermingarde auch nicht ſtumm; wer wollte das einem Mädchen zumuthen; es that ihr wohl, ihr Schickſal mitzutheilen, von ihren Kinderfreuden zu reden, über den liebloſen Bräutigam zu klagen. — Anfangs quälte ſie ſich mit dem Zweifel, ob ihr nächtliches Geſicht mehr als Traum ſey, dann ließ ſie das Grübeln und begnügte ſich mit dem neuen Glück. Es wurde lichter in ihrer Seele, die Begriffe mehrten ſich, Welt und Menſchen erſchienen ihr vor ihrem geiſtigen Auge, wenn ſie ſie hervorrief, es war gleichſam als wäre ein Vorhang gefallen, der ſie ehedem in den Bann der Langeweile einſchränkte, die Tage ſchienen ihr nicht mehr endlos lang. Nur die Unthätigkeit ihrer ſonſt kunſtreichen Hand empfand ſie ſchmerzlich, doch es ſollte auch hier gerathen werden.

Der Sommer ſchwand, das Laub wurde ſchon gelblich, die Schwalbe verließ jetzt oft ihr Neſt, flog geſchäftig umher, geſellte ſich zu ihres Gleichen, es war ein Geplauder, als wollten ſie die gemeinſchaftliche Reiſe mit einander beſprechen. Hermingarde ſah das mit Kummer, und in der Nacht klang die zarte Stimme trau-

rig: „Ich muß fort nach Süden, so will's die Natur, die Schwalbe darf nicht weilen. Gieb Morgen Acht, da bring' ich, was Dir wohl fehlt, die weiße Seide, Du haſt das Gold!

Webe aus beiden mit fleißiger Hand
Der heiligen Treue Zauberband!
Der Faden, der ſonſt vom Hauch ſchon bricht,
In Deinen Händen zerreißt er nicht."

Die Glocke ſchlug elf, und die Oberſtin verſprach, morgen weiter zu erzählen.

Neun und ſechszigſte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

Hermingarde wollte antworten, allein, wie es uns oft im Traume zu geſchehen pflegt, ſie konnte keinen Laut hervorbringen; ſie ſchlief ſehr unruhig, immer mit dem Verluſt ihrer einzigen Freude beſchäftigt, war ſie ſchon vor Tage wach, hütete das Fenſter und weinte herzlich, da ſie das Neſt leer fand. Endlich kam der Vogel geflogen, in ſeinem Schnabel war ein langer ſtarker Faden des fliegenden Sommers, den wir im Herbſt

ſchneeweiß auf den Feldern ausgeſpannt ſehen; er pickte an die Eiſenſtäbe, raſtete nicht, bis ihm die Gefangene das Geſpinnſt abnahm, und flog den ganzen Tag hin und wieder her, mit gleicher Spende, bis ein ziemliches Häuflein weißer Faden im Winkel lag. So ging es drei Tage lang, den vierten ſah Hermingarde ihre Vertraute die Flügel entfalten, zu ihrer Reiſegeſellſchaft ſchweben, und in den Lüften zu einem kleinen Pünktchen entſchwinden.'

Die Tage wurden allgemach kürzer, das Wetter unfreundlich, der Himmel finſter. Die Gefangene weinte und that nichts als weinen. Endlich ermannte ſie ſich zur Thätigkeit. Sie dachte den Worten nach, daß die weiße Seide in ihrer Hand unzerreißlich ſeyn ſollte, ſie machte den Verſuch, und ſiehe, der fliegende Sommer hielt gleich dem ſchönſten Geſpinnſt. Nun fragte ſich's nur, wo das Gold ſey, aber ſo, wie ſie früh ihr Haar aufſchlug, fand ſie die Deutung. Alſobald webte oder flocht ſie ein breites Band, — die kunſtreiche Arbeit iſt nicht bis auf unſere Zeit gekommen — aus der Seide und dem Golde ihres Haares, und die grünen Fäden ihres ſeidnen Reiſemantels ſchufen ein Blättergewinde mitten hindurch dem Epheu nachgebildet, der ſich neben dem Schalbenneſt an die öde Mauer rankte. Bei dieſer Arbeit kamen ihr alle die ſchönen anmuthigen Erzählungen ihrer Träume wieder, ſo daß es zuweilen ganz eigen war, als ſey ſie nicht allein, ſondern ſchwebe mit dem Zugvogel über Land und See, und ſchaute die

Herrlichkeit fremder Himmel. Und wie am Tage Mariä Verkündigung das Band fertig war, sie es im Abendsonnenschein vor sich hinhielt, und sich seiner freute, und durch eine Schießscharte in der gegenüberstehenden Mauer die Erde grünlich schimmern sah, fragte sie sich selbst, wo denn der finstere Winter geblieben sey, mit seinem Eis und Schnee und seinen Stürmen.

Die Brüder Raspenberg trieben indessen ihr Wesen ärger, als jemals. — Friedrich, Landgraf von Thüringen, ward durch die unzähligen Klagen zur Rache aufgemahnt, und wollte eine Schaar gegen die Raubveste richten. Da bot sich ihm ein abenteuernder Ritter zur Hülfe an, mit einem Haufen streitbarer Männer, die, so wie er selbst, eben mit dem Frühjahr aus der Fremde kamen. Der junge Held hieß Luitfried von Schwalb; er schien die Veste Raspenburg mit allen ihren Schlupfwinkeln genau zu kennen, vermaß sich, in Kurzem sie zu gewinnen und erhielt die oberste Führerstelle bei Friedrich's Fahne. Nun ward es geräuschvoll um den Schloßberg! die Sonne spiegelte sich in den blanken Rüstungen, der Wind fand ein Spielwerk in den aufgepflanzten Bannern, die Lüfte ertönten von Trompetenschall.

Hermingarde konnte nicht sehen, was draußen vorging, sie sah nur die Unruhe im Innern der Burg, hörte den Waffenlärm bei Tag und Nacht, das Horn des Wächters, den Ruf der Wache. —

Wolfram, der Goliath und Haino, der Schwarze, ſtanden hohnlachend hinter der Bruſtwehr auf der Zinne, und ſpotteten der Belagerer, denn ſie verachteten den Feind, weil Friedrich ſie zuvor leutſelig aufforderte, die Burg auf Gnade zu ergeben. Ungern hatte Luitfried von Schwalb mit ihnen Worte gewechſelt, er griff nun zum Schwert, der öde Burghof dröhnte vom Lärmen des Sturmes, von den Trompeten der Anrückenden und ihrem Feldgeſchrei: Hilf! heiliger Antonius! Hermingarde fiel auf die Knie, um auch in ihrem Kerker die Heiligen anzuflehen, dann raffte ſie ſich wieder auf, hinaus zu ſchauen, ob ſie etwas erſähe, Furcht oder Hoffnung zu wecken. Während nun die argen Räuber gegen Süden dem offenen Angriff trotzig begegnen, dringt am nördlichen Außenwerke eine kleine Schaar der fremden Krieger nebſt dem Anführer über die Mauer, wo der Graben ſeicht und mit Brombeerſtauden überwachſen iſt, an der einzigen ſchwächern Stelle, die der Ritter Schwalb wohl kennt. Doch gleicht ihre That einem Wunder, und es mag Euch dabei einfallen, was ehemals Goliath zu dem greiſen Gefangenen ſprach: „So lange die Dohlen und Schwalben nicht wehrhaft werden, ſitzen wir ſicher hier oben.“

Nachdem der Held im Innern der Burg war, ging es drunter und drüber. Die Zugbrücke raſſelte nieder, die Belagerer ſtürmten herein, was vor der Beſatzung dem Schwert entging, entfloh, Haino war verſchwunden, der Goliath lag unter den Erſchlagenen. Ritter

Luitfried aber wandte seinen Schritt, sobald er die Waffen aus der Hand gelegt, nach Hermingarden's Thurm. Ein altes Weib, sagte er, habe ihm von der Gefangenen Kunde gegeben, er bot ihr seinen Schutz an, und forderte sie auf, ihm in ein besseres Gemach zu folgen, von wo aus er sie morgen führen wolle, wohin es ihr gefalle. Hermingarde eilte ihm wie berauscht entgegen, sie weinte vor Lust und Wehmuth, wußte nicht, wie sie danken sollte und schlang das golddurchwirkte Band als Ritterdank um die Schultern ihres Befreiers. — Den nächsten Morgen zog sie an seiner Seite hinab gen Merseburg zu ihrer Sippschaft, neben ihnen wallfahrteten die Gefangenen, die man in den gräulichen Gewölben gefunden hatte, ein Jeglicher seinen Weg in die Heimath ziehend; dann wurde die Burg geschleift, und die reiche Beute stellte Friedrich zu Handen des Ritters Schwalb, daß er reich an Gütern ward wie an Ehre.

Hermingarde erfuhr in Merseburg, ihr angetrauter Herr, der Kaufmann Frosching, sey unlängst gestorben; sie wußte den tiefen Seufzer nicht zu deuten, mit welchem sie die Botschaft empfing. So viel ist gewiß, ihre Erinnerung malte ihn jetzt ganz anders als während des Brautstandes; hätte man heute ihr Ja von ihr begehrt, sie wäre lieber in Goliath's Thurm zurückgekehrt, ehe sie es ausgesprochen. Den Ritter Schwalb sah sie oft, es gab noch immer etwas zwischen ihnen zu schlichten, der kurze Weg, den er sie führte, hatte sie einander genähert, als wären sie lange

Bekannte. Seine Stimme ſchien ihr nicht fremd, ſie verglich ſie zuweilen mit einer andern, obſchon ſie da einen Unterſchied fand, wie zwiſchen dem Glöcklein am Halſe ihres Lammes und der Glocke des biſchöflichen Domes. Seltſam genug war es, daß der weitgereiſte Abenteurer überall geweſen, und konnte die Bilder ihrer Seele ergänzen, daß ſie erſt rechtes Leben gewannen; ſie war auf einmal ſo ſorgſam, ihre Kenntniſſe nicht zu verlieren, daß die Stunden, wo Luitfried erzählte, wie Minuten vergingen. Alle Länder des Südens, alle fernen Inſeln wußte er zu nennen, alle fernen Inſeln wußte er zu ſchildern; die größten Begebenheiten ſeiner Zeit hatte er geſehen. Er ritt als Page mit dem Habsburger neben dem angeſchwollenen Bache hin, den der Prieſter ohne des Grafen fromme Hülfe nicht überſchritten hätte. Er war bei der Geſandtſchaft, die einen Papſt aus dem Morgenlande rief; er hatte lange in Cypern gelebt und kannte die Kaiſerburg zu Conſtantinopel, wie den öden Schloßhof der Raſpenburg. Aber mochte auch die Welt ſeine Heimath ſeyn, er fand ſich jetzt an die Stätte gefeſſelt, wo die junge Wittwe wohnte; der Zauber der Treue in dem weiß und güldenen Wehrgehänge ſoll, der Sage nach, ſein Herz gebunden haben; denn, ob er gleich im Herbſte auszog — Niemand wußte wohin — kehrte er doch zurück, noch ehe der Weißdorn ausſchlug, eben als die Wittwe den Trauerſchleier ablegte. Und kaum zwei Jahre waren ſeit Herrn Froſching's prächtiger Hochzeit

verſtrichen, da ging Hermingarde mit dem Edlen von Schwalb an den Traualtar. Die Ehe war ſchier die glücklichſte, der Gemahl betete die Frau an, ſie lebte nur für ihn; der Himmel ſegnete ſie mit zwei ſchönen Söhnen und einem holden Fräulein. Nur Eins trübte das Glück, aber dies Eine war auch hart genug, über allen Sonnenſchein Schatten zu werfen. — Als die Bäume nach der Hochzeit zum erſten Male das Laub verſtreuten und die Abende lang wurden, da träumte Hermingarden einſtmals von Raspenberg. Es war ihr genau, als flöge die Schwalbe herein und ſpräche die Worte: „Ich muß fort, muß fort nach Süden, ſo will's die Natur!“ Und als ſie Morgens erwachte, da war ihres Herrn Lager leer, und er kehrte nicht wieder. Das war ein Jammer, ein Herzeleid, ein Sorgen und Zweifeln; es kamen der armen Frau gar wunderliche Gedanken, die ſie keinem Menſchen offenbaren mochte. Dabei hoffte ſie jedoch mit leiſer Ahnung auf den Frühling, jede lauere Luft, jeder Sonnenblick entzückte ſie. Im März bannte das einſame Wochenbett ſie lange in's Zimmer, und da ſie, das Kindlein im Arme, in die Capelle ging, zu danken und zu beten, ſiehe da waren ſchon Blätterknospen ausgebrochen, im Graben ſchimmerten Veilchen und im Schloßhofe Luitfried von ſeinem Rappen. Sie empfing ihn mit Freudenthränen, reichte ihm das Kind, und führte ihn mit ſich in die Capelle, wo er inbrünſtig zu dem heiligen Antonius betete.

„Aber wo warſt Du ſo lange Zeit?“ fragte ſie

liebkosend, als sie ihm eben die Waffen abgenommen hatte, und dieser Frage folgten sanfte Klagen und die Entdeckung aller seltsamen Gedanken, Träume und Gesichte.

Herr von Schwalb lächelte wehmüthig. „Trautes Herz," sagte er, „grüble und forsche nicht, mein Geheimniß kannst du nicht theilen. Ich bin Dein, ein Wesen wie Du, ein christlicher Ritter, der den Herrn kennt und anbetet. — Aber leider ist es wahr, ich muß allemal mit der Schwalbe ziehen, und darf nicht wieder kommen, bevor der Orion steht wie heute. Treu bleibe ich Dir und unserer Heimath bis an's Ende. Die Treue ist das Erbe meines Geschlechts, und wer Dein Wehrgehänge trägt, der kann sie nicht brechen. Wollt ich jedoch des Herzens Wunsche folgen und die Schneeflocken in Deinen Armen erwarten, es wäre unser Unglück."

„Liebe Mutter Remigia," unterbrach Agnes hier die Erzählerin, „Euer Mährchen lautet wie mein Geschick, oder findet sich der, der etwas leidet und vermißt, durch alles daran gemahnt? Ach, mein Herr und Geliebter kommt ja auch nur wie ein Gast zu mir, hat auch ein Geheimniß, das ich nicht theilen kann! — aber sprecht nur weiter."

„Ich bin fertig," sagte Remigia. „Nur das habe ich noch zu berichten, wie nach vielen Jahren Herminggarde sich verleiten ließ, den Ritter von seiner Wanderschaft abzuhalten durch Bitten und Thränen, und wie

dann der Wintermonat Schnee auf ſein Grab ſtreute. — Ihre Söhne pflanzten das Geſchlecht fort, deſſen Einziger jetzt mein Juſtus iſt. Eine Zeit lang waren wir reich und mächtig, bis auf einen Hader des Adels und der Bürgerſchaft von Speyer die Schwalbs nebſt vielen andern Edlen von Hab und Gut verbannt wurden. Seitdem ſind wir arm; ich und Juſtus hatten nicht das Leben zu friſten. Was nun den Luitfried betrifft, ſo wollen viele ſeiner Zeitgenoſſen wirklich meinen, er ſey nicht geweſen, was er ſchien, Andere jedoch erklärten ſeine Reiſen mit einer frühern Verbindung, und ſchrieben ſeinen Tod geheimer Rache zu. Das Band der Treue.“ — —

„Hört doch, edle Frauen,“ ſagte das Mädchen, „es wird gar laut im Hofe, die Ketten der Zugbrücke klirren, ſeht doch, die Pforte thut ſich auf!“

„O Albrecht, mein Gemahl!“ rief Agnes: „Du biſt es! wer käme ſonſt in ſo tiefer Nacht! Liebe Remigia, nun iſt mein Frühling da.“

Die Oberſtin legte das Buch hin und ſagte: „Es iſt zwölf Uhr, eine Stunde über die Zeit.“

Der Oberſt lachte, daß er die Uhr verhört, hatte und Jeder eilte nach ſeinem Gemache.

Siebzigſte Nacht.

Die Oberſtin wachte heute bei einer kranken Freundin, deshalb wurde die Sage von den Schwalben dieſe Nacht nicht fortgeſetzt und der Doctor erzählte:

König Trojan.

(Serbiſch.)

„Gieb ſchnell mein Pferd mir! raſch bring' es mir her!
Iſt lange doch die Sonne ſchon verſchwunden.
Die Sterne leuchten ſchon und auch der Mond,
Und Abendthau erglänzet auf den Wieſen.

Kein Südwind weht mehr, — und wenn er noch weht,
So glüht er nicht mehr, ſondern ſpendet Kühle.
Drum ſchnell zu Roſſe! Jeder Augenblick,
Den ich verweile, iſt verlorne Freude.

Erwartung ſchwellt der Jungfrau weiße Bruſt!
Erwartung ſprühen ihre ſchwarzen Augen!
Und ihre Lippen glühen erwartungsvoll,
Und ich bin der erwartete Geliebte.

Im Flug des Sturmes, im Flug des Aars flieg' ich —
Hin, auf ſchnellfüß'gem Roſſe, zur Geliebten!
Die Nacht iſt kurz nur, und ſo lang der Tag —
Und ich — ich kann nur leben bei der Nachtzeit."

Alſo rief Trojan, der König der tapfern Serber, welcher die Strahlen der Sonne nicht ertragen konnte; niemals hatte er das Licht des glänzenden Tages geſchaut. Denn wenn auch nur ein Strahl auf Trojan's Haupt geſchienen hätte, er wäre wie eine Regenwolke zerfloſſen und ſein Leichnam wäre Thau geweſen.

Der gehorſame Knappe zieht das Pferd aus dem Stalle, Trojan ſchwingt ſich hinauf und will davon; der treue Diener jagt ihm nach.

Und Trojan freudigen Sinnes ſingt:

„So luftig, kühl! die Zeit iſt recht für mich!
Die Sterne leuchten zwar und auch der Mond,
Doch wärmen ihre bleichen Strahlen nicht.

Perlender Thau, weiß wie Korallen, deckt
Die grüne Wieſe, und in jedem Tropfen
Schau' ich der Sterne Bild, des Mondes Antlitz.

Welch Schweigen herrſcht und welche tiefe Stille!
Nichts ſtört mein Sinnen, kaum daß manchmal nur
Vom finſtern Wald her Eulenruf erſchallt."

„O mein Gebieter!" ſpricht der Knappe; „lieber mag ich die Sonne und den heißen Tag, wenn auch ſeine Strahlen wärmen und glühen, als die traurigen Schatten der Nacht. Da bin ich ganz blind, und ſchwarz ſind die lieblichſten Farben:

Das Veilchen, die Roſe,
Der duft'ge Holunder. — —

Und Nachtszeit da ſchlafen
Die Menſchen, die Vöglein,
Und andere Thiere;
Und manchmal nur blitzet
Dem einſamen Wand'rer
Ein einſames Lichtlein
Aus einſamer Hütte
Am Wege entgegen.
Und manchmal nur wecket
Der Wächter des Hauſes,
Der treue, das Echo
Durch tönendes Bellen,
Wenn irgend er Fremdes,
Bedrohliches ſpürt.
Wie Wellen des Meeres,
Wie wogendes Kornfeld,
Vom Winde beweget,
So ſchwanket und neigt ſich
Hin nach allen Seiten
Das Echo erweckt."

„Auch kein Vogel unterbricht die nächtliche Stille: denn die Sängerin des Frühlings, die Lerche, fliegt mit munterm Flügelſchlage, von den Strahlen der Sonne geweckt, über den grünen Rain, und begrüßt mit der Sonne den weißen Tag.

Nachts ſchläft ſie ein, wie jedes andre Weſen,
Um ihre Kräfte wieder zu erfriſchen.
Und wir, o Herr!
Wir jagen im Schatten der Nacht
Und im nächtlichen Dunkel."

Von weitem glänzte ein schöner Edelhof. In jedem Fenster blitzte ein Licht. Dort wartete Trojan's Liebchen auf die Umarmung des Freundes. Trojan ließ immer schwerere Streiche auf den Rücken des Rosses fallen, und er flog dahin mit Pfeilesschnelle. Rasch geht's über die Brücke von Eichenholz und über den gepflasterten Hofplatz. Nun springt er vom Pferde und eilt in die wohlbekannten Säle.

Lange stand der Knappe, die Rosse am Zügel haltend, bis ihm der Schlaf die Augenlieder belastet. Endlich springt er in die Höhe und sagt bei sich selber:

„O, wie krähen schon die Hähne!
Meinen König muß ich wecken.
Weit ist noch der Weg zum Schlosse,
Bald beginnt der Tag zu grauen."

Er naht sich der Thüre des Schlafgemaches, und klopft daran mit der kräftigen Hand.

„O, wach' auf, wach' auf, mein König,
Bald beginnt es schon zu tagen,
Laß uns schnell zu Pferde steigen
Und uns heim zum Schlosse jagen!" —

„Stör' mich nicht in meinem Schlafe!"
Ruft, dem Diener zürnend, Trojan. —
„Ich weiß besser, wann der Tag grau't,
Wann die Losung meines Todes —
Wann die Sonne ihre ersten
Goldnen Strahlen niedersendet. —
Warte draußen mit den Pferden!"

Der gehorsame Knecht erwiederte kein Wort und wartete lange Zeit. Er blickt vor sich hin und mit Schrecken erblickt er das Grauen der Morgenröthe. — Also läuft er eilig hinein und klopft mit kräftiger Hand noch stärker an die Thüre des finstern Schlafgemaches.

„Erwache, Gebieter!“ ruft er voll Verzweiflung, „ich habe die Morgenröthe grauen gesehen. Wenn Du nur einen Augenblick noch weilst, so tödten Dich die Strahlen der Sonne.“

„Einen Augenblick noch warte,
Also gleich eil' ich von dannen,
Kann ich nur das Pferd besteigen,
Eh' noch wach die Morgenröthe
Wird, die klare Sonne glänzet,
Bin ich schon in meinem Schlosse.“

Der gehorsame Knappe wartet lange Endlich kam Trojan, bestieg sein Roß und flog dahin mit Pfeilesschnelle. Kaum war er über den gepflasterten Hofplatz, und über die Brücke von Lindenholz, da kommt ihm schon das klare Licht von jenseits des Berges entgegen.

„Das ist die Sonne!“ ruft erschreckt der Knappe.

„Also ist der Augenblick meines Todes nur allzunahe!“ erwiedert Trojan mit Ingrimm. Ich will vom Pferde steigen und meinen armen Leib fest an die feuchte Erde drücken. Du aber wirf den Mantel über mich und um der Sonne Untergang hol' mich mit meinem Renner ab.“

Und zitternd ſpringt er von dem Roſſe,
Schwach ſinkt er auf die feuchte Erde:
Der treue Knappe wirft den Mantel
Mit Sorgfalt auf den armen König.

Eilt mit den Rennern nach dem Schloſſe, klopft an die Eiſenpforte:

„Oeffne, öffne Pförtner! eilig!“
Ruft er, ganz vor Schrecken bebend,
Fiel herab die Kettenbrücke,
Läuft der Knappe in die Pforte,
Ruft die Diener all' zuſammen.

„Wo iſt der König? wo iſt Trojan?“ fragen Alle. Er zeigt mit Thränen auf die Renner.

Auf dem Felde liegt der König,
Auf der feuchten Erde liegt er;
Seinen Körper deckt ein Mantel,
Und um Untergang der Sonne
Hol' ich ab ihn mit dem Renner.“

Es war ein ſchwüler Tag und es wehte kein Wind, und die Sonne brannte wie Feuer. Trojan unter ſeinem Mantel zitterte vor Angſt und Hitze, und er ſchwor es ſich ſelber zu, daß wenn er diesmal ganz davon käme, nie mehr das Morgenroth zu erwarten.

Gingen Hirten Heerden hüten,
Und ſie trafen auf den Trojan.
Blickten hin, da liegt ein Mantel.

Sie heben ihn auf und ſehen einen Menſchen da zogen ſie ſchnell den ganzen Mantel fort. Trojan ſchreit und beſchwört ſie bei allem, was ihnen lieb iſt:

„Deckt mich wieder mit dem Mantel!
Laßt mich nicht wie Feuer brennen!“
Fleht vergebens und beſchwört ſie,
Denn es leuchtet klar die Sonne,
Und die heißen Strahlen fallen
Sengend, grad' auf Trojan's Antlitz.
Plötzlich ſchwieg er, denn die Augen
Sind zwei Tropfen ſchon geworden;
Kopf und Hals und Bruſt zerfließen,
Bald hat ſich der ganze Körper
Wie in Thränen umgewandelt.“

Und der Leichnam Trojan's blitzt noch einen Augenblick dem Thau gleich.

Doch der heiße Strahl des Tages
Trocknet bald auch dieſen Tropfen.

Um den Untergang der Sonne eilt der treue Knappe mit den Dienern des Schloſſes in's Feld; Trojan iſt nicht mehr da. Nur den Mantel deſſelben ſieht er liegen — ringt die Hände und erhebt ein lautes Jammergeſchrei. —

Ach vergeblich, treuer Knappe,
Sind die Thränen, die Du weineſt,
Und umſonſt ſind Deine Klagen,
Sie erwecken nicht den König.

Der Arzt ſchwieg und alle zollten dieſem echt nationellen Mährchen ihren Beifall.

„In den Mährchen und Sagen der ſlaviſchen Völker," bemerkte der Oberſt, „tritt ganz beſonders eine tiefe Anſchauung der Natur hervor und häufig werden ihre Erſcheinungen uns perſonificirt vorgeführt, wie es denn wohl unzweifelhaft iſt, daß mit ihrem König Trojan Niemand anders gemeint ſey, als der Thau. Mir fällt hierbei eine Sage ein, wo dies ganz offen ausgeſprochen wird — nämlich die tiefergreifende Geſchichte von dem Bauer, welcher ſelbſt unverſehrt die Peſt durch das Land tragen mußte, endlich aber freiwillig endete, um ſein Geburtsdörfchen zu retten."

Alle baten den Oberſten, dieſe Sage doch mitzutheilen, und er begann:

Der die Peſt tragende Bauer.

Es ſaß einmal ein armer Reuße auf dem Felde, und wie er ſo daſaß und hinaus ſchaute in die Ferne, ſah er, daß etwas heran kam. Er blickte ſchärfer hin, und erkannte, daß es ein Weibsbild war, ganz in ein weißes Gewand gehüllt, und ſie ſchritt wie auf hohen Stelzen einher.

Der Reuße erſchrak zuerſt und wollte fliehen; aber das Geſpenſt hielt ihn mit ſeinen dürren Armen auf. — „Kennſt Du die Peſt? ich bin's! nimm mich denn auf deine Schultern und trage mich durch's ganze Reußen-

land, und laß kein Dorf, keine Stadt mir aus; denn allenthalben will ich hin. Du aber selbst befürchte nichts. Du bleibst gesund, inmitten all der Todten.

Und somit schlang das Ungethüm seine langen Arme um den Hals des furchtsamen Knechtes. Der Reuße ging nun vorwärts, doch blickte er verwundert, gar keine Last zu fühlen, bald hinter sich. Aber das Gespenst saß immer noch auf seinem Rücken.

Kam zuerst nach einem Städtchen,
Freude war auf allen Gassen,
Tanz und Lustigkeit und Frohsinn.
Blieb kaum auf dem Markte stehen,
Weht das Weibsbild mit dem Tuche;
Gleich geschah's um Tanz und Freude,
Und der Frohsinn flieht von dannen.
Wo er hinschau't, sieht er bebend:
Särge trägt man, Glocken läuten,
Voll von Menschen ist der Kirchhof;
Ist kein Platz mehr zum Begraben.

Auf dem Markte lagen haufenweise die Leichen der Menschen nackt und unbeerdigt! — Dann ging es weiter. Wo er durch ein Dorf kam, da wurden die Häuser öde und leer, und die Menschen flohen mit blassen Wangen zitternd vor Furcht; und auf den Landstraßen, in den Wäldern und auf freiem Felde hörte man herzzerreißendes Geschrei der Sterbenden. —

Auf hohem Berge stand das Dorf, in dem der arme Bursche wohnte, auf dessen Rücken die Pest sich

gehängt; dort war ſein Weib und ſeine Kinder und ſeine beiden alten Eltern.

Fing das Herz ihm an zu bluten,
D'rum umgeht er ſeinen Weiler:
Hält mit kräft'ger Fauſt das Weibsbild,
Daß es ihm nicht ſpringt herunter.

Und er ſchaute vor ſich hin, und vor ihm floß der blaue Prut, hinter demſelben erhoben ſich immer höher grün belaubte Berge, weiter hin ſchwarze, und die höchſten waren mit Schnee bedeckt. —

Läuft nun grade hin zum Fluſſe;
Springt hinein und taucht ſich unter,
Will das Weibsbild auch ertränken,
Um ſein reußiſch Land vor Unglück
Und vor Peſtluft zu bewahren.

Er ſelbſt ertrank; doch die Peſt, welche federleicht wog, und die er auf ſeinen Schultern nicht gefühlt hatte, konnte nicht unterſinken, und floh, durch dieſen Muth erſchreckt, in die Wälder auf dem Gebirge.

So rettete er ſein Dorf und ſeine Eltern, ſein Weib und ſeine kleinen Kinder, und all das ganze ſchöne Reußenland, wohin er nicht das böſe Weibsbild trug.

Auch dieſe Sage fand den vollſten Beifall der Zuhörer. „Aber," ſprach Henriette, „werden wir denn nicht

bald einmal wieder etwas Heiteres zu hören bekommen?" —ſie ſah dabei auf den Arzt; dieſer verſtand die Aufforderung und ſprach lächelnd: „Wenn Ihnen allerſeits zur Abwechslung einmal mit einem ſogenannten Vexir-Mährchen gedient wäre, ſo könnt' ich allerdings wohl eins dergleichen zum Beſten geben."

„Nur her damit!" rief der Oberſt launig, und der Arzt begann:

Die rührende Hiſtorie von dem Schäfer Damon und der Schäferin Philis und ihren Schafen.

Es war einmal — ich weiß nicht mehr, in welcher Provinz, aber ganz gewiß in einer ſpaniſchen — eine ſchöne Schäferin, die hieß Philis, oder ſonſt wie, aber einen Namen hat ſie gehabt, und die Geſchichte berichtet, daß er Philis geweſen ſey, nämlich der Name der ſchönen Schäferin der ſpaniſchen Provinz, von der man nicht weiß, wie ſie geheißen hat, nämlich die Provinz, denn die Schäferin ſoll, wie geſagt, Philis geheißen haben.

Nun, dieſe Philis war eine Schäferin, und ein Mädel wie ein Daus, das heißt, nicht zu groß und nicht zu klein, und nicht zu dick und nicht zu dünn, und dabei hatte ſie die ſchönſten ſchwarzen Augen und die ſchönſten rothen Backen, und keinen Fehler am ganzen Körper, außer einem kleinen, braunen Leberfleck gerade auf der Naſenſpitze. — Ihr Vater war ein rei-

cher Pachter, und sie trieb seine Schafe, nämlich die Schafe ihres Vaters, des reichen Pachters — blos zu ihrem Vergnügen auf die Berge, und dazu ging sie wie eine rechte Schäferin gekleidet, aber ganz kostbar, denn sie hatte ein rothes Mieder von schwarzem Sammet mit goldenen Knöpfen und Franzen, und ein Röckchen von weißer Seide, und ihr Schäferstab war von Ebenholz und mit Silber beschlagen, Viele meinen sogar, daß er mit Gold beschlagen gewesen wäre, aber die Geschichte berichtet ausdrücklich, von Silber, also muß es wohl Silber gewesen seyn und kein Gold.

Wenn nun die schöne Philis ihre Schafe so auf den Bergen trieb, da sang sie allerlei schöne Lieder, denn sie hatte eine Stimme wie eine Nachtigall, und wenn sie so sang, bald hoch und bald tief, bald rechts und bald links, und grad und krumm, wie es die neueste Mode ist unter dem Sängervolke, so spitzten alle Schäfer die Ohren und hörten ihr zu, und viele verliebten sich in die schöne Schäferin, denn sie war ein Ausbund von Schönheit, nämlich die Schäferin Philis, die Tochter von dem reichen Pachter.

Die Schäferin war aber, wie gesagt, keine gewöhnliche Schäferin, und sie hielt es nicht so, wie die andern Schäferinnen, die es gar gern haben, wenn die Schäfer um sie herumscherwenzeln und ihnen schön thun. — Nein, beileibe nicht! die Philis hielt Euch als ein ordentliches Mädchen was auf Sittsamkeit, und wenn ja einmal so ein junger Bursche sich an sie wagte, und

meinte, es müſſe ihm bei ihr glücken, wie bei den andern verliebten Dingern — ja, haſt Du nicht geſehen, ein Paar Maulſchellen bekam er, daß ihm Hören und Sehen verging, denn eine tüchtige Hand, wenn es darauf ankam, zuzuſchlagen, führte die ſchöne Philis, das mußte ihr der Neid laſſen, und es iſt gewißlich wahr, daß ſie dem Sohne eines Corregidor, welcher ihr zu Liebe ein Schäfer geworden war, einmal vier Vorderzähne und anderhalb Backenzähne mit einem Hieb ausſchlug.

Aber das Sprichwort ſagt: „der Krug geht zu Waſſer, ſo lange bis daß er bricht," und ſo ging es auch der ſchönen Philis; denn was geſchah? Eines Tages ließ ſich unter den jungen, verliebten Schäfern, welche die ſchöne Philis auf allen ihren Schritten verfolgten, ein fremder, junger Schäfer blicken, der nannte ſich Damon, es ſoll aber auch kein wirklicher Schäfer geweſen ſeyn, ſondern ein vornehmer Edelmann, der ſich aus Liebe zur ſchönen Philis, wie viele Narren vor ihm, als ein Schäfer verkleidet hatte, doch iſt darüber nichts Gewiſſes bekannt geworden — genug, die ſchöne Philis ſah ihn, und weil er ein ſo ſchmuckes Kerlchen war, wie ihr noch keins vorgekommen, ſo gab es ihr, als ſie ihn ſah, einen Knacks in's Herz, und von Stund' an war ſie heimlich in ihn verliebt. Sie wollte ſich aber ſolches nicht merken laſſen, weil ſie ſich ſchämte, und hatte ſie ſchon die andern Schäfer, welche ihr nachſtellten, und welche ſie nicht leiden konnte,

übel tractirt, ſo trieb ſie's bei dem guten Damon noch ärger.

Der aber ließ ſich nicht verblüffen, ſondern nahm alle Maulſchellen, Püffe und Fußtritte der ſchönen Schäferin geduldig hin, und dachte nur immer: „Kommt Zeit, kommt Rath, und kein Baum fällt auf den erſten Hieb! kommſt du heute nicht, ſo kommſt du morgen, und was lange währt, wird gut.“ —

Nun, — endlich wurde denn auch die ſchöne Philis der Verſtellung überdrüſſig, und fing an, ſich etwas manierlicher gegen den fremden Schäfer zu betragen, und der ſtund nicht länger an, ſeinem Schätzchen alles zu ſagen, was er von ihr hielt und was er von ihr wollte.

Der ſchönen Philis gefiel es, daß ihr Anbeter ſo von der Leber weg zu ihr redete, und ſie ſprach zu ihm: „Mein ſchöner Schäfer! alldieweil und ſintemal es ſich begeben, daß ich in meinem Gemüthe gar ſehr von Deiner treuen Liebe charmiret bin, ſo will ich Dir ſolches nicht länger masquiren, ſondern mich Dir auf Pardon ergeben, vermeinend, daß Du als ein edler, galanter Courtiſan mit mir verfahren werdeſt. — Was maßen es aber meine Reputation gar ſehr kränken würde, wenn alle die, ſo mich liebeten, und welche ich verhöhnt und unverrichteter Sache habe abziehen laſſen — ſage: wenn die es erführen, daß ich nun ſelber der Macht Amoris unterlegen; ſo prätendire und proponire ich

hiermit, daß wir mit unſern Schafen davon ziehen über den Fluß jenſeits der Berge."

Damit war nun der Damon zufrieden, und ſo zogen denn am andern Morgen Damon und Philis davon, und trieben ihre Schafe vor ſich her, und die Schafe der Philis waren alle weiß, und die des Damon alle ſcheckig.

Als ſie nun jenſeits der Berge an den Fluß kamen, da fanden ſie einen Kahn am Ufer angebunden, aber es war kein Fährmann dabei, und als Damon und Philis ſchrieen und riefen, und ihre Schafe mit ihnen um die Wette blökten, ſo kam doch kein Fährmann.

Da ſagte endlich Philis zu ihrem Damon: „Damon," ſagte ſie, nämlich die Philis ſagte ſo zu ihrem Damon, und ſagte ſie: „Damon, ich weiß ein Mittel, wie wir hinüber kommen über den Strom, und unſere Schafe auch: ſteige in das Boot und nimm ſo viele Schafe mit hinein, als außer Dir noch hinein gehen und rudere ſie hinüber an das jenſeitige Ufer, dort ſetze ſie aus und komm wieder, und fahre ſo fort, bis alle drüben ſind; zuletzt magſt Du mich auch holen, denn ich will derweile hier Acht geben, bis alle Schafe hinüber ſind."

Das war denn der Damon zufrieden, und kam er noch mit ſeiner Philis überein, daß er zuerſt die Böcke und ſodann die Mutterſchafe und endlich die Lämmer hinüber fahren ſollte. — Es waren aber in allem tauſend Stück, nämlich fünfhundert gehörten dem

Damon und fünfhundert gehörten der Philis. Nun war aber der Kahn so klein, daß außer dem Damon nur noch ein Stück Vieh hinein ging. Also nahm er erst einen weißen Bock von Philis Heerde und führte ihn hinüber und setzte ihn aus, und dann kam er zurück und holte einen schwarzen Bock von seiner eigenen Heerde und führte ihn hinüber und setzte ihn aus, und dann holte er wieder einen weißen Bock, und dann wieder einen schwarzen, und so immer fort, bald einen schwarzen, bald einen weißen. Und jetzt müssen wir warten, bis alle schwarzen und weißen Böcke, Mutterschafe und Lämmer glücklich über den Strom sind, und auch die schöne Philis, und müssen uns jedes Stück wohl merken, und Acht geben, daß wir uns beileibe nicht verzählen, weil sonst die Geschichte alsogleich zu Ende ist und nicht weiter erzählt werden kann, wie solches ihr erster Erzähler, der würdige und getreue Schildknappe, Sancho Pansa, seinem weisen, sinnreichen und gestrengen Junker berichtete.

Der Arzt hatte diesen Schwank mit solcher ungesuchten, treuherzigen Komik vorgetragen, daß seine Zuhörer herzlich darüber lachten, und am Schlusse es eingestanden, sich wirklich an der Posse ergötzt zu haben.

„Manche mir bekannte Mährchen," bemerkte der Oberst, „sind an sich durchaus ohne Gehalt; mindestens habe ich einen solchen nie aus ihnen herausfinden können, wenn ich sie gedruckt las, gut vorgetragen aber haben

ſie mich immer erheitert. Es ſind dies die eigentlichen Vexirmährchen, bei denen der Vortrag alles iſt; dieſer iſt nur durch buchſtäbliche Ueberlieferung zu überkommen, und es hat mich befremdet, ſelbſt bei den Gebrüdern Grimm nur wenig der Art treu mitgetheilt gefunden zu haben."

„Ach," ſprach der Arzt, „für das Mährchen bleibt noch unendlich viel zu thun übrig, viele der ſchönſten, mir bekannten, fand ich noch in keiner Sammlung, dieſes gilt vorzüglich von den ſogenannten Vexirmährchen, denen übrigens keineswegs immer der tiefere Sinn mangelt."

„Warum iſt doch," fragte Henriette — „warum iſt doch wohl noch Niemand darauf verfallen, eine ganze Mährchenſammlung zu veranſtalten, in welcher die Erzählungsweiſe der niedern Volksclaſſe, von welcher Sancho Panſa ein ſo köſtliches Pröbchen liefert, treu wiedergegeben wird?"

„Das Unternehmen," verſetzte der Arzt, „wäre allerdings originell und dürfte auf Beifall rechnen, wenn es gelänge, aber es iſt eine ſchwierige Aufgabe, denn alles kommt darauf an, daß der Sammler weder zu viel noch zu wenig thut. Ich fühle es nur zu gut, daß ich in meiner Nachbildung des Sancho Panſa'ſchen Vexirmährchens hin und wieder zu ſtark auftrug — aber Aengſtlichkeit iſt hier, wo nicht noch ſchlimmer, doch eben ſo ſchlimm, als zu ſtarkes Auftragen. — Unternähme es Einer, ein ſo durchaus luſtiges Büchlein zu ſchreiben, ſo müßte er das Ding jedenfalls ſehr ernſt angreifen, und genau hören und ſorgfältig beobachten, ehe er ſich hinſetzte

und ſchriebe. — Manche Wendungen ſolcher bäueriſchen Erzähler laſſen ſich mit allem Aufwande von Witz von einem Gebildeten nicht — erſinnen! Mein rothes Mieder von ſchwarzem Sammet iſt ſo treu einer ehrlichen Lauſitzer Spinnerin nacherzählt, wie jener fromme Wunſch eines pommerſchen Bauern an ſeinen Bruder: „Gebe Gott, daß Gott Dich und die Deinigen geſund erhalte!“ oder jener Zuruf eines holſteiniſchen Schullehrers an ſeine Frau bei der Leiche ihres Kindes: „Theures Weib! ſey ein Mann und denke, Gott hat's gegeben ꝛc.!“ —

Die Geſellſchaft lachte, indeß ſchlug es Mitternacht und man trennte ſich für heute.

Ein und ſiebzigſte Nacht.

In dieſer Nacht ſetzte die Oberſtin ihre Vorleſung der Sage: die Schwalben, fort, wie folgt:

(Fortſetzung der Sage: Die Schwalben.)

Sechs glückliche Wochen ſchwanden vorüber. In des Jägers Zimmern auf der Burg hauſte Frau von Schwalb mit ihrem ſechszehnjährigen Sohne, während Herr Albrecht das Thurmgemach mit ſeiner jungen Gattin theilte, an ihrer Hand in den Burggarten nie-

derſtieg oder hinauf zu der Zinne, in die freie Himmelsluft. Hier auf der ſteinernen Bank ſaßen ſie oft, glücklich, als hätte die Erde nichts an ſie zu fordern, ſie nichts an die fremde Welt. Mit trunkenem Blick hing er an ihrem ſchönen Geſicht, das im traulichen Geſpräch immer lieblicher wurde; mit rührender Zärtlichkeit ſchmiegte ſie ſich an den Gatten, den Geliebten, dem ſie gefolgt war, dem ſie kindlich vertraut hatte, weil es ihr Herz gebot. Was er ihr verſchweigen mußte, darnach forſchte ſie nicht, ſie beſchied ſich gern, daß an des Mannes Leben die Außenwelt ihr Recht habe, ſie aber gehörte nur ihm; ihre Seele durfte ihm ein klarer Spiegel ſeyn, und ſie fühlte dieſen Vorzug als ein Glück, nicht als ein Verdienſt. In den Tagen, wo ſie einſam lebte, weinte ſie wohl manche Thräne, und pries das Loos der Frauen, deren Liebe ſich ſtolz vor dem Blick der Menſchen zeigen konnte; war er aber bei ihr, ſo ſchien ihr keiner neidenswerther, als ſie. Und ſo mochte es auch ſeyn.

In den Stunden traulicher Muſe unterhielt Agnes ihren Herrn mit allen ihren kleinen Begebenheiten; ſelbſt das Mährchen von der Schwalbe kam an die Reihe.. Albrecht hörte die Vergleichungen, die ſie zwiſchen ſich und Hermingarden anſtellte, tiefſinnig an, ja, er wollte ſelbſt etwas Aehnliches finden. „Es giebt viele Verhältniſſe," ſagte er, „die uns zwingen, das Liebſte zu meiden, und hat die Natur den Vogel gelehrt, was ſein irdiſches Leben erhält, ſo ſagt uns eine

innere Stimme, was wir thun müſſen, um die Seele zu bewahren. Solch eine Pflicht aber iſt es, Du Geliebte, die Deinen Albrecht ruft. Es ſoll, ſo hoffe ich, eine Zeit kommen, wo ſie mich nicht mehr bindet. Jetzt iſt Vorſicht mehr als jemals Noth. Man beobachtet meine Schritte, die Tage, die ich meinem Glück ſchenken konnte, ſind abgelaufen, nun kommen andere, wo ich den Weg hierher nicht ziehen darf. Doch wollen wir, ſo Gott will, nicht leben, ohne ein Band der Treue, das von mir zu Dir reiche und die trauernde Liebe beglücke."

Das Himmelsgeſicht der jungen Frau war über dieſen Worten trübe geworden, eine ſtille Thräne floß ihre Wange herab, aber ſie trocknete ſie ſchnell und ſuchte die ſüße Ruhe ihres Herzens wieder zu finden. Ihre ſanfte Gemüthsart gab ſelbſt dem Schmerz eine gemäßigte Farbe; auch waren ihr die wenigen Tage des Beiſammenſeyns zu heilig, um einen Augenblick an die freudenleere Zukunft zu verlieren.

Die Nacht der Trennung brach dunkel und ſternlos an. Albrecht wollte das letzte Abendeſſen mit der Frau von Schwalb und ihrem Sohne theilen, denn er fürchtete die naſſen Augen ſeiner Agnes. Aber auch Remigia hatte viel geweint über der Tafel. Jedes zählte ängſtlich die Schläge der Schloßglocke. Nur der Junker Schwalb trug in ſeinen Zügen reges Leben, jugendliches Feuer; es glänzte aus den blitzenden Augen und verrieth eine Gluth, die in ſeinem Herzen erwachte, wie

ein Lufthauch ein Fünkchen zur Flamme aufweht, daß es die Gegend weit umher erleuchtet und verwandelt. Juſtus ganze Seele war glühende Flamme! Seine Liebe für die leidende Mutter, ſeine Dankbarkeit für den Gebieter, Alles wuchs über das gewöhnliche Maaß hinaus; wo Andere ſich freuten, war er entzückt, wo Andere trauerten, ergriff ihn Verzweiflung, das Höchſte von Wonne und Schmerz dachte er ſchon oft empfunden zu haben, aber ſeine Bruſt barg noch ein unentdecktes Land, Agneſen's Anblick hob es aus der Fluth der Gefühle, und alles Andere ward ihm unterworfen.

„Siehe, Agnes," ſagte Albrecht, ehe ſie ſchieden, „dieſer unverdächtige Bote ſoll Dir, während ich fern bin, meine Grüße bringen. Du verſtehſt ja zu ſchreiben, ein Wort von Dir wird mich erquicken. Juſtus iſt treu wie Gold, und wird von Dir zu mir fliegen, gleich dem Vogel auf ſeinem Wappenſchilde, ſchnell und unbeachtet."

„O daß ich Flügel hätte, wenn Ihr mich ſendet!" rief Juſtus erglühend, indem er die Knie vor Agneſen beugte. „Treue habe ich, Treue bis in's Grab! Lieb' und Treue hat noch kein Schwalb verrathen."

Agneſen's demüthiger Sinn erſchrak vor der ungewohnten Huldigung, ſie hieß den Jüngling aufſtehen und vergaß bald ſeine Gegenwart über dem Schmerz der letzten Umarmung. Auch Remigia war heftig bewegt, ſie riß den Sohn immer wieder an ſich, küßte und ſegnete ihn, und benetzte ihn mit Thränen.

Als die lieben Gäste das Pförtchen hinter sich hatten, stiegen Beide auf den Thurm, um ihre Schatten noch zu sehen, aber die schwarze Nacht hatte schon den Mantel um die Gestalten geworfen, sie hörten nur den Hufschlag der Pferde, bis sich auch dieser verlor.

Wie traurig und öde war es nun in der Burg, wie wenig Freude gab der Blick in die offene Ferne, seit Agnes wußte, ihr Gemahl werde nicht den gewundenen Pfad um den Hügel herauf kommen. Alle ihre Gedanken waren bei ihm, alle ihre Beschäftigungen ihm geweiht. Die schwere Arbeit mit der Feder nahm manche Stunde hin, und dann standen die wenigen Zeilen so karg und armselig da; doch welch ein Lohn, wenn Justus erschien, wenn er einen Brief brachte, mit den süßen Worten der Liebe. O, sie segnete dann die Schrift und malte mit Freuden die todten Buchstaben auf das Blatt, weil es in seine Hand kam, weil seine Augen darauf ruhen sollten. —

Eine andere Arbeit ging ihr leichter von der Hand. Sie stickte ein Wehrgehänge in weißer Seide, mit einem Gewinde Epheu und Gold, das sich zu beiden Enden im Schnabel einer Schwalbe verlor. Dieses Band — sie nannte es das Band der Treue — sandte sie Albrecht durch den vertrauten Boten, der es an seiner Brust barg, und mit zitternder Hand um die Hüften des glücklichen Gebieters schlang.

Nachdem Justus die erheiternde Arbeit weggetragen hatte, fand die Matronin ihre junge Gefährtin

müßig am Fenſter ſitzend, wie ſie mit thränenden Augen in die Wolken ſchaute. —

„So traurig, edle Frau?“ fragte ſie, „iſt denn doch einmal alle Geduld und Heiterkeit Eures Gemüths aufgezehrt, und wollt Ihr der Prüfung nicht ſtill halten, da ſie vielleicht bald vorüber iſt? Zehn Wochen ſind ohne den Beſuch Eures Gemahls verſtrichen, wer weiß, wie bald er nun kommt, Euch zu überraſchen.“

„Wißt Ihr etwas davon, Frau von Schwalb?“ rief Agnes, „hat Euch Juſtus ſolch ein Glück verkündigt?“

„Nein, mein Kind! ſo glücklich bin ich nicht,“ antwortete Remigia, „ich wünſchte nur, Euch zu tröſten.“

„Liebe, theure Mutter, habt Ihr wohl je auch in Euerm Leben Tage gehabt, wo Eure Sorgen zu Rieſen wurden, und die Troſtesfunken alle auslöſchten, einer nach dem andern?“

„Solch ein Tag iſt heute! — Seht, in unſerer Einſamkeit gleicht die Einbildungskraft einer üppigen Pflanze. Sie bedeckt mit ihren wuchernden, bunten Blumen den ganzen Lebensgarten. So kann ich Euer Mährchen nicht los werden — es ſchwebt Tag und Nacht um mich; die nun vollendete Nätherei hat es recht in meine Seele eingewebt. Sagtet Ihr nicht: Luitfried's Trennung von ſeiner armen Frau ſey die Folge einer frühern Verbindung geweſen? Was meintet Ihr — was meinte der Ruf damit?“ —

„Man ſagte, eine ſchöne Griechin auf der Inſel Cypern habe daſſelbe Recht an ſein Herz gehabt, wie Hermingarde,“ erwiederte Remigia, „aber Ihr wißt ja, ich trug Euch ein Mährlein vor, und ich möchte, Ihr glaubtet einfältiglich, Herr Luitfried von Schwalb ſey ein Vogel geweſen.“

„Scherzt nicht, traute Freundin,“ ſagte Agnes, „mein Herz iſt ſchwer. Ein ſchrecklicher Gedanke will nicht von mir weichen. Wenn Albrecht — wenn ſein Geheimniß — — O Gott! — indem ich es denke, thue ich ſchon Sünde!“

„Das thut Ihr, edle Frau!“ rief Remigia, „ſo wahr mir Gott helfe. Euer Herr lebt nur für Euch, hat niemals Ring und Wort einer Andern verpfändet. Sein Geheimniß iſt Ruhm, nicht Unehre.“

„Ihr wißt, was mir verborgen iſt,“ ſagte Agnes, „aber ich dringe nicht in Euch. Bleibt ihm treu, ſo muß ich Euch doppelt lieben. — Was es auch ſey, und mit welchen Gefahren es uns bedroht, ich kann doch nimmer und nimmer bereuen, daß ich ſein ward, ja wenn ich für ihn ſterben müßte, wenn mein Tod die kurze Seligkeit bezahlte, ich würde mich dennoch glücklich nennen. Möge nur alle Gefahr mich allein treffen. Ich habe Euch noch niemals von meinem Jugendleben erzählt, die Gräber des Vaters und der Schweſter lagen auf dieſem Wege, daru warm es mir immer zu wehmüthig. Wollt Ihr mich heute hören? Es wird mir wohlthun, davon zu erzählen.“

„Wie doch alles Vergangene zuweilen so lebendig wird, da es ein andermal undeutlich in Schatten zerrinnt. Ich konnte diese Nacht wenig schlafen, die fertige Feldbinde hatte mir Hermingarden wieder in's Gedächtniß gerufen, der Zweifel, den ich Euch schon gestand, lastete auf meiner Seele; wenn es dunkel ist, fehlt auch in uns das ermunternde Licht, und es ist, als wäre der Trost des Herrn mit seiner Sonne untergegangen. Als der Morgen graute, schlief ich ein und träumte.

Ich war in Augsburg, in meines Vaters Hause, ich suchte ihn und meine Schwester. Alles war öde, die bekannten Gemächer verdoppelten sich in's Unendliche, aber sie blieben leer. Das Bild einer alten Base sah von der Wand nieder, es nickte mir lachend zu — mir grauste. Dann war es auf einmal die Base selbst, und sie sprach: „Hab' ich Dir nicht Glück verkündet, weil bei Deiner Geburt die Schwalben am Hausthore baueten? Das bedeutet Größe. Sieh nur hin! sie sind noch immer da.“ — Und ich trat vor die Thür; an dem steinernen Laubwerk über der Mauer hing das Nest. Als ich aber hinein sah, entflogen die Vögel, schwirrten ängstlich in kleinen Kreisen um ihre Wohnung, und ich konnte schauen, wie ihnen das Scheiden weh that. Mein Blick traf das Nestchen, da lag drinnen ein breites, schimmerndes Band, wie eine fürstliche Stirnbinde, und ein einfacher Ring mit einem köstlichen Steine geziert. Und ich mußte die Hände nach

den Kleinodien ausſtrecken, aber meine Augen weinten den Schwalben nach. Da ich erwachte, weilte die Seele noch lange auf jener Stätte der Erinnerung, und mir war, als hätte ich Vater und Schweſter erſt geſtern verloren.

Ihr wißt, mein Vater war ein Bader, ein geringer Mann, noch obendrein von dem Vorurtheil der Menge gedrückt, denn nur wenig hat es noch gefrommt, daß Kaiſer Wenzel dieſer Zunft Freibrief und Wappen gab. Meine Schweſter und ich fühlten die kränkende Zurückſetzung, die uns zuweilen traf; ſie verbarg ihr Gefühl unter einem heitern, ſtolzen Weſen, und mochte gern in ihrer Schönheit und ihrem anmuthigen Putz Erſatz ſuchen. Ich hingegen trat ſchüchtern auf, liebte die Einſamkeit und vergaß die ungerechte Welt über Arbeit, Schreibekunſt und lehrreichen Büchern, was mir gar wohl zu Statten kommt. Wir blieben Beide nicht unbemerkt. Ludovica verließ das Vaterhaus als Gattin eines huſſitiſchen Edlen, und hat in den Prager Unruhen den Tod gefunden. — Mir ſchmeichelte die alte Baſe Urſula mit einer noch höheren Eroberung. Ein Fürſt, ſagte ſie, habe mich bei der Faſtnachtsluſt geſehen, und biete mir ſein Herz und eine Verbindung, wie er ſie mit der Tochter eines armen Baders ſchließen könne.

Mein Herz blutete ob dieſes Antrags aus dem Munde einer Frau und Verwandtin; ich vergaß, was ſie mir war, vergaß meine Jugend und ließ nur die

gekränkte Ehre ſprechen; auch ſchwur ich ihr zu: ich möge lieber das Weib eines leibeigenen Bauern ſeyn, als eines Fürſten Glanz theilen, ohne Gottes und der Kirche Segen. Ich meinte es ernſtlich. Zwar das Schickſal hat mich dennoch erhöht, aber es geſchah ohne mein Wiſſen. Ach, möchte Albrecht der niedrigſte Mann ſeyn, möchten wir unbekannt in einer ſchlechten Hütte wohnen, nur beiſammen im Genuß unſers Glücks. Solche Wünſche umſchweben mich oft, und aus ihnen webte die Nacht meinen Traum. — Ihr ſeht mich ſo mitleidig an, ſeyd ruhig, liebe Remigia, ich bin zufrieden. Es iſt gut, wie es iſt. Wenn mir nicht etwas fehlte, was hätte mir dann der Himmel zu geben?

Ein junger Mann aus Straßburg fand indeſſen mit einiger Mühe Eingang in unſerm klöſterlichen Hauſe. Ein ſchöner Mann, ſtolzen Wuchſes und edlen Angeſichts, frei und kühn, wie ein fürſtlicher Ritter, obgleich er ſich nur einen ſchlichten Bürgersmann nannte, mit feurigem Auge, das vor Niemandes Blick zu Boden ſank, geziert mit der feinſten Sitte, ſeine Rede klug, heiter und wohlwollend, ſeine Liebe ein reines Feuer, das höchſte Glück für die Glückliche, die ſie gewann, ſein ganzes Weſen ſo hoch über dem ſchüchternen Mädchen, ſo werth, ihr ein Vorbild, ein leuchtender Stern zu ſeyn. — Liebe Frau von Schwalb! in dieſer Schilderung erkennt Ihr meinen Gemahl. Er liebte mich, und wie erwiederte ich ſeine Neigung. Wir

wurden verlobt, er zog noch einmal nach Straßburg zurück und nahm mein Herz mit.

Nach zwei Monaten kam er wieder, er wünschte unsere Verbindung ganz still zu vollziehen; er hatte alles eingeleitet, mein Vater hatte keinen Willen gegen ihn.

So reisten wir bei Nacht aus Augsburg, mit schnellen Pferden und aller Erleichterung einer schnellen Fahrt, woraus der Vater auf großen Reichthum seines Eidams schloß. Ein einsames Waldhaus nahm uns endlich auf. Wir ruhten einige Stunden, dann gingen wir einen Bergpfad hinan, bis zu einer uralten Kapelle. Es war schon nächtliches Dunkel, die Gegend kannten wir nicht, das kleine Kirchlein fanden wir erleuchtet, an den Wänden hingen Weihgeschenke und goldblumige Todtenkränze; der Gesang vieler Stimmen schallte aus der Höhe, die Sänger blieben unsichtbar, am Altar stand ein alter Mönch, ein Heiliger, wie ich wähnte, denn nie hatte mich ein Angesicht so tief ergriffen. Ich bebte an Albrecht's Hand, die weite, ungewohnte Fahrt hatte mich ermattet, der feierliche, stille Ort, der Strom des Gesanges, die Wichtigkeit des Augenblicks, das Geheimnißvolle der Weihe überwältigte mein Gefühl, und was der Priester nun sagte, vollendete den Eindruck.

Ich fühlte, es war der irdische Mund, den der Vater im Himmel ausgerüstet hatte, und das Wort war Gottes Wort! — So durchzitterte mich die leise

Mahnung, mit der er mir den Ring reichte: ich möge das Glück aus Gottes Hand nehmen, aber Geduld sammeln auf die Trübsal, denn das irdische Leben werfe Schatten, und nur jenseits leuchte eine ungetrübte Sonne.

„Vater," — sagte Albrecht, „Du hast mir voll Vertrauen Dein Kind gegeben, ich danke Dir dafür. Wisse nun, ich bin nicht, was ich schien. Deine Tochter hat jetzt den Namen und Adel des Freiherrn von Weißenwolf erhalten. Weil aber ein unabänderliches Schicksal gebietet, daß diese Ehe, bis der Herr es anders fügt, geheim sey, so vergieb mir, wenn ich Dein Kleinod entführe, daß Du selbst nicht erfährst, wo ich es barg. Wohl weiß ich, geliebte Agnes, ich hätte das früher sagen müssen, ich vermochte es nicht, aus Furcht, Dich, meines Herzens Braut, zu verlieren. Aber höret jetzt Beide meinen Schwur, wie ich ihn in die Hände des ehrwürdigen Priesters lege: So wahr Gottes Auge auf uns niederschaut, so wahr Du an diesem Altar mein ebenbürtiges Weib geworden, so wahr und gewiß will ich Dich hegen und lieben bis an's Ende mit deutscher Treue, und Dein Schutz und Schirm seyn, wie ein schwacher Mensch es vermag. Weinst Du je eine Thräne durch meine Schuld, für den Du Vater und Heimath ließest, so möge der Herr sein Angesicht von mir wenden in meiner bängsten Stunde." — „Amen!" sagte der Mönch, und der Wiederhall sagte Amen! mein Herz zitterte, und ich vermochte kaum den Weg nach dem Waldhause zurückzulegen. Am

nächsten Morgen mußte ich mich von meinem Vater trennen, ich empfahl ihn der Base mit tausend Thränen, und es war mir, als risse sich ein Theil meines Lebens von mir los, doch fühlte ich, ich gehörte nun einer andern Pflicht an, als bisher, und ohne mit Albrecht zu ziehen, müsse mein Tod seyn. Albrecht führte mich hierher, war lange bei mir, ließ mich keine Trennung ahnen. — Nach zwölf glücklichen Wochen traf mich der erste Schmerz, ich wußte nicht, wie mein Gemahl zuweilen Nachrichten von Augsburg empfing, aber er beglückte mich oft mit der Kunde: meinem Vater gehe es gut. Plötzlich sah ich sein Auge trübe, mitleidig ängstlich ruhte es auf mir, ich drang in ihn! — Ach Remigia! mein Vater war gestorben und seine Tochter hatte ihm die letzte Noth nicht tragen helfen; sie war fern, lebte vielleicht eine glückliche Stunde, während er mit dem Tode rang. Er wußte ja nicht einmal, wo sein Kind sey, wie hätte er es herbei rufen mögen.

Seht, nun bin ich an der Stelle angelangt, von der ich den verhüllenden Schleier niemals wegziehen wollte. Alles Uebrige wißt Ihr, denn als mich Albrecht verlassen mußte, gab er mir Eure freundliche Gesellschaft, und o! daß ich ja niemals klage im Besitz eines solchen Gemahls und einer solchen Mutter."

Es schlug Mitternacht, und die Oberstin legte das Buch bei Seite, für heute die Vorlesung beendend.

Zwei und siebzigste Nacht.

Abermals war die Oberstin verhindert, Theil an der Gesellschaft zu nehmen, und somit mußte für heute auch wieder die Fortsetzung der Geschichte von den Schwalben unterbleiben, der Arzt half wieder aus und erzählte die beiden folgenden Sagen:

Thor's Kampf.

(Altnordische Sage).

Herr Thor, der Riesentödter, zog über Nacht aus und trat in die Halle des Riesenkönigs Utgard, wo derselbe eben mit allen seinen Riesen saß, und guter Dinge war beim süßen Meth.

Als Herr Utgard Herrn Thor erblickte, a wurd' er zornig und schnob ihn an: „Was suchst Du hier, und wie magst Du, Zwerg, Dich in meine Halle wagen?"

Darauf antwortete Herr Thor muthig: „Ich bin Thor, der Riesentödter, und komme, mit Dir und Deinen Riesen zu streiten." Und wieder sprach der Riesenkönig Utgard: „Ich will es nicht verfluchen, mit Dir zu kämpfen! Bereite zum Streite Axt und Schild!" und somit warf er seine schwere Lanze nach Herrn Thor.

Thor aber sprang zur Seite, daß der Speer in die Wand fuhr und darin stecken blieb, und als nun

Herr Utgard zum Schwerte griff, warf ihm Thor seine Streitart an den Kopf, und traf ihn so wacker, daß der Riesenkönig hinschlug, so lang er war, und todt blieb.

Darüber erhoben die andern Riesen ein wildes Geschrei und schwangen ihre Schwerter und schlugen damit gewaltig auf Herrn Thor los. Doch ihre Streiche prallten an Thor's eisenbeschlagenem Schilde ab, und der schwang seine Axt wie ein rechter Held, bis alle Riesen bei ihrem König in der Halle erschlagen da lagen.

Da wischte Herr Thor den Schweiß von der Stirn und das Blut von der Axt, und rühmte sich, sprechend: „Wer ist noch da, der mir widerstehen mag?"

Aber als Herr Thor so redete, da schritt ein altes, zitterndes Mütterchen in die Halle, und das Mütterchen war so schwach, daß es sich auf eine Krücke stützen mußte und hin und her schwankte, das sprach zu Herrn Thor:

„Die wackern Recken, welche Du erschlugst, waren meine Söhne! wehe Dir, Herr Thor! ich komme, sie an Dir zu rächen und will mit Dir kämpfen."

Als solches Herr Thor hörte, lachte er laut und rief: „Ja wohl! mit Dir hat es arge Noth — geh hole Dir Deinen Rocken und streite gegen die Mücken damit! — Troll Dich, alte Hexe! Kampf taugt nicht für Deine Knochenhände!"

Da sprach die Alte: „Dein Schimpf und Spott

ſoll Dir zu nichts helfen, und auch Dein Hammer nicht! drum wehre Dich!“ und ſomit ſchwang ſie ihre Krücke und hieb mit einem Streiche Herrn Thor's Schild entzwei.

Herr Thor erſchrak und ſchwang ſeinen Hammer, aber auch dieſer hielt nicht Stand gegen die Krücke der Alten und zerbrach, ſammt Harniſch und Helm in Splitter, ſo daß Herr Thor ganz wehrlos da ſtand.

Doch verlor er den Muth noch nicht, ſondern griff die Alte derb an; die krampfte ſich an ſeinen Leib, und da fühlte er's, daß ſie kalt war, wie der Tod. Und ſie rangen mit einander gewaltig, und Keins konnte das Andere bezwingen.

„Und wärſt Du der leibhafte Tod,“ ſchrie Herr Thor, „Du ſollſt mir die Kraft nicht beugen! noch Keiner, mit dem ich kämpfte, hat mich je beſiegt!“

Und die Alte grinſete: „Wäreſt Du auch Wodan's gewaltiger Sohn, ich bezwinge Dich, denn wiſſe: ich bin das Alter!“ — und ſie faßte ihn abermals und preßte ihn ſo gewaltig an ſich, daß ihm alle Glieder krachten, und Herr Thor zu Boden ſtürzte.

Aber raſch ſprang er wieder auf, faßte die Alte eben ſo hart, als ſie ihn, ſchleuderte ſie von ſich und entſprang aus der Halle.

Aber als Herr Thor nun nach Hauſe gehen wollte, da ging er einen traurigen Tritt, und nicht lange währte es, ſo fiel er dahin auf den Schnee und hat nie wieder einen Kampf gekämpft.

Der eiſerne Hahn zu Raab.

(Magyariſch.)

Als die Türken die Feſtung Raab erobert hatten, hielten zu Komorn die edlen Helden Niclas von Palffy und Schwarzenberg mit ihren Verbündeten Rath, was nun zu thun ſey, nachdem der Anſchlag des Herzogs Max von Oeſtreich, Raab mit Sturm zu nehmen, mißglückt war.

Als die edlen Herren noch ſo da ſaßen und ſich beriethen, da kam ein Bote in ihre Verſammlung und ſprach: „Gott zum Gruß, Ihr edlen Herren, ich bringe Euch frohe Mähr: Ali Paſcha hat ein Wächter-Häuslein erbaut auf dem Waſſerthore, darin ſchläft er ſorglos bei Tage wie bei Nacht, und hat einen Hahn von Eiſen auf die Spitze geſetzt, zum Hohne für den kaiſerlichen Adler, und hat ausrufen laſſen unter Paukenklang und Cymbelſchall: ſo lange der eiſerne Hahn auf ſeinem Wachthäuslein nicht drei Mal laut krähen würde, ſolle in Raab der Halbmond von allen Thürmen herab ſcheinen. Darauf hat der Paſcha ſeine beſte Mannſchaft nach Ofen geſchickt, denn er vermeint, mit Oeſtreich ſey es am End', und er hat geſchworen: er wolle für ſich und die Stadt keinen andern Wächter, als den eiſernen Hahn. Und jetzt ſage ich Euch, Ihr edlen Helden, wenn Ihr Euch aufmachen wollet und gegen Raab ziehen, es mit Sturm zu nehmen, ſo ſoll der

eiſerne Hahn drei Mal krähen, und Ihr ſollet ſiegen.“ Als der Bote ſo geſprochen hatte, verſchwand er, und Keiner wußte, wohin.

Die Helden aber freuten ſich der wunderbaren Kunde, und noch in derſelben Nacht eilten ſie wohlgerüſtet an der Spitze ihrer Mannen gen Raab. Und als ſie fürbaß geritten ſind, da iſt aus einem Forſte ein großer Adler geflogen, und immer vor ihnen her, als wolle er ihnen den Weg weiſen.

Darauf, als ſie vor der Feſtung angelangt waren, haben vier von ihren Huſaren (welche der türkiſchen Sprache wohl kundig geweſen) als Türken verkleidet, an das Weißenburger Thor geklopft und geſchrieen: „Machet ſchnell das Thor auf, ihr Wächter, wir kommen von Ofen her!“

Als nun der Wächter das Thor aufgethan hat, haben ihm ihrer Etliche alſobald das kalte Eiſen zu koſten gegeben, daß er für alle Ewigkeit daran genug gehabt hat. Nicht beſſer iſt es der nächſten Wacht ergangen und ſind die Uebrigen nachgedrungen und haben ein gräßliches Blutbad unter den Türken angerichtet.

Als nun aber die Beſatzung ſich von ihrem Schrecken erholt hatte, da ſammelte ſie ſich unter Ali Paſcha und drang grimmig auf die Stürmenden ein, und Ali Paſcha vor allen ſäbelte manchen wackern Chriſtenſoldaten nieder. Drei Mal waren die Chriſten ſchon nahe daran geweſen, Meiſter von Raab zu werden, und drei Mal

hatte Ali Pascha sie glücklich bis an das Thor wieder zurückgedrängt, siehe: da zuckte im Osten der erste Sonnenstrahl, und o Wunder, das eiserne Hähnlein auf dem Wachthäuschen des Pascha hat drei Mal laut und hell gekräht. Als das die Türken gehört haben, ist ihnen der Muth gesunken, und haben sie sich schier ohne Widerstand niedermetzeln lassen, und wie sehr Ali Pascha den eisernen Hahn verfluchte, hat es ihm doch nichts geholfen, sondern hat er für seinen Spott den Kopf lassen müssen.

Bevor aber noch die Sonne ganz herauf gewesen ist, haben schon die christlichen Soldaten den Halbmond von allen Thürmen herabgestürzt, und an seiner Statt wieder das Kreuz der Ungarn aufgerichtet.

Drei und siebzigste Nacht.

Heute begann die Oberstin wieder ihre Vorlesung mit der Fortsetzung der Sage von den Schwalben:

Die arme Agnes dachte nicht, wie bald sie ein Gut verlieren sollte, an dem ihr Herz in kindlicher Hingebung hing! Wenig Tage später fiel Frau von Schwalb in eine gefährliche Krankheit; der vertraute Arzt, den man aus einem nahen Kloster holte, konnte

der bangen Pflegerin keinen Troſt, keine Hoffnung geben; auf das ängſtliche Wünſchen der Kranken, auf die dringende Bitte der Freifrau verſprach der Schloßvoigt, Herr Albrecht ſolle benachrichtigt und der Junker Juſtus gerufen werden. Um keinen Preis wollte Agnes dem Junker den Segen ſeiner Mutter entbehren laſſen, ſie hatte ja noch vor Kurzem die ähnliche Wunde ihres Herzens aufgeriſſen, und ſie blutete ja noch. — —

Juſtus kam an, der ſterbende Blick der Kranken fiel auf ihn und wandte ſich befriedigt dem Himmel zu. Wie Geſchwiſter ſtanden die beiden Trauernden an dem ruhigen Sterbebette, aber es war nichts Aehnliches in ihrem Schmerz. Juſtus troſtloſe Verzweiflung erſchreckte die geduldige Agnes, und ſie vergaß das eigene Weh, weil ſich alle Gedanken ihm zuwandten. Mit himmliſcher Milde ſuchte ſie ihn aufzurichten, verſprach ihm, an die Stelle der Geſchiedenen zu treten, ihm Schweſter und Mutter zu ſeyn. Sein Herz, ſchon lange von ihr erfüllt, ward nun ganz ihr eigen, ein wahrhaft andächtiges Gefühl zog ihn zu ihr hin, ihre Worte beſchworen ſeinen wilden Gram, die bewegten Wellen eines zu lebhaften Gefühls ebneten ſich, und nahmen ein heilig geliebtes Bild in ihre dunkle Tiefe auf.

Agnes hatte keine Ahnung von der gefährlichen Schwärmerei des kindlichen Jünglings, ſeine glänzenden Augen brachten ihr nur das liebe Bild ſeiner Mutter in's Gedächtniß, ſelbſt ſeine Stimme hatte den Ton der

Abgeſchiedenen, um ihn glaubte ſie die verklärte Geſtalt ſchweben zu ſehen. —

Die Ueberreſte der Todten waren nun zur Ruhe gebracht, ſchauerliche Einſamkeit bewohnte den Thurm, Juſtus ſollte morgen abreiſen. Noch wußte ſein Gebieter nicht, was geſchehen war, denn als der Bote aus Wohburg den Junker eilends abrief, befand ſich Albrecht nicht daheim. Agnes wandte den halben Tag an, um Juſtus nicht ohne Brief ziehen zu laſſen, und unter Thränen ſchrieb ſie an ihren Albrecht Worte der Liebe, Sehnſucht und Trauer.

Ein Beſuch unterbrach hier die Vorleſung der Oberſtin, es war Baron Heinrich von Werthen, ein Neffe des Oberſten, welcher von mehrjährigen Reiſen im Auslande heimkehrte. Freudig begrüßten alle den eben ſo ſchönen als gebildeten und würdigen jungen Mann, der Abend verfloß unter Fragen und Antworten, wie das in der Regel iſt, wenn uns ein lieber Menſch nach langer Trennung aus der Ferne heimkehrt.

Erſt als die Geſellſchaft ſich trennte, machte der Oberſt ſeinen Neffen mit ihrer gewöhnlichen Abendunterhaltung bekannt, und betheuerte, daß er nicht nur für die Zeit ſeines Aufenthalts einen aufmerkſamen Zuhörer abgeben werde, ſondern auch Willens ſey, hin und wieder eine Sage, welche er im Auslande gehört habe, mitzutheilen.

Vier und ſiebzigſte Nacht.

Heute las die Oberſtin weiter:

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

Dicht unter der Zugbrücke, an dem ſteilen Abhange des Grabens, wo Flieder, wildes Roſengebüſch und Hopfenranken einen Verſteck bildeten, ſaß ſeit Remigia's Beſtattung jede Nacht, vom Abend zur Morgendämmerung, ein fremder Mann, Auge und Ohr lauſchend nach der Burg gerichtet. Wer er war und warum er ſich den Schlummer ſtahl, ein ſchweigendes Gemäuer zu bewachen, das wollen wir zuvörderſt erforſchen, ehe wir ſeinem nächtlichen Pfade folgen.

Herr Albrecht, Agnes Gemahl, hatte wohl Recht, wenn er ſich beargwohnt glaubte und ſein Geheimniß in doppelte Schleier hüllte, aber er wußte nicht, wie weit es ſchon in fremder Gewalt war. Einer ſeiner alten Diener, Hans Breitfelden, ein feiner Schalk, hatte ſich ſelbſt und einem Andern zugeſchworen, er wolle in Kurzem wiſſen, was ſein Herr verberge.

Mancherlei Kundſchaft, die er tropfenweiſe ſammelte, und wie Perlen an eine Schnur reihte, brachte ihn ziemlich nah auf die Spur; er bemerkte jetzt die vorzügliche Gnade, die der Junker Schwalb genoß, er drängte ſich an ihn und wußte dem Jünglinge Fallſtrick

auf Fallstrick zu legen; ein weniger sicherer Fuß müßte davon gefällt worden seyn. Aber Justus war treu, seine Redlichkeit konnte kein Vortheil verführen; weniger fest war sein Verstand. Ein zu glühendes Gefühl, vorgefaßte Meinungen, Unerfahrenheit, die nur Engel oder Teufel sah, jugendliche Uebereilung, und Gefühle der ersten Liebe, nur zu verrätherisch für den Menschenkenner, siehe da die Fäden, an welchen das Insekt, in dessen Netzen er hing, sein Gespinnst knüpfte.

Seit ihn Hans von Breitfelden versuchte, floh er ihn, als ob er jenes Bild wirklich in ihm erkannt hätte; der alte Mann ließ das eine Weile hingehen, dann redete er ihn lachend an und fragte: ob er wirklich glaube, es sey ihm Ernst mit jener Prüfung gewesen. „Seyd kein Thor, Junker!“ fuhr er fort, „meinet Ihr denn, wenn ich ein Schelm wäre, ich würde es Euch verrathen? — Legt die Hand nicht an das Schwert, junger Degen! Hans von Breitfelden bedarf keines Kampfes mit Euch, um seinen Namen in Ehren zu erhalten. Lieber will ich Euch freiwillig auf dies Schwert, oder auf eine Reliquie schwören, daß ich es so treu mit unserm Herrn meine, als Ihr.“

Breitfelden sprach hier nicht unwahr; was er vor hatte, wollte er zum Glücke seines Gebieters thun, er wollte das Werkzeug seyn, ihn aus unwürdiger Fessel zu lösen, aber weil er auch schlechte Mittel nicht scheute, ward sein redlicher Wille zum Bubenstück.

Justus glaubte ihm nur halb, und nicht eher ver-

söhnte er sich mit dem alten Krieger, seinem frühern Liebling, bis einst Albrecht den Ausspruch that: „Hans von Breitfelden würde meinen Vater oder mich auf seinen Schultern durch Flammen tragen, und nicht denken, er habe sonderlich Großes gethan.“ Seit dieser Rede hatte Hans seinen jungen Freund wieder.

Breitfelden entging nichts, was ihn zum Ziele führen konnte, er war nicht träge, jeden Schritt des Junkers zu beobachten. Daß Justus geheime Reisen that, und die Vorwände dazu nur Vorwände waren, daß er Briefe brachte, die Albrecht mehr als zehn Mal las, wußte er längst, daß in seiner Brust ein neues Gefühl lebte, verrieth sein ganzes Wesen. Warum ließ Albrecht ihn jetzt zurück, als er zu einer Berathung mit Vater und Oheim auszog? Sollte sich Justus vielleicht nicht zu weit von der Wohnung geheimer Liebe entfernen? Sollte er abermals Botschaft dahin tragen? und welches war der Ort, wo die Verführerin hauste, deren Namen Breitfelden durch hundert Schlangenwege erforscht zu haben glaubte? Ein solcher Weg führte ihn an die leicht verwahrte Truhe des Junkers, zu Justus kleinen Heimlichkeiten, und hier ließ ihn der Zufall finden, was er suchte.

„Junker,“ sagte er eines Abends, „Ihr seyd nicht mehr derselbe! wo ist das jugendliche Feuer, die Thatenlust, der kecke Muthwille? Ziemt sich für Eure Jahre eine andere Minne, als das Schwert? Ihr seyd verliebt, Justus.“

„Verliebt?“ wiederholte Juſtus verächtlich, „Herr von Breitfelden, Ihr habt kein Herz, das meine zu richten. Wenn ich einmal liebte, wird mich die Liebe in den Himmel heben, — verliebt bin ich nicht.“ —

„Nennt es, wie Ihr wollt, da Ihr die Sache zugebt!“ rief Breitfelden lachend, „die Jugend hat gern hochtönende Worte. Aber bei meinem Haupte, Junker, Ihr ſeyd zu früh in's Netz getaumelt. Wer iſt denn das ſchöne Zöfchen, das Euch gefangen hat? Ein luſtiges Dirnlein ohne Zweifel, nehmt Euch in Acht!“

„Breitfelden!“ antwortete Juſtus glühend, — „dankt es Eurem Alter, daß Ihr ſo zu mir ſprechen dürft! Glaubt Ihr, ein Schwalb wolle die Augen ſo tief ſenken, ſtatt ſie zu erheben? — Die ich liebe und anbete, ſteht hoch über mir! nach ihr verlangen, hieße das Siebengeſtirn vom Himmel herab wünſchen. Mag ſie ihre erhabene Bahn gehen, ich will ſie vergöttern, will Thaten thun, werth, von ihr geſehen zu werden, und wenn die Welt einſt meinen Namen nennt, ſoll ihr der Ruhm gehören.“

„So recht, mein Ritter,“ ſagte Hans, „das iſt freilich eine andere Art, als ich meinte. — Ihr müßt mir vergeben, ich dachte nicht, daß eine ſolche Dame in dem alten Neſte Bohburg hauſe.“

Juſtus erſchrak, daß das Blut in ſeinen Adern ſtarrte, aber er hoffte es klug zu verhehlen. — „Boh-

burg?" fragte er mit künſtlichem Erſtaunen, — „ich verſtehe Euch nicht, weiß nicht, was Euch bewegt" —

„Es iſt gut," erwiederte Breitfelden ehrlich, „ich ſehe ſchon, daß ich geirrt habe. — Ich belauſchte Euch einmal, als Ihr die lang vergeſſene Malerkunſt übtet, das Bild, das ich ſah, ſchien mir genau die alte Vohburger Veſte, ein Stück von unſers Herrn mütterlichem Erbe, mit ihrem viereckigen Thurm, ihrer kenntlichen Umgebung von rieſigen Ulmen und Eichen und ihren zackigen Zinnen. Weil Ihr immer träumtet, wie ein Jungfräulein nach dem Monde ſchautet, nicht hörtet, wenn man Euch anſprach, dachte ich, Ihr hättet das Ziel Eurer Gedanken konterfeiet. Es mag wohl nur eine Maleridee geweſen ſeyn. Und beſſer, daß es ſo iſt. Sechzehn Jahre ſind ein zu grünes Alter für den Bräutigamsſtand. Zählt doch unſer Herr ſchon acht und zwanzig, und wird erſt jetzt ſein Wort geben zur Ehe mit Anna von Braunſchweig."

Juſtus hütete ſein Geſicht, daß es ſein Erſtaunen nicht verrathe; ob es dem Argloſen gelang, wird Niemand fragen, der ſich die beiden Geſellen denken will, wie ſie dicht beiſammen, Auge in Auge, da ſaßen.

Nach einigen Tagen erhielt Juſtus geheime, räthſelhafte Botſchaft von Vohburg, und einen eiligen Ruf dahin. Er verbarg ſeine Beſtürzung, bereitete ſich zur Reiſe, indem er Breitfelden ſagte: ſein Herr habe ihn berufen. Aber Breitfelden wußte genug, und kam faſt mit ihm zugleich in der Gegend von Vohburg an.

Hier lauerte er nun, wie die wilde Katze, aus gut gewähltem Versteck auf die Heimkehr des jungen Liebesboten.

Der Mond ging unter Wolken hin, in den Ulmen am Schloßgraben sauste der Sturm, das Käuzchen schrie und die Windfahne schwirrte. Da öffnete sich das Thor, da rasselte die Brücke nieder, und Pferdetritt dröhnte auf dem hohlen Gebälk. Breitfelden raffte sich auf, ging einige Schritte tiefer in's Gebüsch und rief mit gedämpfter Stimme: „Bolko, es ist Zeit, ich glaube, unser Männlein kommt den Berg hinab. Aber noch einmal, ich empfehle ihn Dir auf Dein Gewissen! Du darfst ihm nichts Schädliches geben, ich habe den Jungen lieb. Nach allem, was ich weiß, ist er eine Brieftaube. Wir nehmen ihm das Blättchen unterm Flügel weg, sperren ihn ein Paar Tage ein, und damit Basta.“

Bolko machte sich auf den Weg. Am Rande eines Waldes traf er mit dem jungen Reisenden zusammen, Justus sah einen schwachen Greis neben sich herwanken, oftmals still stehen, endlich in die Knie sinken. Er hielt sein Pferd an und fragte nach Woher und Wohin. Der Greis hatte sich nur wenige Stunden von Heimath und Kindern entfernt, auf der Rückkehr hatte ihn Krankheit befallen, er ging schon seit Sonnenuntergang den kurzen Weg und konnte nun seine Hütte nicht erreichen. Mitleidig stieg Justus vom Rosse, half dem todtschwachen Mann aufsteigen und versprach ihn heim zu ge-

leiten. Etwa eine Stunde mochte es nach Bolko's Anweiſung über ungebahnte Haidewege fortgegangen ſeyn, als ſie an ein einſam ſtehendes Haus mitten im Walde kamen. Juſtus, mit dem tiefen Gram im Herzen, fand die endloſen Dankſagungen ſeines Gefährten läſtig, noch peinlicher war es ihm, daß nun zwei junge Burſche ſich mit dem Vater vereinigten, ihn zu einiger Raſt in der Hütte zu bewegen, damit ſie ihn laben, und wenn der Sturm die Wolken weggejagt habe, auf kurzen Hirtenpfaden zum nächſten Flecken bringen mochten. Er willigte gezwungen ein, ſeine Seele war noch in der Burg beim Grabe der Mutter. Als der Morgen graute, klopfte es an die Hütte, Bolko that auf und Breitfelden ſtand vor ihm.

„Wie iſt's?“ fragte er.

„Alles recht,“ erwiederte Bolko, „er ſchläft wie todt, und es iſt nur ein unſchuldiger Saft, den wir ihm in den Wein miſchten. Hier iſt auch die Abſchrift des Briefes, welchen wir bei ihm fanden, und, wie Ihr befahlet, ihn wieder in das Koller ſteckten. Kommt nur herein!“ Und Breitfelden trat in die Hütte.

Fünf und siebzigste Nacht.

(Fortsetzung der vorigen Sage.)

Agnes berechnete genau Weg und Stunden, bis Nachricht von Albrecht kommen konnte; endlich ritten drei eilige Reiter den Heerweg heran, kamen näher, lenkten auf den steinigen Pfad zur Höhe und waren jetzt unter der Zinne, wo die zitternde Frau stand.

Ein kleiner, weißer Zelter, mit reicher Decke tanzte neben dem letzten Reitersmann her; nun hielten die Fremdlinge still, aber sie sah unbekannte Gestalten. — Albrecht kam nicht selbst, Justus jugendliches Gesicht war nicht unter ihnen; als der Wächter anrief, hörte sie die vertrauten Worte: „Hier des weißen Wolfes Haupt;“ sie hörte die Brücke niederdonnern und die Pferde einreiten, der Schloßvoigt, an der Spitze seines schnell gewaffneten Häufleins empfing die Ankommenden. Die Minuten wuchsen ihr zu Stunden, bis der alte Schloßvoigt demüthig bei ihr eintrat.

„Gestrenge Frau,“ sagte er, „es ist ein Gesandter unsers Herrn hier, wie ich fast nicht zweifeln kann. Er gab die Losung, doch mochte ich darauf allein nicht trauen, sintemal die Luft ein Wort auch zu treulosen Ohren führen mag. Deshalb, und erwägend, wie wir dreizehn wehrhafte Männer auf drei waren, ließ ich die Besatzung waffnen und war auf alles gefaßt. Allein

durch Prüfungen, die ich selbst Euch nicht mittheilen kann, hat allein der Anführer sattsam bewiesen, er besitze Herrn Albrecht's Vertrauen. Ich darf ihm den Zutritt zu Euch nicht wehren, beschwöre Euch nur, seyd vorsichtig, räumt dem Fremden nicht zu viel ein, waffnet Euer Taubenherz mit Schlangenwitz, folgt ihm nicht von hinnen, ehe Ihr unfehlbare Zeichen sehet, der Bote komme von Euerm Herrn Gemahl."

„Bringe ihn her!" rief Agnes, „was zweifelst Du noch? Es ist meines Herrn Bote, den ich mit Schmerzen erwarte! Bringe ihn her!"

Ein alter Kriegsmann schritt über die Schwelle, verneigte sich, warf einen festen Blick auf Agnes, und beugte ein klein wenig seine Knie. „Edle Frau," sagte er sodann, „ich bin von Eurem Herrn gesandt, Euch der Einsamkeit zu entführen, wie Ihr wünschet. Er läßt Euch entbieten: Der Schwalbe sey ein Fittich gelähmt, darum sende er den Raben. Auch soll ich Euch erinnern, daß Euer eigen Angesicht stärkern Zauber übe als Epheu und Gold."

„Und hast Du weiter kein Zeichen," fragte Agnes, „als Worte, die auch der Verrath erlauschen konnte?"

„Daß ich meines Herrn Vertrauen besitze, habe ich dem Schloßvoigt gezeigt," antwortete der Fremde, „ich bin bereit, es auch Euch darzuthun."

„Lange nicht genug, um Euch die Dame zu vertrauen," rief Jener, „denkt sie wie ich, so bleibt ihr

Drei auf Bohburg, bis ich meines Herrn eignes Wort höre."

„Wie Ihr wollt," antwortete jener kalt, „die Schuld auf Euer Haupt. — Wenn ich in drei Tagen nicht bin, wo ich seyn soll, denke ich wohl, unser Herr wird den alten Hans von Breitfelden lösen."

„Breitfelden?" rief Agnes aus, der Name ist mir nicht unbekannt, Du bist ein treuer Diener Deines Herrn! Du hast ihn, als er ein Knabe war, aus großer Gefahr gerettet. Ich hörte die Geschichte davon nur einmal, aber Dein Name blieb in meinem Herzen. Dir folge ich willig."

Breitfelden's Gesicht überflog ein Zug listiger Freude. —

„Das war bei Kaiser Siegmund's Krönungsfest," antwortete er, „aber wißt Ihr denn auch gewiß, ob ich Breitfelden bin? Nehmt ein Zeichen! Mein Herr meint: Ihr werdet diesen Ring kennen, den er niemals von sich läßt und mir zur Beglaubigung gab."

„Ja ich kenne ihn," sagte Agnes, und drückte den Ring an ihren Mund, „sein Zwillingsbruder ist an meiner Hand. Wann reisen wir?"

Breitfelden fügte sich demüthig in den Willen seiner Gebieterin, sie bestimmte den nächsten Morgen, und die Männer entfernten sich, — der alte Schloßvoigt mit Thränen in den grauen Wimpern.

Auch Agnes schlief diese Nacht nicht, Freude und

Wehmuth ſtritten in ihrer Bruſt. Sie rief den Schatten ihrer Freundin an, ſie zu begleiten und betete bis zur Morgendämmerung.

Sechs und ſiebzigſte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

In Straubingen, vor der herzoglichen Burg, war fröhliche Unruhe! Haupt an Haupt ſtanden Tauſende gedrängt, und mit Mühe hielten die Hatſchiere eine freie Gaſſe nach dem offnen, bekränzten Burgthore. Von den Söllern ſchallten Pauken, Trompeten und Geigen durch das Gejauchz der Menge.

Breitfelden ritt eben mit ſeinen Begleitern durch die öden Nebengaſſen, und kam an einem Seitenpförtchen des Schloſſes an, aber er fand es ſtark beſetzt, und da er ſich und ſeiner Dame kecklich Eingang verſchaffen wollte, legten ſich die Lanzen kreuzweis über den Eingang, und die bärtigen Männer traten drohend vor.

„Es ſoll Niemand herein, bevor die Fürſten über den Hof gezogen ſind," ſagten ſie, „alle Pforten ſind bewacht, wir dürfen nur die Glieder des weiſen Magiſtrats einlaſſen. Reitet vorn herum, oder geht lieber und laßt

die Pferde hier, die Pauluspforte iſt offen, da mögt Ihr über die große Gallerie in's Innere gelangen."

Breitfelden bat Agnes abzuſteigen, und ergriff ihren Arm; ſie trug ein verhüllendes Gewand und einen dichten Schleier. Mit ängſtlichem Widerwillen ging ſie an ſeinem Arm neben dem düſtern Gebäude hin, der Muſik und dem Gelärm entgegen, das wie ein Bienenſchwarm in ihr Ohr ſummte. Noch ſchüchterner ſchloß ſie ſich an ihn, als die Fluth der Menſchen ſie umwogte. Er war nicht weniger befangen als ſie, er trug ſie faſt; mit Rieſenſtärke machte er ſich Platz, daß alles vor ihm wich und er mit ſeiner Gefährtin zu der Pauluspforte vordringen konnte. Ein enges, gewundenes Treppchen führte hier in die Höhe, ſie traten auf eine freie Gallerie, die in den innern Schloßhof ſah. Breitfelden ließ Agnes kaum Zeit, einen Blick hinunter zu werfen, er zog ſie mit Eil weiter fort, während draußen der regelloſe Lärm in einen Vivatruf überging, die Trompeten lauter tönten, einzelne Namen die Luft erfüllten. „Es lebe der edle Churfürſt von Brandenburg! es lebe Herzog Wilhelm von Baiern! es lebe unſer gnädiger Herr, Albrecht von Baiern! ſie kommen, ſie kommen! macht Platz!" — So ſcholl es bis in die Stille des Hofes und unter den erſten ſchwarz gekleideten Rathsherren und Bürgern, die hier ſtanden, ward es unruhig und die Wachen klirrten mit den Waffen und erhoben die Fahnen.

Agnes ſtand nun mit Breitfelden vor einer hohen

Flügelthüre, die von der Gallerie in's Schloß führte, aber sie war versperrt; vergebens zog er die Schelle, daß schier der Faden riß, es öffnete Niemand, und Menschen quollen die Treppe herauf, besetzten den Gang, drängten ihn und seine Begleiterin dicht an die Brustlehne. Ein Fluch entschlüpfte ihm, Agnes hörte nichts davon, denn sie sah in diesem Augenblick aus dem gegenüber sich öffnenden Burgthore den Zug der Fürsten hervorgehen. Es waren zwei Herren, schon in den spätern Lebenstagen, so reich mit Diamanten angethan, daß die Abendsonne ihren Anblick zu blendenden Gestirnen machte; neben ihnen ritt ein Dritterlin Schmuck der Jugend auf rabenschwarzem Rosse, in kurzem rothsammtenem Rocke mit Perlen übersäet; sein Hut war von Federn überwallt, er bückte sich rechts und links, wohlwollend, freundlich; er sprach lebhaft mit seinen Begleitern, und zügelte dabei anmuthig leicht das brausende Roß. Der vorige verwirrte Ruf ertönte von Neuem, und hallte, von allen Zuschauern wiederholt, weithin nach.

Ein greiser Rathsherr trat die Fürsten an, und wie er den jungen Herrn zunächst stand, entblößte dieser sein lockiges Haupt. — Agnes fühlte sich von lähmendem Schwindel ergriffen, durch die horchende Stille schnitt ihr lauter Weheruf, die Fürsten blickten nach der Gallerie auf, Breitfelden zog die ohnmächtige Frau in's dichteste Gedränge. Niemand beachtete sie, alle Augen hafteten auf der Scene im Schloßhofe. Breit-

felden machte noch einen Angriff auf die Flügelthür, ſchlug donnernd dagegen, zog an der Schelle, warf nach einem kleinen runden Fenſter in der Höhe. Endlich kam ein ſchlappender Schritt von innen herbei, die Schlöſſer wichen, Breitfelden drängte die Thüre zurück, daß die Zwerggeſtalt des Pförtners taumelte.

Als Agnes zu ſich ſelbſt kam, befand ſie ſich in einem engen Kämmerchen, das bei koſtbarer alterthümlicher Ausſchmückung doch ein trauriges Anſehen hatte; vor ihr ſtand der Zwerg, mit kräftigem Balſam und einer Schale gewürzten Weines. Der ſtarke Geruch hatte ihre Lebensgeiſter wieder zurückgerufen, den Wein verſchmähte ſie, aber als ſie ſich verwundert umſah, als ſie ſich des Vergangenen erinnerte, da ſtrömte ihr Mund von Fragen über, ſie verlangte nach Breitfelden, nach dem Herrn von Weißenwolf, zitternd, zu erfahren, die gehabte Erſcheinung ſey kein Phantom ihrer Einbildung geweſen. Das arme kleine Geſchöpf lächelte ſie an, ohne zu antworten; die Zeichen, die er machte, deuteten an, er ſey ſtumm oder dürfe nicht reden. Er wies auf den Wein mit bittender Gebehrde, ging geſchäftig hinaus, beſetzte den Tiſch mit Speiſe, zog die ſchwer befranzten Vorhänge von der Bettſponde, und ſchlich mit tiefen Verbeugungen zur Thüre hinaus.

Agnes war nun allein. Sie hörte die Schlöſſer raſſeln, die der Zwerg vorſichtig verſchloß, der Gedanke an Kerker und Gefangenſchaft bemächtigte ſich ihrer Seele. Sie trat an's Fenſter, es war vergittert,

und ſah in einen öden Nebenhof. Nur an den Spitzen der Thürme weilte die Sonne noch, tiefer unten hatte ſich ſchon kalte Düſterheit gelagert. Das fröhliche Leben, das von den vordern Theilen des Schloſſes herüber tönte, die Muſik, der Jubelruf der Menſchen waren ihr peinlich, ſie rang die Hände, ſie wagte nicht an Albrecht zu denken. Er, deſſen Liebe ihr ſonſt Troſt in jedem Kummer war, ward jetzt der Gegenſtand ſchrecklicher Zweifel.

Bald ſank der Abend herab und bedeckte die finſtern Mauern, die ihr Auge ohne Bewußtſeyn anſtarrte; ſie bemerkte es kaum. Da hörte ſie plötzlich eine gedämpfte Stimme, dicht neben ſich, den Anfang eines alten Liedchens ſingen:

Sanct Maria,
Mutter und Magd!
Des Herzens Gram
Sey Dir geklagt!

Sanct Maria!
Vor Noth und Gefahr,
Nimm uns gnädig
In Dein Gewahr! — — —

Sanct Maria. —

„Iſt ein Fenſter in der Nähe?“ fragte Agnes leiſe, „kannſt Du mich hören, der Du die Mutter aller Gnaden in ſo rührenden Tönen anrufſt?“

„Ich bin gefangen," antwortete die Stimme, „aber wer seyd Ihr? die ungewohnte Einsamkeit sendet mir seltsame Träume! Eure Stimme klang mir wie eine, die ich hier nicht hören kann." —

„Santa Maria!" rief Agnes, „das ist Justus von Schwalb, und wenn er es ist, weiß ich mein Unglück gewiß!"

„Und Ihr?" fragte Justus, „sprecht um Gottes willen, nennt einen unbekannten Namen, denn ich fürchte mich vor einem bekannten Laut."

„Was Ihr fürchtet, Junker, ist nur allzuwahr," erwiederte sie, „ich sehe schreckliches Licht! Ach ich ward wohl verlockt, aus der sichern Einsamkeit weggetäuscht. Ein Diener meines Gatten, Breitfelden nannte er sich, gab mir theure Zeichen, wollte mich zu ihm führen, ich folgte ihm! Er kannte Worte meines letzten Schreibens an Albrecht, Justus! wie war das möglich!"

„Der Brief ruht noch auf meiner Brust," sagte Justus. „Ich war kein Verräther, wenn aber Breitfelden falsch ist, war er vielleicht zu schlau für mich Armen! — Möchte ich dann lebend oder sterbend die Schuld büßen! Laßt mich nachdenken, gnädige Frau! ich muß etwas wagen, betet für mich, daß es gelingt!"

„Unternimm nichts Gefährliches," rief Agnes angstvoll; er aber flüsterte: „Still, um Gottes willen, sprecht nicht, es nahen Schritte! geht vom Fenster, ruft mich nicht wieder! Gott sey mit uns!" Agnes setzte sich erschöpft und tödtlich ermüdet auf ihr Lager. Draußen

tobte der Lärm noch immer, Jubel und Frohlocken drang in ihre Kammer, während sie heiße Thränen weinte. Ihrer Angst zum Trotz hatte zuletzt die erschöpfte Natur gesiegt, und sie hatte im Schlummer das Bild des Grams verloren.

Ein Geräusch an ihrem Fenster verscheuchte den flüchtigen Schlaf — sie sprang auf, ihr Herz bebte, es raschelte vernehmlich, sie konnte etwas Weißes flattern sehen.

„Was ist das?" fragte sie leise und zitternd; „Eure Schwalbe fliegt zu Eurer Rettung aus!" antwortete Justus.

„Mein Gott! mein Gott!" — was thust Du," rief sie händeringend aus. — „Du kannst den Boden nicht erreichen. Geh zurück, Unglücklicher! ich befehle es Dir!" —

„Ich stehe fest auf der Klaue des Löwen, der das Wappen hält, ich habe ein Seil aus meinem Bettgewande, und lang genug. Seyd ruhig, wenn es Gott nicht gewollt hätte, wäre mein Gitter nicht locker gewesen. Seht mir nicht nach, betet, daß es gelinge!"

Es war eine heiße Sommernacht, Herzog Wilhelm von Baiern, ein Freund der Freude, hatte den weiten Burgplan zum Tanze bereiten lassen, alle Fenster umher waren erleuchtet, Tafeln reihten sich am Schlosse hin, in der Mitte stand ein großes Faß mit brennbaren Stoffen gefüllt; plötzlich ward Feuer hineingeworfen, es loderte wie eine flammende Säule gen

Himmel und der Reigen von schönen Frauen und geschmückten Herren tanzte um die Gluth, bei munterm Cymbeln- und Geigenklang.

Justus schlich sich durch die jauchzende Menge, sein Auge suchte seinen Herrn, er war mit im Tanze, es schien unmöglich mit ihm zu sprechen, die lodernde Gluth machte es weit umher tageshell.

Der Junker sah nichts von der Lust, die ihn umgab, er verfolgte Albrecht's Bewegungen, es peinigte ihn, ihm so nahe zu seyn, ohne ihm mittheilen zu können, daß wenige Schritte von dieser eitlen Lust sein liebstes Kind weinte und litt.

Daneben ertrug der arme Knabe brennende Schmerzen, denn die rauhe Mauer hatte seine Hände wund gerissen, und weil er die Länge des leitenden Seils falsch berechnete, mußte ein Sprung ihn zu Boden bringen, wobei er den rechten Fuß bedeutend verletzte. Jetzt sank er auf einen Stein am Schlosse nieder, und während er in die Feuersäule starrte und die kräuselnden Rauchwolken verfolgte, bildete seine Seele tausend Entwürfe, feurig und kühn, wie die Flamme, und schnell verschwunden gleich dem nebeligen Hauch, der sich von ihr in die Lüfte erhob.

Schon wurde es hell in Osten, das Freudenfeuer war erloschen, ein kühler Wind kündete den Morgen. Da erst gelang es dem Pagen, sich an seinen Herrn zu drängen, und ihn einen Augenblick in den Schatten der alten Schloßhalle zu ziehen.

Er erzählte mit geflügelten Worten.

Erschüttert, von den mächtigsten Gefühlen bestürmt, hörte Albrecht ihn an. Was in ihm vorging, ist unbeschreiblich, er selbst verstand es kaum. —

Nach kurzem Nachsinnen gebot er dem Junker, ihn in seinem Gemache zu erwarten und sich keinem Auge zu zeigen; dann gab er einige geheime Befehle, und nun war die Sonne herauf; er mußte sich auf's Pferd werfen und an der Spitze der Ritter seinem Vater, Herzog Ernst, entgegen reiten, dessen Ankunft Eilboten verkündeten.

Als er einige Stunden später in seine Gemächer trat, fand er Justus bleich, unruhig schlummernd, in einem Lehnsessel. Er rief einen Kämmerling, fragte, ob alle seine Befehle vollzogen wären, und gebot auf die bejahende Antwort, man möge Breitfelden herbeiführen.

Sein Blut wallte so heftig, daß er in der Zwischenzeit rastlos durch das Zimmer schritt. Trotz des vorigen geräuschvollen Tages, der durchwachten Nacht, des frühen Rittes, mochte er sich doch keinen Augenblick Ruhe gönnen. Endlich kam Breitfelden.

Als Herzog Albrecht sein Gesicht sah, des Mannes Gesicht, dem er so herzlich vertraut, und der ihn getäuscht hatte, wandte er sich schmerzlich bewegt ab, und rief seinen Namen mehr erschüttert als zornig.

Breitfelden dagegen stand hoch aufgerichtet, sah kühn in seines Herrn Auge; ein Zuschauer würde gewähnt haben, das strafbare Gewissen spreche in Al-

brecht's Bruſt. Bei dem lauten Ausruf war der Junker von Schwalb aus ſeinen wüſten Träumen aufgefahren, er ſah die Beiden an, und ſeine Seele floß in Auge und Ohr. —

„Alter Mann," ſagte Albrecht, „Du haſt mich beiſpiellos betrogen, ich traute Deiner Liebe und Treue und Du biſt ein Verräther. Du haſt mein Geheimniß erſpäht, biſt wie ein Dieb in mein Haus gebrochen, und haſt mir den Schatz geſtohlen, an dem mein Herz hing. Warum thateſt Du mir das? —

„Aus Liebe und Treue, Herr Herzog," antwortete Breitfelden, „weswegen ſonſt? Ehe ich Euch diente, diente ich Eurem Herrn Vater, und wie ich Euch als Kind aus dem Waſſer riß, hätte ich Euch auch ein gefährliches Spiel entriſſen, ob Ihr auch geweint und getrauert hättet. — Wollte Gott, mein guter Plan wäre gelungen."

„Was war Dein Plan?" fragte Albrecht zornig, „woher wußteſt Du ihren Aufenthalt? woher die Worte eines Schreibens, das mein Page bis heute Nacht verwahrte? Was für andere Zeichen gabſt Du ihr, daß ſie Dir gefolgt iſt? denn mein Wille war der ihrige, und bei meiner Seele, kein gemeiner Trug hat ſie verlockt."

„Ich wollte die Frau Euerm Herrn Vater ausliefern, und meinte, ein Kloſter wäre der Ort, ihre arge Schönheit zu hüten. Es war alles verabredet, aber weil Herzog Ernſt, der vor Euch eintreffen wollte, nun

ſpäter kam, weil Eure und der andern Fürſten Ankunft ganz anders erfolgte, als ich zu wiſſen glaubte, ſchlug es fehl. — Ihren Aufenthalt hat mir der Junker dort verrathen, den hatte ſie auch beſtrickt; ich merkte bald, daß ein wildes Feuer in ihm brannte, ich paßte auf ſeine Schritte, ich lockte ſeine Gefühle in's Licht und las in ſeiner Seele. Dann ſah ich, gleichviel wie, aber ohne des armen Junkers Wiſſen und Schuld, ein Conterfei der Vohburger Veſte, das war das Letzte, was mir noch fehlte. Euer Herr Vater ermächtigte mich darauf, das Mögliche zu wagen; ich folgte dem Junker nach Vohburg, und auf der Rückreiſe ward ihm in einer Waldhütte ein unſchuldig Tränklein gegeben, denn ich wußte lange, daß er Briefe trug. Die Loſung der Worte, deren ich mich bediente, ſtanden in dem Schreiben, Euern Ring, wie ich wußte, hatte Meiſter Reutling, der Prager Goldſchmied, weil er Euch jüngſt zerbrach, ich forderte ihn in Euern Namen und zeigte ihn der Frau zu meiner Beglaubigung. Ich hätte ihr der Täuſchungen noch mehr vorſpiegeln können, wäre es Noth geweſen, denn nicht ſobald ſah ich ſie, da war mir ihre ganze Jugendgeſchichte und — ihre Unſchuld klar. Gut genug kannte ich Caspar Bernauer's Tochter, hatte ſie oftmals zu Augsburg geſehen und bewundert ob ihrer Schönheit und Sittſamkeit, wie jeder Andere, und ſeit Ihr ſie entführtet, war meine Ahnung Euch auf der Spur. — Seht nicht ſo zornig auf mich, Herr Herzog! Breitfelden bietet dem Trotz,

der es beſſer mit Euch und Eurem Lande meint. Agnes Bernauer iſt keine Gemahlin für den Baiernherzog! Ihr habt Anna von Braunſchweig ausgeſchlagen, darüber trauert macher treue Baier. Ich wollte mehr thun, ich wollte helfen. — Laßt mich nun in Gefangenſchaft führen, befehlt meinen Tod, ſendet mich in Verbannung, ich werde alles erdulden!"

„Geh, Du biſt frei!" ſagte Albrecht.

„Aber, Herr," erwiederte der Alte, — „wenn ich frei wäre, würde ich von Euch zu Herzog Ernſten, Euerm Herrn Vater, gehen, und ihm alles melden. — Laßt mich in Gefangenſchaft bringen!"

„Du biſt frei," wiederholte Albrecht, ‚geh!," — Breitfelden blieb, er hieß ihn noch einmal und heftiger gehen; da trat Breitfelden raſch vor, faßte zitternd des Fürſten Hand und drückte ſie an ſeine Lippen. „Denkt, was Ihr wollt!" ſagte er mit einer Stimme, die vor Erſchütterung bebte, „ich habe Euch niemals treuer geliebt, als in dem Augenblick, da ich ein Späher und Lügner ward für Euer Glück."

Im Schloßhofe wurden Schranken errichtet, der Platz zum Turnier geordnet; der große Speiſeſaal füllte ſich ſchon mit geſchäftigen Dienern. Albrecht mußte ſeine Gedanken entfernen, ſich zum feſtlichen Mahle ſchmücken, Roß und Waffen für das Kampfſpiel wählen.

Die blitzenden Augen ſeines Vaters faßten ihn, daß er ihnen ungern begegnen mochte, aber in Herzog Wilhelm's, ſeines theuern Oheims, Blick ging ihm ein Troſt

auf. Dieſer milde Freund ſeiner Kindheit konnte ihm vielleicht das ſtille Liebesglück retten.

Bei der lauten Fröhlichkeit der Tafel, während der Becher kreiſte und Trinkſprüche zwiſchen die Muſik tönten, dachte er nur über die Worte nach, die den Fürſten bewegen ſollten und ſeine Bruſt wurde leichter, da das Signal zur Aufhebung des Mahles erſcholl. Das brauſende Roß tummeln, die Lanze ſchwingen, ſchien ihm Wohlthat gegen dieſe üppige Ruhe, und er hoffte im Geräuſch des Kampfes ſein eignes Herz nicht zu hören.

Die Kampfrichter und Herolde hielten an den Schranken und nahmen Schild und Wappen der Kämpfer in Obacht, riefen laut die Geſetze des Waffenſpiels aus, theilten Wind und Sonne, gaben das Zeichen zum Streite, wie zum Frieden.

Hinter den Barrieren wimmelte es von Menſchen; Frauen, Männer, Geiſtliche und Weltliche ſtanden dicht gedrängt beiſammen, Häuſer und Dächer, wo irgend eine Ausſicht zu hoffen war, zeigten ſchauluſtige Jugend, jauchzende Knaben ſchrien durch das Geräuſch der Waffen, das Wiehern und Stampfen der Roſſe. Unter den hohen Damengallerien, die mit goldgeſtickten Tüchern behangen waren, ſtanden Pannerträger mit bunten, wollenen Fähnlein, Gedränge und Unordnung zu wehren.—

Schon hatte der tapfere Graf von Würtemberg, der auf ſeinen eiſernen Arm ſtolz war, in zwei Gängen zwei Gegner gefällt, und rüſtete ſich nun gegen Frie-

drich von Oestreich', als Albrecht auf seinem hohen, schwarzen Streithengst erschien, glühend vor Kampfeslust, und begierig, sich mit dem Würtemberger zu messen.

Da traten die Marschälle hervor und verschlossen ihm auf Befehl seines Vaters den Kreis, als einem Ritter, der in unerlaubter Liebe zu einer Jungfrau lebe oder eine schimpfliche Ehe verschweigen müsse.

„Wir werden Euch die Schranken öffnen, Herr," sagte sie, „so ihr solche Schuld leugnen könnt, oder auf Eurem Schilde schwören wollt, sie abzuthun."

Albrecht's Zorn loderte wild auf, er bebte; des Ruhmes Glanzgestalt, der fürstliche Stolz traten in diesem Augenblick an die Seite der armen Agnes, um ihr Bild zu verdunkeln.

Da fiel sein Auge auf das Wehrgehänge, das ihre Hand geschmückt hatte, und alle süßen Liebesstunden drängten sich an sein Herz.

Ein edles Selbstbewußtseyn rief ihm zu, wie wahre fürstliche Ehre ihn binde, der treuen Frau sein heiliges Wort zu halten, und indem er sich stolz im Sattel empor hob, sagte er: „Ihr Herren und Marschälle, ich will mich der Schuld abthun, die Ihr an mir findet. Agnes ist mein rechtmäßiges Gemahl, ich bereue herzlich, daß ich es geheim hielt aus eitel Menschenfurcht. Aber ehe die Sonne wieder aufgeht, soll männiglich es wissen, und meine Fürstin ehren. — Nun öffnet mir

den Weg und überlaßt es mir selbst, mein Einreiten zu vertreten."

Er spornte den schwarzen Hengst, daß er wild in die Höhe bäumte, Niemand wagte sich zu widersetzen; die Schranken flogen auf, die Trompeten schmetterten und der Herzog ritt mitten auf den Plan.

Am nächsten Morgen gab Herzog Albrecht seiner Agnes öffentlich die Würde einer fürstlichen Frau und Herzogin von Baiern, wies ihr die Burg Straubingen zur Wohnung an, und ordnete ihr Hofstaat und Ehrendamen.

Ihre Ehe war nun geheiligt und durfte nicht mehr verborgen werden, sie sah sich an der Seite eines angebeteten Gemahls, von Tausenden geehrt, von seiner Zärtlichkeit empor gehoben; sie empfand seine Befriedigung, das Geliebte erhöhen zu können, und zeigte ihm gern den Dank eines liebenden Herzens. —

Dennoch war sie nicht glücklich. O, wie oft, wenn ein einsamer Augenblick ihr Nachdenken weckte, dachte sie an den Thurm zu Vohburg, an die Tage, wo sie auf Albrecht hoffte, wo er in ihre Arme eilte, und sie noch nicht wußte, er sey ein Fürst, sein Leben gehöre einem Lande, einem Volke an, und seine Liebe stehle ihm die Liebe eines Vaters. — Jetzt hatte Herzog Ernst sich zürnend von ihm abgewandt, nur seines Oheims Milde schützte ihn und sie.

In seiner Nähe schwiegen diese trüben Betrachtungen; wenn sie ihn sah, fühlte sie nur ihr unverdientes

Glück, aber er war oft abwesend, und fern von ihm versank sie in Wehmuth, in ahnungsvolle Trauer. Seit sie eine Fürstin war, begleiteten schwarze Todesgedanken die junge, blühende Agnes, sie hing ihnen mit schwärmerischer Lust nach, besuchte gern die Begräbnißhallen und Klöster, und stiftete sich bei den Carmeliterinnen eine Ruhestätte; Albrecht ahnete nichts hiervon, er sah sie nur glücklich, mit ihm war ihr Lebensengel.

Sieben und siebzigste Nacht.

(Fortsetzung der vorigen Sage.)

Zwei Mal hatten Sommer und Winter gewechselt, am Ende dieses Zeitraums fehlte eine Blüte in Agnes Freudenkranz.

Der Tod nahm den jüngsten Prinzen Herzog Wilhelm's; ein früher Ernst, eine seltene Reife weihete dieses Kind schon lange dem Himmel; die ihn liebten, ahneten nicht, daß das, was so unendlich anzog, das Pfand seines schnellen Verblühens war.

Um so ängstlicher beobachtete Agnes den übrig gebliebenen Liebling, auch er beherbergte in zu zarter Hülle einen hoch gebildeten Geist, auch er, fürchtete sie

nicht ohne Grund, werde früh dahin eilen, wo sein besseres Wesen schon heimisch war.

An einem schönen Sommerabend trug ein geschmückter Kahn Agnes und ihren Gemahl über die Donau; sie saßen Hand in Hand beisammen, während ihre Begleitung am andern Ende des Schiffes geblieben war, und die rüstigen Ruderer ein klagendes Lied von der Nymphe des Stromes sangen.

Agnes fühlte ihr Herz seltsam beklommen, in der Tiefe ihrer Seele lag etwas wie finstere Nacht, sie wendete sich mit einem heiligen Schauer von den Wellen ab und wollte Licht aus Albrecht's Blick schöpfen, aber auch er starrte trübe in den Strom, und wenn ihre aufgere[illegible]en Sinne sie nicht betrogen, glänzte eine Thräne in des starken Mannes Auge. Aengstlich umfaßte sie ihn und fragte, was seine Seele sinne? warum er traurig sey?

„Wir haben einen großen Verlust erlitten, Agnes!" sagte er; „unser Oheim, Herzog Wilhelm, ist nicht mehr unter diesem Himmel! — — O, es ist ein guter Fürst, ein edler Mensch gestorben, viele Augen werden ihn beweinen! — Uns war er Alles, der Schützer unseres Glücks, der Freund unserer Liebe, da sie bedroht ward."

„Auch Er!" rief Agnes schmerzlich; „auch Er! ach Albrecht! wie mehrt sich die Zahl der Lieben dort oben! — Und warum kann ich nicht in reiner Trauer über ihn weinen, warum drängt sich Furcht und Ei-

genſucht in meinen Schmerz? Er war unſer Schutzgeiſt, und wir haben ihn verloren. — Unſere Liebe wird wieder bedroht ſeyn, da ſein Vaterauge nicht mehr über uns wacht! Dir ſelbſt bangt vor der Zukunft, noch nie ſah ich Deinen hellen Blick ſo umwölkt, kannſt Du fürchten, ſo darf ich Schwache ja wohl zittern."

„Ich fürchte nicht, Geliebte," antwortete Albrecht; „wir ſind Eins, für Zeit und Ewigkeit. Denke des Schwurs, den Dein Gatte Dir am Altar leiſtete. Daß ich Dich verlaſſen muß, bekümmert einzig mein Herz. Ehemals ertrug ich das leichter, die ſüße Gewohnheit, Dich immer zu ſehen, erſchwert mir den Abſchied. — Meines theuern Oheims Beſtattung ruft mich nach München, und die Feindſeligkeit meines Vetters von Ingolſtadt kann mich dort in langdauernde Geſchäfte verſtricken."

Agnes ſchwieg und weinte.

In leiſen, klagenden Tönen ſangen die Schiffer:

Es fließen die blauen Wogen
Wohl über ihr tiefes Haus! —
Es ruft eine Stimme: „Gedenke mein
Bei kühler Fluth, im Vollmondſchein!"
Und flüſternd rauſchen die Wogen
Wohl über ihr tiefes Haus.

„Albrecht," ſagte die Herzogin, „mich faßt eine ſchauerliche Ahnung; ich verſtehe ſie nicht ganz, aber es iſt mir, als würdeſt Du nicht eher wiederkehren,

als bis Deine Agnes in das tiefe Haus hinabgesenkt ist. Ich glaube, dies war die letzte Stunde der Liebe, der Vereinigung hienieden. Denke an mich, wenn solch ein Abend über der Fluth aufgeht. Sieh, wie die Sonne den stillen Gang der Wellen mit Gold zeichnet, sieh, wie meine Lieblinge, die Schwalben, sich tief hinabneigen, als wollten sie ihr Bild im Spiegel beschauen, oder das tiefe Haus der verschwundenen Nymphe suchen. — Das alles wird noch oft wiederkommen, wenn ich nicht mehr bei Dir bin. Aber ich bin dennoch bei Dir, wenn Du mich auch nicht siehest, was wäre die Seligkeit, wenn sie uns von der Liebe schiede."

Der Kahn landete jetzt, der Herzog umfaßte seine zitternde Gemahlin und führte sie an's Ufer, lange noch konnte sie sich nicht von dem Anblick des schwermüthigen Abendbildes trennen; sie stand und schaute in's Wasser, bis die Sonne hinab war, und mit zärtlicher Gewalt zog er sie endlich zu der Sänfte, die ihrer wartete.

Mehrere Monate war Herzog Albrecht in München, gegen Anfang des Herbstes mußte er noch weiter reisen, um seines Vaters Person in Böhmen zu vertreten, wohin Kaiser Sigismund die Fürsten beschieden hatte, über eine Reformation der heimlichen westphälischen Vehmgerichte zu rathschlagen.

Dies war der Zeitpunkt, um das Schwert fallen zu lassen, das lange über Agnesen's Haupte hing. Nur

ſo lange Herzog Wilhelm lebte, genoß ſie der Sicherheit, er liebte ſie, mit ihm ſtarb ihr Schutzgeiſt.

Den zwölften October ward ſie ſchnell, ohne Vorbereitung, von dem Straubinger Rathe in Herzog Ernſt's Namen verhaftet und vor ein öffentliches Gericht geſtellt. Sie ſtand an den Schranken in glanzloſer, demüthiger Kleidung, aber zum erſten Male fühlte ſie mit Stolz, daß ſie eine Fürſtin ſey. Ihre rührende Schönheit, ihr goldenes, wallendes Haar erregte manchen Ausruf mitleidiger Bewunderung, nur die Richter, lohnſüchtige Diener eines harten Herrn, blieben kalt und wagten ſie zu verurtheilen, obgleich ſie wie eine Heilige unter ihren Augen gelebt hatte. Der alte Rathsherr, der einſt ihren Gemahl auf dem Schloßhofe begrüßte, redete ſie höhnend an, und gab ihr den Namen: Agnes Bernauerin. Heftig bewegt, aber mit der Würde einer Königin, unterbrach ſie ihn: „Verzeiht, Herr, daß ich Euch in's Wort falle. Ihr nennt einen Namen, der mir einſt zukam, und den ich liebe und ehre, weil meine guten Eltern ihn führten. Doch ihn jetzt annehmen, hieße mich ſelbſt verdammen. Ich ſtehe vor Euch als Eure Herzogin, Eures Fürſten eheliche Frau. Ihr wißt das ſo gut, als ich, und zu Zeugen rufe ich alle, die mich hören.“

Ein Murmeln ward in der Verſammlung laut, immer mehr Menſchen drangen in den Saal, die Richter mußten lange ſchweigen.

„Agnes Bernauerin!“ rief der Richter noch

einmal, „Du biſt angeklagt ſchändlicher Zauberei und tückiſchen Mords. Du haſt unſern Herrn verführt mit argem Liebeszauber, daß er ſeine heilige Pflicht vergeſſen und die niedrige Dirne an ſeine Seite erhoben hat. — Deine eigenen Worte ſprechen Dein Urtheil, ſiehe hier dies Blatt, es redet von einer magiſchen Feſſel, die Du aus Deinem Haar für den Herzog webteſt. Du ſelbſt ſagſt, er könne nicht von Dir laſſen, ſo lange er das ſchändliche Zauberband trägt. Siehe die Schrift an, und leugne ſie ab, wenn Du kannſt. Immer bleibt ſo viel gewiß, daß Herrn Albrecht's Verblendung nur ſo genügend erklärt werden mag."

„Dies iſt nicht meine Handſchrift," antwortete Agnes, „aber ich habe die Worte geſchrieben und will ſie mit Nichten ableugnen. Hat keiner unter Euch Männern ein Herz, unſchuldige Liebesworte auszulegen? Man bitte meinen Gemahl, das arme Band hinzuwerfen, wo es nie wieder an's Licht kommt, dann werdet Ihr ſehen, daß uns Gott die Liebe in's Herz gepflanzt hat."

„Du redeſt ferner von Deiner Schwalbe, und nennſt ſie einen Boten," nahm der Richter wieder das Wort, „wir wiſſen, daß es Mittel giebt, mit Hülfe böſer Geiſter, die Thiere unter dem Himmel, die Geſchöpfe, die ihren Weg in die Erde wühlen, ja Lüfte und Wolken zu Unterthanen des Sterblichen zu machen. Wir wiſſen das, und wachen und beten, daß wir nicht in Anfechtung fallen."

„Iſt es möglich!“ rief Agnes — „Ihr beſchuldigt mich, die Jahre lang vor Euch wandelte, ſo grauenhafter Künſte? Was ſoll ich ſagen, um mich zu vertheidigen? Hier ſtehe ich und zittere nicht, ich bin wehrlos; der mich ſchützen würde, iſt weit entfernt; aber ich hoffe auf Gott und rufe ihn mit reinem Herzen an. Auch Euch rufe ich an, Ihr Väter der Stadt, gönnet der einfachen Wahrheit Gehör! laßt mich Euch die übel gedeuteten Worte erklären: Ich meinte den Junker Juſtus von Schwalb, denn er war unſer Vertrauter.“

„Auch dieſen Junker haſt Du bezaubert, in Dein Netz gebannt, an Dich gekettet mit argen Künſten!“ ſagte ein anderer Rathsmann. „Er iſt nicht mehr, was er war, ehe er Dich erblickte; wie die verbrannte Mücke um das Licht flattert, treibt ihn bindender Zwang in Deine unheilvolle Nähe. Doch das iſt nicht die Klage, um derentwillen Du hier ſtehſt! Du wirſt gerichtet auf Leben und Tod, wegen Deiner Schuld an Herzog Albrecht, wegen des Mords, den Du an Herzog Wilhelm's Söhnen begingſt. Sprich, welche giftige Zaubertränke haben ihr blühendes Leben verzehrt, daß ſie dahin ſchwanden, gleich dem Schatten am Morgen? Ludwig iſt todt und Siegmund wird ihm folgen, ehe wir wieder Vollmond haben. — Du aber gehſt voran!“

„Allmächtiger Gott!“ rief Agnes, „vor dem die Finſterniß nicht finſter iſt, und die Nacht leuchtet wie

der Tag! Sprich Du selbst aus mir für meine Unschuld! Ihr Herren des Rathes! nein, Ihr glaubt nicht an Eure furchtbare Beschuldigung! — Ich habe diese Kinder geliebt, als wären sie mein eigen, mit meinem Blute hätt' ich ihr Leben gekauft! Meine Jugend, mein Wandel, das wenige Gute, das mir gelang, muß für mich zeugen! — Hört mich, Ihr Frauen in der großen Versammlung! Glaubt Eine von Euch, die Ihr die Prinzen kanntet, und mich an ihrer Seite begrüßtet, daß ein weibliches Herz solcher Gräuelthat fähig sey? Ich fordere Euern Schutz, Männer und Frauen von Straubingen, wenn Ihr meine Unschuld glaubt!"

„Niemand erhebe sich für die Zauberin!" rief der oberste Richter. „Sie stirbt, ehe die Sonne niedergeht. Niemand wage durch einen Laut unsere Entscheidung zu hemmen. Gebt Eure Stimmen, Herren des Raths! Ihr wißt des Herzogs Ernst Willen und Befehl. Laßt uns den Statthalter, unsern Herrn, befreien, er wird es uns danken, wenn der Nebel von seinen Sinnen geschwunden ist."

„Tod! Tod!" riefen Alle einstimmig; dumpf zog der Klang durch den weiten Saal. Ein Ausruf aus der Menge beantwortete ihn, es entstand Unruhe, das Volk drängte gegen die eisernen Schranken. Betäubt stand Agnes, sie dachte nichts mehr, und es war ihr, als spräche eine fremde Stimme, als sie zitternd sagte: „Ich fordere einen Boten an meinen Gemahl, oder an den Herzog Ernst, seinen Vater."

„Führt sie fort!“ riefen die Richter. — Sie folgte geduldig, um sich nicht von rohen Händen berühren zu lassen. Als sie durch die Menge hinging, fiel ihr Blick auf Justus; zwei Männer hielten ihn fest, er strebte verzweifelnd, sich los zu winden. Agnes hielt ihren Schritt an: „Ruhig, Justus,“ sagte sie sanft, „was willst Du gegen die Macht? wende Dich an Gott!“

„Seht den Unglückseligen, wie er sie anschaut! seht, wie sein Auge ihr folgt! Reißt ihn fort, den armen Knaben!“ riefen zehn Stimmen auf einmal, und der Menschenstrom trennte sie.

Agnes ward in ein enges, dumpfes Behältniß geführt, wohin die Sonne keinen wohlthätigen Strahl sandte. Sie dachte und empfand nichts, ihre Seele hielt die vorüberfliehenden Gedanken nicht fest; vergebens nahm sie ihre Zuflucht zu Gott, seine Kraft ward nicht lebendig in ihrer Seele; vergebens rief sie Albrecht's Bild, um den letzten Abschied von ihr zu nehmen. Die Verbrechen, deren man sie zieh, standen wie Schreckgespenster vor ihren Augen, der gedrohte Tod, die Schauer des letzten Augenblicks erfüllten einzig ihr Gemüth. Alle ihre Pulse pochten fieberisch, Nebelschleier umzogen ihre Blicke — kein Schlaf, aber ein Zustand, der ihm verwandt ist, wo phantastische Bilder aus dem Dunkel auf uns zutreten, schön oder abschreckend, je nachdem die räthselhafte Werkstatt der Erscheinungen sie zum Trost oder zur Qual absendet.

Sie sah zwei leuchtende Himmelsbilder, wie aus

weiter Ferne näher und näher ſchreiten. Anfangs ſchienen es helle Wölkchen, aber ſie wuchſen, entfalteten blendende Flügel, aus ihren Blicken ſtrömte ein Balſam in die erſchütterte Bruſt der Träumenden. — „Ludwig!“ ſagte ſie leiſe; „und Siegmund, auch Du?“ —

„Wir wollen Dich hinüber tragen,“ lispelten die Brüder, „fürchte Dich nicht! Es iſt nur ein Schritt, dann umleuchtet Dich Gottes Herrlichkeit. Schau uns an und erwache geſtärkt. Wir bringen Dir Kraft, Glauben, Hoffnung und Liebe!“

Agnes öffnete die Augen. — „Sah ich ſie wirklich?“ fragte ſie ſich. — Iſt Siegmund auch hinüber gegangen? Ja gewiß! denn nicht irdiſche Geſtalten konnten ſo mein Inneres wandeln. Ich bin bereit, Herr! nicht umſonſt haſt Du mir Deine Engel geſandt. Rufe mich, ich bin getroſt und folge Dir willig!“

Ein Prieſter trat bald darauf in ihr Gemach, ſie unterhielt ſich mehrere Stunden mit ihm, und er ſchien von ihrer Unſchuld überzeugt; als er ſie verließ, bat er ſie mitleidig, ſich auf den letzten Gang zu rüſten.

Ohne ſonderliche Bewegung vernahm ſie jetzt dieſe Worte. Als ſie wieder einſam war, hörte ſie einen Stein an das kleine, runde Fenſter in die Höhe fallen, und bald nachher noch einen, ſie hörte ihren Namen nennen, ſehen konnte ſie nichts.

„Juſtus von Schwalb iſt da,“ ſagte die bekannte Stimme, „um Gottes willen, allergnädigſte Frau, bringt

Euer Ohr dem Fenster nahe, daß ich mit Euch reden kann!"

Agnes versuchte empor zu steigen.

„Ich bin entflohen," fuhr Justus fort, „ich habe ein Pferd und reite zu Eurem Herrn, mit dem Sturmwind um die Wette. Ich weiß gewiß, gnädige Frau, Gott wird mir Eure Rettung gelingen lassen, ich müßte sonst im Irrsinn enden. Denn ich, ja ich allein bin Schuld an Euerm Unglück! — War es nicht jener Brief, den man mir raubte, aus welchem heute die Bosheit ihr Gift sog? Mußte nicht selbst meine Treue eine Waffe werden in falscher Hand?"

„Hänge solchen Gedanken nicht nach, Justus!" sagte sie. „Was wir thun in reiner Unschuld, das mag der Herr wenden zum Guten oder Schlimmen, so dürfen wir ruhig seyn. Und das ist darum kein Uebel, was uns so scheint. Bei dem Andenken Deiner Mutter, mein Sohn, bei meinem Andenken! laß keinen Schatten des Vorwurfs Deine junge Seele verdüstern. Aber wie kommst Du eben heute hierher? ich wähnte Dich fern."

„Ich wollte Euch Prinz Siegmund's Tod melden," antwortete er, „das Gedränge vor dem Rathhause zog mich an. O Gott! ich kannte mich selbst nicht. Man hielt mich aus Mitleid gefangen, aber ich bin entwischt, und wäre schon fort, hätte ich Euch nicht Trost bringen wollen. Jetzt gleich führe ich mein Pferd durch die Waldpforte in's Freie."

„Es iſt zu ſpät, lieber Junker,“ ſagte Agnes wehmüthig. „Doch thut es mir gar wohl, noch einmal mit Dir zu ſprechen. Bringe Albrecht meinen letzten Gruß, ich nehme die Liebe mit hinüber, ſie ſtirbt nicht! — Keine Rache! Friede und kindlicher Gehorſam, das ſey Agnes Vermächtniß. — Ich habe mir bei den Carmeliterinnen eine Ruheſtatt gewählt, dort möchte ich ſchlafen. — Noch einmal, Juſtus, keine Rache! — Rache würde meinen Schlaf ſtören.“

„Eure Gefahr iſt nicht nahe! Euer Prozeß wird lange dauern,“ ſagte Juſtus, „das hat mein mitleidiger Wirth mir zugeſichert, das giebt mir Hoffnung! Frei und glücklich ſehe ich Euch wieder.“

„Frei und glücklich! — ja, Juſtus, laß uns das hoffen!“ erwiederte Agnes. Sie mochte ſeinen Irrthum nicht zerſtören.

So ſchieden ſie für das Leben.

Acht und ſiebzigſte Nacht.

(Schluß der vorigen Sage.)

Es war Abend; über den Waſſern der Donau ſchwebte wie jenes Mal das verlöſchende Sonnenlicht.

Da führte man die unſchuldige Märtyrerin des Wahns und der Liebe zu der hohen Brücke, um ſie den Fluthen zu opfern.

Ein langes, weißes Gewand bekleidete die ſchönſte Geſtalt, ihr goldenes Haar zog einen Schleier um das todtenblaſſe Geſicht.

Im dumpfen Schweigen verharrte das Volk, Prinz Siegmund's Tod, der kurz zuvor bekannt wurde, ſchien ein neues Siegel auf die Rechtmäßigkeit des Urtheils zu drücken, Tauſende glaubten, eine Zaubrerin enden zu ſehen. Die Wenigen, die nicht glaubten, zitterten, ſich durch Theilnahme in ihre Schuld zu verwickeln.

Wird es nöthig ſeyn, die letzte Scene des Trauerſpiels auszumalen?

Die raſtlos fließende Welle nahm das Opfer hin, aber mitleidiger als Menſchen trug es die Fluth noch einmal an's Ufer.

Man hörte der Unglücklichen lauten Hülferuf; er verhallte vergebens, und eine rohe Hand waffnete ſich, mit langer Stange ihr Haar zu faſſen und ſie hinab in die Tiefe zu ſtoßen.

Noch war das roſige Abendlicht nicht erloſchen, da fluthete ſchon der glatte Strom über ihrem Grabe, als wäre nichts geſchehen.

Dieſe Ruhe, mit welcher die Natur alles zudeckt, die ſtille Majeſtät der Sonne, die über unſerm Schmerz auf- und niedergeht, die unabänderliche Bahn der Sterne, wenn hienieden alles wankt und fällt, dieſes Schöne,

Große, Erhabene, wie zerreißend wirkt es in ähnlichen Augenblicken auf fühlende Herzen! —

Ach! auch damals war wohl in der Verſammlung, die ſich langſam zerſtreute, mitten unter den befangenen, umnachteten Gemüthern, manche Bruſt, die ſo empfand, und der Nachhall dieſer Gefühle klang durch Jahrhunderte bis zu uns, in Chroniken, in Sage und Lied, von der ſchönen, unglücklichen Agnes Bernauerin.

Halb wahnſinnig ſchwur Albrecht Rache an Vater und Vaterland! Er verband ſich mit ſeinem Vetter, Ludwig von Baiern-Ingolſtadt, gegen ſeinen Vater. Das Bewußtſeyn dieſes unnatürlichen Beginnens mehrte ſein Unglück, und in der weiten Welt gab es kein Herz, dem er ſein Leid vertrauen, keine Bruſt, in die er ſeine Klagen ergießen konnte, denn Juſtus hatte ſich nach der Trauerbotſchaft von ihm verloren.

Hinfort hatte Albrecht nur einen Gedanken: die brennende Begier, an Agnes Grab zu weinen, ihr Fluthenbette, die mächtige Donau, im Abendſcheine zu beſuchen, und die letzte ſelige Stunde zu feiern; aber er glaubte ſich ſolchen traurigen Troſt nicht früher gönnen zu dürfen, bis er ihrem Schatten ſagen konnte: er habe die erſten Schritte zur Rache gethan.

Wie ein Pilger die heiligen Stätten beſucht, wallfahrtete er in unkenntlicher Tracht nach Straubingen, und ſtand mit namenloſen Gefühlen am Donauufer.

Das Rauſchen der Wellen ſprach zu ihm mit ihren Tönen., er ſah ihre liebe Geſtalt nahe und hell,

wie er sie sich noch nicht hatte bilden können. Er gedachte der stillen Fahrt, ihrer ahnungsvollen Worte. — Sie war nicht mehr bei ihm! — —

Und flüsternd rauschten die Wogen
Wohl über ihr tiefes Haus. — — —

Das untergegangene Tageslicht verschwamm in wechselnden Farben am Horizont, und das Auge der Nacht hob sich dunkelglühend aus herbstlichem Abendnebel.

Der Herzog entriß sich endlich der magischen Gewalt, die ihn hier festbannte, denn er wollte noch einen heiligen Ort besuchen,

Agnesen's Grab. —

Man hatte sie auf dem Peterskirchhofe in der Altstadt begraben, dicht an der Mauer, unter einem Maulbeerbaum, der noch nicht ganz blätterlos war.

Des Mondes Licht warf dichte Schatten um den Hügel her, das Laub des Baumes deckte ihn und einige späte Blumen lagen umher gestreut. — — — Albrecht beugte sein Haupt auf den Rasen, heimliche Schauer zogen durch seine starke Seele, Ahnungen einer Verbindung des Staubes mit dem Verklärten. Plötzlich hörte er eine leise, matte Stimme die Worte sagen: „Keine Rache! Friede und kindlicher Gehorsam! — das sey Agnes Vermächtniß."

Albrecht blieb einen Augenblick unbeweglich, aber

er ermannte sich, umging den Baum und fragte laut: „Wer spricht da?“

Ein bleiches Schattenbild saß im Lichte des Mondes, es war Justus. „Es ist die Schwalbe,“ sagte er freundlich, „die treue Schwalbe, die nicht mehr auszieht mit den andern, bis der ewige Frühling ruft.“

„Justus!“ sagte Albrecht tief gerührt, „Du hast sie auch geliebt, und Dein Licht ist mit ihr erloschen.“

„Ich habe mir bei den Carmelitern eine Ruhestatt gestiftet,“ fing Justus wieder an, „dort möchte ich schlafen! Noch einmal! keine Rache! — keine Rache! — Rache würde meinen Schlaf stören.“

Albrecht führte den Junker mit sich fort, doch er hörte nichts von ihm, als die letzten Worte der Gemordeten, er sah ihn in grenzenloser Unruhe verschmachten, und bald war er wieder entkommen, um Agnesen's Grab zu hüten.

Später brachte ihn der Herzog nach Vohburg, hier, in Agnesen's Thurmgemach, gelang es der liebenden Sorgfalt, ihn fest zu halten. Aber nie kehrte ihm helles Licht wieder! aus stiller Dämmerung ging er in den Glanz des ewigen Frühlings ein.

Auf Albrecht hatte Agnesen's Vermächtniß einen unauslöschlichen Eindruck gemacht. Er ging nach München zur Sühne, beugte sich vor seinem Vater, erklärte aber auch urkundlich die verlorne Geliebte für seine ehrsame, ehrbare Frau, stiftete ihr Messen und Jahrestag, und Herzog Ernst drückte auf dies alles sein

Siegel, ja, er wollte über ihrem Grabe eine Kapelle bauen. Doch eingedenk des Wunsches, den er aus dem Munde des armen Junkers vernahm, ließ Albrecht ihre Gebeine in die von ihr gewählte Ruheſtätte bringen, mit marmornem Grabſtein überwölben und durch eine ewige Lampe erleuchten. Nach Jahren erfüllte er des Volkes Wunſch, indem er die Ehe mit Anna von Braunſchweig ſchloß; ſein Herz, das Agnes beſaß, blieb ihr Eigenthum.

So beſchloß die Oberſtin die Vorleſung der Sage von den Schwalben, Alle waren innigſt bewegt und trennten ſich ernſt und ſtill.

Neun und ſiebzigſte Nacht.

Heute fand ſich Julia wieder im Geſellſchaftszimmer ein, und brachte die Fortſetzung des Mährchens mit. Als der Thee eingenommen war, las ſie:

Der güldene Apfel.

Dritter Aufzug.

(Das Innere eines Schiffes. Im Hintergrunde ſchlummert die Amme, neben ihr ſteht ein Körbchen mit zwei

goldenen Aepfeln. Im Vordergrunde ſchläft Gismunda. Herr Felix ſteht mit blankem Schwert an der Thüre.)

Felix. Bald ſind wir im Hafen, bald wird mein König die ſchöne Braut begrüßen. Möge er glücklich ſeyn, ich ziehe dann wieder luſtig auf neue Abenteuer aus, vielleicht, um für die ſchöne Lucia einen Prinzen zu holen. Wahrlich, der Himmel war mit mir, ich fand die Braut auf ſonderbare Weiſe, und lieblich ſingende Wellen haben uns ſcherzend dahin getragen in mein ſchönes Vaterland.

Gismunda (erwacht). Welch ſchöner Traum! Das Tageslicht verdrängt die Nacht. Ich muß lange geſchlummert haben, ſind wir bald im Hafen, Herr Felix?

Felix. Bald, Gebieterin.

„Gismunda. Freut Ihr Euch nicht, wieder daheim zu ſeyn?

Felix. Niemals ſehe ich ohne Freude und Rührung mein Vaterland wieder, aber dennoch treibt es mich immer bald wieder fort. Ich kann nun einmal nicht raſten noch ruhen.

Gismunda. Und keine Schöne hält Euch feſt?

Felix. Wo denkt Ihr hin! Ich und lieben? Auf das Dreinſchlagen verſteh' ich mich beſſer, obgleich ich ein Weib hochhalten würde, fänd' ich eins, das mir gefiele.

Gismunda. Es iſt heiß in Eurer Heimath,

meine Lippen brennen vor Durſt, habt Ihr nichts Erfriſchendes?

Felix. Augenblicklich.

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen, der Narr (tritt ein).

Felix. Du kommſt zu rechter Zeit, die Dame dürſtet, Du Narr wirſt ſchon wiſſen, wo der köſtlichſte Sect ſteht. Geh, hole eilends im güldenen Becher das Beſte, was Du auf dem Schiffe findeſt; indeß ich hier meines Herrn Braut bewache.

Narr. Schön, ſogleich (die Aepfel erblickend). Aha, da ſeh' ich ja etwas Köſtliches, hm, was die alte Amme nicht beſitzt, güldene Aepfel, es ſcheint, als ob dieſe holdſelige Perſon zwei Aepfel von Paris erhalten hätte, damit er ſie nur nicht hätte lange anſehen müſſen! (Er nimmt die Aepfel.) Hier nehmt, ſchöne Prinzeſſin, eſſet von den ſchönen duftenden Früchten.

Gismunda. Wirklich, ſeltſame Früchte. Erlaubt mir, Herr Felix, mit Euch zu theilen. (Sie theilt einen Apfel.)

(Der Narr entfernt ſich und kommt ſogleich mit zwei güldenen Bechern auf einer Credenzplatte zurück.)

Narr. Das iſt köſtlicher Wein, werft die ſüße Frucht hinein.

Gismunda (wirft in jeden Becher eine Hälfte des Apfels und trinkt; ehe ſie trinkt, ſpricht ſie zu Felix:) Bedient Euch, Herr Felix!

Narr (für ſich). Den einen Apfel will ich mir behalten, er ſieht gar ſo ſchön aus.

Felix (ſetzt den Becher hin und verſinkt in Nachdenken).

Gismunda (ſetzt den Becher hin und ſetzt ſich nieder).

Felix. Ach!

Gismunda. Oh!

Narr. Dieſe Beiden ſeufzen! Da iſt's am Beſten, ich gehe fort.

Felix (bewegt zu Gismunda). Bald wird unſere Fahrt vorüber ſeyn, und Tauſende begrüßen Euch als Königin.

Gismunda. Wünſcht Ihr dies, Ritter Felix?

Felix. O Gismunda!

Gismunda (ihn zärtlich anblickend). Felix!

Felix. Gismunda, Gismunda, welch ein Zauber umgiebt Euch!

Gismunda. O Felix, wie herrlich ſteht Ihr vor meinen Augen.

Felix. Gismunda, wo Ihr lebt, ſey hinfort meine Heimath, nicht mehr in die Ferne zieht es mich, zu Euern Füßen will ich ſitzen und Euch anſchauen. Dann habe ich den Zweck meines Lebens erfüllt, und habe nicht nöthig, nach jener Welt zu fragen, weil ich ſchon hier alles Glück genoſſen, was dem Menſchen werden kann.

Gismunda. Nicht nach jener Welt willſt Du

fragen, Felix! Du kannst Dir eine Zeit denken, wo wir uns nicht mehr sehen, o Felix, dann liebst Du mich nicht!

Felix. Du sagst, ich liebte Dich nicht? — O so hast Du einen Augenblick geglaubt, daß ich Dich liebte! — Nein, theure Gismunda, ich liebe Dich nicht, oder Andere mißbrauchen den Namen. Wie oft hört' ich die Liebe schildern, diese Schilderung stimmt mit den Empfindungen überein, die mich jetzt beseelen. Wie oft sah ich Liebende, hörte, wie sie sich Liebe schwuren, ach und wie bald mieden und haßten sie sich, wie verschieden waren ihre Handlungen von ihren Worten. Was für leichte, tändelnde Empfindungen nannten sie Liebe! Süße Gismunda, entweder liebe ich Dich nicht, oder die Andern wissen nicht, was Liebe ist, und ich allein habe die Gabe zu lieben!

Gismunda. Du hast Recht, theurer Felix, ich verstehe Dich. Mächtig fühl' ich es, daß Deine Neigung wie die meine einzig ist. Es kann kein Paar mehr geben, welches sich so versteht, sich so Alles ist, wie Du mir Alles bist, Licht, Leben, Glück des Lebens; o Felix, erst heute freu' ich mich, daß ich geboren bin.

Felix. Gismunda! — In diesem Namen liegt für mich Alles; will ich den Tag mit seinen glänzenden Farben vor mir ausbreiten, will ich mich in das fröhliche, herrliche Leben versenken, so sage ich Gismunda, blicke in Dein rosiges Antlitz, und vor mir

liegt der Tag mit seinen Farben, seiner Pracht. Will ich mich begeistern an der hehren Sternennacht, so blick' ich in Dein liebes Auge, es ist für mich der Liebesstern mit all seiner Süßigkeit. Der Abendstern, ach, Gismunda, erst jetzt versteh' ich seine Sprache und sein Glanz hat für mich einen Zauber, an welchem ich früher achtlos vorüberging.

Gismunda. O Felix, wie stolz bin ich jetzt, wie viel stolzer werde ich seyn, wenn ich Deine Gemahlin bin.

Felix. Meine Gemahlin! (Erschrocken.) Meine Gemahlin? Ha woran mahnst Du mich? Gismunda, Du bist des Königs Braut, nie kannst Du die meine seyn.

Gismunda. Des Königs Braut? Was sprichst Du, Geliebter! Kann ich die Braut eines Mannes seyn, der mich nie sah, den ich nicht liebe, der mich nicht liebt! Wie, Du kannst es nur denken!

Felix (düster). Er hat mein Wort. Deinem Vater habe ich gelobt, Dich auf König Julian's Thron als Königin zu setzen.

Gismunda (faßt schmeichelnd seine Hand). Hast Du nicht den Drachen erlegt? Hat mein Vater nicht, ehe er an König Julian dachte, meine Hand dem Drachenbesieger gelobt? Es ist unmöglich, daß wir uns verlassen, ich stürze mich eher hinab in die Fluth, ehe ich Dir folge, um dem Könige meine Hand zu geben!

Felix. Es sey, Gismunda! Ich stürze mich in die Fluthen, Du folgst mir, Dich in den Armen durch-

ſchwimme ich das Meer, und wo wir landen, ſey unſre Heimath.

Gismunda. Dein bin ich, mögen wir hinab in die Tiefe ſinken, oder von den Fluthen ſanft an's Ufer getragen werden.

Felix. Aber wirſt Du auch dann noch wie jetzt von mir denken?

Gismunda. Wie, mein Felix, Du zweifelſt an mir?

Felix. An den Treubrüchigen willſt Du Dein Herz hängen? Und ich ſelbſt, werde ich Selbſtverachtung ertragen? — Elend bin ich ohne Dich, mit Dir ehrlos und noch elender. Laß mich, Gismunda, ſieh mich nicht eher an, als bis Du Königin biſt!

Gismunda. Unglückliche Königin! (Sie wirft ſich halb ohnmächtig in einen Seſſel.)

Felix (ſtürzt zu ihren Füßen.) Gismunda, theure Geliebte, erwache, oder willſt Du das Leben verlaſſen, ſo ſey der Tod hinfort mir belebender Athem. (Er ſchließt ſie in ſeine Arme und küßt ſie.)

Amme (erwacht). Himmel, was ſeh' ich, mein Fräulein, meine Königsbraut in des Ritters Armen!

Gismunda. Ach, Amme, ich lieb' ihn und kann ihn nimmermehr laſſen!

Felix. Holdes, theures Weſen, ja Du biſt mein, wie ich Dein bin, kein Fürſt der Erde ſoll Dich mir rauben.

Amme. Gütiger Himmel, was iſt geſchehen! Welch ſchnelle Verwandlung; ſeyd Ihr bezaubert? —

Felix. Bezaubert durch Natur und Liebe, feſt, unauflöslich an Dich gebunden.

Amme. Himmel, was ſoll daraus entſtehen — (ſie geht zu dem Körbchen und findet es leer). Wie? — die goldnen Aepfel fehlen — o nun iſt es klar. Unſelige, habt Ihr die Aepfel geſehen?

Gismunda. Der Narr theilte einen zwiſchen mir und Felix.

Amme. Der Narr, der Narr! — Ja ihm habt Ihr Euer Geſchick zuzuſchreiben, der Narr regiert die Welt, es iſt ſchrecklich; Ihr ſeyd unſchuldig, aber verloren, denn nie weicht mehr die Lieb' aus Eurer Bruſt!

Gismunda. Unſchuldig, aber nicht verloren!

Felix. Ja verloren! denn ich muß dem Könige Wort halten. (Ruf von außen) Land! Land!

Narr (ſtürzt herein). Land, juchhe Land! Welch ein Jubel. Aber wie ſeht Ihr aus, Herr Ritter, und Ihr, königliche Braut!

Amme. Was haſt Du gethan, Du unſeliger, vorwitziger Menſch? Wer hat Dir geheißen die güldenen Aepfel ſtehlen und dem Ritter und dem Fräulein geben? —

Narr. Da haben wir's, der Narr ſoll wieder einmal Schuld ſeyn, an Allem ſoll die Narrheit Schuld ſeyn, das ſagen die klugen Leute, um an die Stelle der Vernunft, die ihnen ausgegangen iſt, doch etwas zu

ſetzen. Wer hieß ſie eſſen, was der Narr ihnen anbot, o ich unſeliger Menſch!

Amme. Oh, oh, oh! Nun muß mein Fräulein den Herrn Felix ewig lieben, ihm folgen, wohin er geht, an ſeinen Blicken hangen und er — er muß ſterben, wenn ſie nicht vor ſeinen Augen ſteht, wenn er ihre ſüße Stimme nicht hört! Was wird der König ſagen, er wird Euch tödten laſſen, ich unglückliches Weib, hätte doch der Ritter Felix nie unſer Land betreten, hätte ich die güldnen Aepfel in's Meer geworfen!

Narr. Muth, Muth, einer echten, heißen Liebe iſt nichts unmöglich, das nennen kluge Leute unſinnig und doch iſt's wahr, nehmt die Liebe aus der Welt und ſchnell werden die Wäſſer ſtill ſtehen, die Sterne erlöſchen, die Blumen die Häupter neigen und die Menſchen, zu Stein geworden, regungslos da ſtehen, ohne Herzſchlag.

Felix. Narr, Du haſt wie ein Weiſer geſprochen. Gismunda, laß uns leben, leben und glücklich ſeyn; mag dann tauſendfacher Tod uns drohen, es gilt uns gleich, wir haben alles Glück des Lebens unſer genannt!

(Ruf von außen.) Land, Land! Werft die Anker aus!

Der Vorhang fällt.

Vierter Aufzug.

(Zimmer im Palaſte des Königs Julian. Der König führt Gismunda herein, Große des Hofes folgen ihm. Felix.)

Julian. Seyd mir nochmals gegrüßt, theuerſte Gismunda, das Schönſte, was Euer Vaterland hatte, gehört nun mir, mein Streben wird nun immer dahin gehen, Euch Eure Heimath vergeſſen zu machen.

Gismunda. Ach!

Julian. Ihr ſeufzt? Ich hoffe, Ihr werdet dies mit der Zeit verlernen. Felix, nochmals nimm meinen Dank, Du haſt mir mehr als Wort gehalten.

Felix (düſter). Danke mir nicht!

Julian. Der Freude und Luſt ſey der heutige Tag geweiht, erleuchtet die Gärten, laſſet Muſik ertönen, Alles ſey heiter und glücklich!

Felix. Könnt' ich es ſeyn!

Julian. Kommt, ſüße Braut! Morgen ſoll der Prieſter uns verbinden, doch ſchon heute ehre ich Euch als Königin dieſes Landes.

(Er führt Gismunda ab, Alle folgen.)

Zweiter Auftritt.

Der Narr, Lucia (kommen von verſchiedenen Seiten).

Narr. Nun, ſchöne Lucia, da bin ich wieder in Welſchland.

Lucia (verdrüßlich). Das ſeh' ich.

Narr. Ihr seyd noch schöner geworden, als Ihr schon wart.

Lucia. Meinst Du?

Narr. Ja oder es kommt mir so vor, weil ich eben die Königin gesehen.

Lucia. Die Königin? Was für eine Königin!

Narr. Nun König Julian's Braut.

Lucia. Ist eine Königsbraut schon Königin?

Narr. Da hast Du eine kluge Frage gethan, schöne Lucia, und ich erwiedere Dir, sie ist's nicht. Ja bis jetzt, mein' ich, steht es noch Jeder frei zu hoffen, König Julian's Gemahlin zu werden.

Lucia. Da hast Du Recht.

Narr. Uebrigens, wie findest Du die Königsbraut?

Lucia. Ich? Hm — nun die allerschönste ist sie noch nicht.

Narr. Das goldne Haar, ihr blaues Auge dazu, die weiße Haut, die rothen Wangen, die hohe Stirn der Gismunda.

Lucia. Alles was Du hier an ihr beschreibst, hat sie gar nicht an sich.

Narr. Freilich hat sie es an sich, aber das ist ja eben so häßlich, blondes Haar — pfui! blaue Augen, ich bitte, weiße Haut — mir schaudert, und rothe Wangen! Wie kann ein Frauenzimmer vom Stande nur rothe Wangen haben! —

Lucia. Ja es ist wahr, sie hat Augen, blau wie

der Himmel, Haare wie Gold, und Wangen, abgeſchmackt wie aufgeblühte Roſen.

Narr. Richtig, lebt wohl, ſchöne Lucia! (Er geht.)

Lucia (ihm nachſehend). Der einzige Mann in Welſchland, der Geſchmack hat. (Sie geht, bleibt aber lauſchen.)

Dritter Auftritt.

(Felix und Gismunda kommen.)

Felix. Endlich ſeh' ich Dich einen Augenblick allein.

Gismunda. Es iſt mir gelungen, mich aus der bunten Menge hinweg zu ſchleichen.

Felix. Theure Geliebte, ich ſterbe, wenn ich Dich! laſſen ſoll!

Gismunda. Du ſollſt mich nicht laſſen, Du Süßer!

Felix. Morgen ſollſt Du des Königs Gemahlin werden.

Gismunda. Morgen! ſchrecklicher Tag. Heute bin ich noch frei, heute bin ich Dein, mein Felix! (Lucia geht raſch ab.)

Felix. Kann ich Dich allein und ungeſtört ſprechen?

Gismunda. Um Mitternacht klopfe dreimal an mein Gemach, die Amme wird Dich einlaſſen.

Felix. Ich werde nicht zögern, ſüßes, geliebtes Weib! (Lucia erſcheint mit Julian, Beide lauſchen.)

Gismunda. Dein will ich ſeyn, mein Felix, Dein will ich bleiben. treu, unwandelbar treu!

Felix. Jetzt müssen wir uns trennen, um nicht Verdacht zu erregen. Leb wohl, meine Geliebte! (Er umarmt sie.)

Gismunda. Leb wohl, mein Trauter!

Felix. Um Mitternacht auf Deinem Gemache.

Julian (tritt auf und ruft): Um Mitternacht seyd Ihr Beide hingerichtet!

Gismunda (sinkt zu Boden). Felix steht regungslos da, dann faßt er nach dem Schwerte, der König entreißt es ihm und ruft): Doppelter Verräther! he Wachen, fesselt ihn!

(Lucia entfernt sich.)

Amme (trit tein). Was seh' ich, mein Herz, mein Fräulein, mein Bräutchen ohnmächtig! Hilf Gott!

König. Sie ist ein treuloses Weib und wird in zehn Minuten mit ihrem Buhlen den Tod durch Henkershand sterben!

Amme. Wehe, wehe! (sie stürzt fort.)

(Felix wird fortgeführt, Gismunda kommt zu sich.)

Gismunda. Wo bin ich?

Julian. Wo Ihr hingehört, Untreue, zu meinen Füßen!

Gismunda. Ach jetzt besinne ich mich. Ich soll mit ihm sterben! (Indem sie sich stolz aufrichtet) ich werde zu sterben wissen! (Sie geht ab.)

(König allein, geht unruhig auf und ab.)

Vierter Auftritt.

Der König, der Narr (tritt ein).

Narr. Herr König.

Julian. Schweig!

Narr. Du mußt mich hören!

Julian. Ich will nicht!

Narr. Es betrifft Gismunda und Felix.

Julian. Sprich!

Narr. Sie ſind unſchuldig!

Julian. Unmöglich.

Narr. Ich bin ſchuldig. O hör' mich an, der Narr hat Alles gethan, drum lieben ſie ſich bis zur Narrheit, denn nur eine Närrin zieht einen Ritter einem Könige vor. Wiſſe, die Amme hat zwei güldene Aepfel, die beſaßen den Zauber, daß, wenn ein Fräulein und ein Mann davon koſten, ſie ſich lieben müſſen bis zum Tode. Einen ſolchen Apfel wollte die Amme klüglich unter Dich und Gismunda theilen. Als die Amme ſchlief, nahm ich in aller Unſchuld einen von den Aepfeln und theilte ihn unter Felix und Gismunda, den andern behielt ich für mich; ach, Herr König, kaum hatten ſie davon gekoſtet, ſo liebten ſie ſich ſo raſend — und jetzt ſollen ſie ſterben. (Er weint.)

Julian. Seltſam, ſeltſam! Sollt' es wahr ſeyn?

Narr. So wahr ich ein Narr bin.

Julian. Gieb mir den andern Apfel und rufe die ſchöne Lucia. Ich will eine Probe machen. Der Henker ſoll warten mit der Hinrichtung.

Narr. (Giebt dem Könige ſchnell einen Apfel). Dank, Dank!

Julian. Ich will die Wahrheit des Narren prüfen. (Den Apfel betrachtend.) Sollte Zauberkraft in ihm wohnen? Laß ſehen!

Narr (bringt Lucia.)

Lucia (zum Narren.) Was ſoll ich hier?

Narr. Bezaubert werden!

Lucia. Das möcht' ich ſehen, wie ich zu bezaubern bin.

König (theilt den Apfel.) Hier nimm die Hälfte, Lucia, genieße ſie!

(Lucia ißt den Apfel, der König thut es auch.)

Julian. Lucia, liebſt Du mich?

Narr (zu ihr.) Sprich Ja!

Lucia. Unbeſchreiblich!

Julian. Seit wann?

Narr (leiſe). Seit dieſem Augenblicke.

Lucia. Seit dieſem Augenblicke!

Julian. Es iſt merkwürdig, ich empfind' es, ich liebe Dich auch.

Narr (für ſich lachend). Einbildung, Einbildung, hihihi. Den goldnen Apfel hab' ich, ich der Narr, den andern die Liebenden, in denen die Liebe ſchon lag.

Julian. Lucia, ich will Felix und Gismunda verzeihen, ſie ſind unſchuldig. Willſt Du Königin von Welſchland werden?

Narr (für ſich). Jetzt fragt der König, ob ſie will.

Julian. Sprich!

Lucia. Mit Freuden!

Narr. Das wußt' ich vorher!

Julian. Geh, Narr, rufe Felix und Gismunda.

(Der Narr geht.)

Lucia. Und wann willst Du Dich mit mir vermählen, mein König?

Julian. Noch heute segnet uns der Priester ein.

Lucia. Und Gismunda?

Julian. Wird Felix Gemahlin.

Letzter Auftritt.

Die Vorigen, Felix, Gismunda, Narr, Amme, Volk, Große des Hofes.

Narr. Da bringe ich die glücklichen Sünder.

Felix. König, Du bist wieder mein Freund!

Gismunda. Du verzeihst?

Julian. Ihr seyd unschuldig! Ich erkenne aus Euerm Schicksal die höhere Macht. Du hast den Drachen besiegt, Dein ist des Königs Tochter. Felix, Du sollst der Erste nach mir seyn, ich werde dafür sorgen, daß Deine Gemahlin leben kann, wie eine königliche Prinzessin.

Amme. O wie froh bin ich nun.

Lucia. Gismunda, ich versichere Euch meiner Gnade.

(Felix und Gismunda umarmen sich.)

Narr (den zweiten goldnen Apfel hervorziehend): Nun wer noch ein Stück vom echten Apfel haben will,

von dem, welchen wirklich Frau Venus aus dem Meere geworfen hat, der ſuche die Freundſchaft eines ehrlichen Narren, bei der Narrheit iſt der Apfel zu haben.

Der Vorhang fällt.

Achtzigſte Nacht.

Der Baron von Werthen hielt dieſen Abend ſein geſtern gegebenes Verſprechen und erzählte die Sage

Vom fliegenden Holländer.

(Seemanns-Mährchen.)

Um das Jahr 1600 und einige dazu lebte innerhalb des Gebiets der Stadt Terneuſe, am rechten Ufer der Schelde und der Inſel Walchern ſchräg gegenüber, in einem ſchmucken Häuschen ein wohlhabender Schiffer, Mynheer Vanderdecken geheißen.

Er war aus Amſterdam gebürtig, zog aber nach Terneuſe, weil er als ein guter Katholik nicht unter Ketzern wohnen mochte. In Terneuſe kaufte er ſich das Häuschen, nahm ſich ein hübſches, junges Weib und lebte einige Zeit gar zufrieden und glücklich.

Aber Mynheer Vanderdecken war zu ſehr Seemann mit Leib und Seele, als daß es ihm lange da-

heim hätte gefallen mögen, und ſo war es denn ganz in der Ordnung, daß er ſchon wenige Monden nach ſeiner Verheirathung von ſeinem weinenden Weibchen Abſchied nahm, an Bord ſeines ſchönen Schiffes, „der Amſterdamer“ ging und alsbald mit einer werthvollen Ladung in See ſtach.

Er nahm ſeinen Cours nach Indien, wohin er ſchon zweimal geſegelt war und woher er ſeinen Reichthum geholt hatte. — Diesmal gedachte er eine noch glücklichere Fahrt zu thun und noch reicheren Gewinnſt mit heim zu bringen denn früher, denn nimmer noch hatte er eine ſo große und koſtbare Ladung mit ſich geführt, als das jetzt der Fall war.

Die Fahrt begann auch faſt überglücklich und in kürzerer Zeit, als ſonſt und ohne den mindeſten Unfall, erreichte der Amſterdamer das ſtürmiſche Kap.

Aber jetzt begann das Unglück, denn vergebens mühte ſich Mynheer Vanderdecken ab das Kap zu umſegeln. Neun Wochen kämpfte er gegen die Elemente — es war alles umſonſt, und er fluchte ſchrecklich.

Und abermals neun Wochen ſetzte er Segel gegen Waſſerſtröme und widrige Winde an, und konnte dennoch nicht vorwärts kommen.

Da läſterte Mynheer Vanderdecken auf gräßliche Weiſe, läſterte Gott und alle Heiligen. Aber ſeinen Entſchluß, das Kap zu umſegeln, wollte er nicht aufgeben.

Die Schiffsmannſchaft, welche Tag und Nacht vergeblich ſich abarbeiten mußte, war endlich ganz erſchöpft

und begann murrend zu verlangen, Mynheer Vanderdecken soll den Amsterdamer zurückführen in die Tafelbucht.

Aber dessen weigerte sich Mynheer Vanderdecken — ja noch mehr, er ward ein Mörder, denn als der Steuermann sich ihm widersetzte und den Matrosen zurief: Sie sollten den Capitain binden, damit er sie durch seinen Starrsinn nicht alle zu Grunde richte, und er, um solches in's Werk zu richten, den Capitain beim Kragen nahm, packte ihn Mynheer ebenfalls beim Kragen und schmiß ihn über Bord, so daß er elendiglich ersaufen mußte.

Aber selbst nach dieser schauerlichen That wurde Mynheer Vanderdecken noch nicht ruhiger, sondern schwur grimmig bei dem Splitter vom heiligen Kreuz, welchen sein schwangeres Weib daheim um den Hals trug als Amulet: „Daß er um das Cap herum wolle, trotz Sturm und Wellen, Blitz und Donner, Gott und Teufel, und sollt er auch bis zum Tage des jüngsten Gerichts daran arbeiten."

Da krachte der Orkan über das Schiff, die Segel wurden zu Bändern zerfetzt, Berge von Wellen stürzten über das Deck, und eine Stimme, welche Sturm, Donner und Wogengebraus übertönte, rief vom Himmel herab:

„Bis zum Tage des Weltgerichts!"

Und lauter raſete der Sturm, lauter rollte der Donner, heulte die See und thürmete sich empor! Ein schrecklich flammender Blitz, ein Krachen, wie wenn tau-

send Wetter einschlügen und der Amsterdamer sank mit Mann und Maus hinab auf den Grund des Meeres.

Alsbald begann der Sturm sich zu legen, die Sonne zertheilte die finstern Wetterwolken und ging unter in aller Pracht und Herrlichkeit, und als es Nacht wurde und der Mond heraufkam, da schien das Meer ein krystallner Spiegel, so ruhig war es und kein Lüftchen regte sich mehr.

Um Mitternacht aber stieg der Amsterdamer auf derselben Stelle, wo er zu Grunde gegangen war, langsam wieder aus der Tiefe empor und auf dem Deck lagen Mynheer Vanderdecken und seine Mannschaft, und das Schiff stand still und unbeweglich, als wäre es fest genagelt. Als nun der Mond hell und immer heller auf das Deck schien, wo die Leichen lagen, da richtete sich erst Mynheer Vanderdecken lang und langsam auf, und nach ihm Einer nach dem Andern, und sie starrten einander an mit gebrochenen Augen und redeten kein Wort.

Plötzlich tönte die Pfeife des Capitains und die Mannschaft begann sich zu regen, und jeder eilte auf seinen alten Posten, und wieder tönte die Pfeife und hui flog das Schiff wie vor dem stärksten Winde dahin über das Meer, wiewohl kein Lüftchen wehte und kein Wellchen sich kräuselte.

Und dies ist der fliegende Holländer, denn seit jener Nacht versucht es der Amsterdamer noch immerfort vergeblich das Cap zu umsegeln. Immerfort kreuzt er auf der Höhe des Cap, und jedesmal, wenn er einem

andern Schiffe begegnet, will er ihm Briefe in seine Heimath mitgeben an seine Frau und andere längst verstorbene Personen. Aber wehe dem Fahrzeuge, das sie zum Bestellen annimmt! untergehen muß es mit Mann und Maus, das ist sicher; wie es denn auch gewiß ist, daß wo der fliegende Holländer nur von einem anderen Schiffe erblickt wird, dieses immer ein böses Zeichen, und das Geringste ein tüchtiger Sturm ist, worauf man gefaßt seyn darf, weshalb denn die Schiffer auch nichts mehr fürchten als dem fliegenden Holländer zu begegnen.

Hier endete der Baron seine Sage vom fliegenden Holländer. Der Oberst bemerkte: „Obgleich ich mit Byron zu reden nur für den Landdienst gebildet wurde, so muß ich doch bekennen, daß unter allen Mährchen und Sagen die Seemährchen einen ganz eignen Reiz für mich haben. Eines der schönsten Mährchen ist unstreitig das von der im Meere versunkenen herrlichen Stadt Vinetta."

Unfern der Insel Rügen, etwa tausend Schritte von dem mit Fichten bewachsenen Streckelberge auf der Insel Usedom soll diese Stadt gestanden haben, von deren Pracht und Wunder die Eingebornen der Insel nicht genug zu erzählen wissen. In einem furchtbaren Orkan versank sie in den Ocean, aber ihre Bewohner sind nicht gestorben, sondern in Fische verwandelt, welche jetzt Prachtpaläste bewohnen.

Sonntags aber hört die Verzauberung auf und an

dieſem Tage tönt aus dem Meere das Geläut der Glocken der verſunkenen Stadt, und wenn das Meer ruhig und klar iſt, ſo kann Jeder am Sonntag Geborne, der hinausfährt bis über die rechte Stelle, es klar erblicken, wie die frommen Bewohner der verſunkenen Stadt zur Kirche wandeln, da ſieht er vornehme Rathsherren, ſtattliche Kaufherren, ehrliche Bürger und Handwerksleute, vor allem aber die wunderholden, goldlockigen, blauäugigen Frauen und Mädchen, alle im höchſten Sonntagsſtaate mit Blumenſträußern und den ſilber- und goldbeſchlagenen Geſangbüchern in den Händen. Und ſo wie alle in der Kirche ſind, ſchweigen die Glocken, und Orgelklang und Chorgeſang ertönt daraus. Und endlich hört er die Predigt ganz vernehmlich, und der Prediger predigt allemal von der Herrlichkeit Gottes und von den Wundern und der Schönheit der vor allen hoch geſegneten Stadt Vinetta.

Und wenn die Kirche aus iſt, ſo gehen die Männer auf den Rathskeller und auf das Schützenhaus, und die Frauen beſchaffen ihre Wirthſchaft. Die holden Jungfrauen aber ſitzen an den Fenſtern der Häuſer und ſchauen hinauf aus der Tiefe und winken mit den weißen Händen, daß der Lauſcher droben es gewahrt, und unendliche Sehnſucht ſein Herz erfaßt, nach der verſunkenen Stadt und ihren lieblichen Jungfrauen.

Und Manchen ſchon hat dieſe Sehnſucht hinabgetrieben in die tiefe kryſtallene Fluth.

„Ich erinnere mich," sprach der Baron zum Obersten, „ich erinnere mich bei Ihrer Sage an das wundervolle Gedicht Wilhelm Müller's, welches beginnt:"

„Eine schöne Welt ist dort versunken!"

und welches ganz die unerklärliche Sehnsucht schildert, die uns erfaßt, wenn wir in den Spiegel des unbewegten Meeres schauen."

„Uebrigens, bemerkte der Arzt, „findet man wohl nirgends anders so tief ergreifende und sinnige Seemannssagen, als eben auf Rügen und den umliegenden Inseln. Eine der schönsten ist die des Mädchens von Hiddensö, welche meines Wissens zuerst von Caroline Leonhardt im Hochdeutschen wieder erzählt wurde.

„Ich bin im Besitz dieser Sage," sprach Julia, und verhieß gelegentlich deren Mittheilung.

Ein und achtzigste Nacht.

In dieser Nacht erzählte der Prediger seinem Versprechen gemäß,

Die Götzeneiche.

Orshold, der junge Sachsenritter, saß am Herde und glättete den Stahlbeschlag seiner mächtigen Streit-

art. Da trat vor ihn hin sein freundliches, schlankes Schwesterlein, Roswitha, und lachte ihn zutraulich an. Er aber, als er die großen blauen Augen zu ihr emporhob, konnte zwei Thränen, die ihm über die Wangen herabrannen, nicht verbergen. Roswitha, etwas erschreckt zusammenfahrend, wollte sich das nicht merken lassen und sagte mit erzwungenem Scherz: „Ach was! ein Kriegsheld soll keine Thauwolke seyn!“

„Möchtest Du lieber, er wär' eine Wetterwolke?“ erwiederte Orshold finster. Und dumpf in sich hineinmurmelnd: „Hüte Dich! hüte Dich!“ fuhr er angestrengt in seiner Arbeit fort.

Da kam eine unverstandene, aber entsetzliche Angst in des Mädchens sanftes Herz. Sie schlich in einen Winkel und wußte sich nicht besser zu helfen, als daß sie die nur halbbesaitete Harfe ihrer gestorbenen Mutter — der früh im Kriege verblutete Vater hatte oft dazu gesungen — wie schmeichelnd und um Hülfe bittend in ihre Arme nahm, und es mit leisem Anregen der Finger versuchte, die einst so lieblich schwirrenden Klänge daraus zu entlocken. Und das fast zerstörte Werkzeug ward wie neu belebt, ja, wie beseelt, vor den sehnenden Worten, welche Roswitha ganz leise, leise darüber hinhauchte. Diese Worte aber klangen folgendergestalt:

„Ich bin so sehr alleine,
Ist Niemand mehr bei mir,
Will lachen, o und weine,
Will fort und bleibe hier.

Und früge man, worüber?
Und früge man, wohin:
Ich würd' nur immer trüber
Ich weiß nicht, wie ich bin.
Es wird schon besser werden;
Die Harfe rauscht so froh.
Kommt's hier nicht auf der Erden,
So kommt's doch anderswo."

Und nach dem seltsam fröhlichen und mächtigen Getön der lange stummgebliebenen Saiten wandte Orshold sich staunend um. —

„Wer hat Dir das eingegeben?" fragte er. „So oft die Mutter es versuchte, Dir ihre anmuthige Gabe mitzutheilen, irrten ja immer Deine Finger, glitt Deine Stimme aus, und all ihr vieles Sorgen und Mühen blieb umsonst."

„Es hat wohl das alles nur so lange in mir geschlafen," entgegnete Roswitha, „wie das Saamenkorn in der winterlichen Erde, und ist heute plötzlich aufgewacht, und hat mich in einer sehr schweren, ängstigenden Stunde ganz unversehens mit hellem Lebensmuth durchleuchtet. Die liebe Mutter sah bei ihrem emsigen Lehren vielleicht so etwas schon voraus. Sieh, Bruder, ich weiß nicht, was Du vorhin mit Deinen finstern Warnungsworten meintest, und doch durchzuckten sie mich recht furchtbar. Aber mag auch jetzt daraus kommen, was da will; die Harfe hat mir ja so viel Schönes, so viel Holdes verheißen, daß es spät oder früh gewißlich erscheinen muß. Ich bin recht seelenvergnügt."

„Schaffen die Götter, daß es vorhält," murmelte Orshold, und Roswitha hörte es wohl, aber sie gab nichts darauf.

Da trat der mächtige, schon beinah greisende Held Wittaborn in die Halle, und Orshold und Roswitha standen auf und neigten sich tief vor ihm.

„Kommt ihr von der Eiche, lieber Herr und Freund?" fragte Orshold, ihn auf den Ehrenplatz am Herde führend und ihm einen Trunk aus silberbeschlagenem Horne zubringend.

„Ja," entgegnete Wittaborn mit tiefem Ernst, „ich komme von der Eiche, aber es stehen zu viel Gewitter am Abendhimmel. Der Mensch soll in solchen Stunden des Götterzornes den Götterbäumen nicht mit allzudreister Frage nahen. Du hast ja mit eignen Augen gesehen, mein Orshold, wie der Strahl aus den Wolken den kühnen Priester Ludwald traf, weil er mitten im Donner und Blitz die Gottheit des Haines fragen wollte. Und die schwarze Warnungsschrift ist noch heutigen Tages an dem heiligen Baume in seltsamer Zükkung anzuschauen."

„Ich war noch ein Knabe," sagte Orshold, „aber ich werde den Augenblick nie vergessen, wo der riesenhohe, weissagende Held zusammenbrach und gleich darauf nichts weiter war, als ein kleines Häuflein Staub und Asche."

„Die Götter sind furchtbar!" seufzte Wittaborn und verhüllte sein Haupt.

Roswitha rührte die Saiten und sang:

Ich bin ein kleines Blümlein,
Die Blitze treffen mich nicht;
Doch wär' ich auch ein Eichenheld,
Froh säh' ich in's Gewitterzelt,
Denn vor dem Blitz ersterben,
Heißt sterben im hellen Licht.

„Was ist das?" flüsterte Wittaborn erbebend in des Jünglings Ohr. — „Merkt ihr es denn nicht?" entgegnete dieser, und seine Thränen flossen. „Merkt Ihr es denn nicht? die Götter haben sie ja schon für sich geweihet."

„Ich will Euch einmal etwas sagen und fragen, ihr Männer," sprach Roswitha, sich mit anmuthiger Würde hochaufrichtend und vor die Beiden hintretend. „Ist das edle Sitte gegen edle Frauen, einander in's Ohr zu flüstern und schreckensbleich anzusehen, wie der Tod, und unsereins rathen zu lassen, was es denn eigentlich gelte? Wobei uns noch hundertmal ärgere Schreckniſſe vor der Seele spuken mögen, als wirklich vorhanden sind. Wissen will ich, was Euch so sehr beunruhigt, denn mir geziemt für jetzt die Stelle der Hausfrau an diesem verwaisten Herde, und wissen müßt Ihr ja wohl, daß ein edles Sachsenweib kein Luftgebild ist, vor jedwedem Donnerschlage zerstiebend."

„Ihr habt uns sehr ernsthaft aufgefordert, schöne Jungfrau," entgegnete Wittaborn, „und mögt nun schon

tragen, was zu tragen ist. Setzt Euch zu uns an den Herd und vernehmt unsere Kunde."

Lächelnd that Roswitha nach seinem Wunsche, aber der beiden Männer Antlitz ward um so trüber und wehmüthiger.

Da faßte sich endlich Wittaborn wie mit einem recht gewaltigen Ruck zusammen und sprach: „Ihr kennt, Roswitha, die Wodamseiche im Westerforst; von Ansehen zwar wohl nicht, denn selten wagt sich ein zartes Weib dorthin, wohl aber vom Hörensagen."

Die Geister, welche darin hausen, sind den Göttern lieb, und was sie heischen, muß geschehen, sonst würde — uralte Weissagungen künden dies schauerliche Räthsel — ganz Sachsenland in die Herrschaft eines todten Königs fallen.

Verdenkt mir's nicht, daß ich ein wenig stockte, und daß wohl ein sichtbares Zittern durch meine Gebeine fuhr. Ihr wißt, ich habe es sonst viel anders an der Art. Aber vor jenem Gedanken erbebt immer mein ganzes Herz, und mit Freuden würde ich mein Blut und das Blut meines ganzen Stammes verspritzen, um solch entsetzliches Unheil von dem lieben Vaterlande abzuwenden. Sei nun gemeint mit den dunkeln Worten, was da wolle, aber ein höchst fürchterlicher Schrecken liegt ja darin: Lebende unter der Herrschaft eines Todten." —

Er sah eine Weile bleich und starr vor sich nieder, dann sagte er:"

„O Roswitha! — o gält' es doch nur mich und

meinen Stamm! Aber es gilt Dich! die Geiſter fordern ein Opfer. Noch hoff' ich es zu werden, aber ich weiß es nicht mit Sicherheit. Und wenn es dennoch möglich wär' — vielleicht daß die Bedingung Dir ſchrecklicher ſchien, als das Sterben auf dem Opferherd."

„Ich bin nicht die erſte Jungfrau," ſagte Roswitha mit unerſchütterter Faſſung, „welche durch Blut und Flamme zu den Göttern gerufen wird, und das hat mir die Mutter ſchon früh eingeprägt," ſprechend: „zu dieſem Heldentod müſſe ſich unſereins bereit halten, wie die Jünglinge zu dem Heldentode in der Schlacht. Aber freilich, leben möcht' ich noch gern, wenn es mit dem Götterwillen beſtehen könnte, und mit der Ehre, denn es iſt doch gar zu ſchön hier auf der Erde. Sagt mir nur vor allen Dingen, habt Ihr weiſſagende Roſſe geführt und befragt wegen des Verlangens der Geiſter?"

„Sobald das Heulen und Winſeln aus dem Weſterwalde her erſcholl," entgegnete Wittaborn, „eilten wir, ein ſchneeweißes geweihtes Roß zur Eiche zu leiten." —

„O das muß mir ja Gutes, lauter Gutes geweiſſagt haben!" unterbrach ihn Roswitha zuverſichtlich. „Hab' ich doch die Pferde ſo gar lieb, faſt lieber noch, als ſie mein Bruder hat, und der meint, das ſey ein uraltes Erbtheil unſeres Stammes."

„Vielleicht," — entgegnete Held Wittaborn wehmüthig — „weil ein weiſſagendes Roß Dich edelſte und ſchönſte Maid Deines Stammes gen Walhall ru-

fen ſollte, als lieblichſte Schenkin für die Helden an Wodan's goldnem Tiſch. Denn kaum, daß wir das edle Thier gegen die Wodanseiche herangeführt hatten, ſo ward es wie von einer wunderlichen Kraft umgeſtaltet in ſeinem ganzen Thun und Weſen. Mit hauenden Vorderhufen tanzte das ſonſt ſo freundlich ſanfte Geſchöpf aufrecht um den Baum her, daß es in ſeiner ſchneeweißen Geſtalt recht furchtbar durch die Mitternacht leuchtete. Dann begab es ſich in einen ſchäumenden ſchnellen Trab, und leitete uns wie im Fluge bis vor Dein Kammerfenſter her. Du mochteſt wohl eben im ſüßeſten Schlummer liegen; derweile neigte ſich das Roß dreimal ganz tief, und hieb dreimal mit dem Vorderhuf gegen das Burgthor."

Da zogen unſere Prieſter die Weiſſagung draus: „Die Geiſter des Baumes ſeyen zu Brautführern erleſen, um Roswitha nach Walhall hinaufzuführen in den ſtrahlenden Kreis der Götter und Ahnherren."

„Weiſſagung erweckt Weiſſagung!" entgegnete das Fräulein nach einigen Secunden. „Die meinige iſt zwar großentheils nur ein Traum, aber ſie ſcheint ſehr dicht zuſammen zu hängen mit all dem Wunderbaren, das Ihr von der Wodanseiche und mir erzählt."

„Ich ſaß als ein kleines Kind auf der Mutter Schoos ſpät, ſpät in der Nacht, denn wir warteten, daß der Vater heimkehren ſolle von einer großen Wolfsjagd. Mir ward es bange, und wie ſie mir es auch zu verbergen ſtrebte, mochte wohl der Mutter nicht

viel beſſer zu Muthe ſeyn, denn vergeblich hatte ſie ſchon ein Paarmal verſucht, ein Lied in die Harfe zu ſingen. Ihre zarten Hände zitterten und ſanken, wie gelähmt an den Saiten herab. „Der Vater blutet!“ rief ich mit einem Male, und wußte doch ſelbſt nicht warum. „Der Vater blutet und kann nicht lange mehr leben.“

Da fing die Mutter heiß und ſtill zu weinen an, daß es mir noch durch die Seele geht, wenn ich daran gedenke. Ich wollte etwas ſprechen, um ihr zu liebkoſen und ſie zu beruhigen, aber es ging nicht! Nur jene furchtbaren Worte drängten ſich wider Willen immerdar auf meine Zunge, ſo daß ich Lippen und Augen lieber feſt zuſchloß und in tödtlicher Bangigkeit regungslos in den Armen der Mutter lag.

Die mochte glauben ich ſchliefe, und ſie machte ihrem Schmerze in Worten Luft, wovon ich mich nur noch ſo viel erinnere, daß ſie über den thörichten Muthwillen klagte, welcher ſie in den erſten Tagen ihres Ehebundes verlockt habe, dem Gatten in Knappentracht heimlich auf die Jagd nachzureiten, obgleich das kühne Waidwerk grade im Weſterwalde begonnen ſey.

Da muß ſie unverſehens der Wodanseiche zu nahe gekommen ſeyn; und die Geiſter haben nach ihr geſungen mit verlockenden lieblichen Weiſen, und ſie meinte, es ſey ihr Eheherr, der wolle ſie necken, und ſo wehrte ſie von ſich das warnende Schrecken, und ſang zurück, ach nicht zu ihrem Glück. — — Aber was iſt denn das, ich ſinge wohl ſelber, und hätte faſt nach der Harfe

gegriffen. — Nein, laßt es mich Euch ruhig erzählen, recht ruhig."

Vor den wunderſamen lieblich tönenden Klagen der Mutter war ich zuletzt wirklich eingeſchlafen. Da kam zu mir folgender Traum:

„Aus der Wodanseiche tanzten kleine, ſchwarze fledermausgeflügelte Geiſter mit wunderlichem Schwirren hervor und ſangen immerfort:

„Dein erſtes Kind muß meine ſeyn!
Dein erſtes Kind muß meine ſeyn!"

Und ich hörte die Stimme meiner Mutter, die lachend antwortete:

„Mein erſtes Kind bleibt mein allein,
Mein zweites Kind mag Deine ſeyn!"

„Da ſchlugen die häßlichen Geiſterchen, luſtig krächzend, und wie beſtätigend ihre Fittige gegen einander und davor ſchrie meine Mutter von fern her ängſtlich auf und ich fühlte durch den Schlaf, wie noch jetzt ihre Thränen mich um derſelben Urſach willen bethauten, und auch darum, weil die Geiſter in ihrem tollen Reigentanze mit gellendem Gelächter ſangen:

„Das Kind iſt unſer,
Das hat nicht Noth:
Der Mann wird auch bald
Blutesroth; —
Dann iſt der Spaß zu Ende.

Aber wie ſchneefunkelnd kam ein weißes Lämmchen unter den Wurzeln der Eiche hervor, und ſprang recht fröhlich zwiſchen dem Nachtdunkel und den Geſpenſtern hin und wieder, als habe alles das gar nichts Arges zu bedeuten. —

Anfangs entſetzten ſich die Spukbilder davor, aber bald brachten ſie allerhand häßlich verroſtete Waffen herbei, und wollten es ſchlachten.

Da ward mir entſetzlich Angſt, denn nun merkte ich auf einmal: Das Lämmlein ſey ich ſelbſt. Es ſagte zwar, wie um mich zu tröſten, Jemand mit gewaltiger Stimme: „Ich bin ja der Blitz und ſchlage ein!“ — aber eben der gewaltige Donner ſeines Rufes erſchreckte mich ſo fürchterlich, daß ich mit Angſtgeſchrei aus dem Schlummer auffuhr. Zugleich wares, als krachte und raſſelte die Wodanseiche in all ihren Aeſten und Wurzeln über mir zuſammen. Das kam aber vielleicht nur von dem Jagdgetöne her, womit ſo eben der Vater gewaltig ſchallend in die Burg einzog. Er war ſehr blutig, aus einer leichten Wunde nur, die nichts zu bedeuten hatte und dann auch von Blut der erſchlagenen Wölfe. Aber die Mutter weinte von da an um ſeinen nahen Tod und nicht lange darauf geſchah es auch, daß er aus einem Treffen gegen die Franken ſieghaft, aber als Leiche zurückgetragen ward.

„Möget Ihr nun urtheilen, ob das jenen Weiſſagerſpruch beſtätige oder nicht. Mir kommt es freilich ſelber ſo vor, als müſſe ich frühe ſterben. Die Mut-

ter ſprach im ängſtlichen Todeskampfe auch davon; ſcheidend aber erheiterte ſie ſich und lächelte: „Wer Dich erretten kann, iſt ein alter, hochgewaltiger Held mit greiſendem Bart. — Da ſteht er vor mir und hat etwas in der Hand wie Streitart oder Streitkolbe.“

In dieſem Augenblick hatte ſich Wittaborn von ſeinem Sitz emporgeriſſen und Orshold's Streitkolbe gefaßt, als wolle er den Nachtgeſtalten das holde Frauenbild, welches ihnen mit jedem Worte mehr zu verfallen ſchien, voll zorniger Verzweiflung abkämpfen.

Da hielt Roswitha inne und blickte ſtaunend zu ihnen hinauf. Endlich ſagte ſie:

„Aber Ihr ſteht ja eben jetzt vor mir, wie der Held, von welchem Mutter geſprochen hat. Wär't Ihr es, der mich retten könnte vom frühen Opfertod?“

Ein anmuthiges Erröthen flog über des alternden Helden Angeſicht, er ſenkte die Waffe, gab ſie ſchweigend an Orshold zurück, und wandte ſich nach ſeinem Sitze.

Orshold aber, zu der Schweſter hintretend, ſprach feierlich: „Du mußt wiſſen, daß die Prieſter, als ich ämſig mit Fragen in ſie drang, ob Du denn durchaus nicht zu retten oder mit Gaben zu löſen ſeyſt, nach langem Rathſchlag erwiederten: „Nur Eins ſey auch den Walhallsgöttern unantaſtbar: Die Braut des ſieghafteſten und weiſeſten Helden im Gau. Daß dieſer Held aber kaum noch erſt, meine Streitkolbe in der ſtarken Rechten, vor Dir ſtand, weißt Du ja.“

Roswitha senkte heiß erröthend die Augen und zog ihren Schleier über sich. Nach einer Weile sprach sie leise:

„Verhüte es die Göttermutter Frigga, daß ein Held und Fürst wie Wittaborn sich aus Mitleid zu mir herabneige, und daß ich je eine aus Mitleid dargebotene Rechte annehme.“

Zögernd nahte sich der Held — „Roswitha,“ sprach er, den stolzen Nacken tief vor der Jungfrau beugend, und seine Schlachtenstimme säuselte lieb und lind, „Roswitha, wie dürfte ein greisender Ritter um Dich Mairose werben? Und dennoch! — Du sprachest von Mitleid! So tief muß mein schönes Bild nie sinken, auch in der eigenen Einbildung nicht. — Roswitha! ich werbe um Dich, und in ernster Minne zu Dir glüht dieses kampfgestählte Herz. Und nun verwirf mich und stirb edel und stolz Deines Muthes und Deiner Schönheit werth!“

Roswitha jedoch ließ nach einigem Schweigen den Schleier von dem süßleuchtenden Antlitze zurückwallen, und Morgenroth strahlte dem Abendroth entgegen.

„Was wäre denn das für ein deutsches Fräulein,“ sagte sie, „die einen greisenden Helden nicht aus ganzer Seele lieben könnte, in seiner reichen Heldenherrlichkeit?“

Schaudernd vor ernster Wonne zog Wittaborn sie zu sich empor, und sie legte ihr schönes Lockenhaupt liebkosend an die tapfere Brust.

Fröhlich kreiſeten die Becher in dem fackelhellen Burgſaal, denn Orshold's Mannen waren aus den nächſtliegenden Gehöften zuſammengeſtrömt, die Freude und Feier ihres jungen Ritters zu theilen. Wittaborn ſchaute ſtark und ſtolz umher, wie ein verjüngter Adler; in ernſtlieblicher Begeiſterung ſang Roswitha Lieder zu der Harfe von ihres Bräutigams Heldenthum und Fürſtentugend.

Aber Orshold war nach den erſten Ausbrüchen heiterer Lebensluſt wieder ſtill und ernſt in ſein gewohntes, nachdenkliches Schweigen zurückgeſunken. Mit aufgeſtemmtem Arm und halb in die Hand verborgenem Geſicht ſaß er in der tiefen Fenſterhöhlung, und ſchaute nach dem ſchwer dunkelnden Nachtgewölk hinaus. Wittaborn trat zu ihm und rührte leiſe ſeine Schulter an. Voll ſeltſamen Schreckens fuhr der Jüngling in die Höhe.

„Es iſt nicht mit Dir, wie es ſeyn ſollte," ſprach Wittaborn mild und ernſt. „Wie käme ſonſt ſo ein Schrecken über Dich Helden?"

„Es iſt mit mir, wie es ſeyn ſollte," wiederholte der trüblächelnde Orshold, „und Schrecken iſt das Ureerbtheil aller ſterblichen Menſchen. Wir kommen wohl bisweilen darüber hinaus, bald in toller Luſtigkeit, bald mit dem traurig heitern Bewußtſeyn: nur friſch genoſſen, denn es muß doch alles ſchnell ein Ende nehmen auf immer! und das pflegen denn unſere Gefährten wohl gar als heitere Weisheit zu loben; — eine ſchöne Freudigkeit!"

Er verſank abermals in tiefes Sinnen, welches ſein Freund mit den Worten unterbrach:

„Jüngling! und hältſt Du denn für nichts die Heldengluth unſerer Herzen, die uns um Vaterland und Ehre den feindlichen Waffen entgegen treibt? Für nichts den unſterblichen Ruhm, für nichts die ſtrahlenden Becher Walhalla's?“

„Flittern, lauter Flittern! Ein Theil davon auch Nebel,“ ſeufzte Orshold. „Das mit der Kampfesgluth iſt noch das Beßte, denn ſie macht wenigſtens auf einzelne große Stunden das Leben unausſprechlich froh und ſtark. Aber unſterblicher Ruhm? — Ach! wie viel Heldennamen ſind verſchollen, ſammt den Liedern, darin ſie tönten. Und wenn Du auch lebſt im Sange Jahrtauſende hindurch — Du wohnſt nach wenig Jahren fern ab von all der Herrlichkeit, wer weiß, in welchem Wachen oder in welchem Traum. — — Und Walhalla's ſtrahlende Becher! Und Walhalla's rauſchende Harfen. — O all ihr Sterne, es klingt ſo wunderſchön! — Aber was ſind denn das für Walhallagötter, die zu ihren Boten die häßlichen Fledermausalfen aus der Eiche ſandten, um Roswithen zu entführen? — Bei denen mag's ein gar luſtiges Zechen ſeyn.“

Orshold verſtummte plötzlich, wie vom dunklen Entſetzen verſtimmt, Wittab n ſchreckte ſichtlich zuſammen.

Da ward ein wildes, hohles Treiben auf dem Burghofe wach, ein lautes, ängſtliches Geruf, ein

Schnauben und Raſſeln, wie aus Roſſesnüſtern und von Roſſeshuf.

„Du hätteſt ſolche Worte nicht ſprechen ſollen!“ ſeufzte Wittaborn.

Und herein eilte ein bleicher Knappe, und meldete dem entgegentretenden Orshold, der edle Schimmelhengſt Silber habe ſich in unbegreiflicher Wuth von den Halfterketten losgeriſſen und die Thür des Marſtalles hauend zerſprengt. Und wie er jetzt auf dem Hofe zürnend umherraſe, habe ein gleiches Uebel alle Roſſe befallen, daß ſie — theils noch in den Ställen halbgebändigt, theils ſchon auf dem Burgplatze furchtbar frei in wunderlicher Empörung tobten gegen alle Menſchen.

Leiſe warnend, oder vielmehr die früher verſäumte Warnung nachholend, drohte Wittaborn's Zeigefinger nach Orshold herüber.

Aber unbefangen lächelnd kam Roswitha herbei. „Wenn es weiter nichts iſt, als das,“ ſagte ſie, „laßt mich nur machen. Der edle Silber kennt mich zu gut, und hat mich viel zu lieb, als daß ich den nicht gleich zur Ruhe ſprechen könnte, und was er thut — Ihr ſaht es ja noch eben ſelbſt, thun die andern Roſſe ihm immer als getreue Vaſallen nach.“

Und zugleich war ſie die Stufen hinabgeeilt, und ſtand bereits in der Thürwölbung, ja ſchon faſt auf dem nachtdunkeln, roſſedurchbrauſten Hofe, als erſt Wittaborn und Orshold ſie einholten, und ſich bemühten ſie zur Rückkehr in den Saal zu bewegen.

Aber ſie ſchüttelte anmuthig verneinend das Haupt, und lockte, ohne weiter zu antworten, nur immer mit anmuthiger Stimme durch die Nacht:

„O Silber, lieber Silber!
Komm her! komm! Deine Herrin ruft!
O komm, mein ſchöner Silber!“

Und nicht lange, ſo trabte das edelſchlanke Thier ſanft und ſittig heran, neigte den ſchlanken Hals vor dem Fräulein, und ließ ſich voll Behaglichkeit die Silbermähne von den lilienzarten Händen ſtreicheln.

Derweil waren alle die andern Pferde ſtill geworden, und folgten den Knappen ruhig nach ihren Ständen zurück. Die Stallthüren gingen nach und nach wieder zu, die im erſten Schreck in's Schloß geworfenen Burgesthore zur gaſtlichen Fortſetzung des Feſtes wieder auf. Roswitha ſtreichelte noch immer ihren ſchönen, freundlichen Silber.

„Du wunderſames Lieb!“ ſprach Wittaborn, „was iſt das für eine ſeltſame Hoheit, die Du über die Weſen übſt?“

„Wär' ich denn ſonſt eine ächte Heldenbraut?“ entgegnete das ſtolze Mädchen, und Silber, wie um ihre Worte zu beſtätigen, beugte vor ihr beide Kniee.

„Er will Dir zeigen, daß ich auch eine Reiterin bin, was Du freilich ſchon weißt, aber heute am Verlobungsfeſt mit eigenen Augen ſchauen mußt;“ lächelte

ſie ihrem Helden zu, und ſchwang ſich mit anmuthiger Sicherheit auf des weißen Thieres Rücken.

Aber brauſend ſprang dieſes plötzlich auf, und verſchwand, durch das offene Thor ſprengend, ſammt ſeiner holden Bürde in die Nacht. —

Es ſchlug elf Uhr, und der Prediger bemerkte: „So leid mir die ſchöne Heldenbraut und kühne Reiterin thut, ſo bin ich doch gezwungen, ſie bis morgen Abend reiten zu laſſen, wohin es ihrem vortrefflichen Silber beliebt — alſo glückliche Reiſe und morgen mehr!“

Zwei und achtzigſte Nacht.

(Schluß der vorigen Sage.)

Der Prediger erzählte heute ſeine Sage weiter, wie folgt:

Wittaborn und Orshold, der geliebten Geſtalt mit angeſtrengter Eile folgend, erſpähten von fern, wie das weiße Roß die weißumſchleierte Jungfrau gerade nach der Weſterwaldung hintrug, und wie es ſich in deren furchtbaren Schatten mit ihr untertauchte.

Gewitter zogen, leiſe murrend, am dunkeln Himmel von allen Seiten auf. Einen Augenblick hielten beide Ritter, ihre Gäule unwillkürlich zügelnd, im

schweigenden Entsetzen starr und still. „Siehst Du," lachte Orshold darauf, „siehst Du nun wohl, was es mit allen Freuden ist?" —

„Wer mit götterlästernden Reden Glück und Freude von seinen Zinnen scheuchte," — rief Wittaborn — „ist es dem wohl andem, noch den Himmel mit frechen Klagen zu beleidigen?" —

„Reize mich nicht, Held, mit solchen Reden!" bat Orshold. „Mein Sinn ist ohnedies so wild und rasch in dieser Nacht. Es könnte allerhand Tolles daraus entstehen." —

„Händelmacher!" zürnte Wittaborn im feindseligen Spott. „Möchtest ein Zweikämpflein bestehen, um nur der entführten Schwester nicht nachjagen zu dürfen in den furchtbaren Forst!" —

„Das Sachsenland kennt ja Orshold's Streitkolbe," — entgegnete der Jüngling stolz — „aber morgen mußt Du sie nun aus Erfahrung kennen lernen." —

„Wie wird das arme Ding hinfallen und hinstäuben vor Wittaborn's Schwert!" rief der alte zürnende Held. — „Aber jetzt hinein in den Wald, Roswitha nach, und wer nicht mit will, reite zu Hause."

„Hinein will ich!" rief Orshold, — „und zwar dem grauenvollsten Tosen nach! Aber nicht an Deiner Seite. Du bist mir von nun an aus tiefster Seele verhaßt!"

Und so trennten sich die entzweiten Helden und

ſprengten einzeln, Orshold von Süden, Wittaborn von Norden her in den Wald.

Tief ſchon dunkelten die Eichen, ſchaurig rauſchten die Buchen über den einſamen Pfad, den Roswitha's ſilberweißer Hengſt immer tiefer ſich bahnte in das verſchlungene Gebüſch, näher und näher der Wodanseiche zu.

Das zarte Mädchen hielt ſich nur kaum noch an der flatternden Mähne; oft zwar wollte ſie abſichtlich hinuntergleiten, aber dann ſcheute ſie wieder das dunkle Getreibe von Molchen und Schlangen, das ſie am Boden wahrzunehmen glaubte.

Nebenbei tanzten wunderliche Geſtalten, und es war, als ob ſie ſängen:

Haſt ſonſt
Im Feſtesglanz
Ja gern
Gehalten Tanz!
Tanze nun auch
Mit uns,
Feinsliebchen!

Und ſchon durch das von einzelnen Blitzen erhellte Nachtdunkel ſtreckte die fürchterliche Eiche ihre rieſigen Arme herüber.

Das Mädchen aber hatte ſich durchaus in ihr Schickſal ergeben, und weinte ſtill.

Da ſang Jemand aus dem Waldesgrün, ganz nahe bei ihr, mit tiefer, lieblicher Mannesſtimme:

Die Opfer ſind
Nun abbeſtellt,
Ganz frei iſt nun
Die liebe Welt.
Sie ward's durch Einen,
Einen Held.
Der ſich zum Opfer
Dargebracht,
Ein Sonnenfürſt
In Siegespracht,
Davor wie eine Braut ſie lacht,
Das preiſen alle Himmel.

Und die häßlichen Alfen ſchwirrten ängſtlich ſchrillend davon, und das ſchöne Pferd Silber wandelte ſeinen ſchäumenden Lauf in ſanften, anmuthigen Trab, und der ward immer langſamer, immer langſamer, bis er endlich ganz ſtill ſtand und den ſchlanken Hals zurückdrehte, als horche es nach dem jetzt verhallenden Geſange hin.

Da kam ein Mann in langem weißem Gewande heran, faßte die Roſſesmähne und führte das weiße

Roß und die weiße Jungfrau ſtill mit ſich nach einer andern Gegend des Waldes.

Und unterwegs ſagte er einmal: „Weine nicht mehr, Du ſchönes, freundliches Gotteskind! Es iſt alles ſehr gut.“

Und Roswitha hörte auf zu weinen.

Ein entſetzliches Gewitter war wie aus allen vier Winden her losgebrochen, und rollte jetzt in ſchmetternden Schlägen über dem Weſterwalde.

Wolke mit Wolke, Blitze mit Blitze kämpften im wilden Gegeneinanderprallen.

Orshold's edler Schlachtgaul war wie ohnmächtig in die Knie geſunken, und nicht mehr aufzureißen. Das Roß Wittaborn's hatte ſich mit dem kühn vorwärts treibenden Reiter überſchlagen, daß Beide in ein ſteilumhegtes Thal hinunter rollten. Müde und ſchaudernd ſchleppten ſich die Ritter, jeder einſam, auf unbekannten Bahnen durch den Wald, mit letzten Kräften für des holden Fräuleins Rettung nach der Wodanseiche hinſtrebend. — — Aber wenn ſie dachten ſchon ganz nahe daran zu ſeyn, trieb ſie der Laut eines wunderlichen Schlagens und Klopfens, wie das eines gewaltigen Holzfällers, wieder von dannen.

In des Zauberbaums Nähe — wußte Jeder von ihnen — konnte ja niemals eine Axt klingen, niemals eine laubige Krone zu Boden geſtreckt werden.

Emſig ſuchten ſie andere Wege, und gaukelnde

Schwarzalfen schienen sie leiten zu wollen mit häßlich ängstlichem Flügelschwirren.

Aber wieder schallte jenes Schlagen und Klopfen, und auch die Alfen nahmen plötzlich davor eine andere Richtung, und irr und zweifelnd drängten sich nach wie vor die Ritter durch den verwachsenen Forst, unter dem schwefeligen, bisweilen seine Feuerhallen furchtbar aufreißenden, dann wieder sich und die Welt in's gehaltloseste Schwarz hüllenden Gewitterhimmel.

Roswitha spielte derweilen ganz ruhig und allein mit einem großen Buche in einer mild erleuchteten Felsenkammer, wohin der Alte sie geleitet hatte.

Der Kunst des Lesens war sie unkundig, aber die Buchstaben glänzten in so schönen, bunten, bisweilen hellgoldenen Lichtern, daß die Jungfrau sie herzlich lieb gewann, und es auf seltsame Weise zu verstehen meinte.

Dann kamen auch schöne Bilder vor: Männer, so ehrwürdig und feierlich hold, wie ihr schützender Geleiter selbst; junge Ritter, die sie mit ihrem Bruder verglich, nur daß diese Gestalten unendlich heiterer aussahen und blühender; großmächtige Helden, ernst und stark und hoheitsvoll, wie ihr Verlobter Wittaborn.

Dazwischen zeigten sich bisweilen freundliche Kinder, mit goldenen und himmelblauen und regenbogenfarbigen Schwingen an ihren Schultern.

„Das nenn' ich mir noch Fittige!" lächelte die freundliche Roswitha. „Da findet doch ein Menschen-

kind noch Freude daran! Aber was die Alfen davon haben, ſich ſo häßlich mit Fledermausflügeln herauszuputzen, das kann wohl Niemand begreifen. Freilich, ihnen würde dies blanke Gefieder wohl nicht ſonderlich kleiden."

Sie mußte lachen über die ungeſtalteten Dinger, und es war ihr, als ob dieſe wild zürnend, aber gänzlich machtlos, draußen an dem Felſen vorüberbrauſten.

Eben ſo furchtlos blieb ſie bei den endlos raſſelnden Blitzen und Wetterſchlägen.

Ohne zu fragen, warum, wußte ſie dennoch: das Alles dürfe ihr durchaus nichts zu Leide thun, und auch dem ſchönen Pferde Silber nicht, welches nahebei in einer größern Höhlung des Felſens ausruhte.

Dies anmuthige Gefühl der Sicherheit — es durchdrang Roswitha's Sinne mit lieblicher, zuletzt einſchläfernder Gewalt; wie auf ein Ruhebette ſenkte ſich die holde Jungfrau zum Schlummer auf das weiche, duftige Höhlenmoos.

Der Morgen ſchaute in falber Dämmerung über das wunderliche Waldgewirr herein.

Noch einige Wetterſchläge, wie Abſchied nehmend, aber auch von ganz entſetzlicher Gewalt, krachten durch Klippen und Forſt, als Wittaborn und Orshold, im hellen Lichte ſich mehr und mehr zurechtfindend, unweit der Götzeneiche auf einander trafen.

Jeder glaubte Roswitha verloren!

Jeder war gegen den Andern im grimmigſten Zorne entlodert.

Ohne viel der Worte zu machen, ſchwang Orshold ſeine Streitkolbe, Wittaborn ſein blitzendes, weit berühmtes Schwert, und Schilde und Angriffswaffen gehoben, ſchritten ſie zum Zweikampf racheheiſchend heran.

Da neigte ſich der gefürchtete Eichbaum über die kleinere Waldung ordentlich herüber, als wolle er mit Drachenarmen nach den Kämpfenden greifen.

Ein Wunderzeichen ahnend, blieben ſie ſtill und ſenkten ihre Waffen.

Urplötzlich ſchmetterte der gewaltige Stamm viele andere Stämme ſeitwärts und unter ſich nieder, und lag wie ein gefällter Rieſe am Boden, die zwei Fechter trennend.

Orshold und Wittaborn wankten zurück, als ſey aus Walhall ein Götzenbild auf die Erde herab gedonnert.

Da trat ein hoher Greis herzu,
Der hielt eine Axt in der nervigen Rechten,
Und mit Staunen und mit Entſetzen
Starrten ihn die Ritter an. —

Endlich zur Frage ermannte ſich Wittaborn:

„Wer ſeyd Ihr?“ rief er, „und was treibt Ihr hier? Und wer ſendet Euch?“ —

Und freundlich kam die Antwort zurück:

„Den, der mich sendet, kennt Ihr noch nicht;
Ich aber bin Bonifacius,
Der Christenpriester,
Und gern bericht' ich Euch,
Was ich treibe.
Gemüht hab' ich mich
Die ganze Nacht,
Die Götzeneiche
Hier zu fällen.
Nun, Gott sey Dank!
Es ist gelungen!
Am Boden liegt sie,
Wie Ihr seht."

Das Grauen von der unerhörten That streckte sich in lähmender Todeskälte über der Ritter Zunge und Glieder.

Aber ihre Blicke funkelten rachedrohend, und schon begannen ihre Arme die Waffen gegen den Greis zu richten.

Der aber fuhr, als gehe ihn das gar nichts an, voll gelassener, demüthiger Siegesheiterkeit in seiner Rede fort:

„Und nun ist es zu Ende
Mit all dem bösen Spuk,
Der Euch in Angst und Harnisch
So oftmals hat gejagt.
Und auch die schöne Jungfrau,
Roswitha, ist gerettet,
Und harrt dort in der Felskluft
Ruhig das Ende ab."

„Roswitha!“ ſtammelte Orshold, „Roswitha!“ Held Wittaborn! und nach einem tiefen Sinnen erwachen Beide wie aus Einem Munde:

„Lügen kann ja doch ein Menſch unmöglich,
Der da ausſieht, Greis, wie Du.“

„Nein, lieben Kinder! das kann ich freilich nicht,“ entgegnete der freundliche Bonifacius.

„O, Du mußt ein Himmelsbote ſein,
Du hochgewalt'ger Held!“

Alſo rief Wittaborn, und er und ſein Gefährte ſanken in die Kniee.

Und lächelnd ſprach Bonifacius:

„Es iſt wohl etwas dran, mit
Dem Himmelsbotenamt!
Doch in den Staub Euch neigen
Vor mir — das müßt Ihr nicht.
Vom Himmel kam die Hülfe;
Den Ein'gen betet an!

Die Ritter thaten nach ſeinem Gebot, und ſo blieben ſie alle Drei eine Weile ſtill beiſammen.

Dann richtete Bonifacius ſeine neuen Freunde in ſeinen Armen empor und führte ſie unter anmuthigen, das Höchſte mit lieblicher Kindeseinfalt vorbereitenden Geſprächen, der Felſenkammer zu, wo Roswitha noch im erquicklichen Schlummer lag.

Wie eine zarte, vom Morgenhauch leiſe gefächelte Roſe athmete und blühete ſie aus dem friſchen Moosgrunde auf.

Liebkoſend ſpielten um ſie die erſten Lichter der aufgehenden Sonne.

In feiernder Bewunderung der reinen Schönheit verſunken, ſtanden Wittaborn und Orshold ſchweigend da; Bonifacius aber faltete die Hände zum ſtillen, wortloſen Gebet, und dankte dem Schöpfer für ſein holdblühendes Geſchöpf.

Da kam das gute Pferd Silber mit freudigem Wiehern herbei getrabt, und von dem wohlbekannten Klange erwachte Roswitha lächelnd. —

„Ach ſieh da," ſprach ſie, und ſtreckte die ſchönen Arme dem Bräutigam und dem Bruder entgegen, „ſo, gerade ſo, haben es mir die hellblanken Flügelkinder verheißen, die im Traume mit mir ſpielten."

Die Stimmen über den Werth der Sage des Predigers waren ſehr getheilt, den Damen hatte Einzelnes daraus gefallen, die Männer aber erklärten ſich eben ſo entſchieden gegen die etwas großſprecheriſchen und nicht handelnden Helden, als gegen ſüßlich myſtiſche Tendenz des Ganzen.

Ende des dritten Bandes.

Fortſetzung
von
Abendländiſche
Tauſend und eine Nacht
oder
die ſchönſten Mährchen und Sagen
aller
europäiſchen Völker.

Zum erſten Male geſammelt und neu bearbeitet
von
J. P. Lyſer.
Mit 30 Bildern nach Originalzeichnungen des Herausgebers.
15 Bde.

Neue Folge in vier Bändchen.
Viertes Bändchen
mit 1 Abbildung.

Meiſſen,
bei F. W. Goedſche.
1840.

4.

Die Braut.

Einhundert und eine Nacht.

Ein Mährchen- und Sagen-Strauß

gesammelt und erzählt

von

J. P. Lyser.

Vier Bändchen mit vier Abbildungen.

Viertes Bändchen.

Meissen,
bei F. W. Goedsche.
1840.

Druck von Fr. Rückmann in Leipzig.

Drei und achtzigste Nacht.

Eugen hatte geschrieben, er war wohlbehalten in der Residenz angelangt und von dem Fürsten auf die huldvollste Weise empfangen worden. Alle, die ihn früher gemieden und verdammt hatten, bemühten sich jetzt eifrigst um seine Gunst, und suchten ihn zu überreden, daß sie nie an seiner Unschuld gezweifelt hätten. „O wie widern diese herzlosen, glattzüngigen Larven mich an" — schloß der Brief — „wie fühl' ich mich hier so ängstlich und gebunden, wo ich gezwungen bin, alles für Schein zu halten und selbst nur zu scheinen. — Bei Ihnen war der Gefangene frei, hier ist der sogenannte Freie ein armer Gefangener. Doch Sie dürfen darauf gefaßt seyn, mich bald wieder bei sich zu sehen, denn fest steht mein Entschluß, die Residenz wieder zu verlassen."

Alle waren sehr erfreut über diesen Brief, Henriette erröthete, so oft ihr Auge den scharfen Blicken ihres Vaters begegnete. —

Das Loos zu erzählen traf an diesem Abend den Herrn von Werthen, und er begann den nachfolgenden Schwank von Hans Sachs vorzutragen:

Der einfältige Müller mit den Spitzbuben.

Vor kurzer Zeit ein Müller war
In Sachsenland, einfältig gar.
Auf einer Einöd lag seine Mühl,
An einem Bächlein frisch und kühl.
Der wohnt in seiner Mühl' allein,
Selbander mit dem Weibe sein,
Und mahlte emsig Tag und Nacht,
Viel Baarschaft er zusammenbracht';
Denn er das trieben hat viel Jahr.
Das nahmen etliche Spitzbuben wahr,
Der'n in Sachsen sind gar viel,
Die sich allein mit falschem Spiel
Und and'rer Trügerei ernähren,
Die Einfältigen Mores lehren.
Nun diese hatten erspähet recht:
Daß gar hatt' weder Magd noch Knecht
Der alte Müller obgemeld't,
Und wär' doch reich an baarem Geld'.
Der'n schlugen sich dreizehn zusammen,
Ein seltsame Schalkheit sie vornahmen.
Ihr'r vier schickten's bei Nacht hinaus
Zu der Mühl'; da war hinterm Haus
Ein öder Keller, und davor
War auch weder Thür noch Thor.
In den so legten diese Vier
Ein' Tonne gutes Torgisch Bier.

Nachdem ſchlichen's hinter die Mühl',
Da ſtund ein kleiner Waſſerpfühl,
Darein warfen ſie alſo friſch
Ein' Karpfen und vier and're Fiſch.
Früh rüſt'ten ſie ſich auf die Bahn.
Die Zwölf barhaupt und barfuß gingen,
In Mänteln und in allen Dingen
Mit ganz demüthiger Geberd',
Als die zwölf Apoſtel auf der Erd'.
Der Dreizehnte, ein langer Mann,
Einen ſchönen braunen Rock hatt' an,
Als ob er unſer Herrgott wär'.
So gingen ſ' geiſtlich verſtellet her
Und traten zu der Mühl hinein,
Darin der Müller war allein.
Der Herr grüßt ſie laut überaus
Und ſprach: „Der Fried' ſey dieſem Haus!
„Mein Müller, zu Dir kehr' ich ein
„Und die lieben zwölf Jünger mein,
„Mit Dir zu eſſen, zu haben Ruh,
„Darum richt uns zu eſſen zu,
„Ich will Dir's zahlen gar reichlich,
„Durch meinen Segen reich machen Dich."
Der Müller, ſich der Red' entſetzt,
Fing doch ein Herz und ſprach zuletzt:
„Mein Herr, ich hab' nichts Guts zu eſſen."
Er ſprach: „Das hab' ich wohl ermeſſen.
Geh, Petrus, bald hinter der Mühl'

Zu seinem tiefen Wasserpfühl.
Und greif' darin in meinem Namen
Mit diesem großen Fischhamen,
Und ein gut Essen Fisch uns fang."
Der Müller zum Herrgott sagte bang':
„O Herre! auf die Treue mein
Es kam fürwahr kein Fisch nie d'rein;
Es sind nur lauter Frösch darin."
Der Herr sprach: „Petrus, geh' Du hin,
Und Du, Müller, gehe auch mit,
Du glaubst doch sonst mein'n Worten nit."
So gingen sie zum Pfühl beisammen;
Petrus schlug drein seinen Fischhamen,
Fing bald 'nen Karpfen oder drei
Und dergleich' and're Fisch dabei. —
Der Müller hoch verwundert gar
Und wußt' nicht wie den Dingen war,
Nahm die Fisch' und trug sie hinein,
Hieß sie bereiten die Frauen sein.
Die that's bald und sott die Fisch.
Der Müller setzte sie zu Tisch,
Und legt' ihnen auf weißes Brot,
Und was sonst zu dem Tisch war Noth.
Der Herrgott sprach: „O Müller mein,
Bring' uns Bier aus dem Keller Dein."
Der Müller sprach: „O liebe Herrn,
Wein und auch Bier, das ist mir fern.
Als ich hier saß, in vierzig Jahr,

Kein Trank im öden Keller war,
Allein in dieſer Gruben
Durch den Winter lang Kraut und Rüben."
Der Herrgott ſprach: „Du glaubeſt nit,
Denn was Dein' Hand greift und Auge ſieht;
Geh' in den Keller in meinem Namen,
Stich das Bier an uns allzuſammen,
Und bring' uns deſſen viel und genug!"
Der Müller nahm bald einen Krug,
Ging in den öden Keller ſchier,
Darin fand er 'ne Tonne Bier,
Entſetzt ſich d'rob; nun glaubt erſt er,
Daß dieſer unſer Herrgott wär',
Stach an das Bier, und trug es auf.
Da aß und trank der Jüngerhauf.
Müller und Müllerin freut ſich ſehr:
Daß ihr Gaſt Gott unſer Herr,
Mit den zwölf lieben Jüngern ſein.
Sie trugen auf und ſchenkten ein,
Waren gleich in Wunder verſtürzt.
Nun, daß ich's mach' auf das kürzt',
Als ſie nun das Mahl geſſen hatten,
Das Gratias ſie beten thaten;
Das Tiſchtuch man aufhub darnach.
Der Herrgott zu dem Müller ſprach:
Nun trag Du Deinen Schatz herein,
So will ich Dir den Segen mein,
Darüber ſprechen, durch mein Ehr',

Auf daß er ſich dreifältig mehr,
Daß Du dabei gedenkeſt mein."
Der Müller lief und bracht' herein
Zu dem Herrgott auf ſeinem Nack,
Dreihundert Gulden in 'nem Sack,
Die ſchüttet er aus auf den Tiſch,
Er war gar freudenreich und friſch.
Die Müllerin der Herrgott anred't:
Ob ſie nicht auch ein Schätzlein hätt'?
Daß ſie daſſelb' auch brächt' herein,
Er wollt' ihr auch das ſegnen fein,
Daß ſein auch würd' noch dreimal mehr.
Die Müllerin mit Freuden ſehr
Sprach: „Wart', mein Herr!" und trollt' hinaus
Hinter die Mühl' und grub da aus
Einen Topf voll guter Blappart *),
Die ſie erkratzet und erſpart
Hinter dem alten Müller hatt',
Den ſie auch hinein tragen that,
Und auf den Tiſch ihn ſchütten war,
Bei achtzig Gülden alſo baar.
Nachdem da ſtand der Herrgott auf
Vom Tiſch, und auch der Jünger Hauf',
Und rüſt'ten ſich auf die Hinfahrt.
Und der Herrgott ſich ſtellen ward
Zum Tiſch, als wollt er ſprech'n den Segen,

*) Alte Groſchen.

Ueber das Geld, doch gar verwegen
Sanct Peter hielt auf den Mantel ſein,
Der Herrgott ſtreift ihm's Geld darein
Und lief mit zu der Mühl' hinaus;
Nachdem liefen auch alle aus,
Die Jünger ſamt ihrem Herrgott.
Der Müller befand ſich halb todt,
Stund als ein Pfeifer an der Stadt,
Der einen Tanz verderbet hat,
Schrie nach und auch die Müllerin:
„Wo wollt Ihr mit unſerm Geld' hin?“
Der Herrgott ſchrie zu ihn'en: „Ihr Frommen,
Harr't unſer, bis wir wiederkommen;
Dann wird's Geld's dreimal ſo viel.“
Alſo ſtanden ſie Beide ſtill,
Wußten nicht, was ſie ſollten thun;
Die Schölk aber liefen mit dem Geld fort nun.
Der Müller und die Müllerin
Waren ſchier beraubt ihrer Sinn',
Hatten zu dem Schaden den Spott,
Meinten, ſie hätten berathen Gott,
Und der Teufel hatte ſie überliſt.

Alle fanden die Sage höchſt drollig, und der Prediger bemerkte: „Die Moral derſelben findet auch noch heute ihre Anwendung, beſonders wo die Muckerſecte die Hand mit im Spiele hat.“

Vier und achtzigste Nacht.

Heute erzählte der Arzt:

Das Mährchen vom Wehrwolfe.

Kurz nach Beendigung des dreißigjährigen Krieges erschien in einer der rauhesten Gegenden des Harzwaldes ein hoher, finstrer Mann, mit drei holden Kindern, zweien Knaben und einem Mägdlein, von dem die Sage ging, er sey ein vornehmer ungarischer Edelmann, welcher aus seiner Heimath daher geflüchtet sey, eines an seinem Weibe und einem Priester verübten Doppelmordes halber. Sein Weib sollte nämlich mit jenem Priester in verbotener Liebe gelebt, und der beleidigte Gatte, sie mit ihrem Buhlen überraschend, Beide auf der Stelle erschlagen haben.

Es mochte wohl etwas Wahres daran seyn, denn das Wesen des Fremden sprach die tiefste Schwermuth und zugleich innern Zorn aus. Er lebte einige Zeit still und eingezogen in einem dem Grafen von Stollberg gehörigen Dorfe unfern der Stadt Wernigerode, und da fanden denn die Leute genugsame Gelegenheit zu bemerken, wie hart und rauh der Fremde mit seinen Kindern verfuhr, und am rauhesten mit dem holden Mägdlein, welches damals kaum drei bis vier Jahre zählen mochte; die Knaben waren um einige Jahre älter.

Nach einigen Monden erfuhr man plötzlich, daß der Fremde von dem Grafen Stollberg-Wernigerode zum Waldhüter des großen Waldes am Fuße des Brocken oder Blocksberges angenommen sey, und wie er sich selber erboten habe inmitten des dichtesten Waldes mit seinen Kindern zu wohnen, um so besser den Wald hüten zu können. Der Graf ließ ihm an dem von ihm selbst gewählten Platz ein festes steinernes Haus bauen, und kaum daß es fertig war, so zog der Fremde mit seinen Kindern hinein.

Gar viele fromme Leute entsetzten sich darüber, denn wohl keine Gegend des Harzgebirges war von jeher so verrufen, als eben der Wald, wohinein der Fremde gezogen. Niemand beneidete ihn um sein Loos, und um alle Schätze der Erde würde kein Harzbewohner mit ihm getauscht haben.

Dem Fremden schien es aber eben recht zu seyn, daß er den größten Theil des Jahres über keinen andern Menschen erblickte, denn viele Meilen weit im Umkreise des Waldes fand sich keine Spur einer menschlichen Wohnung.

So lebte der finstre Fremde wieder einige Jahre im Walde, erlegte Wölfe, Luchse und Füchse Jahr aus Jahr ein, und ließ sich nicht anders unter den Menschen blicken, als wenn er in das nächste Dorf wanderte, um dort die nothwendigsten Dinge für seinen Haushalt einzukaufen, was des Jahres höchstens zweimal geschah. Seine Kinder aber wuchsen heran,

ohne daß sie irgend einen andern Menschen gesehen hätten, als ihren Vater, und diese fürchteten sie mehr, als sie ihn liebten.

Es war gerade zu Anfang des dritten Winters, welchen der Fremde mit seinen Kindern im Walde verlebte, als sich einst um Mitternacht dicht vor dem Hause ein solch gräuliches Wolfsgeheul hören ließ, daß die drei Kinder entsetzt aus dem Schlafe auffuhren und sich zitternd an einander drängten.

Das gräßliche Geheul tönte immer fort und fort, und immer schrecklicher, je länger es währte, und dazu toſete die Windsbraut um das Haus, und aus hoher Luft klang es wie Hörnerschall, Rüdengebell und wildes Jagdgeschrei, so daß die Kinder sich vor Angst nicht zu lassen wußten.

Recht seltsam aber war es wohl, daß der Vater ruhig fortschlief, obgleich er sonst von dem leiseſten Geräusch aus dem Schlafe erwachte.

Herrmann, der älteſte Knabe, wollte hingehen und ihn wecken, aber Karl, der jüngſte, so wie die kleine Melanie, hielten ihn zurück, denn sie fürchteten des Vaters Zorn, wenn er ohne seinen Willen aus dem Schlafe erweckt würde, und so mußten sich denn die armen Kinder entsetzen und fürchten, bis endlich der Morgen anbrach, wo der Wolf zu heulen aufhörte, und wie die Kinder deutlich vernahmen, auf dem hartgefrornen, knisternden Schnee davon trabte.

Die Kinder meinten, sie hätten jetzt alle Angſt

überſtanden, und ſagten daher dem Vater nichts. Aber in der folgenden Nacht heulte der Wolf noch viel ärger, und in der dritten Nacht hob er ſich ſogar dicht an dem Hauſe auf den Hinterläuften in die Höfe und ſchaute heulend zum Fenſter herein mit gräßlich funkelnden Augen und weit offnem, blutrothem Rachen, und die Kinder ſahen jetzt, daß der Wolf ſchneeweiß war.

Jetzt vermochten die armen Kinder nicht mehr das Entſetzen zu ertragen. Laut ſchreiend ſprangen ſie von ihrer Lagerſtätte auf zu der des Vaters hin und erweckten ihn.

Der Vater erwachte auf das Geſchrei der Kinder, erblickte den Wolf am Fenſter, ſprang auf, riß ſein Gewehr von der Wand herab und eilte aus dem Hauſe, dem älteſten Knaben gebietend, hinter ihm die Thüre feſt zu verriegeln.

Die Kinder ſahen, daß, wie der Vater hinaus in's Freie trat, der Wolf vom Fenſter abließ und im hellen Mondenſchein dem Dunkel des Waldes zutrabte; rüſtig und kühn folgte ihm der Vater nach und bald waren Beide den Augen der zitternden Kinder entſchwunden.

Wladislav, dies war der Name des Fremden, eilte dem Wolfe unverdroſſen nach durch Moor und Dickicht, durch Schluchten und bergauf, denn gar zu gern hätt' er das ſchöne Thier, welches um ſeiner ſchneeweißen Farbe willen wohl zehnfachen Werth für ihn hatte, erlegt. Aber obgleich das Thier durchaus nicht ängſtlich

vor ihm ausriß, so konnt' er selbem doch nicht so nahe kommen, als daß er hoffen durfte, sein Gewehr möge es erreichen.

Doch er verlor den Muth nicht, sondern folgte immerfort dem Wilde. Endlich meinte er fast, jetzt müsse der Wolf ihm schußrecht seyn, da bog der Wolf plötzlich um eine Felsecke, und verschwunden war er, so daß es dem eifrigen Jäger ferner nicht möglich war, auch nur die mindeste Spur wieder aufzufinden.

Mißmuthig wandte er sich, um den Rückweg nach seiner Behausung anzutreten. Er hatte sich bei seiner vergeblichen Jagd ziemlich hoch verstiegen und fand nur mit Mühe den Heimweg wieder.

Nach einigem Wandern gelangte er auf einen freien Platz mit mächtigen Felsbrocken übersäet, da hörte er plötzlich hinter sich aus dem Walde ein Jägerhorn ertönen, und er erkannte alsobald, daß es der allen Waidmännern verständliche Nothruf sey. Er stand still und erwiederte, indem er die hohle Hand vor den Mund hielt, mit lauter Stimme den Ruf.

Und nicht lange währte es, so trat aus dem Waldesdunkel ein stattlicher ältlicher Mann von edlem ritterlichem Ansehen, an seiner Hand eine jugendliche Frauengestalt führend; er näherte sich dem Jäger und fragte ihn, ob er hier der Wege kundig und im Stande sey, ihn und seine Tochter zu der nächsten menschlichen Wohnung zu geleiten, eine große Belohnung wolle er ihm im voraus zugesichert haben.

„Ihr habt Euch an den Rechten gewandt," versetzte Wladislav, „dankt es Eurem guten Glücke und dem Wolfe, auf welchen ich eine vergebliche Jagd anstellte, daß Ihr mich zu solch ungewöhnlicher Stunde hier treffen konntet. Aber noch wunderbarer ist wohl Euer Hierseyn in dieser starren Wildniß, zu solcher Jahreszeit und solcher Stunde mit dem zarten Frauenbilde da — Ihr müsset Euch arg verirrt haben."

„Wir sind Flüchtlinge," sprach der alte Rittersmann; „mächtige Feinde zwangen uns, unser Vaterland, Polen zu verlassen, und selbst bis in dieses Land verfolgen uns gedungene Späher und Mörder, so daß wir vorerst nur in der tiefsten Einsamkeit Sicherheit zu finden hoffen dürfen."

Da leuchtete Wladislav's Auge, und er versetzte: „So Ihr Flüchtlinge seyd, heiß' ich Euch als Unglücksgefährten willkommen, und suchet Ihr sichere Verborgenheit, so findet Ihr die in meiner Behausung, und es steht bei Euch, ob Ihr meine Gäste seyn wollt und auf wie lange."

Mit großer Freude nahm der alte Ritter das Anerbieten Wladislav's an und alle Drei schritten, das Fräulein zwischen beiden Männern, der Behausung des einsamen Försters zu.

Die drei Kinder hatten in dem einsamen Hause lange vergeblich der Rückkehr des Vaters geharrt und waren endlich, dicht zusammengedrängt, darüber eingeschlafen. Jetzt erweckte sie das Pochen und Rufen

Wladislav's von außen. Herrmann ſprang alſobald auf, zündete eine Kienleuchte an und eilte hinaus, die Thür zu öffnen und den Vater einzulaſſen.

Nicht wenig verwunderten ſich die Kinder über die fremden Gäſte, welche der Vater mitgebracht hatte. Die kleine Melanie aber entſetzte ſich faſt vor dem fremden Mädchen und duldete nur zitternd deren Liebkoſungen, und doch war das Mädchen ſehr ſchön; ſie war hoch und ſchlank gewachſen, hatte ſchönes blondes Haar, feurige, braune Augen und eine ſchneeweiße Haut; nur ihr Mund ſchien etwas zu breit, aber ſie ließ, wenn ſie ſprach, die herrlichſten Perlenzähne ſehen, und ihre Kleidung zeigte, daß ſie eine gar vornehme Dame ſeyn müſſe, denn ihr Gewand, aus der feinſten weißen Wolle gefertigt, war reich mit dem koſtbarſten weißen Pelzwerke verbrämt.

Der alte Ritter aber war ihr Vater und er nannte ſeine Tochter Lupina.

Der Erzähler wurde hier durch das Raſſeln eines Wagens unterbrochen, ein Poſthorn ſchmetterte luſtig darein; der Wagen hielt, und nach einigen Minuten meldete eine Ordonnanz dem Oberſten die Ankunft des Grafen Eugen von Lindheim.

Freudig erhob ſich der Oberſt, um ſelbſt hinab zu gehen, und ſeinen ehemaligen Gefangenen einzuladen, von ſeiner alten Wohnung wieder Beſitz zu nehmen.

Er kehrte bald im Triumph mit ihm zurück, und es

darf wohl nicht erſt geſagt werden, mit welcher herzlichen Freude Eugen von ſeinen Freunden begrüßt wurde. An's Mährchenerzählen wurde natürlich für heute nicht weiter gedacht, indem der Oberſt, als der erſte Willkommen vorüber war, es ſich nicht nehmen ließ, Ludwig und Eugen einander vorzuſtellen. Es gewann ſchon im Laufe dieſes Abends den Anſchein, als würden beide junge Männer einander bald lieb und werth gewinnen.

Fünf und achtzigſte Nacht.

Als heute ſich alle im Saale eingefunden hatten, nahm der Arzt den Faden ſeines geſtern abgebrochenen Mährchens wieder auf, und erzählte, wie folgt:

(Fortſetzung des vorigen Mährchens.)

Einige Wochen lang lebten der alte Ritter und die ſchöne Lupina ſchon in dem Hauſe des Waldhüters und Wladislav verlor ſeinen finſtern Trübſinn ganz und gar, und wurde faſt heiter und guter Dinge, als er merkte, daß Lupina, zu welcher er allſogleich eine große Liebe empfunden hatte, ihn auch nicht ungern zu ſehen ſchien. Endlich wußte er gewiß, daß ſie ihn liebe, und als der alte Ritter gegen das Ende der ſiebenten Woche ſagte,

daß er nun davon ziehen wolle, weil er zuverläſſig wiſſe, daß in der Heimath ſich für ihn alles glücklich geſtaltet habe, da faſſete Wladislav ſich ein Herz, ſagte dem alten Ritter, wer er eigentlich ſey, zeigte ihm ſeinen geheimen Schatz, welchen er aus dem Ungarlande mit hergebracht hatte, und hielt ſchließlich um die Hand der ſchönen Lupina an.

Der alte Ritter ſchwieg eine Weile, dann fragte er ſeine Tochter, ob ſie den edlen Magnaten Wladislav zum Gemahl wolle und geſonnen ſey, die Einſamkeit des Waldes mit ihm zu theilen? (denn daß er in ſeinem Walde auch ferner verbleiben wolle, hatte der Werber beſtimmt erklärt.) Lupina beantwortete die Fragen ihres Vaters alle mit „Ja."

Da ſprach der alte Ritter zu dem Werber: „Es ſey darum, ich will Dir meine Tochter zum Weibe geben, da ich aber ſogleich fortzuwandern gedenke, ſo verlange ich, daß Eure Vermählung hier auf der Stelle vollzogen wird."

Wladislav entgegnete: „Das iſt wohl nicht möglich, denn mindeſtens eine ſtarke Tagewanderung iſt es bis zum nächſten Orte, wo ich einen Prieſter finden mag, und wohl drei Tage könnten vergehen, bevor ich ihn daher brächte."

„Ei, was Prieſter!" rief der alte Ritter, „ich habe Dir's geſagt, meine Angelegenheiten verlangen Eile und laſſen es nicht zu, daß ich drei Tage und wohl noch länger auf einen trägen Glatzkopf harre. Doch ich weiß ein

Auskunftsmittel, mir als Vater der Braut steht es nach der Sitte unseres Vaterlandes frei, bei solcher Gelegenheit die priesterliche Handlung zu vollziehen; willst Du's also, so will ich Euch im Namen des Waldgeistes zusammengeben, und Du magst sicher seyn, daß mein Segen Euch so fest — wo nicht fester! — an einander kettet, als nur immer der Segen eines Pfaffen es vermag."

Wladislav war wohl damit zufrieden, nur bedünkte es ihn seltsam, daß der alte Ritter ihn und seine Tochter im Namen des Waldgeistes und nicht im Namen Gottes zusammengeben wolle, und er äußerte dies dem Alten.

Der aber sprach: „Zum Teufel! ich gebe Euch im Namen des Waldgeistes zusammen, weil Ihr hier im Walde leben werdet, und Ihr also des besondern Schutzes desselben bedürft, damit Euch kein Unheil widerfahre; so ist's Sitte in meinem Vaterlande Polen, und ich habe Dir schon gesagt, daß ich Euch nach dieser Sitte trauen will, auf andere Weise hätte mein Bündniß keine Kraft. Bist Du ein Pfaffenknecht und hast Du einfältiges Bedenken dawider, so ist's mir auch recht, aber dann geht Lupina sogleich mit mir von dannen, denn beim Geist der Hölle! ich werde sie nicht anders, denn als Dein angetrautes Weib bei Dir zurücklassen!"

„Nun, so mach' es, wie Du willst, und traue uns, auf wessen Namen Du Lust hast," sagte Wladislav, „denn Lupina darf mich nicht verlassen."

Alsofort begann der alte Ritter die Trauung, er zog zwei eiserne Fingerringe aus der Brusttasche hervor und gab einen dem Bräutigam und einen der Braut — sodann murmelte er einige Worte in einer ganz fremden Sprache, und endlich mußte der Bräutigam bei dem Namen des Harzgeistes schwören, sein Weib Lupina hoch und heilig zu halten, sie einzig zu lieben, vor jeder Gefahr sie zu bewahren, und nimmer ihr je ein Leid zuzufügen. Bräche er diesen Schwur, so solle aller Fluch des Himmels über ihn und seine Kinder herabkommen und an ihnen in Erfüllung gehen, und ihre Gebeine sollten dereinst unbegraben in einer Wildniß bleichen.

Wladislav schauderte vor diesem gräßlichen Schwur, doch sprach er ihn nach, aber sein Herz war so beklommen, daß er es nicht bemerkte, wie von der Braut kein anderer Schwur gefordert wurde, als der: ihren Gatten und dessen Kinder nun und nimmer mehr zu lassen.

Die Trauung war damit zu Ende, daß der Alte das Brautpaar im Namen des Waldgeistes einsegnete. Die drei Kinder in einem Winkel des Stübchens zusammengedrängt, hatten furchtsam alles mit angesehen und angehört; als der Vater den gräßlichen Schwur sprach, fing die kleine Melanie bitterlich an zu weinen, doch ein entsetzlicher Blick aus den Augen der Braut ließ sie verstummen.

Als die Feierlichkeit vorüber war, rüstete sich der

alte Ritter zum Aufbruch, das junge Ehepaar geleitete ihn bis an den Ausgang des Waldes, die Kinder mußten wie immer in dem verschlossenen Hause zurückbleiben.

Als sie nun so allein saßen, da sprach die kleine Melanie: „Ach, Ihr lieben Brüder, jetzt ist es wohl gewiß, daß wir nicht lange mehr beisammen leben werden. Die neue, schöne Mutter wird uns tödten! — ach, wer hilft uns armen Kindern, da der Vater es nicht weiß, wie böse die neue, schöne Mutter ist."

Da erinnerte sich Herrmann, daß er als ein ganz kleines Knäblein von seiner Wärterin gelernt habe, in allen Nöthen zum himmlischen Vater zu beten; er erzählte dieses seinen jüngern Geschwistern und lehrte sie, was er von seinem Abendgebete noch wußte. Da knieten alle drei Kinder mitten in die Stube hin, und beteten, was sie eben konnten, und als sie nichts mehr wußten, da hielten sie doch noch immer die Hände gefaltet und weinten zum Himmel auf.

Es war wohl seltsam, daß, seit die Fremden in dem Hause des Waldhüters wohnten, das nächtliche Wolfsgeheul vor dem Hause gänzlich aufgehört hatte. Auch hatte der weiße Wolf sich nicht wieder erblicken lassen, so sehr Wladislav solches wünschte, denn er hätte das seltene Thier gar zu gern erlegt.

In der siebenten Nacht aber nach der Trauung und dem Weggange des alten Ritters erhob sich wieder ein gräßliches Wolfsgeheul dicht vor dem Fenster der Stube, wo alle schliefen. Die Kinder erwachten

sogleich, sie wagten es aber nicht, sich zu regen, aus Furcht vor der bösen Mutter, sondern blinzelten nur ganz verstohlen. Da sahen sie beim Lichte des Mondes, der hell in's Zimmer schien, wie die Mutter Lupina sich leise von dem Lager erhob, sorgfältig lauschte, ob der Vater auch fest schliefe, sodann zu dem Lager der Kinder schlich, welche — selbst wußten sie nicht warum, alle drei sich fest schlafend stellten, als hätten sie es mit einander verabredet, was doch nicht der Fall war.

Als nun Lupina sich überzeugt hielt, daß die Kinder fest schliefen, so warf sie ihr pelzverbrämtes Gewand über, eilte aus dem Zimmer und — wie die Kinder deutlich an dem Entriegeln und Knarren der Thüre hörten, aus dem Hause.

Alsobald verstummte das Wolfsgeheul draußen, und als die Kinder aus dem Fenster blickten, sahen sie im Mondenschein zwei Wölfe über den Schnee dahin traben, dem Dunkel des Waldes zu, und der eine Wolf war grau, der andere aber war ganz weiß, „so weiß, wie die Mutter," sagte die kleine Melanie.

Melanie und Karl wollten den Vater wecken, Herrmann aber sagte: „Nein, lasset mich machen!"

Und damit stand er auf, kleidete sich an, nahm von der Wand des Vaters scharf geladene Kugelbüchse und eilte hinaus, den Wölfen nach. Er hatte aber seinen Geschwistern zuvor gesagt, daß sie sich ganz still verhalten sollten.

Kurze Zeit, nachdem Herrmann das Haus verlaſſen hatte, hörten Karl und Melanie im Walde einen Schuß fallen und Melanie rief: „Gewiß hat er ſie getroffen;“ als aber Karl fragte, wen, wollte ſie es nicht ſagen, ſondern fragte ihn ſtatt deſſen nach einer Weile: Ob er wohl bemerkt habe, daß die Mutter bei Tiſche faſt gar nichts und nur mit ſichtlichem Widerwillen genöſſe, dagegen in der Küche, bei Zubereitung der Speiſen oft große Stücke rohes Fleiſch verſtohlen und haſtig verſchlänge, und als Karl ſagte daß er das Letztere nicht bemerkt habe, ſchloß Melanie: „Aber ich habe es geſehen, und weil die Mutter das weiß, haſſet ſie mich ſo ſehr.“

Als die Kinder noch ſo ſprachen, kehrte plötzlich die Mutter zurück, aber die Kinder entſetzten ſich, denn Geſicht und Hände der Mutter waren voll Blut, und ſie ging lahm. Sie machte Feuer im Kamine an, wuſch Geſicht und Hände mit Waſſer, welches ſie ſodann ſorgfältig fortſchüttete, und begann ſodann ihr rechtes Bein zu verbinden, an welchem Karl eine große Wunde ſichtlich von einem Schuſſe aus einem Feuerrohr herrührend erkannte.

Sodann löſchte ſie das Feuer wieder, entkleidete ſich und legte ſich an die Seite des Vaters nieder, wo ſie bald darauf entſchlief.

Die Kinder aber konnten nicht einſchlafen, ſie harrten ängſtlich, bis es Tag wurde, daß ihr Bruder zurückkehren ſolle. Aber Herrmann kehrte nicht zurück.

Als der Vater erwachte, vermißte er seinen ältesten Knaben sogleich — und fragte seine Frau und die zitternden Kinder, ob sie wüßten, wo Herrmann sey. Die Mutter wußte von nichts, wie sie sagte, Melanie zitterte und weinte, so daß sie nicht reden konnte, Karl jedoch faßte sich ein Herz und erzählte von dem schrecklichen Wolfsgeheul in der Nacht, und daß Herrmann hinausgegangen sey mit des Vaters Büchse, um den Wolf zu erlegen. — „Der thörichte Bube!" rief Lupina lachend, der Vater aber erschrak mächtig, riß noch ein Gewehr von der Wand und eilte hinaus.

Lupina, als sie mit den Kindern allein war, sah sie an mit schrecklichem Blicke und sprach: „Hütet Euch, dem Vater Eure thörichten Einbildungen auszuplaudern, es würde Euch sonst ergehen, wie Euerm vorwitzigen Bruder."

Die Kinder fragten ängstlich, wie es ihrem Bruder Herrmann ergangen wäre; aber indem trat der Vater wieder ein, und er trug den zerrissenen Leichnam seines ältesten Knaben und sprach finster: „Es ist gekommen, wie ich fürchtete, der Wolf hat den kecken Knaben, der ihn erlegen wollte, zerrissen."

Er war den Tag über sehr traurig, so sehr auch Lupina sich mühte, ihn zu trösten.

Abends grub er hinter dem Hause ein Grab, legte den Leichnam hinein und schüttete das Grab zu.

In der Nacht hörten die Kinder wieder das Wolfs-

geheul, und sahen wieder, wie ihre Stiefmutter aufstand und hinaus eilte aus dem Hause.

Nach einer Stunde kehrte sie zurück und legte sich wieder neben den Vater, zu schlafen.

Am andern Morgen aber, als der Vater hinaustrat, sah er mit Zorn und Schmerz das Grab seines Knaben aufgewühlt und den Leichnam bis auf die Knochen von den Wölfen verzehrt. —

Das Raubthier verfluchend sammelte er die traurigen Ueberreste seines Kindes, begrub sie nochmals, und indem er schwere Felsstücke über das Grab wälzte, schwur er: den Wolf noch zu erlegen, und nicht zu ruhen, bis ihm solches gelungen sey.

Sechs und achtzigste Nacht.

(Schluß des vorigen Mährchens.)

Einige Wochen waren vergangen. Die Kinder, Karl und Melanie, waren sehr traurig, und Melanie weinte oft im Verborgenen um ihren Bruder Herrmann.

Karl war seit jenem Tage ganz furchtlos geworden, und sagte zu seiner Schwester, sie solle sich nicht grämen, er wisse nun wohl, wie der Vater den Wolf gewiß erlegen würde, da weinte aber Melanie nur noch heftiger und sprach: — „Ach, das darf er ja nicht,

denn da werden wir ſterben und unſere Gebeine werden unbegraben in einer Wüſte bleichen; weißt Du denn nicht, was der Vater hat ſchwören müſſen?"

Aber Karl wußte nichts mehr, als daß der Vater geſchworen habe, den böſen Wolf, der den Bruder Herrmann zerriſſen, zu tödten, und nicht eher zu ruhen, bis ihm dieſes gelungen ſey. Melanie ſchüttelte das Haupt, aber ſie ſagte nichts mehr. —

Und wieder waren einige Tage vergangen, da gingen eines Morgens Wladislav und Karl in den Wald, um junge Eichenſtämme auszugraben.

Um Mittag kehrten ſie zurück. — Schon von weitem hörten ſie ein klägliches Geſchrei in dem Hauſe, und Karl rief: „O wehe, das iſt die Stimme meiner Schweſter!" Der Vater hatte ſein Feuerrohr am Morgen geladen und es mitgenommen; raſch eilte er dem Hauſe zu — die Thür war verſchloſſen, ein Fußtritt ſprengte ſie, er trat in's Haus, in die Stube, da ſah er die arme, kleine Melanie zerriſſen am Boden liegen, und neben ihr hingekauert ſein Weib Lupina, welche mit Wolfesgier ihre Zähne in den blutenden Leichnam ſchlug und davon zehrte.

Mit den Worten: „Verfluchtes Blendwerk der Hölle!" drückte Wladislav ſein Gewehr auf Lupinen ab; mit einem entſetzlichen Schrei ſtürzte ſie zum Tode getroffen hin, aber o Grauſen, als ſich der Pulverdampf verzog, gewahrte Wladislav ſtatt des Leichnams ſeines Weibes den einer großen ſchneeweißen Wölfin.

Noch ſtarrte er ſprachlos und entſetzt das gräßliche Unthier an, da ſtand plötzlich der alte Ritter neben ihm und fragte mit einer Donnerſtimme: „Wo iſt meine Tochter?“

Mit verzweifelndem Lachen verſetzte Wladislav, auf die todte Wölfin deutend: „Sieh, ob Du dieſes Unthier für Deine Tochter erkennſt!“

Da rief der Ritter mit Hohngelächter: „Freilich erkenn' ich ſie dafür, Du haſt eine Wehrwölfin zum Weibe gehabt, zwei Deiner Kinder hat ſie getödtet und ihr roſiges Blut getrunken. Aber erinnere Dich, Menſchenwurm, was Du geſchworen hatteſt. — Der Fluch des Himmels wird über Dich kommen um dieſes Schwures willen, und alles wird erfüllet werden um des Schwures willen!“ Und als er ſo geredet hatte, verſchwand der alte Wehrwolf, denn nichts Anderes war der Ritter. —

Wladislav verließ am ſelben Tage mit ſeinem noch lebenden Knaben den Wald, viele Jahre lebten Beide in einem Kloſter, der Sohn als dienender Bruder, der Vater als eifriger Büßender. Als Karl erwachſen war, zog er mit ſeinem Vater in ihre Heimath Ungarn, wo beide Kriegsdienſte nahmen, als ſich eben die Ungarn zu einem Zuge wider die Türken rüſteten.

Es gab eine furchtbare Schlacht, Wladislav und ſein Sohn kämpften wie Helden. Sie fielen Beide — unbegraben blichen ihre Gebeine auf dem Schlachtfelde.

Sieben und achtzigste Nacht.

Heute erzählte Herr von Werthen die nachfolgende Sage:

Der Schmied von Jüterbogk.

(Alt-Thüringisch.)

Es war einmal vor vielen hundert Jahren ein Huf- und Waffenschmied, der hieß Ralph Poltermann, der war ein wahrer Poltermann! — Seine Schmiede lag drei Pfeilschüsse von Jüterbogk, und an derselben war ein geräumiger Garten, worin blos Gras wuchs, und ein einziger Birnbaum stand, der alle Jahre saftige Birnen lieferte.

Ein Leinweber hatte nicht weit davon ein kleines Häuschen und eine alte Scheuer und einen Stall.

Der Leinweber war arm und der Schmied hatte nicht viel, das machte den letztern mürrisch und übellaunig, so, daß er immer einen Gegenstand haben mußte, an dem er seine üble Laune auslassen konnte. Die Schnapsflasche mußte stets gefüllt seyn, sonst war der Teufel bei Ralphen los; er fluchte dann unaufhörlich und schlug sein braves Weib. Ein ganzes Jahr ertrug diese die Mißhandlungen ihres Poltermanns mit der größten Geduld da es aber immer schlimmer

wurde, und der Teufel immer ärger in Ralphens Kopfe rumorte, ſo beklagte Frau Wecke ſich endlich bei dem Prior des Kloſters, und der Prior ließ Meiſter Ralphen rufen, und ſeit der Zeit war er vernünftiger, und ſchlug Frau Wecken nie wieder.

Aber ſchlagen mußte Ralph, ſonſt konnte er nicht leben; er ſchaffte ſich daher einen großen Hund an, der hieß Raps, und nun mochte paſſiren, was da wollte, Raps mußte es büßen; hatte die Ziege nichts zu freſſen, und ſchrie, ſo erhielt Raps eine tüchtige Tracht Schläge; hatte die Katze den Speck gefreſſen, ſo erhielt Raps die Strafe für ſie. Raps erhielt Schläge, er mochte wachen oder ſchlafen; wenn er des Nachts munter war, ſo ſagte Ralph: „Warte, ich will Dir den Kitzel vertreiben!“ und Raps bekam den Stock; ſchlief Raps, ſo hieß es: „Warte, Faulpelz! — ich will Dir die Faulheit herauspochen!“ — und Raps kriegte wieder Hiebe. Das war ſo täglich Rapſens Schickſal und der gewöhnliche Lauf in ſeiner Lebensordnung. Einſtmals kam noch im Herbſt ein ſchweres Gewitter; es hagelte, und die Hageln ſchlugen Blätter urd Birnen vom Birnbaum herunter, und der Birnbaum ſtand nun kahl und nackt da! — Das war Ralphen ein ärgerlicher Vorfall, den Raps abbüßen mußte, ſo wenig er auch dafür konnte; er ſchlug den armen Hund gewaltig, und im Unmuth ſeines Herzens warf er auch noch den Hammer nach Rapſen, traf deſſen Stirn und Raps ſtarb nun den Märtyrertod!

Meiſter Ralph hatte zwei Söhne, einer war 14 Jahre alt und hieß Ruprecht, der andere war 10 Jahre alt, und ſein Name war Peter; er hielt ſie fleißig zur Schule an, aber noch mehr zur Arbeit. Ruprecht mußte ſchon den Boßegel ſchwingen und Peter die Bälge ziehen. Es waren zwei derbe, gute Jungen; ſie nahmen den ehrlichen Raps und begruben ihn unter den Birnbaum, und weinten ihm viele Thränen auf ſein Grab.

Da der alte Ralph nun den Gegenſtand verloren hatte, an dem er ſein Müthchen kühlen konnte, fing er bei Ruprechten die Fortſetzung da an, wo er bei Rapſen ſtehen geblieben war; Ruprecht war ein guter Junge, that ſeine Pflicht redlich, war willig und fleißig; aber ließ ſich bei ſeiner rechtlichen Denkungsart und in der Ueberzeugung, daß er ſeine Pflichten redlich erfülle, ſchlechterdings nicht zu nahe treten; als daher der alte Ralph einmal im Unmuth Ruprechten, der ſich auch nicht des kleinſten Verſehens bewußt war, einen Hieb verſetzte, nahm dieſer den Schmiedehammer, ging auf ſeinen Vater los und rief: „Vater, was hab' ich gethan, daß Ihr mich mißhandelt? — ſchämt Euch vor Gott und ſeyd ein Menſch! — rührt Ihr mich noch einmal an, ſo ſchmeiß ich Euch mit dem Hammer vor die Platte, daß Ihr das Aufſteigen auf immer vergeſſen ſollt; ich laſſe mich ohne Urſache ſchlechterdings nicht ſchlagen, das ſag' ich Euch!" Der Ton, in dem Ruprecht dieſe Worte ſprach, das feurige

Geſicht deſſelben und das Aufſchwellen aller ſeiner Muskeln überzeugten den alten Ralph bald, daß mit dieſem Jungen nicht zu ſpaßen ſey. Er ließ ihn gehen, aber hatte keine Ruhe, bis Ruprecht das väterliche Haus verließ. Ruprecht kam als Troßbube zu einem vornehmen Ritter; da er Herz und Kraft zeigte und der Ritter ihn auf mancherlei Weiſe erprobt hatte, ſo machte er ihn zum Knappen, und von jetzt an war er im Gefolge des Ritters. Bei einer Fehde rettete Ruprecht einmal ſeinem Herrn das Leben, den er von drei Rittern losmachte, die ihn eben niederhauen wollten. Er wurde auf der Stelle Leibknappe, zog mit ihm in's gelobte Land und liegt in Jeruſalem begraben. Ein redlicher Pilger *) aus Jüterbogk kam von Jeruſalem zurück, erzählte den Vorfall und brachte der Mutter vier Goldſtücke mit, die ihm Ruprecht, ehe er verſchied, übergeben hatte, um ſie Frau Wecken zu überantworten. Frau Wecke riß ſich die Haare aus dem Kopfe, und konnte ſich über den Tod ihres Sohnes nicht zufrieden geben; der alte Ralph aber ließ ein Goldſtück wechſeln und trank Schnaps.

Da nun Ruprecht fort war, ſo kam die Reihe an Petern, und die Prügelſuppen nahmen bei dieſem kein

*) Pilger wurde derjenige geheißen, der aus Andacht und religiöſem Glauben, Gott einen Dienſt damit zu thun, zu Fuße nach Jeruſalem reiſ'te, um das heilige Grab zu beſuchen. Der Pilger trug einen runden Hut und Mönchsrock, und hatte Hut und Gürtel mit Muſchelſchalen behangen.

Ende. Die Mutter ſchlug der alte Ralph nicht, aus geheimen Gründen, die nicht bekannt geworden ſind; Raps war todt, und Ruprecht hatte das Rauche herausgekehrt und war nicht mehr im Hauſe; Peter war noch nicht bei Jahren, und ſein Körper noch nicht nervig genug, um Widerſtand zeigen zu können; und wenn er auch die Kräfte dazu gehabt hätte, ſo würde er es doch nicht gethan haben, denn ſeine Grundſätze, die er bei einem alten Pater, der ihm täglich eine Stunde Unterricht ertheilte, eingeſogen hatte, ließen das nicht zu.

Peter befolgte die Gebote Gottes pünktlich und übertrat keins; das vierte Gebot war ihm vorzüglich heilig, und ſo dachte er, beſſer Unrecht leiden, als gegen die Eltern ſich auflehnen. Nur zweimal war er ſeinem Vater ungehorſam, und weder Schläge, noch die fürchterlichſten Drohungen vermochten ihn hier, ſeines Vaters Willen zu befolgen. Der alte Ralph hatte ſich mit ſeinem Nachbar, dem Leinweber, über eine Kleinigkeit überworfen, und da ihm das Schlagen zur Gewohnheit geworden, ſo hatte er dem Leinweber eine ſolche Laſt Schläge — ohne alle Urſache — aufgeladen, die derſelbe nicht gemeint war, ungerochen zu ertragen. Der Leinweber klagte, und Ralph behauptete, daß ihn der Leinweber durch Schimpfen zu den Schlägen gezwungen habe, und berief ſich nun auf ſeinen Sohn Peter. Der Zeuge wurde zwar wegen Verwandtſchaft und Unmündigkeit verworfen; allein im nächſten Termine mußte der Schmied Petern mit zur Stelle brin-

gen. Der alte Ralph instruirte nun Petern, was er sagen solle; aber Peter war durch keine Drohungen und die ärgsten Mißhandlungen nicht dahin zu bringen, den Willen seines Vaters zu befolgen; sein letztes Wort blieb stets: „Du sollst nicht falsch Zeugniß reden wider Deinen Nächsten!“ — und Ralph mußte dem Leinweber Abbitte und Ehrenerklärung thun, kam einige Tage in's Gefängniß und erhielt überdies eine starke Admonition. — Peter mußte es entgelten, sein Buckel wurde nicht heil und stündlich tanzte der Knittel auf demselben.

Folgende Ursache war es, wo Peter seinem Vater zum zweiten Mal ungehorsam war: Am Dreifaltigkeitsfeste kam ein Reiter gesprengt, warf eine Hand voll Geld auf den Tisch und verlangte, daß sein Pferd sogleich beschlagen würde, das zwei Eisen verloren hatte. Der alte Ralph war gleich bei der Hand; Peter sollte die Bälge ziehen und den Hammer brauchen; war aber durch keine Züchtigung dahin zu bringen, seines Vaters Willen zu befolgen; seine Weigerung blieb immer: „Schlagt mich todt, ich arbeite heute nicht, denn man muß Gott mehr gehorchen, denn den Menschen; es steht geschrieben: Du sollst den Feiertag heiligen!“ — Hierdurch wurde nun der fremde Reisende aufgehalten; es kamen endlich mehrere Reitende, die den Fremden fest nahmen, und es ergab sich, daß er Pferd und Geld gestohlen hatte.

Peter wurde reichlich beſchenkt, und der alte Ralph war nun zufrieden.

An einem Sonntage mußte Peter einmal Schnaps holen; da er vor einer Kirche vorbeikam, wo ſo eben Meſſe geleſen wurde, erinnerte er ſich der Worte ſeines Lehrers, des alten Paters:

Kein Kirchlein, ſey es noch ſo klein;
Steht es offen: ſo geh' hinein!

und er trat ein und verrichtete ſeine Andacht. — Als er dies gethan, nahm er ſein Schnapsfläſchchen und eilte damit, um recht bald nach Hauſe zu kommen, durch eine ſchmale Gaſſe nach dem nächſten Brückchen, um ſeinem Vater den Schnaps zu bringen. Zwei ſchöne Pferde vor eine ſchöne Kutſche geſpannt, waren von dem Geräuſche, das die aus der Kirche ſtrömende Menge Menſchen machte, ſcheu geworden, hatten ſich losgeriſſen und die Flucht ergriffen. Eine Dame ſaß in dem Wagen, ſah leichenblaß aus und rief angſtvoll um Hülfe. — Die Pferde waren bereits im vollen Fluge durch einige Straßen gerannt, und flüchteten endlich durch das Gäßchen, durch das Peter ſeinen Weg genommen hatte, und Niemand hatte ſie aufhalten können. Die Dame ſchrie verzweiflungsvoll nach Hülfe, und um ſie wäre es geſchehen geweſen, wenn Peter nicht geweſen wäre, denn der Fluß war kaum noch hundert Schritte entfernt, und die Brücke nicht breit genug zum Fahren und ohne Lehne.

Peter, jetzt 14 Jahre alt, hatte für dieſes Alter Männerkraft; durch den Boßegel geſtärkt, und durch das tägliche kalte Baden geſtählt, unternahm er kühn die Rettung der Dame, deren Noth ihn zum wärmſten Mitleiden entflammt hatte; er beſann ſich daher kurz, ſchmiß ſeine Flaſche weg, fiel den Pferden in die Zügel, ließ ſich eine Strecke fortſchleifen, und da er oft die wildeſten Pferde, die ſein Vater beſchlug, halten mußte, ſo hatte er ſich Erfahrung genug geſammelt, um dieſelben theils durch Schmeicheln, theils durch Drohungen zum Gehorſam und Stehen zu bringen; es kamen nun mehrere Männer zu Hülfe, und Petern, um den ſich nun Niemand weiter bekümmerte, wurden die Pferde abgenommen.

Der alte Ralph hatte ſchon lange auf ſeinen Schnaps gelauert, und da Peter immer nicht kommen wollte, eine Menge Stöcke zuſammen getragen, um demſelben den Willkommen zu geben; da endlich Peter kam, und Ralph noch dazu keinen Schnaps ſah, ſo war der Teufel ganz los, und Peter wurde braun und blau geſchlagen, er mochte ſich auch verantworten, wie er wollte; das Geld war noch dazu bei Ralphen auf der Neige, und um deſto ärger tanzte der Stock. Nachdem ſich der alte Ralph müde geſchlagen hatte, ſperrte er Petern zu der Ziege und ließ ihn 24 Stunden hungern. Peter dachte: „Du haſt eine gute That gethan, Gott wird Dein Unglück ſegnen.“ Peter hätte vielleicht noch 24 Stunden hungern müſſen, wenn nicht ein guter

Engel sich seiner erbarmt hätte; denn den andern Tag kam ein Herr, frug nach dem kleinen Schmied, und Peter wurde aus dem Ziegenstalle geholt. „Du bist wohl der kleine Held, der gestern meine Gräfin gerettet hat?“ frug der Herr; da das Peter bejahte, gab ihm der Herr eine Hand voll Goldstücke und sagte: „Wenn der Graf ankommt, soll für Dich gesorgt werden; leb' indessen wohl!“ — Hier kehrte er nach der Thür und ging seine Wege.

Ralph machte ein freundliches Gesicht, und Peter warf ihm das Geld mit den Worten auf den Tisch: „Da nehmt, und seyd nur gut, mein Buckel hat's schwer bezahlt!“ — Ralph kaufte Schnaps, ließ Kuchen backen, und Peter, der lange gehungert hatte, bekam eine ganze Ecke davon. Er nahm seinen Kuchen, und ob es gleich Winter war, so ging er doch — um seinem Vater aus dem Gesichte zu kommen — hinter den Garten. Hier setzte er sich an die Landstraße, streichelte seinen Rücken, und da er eben anfangen wollte zu essen, kam ein kleines Männchen in einem blauen Röckchen mit einem Esel des Weges daher, hielt vor Petern still und sprach: „Lieber Junge, ich bitte Dich, gieb mir ein Stückchen Kuchen und meinem Esel eine Hand voll Heu; ich und mein Esel müssen sonst sterben; wir haben beide in 24 Stunden nichts über unsere Zunge gebracht!“ — „Ich auch nicht,“ erwiederte Peter, „und weiß auch nicht, ob ich wieder etwas bekomme; da nehmt!“ — und mit diesen Worten gab

er dem Männchen die größte Hälfte des Kuchens und die kleinere behielt er für sich, holte dann dem Esel Heu und sprach: „Wohl bekomm's!“ Das Männchen aß, der Esel auch, und beide gesättiget setzten ihre Reise weiter fort; herzlich drückte das Männchen Petern die Hand und sagte: „Das soll Dir Gott vergelten, Du braver Junge, Du! — binnen zwei Tagen soll Deine Noth ein Ende haben; — hier hast Du ein Gläschen mit Stahlwasser, da bestreich nur mit einem halben Tropfen Dein Eisen, wenn Du Hufeisen oder Waffen und Panzer gemacht hast, und nichts wird sie zerbrechen! — Leb' wohl!“

Acht und achtzigste Nacht.

(Fortsetzung der vorigen Sage.)

Peter hatte noch Hunger, verlangte noch Kuchen, statt dessen holte der Alte den Stock und paukte auf Petern los: „Vielfraß! Schlemmer! — Wechselbalg! — warte, in den Ziegenstall sollst Du;“ — und Peter wanderte wieder in den Stall bis den andern Tag, da er die Bälge ziehen mußte. Peter wünschte sich den Tod, denn der Alte soff unaufhörlich, so lange das Geld dauerte, und schlug ohne Unterlaß; — aber nach zwei Tagen wurde der Alte bei Tische auf einmal still

und fiel vom Stuhle. Ein Schlagfluß hatte ſeine rechte Seite gelähmt, und die Hand, die Petern ſo oft wehe gethan, auf immer untauglich zum Schlagen und Arbeiten gemacht; man brachte ihn zu Bette, und zwei Jahre lang lag er feſt und mußte hin und her getragen werden. Peter pflegte ihn, wartete ihn Tag und Nacht, trug ihn auf ſeinen Händen und ließ ihm nichts entgelten; doch je beſſer Peter es meinte, deſto ärger war Ralph; er ſchlug und kratzte mit der Linken, wenn Peter ihn nicht ſo ſanft anfaßte, als er wünſchte; jedoch war er durch ſeine Krankheit an das Bett geſchmiedet, und hatte nur noch wenige Kräfte, und Peter trug ſeine Leiden mit Geduld und ſprach: „Du ſollſt Deinen Vater und Deine Mutter ehren!“ —

Endlich ſtarb der alte Ralph Poltermann, und der arme Peter konnte nun frei athmen; er trug ſeinen Vater mit zu Grabe und weinte um ihn. — Frau Wecke nahm einen Schmiedegeſellen zur Fortſetzung ihres Handwerks in's Haus, und dieſer war ein vielgereiſ'ter und ſehr geſchickter Waffenſchmied, von dem Peter viel lernte und der ihm mit Rath und That an die Hand ging. Peter hatte Luſt, die Welt zu ſehen und ſich in ſeiner Kunſt zu vervollkommnen; der Schmiedegeſelle ſagte ihm daher, wie er das anzufangen habe und ſprach: „Willſt Du ein tüchtiger Huf- und Waffenſchmied werden, ſo mußt Du nach Linz, Wien und Prag gehen; am erſten Orte wirſt Du lernen ein Pferd richtig beſchlagen; am zweiten wirſt Du

Helm und Harnisch erst machen lernen, und in Prag werden die rechten Schwerter gemacht; gehe dann auf Ulm, Augsburg und Nürnberg, so wirst Du auch in der künstlichen Arbeit der Panzerhemden Dich vervollkommnen und in der Politur der Waffen erst den wahren Aufschluß erhalten, dann wende Dich nach Gelnhausen, wo Kaiser Friedrich residirt, und Dein Glück ist gemacht."

Peter nahm sich fest vor, diese Vorschrift genau zu befolgen; ließ sich von dem Gesellen die besten Meister aufschreiben, nahm Abschied von seiner Mutter und ging in die Fremde. In einem schlechten Dorfe, drei Tagereisen von Linz, hatte er Unglück; schlechte Witterung zwang ihn, mit noch drei Handwerksburschen in einer elenden Kneipe übernachten zu müssen; der Wirth und seine Frau schienen sehr verdächtige Leute zu seyn, waren äußerst grob und behandelten die armen Handwerksburschen schlecht, und sie mußten die kalte Nacht in einem Stalle campiren, wo auch nicht ein Halm Stroh befindlich war, ihre matten Glieder ausruhen zu können. Peter's Kameraden grollte das; sie wollten sich rächen, und beschlossen, den Wirth umzubringen und dann alles rein auszuplündern. Da Peter nicht in ihren Rath willigen wollte und immer ausrief: „Du sollst nicht tödten! Du sollst nicht stehlen!" — so fingen sie ein lautes Hohngelächter an, schlossen ihn in den Stall, und vollführten, was sie beschlossen hatten. Die Sache wurde nun ruchtbar und untersucht,

und Peter wurde täglich verhört, und saß drei Wochen fest, ehe er seine Unschuld beweisen konnte, und er losgelassen wurde.

Hierauf ging er nach Linz, kam zu einem geschickten Hufschmied, wo er viel lernte; blieb bei diesem ein Jahr und setzte dann seine Reise nach Wien fort. Hier war er so glücklich bei dem berühmtesten Waffenschmied in Arbeit zu kommen, und dieser war höchlich mit ihm zufrieden, weil Peter ordentlich, fleißig und gut war; der Meister, da er so gelehrig war, und ihn dieser gut brauchen konnte, liebte Petern sehr; seine Meisterin aber noch mehr, denn er war ein schöner, voller Jüngling. Sie machte ihm verschiedene Anträge, die sein Glück befördern sollten; allein Peter verstand sie nicht; die Frau Meisterin, jung und üppig, rückte näher mit der Sprache heraus, und gab ihm deutlich zu verstehen, was sie wünsche; allein, Peter wurde böse und gab ihr trocken die Antwort: „Du sollst nicht begehren Deines Nächsten Weib!“ — und mied sie nun auf alle Art und Weise. Das wurmte der wollüstigen und rachsüchtigen Meisterin; sie schwur, dieses schwer an Petern zu rächen, und erfüllte, was sie geschworen hatte. Sie legte Feuer in Peter's Kammer an, das in der Nacht zum Ausbruche kam, und Peter wäre fast verbrannt. Es war auf einem Seitenflügel, wo das Feuer auskam, und das Gebäude brannte ab. Unter Petern hatte noch ein Fremder sich eingemiethet gehabt, den aber Peter nie gesehen hatte. Peter ward gesetzt, und

die Meisterin behauptete, sie habe ihn Nachts noch glühende Kohlen in seine Kammer tragen sehen. Peter mochte sich auch verantworten, wie er wollte, der Schein war wider ihn; und nachdem er vielmals vernommen worden war, sein Advocat Alles für ihn gethan hatte, so wurden die Acten zum Spruche verschickt. Das Urtheil kam, und brachte mit, daß Peter gefoltert und nach eingestandenem Bekenntnisse durch den Scheiterhaufen vom Leben zum Tode gebracht werden sollte. — Das Urtheil wurde ihm publicirt, und Peter, seines Lebens satt, und aus Furcht vor der Folter, gestand eine That ein, die er nicht begangen hatte. Bei der Publication des Urtheils waren vornehme und geringe Neugierige zugegen, welche behaupteten, daß sie gleich an Peter's Spitzbuben-Physiognomie den Mordbrenner gewittert hätten; und eben sollte Peter abgeführt werden, als die Thür sich öffnete und ein kleines Männchen in einem himmelblauen Röckchen in den Saal trat. Der Richter und alle Beisitzer erhoben sich bei seinem Erscheinen von ihren Sitzen; eine Todtenstille herrschte in dem weiten Saale, und das Männchen (dasselbe, das Peter mit Kuchen gesättiget hatte) sprach mit Anstand und Würde: „Dieser Fremdling ist unschuldig und der wahre Thäter mir bekannt, dem ich die Larve bald abziehen werde; ich wohnte in demselben Hause, das niedergebrannt ist, und versichere Euch, daß dieser Jüngling unschuldig ist.“ —

„Wir glauben“ — sagte der Richter — „wir

glauben den Worten eines ſo großen und heiligen Zeugen; Ihre Erklärung iſt uns gültiger, als die Ausſage von funfzig andern Zeugen. Schreibet nieder, Herr Schreiber; und Du, mein Freund, biſt frei!" Man entledigte ihn ſeiner Feſſeln, und Peter war frei und wurde reichlich beſchenkt. Dieſelben Zuſchauer, die kaum vorher ſo lieblos von Petern geurtheilt hatten, verſicherten nun einſtimmig, daß man Petern gleich aus den Augen die Ehrlichkeit leſen könnte.

Peter ſchnürte ſein Reiſebündel und verließ einen Ort, wo er Todesangſt und peinvolle Stunden ausgeſtanden hatte. Er wanderte nach Prag; kam zu einem berühmten Schwertfeger und blieb ſo lange bei demſelben, bis er ſelbſt vollkommen in dieſer Kunſt war. Auf ſeiner Wanderſchaft hatte er ſich in Allem tüchtig gemacht, er verfertigte vortreffliche Panzer und Helme, ſeine Schwerter wurden allen andern vorgezogen, und hieß es: es iſt ein Poltermann'ſches Schwert, ſo wurde drauf und drüber geboten. Sein Hufbeſchlag war nicht zu verwüſten, und man erzählte Beiſpiele, daß Ritter mit einem Poltermann'ſchen Hufbeſchlage auf ihren Hengſten durch die Schweiz, über die Alpengebirge, bis nach Mailand geritten wären, ohne auch nur einen einzigen Hufnagel verloren zu haben. Das war aber eigentlich nicht durch die Geſchicklichkeit Peter's bewerkſtelliget, ſondern durch einen Zehntheil Tropfen Stahlwaſſer, den Peter über das Eiſen vorher ſtrich, das er ſchmieden wollte. Man wird ſich noch erinnern, daß

das Blauröckchen Petern für den gereichten Kuchen ein Gläschen Stahlwaſſer ſchenkte; und dieſes war es, welches eine ſolche Kraft in ſich enthielt, die, damit beſtrichen, das Eiſen unverwüſtlich machte. Es beſaß dieſe Tinktur eine ſolche wunderbare Kraft, daß nur mit der Fahne der Feder, die dazu gebraucht wurde, darüber gefahren, jeder Helm und jeder Panzer undurchdringlich und kein Schwert ſtumpf wurde. Petern brachte dies Geheimniß viel Geld ein, und er nahm ſich vor, ſein Glück an Kaiſer Friedrich's II. Hofe zu machen, der einen Zug nach Apulien vorhatte, und ſich ſtark rüſtete; ſein einziger Wunſch war immer geweſen: Kaiſer Friedrich, die Burg zu Gelnhauſen *), Rom und endlich den heiligen Vater zu ſehen, und das konnte er jetzt mit einem Male. Er machte es ſich alſo zum Gelübde, dieſen Vorſatz auszuführen, es koſte, was es wolle. Er wanderte daher von Prag weg und nach Gelnhauſen; doch da lag noch mancher Berg und manches Thal dazwiſchen, und manches Abenteuer ſtand Petern noch bevor, ehe er daſelbſt anlangte, aber mit Gott im Herzen ſetzte er ununterbrochen ſeine Reiſe weiter fort.

*) Die deutſchen Kaiſer hatten in frühern Zeiten verſchiedene Reſidenzen, und hielten ſich bald hier, bald dort auf; die ſächſiſchen Kaiſer aber am meiſten in Braunſchweig, Goslar, Quedlinburg und Tilleda; die Hohenſtaufiſchen in Gelnhauſen; die Habsburgiſchen in Wien. Gegen Ende des 12. Jahrh. wurde Wien die feſt beſtimmte Reſidenz von Oeſtreich.

Eines Mittags legte er sich einstmals unter einen Feldbirnbaum auf den Wasen und verzehrte Brod und Wurst. Ein großer, starker Hund gesellte sich zu ihm, und Peter fütterte ihn; von jetzt an verließ ihn der Hund nicht wieder, war sein treuer Reisegefährte, und Peter hieß ihn zum Gedächtniß seines Jugendfreundes, des von seinem Vater todtgeprügelten Hundes, auch Raps. Peter zog mit seinem Hunde die nächste Stadt fürbaß, und blieb Nachts in einem Dorfe, wo noch zwei Handwerksbursche lagen, die nach Erfurt zu wandern gedachten, und ihn baten, seine Reise mit ihnen in Gesellschaft zu machen, was er gern einging. Früh mit Tages Anbruch nahmen sie daher sämmtlich die Wanderstäbe, warfen die Bündel über und wanderten weiter. Um 10 Uhr kamen sie an einen Doppelweg, frugen einen Fuhrmann um den rechten, und erhielten zur Antwort: „Ihr Bursche, beide Wege sind recht, obgleich nicht gerecht. Der böse Weg da, linker Hand, ist zwei Stunden und übel Fortkommen, — doch übrigens sicher und gut; — der gebahnte, glatte Weg, rechter Hand, führt durch einen großen und anmuthigen Wald, ist der nächste; jedoch es ist im Walde nicht geheuer, Kobolde und Spitzbuben hausen darin.

Die Bursche berathschlagten, was zu thun sey, — und einer meinte: „Es sind unserer drei und Peter's Hund ist vier; laßt uns tüchtige Knittel abschneiden und mit Gott den Wald passiren. Wir kommen

in dieſer gewaltigen Hitze auf jenem ſchlechten Wege um; hier haben wir Schatten und gebahnten Weg, und Gott wird uns ſchützen!" — „In Gottes Namen!" — ſprachen die andern, „vorwärts!" — und ſo ging die Reiſe in den Wald hinein, wo ſie ſich Prügel abſchnitten. Als ſie kaum zwei Stunden gegangen waren, hörten ſie ein Wimmern, Jammern und ängſtliches Hülferufen, und alle drei entſchloſſen ſich, den Hülfsbedürftigen zuzueilen. In einiger Entfernung wurden ſie nun gewahr, daß eine Kutſche von zwölf Räubern angehalten wurde, die Bedienten niedergeſchlagen lagen und der Kutſcher gefeſſelt war. Die Räuber zogen eben eine Dame aus dem Wagen, welche ohnmächtig von ihnen auf den Raſen geſchmiſſen wurde, und waren eben im Begriff, den Herrn des Wagens herauszuholen und auszuſchälen, als Peter's Hund, Raps, einen der verwegenſten Räuber packte und ihm das Genick brach, und in demſelben Augenblick einen andern niederriß. Zwei ungeheure Kerle waren hierauf ſo eben im Aushalten, dem Hunde den Reſt zu geben, als Peter ſeine Keule dem einen ſo in's Gehirn ſchlug, daß er — ohne einen Laut zu geben — ſeine Seele aushauchte; auch die beiden andern Burſche ſchlugen wacker darauf los, aber — jetzt pfiff einer der Räuber auf einem Pfeifchen, und in einem Augenblicke ſprangen wohl vier und zwanzig bewaffnete Räuber aus einem Gebüſche herbei, und umzingelten die armen Handwerksburſche, die nun keinen Ausweg mehr vor ſich ſahen, und ſich gelaſſen in

ihr Schickſal gaben, jedoch einander vorher noch bis auf den Tod zu fechten heilig angelobten.

Die Räuber hatten den Handwerksburſchen einen langſamen und ſchmählichen Tod geſchworen, und ſchon waren Peter's Kameraden niedergeſchmiſſen und gefeſſelt, und Peter und Raps allein widerſtanden noch der ganzen Rotte. Da alle Räuber mit dieſem einzigen Manne und ſeinem Hunde genug zu thun hatten, und ſich der Tummelplatz immer weiter verrückt hatte, ſo hatten ſich die Bedienten einſtweilen dieſes zu Nutze gemacht, dem Kutſcher die Feſſeln zerſchnitten und die Dame und den Herrn in den Wagen gehoben; und im vollen Flug flog er dahin, und die Räuber mußten ihn außer Acht laſſen, bis ſie Petern bezwungen hatten. Das machte ſie nur wüthender, aber noch mehr dieſes, daß Peter vier Mann von ihnen in's Reich der Schatten geſchickt, und Raps noch immer raſ'te und Alles zerfleiſchte; — und jetzt erhielt der treue Hund eine gefährliche Wunde, und Petern fingen an die Kräfte zu verlaſſen; die Räuber boten ihm zwar Pardon an, jedoch nur unter der Bedingung, wenn er ſchwören und ſich verfluchen wolle, es mit ihnen zu halten und ihr Anführer und Hauptmann zu ſeyn; allein Peter rief: „Du ſollſt nicht ſchwören, fluchen, zaubern, lügen oder trügen" ꝛc., und hackte von neuem mit ſeiner Keule unter die Räuber los; aber nun wurden ſie wie raſend, und eben war Peter in Gefahr, feſtgenommen zu werden, als plötzlich der Räuberhauptmann, ein unge-

heurer, ungeſchlachter Kerl, wie vom Blitz getroffen, niederſtürzte, und ängſtlich rief: „Ach, Gott! — erbarm' Dich unſer!“ Die Andern ſahen dahin, wo der Hauptmann ſeine Blicke ſo ſtarr hinrichtete, und plötzlich fielen ſie ſprachlos und betäubt zur Erde und lagen gleich Todten da. — Peter ſchaute dahin, woher die Hülfe ihm gekommen war, und ſah das Männchen mit dem blauen Röckchen auf ſeinem Eſel daher trottirt kommen. „Gott!“ rief der Räuberhauptmann, „da kommt der Würgengel mit dem feurigen Schwert!“ — und nahm die Flucht. Peter verfolgte ihn mit ſeiner Keule, konnte ihn aber nicht einholen; doch Raps, trotz ſeiner Wunde, war ſchneller als Peter, ereilte den herkuliſchen Mann, und auf einen Ruck zerbrach er ihm das Genick. Peter nahm, was er bei dem Räuber fand, als rechtmäßiger Erbe, und das war viel an Gold und Edelſteinen, ſteckte einen hohen Bruch neben den Leichnam und ging zurück nach dem Männchen; aber das Männchen war verſchwunden und die Räuber hatten ſich aus dem Staube gemacht. Peter entfeſſelte ſeine Kameraden, und nun fielen alle drei auf ihre Kniee und dankten Gott herzlich für die wunderbare Errettung. Nun nahmen ſie das Mittagsmahl aus ihren Ranzen, und nachdem ſie ſich ſatt gegeſſen, wanderten ſie weiter und ſangen:

„Wer Gott vertraut,
Der hat auf keinen Sand gebaut!“

Als ſie endlich mit Sonnenuntergang aus dem Walde traten, ſahen ſie eine unzählige Menge Menſchen aus dem nächſten Städtchen daher ziehen; und als ſie dieſer Menſchenmaſſe näher kamen, wurden ſie mit Blumen und Eichenkränzen beworfen, und Peter auf einen Triumphſtuhl gehoben und von ehrbaren Bürgern mit Jubel und Vivat in die Stadt getragen. Im Thore ſtanden Raths-Deputirte, die Petern becomplimentirten, und ihn den Erretter und Befreier der Stadt und der ganzen Landſchaft nannten, weil er ſie von dem ſchrecklichen Räuber Umello befreiet, der ihnen ihre ſchönſten Töchter, ihre jungen Weiber, ihre Kinder und ihr Geld und Gut entführt, ſo oft es ihm gelüſtet habe, und den keine Macht, die gegen ihn ausgeſandt, noch habe bändigen können. Auf Umello's Kopf waren 1000 Thaler geſetzt, die ſollte Peter ausgezahlt erhalten, und ſeine Kameraden jeder 100 Thaler.

Im Städtchen war hohe Freude und großer Jubel; Peter wurde zum Vizdum (Vicedominus) gerufen, und — wer erſtaunte mehr, als Peter! — da er in dieſem Herrn denſelben erkannte, der im Walde von den Räubern überfallen und durch Petern gerettet worden war; aber noch mehr erſtaunte er, da er in der Gemahlin des Vizdums dieſelbe Dame erkannte, die er vor Jahren aus der ſchrecklichen Todesgefahr gerettet hatte, da er in Jüterbogk die durchgegangenen Pferde aufhielt und ſie verhinderte, daß ſie nicht über die lehnloſe Brücke des Ruhrbaches ſprengten.

Neun und achtzigste Nacht.

(Fortsetzung der vorigen Sage.)

Peter mußte nun einen weitläuftigen Bericht von dem Gefechte mit den Räubern mittheilen, was alles aufgeschrieben und in's Stadt-Archiv niedergelegt wurde. Hierauf beschloß der Vizdum, alle Bürger des Städtchens und alle Bauern der Gegend aufzubieten, und den Wald durchstreifen zu lassen, und ihn so von allen Räubern vollends zu reinigen.

Peter mit seinem Hunde und seinen Kameraden machte die Avantgarde und hatte eine Schaar berittener Bürger bei sich; andere schlossen sich entfernter an, und so in breiter Linie wurde der Wald durchstreift; doch alles Suchens ungeachtet wurde keine Spur mehr von den Räubern gefunden, und man gab schon die Hoffnung auf, das Räubernest und den Ueberrest der Bande aufzufinden, als Peter den letzten Versuch machte, das dicke Gebüsch und die Steinfelsen noch einmal zu durchsuchen, von woher auf das Pfeifen des Räuberhauptmanns die ganze Bande der Räuber hergekommen war. Man hieb einen Theil des Gebüsches nieder, um sich einen bequemen Zugang zu verschaffen, und drang nun weiter vor. In ziemlicher Entfernung hörte man jetzt Rapsen laut bellen und heulen, und Peter rückte mit

seinem Zuge näher; aber furchtsam verließ ihn sein Hause und wollte nicht folgen; nur sechs handfeste Köhler und drei derbe Schmiedegesellen nebst seinen Kameraden verließen ihn nicht; man kam näher und Raps winselte und scharrte an einem großen Steine, der Stein wurde fortgewälzt und hinter demselben entdeckte man eine Oeffnung und einen dunkeln Gang. Peter rief in die Höhle hinein: „Wer dahinter ist, mache sich augenblicklich heraus, ich zerstöre diesen Felsen!“ aber Niemand ließ sich weder hören noch sehen. Raps wagte sich nun den Gang entlang und bellte heftig; endlich kam er heulend zurück und hatte einen Pfeil in der Hinterkeule; Peter schnitt ihm denselben heraus, und bestrich die Wunde mit einem Tropfen seines Stahlwassers, und Raps war wieder munter und froh; hierauf ließ Peter dürres Reißigholz in Haufen vor die Höhle tragen und anzünden, und stellte seine Leute in Ordnung. Durch die gewaltige Hitze und den Qualm wurden nun endlich die Räuber genöthigt, ihren Schlupfwinkel zu verlassen, und nun stürzten sie, zwanzig Mann stark, mit Pfeil und Bogen gewaffnet und breiten Säbeln in den Händen durch den Rauch und das Feuer hindurch auf Petern los; allein einige verbrannten sogleich in dem gewaltigen Feuer, andern waren die Sehnen an den Bogen verbrannt, und wieder andere waren wie die Gänse von den Flammen gesengt; die am wenigsten Beschädigten aber empfing Peter mit seinem Morgenstern, und die Köhler schlugen sie mit ihren

Schürstangen so herzhaft auf die Köpfe, daß ihnen das Aufstehen auf immer verging.

Man löschte nun das Feuer, durchsuchte die Höhle und fand einen großen Schatz. Am Ende der Höhle wurde man noch eine Thür gewahr, die Peter mit seinem Morgensterne einschlug, und hier lagen zwölf schöne Mädchen in einem Gewölbe auf ihren Knieen und flehten um Rettung und Gnade. Es ergab sich bald, daß diese Jungfrauen aus dem Städtchen von den Räubern entführt und in diese Höhle gesperrt worden waren.

Jetzt war das Erste, was Peter that, Gott für den Beistand zu danken und dann triumphirend mit seinen Kameraden und den Jungfrauen zur Stadt zu ziehen. Die Reichthümer, die man fand, wurden auf herbeigeschaffte Esel geladen und der Zug begann sich freudig fortzubewegen. Vor dem Walde hatte sich Jung und Alt versammelt, Peter und seine Gefährten wurden mit Eichenkränzen geschmückt, Raps mit Eichenlaub und Blumen behangen und Alles eilte jubelnd nach den geschmückten Thoren zur Stadt.

Peter wurde wie ein siegender Feldherr im Triumph auf das Schloß des Vicedoms geführt, wo sich schon der Magistrat und alle Honoratioren der Stadt in ihren Sonntagskleidern versammelt hatten, erhielt einen Ehrentrunk und ein Festkleid, und nun ertheilte ihm der Magistrat das Bürgerrecht, ernannte ihn zum Stadthauptmann und beschenkte ihn reichlich. Drei Tage lang wurde geschwärmt, geschmauſ't, getanzt

und bankettirt, die Leichname des Räuberhauptmanns und der übrigen Bande aber von dem Schinder unter den Galgen gefahren und daselbst eingescharrt.

Peter nahm an den Schmausereien und Tanze nur wenig Antheil, und nachdem das Fest vorüber war, schnürte er sein Bündel und nahm Abschied von seinen Wohlthätern. Man suchte ihn zu bereden, im Orte zu bleiben, und als Stadthauptmann mit einem ansehnlichen Gehalte der Stadt ferner nützlich zu seyn; allein Peter hatte zu so etwas keine Lust, dachte nur an Gelnhausen und an Kaiser Friedrich's Zug nach Italien, und war nun fest entschlossen, seinen Stab dahin zu tragen. Unter den Jungfrauen, die aus den Händen der Räuber befreit worden waren, befand sich auch die Tochter eines Rathsherrn, der ein Gewandschneider war und vielen Reichthum besaß. Das Mädchen war 17 Jahre alt und hatte Petern aus dankbarem Herzen für ihre Rettung die Hand gedrückt und den Mund geküßt, und fühlte sich so an Petern gezogen, daß sie in Thränen zerfließen wollte, als Peter Abschied nahm. Auch Peter liebte das Mädchen, trauete aber seine Wünsche nicht laut werden zu lassen, da zwischen ihm und ihr eine so große Kluft sich zu befinden schien; aber Peter hatte sein Herz, seinen Muth und seine Heldenthat, seine Tugend und Frömmigkeit in zu geringen Anschlag gebracht, — was doch in den Augen jedes Vernünftigen alle Reichthümer aufwiegen sollte.

Da man Petern nun unaufhörlich bestürmte, doch wenigstens sich noch etwas zu erbitten, so erklärte er, daß er sich vorgenommen, die Welt zu sehen, noch ein Jahr sich etwas zu versuchen und sich als Huf- und Waffenschmied ganz zu vervollkommnen; „nun" — fuhr er fort — „darf ich noch etwas wünschen, so bitte ich um dieses schöne Mädchen," und wies auf Maria, die Tochter des Gewandschneiders. Ohne ein Wort zu verlieren, nahm der Rathsherr seiner Tochter Hand, legte sie in die Hand Peter's und sprach: „Seyd glücklich!" Die Verlobung wurde herrlich gefeiert, die Jungfrau und Peter reichlich beschenkt, und der Rathsherr setzte seiner Tochter 1000 Thaler zur Mitgift aus. Es wurde festgesetzt, daß Peter 18 Monate die Welt besehen und sich noch in seinem Metier vervollkommnen, dann wiederkommen und die Braut nach Jüterbogk heimführen solle, und Peter blieb noch einige Tage im Städtchen und trat dann unter bittern Thränen Marien's seine Reise nach Gelnhausen an, und kam endlich unter mancherlei kleinen Abenteuern in der festen und schönen Stadt Bamberg an; hier kehrte er in der großen Herberge ein, und nahm sich vor, die Stadt zu besehen.

In diesem Hause, wo alle herbergen, die in Eisen und Stahl arbeiten, wurde er mit einem jungen Schwertfeger bekannt, der ihm die Merkwürdigkeiten der Stadt zeigte, von den geschickten Meistern derselben Nachricht gab und im Gespräch auch folgende Worte fallen ließ:

„Doch wenn ich einen kennen zu lernen wünschte, so wäre es der berühmte Peter Poltermann von Jüterbogk, dessen Waffe, Panzer und Helme unverwüstlich sind; gestern noch hat ihn ein Ritter — vom Kaiser gesandt — aufgesucht, und einen Preis von 20 Florens darauf gesetzt, wer diesen Poltermann ihm nachweisen kann, und in der Herberge ist dieses durch einen Anschlag bekannt gemacht worden.“

Peter horchte hoch auf und sagte, daß er der Gesuchte sey, und zeigte deshalb Brief und Siegel vor. Der Schwertfeger war hoch erfreut, und bat Petern, ihn mit nach Gelnhausen zu nehmen; beide setzten ihren Weg dahin fort und kamen endlich an diesem prächtigen Orte an.

Peter wurde gleich in dem kaiserlichen Marstalle angestellt, und da der Zug kurz darauf nach Mailand und Pulle *) ging, und er schon manchen Beweis seiner Geschicklichkeit gegeben hatte, zum kaiserlichen Rüstmeister mit ansehnlichem Gehalte gemacht.

In der Schlacht bei Corte nuova that er Wunder der Tapferkeit, und nahm den Sohn des Dogen von Venedig, Peter Tiepolo, der damals Podesta, oder die höchste obrigkeitliche Person der Mailänder, war, mit eigner Hand gefangen, und der Kaiser erhielt hierdurch einen vollkommenen Sieg. Die größte Ehre aber bei diesem Siege war die Eroberung des mailän-

*) Pulla, Apulien, das jetzige Königreich Neapel.

dischen Carroccio *) oder Panierwagen. Die mächtigern italienischen Städte pflegten schon lange einen solchen Wagen in's Feld zu führen, den einige Paar mit prächtigen Decken belegte Ochsen zogen. In der Mitte war eine Stange aufgerichtet, an deren Spitze sich das Kreuz mit der fliegenden Fahne der Stadt befand. Die Tapfersten von der Armee umgaben und vertheidigten diesen Wagen, weil es die ärgste Beschimpfung war, ihn einzubüßen, und die Armee der Mailänder ihren Aberglauben daran hatten, und nach dessen Verluste sogleich den Muth verlor. Friedrich's Hauptpanier stand auf einem Elephanten, der mit Christen und Sarazenen besetzt war. Der Jüterbogk'sche Schmied unternahm mit noch einigen tapfern Männern die Eroberung des Carroccio; allein verzweiflungsvoll wehrten sich die tapfern Ritter, die das Carroccium bewachten, und schon wichen die Kaiserlichen bis auf Petern und wenige andere, als Peter bemerkte, daß die Mailänder jetzt ihre Schwerter wegwarfen und ängstlich die Flucht ergriffen; hinter ihnen her sah er das Männchen mit dem himmelblauen Röckchen auf dem Esel sitzend und einer Ruthe in der Hand trottiren, und der Panierwagen, der nun leer und im Stiche gelassen wor-

*) Mehrere Nachrichten über das Carroccium findet man in Du Fresne Glossar. ad Script. med et inf. Latin. v. Carroccium, wo man auch von dem Panierwagen anderer Fürsten und Völker Nachweisungen findet.

den war, wurde von Petern nach dem kaiſerlichen Lager gebracht, worauf ſich Kaiſer Friedrichen alle verbundene Städte unterwarfen und Frieden machten.

In der Folge des italieniſchen Krieges unternahm Friedrich im Jahr 1247 die Belagerung von Parma, deſſen ſich die Guelfen bemächtiget hatten, und da ſich der Kaiſer einſt einige Meilen von der Armee entfernt hatte, wurde ſeine Armee gänzlich geſchlagen und er beinahe gefangen genommen, wenn ihn nicht Peter Poltermann mit eigner Lebensgefahr gerettet hätte. Peter wurde nun zum Leibwappner und erſten Leibknappen, wie auch zum Oberrüſtmeiſter ernannt, und kaiſerlich beſchenkt und belohnt. — Die 18 Monate, die Peter ſeiner Braut gelobt hatte, wegzubleiben, waren um, und da ein kurzer Friede eintrat und Nachrichten von dem elenden Zuſtande ſeiner Mutter einliefen, ſo nahm er auf 4 Monate Urlaub von dem Kaiſer, ging über Rom, ſah den heil. Vater daſelbſt, und kam nach einer beſchwerlichen Reiſe geſund und munter, mit großem Reichthum und Ehren, wieder in dem Städtchen an, wo ſeine Braut ſehnend und traurig ihn erwartet hätte, und feierte nun ſeine Hochzeit in Jubel und Freude. Die Stadt ſtattete die Jungfrau aus mit allem, was nur in einer Wirthſchaft irgend erforderlich iſt, und der Rathsherr gab ihr 1000 Thaler zur Mitgift.

Um dieſe Zeit (1250) kam auch die Nachricht von Kaiſer Friedrich's Tode in Apulien in ſeinem Orte an,

und da sich diese durch deutsche Ritter und Reißige, die durch seinen Ort zogen, um in ihr Vaterland zurückzukehren, zu bestätigen schien, so verlebte er noch sechs Wochen in dem Städtchen, kaufte dann Pferde und Wagen und fuhr mit seiner Braut und großen Reichthümern in seine Schmiede bei Jüterbogk zurück. Der Rathsherr und viele Verwandte begleiteten ihn dahin, und nur Jubel und Freude war auf der ganzen Reise, die kein Unfall weiter störte.

Frau Wecken war es während Peter's Abwesenheit nicht zum besten ergangen; sie war nicht vorwärts, sondern ganz zurück gekommen, der Geselle hatte nur für seinen Beutel gesorgt und Frau Wecken's Wohl ganz hinten angesetzt; sie war ihm den Lohn von einem ganzen Jahre schuldig geblieben, und der Geselle hatte sie dafür derb abgewalkt, rein ausgeplündert und das Haus verlassen. Der Leinweber war ihr zwar 30 Florens schuldig, aber außer Stande zu bezahlen. Sie hatte Alles verkaufen müssen, schlief auf einem Häufchen verfaulten Strohes, hatte kaum noch ihre Blöße zu bedecken und war eben im Begriff, das, was ihr noch das Leben fristete, und wovon sie sich kümmerlich nähren mußte, — ihre Ziege, zu verkaufen, als viele Wagen mit geputzten Leuten, Wagen mit Betten und andere Wagen mit schönen Schränken, Gewandhaltern, Truhen und Kisten auf die Schmiede zugefahren kamen, und vor derselben still hielten.

Frau Wecke verkroch sich bei der Ziege; Peter

ſprang vom Wagen, rief nach ſeiner Mutter und fand ſie wie betäubt, — im Ziegenſtalle, wo er auch in ſeiner frühen Jugend ſchon manchmal hatte campiren müſſen. Weckchen konnte vor Schrecken kein Wort ſprechen; Peter aber ſchloß ſie in ſeine Arme, tröſtete die Weinende und führte ſie in die Stube, und ſtellte ſie als ſeine Mutter ſeinen Verwandten vor. Die Stuben wurden nun ſchnell vom Unrath geſäubert, geweißt und gemalt, und Möbeln hineingeſchafft, Frau Wecke gekleidet (denn die junge Frau hatte reichlichen Vorrath an Wäſche und Kleidungsſtücken mitgebracht) und überall Ordnung und Sauberkeit in der Schmiede eingeführt.

Bald hieß es in Jüterbogk: Poltermann's Peter iſt wieder angekommen und hat unſäglichen Reichthum aus Aegypten mitgebracht, hat eine reiche Zigeunerin geheirathet und iſt mit allen Zigeunern in der Schmiede eingetroffen. Alles ſammelte ſich jetzt um dieſelbe, und Viele waren neidiſch auf Peter's Glück, doch auch Andere freuten ſich herzlich über daſſelbe; unter den Letztern war der redliche Pater, ſein ehemaliger Lehrer, den Peter reichlich beſchenkte und ihn verſicherte, daß nur durch Befolgung ſeiner Lehren und der Grundſätze, die er ihm in ſein Herz ſo feſt gegraben, er zu ſolchem Vermögen und Glücke habe gelangen können, und Gott ihm dieſerhalb ſo gnädig geweſen wäre. Peter erzählte dem Pater ſeine ausgeſtandenen Fata, und der Pater blieb bis an ſein Ende ſein rathender Freund.

Peter wollte nun ein neues feſtes Haus aufbauen,

einen Gasthof anlegen, Länderei und Weinberge kaufen, und sein Vermögen so auf Profit thun. Zu einem Gasthof war aber kein Raum vorhanden, und den Garten hätte Peter um keinen Preis verbauet, da er in seinem Knabenalter seine einzigen frohen Stunden daselbst verlebt hatte.

Frau Wecke meinte, daß der Leinweber zum Hause heraus geschmissen werden müsse, da er weder die schuldigen 30 Florens, noch die Interessen bezahlt hätte, und so komme man auf einmal zu Ställen und das Haus des Leinwebers gebe hinlänglichen Platz für Peter's anzulegenden Gasthof.

Peter erwiederte: „Du sollst nicht begehren Deines Nächsten Haus!" sagte weiter kein Wort über die Sache, ging aber ganz in der Stille des andern Tages zum Nachbar Leinweber und frug ihn, ob ihm sein Haus nicht feil sey? —

Meister Grauel, der Leinweber, lag an der Gicht darnieder, und befand sich in dem jämmerlichsten Elende. Seine stinkende Stube war leer und rauchig; er lag auf einer Hand voll modrigen Heues, und neben ihm auf einem Steine lag ein Stück hartes Brod und stand ein schmutziger Krug ohne Henkel mit Wasser; wehmüthig erwiederte er: „Meister Poltermann, ich verstehe Euch, Ihr wollet das Geld, das ich Frau Wecken schuldig bin, und ich soll Euch dafür mein Haus abtreten; aber seht, ich habe nur noch wenige Wochen zu leben, und wenn Ihr mir das Haus nehmt, so muß

ich auf freiem Felde ſterben und verhungen, und wo ſoll nun der kleine zwölfjährige Melcher Obdach finden, der das Mitleid guter Menſchen für mich anſpricht und mich pflegt und wartet? Ach Gott! — bedenkt!" — Hier unterbrach ein Strom von Thränen ſeine Rede.

„Brennt es Euch ſo an die Nägel?" erwiederte Peter, „verkennet mich nicht, ſo iſt es nicht gemeint! Hier iſt Eure Verſchreibung, ich gebe ſie Euch als bezahlt (hier riß er ſie in Stücken) zurück, und hier habt Ihr Geld, Eurer Noth abzuhelfen."

Der Leinweber richtete ſich mühſam vom Lager auf, ſah Petern lange und ſtarr an, als ob er ſeinen Sinnen nicht traue, umfaßte dann Peter's Kniee und weinte heiße Thränen. „Nehmt Alles, was ich habe!" — Mehr konnte er nicht ſprechen.

„Mein Vorſchlag" — fuhr Peter fort — „iſt dieſer: Ihr tretet mir Euer Haus, das keine 20 Florens werth iſt, ab, und ich zahle Euch 200 Thaler dafür auf, und ernähre Euch, ſo lange Ihr lebt. Melcher wartet und pflegt Euch, bis Ihr ſterbt, dafür ſoll auch dieſer von mir genährt werden; ich laſſe ihm ein Handwerk erlernen, und ſetze ihm auch 200 Thaler aus, ſeyd Ihr nun beruhigt?" — „Ihr ſeyd ein Engel in Menſchengeſtalt," — entgegnete weinend der alte Grauel, „Ihr übt Barmherzigkeit aus an mir ſchwachem, gichtbrüchigem Menſchen, gießet Balſam in mein verwundetes Herz! — Gott mag es Euch vergelten! — Macht Alles nach Euerm Gefallen!"

Neunzigste Nacht.

(Fortsetzung der vorigen Sage.)

Peter nahm den gichtbrüchigen Grauel in sein Haus, ließ ihn reinigen, gab ihm weiße Wäsche und neue Kleidung, reichliches Essen und Trinken und räumte ihm ein eigenes Stübchen ein. Der Leinweber befand sich wie neugeboren und betete täglich zu Gott um Segen für seinen Wohlthäter. Peter ließ nun des Leinwebers Haus und Ställe niederreißen, einen großen, geräumigen Gasthof nebst Ställen und Scheuern aufbauen, kaufte Aecker und Wiesen, Schafe und Rinder, Pferde und Schweine, und fing Wirthschaft und Oekonomie zu treiben an, und Gott segnete Alles, was er begann. Seine Heerden vermehrten sich und seine Felder standen immer voll der besten Früchte. Selten ging ihm etwas schief und sichtbarlich ruhte der Segen Gottes auf ihm. Kein Unglück traf ihn und ruhig lebte er in stiller Gottesfurcht dahin, erfüllte jede Christenpflicht, wie sie Jesus vorgeschrieben hat, und hielt auch die Seinigen dazu an. An den zehn Geboten hielt er fest, und in seinem ganzen Leben übertrat er keins, bis auf das fünfte, da er die Räuber tödtete, wozu ihn Pflicht und Noth gedrungen hatten.

Mit seiner Frau lebte er in friedlicher Eintracht, hatte sechs Kinder mit ihr erzeugt und seine häusliche

Glückſeligkeit machte ihm die Erde zum Himmel. Aber im menſchlichen Leben bleibt die Trübſal ſo wenig aus, wie im Sommer die Hitze, im Winter der Froſt und im Frühjahre die Regen; die Zeit des Jammers kehrte auch endlich bei ihm ein, denn erſtlich ſtarb ihm der Leinweber, um den er viele Thränen vergoß, dann verſchied der Pater, um den er ſich lange nicht zufrieden geben konnte, und dann ſtarb ihm ſein edles Weib, Maria, um die er untröſtlich war. Er betete jetzt oft und viel — denn 30 Jahre lang hatte er mit dieſem braven Weibe ein glückliches Leben genoſſen, und mit ihr wurden auch alle ſeine Ruhe und Lebensfreuden zu Grabe getragen.

Seine Kinder ſtarben alle, bis auf einen einzigen Sohn, der die Profeſſion und den Stamm fortpflanzte. Eine Fehde brach aus, Petern wurden die Felder verwüſtet und ſein ſchönes Vieh hinweggetrieben; Hagel und Waſſerfluthen vernichteten im andern Jahre die Felder und Wieſen, und Peter kam dadurch ſo zurück, daß er das Schmiedehandwerk wieder ergreifen und ſein Brod mit dem Hammer verdienen mußte. Drei wackere Schmiedegeſellen halfen ihm treulich arbeiten, und da er gute Waffen machte und die Fehde ununterbrochen fortging, ſo hatte er auch immer Arbeit und gute Nahrung. Er wurde in dieſer Zeit der Fehde, wo die Menſchen gewöhnlich zu verwildern pflegen, oftmals beſtohlen, einſtmals rein ausgeplündert und Ställe und Scheuern ihm durch wilde Reiter abgebrannt; ſeine Perſon aber ſchien immer etwas Heiliges zu umſchwe-

ben: wenn die Peſt ausbrach und Alles zu Grabe getragen wurde, ſo blieb er allein davon verſchont; kein Feind traute ſich an ihn und Gott ſchützte ihn ſichtbarlich!

Peter war jetzt 100 Jahre, und ſeine Mutter, Frau Wecke, 140 Jahre alt, dieſe ſchien unſterblich zu ſeyn; ſie hatte die Gicht, das Fieber und die Krämpfe plagten ſie ſehr; ſie klagte immer über Froſt und lebte doch immerfort. Je älter ſie wurde, je kleiner wurde ſie auch, und ſchrumpfte endlich ganz zuſammen, daß Peter ſie, da ſie 100 Jahr alt geworden war, in Schafwolle wickeln und in eine Wiege legen mußte. Im 140. Jahre war ſie noch kaum ſo groß, als Peter's Daumen, und Peter machte ihr nun ein Bettchen von Sperlingsfedern und legte ſie — ſtatt der Bettſtelle — in einen ſeiner Schuhe; und da ſie immer über Froſt klagte, ſo ſetzte er den Schuh mit dem alten Weckchen auf einen Vorſprung in der Schmiede-Eſſe, der immer heiß von den Kohlen war, und pflegte und wartete ihrer, wie er nur konnte. Er ſchoß ihr mit dem Blasrohre Sperlinge, bratete dieſe in der Schmiede-Eſſe, und mit einem ſolchen Sperlingsbraten konnte er ſie eine ganze Woche lang erhalten. Sie trank aus einem Fingerhute und aß aus einer Nußſchale, ſprach ſo dünn, zart und fein, als wenn ein Rothkehlchen zwiſilirt, und betete und ſang den ganzen Tag. Endlich ſtarb Weckchen, und Peter legte ſie, ſtatt des Sarges, in ein Arzneiſchächtelchen, ſteckte

dieſes in ſeine Weſtentaſche, ließ ihr eine Leichenpredigt halten und begrub ſie unter Glockenklang und Trauergeſang einer chriſtlichen Gemeinde auf dem Gottesacker zu Jüterbogk.

Peter war nun allein mit ſeinen Schmiedeburſchen, hatte den Sohn von einem ſeiner Urenkel zu ſich genommen, und dieſer kleine Weißkopf von 8 Jahren war ſeine einzige Freude, denn die Welt kannte er, hatte ſie überdrüſſig, und die Erfahrung hatte ihn überzeugt, daß Alles, Alles eitel und nichtig auf dieſem Erdenklumpen ſey, wie ſchon König Salomo vor ein Paar Jahren geſagt hat. Er fand an nichts mehr Gefallen, nur die Natur erfreute ihn bisweilen, und der kleine Weißkopf feſſelte ihn mit Banden der Liebe noch an dieſe für ihn abgeſchmackte und übernächtige Welt.

Es war um die Zeit, wo die Natur ihren Schmuck, die farbigen, lieblichen Blumen und Blüthen, und ihr Sonntagskleid, die grünen Matten und die in tauſendfachen Schmelz getauchten Rain- und Wieſenteppiche wieder ablegt, ihr Nachtcorſettchen hervorſucht, und ſich ſo zum Winterſchlaf bereitet. Das falbe und braune Laub fiel traurig von den Zweigen, die letzten Blumen waren verblüht, und die Silbergeſpinnſte des Spätherbſtes zogen langſam fortſchwebend in horizontaler Richtung über die gelben Stoppelfelder weg. — Dem Empfindſamen wandelt oft in dieſer Jahresperiode — wenn die Natur abſterben will — eine Wehmuth an, und eine bitterſüße Empfindung überfällt ihn, die ein me-

lancholisches Nachdenken erweckt, das ihm diese Welt auf Augenblicke vergessen macht, und ihn zauberisch hinüber, hinter den Vorhang der Zukunft, wo kein Wechsel mehr herrscht, blicken läßt.

Auch Petern überfiel diese Melancholie, die sich noch mit einem gewissen Unmuthe gattete, der dadurch veranlaßt worden war, daß ihm Diebe seine Birnen von dem einzigen Baume, der in seinem Garten stand, gestohlen hatten, an denen er sich im Winter gewöhnlich zu erlaben pflegte. In dieser Stimmung hatte er sich hinter die Wällerwand seines Gartens auf die steinerne Bank gesetzt, von wo aus er über die Stoppelfelder in die weite Ferne der schönen Landschaft sehen konnte. Hier saß er nun und hatte das linke Bein über das ausgestreckte rechte gelegt, die rechte Hand unter das Schurzfell gesteckt und den Kopf auf die Linke gestützt, und überdachte seinen Lebenslauf und wie Alles so eitel und vergänglich in der Welt sey! Traurig sah er der untergehenden Sonne nach, und wünschte sehnlich, auch wie sie so hinabsinken zu können, und seufzte einige Mal tief auf: „Wie schön und reizend geht sie nieder! — Alles veraltet, nur sie bleibt ewig jung und schön, und mit jedem jungen Morgen kömmt sie mit aller Pracht, — noch eben so reizend, — wie vor 6000 Jahren — wieder, — und drückt den wärmsten Kuß der Mutter Erde auf! Nur hier unten altert's! — 150 Mal habe ich sie nun sterben sehen, die schöne Natur!“ — (aber wie Blitzesfunken fuhr es

jetzt durch seine Seele!) „aber auch wieder erwachen sehen! — und auch ich werde einst wieder erwachen, und verjüngt und erneuert für eine bessere Welt nach dem langen Winterschlafe auferstehen!“ — Sein Blick war noch in die weite Ferne gerichtet, wo sie immer größer und schöner nach dem blauen Gebirge sich neigte und endlich verschwand, die herrliche Sonne! Der Tag war heiß gewesen, große Staubwolken zeigten hier und da die heimkehrenden Heerden, das Blöken der Schafe und der tiefe Glockenton der Rinderheerden, wie das helle Getön der Schafschellen und das freudige Geschrei der nach dem Ruhrbache eilenden Gänseheerden belebten die Gegend, und die Mälmen stoben in den Lüften; aber Peter's Gedanken waren nicht bei dieser späten Herbstscene der schönen Natur, sondern — jenseits! — —

Der kleine Weißkopf saß neben ihm auf dem platten Rasen und spielte mit dem Spitze, dem treuen Haushunde. „Großtäte!“ — rief jetzt der Kleine! — „Dort kommt ein feuriger Mann auf einem Esel!“ — Der alte Peter schaute auf und das Männchen mit dem blauen Röckchen kam auf seinem Esel daher und auf die Schmiede zu. Peter erwartete es, und das Männchen kam an und bat ihn, seinen Esel zu beschlagen und ihm ein Nachtquartier zu geben. „Herzlich gern,“ sprach Peter, führte das Männchen in die Stube, den Esel in den Stall, trug dem Männchen Speis' und Trank auf und fütterte den Esel. Das Männchen aß

und bat um ein Nachtlager; Peter machte ihm sein bestes Bett zurecht, das Blauröckchen legte sich nieder und schlief flugs ein.

Mit dem angehenden Morgen erwachte das Männchen; Peter hatte den Esel schon gefüttert und trug nun gekochte Milch und frische Semmel auf, setzte Brod, Butter und Wurst auf den Tisch und sagte: „Eſſ't, lieber Freund, ich will nun den Esel beschlagen.“ — „Thut das,“ erwiederte das Männchen, „denn ich muß nun fort!“ — und der Esel wurde beschlagen. Als das geschehen war, packte das Männchen sein Felleisen auf den Hochgehörten und sprach: „Was bin ich schuldig?“ — „Nichts,“ erwiederte Peter, „ich treibe keine Wirthschaft mehr.“ —

Das Männchen nahm hierauf einige Stangen Eisen in die Hand, überstrich sie mit der andern Hand und legte sie dann in einen Winkel nieder und sprach: „Bitte dreierlei von mir, was Du wünscheſt, soll Dir gewähret seyn! Vergiß aber das Beßte nicht, merke wohl, vergiß das Beßte nicht!“

„Soll ich wünschen, was ich will?“ — sprach Peter. „Was Du willſt,“ erwiederte das Blauröckchen, „jedoch ich sag' es noch einmal, vergiß das Beßte nicht!“ — Petern grollte der Birnendiebstahl noch in seinem Herzen, und nach einigem Besinnen sagte er: „Nu, so wünsche ich, daß, wer auf meinen Birnbaum steigt, ohne meine Erlaubniß nicht wieder herunter kann.“ „Es sey!“ sprach das Männchen;

„nun wünsche noch zweimal, vergiß jedoch das Beßte nicht!“ — Peter war verschiedene Male in seiner Stube bestohlen worden, das fiel ihm bei, und hastig rief er: „Ich wünsche, daß jeder, der ohne meine Erlaubniß in meine Stube will, nicht anders, als durch das Schlüsselloch hinein kommen kann.“ — „Du bist ein Narr,“ sagte das Männchen, „doch es sey! Wünsche noch einmal, ich sage Dir aber, vergiß das Beßte nicht!“ — „Nu,“ versetzte Peter, „das Beßte ist ein guter Schnaps, und der ist jetzt vertrackt theuer, und ich bin alt, brauche ihn zur Stärkung und kann nur wenig verdienen, und so wünsche ich denn, daß der Schnaps in meinem Bouteillchen nie versiegen möge!“ — „Du bist ein Thor, doch es sey!“ entgegnete das Männchen, und mit diesen Worten setzte es sich auf seinen Esel, drückte Petern die Hand und ritt davon. Peter begleitete das Blauröckchen, verfolgte es dann mit seinen Blicken, so weit er es nur erschauen konnte, und sah es endlich wie ein purpurrothes Flämmchen nach dem blauen Himmel zu verschwinden. Als Peter wieder zurück und in seine Stube trat, blühten und prangten die kaum noch entblättert gewesenen Rosenstöcke in den Töpfen mit den frischesten Rosen, die Levkoye blühte und der abgestorbene Lack glühte ihm wie eine feurige Kohle entgegen. Ein Rosenduft war durch das ganze Haus verbreitet und Petern lachte das Herz wieder in seinem Leibe. Mißtrauisch nahm er das Schnapsfläschchen und setzte es an, um sich zu

ſtärken! neue Lebenskraft fuhr durch alle ſeine Glieder; er trank noch einmal von dieſem Göttertranke, und noch einmal, — und das Fläſchchen blieb gefüllt und er ſpürte keinen Abgang. Geſtärkt ging er nach der Schmiede, um ſeinen Geſellen zu helfen. „Meiſter!“ riefen dieſe, „was iſt das? Euer Eiſen hat ſich in Silber verwandelt!“ — Alles, was das Blauröckchen berührt hatte, war jetzt gediegenes Silber, und Peter war nun reich, ſo, daß er ſeines Reichthums kein Ende wußte, lobte Gott und that den Armen und Klöſtern Gutes. Er ließ nun ein großes Haus bauen und nahm alle ſeine Verwandten und Nachkommen zu ſich; dem kleinen Weißkopf ließ er den beſten Unterricht ertheilen und ſetzte ihn zu ſeinem Univerſalerben ein.

So lebte Peter immer fort, und weder der Tod noch der Teufel dachten an ihn. Er freute ſich ſeines Lebens, und ſein Alter war nicht mehr traurig und all ſein Unternehmen mit Roſen bekränzt; ein Tag verging wie der andere, das heißt, Peter lobte Gott, that den Armen Gutes, genoß bei geſundem Körper und gutem Magen ſeines Reichthums und freuete ſich ſeines Lebens.

Als er mehr denn 150 Jahre alt war, ſtarb ihm der kleine Weißkopf; da vergaß er ſich, und im Unmuth ſeines Herzens rief er klagend aus: „Nun hol' mich alle Teufel! das iſt zu viel! — das ertrag ich nicht!“ — Der Teufel hatte ſchon lange ſeinen Zahn auf Petern gewetzt, und kaum hatte er dieſe Worte gehört, als er zwölf junge, rüſtige Teufel aus

der Hölle absendete, und Petern zu holen befahl. Peter hatte aber noch keine Lust zu scheiden, am wenigsten in so artiger Gesellschaft; er roch den Braten und machte sich auf den Besuch der Teufel gefaßt, er betete fleißig, und Gott stärkte ihn.

Die Teufel kamen endlich in der Walpurgisnacht in der Schmiede bei Jüterbogk an, und hatten schon überlegt, wie sie Peter's am besten habhaft werden könnten. „Mit List," sprach Asmodi, „mit List müssen wir ihn fahen, mit Gewalt richten wir nichts aus, denn der Schmied von Jüterbogk hat zwanzig Teufel im Leibe; er bezwang den Umello, mit dem wir alle in der Hölle noch genug zu schaffen haben." — „Mit List und Höflichkeit also," sprachen alle, „er muß unser seyn, sonst hol's der Teufel!" — Sie traten daher Nachts zwölf Uhr vor Peter's Bett mit Reverenz und Höflichkeit, sagten, daß seine Wünsche ihnen bekannt geworden wären, und daß sie Beelzebub abgeschickt habe, Herrn Peter in die Hölle zu convoyiren. Peter schlug Licht an, bewillkommte die Herren, hieß sie Platz nehmen und freute sich sehr, daß sie endlich angekommen wären.

„Ich habe das Leben so satt," sagte er, „wie wenn ich es mit Löffeln gefressen hätte, und Ihr Herren kommt mir recht erwünscht; ich will mich nur ein wenig anziehen, dann wollen wir das Frühstück und ein Schnäpschen zu uns nehmen, denn es ist diese Nacht vertrackt kalt, — und dann geht die Reise zum Teufel!"

Er zog sich hierauf an, trug Wurst, Speck und Brod auf und setzte das Schnapsfläschchen auf den Tisch und sagte: „Das ist mein Letztes, das laßt uns erst verzehren, denn:

Alles verzehret vor seinem End',
Das ist das beste Testament! —

Das ist mein Symbolum, und dann ist aller Streit unter den Erben gehoben. Laßt uns diesen Schnaps erst ausſaufen, daß nicht der Tropfen im Glase bleibt, und dann wollen wir fort; seyd Ihr's zufrieden?" „Warum nicht?" — erwiederten die Teufel, „was ist das aber unter so viele, so eine Kinderflasche? — mehr Schnaps her!" — „Das ist mein letzter," sagte Peter, „und betrunken mag ich denn doch den Weg in die Hölle nicht antreten. Was versprochen und verabredet worden, gilt, seyd Ihr's noch zufrieden, — so gebt mir Eure Tatzen darauf." „Topp! es gilt!" schrieen alle Teufel unisono, und reichten Petern die Fänge dar. Peter drückte jedem die Pfoten, daß sie alle vor Schmerz mit den Pferdefüßen stampften, und der Akkord war gemacht. Was der Teufel verspricht, muß er halten, wenn er die Pfote darauf gegeben hat; es wurde also gefrühstückt und die Schnapsflasche ging Reihe um, aber war und blieb voll. „Ihr trinkt nicht, lieben Teufelchen," sagte Peter, „macht, daß es leer wird, das Kinderfläschchen, denn ich möchte

gern fort;" die Teufel tranken unaufhörlich, tranken, daß ihnen die feurigen Augen vor den Köpfen lagen, und dennoch wurde des Schnapſes nicht weniger. „Trinkt doch, Ihr dummen Teufel, ich möchte gern noch vor Tage fort!" — Den Teufeln war bereits der viele Schnaps in die Köpfe geſtiegen, ſie ſchämten ſich, daß ſie ſo wenig Schnaps nicht bezwingen konnten, und waren ſchon ſo betäubt, daß ſie nicht merkten, daß ſich das Fläſchchen, ſo viel auch getrunken wurde, immer wieder fülle. — „Trinkt in Beelzebub's Namen!" rief Asmodi, „daß der Bettel alle wird und wir den Schmied abführen können," und nun ging das Saufen erſt recht los, ſo, daß kein Teufel mehr ein Wort ſprechen konnte. Einer nach dem andern ſank jetzt beſoffen von der Bank und fiel wie todt darnieder; ſie waren alle ſo beſoffen, daß ſie ſich nicht mehr regen konnten. „Wart't, ich will Euch nun die geſegnete Mahlzeit geben," ſprach Peter, und rief ſeinen Geſellen zu: „Auf Ihr Geſellen, die Teufel ſind da! kommt gleich herbei und bringt Hämmer und Zangen, bringt Ketten und eiſerne Stangen, bringt auch die Pferdebrämſen herbei!"

Die rußigen Geſellen kamen eilig herbei, betrachteten lachend die ſchwarze gehörnte und beklauete Geſellſchaft, und nun wurden den Teufeln mit eiſernen Stangen die Rachen aufgebrochen und von neuem Schnaps in die Gurgeln gegoſſen. Hierauf ſchmiedeten die Geſellen ihnen die langen Kuhſchwänze zuſammen, befeſtigten ſie ſämmtlich mit den Hörnern und Pferde-

füßen durch ſtarke Ketten an einander, verlötheten alles wohl und ſchlugen endlich um die zuſammengelegten Teufel eine doppelte Hemmkette, reitelten das Bündel Teufel mit Reitelſtöcken zuſammen und zogen es nun mit eiſernen Haken in die Schmiede hinab; jeder der Geſellen nahm einen Boßegel in die Hand, und nun ſchlugen ſie ſo gewaltig auf das zuſammengereitelte Teufelbündel los, daß keiner der Teufel einen ganzen Knochen behielt. Die Teufel brüllten fürchterlich, und baten um Barmherzigkeit; allein dazu hatten die Schmiedeknechte keine Ohren, und beluſtigten ſich nur um deſto mehr an dem ſcheußlichen Gebrülle. Nachdem ſich die Schmiedegeſellen nun ganz außer Athem gearbeitet hatten, machten ſie noch zwölf glühende Keile, und ſteckten jedem der Teufel einen in den Hals, und ſchleiften endlich das ganze Teufelsbündel mit eiſernen Haken aus der Schmiede fort auf einen nahen Hügel und ließen es da liegen. Hier lagen die Teufel ſo lange, bis ſie den Rauſch ausgeſchlafen hatten, wälzten ſich dann vor Schmerz brüllend fort und kamen endlich ganz zerſchlagen zur Hölle zurück.

Der Oberſte der Teufel fluchte, ſchalt ſie dumme Teufel und prügelte ſie oben drein. Drei Tage lang feilten zwei Teufel, ehe ſie ihre Kameraden von den Ketten befreien konnten, und Alles in der Hölle zitterte nun vor dem Jüterbogk'ſchen Schmied.

Ein und neunzigste Nacht.

(Schluß der vorigen Sage.)

Der alte Peter Poltermann lebte nun ruhig und ſicher vor den Teufeln; aber ſein Alter und die damit verknüpften körperlichen Beſchwerden machten ihm das ewige Einerlei der Zeit widrig, und wenn er zurückdachte, wen er ſchon verloren hatte, wenn er an den treuen Hund Raps I., der den Märtyrertod ſtarb, wenn er an die alte Ziege, die ihn nährte, wenn er eingeſperrt war, wenn er an den Pater, der ihm Unterricht und Lebensweisheit ertheilt hatte, dachte, wenn er an den alten Leinweber, der täglich für ihn betete, wenn er an den treuen Hund Raps II., der mit an Kaiſer Friedrich's Hof gezogen war und ſich da verloren hatte, wenn er an Frau Wecken, ſeine Mutter, die ihm manche Schläge abgewendet hatte, dachte, und wenn er ſich endlich an Maria, ſein redliches Weib, und den kleinen muntern Weißkopf erinnerte, dann traten ihm die Thränen in die Augen, und er ſehnte ſich auch hinüber, wo ſein edles Weib und ſein kleiner Liebling waren, wünſchte ſich auch nun Ruhe im Grabe nach den Beſchwerlichkeiten des Lebens, und dann ſprang er unmuthig auf und rief: „Wie flüchtig und nichtig iſt doch Alles in der Welt!“ —

Da ſich dieſe wehmüthigen Betrachtungen jetzt

öfter bei ihm einstellten, so entfuhr ihm nun auch einmal während dieser Traurigkeit der Wunsch, daß der Tod kommen und ihn von allen Leiden auf immer befreien möchte.

Er kam hierauf, der Tod, des Schlafes Bruder, damals noch ein schöner, lieblicher Jüngling mit Rosenwangen und der Fackel in der Hand; er kam und sprach zu Petern: „Du hast mich verlangt, ich komme, Dich hinüber zu führen in's bessere Land, wo alle Leiden auf immer schweigen."

Der Tod ist zu Zeiten und in gewisser Entfernung nicht so schrecklich, als wenn er anpocht und in der Nähe ist. Peter hatte sich in einer Reihe von Jahren an so vieles gewöhnt, so vieles war ihm theuer, so manche Kleinigkeit unentbehrlich geworden, daß er jetzt erst gewahr wurde, daß man sich nicht so leicht von Gegenständen trennen kann, die man eine Reihe Jahre hindurch genutzt, gebraucht und sich an sie gewöhnt hat, und die endlich gleichsam zu uns zu gehören scheinen, als man im Unmuth denkt.

Er besann sich bald eines Bessern, und suchte nun den Tod, wie vorher die Teufel, zu überlisten. „Sey mir erwünscht, geliebter Tod!" sprach Peter, „gern geh' ich mit Dir, Du Friedensengel, Du Befreier von allen Leiden! Ich will mich gleich zum Sterben zubereiten, aber vorher möchte ich mich noch gern laben, zum letzten Mal erquicken, und dann auf immer scheiden von dieser argen Welt! — Siehe dort in meinem

Garten den Birnbaum, der trägt Dir recht saftige, herrliche Birnen, vorzüglich im Wipfel sind sie so gelb und roth, daß einem das Maul wässert. Hole mir noch ein Paar Birnen aus dem Wipfel des Baumes, denn Du hast Kraft und Stärke, und ich bin alt und stumpf und kann den Baum nicht ersteigen, — und dann wollen wir zusammen gehen!" — „Herzlich gern," entgegnete der Tod, legte seine Fackel unter den Birnbaum nieder und bestieg denselben, um Petern die gewünschten Birnen zu holen, und Peter ging mit den Worten: „Bleib oben!" — nach seiner Schmiede zurück, und bekümmerte sich nicht weiter um seinen Gast.

Der Tod wollte nun von dem Baume herabsteigen, aber das war ihm nicht möglich, er war wie mit Ketten an selbigen geschlossen, hundert Versuche wurden gemacht, herunter zu kommen, doch keiner gelang. Er mußte sich also in sein Schicksal ergeben und auf dem Birnbaum bivouaquiren. Hunger und Durst peinigten ihn, er fraß alle Birnen ab, und nachdem keine einzige mehr am Baume war, traten die Fasten bei ihm ein. Vier Wochen schon hatte er den peinlichsten Hunger gelitten, hatte sich Fleisch und Sehnen von den Beinen abgenagt, und fing nun an — (nachdem schon Haut, Fleisch und Sehnen von den Beinen und Armen abgenagt und seine eigenen Eingeweide von ihm selbst verzehrt worden waren,) — seinen eigenen Magen zu fressen. — Er lamentirte und bat den Schmied um Barmherzigkeit; Peter aber lachte laut auf, und grinzte

ihn höhnend an: „Barmherzigkeit, Dir? der noch nie Barmherzigkeit gezeigt hat? der die blühende Jungfrau wie die Matrone, die Tugend wie das Laster holt? den das Wimmern der Unschuld nicht jammert? den die ihre Hände ringende und verzweifelnde Mutter nicht rührt? der ihr gefühllos den blühenden Knaben, der die kleinen Händchen bittend entgegen hält — schlachtet? der mir meine Maria, der mir mein Weißköpfchen geholt hat? — Du? — bleib bis an den jüngsten Tag auf diesem Zacken sitzen, Wintersfrost und Hundstagsgluth sollen Dir die Knochen schon mürbe machen; klag' Dich satt und friß Dich selbst auf, mir gleich viel!" —

Von dieser Zeit an wurde der Tod von denen, die ihn sahen, als ein Knochengerippe geschildert und gemalt, da er vorher als ein schöner, lockiger Jüngling geblühet hatte.

Der Tod war nun auf den Birnbaum gebannt, und konnte nicht herab; darob freueten sich Anfangs gar Viele, allein ein Unglück entstand dadurch in der Welt, das gräßlicher war, als der Tod selbst! — Niemand starb; die Geistlichkeit kam um die Sterbegebühren, die Aerzte mußten Hunger leiden, die Tischler machten keine Särge mehr und die Todtengräber verlangten ihren Abschied. Die Menschen vermehrten sich ungeheuer, Länder, Städte und Dörfer wurden übervölkert, und Niemand konnte sterben. Es gab keine Nahrung mehr für die Menschen und für das Vieh, denn der Fleischer

konnte das Lamm und den Ochsen nicht tödten, da der Tod fehlte und kein Geschöpf sterben konnte. Das Pflanzenreich war mit Myriaden Insekten und Unrath überzogen, und die Pflanzen und Früchte waren daher nicht genießbar; es gab Unruh, Krieg und Metzelei, und der Geschöpfe waren deshalb nicht weniger und vermehrten sich mit jedem Augenblicke; Mäuse, Ratten, Schlangen, Käfer, Schröter, Kröten, Raben, Vgel u. s. w. erschienen auf einmal in solcher Menge, daß damit alle Felder, Wiesen und Berge bedeckt waren. Die fleischfressenden Thiere brüllten vor Hunger, und standen unter den Heerden der Rinder, Lämmer und Schafe, und konnten doch nicht würgen, da kein Geschöpf sterben konnte. Die Luft verfinsterte sich von Myriaden Insekten, die kein Vogel verschlucken konnte, weil sie nicht sterben konnten. Die Menschen litten Mangel an Allem, da das Ungeziefer Früchte, Blätter, Gras und Blumen verunreinigte und abfraß, so, daß die Erde ein Stein- und Sandhügel wurde, auf dem sich Maulwürfe und Regenwürmer, Schröter, Molche, Unken, Eidexen, Raben, Schnacken, Scorpione, Schlangen, Kröten, Ottern und schreckliche, ungestaltete Gewürme krümmten und wälzten, die die ganze Oberfläche mit Unflath bedeckten und überzogen. Vergebens verschluckte der Haifisch den Delphin, vergebens der Hecht den Karpfen; lebendig gingen die verschluckten Geschöpfe wieder ab, und umsonst versuchte der Tiger seinen Zahn an dem Rinde, so wie der Geier seinen Schnabel an

der Taube; der Tod fehlte und die Erde war ihrem Untergange nahe! Mit jeder Minute wurde es traurigger und schrecklicher auf der Erde, denn der Tod war für die Welt — todt! —

Der Magiſtrat in Jüterbogk, dem dieſes Elend zu Herzen ging, zog in corpore zu Peter und bat ihn fußfällig, den Tod loszulaſſen. Peter verfügte ſich daher nach dem Birnbaume, accordirte mit dem Tode und das Gerippe ging jede Bedingung ein, die ihm der Jüterbogk'ſche Schmied machte. Der Contract wurde alſo abgeſchloſſen und der Tod erhielt ſeine Freiheit wieder. Er machte, daß er aus der Nähe des böſen Schmieds kam, denn ſein bloßer Name erſchreckte ihn ſo, daß er zitterte und bebte. Er floh wüthend durch die Gegend, bot Feuer, Flammen, Nebel, Dampf und Finſterniß, er bot Waſſer, Erdbeben, Fieber, Peſtilenz und alle Krankheiten zur Rache auf, und nun ging eine Metzelei unter den lebendigen Geſchöpfen los, für die die Sprache keine Worte und der Pinſel keine Farben hat. Heißhungrig wüthete und ra,'te der Tod unter den Geſchöpfen, und Leichen häuften ſich jetzt auf Leichen. Erdbeben vernichteten ganze Gegenden, Menſchen und Vieh wurden unter Trümmern begraben, und Ueberſchwemmungen verheerten Dörfer und Städte mit ihren Bewohnern, — hier füllten Waſſerfluthen ganze Thäler aus, dort war ſchrecklicher Waſſermangel, hier wütheten Fieber, Pocken, hitzige Krankheiten, vor Hungersnoth und das fürchterlichſte Elend. Kriege

brachen aus und Bellona ſchlachtete Millionen Menſchen. Viehſeuchen rafften das Vieh weg, Feuer fiel vom Himmel und verzehrte Menſchen und Thiere. In tauſendfachen Geſtalten wüthete der Tod, und die Welt war ihrem Untergange nahe! — — Doch das Elend ſollte noch einen höhern Grad erreichen, der Jammer ſollte noch größer, ſollte unbeſchreiblich und gränzenlos werden, — und der Tod ließ nun die ſchrecklichſte aller Peſten los, die, ſeitdem die Erde ſich in ihren Angeln dreht, am verheerendſten gewüthet hat. — Sie kam; — mit gebrochenen Augen und Schaum vor dem Rachen ſtürzte ſie lechzend daher, dieſe ſchreckliche Peſtilenz! — wüthend fiel ſie über das menſchliche Geſchlecht her, und zu Tauſenden raffte ſie ſtündlich Menſchen weg und Millionen verſchlang das Grab in ihrem Zorne *). Drei Jahre lang dauerte ihre Wuth, und endlich bot Gott Frieden, und die entvölkerte Welt genoß wieder Ruhe und erholte ſich von ihrem Schrecken.

Der Tod ſann auf Rache an dem Jüterbogk'ſchen Schmied; aber ſelbſt trauete er ſich nicht wieder an ihn, er hetzte daher Beelzebub, den Oberſten der Teufel, auf, rühmte ſeine Klugheit und Verſchlagenheit, und ſeine Macht und Stärke, und bewegte ihn endlich, den Jüterbogk'ſchen Schmied in die Hölle zu transpor-

*) Dieſe Peſt kam in den Jahren 1318 bis 1350 über die Erde, und iſt unter dem Namen: der ſchwarze Tod bekannt.

tiren. Beelzebub verſprach, den alten Poltermann zu holen, und machte ſich den andern Tag auf nach Jüterbogk.

Peter ſtand eben am Fenſter, als er den Satan daher auf ſein Haus zukommen ſah, und rief hinaus in die Schmiede: „Bringt gleich den großen ledernen Kohlenſack, Ihr Geſellen, der Satan kommt!“ — Die Geſellen brachten augenblicklich den großen, ledernen Sack, und nur einer blieb in der Schmiede. „Haltet,“ ſprach Peter, „haltet den Sack feſt vor's Schlüſſelloch, und was hinein fällt, laßt nicht wieder heraus!“ — Der Teufel kam, frug in der Schmiede: „Iſt der alte Poltermann zu Hauſe?“ „Geht nur hinein,“ antwortete der Geſelle, „er iſt drin, und wird Euch wohl empfangen.“ Der Teufel trat hierauf zur Thür und pochte an. Peter rief: „Herein!“ und der Satanas flog durch's Schlüſſelloch in den Sack; die Pferdefüße ragten zwar noch aus dem Sacke hervor, aber dieſe wurden ſchnell in denſelben hineingeſtopft und der Sack feſt zugebunden. Hierauf ging es auf den Ambos mit dem Teufel, dem ſchon alle Knochen durch die Fahrt durch's Schlüſſelloch ſo lang und dünn wie Drath gezogen waren, ſo, daß er ſich kaum rühren konnte.

„Nun ſchlagt zu, Ihr Geſellen!“ — ſprach Peter, „das iſt der Alte, der muß genug kriegen!“ — und die Schmiedegeſellen ergriffen die Boßegel und ſchlugen ſo unbarmherzig auf den Satanas los, daß die großen Hämmer und der Ambos davon heiß wur-

den, und 24 Stunden lang wurde Satanas gehämmert. Nun nahm Peter den Sack, trug ihn auf die Anhöhe und ließ ihn liegen. „Das war zu derb und zu viel!“ ſagte Meiſter Urian, „das iſt ein Teufelskerl! dem komm' ich nicht wieder!“ — In dem Sacke lag er noch vier Wochen, der Satanas, bis Regen und Sonnengluth dieſes enge Kämmerlein ſo mürbe gefreſſen und die Mäuſe es ſo zernagt hatten, daß es endlich dem Gliederzerſchlagenen möglich wurde, daraus zu entwiſchen. Er eilte, daß er in die Hölle kam, nahm Cremor tartari ein und legte ſich beſchämt zu Bette. In der Hölle munkelte es hier und da, daß Meiſter Urian eine tüchtige Tracht Schläge von dem Jüterbogk'ſchen Schmied erhalten habe; genau hinter die Wahrheit konnte aber kein Teufel kommen.

Nun hatte Peter Ruhe und lebte noch 30 Jahre lang ungeſtört fort. „Sagt mir nur, Meiſter,“ ſprach einſtmals ſein Altgeſelle, der 90 Jahre bei ihm gearbeitet hatte, „ſagt mir nur, wie es zugeht, daß Ihr nie krank werdet, und weder Tod noch Teufel Euch etwas anhaben können?“ Peter ſprach:

„Ich fürchte Gott, halte ſeine Gebote, lebe nüchtern und einfach, begehre nichts Unrechtes, bekümmere mich um das Thun und Handeln Anderer nicht, und thue andern Leuten, was ich wünſche, das ſie mir thun möchten!

Das ist die Summa aller Lehren, das hat mich geschützt und alt erhalten; mein Symbolum heißt:

Auf Gott vertrau',
Arbeite brav, und leb' genau!"

Peter's Flasche mit dem Schnapse hatte aber auch einigen Antheil an seinem langen Leben, denn in derselben war die wahre Panacée, das schönste Lebenselixir und das ächte Laudanum enthalten; wer täglich drei Mal davon trank, dem hatte der Tod nichts an und keine Krankheit konnte an ihm haften, darum verschonte ihn immer die Pest, und der kleine Weißkopf lebte noch, wenn er ihm von diesem Lebenselixir gegeben hätte; Peter kannte aber dessen herrliche Eigenschaften nicht, hielt es dem Kinde für schädlich, trug aber das Fläschchen den ganzen Tag im Busen, und trank wohl zwanzig Mal des Tages ein Schlückchen davon, und das erhielt ihn munter und gesund.

Peter war nun endlich doch seines Lebens satt und überdrüssig, und da ihm alle seine Verwandten gänzlich abgestorben waren, und ihn der Tod nicht holen wollte, so schenkte er den Armen in Jüterbogk sein Geld, dem Kloster sein Feld, der Stadt seine Wiesen und seinen Gesellen die Schmiede mit dem Garten, den Ställen und Scheuern, Vieh und allem Zubehör, zog seinen Sonntagsstaat an, nahm seine Flasche in den Busen und marschirte damit nach dem Himmel zu. —

Er kam glücklich auf dem einsamen Wege, der zum Himmel führt, wenig begangen und ganz beraset war, bei der Himmelspforte an, und wartete, bis aufgethan würde; allein da keine Passagiere ankommen wollten, so pochte er endlich an dem Himmelsthore bescheiden an. Jetzt öffnete sich das Thor, und das Männchen mit dem blauen Röckchen guckte zwischen Thor und Pfosten mit dem weißen Köpfchen hervor. Peter sprach: „Ich bin's!" — — „Das seh' ich!" erwiederte das Männchen (das Niemand anders als der heilige Petrus war), — „aber geh' nur Deiner Wege, Du kommst nicht herein, Du hast bei allen Deinen Wünschen den besten, die Seligkeit, vergessen!" und schwapp! flog das Himmelsthor Petern vor der Nase wieder zu.

Peter be'ann sich nicht lange, dachte: „Hier ist nichts zu machen, Du mußt weiter gehen," und so nahm er seinen Weg nach der Hölle, der leicht zu finden und gut gebahnt war, und hier fand er Gesellschaft genug. Es war ein Gedränge von Vornehmen und Geringen, die alle nach der Hölle wanderten, daß kein Apfel zur Erde fallen konnte, und so kam er in Gesellschaft und Gespräch eines fetten Domherrn bald und ohne viele Langeweile zu haben vor der Hölle an. An dem großen eisernen Thore derselben stand eine Schildwache von zwei Teufeln in rother Montur, mit großen Bärenmützen; der eine von diesen Teufelsgrenadieren war einer von den zwölf Teufeln, die Peter bei ihrem

Besuche so barbarisch hatte abklopfen lassen, und dieser war Petern unter der Menge, die nach der Hölle strömte, gewahr geworden. Erschrocken lief dieser arme Teufel in die Hölle, machte Lärm, tobte und schrie: „Der Jüterbogk'sche Schmied kommt! der Jüterbogk'sche Schmied kommt! Macht geschwind die Thore zu!" — Bestürzt lief Alles in der Hölle wider einander, die Teufel waren wie betäubt und schlugen endlich voll Angst das große eiserne Thor zu; aber unglücklicher Weise war der Riegel abhanden gekommen, und da man sich nicht anders zu retten wußte, so nahm man in der Eil einen Teufel, der eine entsetzlich lange Nase hatte, und steckte dessen Nase statt des Riegels vor das große eiserne Thor.

Peter konnte nun weder in den Himmel noch in die Hölle, und auf die Erde schämte er sich zurück zu kehren; er entschloß sich also kurz bis auf bessere Zeiten, seinen Platz zwischen Himmel und Hölle zu nehmen. Hier baute er sich eine Bretterbude auf und legte einen Schnapsschank an, und der Handel ging gut; wer in den Himmel wollte, trank da erst ein Schnäpschen, und die Höllenbrände, die nach der Hölle wanderten, holten sich vorher da noch einen Haarbeutel.

Hier hatte er nun wieder 100 Jahre gesessen, als er diese Lebensart auch satt kriegte, und er betete nun stündlich und inbrünstig zu Gott, ihn in das Himmelreich aufzunehmen, und Gott war ihm gnädig. Eines

Abends erschien Petrus in seinem himmelblauen Röckchen, redete ihn freundlich an und sprach:

„Dein Gebet ist erhöret! Geh' zurück auf die Erde und wandere nach Thüringen; daselbst liegt ein Berg, der wird der Kyffhäuser genannt, da sollst Du einstweilen aufgenommen werden, bis Deine Sünden abgebüßt sind. Kaiser Friedrich ist nicht todt, wie Du wähntest; nein — aus Verdruß hat er sich mit seiner Hofstatt in jenen Berg gebannt, und muß nun zur Strafe so lange daselbst harren und hausen, bis die Raben und Dohlen nicht mehr um den Scheitel des Berges flattern. Geh' dahin; am Fuße des alten Thurms ist eine verborgene Thür, diese soll Dir sichtbar werden, poche an — und sie wird Dir aufgethan werden. — Beschlag' dem Kaiser seine Pferde, und wenn erfüllt ist, was ich gesagt habe, und die Raben flattern nicht mehr um den Gipfel des Berges, dann sollst Du mit dem Kaiser und seinen Leuten im Himmelssaale aufgenommen werden, dixi!"

Peter war hocherfreut, als er hörte, daß Kaiser Friedrich noch lebe, that, was ihm befohlen war, kam in Tilleda an, ging auf den Berg und fand die verborgene Thür. Hier pochte er an, der Berg that sich auf und das Erste, was ihm Erfreuliches im Innern des Berges begegnete, war, daß sein treuer Hund Raps, der den Umello bezwang, freudig an ihm empor sprang, und durch Bellen und Schmunzeln seine große Freude

zu erkennen gab. Der Kaiser Friedrich freute sich sehr, als er Petern wieder sah, und sagte, daß er sehr gealtert habe, und frug ihn dann, ob die Raben noch immer um den Berg flatterten; — und als das Peter bejahte, seufzte der Kaiser tief auf; der Berg schloß sich wieder zu, und Niemand, bis auf die Schatzgräber, hat Petern wieder gesehen. —

Zwei und neunzigste Nacht.

Die alte Sage von dem Schmied zu Jüterbogk hatte Alle sehr angesprochen, die Reihe zu erzählen war diesen Abend an dem Obersten, und er trug das nachfolgende schöne Mährchen vor, welches er vor längerer Zeit in der Sammlung des Grafen Mailäth gelesen hatte.

Das Schwert Juniga.

Eine der entzückendsten Gegenden in Ungarn ist das Granthal, so geheißen vom Fluß Gran, der von Norden herabströmend durch die geringeren Abdachungen des karpatischen Gebirges der Donau zueilt, und unfern der Stadt Gran von diesem Stromkönig aufgenommen wird.

Die Gegend bietet einen überaus freundlichen An-

blick dar, die Berge, nicht hinreichend groß, um ernst zu seyn, erheben sich doch bedeutend genug, um den ganzen Flußweg, als von der übrigen Welt abgeschlossen, darzustellen; auch ist das ganze Thal so geräumig, daß es im Beschauen nicht den Begriff von Beschränkung der Kraft erweckt, ein jeder magyarischen Brust unausstehliches Gefühl. Die Berggruppen sind mannigfaltig, die Wälder grünen lustig drauf, in der Tiefe blühen die Wiesen üppig, reiche Kornfelder wogen, und der klare Fluß wälzt sich in mancherlei Krümmungen freudiglich; die alte Burg Revistye schaut ernst und nachdenklich die Stromlänge auf und nieder, der alten Zeiten mahnend. Kurz, alles ist hier vereint, was durch seinen Anblick ein vaterländisch Herz zu erfreuen vermag.

Nun liegt die alte Burg in Trümmern, und der Friede hat den beglückenden Himmelsmantel seit mehr als sieben Menschenaltern über diese Gegend ausgespannt Aber anders war es zu jener Zeit, als Ungarn von des Morgenlandes blutgierigen Wölfen bedrängt, dem edlen Roß seiner Haiden gleich, mit ersterbender Kraft, aber unbesiegtem Muthe widerstand.

In jener Zeit also saß im Licht der eben sinkenden Sonne ein alter Krieger und noch zwei jüngere Männer mit ihm, am Thor der alten Burg Revistye. Der Alte und der Jüngern einer waren Häuptlinge der Schloßbesatzung, der Dritte war ein deutscher Bergknappe aus Schemnitz, wie es denn dort zu jeder Zeit

Fremde gab, die den edlen Bergbau zu erlernen strebten. „Ob Euer Herr wohl heute gewiß zurückkehrt?“ begann der Bergknappe. „Als der Oberstkammergraf mich absendete an ihn, trug er mir Eile auf, und morgen früh erwartet er mich mit der Antwort.“ „Fürchtest Du Dich des Nachts zu reiten?“ warf der Andere hin. „Das nun wohl nicht,“ entgegnete der Bote mit einiger Empfindlichkeit, „aber ich wünschte in meinem Dienst pünktlich zu seyn.“ „Es ist mondhell,“ sprach beschwichtigend der Alte, „der Weg nicht lang, Du bist mit dem ersten Morgenstrahl dort, auch wenn Du noch das Abendbrod mit uns verzehrst; der Herr kommt gewiß, denn als er uns verließ, versprach er in drei Tagen wieder zurück zu seyn, und er hält Wort. Sieh Dich indessen um bei uns, Du scheinst erst kurz im heil'gen Ungarland zu seyn, so präge Dir's denn lebhaft ein, was sich Dir darbietet. Was Du jetzt und in der Burg siehst, wird Dir wohl eine freundliche Erinnerung bleiben für Dein Leben.“ Der Bergknappe folgte dem Rath, er ließ sein Auge umherschweifen in der reizvollen Gegend, und seine beiden Gesellen, die Anfangs nur seinen Blicken gefolgt waren, überließen sich endlich auch den Betrachtungen, die von dem, was sie erblickten, erweckt wurden. Schweigend und ernst sahen sie lange den Krümmungen des Flusses nach, und so gewaltig ist der Zauber dieser Gegend, daß selbst dem Alten, der sie oft und seit seiner Kindheit geschaut, die Brust weicher gestimmt

wurde; der Jüngere aber rief in freudiger Begeisterung aus: „Ich bin viel herum gekommen in meinem Vaterland, aber nirgend hat es mir so wohl gefallen, und gern möchte ich hier sterben, denn es muß sich in dieser schönen Erde recht gut ruhen lassen.“ Der Alte entgegnete: „Ihr hättet besser gethan, zu sagen, auf der Erde, denn ein Krieger kann eben nicht auf Begräbniß rechnen, er muß Gott danken, wenn er auf dem Boden seiner Heimath und für eine schöne Sache stirbt. Nun, und für eine schöne Sache kämpfen wir immer, sey es nun das Vaterland oder unsere Frau.“ — „Sagt mir nur,“ begann der Bote, „woher ist sie denn? und warum soll ihretwegen gestritten werden?“ — „Das muß ich erzählen,“ sprach der Junge, „der Alte hat zu wenig Feuer dazu.“ „Nun, nun,“ sagte der Alte, „weil Du lesen und schreiben kannst, mährchenreich bist und Lieder machst, die nicht übel klingen, mußt Du eben nicht meinen, Du wüßtest alles besser, denn wir, aber erzähle nur, ich höre gern Dir zu.“ Der Jüngere begann: „Unsere Frau ist die Schwester des Türken, der in Lewenz befiehlt. Der Ruf ihrer wunderbaren Schönheit verbreitete sich weit um, obschon sie kein Auge gesehen hatte, wie eine verborgene Rose sich durch ihren Duft kund giebt. Auch zu unserm Herrn drang das Gerücht, er achtete dessen eben nicht viel; giebt es doch bei uns der Schönen genug. Da ergab sich aber ein seltsamer Fall. Ein alter Diener dieses Schlosses war von Hassan gefangen,

vergebens bot der Herr Lösegeld für ihn. Der Türke ließ ihn nicht los, um Reviſtye zu kränken, weil er merkte, daß der Diener ihm werth war. Zelmira, ſo heißt Haſſan's Schweſter, unſere Frau, hörte dies von ihrem Bruder. Sie ließ ſich den Gefangenen von ihm ſchenken; denn er liebt ſie leidenſchaftlich und kann ihr nichts verſagen. — Nun ließ ſie ſich vom Alten die Thaten unſers Herrn erzählen; aber ſeltſam war's, — ſie wußte alles ſchon, ſie erzählte, er mußte es nur beſtätigen. Dann ſchenkte ſie ihm die Freiheit. Als unſer Herr dies alles aus des Alten Mund vernahm, ward ſein Herz gerührt; er ſann hin und her, wie er ſich ihr nähern könnte; endlich fand ſich ein Ausweg. Haſſan hatte viele hundert Arbeiter aufgeboten, um an den Feſtungswerken und Verſchanzungen zu Lewenz zu arbeiten. Unter dieſe miſchte ſich unſer Herr. Wie es ihm nun gelang, Zelmira zu ſehen, mit ihr zu ſprechen, ich weiß es nicht, denn der Herr äußert ſich nicht darüber; genug, ſie verſtanden ſich, und beſchloſſen Flucht. Ein Bauermädchen war unter den Arbeitern in der Veſte, und brachte Kunde, daß zwei der Unſern mit zwei ledigen Roſſen in der Nähe des Schloſſes verborgen halten ſollten. In tiefer Nacht kam der Herr und Zelmira, ſie in der Tracht einer gemeinen Bäuerin. Sie warfen ſich auf die Roſſe, flohen davon und hierher. Zwei Monden ſind es nun. Seither iſt ſie zum Chriſtenthum übergetreten, iſt getauft und unſerm Herrn angetraut. Ihr chriſtlicher Name iſt

Rosa, aber dem Herrn ist der alte Name Zelmira lieber, und so nennen wir sie denn auch jetzt noch Zelmira." — „Ist sie denn wirklich so schön, wie der Ruf sie pries?" begann der Bote. „Wahrlich, sie ist's," war die Antwort. „Schau hin, wie der Mond jetzt aufgeht über dem Walde. Er versilbert die Berggipfel, sein Strahl erfüllt das ganze Thal, der Fluß rauscht liebender in seinem Licht, und selbst das alte Gemäuer unserer Burg verjüngt sich. So wechselt alles die Farben, oder wird im Innersten bewegt, wenn sie erscheint." „Und Hassan hat nichts Feindliches gegen die Burg unternommen?" unterbrach ihn der Bergknappe. „Noch nicht," erwiederte der Alte, „aber zweifle nicht, er wird sich gewiß rächen, und uns die schöne Frau entreißen wollen." „Wenn er nur bald käme!" rief der junge Häuptling, „am schönsten ficht sich's doch zum Schutz einer schönen, jungen Frau." „Was den Schutz anbelangt," sprach der Aelteste, „da verlaßt Euch nur auf unsers Herrn Schwert, „Zuniga" geheißen, mit dem siegt er gewiß." „O! erzähle von dem Schwert!" rief der Junge." „Von dem ist freilich viel zu erzählen," gab der Alte zurück, „aber davon ein ander Mal, denn mir däucht, der Herr kommt. Hört Ihr keinen Sang aus der Tiefe?"

Sie horchten alle hin, und leise, dann immer vernehmlicher drangen die Töne zu ihnen herauf. Es ist das Lieblingslied unsers Herrn, was da unten ge-

ſungen wird; hört nur!“ Sie waren ſtill, und deutlich vernahmen ſie das ganze Lied.

Ungarns Wappen.

Auf hohen Bergen ſtrahlet eine Krone,
Sie leuchtet weit, ein ſonnenhelles Licht,
Sie prangt achthundert Jahr auf dieſem Throne,
Um den der Sieg ſtets neue Lorbeern flicht.
Hin fliegt ihr Ruhm durch jene ferne Zone,
Er weichet dem der andern Kronen nicht;
Denn war die Welt im wilden Streit entzunden,
War ſie mit neuer Glorie nur umwunden.

Der Sturm erhebt ſein brauſendes Gefieder,
Er rauſcht heran mit ungeſtümer Macht,
Es zuckt der Blitz und Schloßen fallen nieder,
Verderben droht der Wolken finſtre Nacht.
Umſonſt! ſie ſteh'n der Berge Rieſenglieder
Machtlos verweht, was wild zum Streit erwacht,
Und aus der Berge ſtillen Thalesgründen
Wird nie das Glück, die Ruhe nie verſchwinden.

Denn Kron' und Berge ſchützt ein heilig Zeichen,
Das Heiligſte, das Menſchenzunge nennt.
Ihr Ströme eilt, und fragt in allen Reichen,
Ob wer ein edler Volk, als wir ſind, kennt?
Ob wo ein Fürſt dem unſern zu vergleichen?
Ob tiefer wo das Kreuz im Herzen brennt?
Noch tauſend Jahr wird Berg und Kreuz und Krone
Vereint beſteh'n dem neid'ſchen Feind zum Hohne.

Näher und näher waren die Laute gedrungen; ſchon ſprengte der Herr von Reviſitye von dreien beglei-

tet in die Burg, als Zelmira aus ihren Gemächern heraus die Treppe hinab in freudiger Hast ihm entgegen flog. Gerade am Thor trafen sie sich. Revistye sprang vom Sattel, sie schloß ihn fest und innig in ihre Arme. Es hatte ihr schwer gebangt um den lang Ausbleibenden. Als sich nach und nach die Burgleute sammelten (denn alle liebten ihren Herrn, und drängten sich heran, um ihn zu sehen), trat sie verschämt zurück. Er begrüßte sie alle freundlich, der alte Häuptling aber führte ihm den Bergknappen vor; während nun Revistye den Brief des Kammergrafen las, Zelmira's Auge aber auf ihrem Gemahl ruhte, hatte der Bergknappe Zeit genug, ihre Schönheiten zu bewundern; er mußte sich gestehen, daß die Natur nichts vergessen habe, um sie zur reizendsten Frau der Welt zu bilden.

„Ich habe dem Oberkammergrafen bereits von Neusol Auskunft gegeben über alles, was er zu wissen begehrt; es thut nicht Noth, daß Ihr uns jetzt verlaßt, auch wär' es ungastlich von mir, entließe ich Euch des Nachts, und unfreundlich von Euch, wolltet Ihr den Schlaf in meinen Mauern, unter meinem Dach verweigern! Morgen früh mögt Ihr heim ziehen!" so Revistye. „Einige Worte sprach er noch zum alten Häuptling, und ging dann mit Zelmira in ihre Gemächer.

„Nun, Kinder," begann der Alte, „so wollen wir heute fröhlich seyn, und Du," so sprach er zum

Bergknappen gewendet, „zeige, ob es wahr ist, daß die Deutschen des Trunkes gar so mächtig sind, als man redet.“ Fässer wurden aus den Kellern herauf geschafft, lustige Feuer brannten rund umher, an denen das Nachtessen in reicher Fülle zubereitet ward, die Jüngern ergötzten sich im Tanz, die ernsten Weisen vaterländischer Lieder erhoben sich in die Luft, indeß andere theilweis in Felsen oder auch im Gras gelagert den Kündern früherer türkischer Kämpfe und magyarischer Tapferkeit, oder den wunderbaren Mährchen der Vorwelt horchten. Der goldene Sternenwagen begann schon zu verbleichen, im Osten begann es schon zu dämmern, als der vielseitige Jubel, der nach und nach schwächer geworden, endlich ganz verstummte, und, wie bei jeder Herrlichkeit des Lebens, nur die Asche der abgebrannten Lustfeuer dem betrachtenden Wanderer verkündete, daß Menschen hier in Freude vereint gewesen.

Es war heller Morgen, als Revistye im Erker seines Schlosses stehend vom Bergknappen Abschied nahm. „Und saget dem Burggrafen,“ so waren seine Schlußworte, „daß er mir und Zelmiren außerordentliche Freude gewähren würde, wenn es ihm gefällig wäre, uns einen dieser Tage mit seiner Gegenwart zu beehren. Uebrigens werdet Ihr, mein junger Freund! eine kleine Gabe, die ich Euch biete, nicht verschmähen. In unserer bewegten Zeit ist die Waffe dem Manne unentbehrlich!“ Mit diesen Worten bot ihm Revistye

zwei türkiſche mit Silber eingelegte Piſtolen, von ſeltner Arbeit. „Sie waren eines tapfern Mannes Wehre, der gefürchtete Achmed Aga bediente ſich ihrer, bevor er meinem Schwert erlag; die letzte Kugel, die er abſendete, galt noch mir, ſie ſtreifte aber nur, indeß ihn meine Klinge traf.“ Der Bergknappe verbeugte ſich dankend und Abſchied nehmend, als der jüngere Rottenführer eintrat, und dem Herrn die Ankunft eines türkiſchen Boten anzeigte. „Verweilt nun einen Augenblick.“ ſprach Reviſtye, „vielleicht iſt es dem Kammergrafen nicht unlieb, zu erfahren, was mir der Türke will.“ Die Thüre ging auf und eine ſtämmige Geſtalt trat ein.

An den breiten Schultern, dem kurzen Hals, dem ſchwarzen glänzenden Bart, den tief gefurchten Zügen erkannten alle ſogleich Moktar, einen der türkiſchen Unterbefehlshaber zu Lewenz. Er trat trotzig vor Reviſtye hin. „Mein Herr! Haſſan, Befehlshaber zu Lewenz, ſendet mich zu Dir, dem ungläubigen Reviſtye. Du haſt ihm hinterliſtig ſeine Schweſter geſtohlen. Er hat beſchloſſen, Dich zu ſtrafen, zu ſtrafen mit eigener Hand. Er läßt ſich herab, in offenem Zweikampf mit Dir zu fechten, obgleich Du nicht beſſer biſt, als ein gemeiner Dieb; heut' über acht Tage ſteht er hier, um mit Dir zu ſtreiten. Zelmira iſt des Sieges Preis. Wie ein Mädchen auf den Tanz ſich freut, oder wie Widder begierig ſind, auf einander zu ſtoßen, ſo freut er ſich und iſt begierig auf den Kampf. Seine Klinge,

die oft schon ungläubiges Christenblut getrunken, soll sich auch mit dem Deinen färben." — Revistye's Wange glühte röther, sein Auge blitzte im Zorn auf, er besann sich aber und sprach ruhig: „Ich erwarte ihn heute über acht Tage; ist seine Klinge noch vom Christenblut roth, werd' ich mein Schwert Zuniga schwingen, es wird mich nicht verlassen, wie es meine Ahnen nie verließ. Dein Werk ist gethan, entferne Dich! Ihr aber," so sprach er zu dem Bergknappen, „sagt dem Kammergrafen, ich ließe ihn nun dringend bitten, noch diese Woche zu kommen, um des Zweikampfes Zeuge zu seyn." Moktar warf einen trotzigen, beinahe verächtlichen Blick auf Revistye, der Bergknappe drückte ihm freudig glühend die Hand, und die beiden Boten schritten neben einander ernst und schweigend die Treppe hinab.

Als sie in den Hofraum zu ihren Rossen gelangten, trat Zelmira eben aus der Kapelle. „Moktar!" rief sie aus, „lebt mein Bruder?" Der aber warf sich in den Sattel: „Heut' über acht Tage kämpft er mit Euerm Mann um Euch!" und sprengte zum Thor hinaus. „Euer Herr siegt gewiß," rief der Bergknappe, indeß er dem Türken nachflog; aber Zelmira hörte die tröstenden Worte nicht mehr, sie war schon hinauf geeilt zum Leben ihres Lebens. „Du kämpfst mit Hassan, meinem Bruder?" „Ich muß," entgegnete Revistye, „will ich nicht von Dir lassen, und kann ich das? Du siehst, der Zweikampf ist unaus-

weichlich.“ „O Gott!“ rief ſie, „und wenn Du fällſt? Mein Bruder iſt ein kampferprobter Mann.“ „O fürchte nichts,“ erwiederte er, „ich bin manchem Strauß geſtanden.“ „Wenn Du fällſt, ſterb' ich mit Dir, doch räch' ich früher Deinen Tod,“ ſo ſprach ſie in verzweifelnder Entſchloſſenheit. „Ich falle nicht,“ erwiederte Reviſtye; „das Schwert Zuniga ſchützt Dich und mich.“ — „Wo iſt das Schwert?“ rief Zelmira aus, „zeige mir's, und vertraue mir, worauf Du baueſt;“ und Reviſtye führte ſie in die Waffenkammer und vertraute ihr das Geheimniß dieſer Klinge.

Indeß ſtand Moktar vor Haſſan. Er hatte ſeinen Bericht erſtattet und entfernte ſich. Haſſan blieb allein mit Ibrahim, dem Renegaten. „Herr!“ begann dieſer, „Du biſt verloren, wenn Du mit Reviſtye kämpfſt, das Schwert Zuniga muß Dich tödten. Ich kenne dieſes Schwert, denn ich habe unter den Chriſten gelebt, bevor mich Mahomet erleuchtet.“ „Was iſt's mit jener Klinge?“ ſprach Haſſan, „mein Arm hat manchen Kampf beſtanden, warum ſollt' er jetzt minder kräftig ſeyn?“ Ibrahim entgegnete: „Vernimm, o Herr! die Geſchichte jenes Schwertes. Als der große Soliman nach der Schlacht von Mohacs Deutſchland bedrohte, ſammelten ſich chriſtliche Streiter aus allen Landen, um dem Mächtigen zu widerſtehen. Unter dieſen befand ſich auch ein Spanier, Alonzo de Zuniga geheißen. Dieſer ſchloß enge Freundſchaft mit einem magyariſchen Edlen, Andor Reviſtye, dem Ahnherrn

Deines Feindes. Als nun der Feldzug geendet war, und die ſpaniſchen Hülfsvölker durch Kaiſer Karl den Fünften abgerufen wurden, ſprach Zuniga zu Reviſtye: „Wir ſehen uns wohl nimmermehr im Leben, und wenn wir beide ſterben, gedenkt Niemand weiter unſerer Freundſchaft, und ſie iſt doch ſo feſt und wahr, wie irgend etwas auf der Welt; ſo gieb Du mir ein Andenken, das ſich forterbt von Kind zu Kind, nützlich Jedem; ich gebe Dir auch eins, mögen ſich unſere Geſchlechter dann auch nie begegnen, ſo bleibt das Andenken unſerer Freundſchaft dennoch aufrecht, und die ſpäteſten Enkel blicken in entſcheidenden Gelegenheiten dankbar auf uns zurück.“ Reviſtye zog hierauf einen Ring, den er immer auf der Bruſt getragen, unter ſeinem Kleide hervor und ſprach: „Dieſer Ring iſt der „Ring der Treue“ genannt; wer ihn trägt, iſt gewiß, daß ſein Lieb' ſich nie von ihm wendet, ihn lieben muß ſein ganzes Leben über. Nimm ihn hin, und von Kind zu Kind ruhe er auf eines Zuniga Bruſt.“ Zuniga aber holte einen mauriſchen Säbel herbei und reichte ihn ſeinem Freunde mit den Worten: „In den mauriſchen Kriegen ward dieſes Schwert von einem meiner Ahnen erſiegt; es liegt ein Spruch darauf: Wer dieſen Säbel ſchwingt, um ſein Liebſtes in der Welt zu ſchützen, oder zu rächen, iſt gewiß, daß ſein Gegner fällt. Von Kind zu Kind gehe der Eid, daß jeder Reviſtye ſich dieſes Schwertes bedienen will, wenn es das Heiligthum ſeines Herzens gilt.“ Andor ſprach: „So wahr

mir Gott helfe, ſo ſoll es geſchehen, und Zuniga ſoll die Klinge heißen für ewige Zeiten.“ Beide ſchloſſen ſich noch einmal in die Arme, und ritten dann aus einander, der Eine nach Oſten, der Andere nach Weſten. Die Reviſtye haben Wort gehalten, und mancher Feind iſt vor der Klinge Zuniga in den Staub geſunken; auch Dir wird es nicht beſſer gehen, Du fällſt gewiß.“ Unruhig ging Haſſan auf und ab. Die Luſt zum Leben rang mit dem Stolz. Hämiſch lächelnd ſprach Ibrahim weiter: „Dies Eine kann Dich tröſten, daß es möglich iſt, daß Du Reviſtye auch tödteſt; denn der Spruch ſagt nur, daß Reviſtye's Gegner fallen muß, nicht aber, daß jener, der die Klinge Zuniga ſchwingt, ſein eigenes Leben ſieghaft bewahre!“ — „Elender Spötter!“ zürnte Haſſan, „wenn Du keinen Schutz weißt gegen das Schwert Zuniga, was lähmſt Du meine Kraft, indem Du mir durch die Sage von des Schwertes Zauberkraft die Zuverſicht zu mir ſelbſt raubſt?“ Nach einer Weile begann Ibrahim: „Ein Mittel kann Dein Leben und Deine Ehre zugleich retten. Ich wage mich in's Schloß Reviſtye, ich vergifte ihn, den Du haſſeſt. Wenn Du zum Zweikampf erſcheinſt, iſt er todt, Du haſt alſo mit Niemand zu ſtreiten, und haſt Dich gleichwohl geſtellt.“ — „Es ſey,“ ſprach Haſſan, „aber eile!“ „Ich wage viel,“ ſprach nun Ibrahim, „giebſt Du mir zum Lohn die Hälfte ſeiner Schätze und Zelmira?“ „Ich gebe ſie Dir, doch eile!“ ſo ſprach Haſſan. Ibrahim kreuzte

die Hände über die Brust und entfernte sich. Hassan sah ihm lange nach. „Thor!“ dachte er, „glaubst Du, ich werde meinen Ruhm in Deinen Händen lassen? Mein Gold könnte ich Dir lassen, aber Zelmira? Du stirbst, ist Deine That gelungen!“

„Und Du hast es selbst gesehen, wie er das Gift genommen?“ „Ja, Herr! ich habe es gesehen,“ entgegnete der Renegat, „und wenn Du zur Zeit, die zum Zweikampf bestimmt ist, an den Mauern zu Revistye eintriffst, wirst Du seinem Leichenzug begegnen oder sein Begräbniß sehen. In der allgemeinen Verwirrung muß es Dir dann leicht werden, die Veste zu erstürmen und Deine Schwester heimzuführen.“ Mit stolzer Zuversicht dem Ausgang entgegen sehend, schwang sich Hassan auf sein Roß und ritt längs den Ufern der rauschenden Gran ihrem Lauf entgegen, sein Gefolge, eine kampfrüstige Schaar, ihm nach; der Gebirgsschnee in den höheren Karpathen war eben im Schmelzen, und die Wogen der Gran schäumten und waren getrübt. „Nun spiegelt sich die stolze Burg nicht in des Stromes Fluthen, bald trägt der Strom die gebrochenen Mauern mit sich fort,“ so dachte Hassan. „Die Thränen der Burgleute haben das Wasser getrübt,“ begann der Renegat, „die Nebel auf den Bergen sprechen die Trauer der Gegend aus, und so wird es bleiben, bis Du den immer leuchtenden Halbmond auf der ersiegten Veste aufgepflanzt.“ Unter solchen Gesprächen in der festen Ueberzeugung des Gelin-

gens ihres Unternehmens waren sie auf dem jenseitigen Ufer der Gran gegenüber von Revistye angelangt. An der Brücke stand ein kleines Häuflein magyarischer Reiter. „Wollen sich diese mit uns messen?“ fragte der Bassa verächtlich. „Sie werden wegen der Uebergabe unterhandeln wollen,“ war des Renegaten Antwort. „Fragt sie, was sie wollen. Wenn sie meine Schwester ausliefern und die Burg in Brand stecken, mögen sie mit der Leiche ihres Herrn, und was sonst ihr eigen ist, ungehindert abziehen.“ Indessen entfaltete sich die Reiterschaar; in ihrer Mitte wies sich der Oberstkammergraf reich geschmückt; eben als ein Türke fragend heransprengte, trabten ihm schon zwei aus der Schaar des Oberstkammergrafen entgegen. Der Türke lenkte mit ihnen um und führte sie zu Hassan. Der Eine begann: „Der Oberstkammergraf will aus Freundschaft für unsern Herrn selbst alles ordnen, was zum Zweikampf nöthig, und möglicher Verwirrung steuern. Ist alles geordnet, wie es seyn soll, erscheint unser Herr zum Kampf. Dein Antlitz haßt er zu sehr, um es früher als sterbend sehen zu wollen. Schick' also auch von den Deinen welche aus, die gemeinschaftlich mit uns, was nöthig ist, zum ernsten Gang bereiten.“ Der Bassa warf einen fragenden, durchbohrenden Blick auf den Renegaten; dieser zuckte sichtlich zusammen, aber gleich wieder gefaßt warf er die Frage hin: „Ist Euer Gebieter wohl? Mein Herr will ihm gern Zeit gönnen, wenn seine Gesundheit etwa zufällig angegriffen

ist." „Ihm ist wohl," entgegnete der Magyare, „und seine Klinge Zuniga werdet Ihr blitzen sehen, und Hassan wohl auch fühlen." Während sich nun die beiden Magyaren mit Moktar und einigen hierzu bestimmten Türken zum Oberstkammergrafen begaben, sich mit ihm besprachen, die Kampfeshaide maßen, wandte sich Hassan zum Renegaten. — Mißtrauen, Zweifel, plötzliche Sorge, hart bezähmte Wuth sprachen sich aus in seinen Zügen. „Wenn Du mich getäuscht hast," sprach er mit gedämpfter Stimme, „wenn Du mich getäuscht hast, wenn er lebt, wenn ich ihn zum Kampfe reiten sehe, wenn er das Schwert Zuniga schwingt, bist Du des Todes. — Ich weiß es wohl, Du lauerst auf meinen Untergang, um meine Stelle zu erlangen, und hast mich darum in diesen todtbringenden Streit verwickelt. Aber ich stoße Dich nieder und Du stirbst vor mir." Hiermit faßte er ihn am Arm mit aller Kraft eines Rasenden, so daß an ein Entrinnen nicht zu denken war. „Herr!" entgegnete der Renegat, „er kann nicht leben, es ist nicht möglich, ich habe ihn ja selbst das Gift nehmen sehen."

Indeß war der Kampfplatz bezeichnet. Schranken waren nicht, die Breite und Länge war nur durch vier an den Ecken aufgestellte Reiterhäuflein, aus Magyaren und Türken bestehend, bezeichnet. Auch war die Uebereinkunft getroffen, daß Revistye vom jenseitigen Ufer über die Brücke gegen Hassan ansprengen werde, daß sich die Kämpfer vor dem Gefecht weder sehen

noch sprechen sollten, und der schnelleren Entscheidung wegen blos des Schwertes sich zu bedienen hätten. Der Oberkammergraf stellte sich an das Ufer; drei Flintenschüsse, auf seinen Befehl abgefeuert, verkündigten, daß alles bereit sey. Aus den Thoren des Schlosses Revistye bewegte sich eine Reiterschaar; Hassan und der Renegat starrten angestrengt hinauf. Sie entdeckten Revistye. Es war sein Roß, welches in kriegerischer Freudigkeit schwebte; die Farben seines Hauses auf dem Schild waren dem Auge kenntlich. Sein Helmbusch war's, den sie wehen sahen; so schwang er die Klinge, es blieb kein Zweifel übrig. Als er donnernd über die Brücke sprengte, rief Hassan aus: „Er ist's, stirb Hund!" und stieß den Dolch bis an's Heft in das Herz des erbleichenden, verrätherischen Renegaten. Verzweiflung und Wuth trieben ihn auf den Gegner. Ihre Säbel kreuzten sich, des Türken Klinge sprang; des nahen Todes gewiß, riß Hassan den Dolch aus der Scheide, und warf ihn gegen seinen Feind. Das Eisen drang in des Gegners Brust; die Klinge entfiel seinen Händen, er sank in's Gras, das Roß flog ledig durch die Haide. Hassan sprang ab, hob die Klinge Zuniga jubelnd auf, und trat zu dem Gefallenen, sich mit grimmer Lust am Anblick des sterbenden Ueberwundenen zu weiden. Wie bebte sein Herz zusammen, als er im besiegten Feind — seine Schwester erkannte, der verhüllende Helm, das verstellende Gelock, der falsche Bart waren entsunken; ihr brechendes Auge hing fest an

ihm; da zuckte er das neu erſiegte Schwert gegen die eigene Bruſt, und ſank todt an ſeiner Schweſter Seite nieder! — In ſelbem Augenblick bewegte ſich der Leichenzug aus dem Thore des hohen Reviſiye. Der Herr wurde zu Grab getragen. — Der Ernſt des Augenblicks ergriff die beiden feindlichen Theile, ſie laſen ihre Leichen auf, und ſchieden ohne Kampf.

Reviſiye war der Letzte ſeines Stammes; die Burg verfiel, die Bewohner zogen ſich in's Thal. Ein Dorf bildete ſich im Laufe der Zeiten am Fuß der hohen Reviſiye, und vielleicht weiß noch mancher Bauer daſelbſt die hier erzählte Sage.

Wo der tapfere Herr und die ſchöne Herrin begraben ſind, weiß Niemand. Haſſan liegt unter den Trümmern der Veſte Lewenz; die verhängnißvolle Klinge aber ſoll in das Innere der Türkei gebracht worden ſeyn. Es geht die Sage, daß ſie im Kriege der Türken und Venetianer noch einmal geleuchtet habe. Möglich, daß wir jetzt wieder Kunde erhalten von ihrem blutigen, rächenden oder ſchützenden Wirken.

Drei und neunzigſte Nacht.

Dieſen Abend kam das Geſpräch über die verſchiedenen Auffaſſungen und Mittheilungen einer und derſelben Sage.

Der Prediger sprach: „Es wurde hier letzthin die Sage von dem fliegenden Holländer erzählt, heute fand ich denselben Stoff auf eine ganz abweichende Art von H. Schmidt bearbeitet. H. Schmidt war selbst Seemann und hat mit großem Fleiße verschiedene Seemannssagen gesammelt, und zwar an der besten Stelle, nämlich auf dem Meere selber aus dem Munde alter befahrener Männer. Mir erscheint Schmidt's Mittheilung der Sage vom ewigen Segler zur Vergleichung um so anziehender, als der Segler hier ein Engländer ist, dessen Namen, wie Schmidt gesteht, er nicht erfahren konnte; unstreitig ist die Sage vom fliegenden Holländer die Ursage, und die englische, weit mehr eingedichtete, nur nacherzählt."

Man bat den Prediger, die Schmidt'sche Sage zur Vergleichung mitzutheilen. Er war gern dazu bereit und erzählte, wie folgt:

Der ewige Segler.

Unter den hohen Kreidebergen von Dover lag der Kriegsschooner Fulgur (zu Deutsch, der Blitz) vor Anker und nickte den gegen ihn anrollenden Wellen bedächtig entgegen. Der Feuerball des Tages ruhte auf den westlichen Wogen und kühlte sich den glühenden Unterrand. Seemöven flogen links und rechts in weiten Bogen, und schlanke Fahrzeuge, leichte Fischerkähne trieben heimwärts, und stolze Kauffahrer zogen beladen durch die Kanalstraße. Auf dem Schooner herrschte

eine Todtenstille, die Mannschaft stand erwartungsvoll auf ihren Plätzen, die Officiere gingen ruhig neben einander auf und nieder, keiner sprach ein Wort.

Die Sonne tauchte unter, ein durchsichtiger Nebel stieg aus dem Wasser herauf und verbreitete eine lichte Dämmerung rings umher, die silbernen Pfeifen der Bootsleute ertönten*), die flinke Mannschaft, kundig des Winkes, zog sich zurück, die Wachen nahmen ihre bestimmten Plätze ein, ihr lautes „All well**)!“ ertönte von Bord zu Bord. Die Kajütskappe ward zurückgeschoben, Kapitain Milton trat auf das Verdeck, er ging still und in sich gekehrt auf und nieder, und blickte von Zeit zu Zeit zu den Feuern von Dover hinauf, welche leuchtend durch den Nebel strahlten.

Der ganze Himmel war hell und rein, einzelne Sterne leuchteten freundlich aus blauer Ferne auf das Verdeck, Kapitain Milton seufzte leise auf und setzte sich auf eine Kanone, den Kopf fast unmerklich an die Brustwehr lehnend. Sein großer weißer Pudel kroch zu ihm heran und stellte sich auf die Hinterpfoten vor ihm hin. „Pintsch!“ rief Milton, und legte dem Hunde die Hand auf den schneeweißen Kopf, „Pintsch, was willst Du?“

Da legte Pintsch die Vorderpfoten auf die Kniee

*) Auf Kriegsschiffen wird jedes Commando durch die Pfeifen ausgesprochen.

**) Alles wohl!

seines Herrn, sah ihn mit einem dummehrlichen Blick an und schlug leise an. „Verlaß mich nicht, Pintsch!“ sagte Milton bewegt, „wenn mich alle anderen verlassen, damit doch wenigstens einer bei mir ausharre!“ und Pintsch, als ob er die Worte des bewegten Jünglings verstanden hätte, sprang von seinem Schooße und schmiegte sich winselnd zu den Füßen seines Herrn.

Lieutenant Jackson, der den Oberbefehl der Wache führte, stand, den Hut tief in die Augen gedrückt, an den Vordermast gelehnt und sah still bewegt auf seinen Commandeur und Freund. Jackson war ein Mann von beinahe vierzig Jahren, der über zwei Dritttheile seiner Lebenszeit auf der See zugebracht hatte, und sich mit dem festen Lande durchaus nicht vertragen konnte. Das rohe Element, welchem er diente, hatte ihn keineswegs hart und gefühllos gemacht, aber seine oft gemißbrauchte Gutherzigkeit hatte seinem ganzen Wesen einen bittern Spott beigemischt, welcher jeden, der ihn nicht genauer kannte, von ihm zurückscheuchte. Jackson war's gern zufrieden; er schloß: wer sich von dem ersten Sturm zurückschrecken läßt, bei dem ist die Noth noch nicht hoch gestiegen. Er vergaß, oder hatte es vielmehr noch nie erfahren, daß es zarte Seelen giebt, denen das erste Wort schon eine so namenlose Ueberwindung kostet, daß ihre schüchterne Anrede allein schon einen herrlichen Preis verdienet, weil sie zu ihren wenigen Worten einen Umfang des Gefühls brauchen, der jeden andern zu einem Meister der Beredsamkeit gemacht

haben würde. Mit solchen Seelen konnte er sich nicht befreunden, nicht aus Mangel an gutem Herzen, sondern weil er sie nicht begriff.

Jackson stand noch immer wie an dem Boden fest angewurzelt, und blickte seinen Kapitain an; eine Fülle des Mitleids und der Theilnahme stieg in ihm auf, aber er unterdrückte sie schnell und erschrocken, als ob er auf einer Unthat ertappt worden sey, und ging mit seinem ironischen Lächeln auf den Kapitain zu, vor den er sich hinstellte, ohne eine Sylbe zu sagen.

Jackson war Milton's Freund, beide hatten mehrere Jahre zusammen auf der See zugebracht, einer war dem andern sein Leben schuldig. Milton blickte den Freund wohlwollend an, als er aber das satyrische Lächeln, welches um dessen Lippen schwebte, erblickte, erröthete er vor Scham, sich von einem ihm Untergebenen so schwach finden zu lassen; er sprang von seinem Sitze auf, trat einen Schritt zurück und fragte ziemlich übel gelaunt:

„Was giebt's, Lieutenant Jackson?" —

Der Angeredete trat einen Schritt zurück, stellte sich militairisch aufrecht und sagte, die Hand an den Hut: „Ich komme, Eure etwanigen Befehle für diese Nacht zu empfangen."

Kapitain Milton ging, ohne ein Wort zu sagen, von ihm weg, durchmaß das Quarterdeck*) mit langen

*) Der hintere Theil des Verdecks, der gewöhnliche Aufenthalt der Officiere.

Schritten, ſtand dann ſtill und ſagte: „Es bleibt vorläufig beim Alten; jede Stunde kann uns den Befehl zum Abſegeln bringen, bis dahin Gott befohlen!“ Mit dieſen Worten drehte er ſich um und ging wieder auf und ab.

„Sehr wohl!“ ſagte Lieutenant Jackſon, wandte ſich um und ging nicht, ſondern ſah gerade und feſt vor ſich hin, und drehte nur den Kopf nach ſeinem Freund um, wenn dieſer im Auf- und Abgehen ihm den Rücken zukehrte. Ueber zehn Minuten lang hatte dies Manoeuvre ſchon gewährt, da ertappte ihn der Kapitain auf der That, indem Jackſon das Geſicht nicht ſchnell genug wegwandte, weil ſein Gefühl über ſeinen Spott die Oberhand gewonnen hatte. Er wurde roth, murmelte einen kräftigen Fluch in ſich hinein, und ſtampfte vor Verdruß mit dem Fuß.

Milton, als er das Geſicht des Freundes erblickte, welches mit ſo vollem Mitleiden auf ihm ruhte, ſtand ſtill, richtete das glutherfüllte Auge auf ihn und ſagte leiſe aus tiefer Bruſt herauf: „Jackſon!“

Dieſer kam heran, legte die Hand auf des Kapitains Schulter und ſagte mit einer Thräne im Auge und mit ſpöttelnder Stimme: „Wenn der Lockvogel pfeift, kommen die argloſen Bewohner des Waldes geflogen; aber ſeht zu, daß die Leimruthe verborgen liege und gut angeſtrichen ſey, ſonſt reißen ſie ſich los mit den Flügeln.“

„Kalter Spötter!“ fuhr Milton auf, „Du ſiehſt

Bibl. Universitas Lips.

nicht und willſt nicht ſehen, was in dem Herzen eines tiefbewegten Menſchen vorgeht! was kümmern Dich die Seufzer des Unglücklichen? ſie begeiſtern Dich am Ende zu nichts als einem Bonmot.“

Jackſon, ſich ſelbſt eines Beſſern bewußt, ward über dieſen ungerechten Ausſpruch des Freundes innerlich ſcharf verwundet, von außen blieb er ruhig, nur ſein ironiſches Lächeln ſpielte um ſeine Lippen fort. Er wandte ſich ſeitwärts und zeigte mit der Hand in die Luft hinauf: „Seht Ihr dort die ſchneeweiße Möve,“ begann er, „wie ſie mit ſtolzem Flügelſchlag den Luftkreis durchſchneidet? Was meinet Ihr, wenn ſie ſo landeinwärts flöge, und indem ſie über die Leuchtthürme wegſchwebte, ſich die lichtweißen Flügel verſengte, was würde dann geſchehen?“ —

„Sie würde hinabſtürzen in die Gluth!“ ſagte Milton halb unwillig.

„Sie könnte dann nicht mehr fliegen,“ fuhr Jackſon fort, „aber was der eine verliert, gewinnt der andere; ein kräftiger Braten wär's geworden für den Feuerwächter! Heißa, mein Junge! ich kann mir's denken, wie der Kerl ſpringen würde.“

„Was ſoll das tolle Spiel mit Bildern?“ fragte Milton entrüſtet.

„Kehrt's um!“ rief Jackſon, „reißt die Decke von den Thürmen und laßt einen kalten Platzregen darauf herabſtürzen, ſo erlöſchen Eure Lichter und die Segler aus der Nähe und Ferne ſtoßen ſich das Ge-

hirn an den Klippen ein, und wenn's Euer Fulgur selbst wäre."

„Das heißt?" fragte Milton gespannt.

Jackson erwiederte ernst, und das ironische Lächeln war verschwunden: „Wer durch leise Andeutungen ein krankes, mit Kummer belastetes Herz zu erkennen giebt, und das sich nahende Mitleid mit der Schranke des Ceremoniels von sich stößt, was thut der anders, als die Decke vom Leuchtthurm reißen und den Umherirrenden schonungslos in die Wüste hinausstoßen?"

Milton's kräftige Heldengestalt erhob sich wunderbarlich. „Das hätte mir der Mann nicht sagen sollen," begann er, „der den rechten Arm jenes algierischen Bluthunds abhieb, dessen Säbel über meinem Scheitel schwebte."

„Er würde es zu Keinem gesagt haben," antwortete Jackson, „als zu dem Mann, der ihm auf dem Rialto vor dem Dolchstoß eines venetianischen Banditen rettete."

Milton war überwältigt, er zog den Freund zu sich hin. „Du sollst alles wissen!" rief er, „sollst in die tiefste Tiefe meines Herzens schauen!"

Da riefen die Wachen durch die Nacht hin, eine Schaluppe legte am Backbord *) an, Jackson eilte dahin, Milton trat zurück.

---

*) Backbord, linke Seite des Schiffs. Nur diejenigen Scha-

William, ein Midſchipman*), ſprang auf's Verdeck. Jackſon trat ihm entgegen, dieſem flüſterte er zu: „Iſt der Kapitain Milton auf dem Verdeck oder in ſeiner Kajüte? Ich bringe ihm allerlei Neuigkeiten.“

„Kapitain Milton befindet ſich auf dem Quarterdeck, begieb Dich nur zu ihm!“

„Höre, William,“ fuhr er leiſe fort, „wenn Du's vermeiden kannſt, ſo mache ihn nicht noch trüber, als er ſchon iſt; es ruht heute ohnedies ein finſterer Geiſt des Unmuths auf ihm.“

William griff in die Bruſttaſche und zog ſein Taſchenbuch hervor: „Wenn meine ſchriftlichen Nachrichten der mündlichen das Wort reden, ſo werden wir heute Abend noch ein frohes Geſicht von Milton ſehen.“

William ging auf den Kapitain zu, welcher den muntern Jüngling mit ſich in die Kajüte nahm. Kaum unten angekommen, zog er den lächelnden Boten zu ſich hin: „William, was bringſt Du mir?“

„Einen Gruß vom Kommendore und dieſe Briefe,“ war die Antwort. Er überreichte dem Kapitain einen in Quart gebrochenen Brief mit dem großen Admiralitätsſiegel, nahm einige kleine Briefe aus ſeinem Taſchenbuche und warf ſie auf den Tiſch.

Milton ſchob die Briefe zur Seite und fragte mit

---

luppen, worin Officiere höheren Ranges, oder ſonſtige Standesperſonen ſind, legen an der rechten Seite am Steuerruder an.

*) Kadet.

Feuer: „Und weiter nichts? Kein Wort, kein Zeichen von Ihr? Rede doch!“

„Worte und Zeichen genug,“ fiel William ein, „aber ich dächte, Ihr sähet Eure Ordre an; wer weiß, was sie uns bringt, der Kommendore schien's eilig zu haben.“

Milton ward roth, griff nach der Ordre, erbrach sie und las. Es waren Instruktionen und Vollmachten für den Fulgur; diesem lag folgender Zettel bei:

„Ich beschränke die Freiheit meiner Officiere so „selten als möglich, und erlaube gern alles, was „zu erlauben ist. Heute Nacht möchte die Escadre „schwerlich unter Segel gehen. Wenn Kapitain Mil„ton noch Geschäfte am Lande hat, so steht es ihm „frei, solche heute zu beenden.“

„John Blackstone, Esquire,
Kommendore.“

Vier und neunzigste Nacht.

(Fortsetzung der vorigen Sage.)

„Nun,“ rief William und sprang händeklatschend umher, „das ist ja herrlich, nun wird sich Eure Elise

freuen! Was gilt die Wette, Kapitain, ehe eine Stunde vergeht, liegt ſie in Euren Armen.“

„Was ſagſt Du, närriſcher Menſch? Ich in Eliſen's Armen?“ fiel Milton ein, „ich liege unter den Kreidebergen von Dover und ſie lebt in der City von London; dazu glaubt ſie vielleicht, ich bin längſt abgeſegelt, und harrt ſtündlich auf Nachrichten aus der Ferne.“

„Freilich,“ ſagte William, „weil ſie den Geliebten nicht mehr in der Nähe vermuthet. Nun Ihr aber doch ſo ziemlich nahe ſeyd —“

„Träumſt Du?“ rief Milton aus. „Als ob ich ein Adler wäre, der mit ſeinem Flügelſchlag die Luft durchſchneidet.“

„Nun,“ ſagte William, „auch ohne Adler zu ſeyn, gehört Ihr dem Jupiter an. Seyd Ihr denn nicht der Blitz? oder wenn Ihr es nicht ſeyd, commandirt Ihr ihn denn nicht? Mich däucht, das iſt einerlei.“

„Du kommſt mit Deinem Witz zur Unzeit,“ bemerkte Milton, „ſpare ihn für eine gelegenere Stunde.“

„Ich ſchweige und gehe,“ ſagte dieſer, „doch mit der Bitte, mich wundern zu dürfen, daß Kapitain Milton mich nach keinen andern Aufträgen gefragt hat.“

„Nach welchen Aufträgen?“ fragte dieſer.

„Nach Aufträgen, welche mir das Fräulein Eliſe Blackſtone gegeben hat.“

„Du haſt ſie geſprochen?“

„Gesprochen und erfahren, daß sie London verlassen hat, und sich hier am Strande aufhält, daß sie jede landende Schaluppe durchspähen und den Geliebten umarmen wird, sobald er einen Fuß an's Land setzt."

Milton fiel dem frohen William mit einem Freudengeschrei an sein Herz, dann drückte er ihn von sich und ging auf und nieder. „Die Schaluppe vor den Fallreeg *)!" rief er aus und warf sich in seine Uniform.

William eilte auf's Verdeck, das Geheiß zu vollziehen; Milton folgte ihm unmittelbar, er grüßte den unwillkürlich lächelnden Jackson still, aber freundlich, und stieg in die Schaluppe, die Wache am Steuerbord schulterte, die silberne Pfeife des Quartiersmanns **) erklang, die Ruderstangen durchschnitten die Wellen, die Schaluppe tanzte dem Lande zu.

William gesellte sich zu Jackson; dieser fragte: „Was habt Ihr denn für Ordres gebracht, die noch eine so späte Spazierfahrt in der Abendluft nothwendig machen? Gebt Acht, er wird sich einen Schnupfen holen, und Ihr werdet die Schuld haben."

„Die Schuld will ich allenfalls auf mich nehmen," sagte William, „möchten wir's doch wohl alle nicht besser machen, wo uns der Arm der Liebe winkt."

---

*) Einschnitt zu beiden Seiten des Schiffs in der Brustwehr, wo die Treppen zum Auf- und Absteigen aushängen.

**) Quartiersleute oder Obermatrosen, welche auf Kriegsschiffen unter andern das Steuerruder in den Böten führen.

„Junger Menſch,“ rief Jackſon, „leicht tändelt die Jugend durch's Leben; das reifere Alter hat mit ſolchen Kindereien nichts zu ſchaffen.“

„Scheltet nicht ſo, mein würdiger Lehrer,“ ſagte William, ſich anſchmiegend, „Ihr meint es doch nicht ſo. Nicht wahr, Milton's Glück liegt Euch am Herzen?“

„Wie das Glück jedes ehrlichen Mannes,“ war die Antwort. „Milton iſt gut, aber ein Schwärmer.“

„Und doch ein Mann mit feſtem Sinn und voll kühnen Muthes; Gott erhalte ihn!“ —

„Wohin iſt er jetzt? Wer hat ihn noch ſo ſpät zu ſich berufen?“ fragte Jackſon.

„Die Liebe!“ war William's Antwort. „Kennt Ihr unſers Kapitains Braut nicht?“

„Nicht anders, als aus einzelnen Aeußerungen,“ ſagte Jackſon, „die ihm von Zeit zu Zeit entfahren ſind. Aber Ihr, ſein geflügelter Bote, Ihr wißt wahrſcheinlich ſehr viel von ihr zu erzählen?“

„Jackſon!“ rief William aus, und ſah ihm dabei gutmüthig in's Auge, „Ihr werdet mich nicht verrathen, wenn ich Euch das Geheimniß ſeiner Liebe anvertraue. Es ahnet mir, als ob bald etwas Trauriges und Schreckliches ſich ereignen werde. Ich bin ſo jung und weich, es würde mir das Herz abſtoßen; Ihr aber ſeyd ein Mann, ein ſtarker Mann, Ihr könnt große Dinge thun, und durch Euren feſten Sinn und Eure Beharrlichkeit alles zum Beſten kehren.“

„So laß hören!“ ſagte Jackſon, und zog den

freundlichen Knaben mit ſich nach dem Steuerruder. William rückte zwei Feldſtühle herbei, der Mond trat aus den Wolken hervor und beleuchtete ſein lächelndes Geſicht; Jackſon ſaß, die Augen feſt an den Boden gewurzelt, tief im Schatten. William begann:

„Eines Abends, es mögen jetzt wohl ſchon an ſieben bis acht Monate her ſeyn, gingen wir, Milton und ich, im St. James-Park auf und nieder. Milton war gegen ſeine Gewohnheit faſt ſtill und beantwortete meine Fragen nur mit wenigen Worten; ſelbſt fing er gar nicht an, wie ſonſt gewöhnlich, mir auf irgend eine Weiſe Auskunft zu geben, wenn er ſah, daß ich dieſen oder jenen mir bis dahin unbekannten Gegenſtand betrachtete.“

„Wir waren den Park beinahe bis zu Ende gewandert, als Milton ſich auf einer Ruhebank niederließ, welche die Ausſicht auf Green-Park eröffnete. Sein Kopf ſank auf die Bruſt und das Auge ſchien an dem Boden feſtzuwurzeln; er vergaß alles um ſich her. Das machte mich weich, ich hatte Milton noch nicht zagen ſehen; es mußte ein groſſes und wichtiges Unglück ſeyn, welches dieſen hohen Geiſt ſo tief beugen konnte. Ich nahte mich ihm, faßte ſeine Hand, und mit einer Thräne im Auge, deren brennenden Schmerz ich noch jetzt fühle, fragte ich leiſe: Beſter Kapitain Milton! was fehlt Euch?“

„Wie aus einem langen Traum erwachend ſah er auf. In meinen Augen mochte er meine Frage leſen,

er ergriff meine Hand und wollte reden, als er zu gleicher Zeit einen Seitenblick in die dichtbelaubten Gänge von Green-Park warf. Plötzlich sprang er auf und schritt auf denselben zu. Er ging so schnell, daß ich ihm kaum zu folgen vermochte, ich that dies mit Mühe in einiger Entfernung."

„Erst nachdem wir eine bedeutende Strecke von unserm vorigen Sitze entfernt waren, sah ich, worauf es eigentlich abgesehen war. Vor uns ging eine schwarzgekleidete Dame von hoher, majestätischer Figur, ein kleines Mädchen begleitete sie. Milton war ihr schon sehr nahe, ehe sie ihn zu bemerken schien. Er trat noch einige Schritte näher, sie wandte sich um, der Glanz der scheidenden Abendsonne beleuchtete das Engelsbild, welches in der Fülle der Jugend und Schönheit vor uns stand, und sich gegen den ehrerbietig grüßenden Kapitain sittsam verneigte."

„Ho, ho!" rief Lieutenant Jackson dazwischen, „kommt zu Euch, junger Mann! Was muß das für eine Erscheinung gewesen seyn, die ein Kind in solche Begeisterung zu setzen und zu erhalten vermochte?"

„Kind?" sagte William. „Freilich wohl, Ihr meßt die Fähigkeiten und den Geist des Menschen nach seinem Aeußern mit dem Zollstock; das ist Eure Weise, die mich zu dem verdammt, was ich noch immer gelte. Hört nur weiter: Milton und die schöne Unbekannte wandelten neben einander her durch die dunkeln Gänge, ihr Mund schien wenig zu sprechen, aber ihre Augen

waren deſto beredter; wie Blitze zweier Gewitter, welche auf beiden Ufern eines reißenden Stromes einander entgegen ſtehen, ſo ſchoſſen ihre Blicke herüber und hinüber. Ich zog mich immer weiter zurück und blieb zuletzt ganz ſtehen, das Mädchen der holden Unbekannten folgte ihrer Herrſchaft nach, aber unbefangen und ſorglos lächelnd, als ob ſie die Liebesblicke nicht bemerkte, welche hier zwei Herzen ſo tief verwundeten. Endlich waren Milton und ſeine Schöne mir aus den Augen gekommen, das Mädchen ſaß am Ende der Allee auf einer Bank. Neugierde trieb mich zu ihr, es war eine freundliche Blondine von noch nicht ſechzehn Jahren. Ich ſetzte mich neben ſie und ergriff ihre Hand: „Wie heißt Du, mein ſchönes Kind?“ fragte ich.

„Hannah!“ verſetzte ſie lächelnd, indem ſie mich mit ihren großen blauen Augen lächelnd anſah.

„Und iſt das Deine Herrſchaft, die mit meinem Herrn jene Allee entlang gegangen iſt?“ fragte ich weiter.

„Schon lange bin ich um ſie,“ war die Antwort, „als ganz kleines Kind kam ich in das Haus ihrer Aeltern.“

„Und wer ſind dieſe ihre Aeltern?“ forſchte ich angelegentlich.

„Der Vater iſt Kommendore eines Escadres der Flotte, und nennt ſich John Blackſtone; die Mutter iſt vor einigen Wochen geſtorben, weshalb meine Gebieterin auch trauert.“

„Deine Dame und mein Kapitain kennen sich wohl schon seit sehr langer Zeit?“ fragte ich das Mädchen weiter.

„Das nun wohl nicht,“ sagte sie, „sie haben sich kaum drei oder vier Mal, und nur immer an einem öffentlichen Orte gesehen, da wißt Ihr wohl — —“ Sie brach ab, stand auf und machte mir eine leichte Verbeugung, als ob sie gehen wollte.

„Ich hatte aber während des Fragens nicht blos gehört, sondern auch gesehen. Hannah's Reize hatten einen besondern Eindruck auf mich gemacht. Ich ergriff ihre Hand und bat sie mit den süßesten Worten, wobei ich immer in den Schranken einer anständigen Bescheidenheit blieb, bis zur Zurückkunft ihrer Dame zu verweilen. Nach einigem Hin- und Herreden ließ sie sich endlich erbitten; sie setzte sich, wiewohl nicht ohne Sträuben, an meine Seite, und litt es geduldig, daß meine Linke in ihrer Rechten ruhte, während ich mit meiner Rechten ihren zarten Leib umschlang. Die heilige Unschuld, welche aus ihren Augen strahlte, zog mich unwiderstehlich zu ihr hin, ich bat sie, mir etwas aus ihrem Leben mitzutheilen. Sie that es mit derjenigen Anspruchslosigkeit, welche eine magische Gewalt über das Herz des Mannes ausübt.“

Hier schwebte wieder ein seltsames, ironisches Lächeln um Jackson's Lippen. William wollte es nicht bemerken und fuhr fort: „Ich erfuhr von Hannah's Lebensumständen Folgendes: Sie war die Tochter eines

armen Officiers unſerer Marine, ihre Mutter war bereits in ihrer Geburtsſtunde geſtorben, ihr Vater fiel als das Opfer eines unſeligen Zweikampfs, als ſie kaum ſechs Jahre alt war. Der Tod des Vaters erregte wenig Aufſehen; ſein Mörder war ſein früherer Jugendfreund, der Hannah's Mutter lange geliebt und von ihr verſchmäht worden war."

Jackſon ſchrak innerlich zuſammen, ein Fieberfroſt ſchüttelte ihn. William bemerkte es nicht, und fuhr fort: „Die arme Hannah war nun von Gott und Menſchen verlaſſen, keiner kümmerte ſich um das unglückliche Kind. Weinend irrte ſie durch die Straßen von London, denn die unbarmherzigen Miethsleute, bei denen ihr Vater gewohnt hatte, und denen er noch eine bedeutende Summe ſchuldig geblieben war, hatten das arme Kind aus dem Hauſe geſtoßen."

Fünf und neunzigſte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

„Am andern Morgen ſtand ſie weinend und von Hunger gequält in einer nicht ſehr beſuchten Nebenſtraße vor einem Bäckerladen, und flehte den wohlgenährten Beſitzer um eine kleine Gabe an, die dieſer hartnäckig abſchlug und ſeine Weigerung noch mit eini-

gen kräftigen Flüchen unterſtützte. Da ging ihre jetzige Gebieterin mit ihrer Mutter vorüber. Beide ſahen das arme Kind von Schmerz und Hunger gequält und erbarmten ſich der Verlaſſenen. Nachdem ſie ſich vorläufig nach ihr erkundigt hatten, nahmen ſie ſie mit ſich in ihr Haus, beide mit dem Vorſatz, der armen ſchuldloſen Waiſe eine nicht blos augenblickliche Hülfe angedeihen zu laſſen."

„Lady Blackſtone ließ es ſich vorzüglich angelegen ſeyn, der von ihr ſo menſchenfreundlich aufgenommenen Waiſe ihre frühere kummervolle Lage ſo viel als möglich vergeſſen zu machen; es gelang ihr, ihren Gemahl dahin zu bewegen, daß dieſer darein willigen mußte; der kleinen Hannah für immer eine Freiſtatt in ihrem Hauſe zu gewähren."

Jackſon's Bruſt arbeitete krampfhaft, er konnte ein tief überſtrömendes Gefühl kaum mehr verbergen; nur mit der größten Anſtrengung zwang er ſich und fragte möglichſt gleichgültig: „Wie hieß Hannah's Vater?"

„Richard hieß der Unglückliche," ſagte William, „er fiel in einem unſeligen Zweikampf und machte das arme Mädchen zur frühen Waiſe."

„Verdammt ſind dieſe Grundſätze und Begriffe einer falſchen Ehre!" rief Jackſon laut in die ihn umgebende Nacht hinaus, ſprang von ſeinem Sitze auf und ſchritt haſtig auf und nieder.

Es war Mitternacht, der Mond kroch hinter die

Wolken, der diensthuende Bootsmann schlug acht Glasen*) an der Schiffsglocke, das All well! der Wachen ertönte von Bord zu Bord.

William stand auf, und sah fragend auf Jackson hin; dieser faßte die Hand des Jünglings, zog ihn auf seinen Sitz nieder und sagte halb bittend, halb befehlend: „Erzähle weiter!“

„Die gute Hannah fand an Blackstone's Gemahlin eine Mutter, an deren Tochter Elise eine liebende Schwester; der Kommendore selbst bekümmerte sich nicht viel um sie, er machte sich überhaupt wenig aus dem Hauswesen, wohin er auch die Erziehung seiner Tochter rechnete, welche gänzlich der Mutter überlassen blieb.“

„Hannah verdiente aber auch das freundliche Wohlwollen der beiden lieben Frauen durch ihre zärtliche und von Tag zu Tag sich vermehrende Anhänglichkeit an sie. Nur konnte sie nicht ganz in den Ton der Herzlichkeit einstimmen, den beide gegen sie annahmen; sie erkannte nur das Verhältniß des Gebietenden zur Gehorchenden, und beobachtete solches mit strenger Ge-

*) Glasen: Folgendes diene hier zur Erklärung. Jede Schiffswache hält vier Stunden. Bei dem Kompasse befindet sich ein halbes Stundenglas, welches beim Beginn der Wache umgedreht wird. So wie es das erste Mal abgelaufen ist, wird es durch einen Schlag an die Schiffsglocke kund gegeben, beim zweiten Male fallen zwei Schläge, beim dritten drei, und so fort. Diese Schläge nennt man Glasen. Acht Glasen bezeichnen das Ende der Schiffswache.

wiſſenhaftigkeit. Nur höchſt ſelten, wenn ſie und Eliſe allein waren, und ſich im Uebermaaß des Gefühls einander mittheilten, vergaß Hannah die ſelbſt aufgethürmten Schranken und weinte heiße Thränen am Halſe der holden Gebieterin.“

„Denkt nur, Lieutenant Jackſon,“ fuhr William, der ſich durch ſeine eigene Mittheilung begeiſtert hatte, fort, „welche Wirkung dieſe Erzählung der ſchönen Hannah auf mich machen mußte. Ich gab ihr während des Erzählens meine Theilnahme auf alle nur mögliche Weiſe zu erkennen, und als ſie nun mit dem Tode ihrer Gebieterin, der guten Lady Blackſtone, endete, und die rührende Leichenfeier beſchrieb, als ihre Thränen aus den hellen Augen in den Schooß fielen, da hielt ich mich nicht länger, ſondern zog ſie ſanft in meine Arme, und indem ich es wagte, einen leiſen Kuß auf ihre Stirn hinzuhauchen, fragte ich tief bewegt: Haſt Du, arme Unglückliche, keinen Freund?“

„Da ſchlug das holde Mädchen die Augen auf, und durch Thränen lächelnd ſagte ſie mit ſanfter Stimme: „Sobald ich eines Freundes bedarf, will ich mich an Euch wenden, Ihr werdet mich wohl nicht von Euch weiſen?“ Sie ſagte die letzten Worte mit einer ſo freudigen Bewegung, und ihre Augen glühten dabei ſo wunderbarlich, daß ich mich nicht länger halten konnte, ſondern mit dem Ausrufe: Sey meine Freundin! meine Geliebte! mein Alles! ſie an mich preßte und einen Kuß auf ihre Lippen drückte. Da riß ſie ſich los, und

indem sie einen halb strafenden, halb bittenden Blick auf mich warf, sagte sie mit erkünstelter Fassung: Da kommt meine Gebieterin mit Eurem Herrn."

„Beide kamen auf uns zu. Nachdem sie einige Worte mit einander gewechselt hatten, gingen sie mit einer leichten Verbeugung aus einander. Milton und ich eilten an Bord, er winkte mich zu sich in die Kajüte; ich mußte den ganzen Abend bei ihm bleiben. Seine herzliche Herablassung, seine freundliche Gesinnung, die er gegen mich offenbarte, rissen mich ganz hin, ich erzählte ihm mein Gespräch mit Hannah und von dem Bekenntniß, das ich ihr gethan; wie Feuer floß es von meinen Lippen, als ich die erste Schüchternheit gegen ihn überwunden. Er lächelte ernst: Wer viel verspricht, muß auch viel halten, und mit dem weichen Herzen eines schuldlosen Mädchens muß kein ehrlicher Mann Scherz treiben."

„Dafür bewahre mich Gott! rief ich aus und streckte die Finger wie zum Schwur in die Höhe, hier schwöre ich es Gott und Euch, daß ich es ehrlich und redlich meine, und das sanfte, holde Mädchen nie verlassen werde."

Unwillkürlich hatte William, hingerissen durch die lebhafte Schilderung der Vergangenheit, die Hand zum Schwur erhoben, und sprach die Worte des Eides mit Kraft und Nachdruck. Jackson, angeregt durch die sonderbare Mischung von Kind und Mann, welche sich in diesem Jüngling offenbarte, riß ihn mit überströ-

mendem Gefühl in seine Arme und rief: „Gott hat den Schwur gehört und rächt den Meineid!“ —

William erzählte jetzt weiter: „Milton offenbarte mir sein ganzes Herz. Der Zufall hatte ihn mit Elisen zusammen geführt, sie hatten sich gesehen und sogleich hatte er die heftigste Liebe für sie gefühlt. An dem Abend, da William den Liebesbund mit Hannah schloß, war die erste verabredete Zusammenkunft. In den dichtesten Alleen von Green-Park sanken sie einander in die Arme und schwuren sich ewige Liebe, sie trennten sich heiter mit der Hoffnung, sich bereits am folgenden Tage wiederzusehen. Milton sollte zu Blackstone gehen und um die Hand der Tochter anhalten.“

„Blackstone war beschäftigt, einen Bericht an das Parlament aufzusetzen, als Milton hereintrat und nach den ersten Begrüßungen mit seiner edlen Werbung hervortrat. Das Gesicht des Kommendore, welches sich in die gewohnten Falten gelegt hatte, die dasselbe zu charakterisiren pflegten, wenn er im Geschäft begriffen war, wurde durchaus glatt und zog sich etwas in die Länge, die Augenbraunen hoben sich höher und er sah den Kapitain mit seinen hohlen, grauen Augen durchbohrend an.“

„Kapitain Milton, begann er, erzeigt mir da allerdings eine große Ehre, und ich würde sie unbedingt annehmen, wenn ich wüßte, ob . . .“

„Milton, welcher glaubte, er würde von seiner Tochter sprechen, fiel ihm feurig in die Rede: Elise

wird meinem Glück nicht entgegen seyn, ich habe bereits Gelegenheit gefunden, mit ihr darüber zu sprechen."

„Blackstone veränderte keine Miene: Das kann mich weder zum Ja noch zum Nein bestimmen, sagte er kalt, ich bin es nicht gewohnt, meinen festen Willen von dergleichen Nebendingen beugen zu lassen. Ich wollte Euch durch mein Wenn begreiflich machen, daß ich Euch nur bedingungsweise den Besuch meines Hauses erlauben kann. Von meiner Tochter wird erst später die Rede seyn, wenn ich Euch genauer kenne, denn ich hoffe doch, Ihr werdet mir zugestehen, Elise sey ein Preis, der sich der Mühe des Bewerbens verlohne."

„Wäre sie zu erkämpfen und zu verdienen durch irgend eine kühne That, rief Milton aus, ich würde nicht mehr lange ohne sie seyn!"

„Dämpft Euer Feuer, junger Mann! sagte Blackstone, indem er sein Gesicht wieder in seinen gewöhnlichen Faltenwurf zurückzwang, wir müssen die Gelegenheit erwarten und uns bis dahin gedulden. Unterdessen kommt heute Abend zum Thee, und thut, als ob zwischen uns nichts vorgefallen sey. Er winkte mit der Hand zum Abschied und ging an seinen Arbeitstisch zurück, Milton verließ das Zimmer."

„Die Zeit zum Thee kam heran, Milton begab sich in das Haus des Kommendore, es war das erste Mal, daß er das Haus desselben außer der Dienstzeit besuchte. Ihm klopfte das Herz in der Brust, als er den großen Saal betrat, worin die Gesellschaft sich

verſammelte. Blackſtone kam ihm auf das Verbindlichſte entgegen und machte ihn mit der Geſellſchaft bekannt, auch ſeine Tochter ſtellte er ihm vor. Milton und Eliſe verneigten ſich fremd gegen einander, ihre Blicke begegneten ſich, als ſich ihre Augen zu Boden ſenkten, Blackſtone ſchien es nicht zu bemerken."

„Die Geſellſchaft wurde immer zahlreicher, man drängte ſich durch einander und unterhielt ſich lebhaft. Milton nahm wenig Theil daran, er haſchte nach Hoffnung in Eliſen's Augen, die er unaufhörlich ſuchte, wenn er ſich unbemerkt glaubte. Blackſtone beobachtete ihn von fern, aber ſcharf und treffend, er wußte gewandt und ohne aufzufallen Eliſen von Zeit zu Zeit ſeinen Blicken zu entziehen, und die Unterhaltung beider abzubrechen."

„Die Saalthür öffnete ſich, ein junger, gewandter, wohlparfümirter Kammerherr hüpfte in glänzendgeſtickter Uniform herein, er flog, leichthin grüßend, bei der Geſellſchaft vorbei, gerade auf Eliſen zu, küßte ihr die Hand, ſagte ihr in einem Athemzuge drei Komplimente und drei Albernheiten, und fiel dann dem Kommendore um den Hals, welcher ihn mit Auszeichnung und zuvorkommender Artigkeit behandelte."

„Milton ſtand ſeitwärts an einen Stuhl gelehnt und konnte ein leiſes ironiſches Lächeln nicht bezwingen, welches den Menſchen gelten ſollte, welche einem Schmetterlinge gleich über das Leben hinflattern, und die höchſte und edelſte Freude nur als eine einſam ſtehende Feldblume

betrachter, woraus sie, sie umkreisend, ihren Bedarf entnehmen, um nur, ohne zu ermatten, die nächststehende erreichen zu können."

„Er stand noch und schaute auf das Gewirre umher, als der Kommendore mit dem Kammerherrn herantrat. Die Herren sich gegenseitig vorstellend, sagte Blackstone: Kapitain Milton, Befehlshaber des Schooners Fulgur; Baronet Boishal, Kammerherr Sr. Majestät des Königs, der bestimmte Bräutigam meiner Tochter."

„Kaum war die Ceremonie geendet, als der Kammerherr auf den Kapitain zutrat und ihn mit einer Fluth von Worten überschwemmte, welche alle von Freundschaft, Achtung, Wohlwollen und Protection übersprudelten. Milton, der arme Milton, war durch Blackstone's unmenschliches Betragen so sehr erschüttert, daß er keine Worte finden konnte, den schwatzenden Boishal mit Bestimmtheit von sich zu weisen, welcher ihn nicht eher verließ, als bis sein Bedienter ihm meldete, daß man bald zu Tische geben würde."

„Milton würde diese Zeit gewiß nicht erwartet haben, wenn er nicht von Blackstone selbst aufgesucht und in das Tafelzimmer geführt worden wäre. Blackstone saß in der Mitte der Tafel, ihm gegenüber seine Tochter, zu deren Rechten Boishal, ihr zur Linken Milton."

„Die Tafel ging ruhig vorüber, Elise schien im höchsten Grade verlegen, Milton war ganz verschlossen,

kein Wort ging aus seinem Munde, der Kammerherr badinirte unaufhörlich, Blackstone beobachtete wechselsweise alle drei. Als das Desert aufgetragen und die Dienerschaft abgegangen war, stand Blackstone von seinem Sitze auf und bat die Gesellschaft, ihm auf einen Augenblick ein geneigtes Ohr zu schenken. Alles schwieg aufmerksam."

„Verehrte Anwesende! begann Blackstone, Sie sind Freunde meines Hauses, und nehmen zu sehr an den in demselben vorgehenden Ereignissen Antheil, als daß ich nicht die Gelegenheit begierig ergreifen sollte, welche sich darbietet, Ihre Aufmerksamkeit für mein Haus in wohlthätiger Spannung zu erhalten. Sie kennen meine Tochter Elise, Sie wissen, daß diese mein Stolz und meine Freude ist, und daß ich nichts verabsäumt habe, sie zu dem zu bilden, was sie geworden ist. Baronet Boishal, Kammerherr Sr. Majestät des Königs, hat um die Hand seiner Nachbarin angehalten, und ich habe nicht umhin gekonnt, einen Mann, der eine so angesehene Stelle im Staate bekleidet, welcher die Gunst des Königs genießt, und sowohl durch seine Familie als auch durch seine Tugenden gleich ausgezeichnet ist, die Hand des Mädchens zuzusagen und ihm meinen väterlichen Segen nicht länger vorzuenthalten."

„Kaum hatte Blackstone diese letzten Worte gesprochen, als das freudige Jauchzen der Gesellschaft ihn unterbrach und sich tumultuarisch durch den Saal verbreitete. Nur mit Mühe gelang es dem Kommen-

dore, die Ruhe wieder herzuſtellen; Boisbal ſchaute mit einer triumphirenden Miene umher, Milton glühte, Eliſe zitterte und eine Thräne perlte in ihrem Auge. Endlich ward es ruhig und Blackſtone nahm wiederum das Wort: Früher aber, ehe ich die beabſichtigte Verbindung meiner Tochter zur Oeffentlichkeit bringen konnte und durfte, hat ſich ein zweiter Bewerber eingefunden, der dem erſten in allen Dingen ſo wenig nachſteht, daß ich in die größte Verlegenheit gerathen bin, indem ich nicht weiß, welchem von Beiden ich das Lebensglück meiner Tochter anvertrauen ſoll. Dieſer zweite Bewerber iſt Kapitain Milton, welchen wir heute zum erſten Male das Vergnügen haben in unſerm Zirkel zu ſehen. Nichts deſto weniger iſt er Ihnen gewiß — das ſetze ich unbedingt voraus — als ein Mann bekannt, welcher, die Geburt ausgenommen, ſich dem Kammerherrn in jeder Hinſicht zur Seite ſtellen darf."

„Ein langes, peinliches Stillſchweigen herrſchte im Saal. Milton glühte vor Zorn und Scham, das Ungewöhnliche der Lage hielt ſeinen Mund verſchloſſen. Eliſe ward bleich wie der Tod, ihre Bruſt arbeitete heftig, der Kammerherr nahm Staubfäden von der Uniform und ſah dabei unverwandt auf ſeinen ſilbernen Deſertteller. Blackſtone, ohne durch die Stimmung der Geſellſchaft außer Faſſung geſetzt zu ſeyn, fuhr fort: Unter ſo bewandten Umſtänden habe ich nach langem, reiflichem Erwägen Folgendes bei mir ſelbſt

beſchloſſen, und fordere die ganze Geſellſchaft hiermit feierlichſt zu Zeugen auf: Sie, Baronet, und Sie, Kapitain, haben mir beide die Ehre erzeigt, um die Hand meiner Tochter zu werben, ich erkenne dieſe Auszeichnung mit dem gebührenden Dank. Um aber nicht dem Einen wehe zu thun, indem ich den Andern begünſtige, ſo lege ich hiermit Ihr Geſchick in Ihre Hand. Verſuchen Sie es, ſich einander aus der Bahn zu verdrängen. Den Preis empfangen Sie aus meiner Hand, und zwar, um Ihren Eifer zu ſpornen, derjenige, der mir binnen hier und drei Monaten, als an welchem Tage ich Eliſen's Verbindung feſtſetze, den größten und wichtigſten Dienſt erzeigt haben wird."

„Blackſtone endete; das Erſtaunen der Geſellſchaft war ſo groß, daß keiner Worte finden konnte. Boisbal erholte ſich zuerſt, er dankte dem Kommendore für ſeine gute Meinung und rühmte ſeinen Scharfſinn, mit welchem er ſich aus der Affaire gezogen, er wandte ſich an Milton, bat, daß dieſes unangenehme Ereigniß keine perſönliche Feindſchaft unter ihnen zu Wege bringen möchte, und gab ſich im Voraus verloren, da er es mit einem ſo wichtigen Gegner zu thun hätte; zum Schluß überſchüttete er Eliſen mit einer Fluth von hohlen Komplimenten und leeren Worten, daß nur Milton's entſchiedenes: Enden Sie, mein Herr! im Stande war, der Suade des Kammerherrn Einhalt zu thun."

„Eliſen, die während dieſer ganzen Scene mit

der äußersten Anstrengung nach Fassung gerungen hatte, war es endlich gelungen, ihr überwallendes Gefühl niederzukämpfen. Sie stand auf, und indem sie mit einem großen Blick die Gesellschaft überschaute, begann sie Anfangs mit unsicherer Stimme, welche aber von Moment zu Moment mehr Festigkeit gewann: Das eben so unerwartete als überraschende Schauspiel, welches mein Vater uns gab, hat mich so sehr ergriffen, daß ich noch jetzt kaum reden kann, da ich mich so eben dazu anschicken will, vor dieser Gesellschaft meinen Dank dafür auszusprechen. Ich danke also meinem Vater für die beispiellose Aufopferung, mit welcher er, auf die eben kundgewordene Art, für mein Wohl gesorgt hat; ich danke und bedaure dabei zugleich, daß nur mein Herz und mein Gefühl mich bei meiner künftigen Wahl leiten wird, nie aber die Nebenabsicht eines Dritten mich zu etwas bestimmen kann."

„Der Kammerherr, immer den guten Ton der feinen Gesellschaft vor Augen habend, suchte aus dem ganzen unangenehmen Auftritt eine Plaisanterie zu machen, und wollte zu dem Ende Elisen's Rede mit einigen Bonmots unterbrechen, diese aber trat einen Schritt zurück, maß ihn von oben bis unten mit einem Blick der tiefsten Verachtung, und sprach: Sie wagten es wirklich, mit Ihrem ewig süßlächelnden Munde den Wunsch, mich zu besitzen, auszusprechen? Sie wagten das, da Sie doch wissen, wie langweilig, wie schal und erbärmlich man Sie da findet, wo Sie gern witzig

und galant seyn wollen? Wie boshaft und intrigant sind Sie da verfahren, wo Sie Protection affectiren und glücklich machen wollen? Wie viele Opfer Ihrer Intrigue sind wohl schon gefallen, die kein anderes Verbrechen auf sich geladen hatten, als dasjenige: durch ihre Rechtschaffenheit Ihnen zu mißfallen? Und Sie treten aus Ihrem dunkeln Hintergrund hervor, und fordern mich, die ich nie in solche Finsterniß zu schauen gewagt habe? Mich fordern Sie, damit ich an Ihrer Hand dem Verderben mit offenen Armen entgegen eile? Baronet Boishal, fuhr sie nach einer Pause fort, wenn jede Uebelthat, welche Sie begangen, sich in zehntausend Theilchen auflöst, und aus jedem einzelnen Theilchen eine gute That entspringt, welche Ihnen den Segen der Menschheit und die Thränen des geretteten Elends zum Lohn bringt, dann bin ich die Ihrige und eher nicht; aber so gewiß ich dies Wort ausspreche, so gewiß werde ich nie die Ihrige seyn, denn eher mag die Welt vergehen, ehe sich Ihre von Lastern verzärtelte Seele auf den Weg des Rechtes zurückfinden kann."

„Grausame Schöne! begann der Kammerherr nach einem tiefen Seufzer, und nachdem er ein mäßiges Glas Wein zur Stärkung ausgeleert hatte, halten Sie mich für so unverbesserlich? Ich will Sie eines Bessern überführen, und die Reihe meiner guten Thaten sogleich mit einer Collecte zum Besten unglücklicher Seefahrer eröffnen."

„Bei der letzten Aeußerung warf er einen kaum

bemerkbaren höhnischen Seitenblick auf Milton, legte auf einen vor ihm stehenden Teller einige Guineen und gab ihn herum. Als der Teller die Runde gemacht hatte und wieder zu dem Kammerherrn kam, ließ dieser sich zierlich vor Elisen auf ein Knie nieder und reichte ihr das blinkende Gold, mit der Bitte, es nach ihrer Einsicht zu verwenden."

„Elise trat mit einem Blick voll Verachtung zurück. Sie sprechen Ihr eigenes Urtheil, begann sie, Ihr Betragen zeugt von der Untrüglichkeit meines vorhin gemachten Schlusses. Sie wandte sich an die Gesellschaft: Ich will die Versammlung nicht länger in Ungewißheit über mich erhalten. Hier ist Kapitain Milton, der gleichfalls um mich geworben hat. Ich gestehe es frei und gern, daß ich diesem Mann sehr gewogen bin, und daß ich ihm unbedingt mein ganzes künftiges Schicksal anvertraue, wenn mein Vater seinen Segen zu dieser Verbindung giebt. Sollte er es aber nicht thun, so beruhige er sich mit der Versicherung, daß ich, so lange ich lebe, ehelos bleiben und die Liebe, die ich für Milton hege, still in mich verschließen werde, da ich sie nicht öffentlich zeigen darf. Zum Zeichen und zum Angedenken an diese Stunde nehme er diesen Ring, und Sie Alle seyen Zeugen meines Eides."

„Sie steckte einen Ring an Milton's Finger, den dieser in hoher Bewegung empfing und die Hand der Geliebten an seine Lippen preßte; eine Todtenstille

herrschte im Saal, das größte Erstaunen fesselte jede Zunge. Leben Sie wohl und glücklich durch meine Liebe! rief Elise, umarmte Milton mit Leidenschaft und verließ den Saal."

„Es bleibt bei meinem Ausspruch! donnerte Blackstone und verschwand durch eine andere Thür. Die Gesellschaft trennte sich in der höchsten Bestürzung ohne Abschied."

„Seit jenem verhängnißvollen Abend haben Milton und Elise sich nie wieder gesehen. Blackstone hat es durch seinen Einfluß dahin zu bringen gesucht, daß Milton mit seinem Schooner beordert wurde, die erste Kauffahrtei = Escadre nach Westindien zu geleiten. Während seiner Abwesenheit wird nun Blackstone gewiß alles anwenden, die Liebenden zu trennen."

„Wenige Tage nach diesem Ereigniß wurde Milton schon hierher nach Dover versetzt, und durfte das Schiff nicht verlassen. Jeden Abend erhielt er, wie Ihr wißt, vom Lande aus Befehle vom Kommendore. Er schickte die meiste Zeit mich als seinen Vertrauten, um zu sehen, ob es mir nicht gelänge, etwas von Elisen zu erforschen. Ich habe alles redlich gethan, aber umsonst. Auch heute empfing ich an der bestimmten Stelle meine Ordres, und wollte mich schon wieder an Bord begeben, als nahe am Strande meine Hannah auf mich zutrat. Sie erzählte mir, daß ihre Gebieterin Gelegenheit gefunden hätte, sich des Vaters Aufmerksamkeit zu entziehen und London zu verlassen, und sich

nun hier in der Nähe befände; sie beschwor mich, so schnell als möglich an Bord zu gehen und Milton herbeizuschaffen. Ich habe es gethan und verzweifelte an dem Erfolg, weil ich weiß, wie streng Milton auf seine Pflicht hält, und er keine Erlaubniß hatte, das Schiff zu verlassen. Die mitgebrachten Ordres lauten anders; Blackstone muß darum wissen. Mir ahnet eine Schurkerei, Gott gebe ein gutes Ende!"

Hier hatte William seine Erzählung beendet und stand auf. Jackson, dessen Aufmerksamkeit auf das Höchste gespannt gewesen, und den sein Spott längst verlassen hatte, faßte William in seine Arme und drückte ihn heftig an sich. „Du armer Junge," rief er in hoher Bewegung aus, „bist auch in diese sonderbare Liebesgeschichte verflochten?"

„Gott helfe nur unserm guten Milton," antwortete William, „ich werde schon durchkommen."

„Deine Hannah muß ein gutes, liebes Mädchen seyn," fuhr Jackson fort, „liebst Du sie denn recht sehr?"

„Ja wohl liebe ich sie," versetzte jener, „so sehr, als nur ein Mensch im Stande ist zu lieben."

„Du wirst also gewiß Alles thun, warum sie Dich bitten wird?" fragte Jackson tief bewegt.

„Mehr als das!" rief William, „ich werde auch das thun, was ihr Mund nicht auszusprechen wagt."

„Und wenn sie nun zu Dir kommt," forschte Jackson, „und ihren vollen Arm um Deinen Nacken

ſchlingt, und Dein pochendes Herz gegen ihre wallende Bruſt drückt, und wenn ſie dann mit dem ſüßeſten Ton ihrer ſüßen Stimme bittet, Dich aufzumachen und den Tod ihres Vaters an dem zu rächen, der Schuld daran iſt, was würdeſt Du dann thun?"

William's Auge ſprühte Feuer. „Ich warte nur auf das Zeichen aus ihrem Munde!" rief er laut, „um das Schwert zu ziehen und durch die Welt zu eilen, bis ich den gefunden habe, in deſſen Bruſt ich das glühende Eiſen abkühlen kann." Jackſon riß die Uniform auf und ſchaute William mit zerſtörten Blicken an: „Fall aus auf meine Bruſt; ich bin derjenige, der den Vater Deiner Hannah im Zweikampf ermordete." William taumelte erſchrocken zurück.

Sechs und neunzigſte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

Wild ſchäumend brachen ſich die Wellen an den hohen Felsmaſſen, welche ſich vom Ufer aus in die Lüfte emporthürmten, die Seemöven und Fiſchreiher flogen mit mächtigem Gekrächze über die Wogen und tauchten von Zeit zu Zeit in die weißſchäumende Fluth.

Der ganze Strand war menschenleer, tiefe Stille herrschte rings umher, nur seitwärts schimmerte in einer niedrigen Fischerhütte noch ein sparsames Licht. Vor der Thür dieser Hütte stand ein alter Fischer und guckte neugierig über die Fluthen weg, in die Nacht hinaus; von Zeit zu Zeit wandte er den Kopf rückwärts, als ob er in die Hütte hinein sprach, dann aber strengte er seine Sehkraft immer verdoppelt an.

Durch die hochgehende Brandung flog Milton mit seiner Schaluppe. Eben jetzt stieß sie an's Land, der Fischer eilte in die Hütte, drin wurde eine laute Bewegung. Milton wandte sich an die Mannschaft seiner Schaluppe: „Legt mit Eurem Boot vom Strande, und kehrt nicht eher nach demselben zurück, als bis ich das Euch bekannte Zeichen gebe.“ Die Schaluppe steuerte durch die Brandung auf das freie Wasser hinaus, Milton wickelte sich fest in seinen Mantel und wandelte, rechts und links sehend, langsam landeinwärts. Kaum hundert Schritte mochte er gegangen seyn, sich noch immer unwillkürlich nach dem lautaufbrausenden Meer zurückwendend, als der Fischer, der vor seiner Hütte neugierig Wache gehalten hatte, an ihn herantrat: „Ich wünsche Euch einen guten Abend, Herr!“ —

Milton dankte flüchtig und wollte vorübergehen. „Erlaubt, mein Herr,“ sagte der Fischer, „Ihr scheint mir etwas zu suchen, und da Ihr hier nicht recht be-

kannt seyd, so werdet Ihr es schwerlich finden, wenn Ihr nicht einen Wegweiser nehmt."

„Du bist schlau," lächelte Milton, „aber ich danke Dir, bei mir ist kein Botenlohn zu verdienen."

„Das Botenlohn möchte ich schon bekommen haben," sagte der Fischer, „wenn Ihr nur dazu beitragen wollt, daß ich es auch verdiene. Wollt Ihr mir nicht Euern Namen sagen, Herr?"

Milton ward aufmerksam und sah den Frager näher an, aber er erblickte nichts, als das muntere, offene Gesicht eines der dortigen Küstenbewohner, aus welchem ihn ein Paar helle Augen freundlich anlachten. „Du bist mir ein lustiger Gesell," rief er, „was kann Dir mein Name Großes nützen?"

„Wer weiß, Herr," sagte er, „sagt ihn nur immer frisch heraus. Im schlimmsten Fall verlaß ich Euch mit einem: Verzeiht den Irrthum! und damit ist's alle."

„Nun, in des Himmels Namen!" sagte Milton, „ich heiße Milton und bin Kapitain des Schooners Fulgur."

„Victoria, Victoria!" rief der Fischer lustig aus, „der Fisch ist gefangen, er zappelt im Netz!" und eilte auf das Licht der Hütte zu, welches so eben, wie von einem Hoffnungsstrahl belebt, heller aufflackerte. Milton folgte, von einer freudigen Ahnung bewegt.

Sie ward erfüllt, diese Ahnung: noch hatten sie die Hütte nicht erreicht, in welche aber des voraneilen-

den Fischers jubelnde Stimme bereits gedrungen war, als Elise an Milton's Hals hing und den theuern, lang entbehrten Freund mit tausend Küssen bedeckte.

Die Liebenden zogen sich in das Innere der Hütte zurück, Hannah und der Fischer hielten Wache. Elise wollte den freudig aufhorchenden Geliebten immer von den neuesten Ereignissen zu London in Kenntniß setzen; die Namen Blackstone, Boisbal, Zorn, Rache und ähnliche Gegenstände kamen nach und nach über ihre Lippen, aber immer unterbrach sie sich selbst, indem sie sich ein albernes Mädchen schalt, welche es nicht verdiene, einen so tapfern und edlen Geliebten zu haben, und bat diesen, ihr doch ihre kindische Furcht zu verweisen.

Die Kraft des Mannes bricht gewöhnlich wie Glas, wenn das Weib ihre Furcht unterdrücken will, und den Mann bittet, ihr ihre Weichheit vorzuwerfen. Milton's Muth war fast dahin, er zitterte und zagte, und vermochte nur mit großer Anstrengung die innere Bewegung zu verbergen.

Vom äußersten Horizont rissen sich einzelne Wolken los und irrten durch das unermeßliche Blau des Himmels und verdeckten bald den Mond und bald die Sterne, und verloren sich dann, vom Winde weiter und weiter fortgetragen, aus dem Gesichtskreise des sie begleitenden Menschenauges. Elise und Milton verfolgten beide den irren Gang einer einsamen Wolke, welche wie ein finsterer Trauerschleier in die Nacht hin-

aus wehte, indem ſie einzelne Thränen aus ihrem Schooße auf die Erde herabfallen ließ.

„Wenn ich Dich ja verlieren ſollte, Du Guter,“ liſpelte Eliſe und barg das Geſicht laut weinend an des Freundes Bruſt, „dann will ich, wenn mein Unglück gewiß iſt, auf den höchſten Felſen von Dover klettern und mit einem lauten Gebet zu Dir in die Tiefe hinabſpringen.“

„Und ich will,“ rief Milton, „wenn Du mir entriſſen wirſt, den Himmel und die Erde verlaſſen, und ewig umherirren im öden Gewäſſer des wilden Oceans; keine blühende Flur ſoll mehr mein Auge erfreuen, und keine befreundete Küſte mir im Glanze des Morgenroths entgegen leuchten.“

Eliſe war in dieſem Augenblick von einem Gefühl der Größe ergriffen, welches ſie hoch über das Gewöhnliche emporhob. „Ja!“ rief ſie aus und ſchaute dem Freunde mit feſtem Blick in das leuchtende Auge, „ja, Geliebter, ſo ſoll es ſeyn, ich ſchwöre, nicht von Dir zu laſſen und zu halten auf meinen Eid. Will aber der Himmel den Bund unſerer Liebe nicht gelten laſſen, und ich muß meine Liebe zum Opfer meiner Pflicht bringen, dann ſchwöre ich Dir, da ich im Leben Dir nicht angehören kann, Dir im Tode zu folgen.“ Langſam und mit gehaltener Stimme ſprach ſie die Worte des Schwurs.

Begeiſtert von der hohen Kraft der Geliebten, rief Milton im höchſten Feuer: „Und was ich vorhin Dir

geſchworen, das leite eine höhere Macht zur glücklichen Erfüllung! Segle, mein Schiff, ſegle von Welle zu Welle, von Zone zu Zone! Hebe die Woge, ſenke das Land! Ich verachte die Welt, wo ſie nicht mehr wandelt."

Erſchöpft und zugleich erhoben ſanken ſie ſich einander in die Arme, feſt und immer feſter hielten ſie ſich umſchlungen; der Wind erhob ſich ſtärker und ſtärker, die Wolken gingen von Minute zu Minute höher, und ſchauriger hallte die aufgeregte Brandung an den Felſen wieder, ſie hörten es nicht; die Wolken zogen mit Blitzesſchnelle vom Horizont herauf und bedeckten Mond und Sterne, ſie ſahen es nicht; Mund an Mund und Bruſt an Bruſt ſtanden ſie in ſeliger Umarmung hingegoſſen, rings umher war die Natur im grimmigen Aufruhr, in ihnen und um ſie blühte ein ewiger Frühling.

Da wurde es draußen vor der Hütte laut, Menſchen liefen hin und her, der Schein hellglühender Fakkeln, die durch die finſtere Sturmnacht leuchteten, drang durch die Fenſter der Hütte. Zu gleicher Zeit ſtürzten Hannah und der Fiſcher herein. „Rettet Euch, um Gottes willen, rettet Euch!" tönte es von den bebenden Lippen der Erſtern. „Eliſen's Flucht aus London iſt verrathen, die Späher ihres Vaters, vielleicht er ſelbſt, ſind in der Nähe."

Milton und Eliſe fuhren wie Träumende aus ihrer Umarmung auf; ſie hatten von Hannah's Schrek-

kensruf nichts vernommen, fragend sahen sie auf diese. Noch ehe beide ihre Botschaft wiederholen konnten, ward die vom Fischer von innen verriegelte Thür eingestoßen, Soldaten mit Fackeln traten herein, eine Tageshelle verbreitete sich, Blackstone trat mit dem Baronet in die Mitte, Todesstille herrschte rings umher, Angst, Furcht, Zorn, Bosheit wechselten auf den verschiedenen Gesichtern. Von außen wütheten der Sturm und das Meer, ein endloser Regen stürzte aus den Wolken herab.

Nach einer ziemlich langen Pause trat Blackstone einen Schritt vor und sagte, mit fast tonloser Stimme zu Milton: „Die Ihnen neulich von mir bewilligte Frist, sich mit dem Baronet in einen Wettkampf um meine Tochter einzulassen, wird hierdurch von mir aufgehoben; Baronet Boishal hat mir einen so großen Dienst geleistet, als Sie mit dem besten Willen und mit dem Aufwand aller Kräfte mir nie erweisen können. Betrachten Sie Ihr Verhältniß zu Elisen als durchaus aufgehoben, da Umstände es mir gebieten, nie eine Verbindung zwischen Ihnen beiden zuzugeben.“

Milton stand wie vom Donner gerührt, er vermochte keine Sylbe hervorzubringen; vor ihm stand der Kammerherr und sah ihn mit einem bedauernden Lächeln an. Elise lag ohnmächtig in Milton's Armen, Hannah unterstützte die leidende Freundin, der Fischer schlich leise davon.

Der Kommendore trat herzu, faßte Elise mit kräftiger Hand und legte sie in die Arme des Kammerherrn.

„Baronet Boishal, bringen Sie Ihre Braut in Sicherheit," sagte Blackstone, und jener eilte, den Wink zu vollziehen. Eine Sänfte wurde gebracht, Boishal hob die Ohnmächtige hinein und folgte nach. Nach einer ziemlichen Weile erhielt Elise ihre Besinnung wieder, sie erwachte in Boishal's Armen, welcher sie mit zärtlichen Worten und Liebkosungen überhäufte.

Mit zornglühenden Augen fuhr sie aus seinen Armen empor. „Unglücklicher!" rief sie, „Du wagst es, Dich mir so zu nähern, da Du weißt, welchen entschiedenen Haß ich gegen Dich hege? Weiche von mir und wage nicht länger, mich zu halten; gieb mir die gestohlene Freiheit wieder!"

Sie warf einen Blick aus der Sänfte in die von Fackeln erhellte Gegend; ein einziger Augenblick belehrte sie, daß sie der Gewalt des Kammerherrn nicht entkommen konnte. Sie warf einen stechenden Blick der Verachtung auf ihn und sank laut weinend zusammen. Boishal wagte es nicht, ihr mit Worten, noch sonst auf irgend eine Weise zu nahe zu treten, er schmiegte sich still in seine Ecke und warf nur von Zeit zu Zeit lüsterne Blicke auf die hohe, jungfräuliche Gestalt.

Sie kamen vor einem Landhause an, Boishal ließ halten, er hob Elisen aus der Sänfte und führte sie in's Haus, sie folgte ihm gutwillig. Ein junges, freundliches Mädchen wies ihr ein Zimmer an und bat um ihre Befehle, Elise, an Geist und Körper gleich abgespannt, wünschte nur Ruhe; das Mädchen verließ sie.

Ermattet sank sie auf ein Ruhebette und entschlief. Aengstliche Träume quälten die im Wachen so sehr geängstigte Schläferin; plötzlich fuhr sie erschreckt empor; es hatte ihr geträumt, Milton habe Dover verlassen und sey mit dem Boote umgeschlagen, sein letztes Wort sey Elise gewesen.

Die Nachtlampe brannte düster und warf dunkle und ungewisse Schatten in das Zimmer; der Sturm hatte nachgelassen und die Regenquelle war versiegt, die Wolken theilten sich und der Mond warf seine Strahlen in schräger Richtung auf die Erde.

Elise stand am Fenster und blickte wehmüthig in die Nacht hinaus, die Schreckensbilder der vergangenen Stunden traten lebendig vor ihre Seele, der kurze, unruhige Schlaf hatte ihren lebhaften Geist noch mehr aufgeregt, als zur Ruhe gebracht, sie besann sich, in wessen Gewalt sie sey, und malte sich ihre Zukunft mit den schrecklichsten Farben aus, ein schneller Entschluß kam in ihr zur Reife: sie wollte sich der Gewalt des Gehaßten entziehen, es möge kosten, was es wolle. Sie hüllte sich in ihre Kleider, der Sprung aus dem niedrigen Fenster blieb ohne nachtheilige Folgen, ängstlich durchschritt sie den Garten, eine Hinterthür fand sie nur angelehnt; wie ein gescheuchtes Reh flog sie den ungebahnten Weg entlang.

Der Zufall hatte sie auf den Weg geführt, den sie einzuschlagen gewünscht. Einige hundert Schritte von der Gartenpforte traf sie auf einen Mann, der ihr ei-

lend entgegen kam; sie erkannte in ihm den Fischer, bei dem sie mit Milton gewesen war. Er hatte sich aufgemacht, um zu erkunden, welchen Weg der Baronet mit ihr eingeschlagen hätte. Hocherfreut geleitete er sie nach seiner Hütte, wo Hannah lautjauchzend auf sie zustürzte. Hier erfuhr sie Folgendes. Kaum hatte Boishal mit ihr die Hütte verlassen, als Blackstone auf Milton zugegangen sey, und ihm auf seinen Diensteid befohlen habe, sich unverzüglich an Bord zu begeben. Milton habe sich geweigert und geschworen, sich an dem ehrlosen Räuber seiner rechtmäßigen Braut fürchterlich zu rächen. Blackstone habe den Wüthenden verächtlich angelacht und mit einem beleidigenden Schimpfnamen belegt. So gereizt, habe Milton den Degen gezogen, und er würde den Kommendore durchstochen haben, wenn nicht die Umstehenden ihm in den Arm gefallen wären. Nach diesem Auftritt habe Blackstone mit seinen Begleitern augenblicklich die Hütte verlassen; Milton sey in der schrecklichsten Stimmung dem Strande zugeeilt. Bekümmert um das Loos ihres Geliebten sank Elise laut weinend auf das dürftige Lager, welches die gutmüthigen Fischersleute ihr in der Geschwindigkeit bereitet hatten.

Milton schritt in die Nacht hinaus dem Strande zu, Sturm und Regen hatten nachgelassen, und der Mond blickte mit ruhiger Klarheit auf die hochgehenden Wellen. Milton besann sich auf sein Zeichen, welches er der Schaluppe geben wollte; aus seiner Pistole schoß

er eine Leuchtkugel im weiten Bogen vom Strande auf die See hinaus, nicht lange darauf legte die Schaluppe am Strande an. Milton sprang hinein und fuhr still und in sich gekehrt seinem Fulgur zu, welcher, vor zwei Ankern liegend, im ewigen Wechseltanz mit den gegen ihn anrollenden Wellen blieb.

Sieben und neunzigste Nacht.

(Schluß der vorigen Sage.)

Auf dem Quarterdeck des Fulgur herrschte eine grause Stille; William saß, vor Schmerz außer sich, auf dem Boden, das glühende Gesicht auf eine Kanone gedrückt, Jackson stand am Nachthause*), den Kopf mit beiden Händen gestützt, und starrte über das Verdeck hin. Endlich riß er sich gewaltsam aus seiner Stellung, faßte William beim Arm und riß ihn zu sich empor: „Was liegst Du da wie ein seelenloses Geschöpf, und hast nicht einmal Thränen? Hier stehe ich, gegen

*) Nachthaus, ein hölzerner Kasten, dem man die Form eines Häuschens giebt. Der Platz desselben ist am Steuerruder; es befinden sich darin die Kompasse, nach welchen gesteuert wird.

den Du in Rache entbrannt bist; hast Du Muth, so ziehe den Degen und mache es mit mir aus!"

William sah ihn mit einer Miene des Zorns und der innigsten Liebe an. „Ist es möglich, Jackson, Ihr?" rief er aus, „Ihr, der mir gleich dem sichern Polarstern auf dem Wege leuchtete, dem ich blindlings folgte, Ihr habt das gethan? Ihr habt den Vater meiner Geliebten getödtet, gemordet? O Gott, wie war es möglich, solches zu vollbringen?"

„Das mache mit Deinem Zeitalter aus," erwiederte Jackson kalt, „welches diese unseligen Gesetze der Ehre gab und feststellte. Richard hatte mich beleidigt, er fiel als das Opfer meiner Rache im gesetzlichen Zweikampf. Versöhnt starb er in meinen Armen. Fühlst Du Dich zu seinem Rächer berufen, hier bin ich und werde Dir nicht entlaufen; bestimme Zeit und Ort, ich will Dir jede Genugthuung geben, die Du fordern kannst."

„Ich werde nichts thun," sprach William, „als was mir die Liebe gebieten wird; ihrem Ausspruch werde ich vertrauen. Bis dahin will ich Dir nicht mehr begegnen, ich scheue mich, den Mann zu erblicken, welcher aus den Augen, die mich mit hoher Liebe anblickten, so bittere Thränen preßte."

In dem Augenblick gab die Wache das Zeichen, daß ein Boot sich dem Schiffe nähere, die Schaluppe legte am Steuerbord an, Milton sprang auf's Verdeck und eilte erschüttert und durch seinen Anblick erschüt-

ternd an den ohnehin Ergriffenen vorüber in die Kajüte; lautbellend stürzte Pintsch ihm nach.

Die lange Nacht war endlich vorüber, nach und nach erlöschten die Sterne und der Mond verschwamm in der anbrechenden Tageshelle; in Osten glühte hoch das Morgenroth empor. Ein leiser Wind wehte von Englands Küste nach Frankreich hinüber, die Wellen, noch aufgeregt vom Sturm der Nacht, zogen in weiten Bogen lautlos dahin. Majestätisch schwamm die stolzgebaute Fregatte „Najade" unter dem Oberbefehl des Vice-Kommendore St. George daher, welchem die obere Leitung der Escadre anvertraut war. Dieser folgte die ganze große Zahl der Kauffahrer, welche sie mit dem Fulgur nach Westindien geleiten sollte. Auf ein gegebenes Signal der Fregatte gingen sämmtliche Schiffe vor Anker, die Najade umkreiste die ganze Flotte und warf dann unfern vom Fulgur die Anker aus. Ein reges Leben war auf allen Schiffen, denn von der Fregatte wehte das Signal, daß gegen Sonnenuntergang die Fahrt in die neue Welt beginnen sollte.

Milton stand regungslos auf dem Verdeck seines Schooners und nahm keinen sichtbaren Antheil an der lauten Bewegung um ihn her. Sein matter Blick war fest auf die vaterländische Küste gerichtet, als ob ihm von daher jetzt plötzlich das Heil kommen sollte; er hörte nicht auf den ihm zur Seite stehenden William, welcher ihn über die Abenteuer der letzten Nacht und über seine Hannah befragte. Im Innersten betrübt

über die Niedergeschlagenheit seines Freundes und Herrn verließ er diesen endlich und begrub sich, von Fieberfrost geschüttelt, in seine Hängematte. Ein Befehl des St. George berief Milton an Bord der Fregatte. Mechanisch begab er sich dahin; der Vicekommendore kam ihm entgegen. Es war ein Mann nahe an vierzig, von der Natur mit einer unleugbaren Hoheit, sowohl des Geistes als des Körpers, ausgerüstet; seine Kenntnisse, sein Scharfsinn, die ruhige Klarheit seines Geistes, standen in dem schönsten Verhältniß zu seiner herkulischen Figur, welche ihn zum Ideal eines Heros erhob; sein sanftes Auge sprach jedem, der sich ihm nahte, Muth und Vertrauen ein, jede, auch die kleinste Bewegung seines Körpers verrieth den feinsten Weltmann. Milton fragte nach seinen Befehlen, St. George zog ihn auf die Seite und begann: „Unfehlbar haben auch Sie bereits den Befehl erhalten, heute Abend in See zu gehen; derselbe ist auch mir heute Morgen wiederholt mit dem Auftrage geworden, Ihnen solchen nochmals zu vergegenwärtigen. Ich entledige mich hiermit dieser Ordre, wenn ich gleich zweifle, daß wir abgehen können, denn das Geschwader ist nicht beisammen, viele Schiffe können erst spät am Abend eintreffen, und wir sind daher genöthigt, unsere Abfahrt bis morgen früh aufzuschieben; doch muß ich Sie bitten, alles so einzurichten, als ob heute die Reise wirklich vor sich gehen sollte. Vorzüglich haben Sie darauf zu sehen, daß keiner von der Besatzung, es sey welcher

es wolle, unter irgend einem Vorwande, auch nur auf Minuten das Schiff verlasse. Empfangen Sie jetzt Ihre näheren Instructionen!"

Beide gingen zusammen in die Kajüte, nach einer Stunde kehrte Milton allein zurück und begab sich an Bord seines Fulgur.

Boishal träumte noch auf seinem Lager von seinem nächtlichen Raube, als die Sonne bereits hoch durch die Fenster seines Schlafgemaches schien, und Blackstone durch die Thür desselben eintrat. „Nun, Baronet," begann er, „ist Elise in Sicherheit? Wie gefällt sie sich in ihrer neuen Behausung?"

„Ohne Zweifel sehr gut," antwortete dieser und verließ behende das Lager, „es ist gut, daß Sie kommen und mich wecken, es wird hohe Zeit seyn, dem Fräulein meine Aufwartung zu machen. Wie geht's denn meinem trostlosen Nebenbuhler?"

„Hört, Baronet," begann der Kommendore finster, „nichts mehr von ihm; der arme Junge thut mir leid, herzlich leid, er geht dabei zu Grunde. Dankt es Euren schlechten Streichen, die Ihr zu meinem Besten gethan habt, daß Ihr die Hand meiner Elise erhaltet, aber macht eilig, sonst reut mich der ganze Bettel, und ich werfe unsern Vertrag über den Haufen."

Boishal nahm eine kleine Feder von seiner Uniform und blies sie lächelnd von sich: „Nicht doch, Kommendore, glaubt es nicht, unser Vertrag hat einen guten Grund; fester hält der Teufel seine armen Sünder

nicht, als ich Euch, denn daß Ihr's nur wißt, die letzte französische Geldsendung — —"

Blackstone sprang auf ihn zu und drückte ihm die Hand auf den Mund. „Wollt Ihr mich an den Galgen bringen?" rief er aus.

Boishal entwand sich ihm und fuhr fort: „Keineswegs, ich will nur sagen, daß Ihr gewiß gegen den Mann nicht wortbrüchig werden könnt, der ganz allein das unbegreifliche Räthsel zu lösen weiß, wie das letzte englische Geschwader, welches Euer guter Vetter commandirte, in französische Gewalt gerieth. Nicht wahr, Kommendore, das Schweigen verdient seinen Preis?"

„Ich halte Euch mein Wort, und wenn ganz England sich gegen meinen Willen auflehnte!" war Blackstone's Antwort.

„Gut, gut!" erwiederte der Baronet, „gebt Euch nur zufrieden. Indessen traue ich Eurer Elise eben so wenig, als dem tolldreisten Milton; ehe wir's uns versehen, sind sie unserer Gewalt entflohen, also möchte ich je eher je lieber Elisen die Meinige nennen."

„Meinetwegen noch heute," war Blackstone's Antwort, „macht nur Anstalt, ich genehmige im Voraus Euer Thun."

„Schön," lächelte Boishal, „da freut es mich, einen Popen mit von London gebracht zu haben, ich wüßte hier keinen aufzutreiben. Laßt Eure Tochter rufen, wir können die heilige Handlung sogleich vollziehen."

In demſelben Augenblick ſtürzte die Kaſtellanin, welcher man Eliſen anvertraut hatte, bleich wie der Tod in das Zimmer. „Sie iſt fort," rief ſie, „ſie iſt entflohen, das Fenſter ſteht offen! Gott ſey mir gnädig und barmherzig!"

Beide Männer tobten; Boisbal ließ alle ſeine Galle auf Blackſtone los, dem er es bieten durfte, weil er im Beſitz des Geheimniſſes war, deſſen Offenbarung jenen unfehlbar in die äußerſte Schande ſtürzen mußte. Er gab ihm Schuld, Eliſen's Flucht veranlaßt zu haben, um eine Verbindung zwiſchen ihr und Milton zu Stande zu bringen; er nannte ihn einen wortbrüchigen Betrüger, und ſchwur, wenn er Milton und Eliſen mit einander vermählt fände, unverzüglich nach London abzugehen und Blackſtone zu denunciren.

Dieſer beſchwor Himmel und Hölle, für ihn zu zeugen, daß er an der vor ſich gegangenen Flucht unſchuldig ſey. Er forderte den Baronet auf, ihn zu begleiten, um gemeinſchaftlich die Flüchtige aufzuſuchen, welche nirgends anders, als nach dem Strande geflohen ſeyn könne. Der Pope ſolle ſie begleiten und ſie auf der Stelle, wo ſie ſie antreffen würden, ſogleich mit ihm zuſammen geben.

„Es freut mich," unterbrach ihn Boisbal, „an Eurem Eifer zu ſehen, daß Ihr es redlich meint und das Geſchehene nicht verſchuldet habt. Haltet mir meinen Verdacht zu Gute und entſchuldigt ihn mit der

Liebe zu Eurer Tochter. Indessen laßt uns Anstalten machen, so schnell als möglich aufzubrechen."

Es geschah; schon nach einer halben Stunde setzte man sich, Blackstone an der Spitze, in Bewegung.

Als Milton, von der Najade zurückkehrend, das Verdeck seines Schooners betrat, fand er Jackson, welcher ein kleines Fischerboot vigilirte, das muthig durch die hohen Wellen auf den Schooner zusteuerte.

„Was gilt die Wette," rief Jackson dem Kapitain entgegen, „der hofft zu fischen; es kommt darauf an, welche Beute Ihr ihm zudenkt."

Das Boot war unterdessen ziemlich nahe herangekommen, und der Fischer bat an Bord gelassen zu werden, weil er dem Kapitain wichtige Nachrichten mitzutheilen habe. Milton erkannte in ihm den alten Fischer, bei dem er in der letztvergangenen Nacht seine Elise getroffen hatte, und rief ihn unverzüglich an Bord. Kaum hatte er das Verdeck betreten, als Milton ihn mit der äußersten Hast in die Kajüte zog. „Was ist geschehen," rief er, „was weißt Du? schnell berichte!"

Der Fischer erzählte dem stürmenden Frager alles, was geschehen war, und schloß mit der Anzeige, daß die Miß sich jetzt wieder mit ihrer Begleiterin in seiner Hütte befinde und sich unaufhörlich nach ihm sehne. Bei diesen Worten überreichte er ihm folgendes Billet:

„Theurer, einzig Geliebter!"
Komm bald, komm schnell! die Sehnsuch verzehrt

mich; ich mag nicht mehr athmen, ich mag nicht mehr leben! Die Angst um Dich und mich zerreißt mein Inneres! Mir ahnen schreckliche Dinge! Meine Flucht wird entdeckt seyn, man wird meinen Aufenthaltsort vermuthen, mich aufsuchen und mit sich fortschleppen. Mein Transport von der Hütte am Strande bis nach dem Landhause, von wo aus ich entsprang, war schrecklich; Boishal saß mir zur Seite; ohnmächtig, wie ich war, konnte ich mich seiner Liebkosungen nicht erwehren, seine giftigen Küsse brannten auf den nur Dir geheiligten Lippen. Rette mich, mein theurer, mein einziger Freund, rette mich! Jeder Fußtritt setzt mich in Schrecken, denn ich glaubte, Boishal zu hören, komm, komm und schütze mich!

Elise."

Liebe, Zorn, Mitleid und Rache zerarbeiteten jetzt alle zugleich Milton's Brust. Er vergaß alle Verhältnisse und Rücksichten, und rief dem Fischer zu: „Schnell, schaffe unverzüglich Dein Boot herbei, ich fahre mit Dir; eile und beflügle den trägen Kiel, damit wir den Strand erreichen, wo die Unglückliche weilt."

Der Fischer folgte der erhaltenen Weisung und rannte auf's Verdeck, Milton stürmte ihm nach. Am Eingang der Kajüte trat ihm Lieutenant Jackson entgegen. „Es ist gut, daß Ihr kommt," sagte er, „sonst hätte ich Euer Gespräch unterbrechen müssen, so interessant es auch für Euch gewesen seyn möchte. Die

Najade hat Signale aufgesteckt, seht selbst hin; alle Kapitains sollen sich augenblicklich an Bord derselben begeben. Sehr nur die Anzahl von Böten, welche bereits der erhaltenen Weisung gehorchen; Ihr werdet nicht säumen dürfen. Ich habe schon Eure Schaluppe beordert, sie liegt zur Abfahrt bereit."

Milton sah hin; die Fläche ringsum war mit Fahrzeugen bedeckt, welche alle der Fregatte zueilten. Da sank ihm der Muth; er wurde bleich, und helle Thränen entstürzten seinen Augen. „Ich kann nicht zu ihr," rief er aus, „und sie wird verzweifeln! ich muß hier bleiben und werde in meinem Jammer vergehen!" Er eilte auf den Fischer zu: „Verlaß das Schiff und sage ihr, was Du siehst; ich kann nicht kommen, und wenn die Wohlfahrt der ganzen Menschheit an diesem einzigen Augenblick hinge!" Er sprang, vor Schmerz außer sich, in die Schaluppe und ließ der Fregatte zusteuern.

St. George's Befehle an die sämmtlichen Kapitaine der Kauffahrer waren dieselben, welche er Milton bereits speciell mitgetheilt hatte; er setzte noch hinzu: „Meine Meinung, als würden wir noch über Nacht hier liegen bleiben, scheint sich nicht zu bewähren, da unsere Convoy beisammen ist. Es fehlen nur noch zwei Transportschiffe, welche jeden Augenblick eintreffen können; sobald diese angekommen, geben wir unter Segel. Ich schärfe Ihnen allen daher noch wiederholt den Befehl ein, weder selbst das Schiff zu verlassen, noch

Ihren Untergebenen diese Erlaubniß zu gestatten. Jede, auch die kleinste Unordnung, welche daraus entsteht, wird schwer auf Sie zurückfallen!" Mit einer leichten Verbeugung wurden sämmtliche Kapitains entlassen.

Milton blieb noch zurück. Als er mit St. George allein war, stürzte er auf ihn zu, faßte seine Rechte krampfhaft mit beiden Händen und rief mit dem Ton der Verzweiflung: „Ist die von Ihnen gegebene Ordre durchaus nöthig und unwiderruflich? Tod und Leben hängt an dem Ausspruch Ihres Mundes, besinnen Sie sich wohl!"

„So leid es mir thut," sagte St. George, „so schwöre ich es Ihnen bei meinem Diensteid, ich kann Ihnen die Erlaubniß nicht geben, an's Land zu gehen, da jeder Augenblick, selbst der, worin wir sprechen, uns den Befehl geben kann, die Anker zu lichten. Was haben Sie denn, Milton? Sie sind entsetzlich aufgeregt."

„Es ist aus mit mir, St. George," rief Milton, „beweinen Sie mich, wenn Sie können! mein Glück, mein Friede liegen begraben; ich habe Eide geschworen und muß sie halten. Leben Sie wohl, wir sehen uns nicht wieder!" Er stürzte auf's Verdeck und verließ die Fregatte.

Schon senkt die Sonne ihre glühenden Strahlen dem westlichen Horizont zu, die schreienden Seemöven flogen in Schaaren nach dem Strande, ein dichter Nebel lagerte sich um die französische Küste. Ein leiser Abendwind flatterte durch die Taue und Segel, und

schien die schlaff herunterhängenden Leinen an ihre baldige Pflicht zu mahnen; alle Schaluppen und Böte, die der beiden Kriegsschiffe ausgenommen, waren bereits auf dem Verdeck festgestellt, und jede Communication mit dem Lande aufgehoben. Milton sah sich gar nicht mehr ähnlich, er stand still und in sich gekehrt auf dem Verdeck und starrte mit unverwandtem Blicke nach der Küste oder nach dem Nordmeer; sein Gesicht war kalt und unbeweglich wie die Wand, kein äußerer Zug markirte die Bewegung seines Innern. Jackson hielt sich viel in seiner Nähe auf, und suchte, seiner Gewohnheit nach, durch Bonmots eine freudige Stimmung bei dem Leidenden zu erwecken, aber umsonst; Milton hörte nicht auf ihn. An der andern Seite stand William und sah mit Augen voll Thränen auf den leidenden Freund, dem er weder zu helfen noch ihn zu trösten im Stande war.

Es dunkelte immer mehr und mehr; die beiden Transportschiffe, auf deren Ankunft die ganze Convoy wartete, waren noch nicht zu sehen; die Fregatte steckte Laternen auf, auf dem Schooner folgte man ihrem Beispiel. Da nahte dem Letztern ein Fischerboot vom Lande. Der Schiffer, welcher am Steuer desselben saß, bat wehmüthig, an Bord gelassen zu werden; bei der Stimme des Bittenden fuhr Milton erschreckt auf; es war der bekannte Fischer, bei dem Elise hauf'te; er befahl, ihn augenblicklich an Bord zu lassen. Das

Boot legte an, der Fiſcher beſtieg das Verdeck; ihm folgten zwei junge, wohlgebildete Matroſen.

Milton riß den Fiſcher zu ſich hin. „Was weißt Du von ihr?“ rief er aus, „ſprich, rede, gieb mir Beruhigung!“

„Ich weiß nichts,“ war die Antwort, „aber jene beiden jungen Leute (hier wies er auf die beiden Matroſen, die mit ihm an Bord gekommen waren), meine Vettern, haben den ganzen Tag bei ihnen zugebracht und werden Euch wohl manches zu erzählen wiſſen. Wenn es Euch gefällig iſt, ſie zu vernehmen, ſo . . .“

Milton ließ den alten Fiſcher nicht ausreden, ſondern befahl dem naheſtehenden William, ihm die beiden Matroſen in die Kajüte zu bringen, und ging ſelbſt voran. William gehorchte und folgte dem Kapitain mit den beiden Fremden auf dem Fuße nach. Der Schein der angezündeten Lampen, die freundliche Stimme der beiden neuen Ankömmlinge, machte ein ſchnelles Erkennen möglich; ein Schrei der Freude und des Erſchreckens entwand ſich jeder Bruſt; Milton und Eliſe, Hannah und William lagen einander in den Armen; vier glückliche Menſchen weinten Freudenthränen.

Erſt ſpät trat die Ruhe ein, erſt ſpät vermochten die vier Glücklichen ihre kritiſche Lage zu berückſichtigen. Milton erholte ſich zuerſt. „Was ſoll, was kann geſchehen?“ war ſeine inhaltſchwere Frage.

Eliſe fiel ihm in's Wort. „Nicht mehr zurück nach dem Lande; wir bleiben hier, ich verlaſſe Dich

nicht mehr, ich folge Dir in die fernsten Zonen, wohin Dein Schicksal, wohin Deine Pflicht Dich führt. Verstoß mich nicht, mein Freund!" rief sie mit Feuer, „von Dir geht mein Weg zum Tode."

Milton vergaß in diesem Augenblick die ungeheuren Schwierigkeiten, welche sich hier aufthürmten, und rief voll seliger Wonne: „So bleib hier, mein Glück, mein Leben, verlaß mich nicht mehr, bis der Tod uns trennt!"

Nahe der Küste tauchten Flämmchen aus den Wellen auf und zitterten wie Blitze durch die Nacht; sie leuchteten röther und röther, und schwammen gerades Weges auf den Schooner zu. Die Wachen sahen dem Flammenspiel mit aufmerksamer Verwunderung zu. Endlich klärte es sich auf, eine Schaluppe, von zwölf Ruderern fortgetrieben und mit sechs Fackeln erleuchtet, durchschnitt wie mit Adlersflug die zurückweichenden Wellen. Als sie nahe an den Schooner herangekommen war, verlangte sie alsogleich an Bord gelassen zu werden. „Wer da!" riefen die Wachen.

„Kommendore Blackstone, mit Ordres von der Admiralität zu London!" ertönte es aus der Schaluppe, und mit Blitzesschnelle lag sie vor dem Fallreeg.

Jackson konnte nicht so schnell in die Kajüte kommen, um die von nichts Wissenden von diesem Ueberfall in Kenntniß zu setzen, als Blackstone bereits das Verdeck entlang und in die Kajüte war.

Da stand er, der kalte, herzlose Mensch, am Ein-

gang und sah schweigend und mit finstern Blicken auf die vier Liebenden hin, welche bleich und voll Schrekken ihn anstaunten, und bewegungslos einander in den Armen lagen. Eine tiefe Stille herrschte ringsum, schauriger, als der wüthende Sturm, der Masten bricht und Ankertaue zerreißt.

Plötzlich fuhr Milton auf. „Was willst Du, Schrecklicher?“ rief er mit allen Zeichen eines Wüthenden, „versuch' es, uns zu trennen; nur der Tod reißt uns aus einander.“

Ein teufliſches Lächeln, welches ſich zur hämiſchen Freundlichkeit verzog, gab kund, daß Blackſtone jetzt reden wollte. „Mit nichten, mein werther Freund,“ begann er, „ich will es mir durchaus nicht einfallen laſſen, diejenigen zu trennen, die der Himmel ſo augenſcheinlich zuſammenführt. Indeſſen, Ihr ſollt noch vielleicht dieſe Nacht Europa verlaſſen; wie ich ſehe, will Eliſe Euch folgen; kann das aber angehen in dem Verhältniß, in dem Ihr zu dem Mädchen ſteht? Macht ſie doch zu Eurer Frau.“

„Wollt Ihr unſer ſpotten?“ rief Milton aus, „es paßt ſich zu Euren andern Unternehmungen.“

„Keinesweges, mein allzufeuriger Schwiegerſohn!“ war die Antwort des Kommendore; „erfahrt, was geſchehen. Bei den heutigen Nachforſchungen hat mich Boisbal überall hinbegleitet, alle Felshöhlen durchkroch er, alle Klippen erſtieg er, um die ſchöne Flüchtige zu erſpähen. Seine Stunde hatte geſchlagen; er ſtürzte

rücklings von einer Klippe. Ich eilte mit der Dienerschaft herzu; als wir kamen, athmete er kaum noch. Wenige Worte konnte er nur hervorbringen; hier das Wesentliche davon: Ich bin mir gegen Elisen und Milton manches bewußt! ich habe den Frieden und das Glück ihrer heißen Liebe gestört; bittet sie, daß sie mir vergeben und macht ein glückliches Paar aus ihnen."

Blackstone hielt inne, die vier Ueberraschenden standen noch immer still und regungslos; als keiner von ihnen antwortete, fuhr er fort: „Ich erscheine nun also hier, dem Willen des Sterbenden gemäß Euch zum Altar zu führen."

„Vater!" rief Elise aus, „ich weiß nicht, welcher Beweggrund Euch leiten mag, so zu handeln; aber ich glaube recht zu ahnen, daß etwas Schreckliches im Hintergrunde schlummert."

„Miß Blackstone," sagte der Kommendore höhnisch, „wollen vielleicht gleich hier bleiben, und verachten aus lauter Liebe und Inbrunst die Ceremonie der Kirche? Unterdessen muß ich als Vater darauf dringen, und kann vor der Vollziehung derselben kein längeres Beisammenseyn gestatten."

Elise, die reine, tugendhafte Jungfrau, glühte vor Schaam über diese Aeußerung des Vaters, und barg das Gesicht laut weinend an der Brust des Geliebten.

„Kapitain Milton," rief der Kommendore, „ich muß Sie bitten, Ihre Braut in die Schaluppe zu führen. Alles ist an der Küste zur Trauung bereit, noch

vor Mitternacht halten Sie, wie jetzt, die Geliebte, die Gattin in ihren Armen.“

„Die Convoy geht auf meine Veranstaltung heute Nacht nicht unter Segel,“ fuhr er fort, „Ihre Ordre habe ich gegeben und kann sie also auch auflösen; fahren Sie getrost an's Land, ich nehme jede Gefahr, jede Verantwortung, welche für Sie daraus entspringt, auf mich. Gehen Sie, eilen Sie!“ —

„Im Namen Gottes!“ rief Milton, warf einen langen, schwarzen Mantel um und trug seine Elise auf's Verdeck. Hier sprang ihm Pintsch, sein großer, weißer Pudel entgegen; winselnd schmiegte er sich zu seinen Füßen; Milton stieß ihn von sich und eilte in die Schaluppe; der Kommendore folgte.

Hannah war bei William in des Kapitains Kajüte zurückgeblieben, beide lagen einander in den Armen und beklagten gemeinschaftlich das Schicksal Milton's und Elisen's. Da erscholl Jackson's befehlende Stimme auf dem Verdeck, William schrak heftig zusammen. Hannah fragte ihn nach der Ursache; William erzählte und schloß mit den Worten: „Soll ich Deinen Vater rächen, Hannah? sage es mir mit einem Laute, mit einem Winke, so will ich eilen und es vollbringen!“

Da faßte die Liebliche den Aufgeregten bei der Hand und blickte ihn mit unaussprechlicher Wehmuth an. „Nicht doch, mein Geliebter!“ rief sie aus, „Du sollst weder um meinet-, noch um meines Vaters willen, der längst zur ewigen Ruhe eingegangen ist, einen

Streit beginnen, der einen Mord auf Deine Seele wälzen und Dich auf ewig mit dem Leben zerfallen machen kann. Vergieb Du ihm, wie ich ihm vergebe und verkündige ihm solches, damit der Mord nicht länger sein Gewissen drücke."

„Holdes, engelreines Geschöpf!" rief William begeistert, und stürzte aus ihrer Umarmung auf das Verdeck.

Jackson stand unfern des Fallreegs am Steuerbord und konnte es sich noch gar nicht einbilden, daß Milton, blind gegen alle Ordre, das Schiff verlassen habe; als William auf ihn zustürzte und ohne Antwort zu geben ihn mit sich in die Kajüte zog.

„Hier ist Richard's Tochter," begann er, „die arme unglückliche Hannah, die durch Dich ihren Vater verlor. Ich habe ihr meinen Arm zur Rache angeboten, aber sie hat ihn verworfen. Sie vergiebt Dir um der Liebe willen, mit der sie an allen Menschen hängt! Jackson, sieh diesen Engel an und freue Dich meines Glücks."

Es war seit lange das erste Mal, daß Jackson's innere Bewegung sich nach außen hin Luft machte; er eilte auf Hannah zu, schloß sie in seine Arme und sprach weichmüthig: „Du hast durch mich Deinen Vater verloren; den Verlust kann ich Dir nicht ersetzen, aber von diesem Augenblick an will ich Dein Vater seyn und in Liebe für Dich mit jedem wetteifern, der es redlich meint." William eilte zu ihm und umschloß mit wachsender Rührung den hingerissenen Freund und die Ge-

liebte. Die nahende Mitternachtsſtunde begrüßte drei glückliche Menſchen.

Blackſtone's Schaluppe erreichte die Küſte; alle ſtiegen aus und gingen landeinwärts; zwei rüſtige Burſche, des Weges kundig, leuchteten mit Fackeln voran. Binnen kurzem erreichten ſie ein geräumiges, hellerleuchtetes Haus. „Hier ſoll die Trauung vor ſich gehen!“ ſagte der Kommendore.

„Nur ſchnell, nur ſchnell, um Gottes willen, ſchnell!“ rief Milton, „meine Angſt wächſt mit jeder Minute; ich muß an Bord!“

„Ihr ſcheint vergeſſen zu haben, Kapitain,“ ſagte Blackſtone, „daß ich für jede Gefahr einſtehe. Ueberdies kann auch die Feierlichkeit ſogleich beginnen. Eliſe ſoll ſich nur etwas umkleiden.“

Zwei Frauen kamen auf ſeinen Wink herbei, welche Eliſen mit ſich fortführten. Blackſtone ließ Wein bringen; er füllte zwei Becher, reichte Milton den einen und ſtieß mit ihm auf das Wohl ſeiner Braut an; der erſchöpfte Milton leerte den Becher in einem Zuge und fühlte ſich ſichtbar geſtärkt. Eine Viertelſtunde verging; Blackſtone entfernte ſich, um, wie er ſagte, nach Eliſen zu ſehen. Milton blieb allein; er konnte ſich einer plötzlichen Müdigkeit nicht erwehren. Er ging an's Fenſter und ſtarrte in die Nacht hinaus, er durchſchritt das Zimmer; alles umſonſt; er warf ſich auf's Sopha und blickte in die Flamme des Lichtes; die Augen fielen ihm zu; ſanft ſank er in die Arme des Schlafs.

Blackſtone ſchritt durch's Zimmer und maß den Schläfer mit einem höhniſchen Blick; Boishal folgte ihm und lachte hämiſch in ſich hinein.

Ein Saal in dem Hauſe, worin ſich die beiden Unglücklichen befanden, war zu einer Kapelle eingerichtet. Es war faſt Nacht in derſelben, nur zwei unter dem Boden hängende, düſter brennende Lampen warfen ein ſparſames Licht umher. Hinter dem Altar ſtand der Pope und wartete des Brautpaars. Eine Seitenthür öffnete ſich; Eliſe erſchien bräutlich geſchmückt, von ihrem Vater begleitet; ihnen gegenüber öffnete ſich eine zweite Thür; ein Mann, in einen weiten, ſchwarzen Mantel eingehüllt, trat ein und ging auf den Altar zu. Eliſe ſchien gleichfalls an einem Schlaftrunk genippt zu haben, denn kaum vermochte ſie die Augen aufzuhalten. Der Pope verrichtete die Trauung und entfernte ſich; der Mann, mit dem Eliſe ſich jetzt unauflöslich verbunden ſah, war kein anderer als Boishal; er faßte die Geliebte unter den Arm und führte ſie in's Brautgemach. Halb entſchlummert ſank ſie mit geſchloſſenen Augen auf das Lager und nannte den Geliebten mit den ſüßeſten Namen, dieſer antwortete nicht, ſondern bedeckte die Unglückliche mit ſeinen Küſſen; verlangend ſtreckte ſie, halb wie im Traum, die Arme nach ihm aus; er umfing ſie mit zitternder Begier. Heftig klirrte der aufkommende Sturm an den Fenſtern; die Lampe verlöſchte. Noch ehe der Morgen völlig

graute, war Blackſtone nach London abgereiſ't; Boisbal hatte Eliſen's Zimmer verlaſſen.

Schon ſtand die Sonne hoch am Himmel, als Milton aus ſeinem unfreiwilligen Schlummer erwachte. Erſchrocken ſprang er auf; durch die entgegengeſetzte Thür trat Eliſe. Sie flog auf den Geliebten zu, und ihn ſanft umſchlingend ſprach ſie verweiſend: „Du loſer Flüchtling, war es recht, Dich aus meinen Armen zu reißen, ehe ich erwacht war? War Dir meine Nähe ſchon zuwider?“

„Ich?“ rief Milton, „wie iſt mir denn? ich habe Dich ja ſeit geſtern Abend nicht geſehen!“

„Warte, Spötter!“ rief Eliſe ſcherzend, „am Ende wirſt Du auch wohl noch die Trauung ableugnen wollen? Ein Glück, daß mein Ring gegen Dich zeugt.“ Sie faßte ſeine Rechte und trat erblaſſend zurück. „Milton!“ rief ſie erſchreckt, „Du trägſt meinen Ring nicht?“

„Deinen Ring, Liebe?“ fragte er, „beſinne Dich doch, daß Du für mich in lauter Räthſeln ſprichſt!“

„Hier iſt keine Zeit zum Scherzen!“ rief Eliſe mit furchtbarem Ernſt, „ich fordere Wahrheit von Dir! Wo haſt Du meinen Ring gelaſſen, den ich Dir geſtern am Altar anſteckte?“

„Ich ſchwöre es Dir bei Gott und meiner Seligkeit!“ rief Milton und ſtreckte die Hand zum Schwur empor, „ich weiß von keinem Altar und keinem Ringe!“

„Allmächtiger Gott!“ rief Eliſe und taumelte lei-

chenblaß zurück, „was werde ich erfahren?“ Milton fing die Ohnmächtige in seinen Armen auf.

Da öffnete sich die Thür und Boishal trat in decenter Morgenkleidung herein. „Entschuldigen Sie meine Störung,“ sagte er eintretend; aber die Gruppe erblickend fragte er hastig: „Ist meine Gemahlin nicht wohl?“

„Ihre Gemahlin?“ fragte Milton hastig, und faßte krampfhaft nach dem Degen.

„Ihre Gemahlin?“ fragte Elise außer sich und richtete sich hoch empor.

„Seit gestern Abend ehelich mit mir verbunden, mit dem Segen des Vaters!“ sagte Boishal zu Milton, sich Elisen nähernd.

„Tödte mich, Milton, sie haben mich bethört! sie haben mir einen schrecklichen Schlaftrunk beigemischt! Höre Milton! wir sind verloren; ich bin sein Weib: doppelte, dreifache Bande fesseln mich an diesen Unwürdigen! Sey barmherzig, Milton, und tödte mich!“ sie stürzte außer sich zu seinen Füßen.

Milton zog den Degen und ließ ihn langsam wieder sinken. „Ich tödte keine Betrügerin!“ sagte er kalt, brach die Klinge dicht unter dem Griffe ab und schleuderte beides aus dem Fenster.

„Milton!“ rief das beängstigte Mädchen angstvoll aus, „bringe mich nicht zur Verzweiflung durch Deine Kälte; denke an unsere Schwüre! Wir sind jetzt für einander verloren; ich gehe, den meinigen zu erfüllen!“

Sie sprang auf, eilte in Milton's Arme und verließ dann eilend das Zimmer. Boishal verfolgte sie, aber umsonst; mit der Flüchtigkeit eines Rehes flog sie dem Strande zu. Er mußte bald von ihrer Verfolgung abstehen; die ganze Dienerschaft wurde ihr nachgesendet.

Milton wachte aus seiner Betäubung auf und eilte mit geflügelten Schritten dem Strande zu; ein klarer Gedanke fand in seinem Kopfe nicht Raum, allerlei trübsinnige Ideen durchkreuzten ihn, es war, als ob die Hoheit und Klarheit seines Geistes in dieser Nacht für immer untergegangen war.

Als er an den äußersten Strand kam, legte eben eine Schaluppe des Fulgur, worin sich Jackson befand, an den Strand.

„Um Gottes willen!" rief dieser, „wo seyd Ihr geblieben? seht dahin, die ganze Convoy ist unter Segel, wir allein bleiben zurück; die Najade hat schon dreimal auf uns geschossen."

„An Bord, an Bord!" schrie Milton und sprang in die Schaluppe. Sein Blick glitt längs der Küste weg und haftete auf den höchsten Kreidefelsen von Dover. Da sah er plötzlich eine lichtweiße Gestalt schimmern, und es däuchte ihn, als ob die Worte an sein Ohr schlügen: „Leb' wohl! ich löse meinen Eid!" Die lichtweiße Figur entschwand plötzlich von der Höhe und stürzte in den Abgrund.

„Allmächtiger Gott!" rief Milton, und stürzte ohnmächtig zusammen.

Nur mit Mühe richtete er sich wieder auf, als sie schon dem Schooner naher waren; den Hut hatte er verloren, sein langes, schwarzes Haar flatterte im Winde, Todtenblässe deckte das Gesicht, der schwarze Mantel hing los um ihn herum. Außer sich sprang er auf's Verdeck. „Lichtet die Anker!" rief er und sprang selbst an's Steuerruder, jeden andern aus seiner Nähe verweisend; sein weißer Pudel fand sich bei ihm ein und setzte sich ihm zur Rechten, Milton ließ es geschehen.

Die Anker wurden gelichtet, die Segel aufgezogen; die ganze Convoy, mit der Najade an der Spitze, durchschnitt eilend die Wellen. Auf dem Strich, wo der Schooner lag, war kein Luftzug. „Werft die Böte über Bord und bogsirt*)!" ertönte Milton's befehlende Stimme vom Steuerruder. Es geschah; zwei Böte, jedes mit zwölf Ruderern, waren bereits am Vorderbug des Schiffs; leise zogen sie es fort.

„Der Rest der Besatzung soll sogleich zu mir daher kommen, alle ohne Ausnahme!" Dem Befehl wurde eiligst Folge geleistet. Officiere, Kadetten, Matrosen kamen herbei, unter ihnen William und Hannah.

---

*) Bogsiren. Wenn man bei Windstille ein Schiff fortbewegen will, so werden die Böte mit Ruderern versehen, welche das Schiff am Vorderbug langsam fortziehen.

„Besteigt die Böte!“ rief Milton. Alles zögerte. „Besteigt die Böte!“ rief er noch einmal, „ich will auf dem Verdeck allein bleiben; geht, oder ich schieße Euch nieder, und rufe die Hölle um Hülfe gegen Euch auf!“

Eine finstere Wolke hatte sich über dem Schooner zusammen gezogen, sie entladete sich mit lautem Gekrach, ein Blitz fuhr senkrecht herab, zwei Matrosen stürzten alsbald todt zu Boden.

Zum dritten Mal ertönte Milton's Befehl; unwillkürlich gehorchte Alles, sämmtliche Schaluppen und Böte waren am Vorderbug, auf dem Schiffe selbst war Niemand als Milton.

„Heißa, mein Schiff, segle, segle!“ rief er aus, durch Sturm und Wellen, ohne Land, ohne Himmel! von Jahrhundert zu Jahrhundert! Dein Ziel ist der jüngste Tag!“ Mit einem Male eilte er nach dem Vorderbug, schnitt alle Taue los, woran die Böte befestigt waren, und eilte nun nach dem Steuerruder zurück. Auf demselben saß der Pudel in aufrechter Stellung. Die schwarze Wolke, welcher der Blitz entfahren war, sandte jetzt plötzlich einen fliegenden Sturm, welcher mit reißender Gewalt in die Segel fiel. Pfeilschnell flog der Schooner dahin, bald war die voransegelnde Convoy eingeholt, mit Blitzesschnelle flog Milton bei derselben vorüber. Die Fregatte sandte ihm einige Schüsse nach, alles umsonst, nichts vermochte den eilenden Flüchtling zu halten; bald schwebte

er nur noch, ein unbedeutender ſchwarzer Punkt, am äußerſten Horizont.

Das iſt die Sage von dem ewigen Segler. Willſt Du meinen Worten nicht glauben, ſo eile nach einer Seeſtadt (wenn Du's der Mühe werth hältſt), miſche Dich dort unter die Schiffer aller Nationen, erwirb Dir ihr Vertrauen, welches nicht ſchwer iſt, da es größtentheils alles gutmüthige und offene Leute ſind, frage dann nach dem ewigen Segler, und Du wirſt von ihnen hören, was ich Dir eben erzählt habe. Ja, Du wirſt es wohl noch manchem alten, ſchneeweißen Kopf zu Gute halten müſſen, der durch Deine Annäherung treuherzig gemacht, Dir erzählt, daß er den raſchen Segler ſelbſt geſehen, und das Bellen des weißen Pudels vernommen habe.

Acht und neunzigſte Nacht.

Der Baron Werther erzählte heute die Sage

Von dem Giftkrämer Teufcher zu Leipzig.

Vor hundert und einigen Jahren lebte in der ſchönen Stadt Leipzig ein hochberühmter Arzt, mit Na-

men Christoph Teuscher. Er war ungemein gelehrt, betrieb seine Wissenschaft mit größtem Eifer, und Hunderte, welche von andern Aerzten schon, als rettungslos verloren, waren verlassen worden, dankten ihm Leben und Gesundheit, und priesen ihn als den größten Meister seiner Kunst.

Aber Christoph Teuscher fühlte sich nicht befriedigt; weder durch den glücklichen Erfolg seiner Curen, noch durch den Dank der durch ihn Geretteten; und sein Ruhm, welcher weit über die Grenzen seines Vaterlandes erscholl, klang ihm wie bitterer Hohn, so daß er die frohen, glücklichen Menschen floh, und nur immer da zur Hand war, wo man seiner Hülfe bedurfte.

Hatte er wieder einmal dem Gatten die Gattin, der Gattin den Gatten, oder den Aeltern ein geliebtes Kind erhalten und es dem Tode siegreich abgekämpft, dann wich er mit ängstlicher Hast dem Danke der Glücklichen aus und eilte zurück in seine einsame Wohnung. Starb ihm aber ein Kranker, dann brach er am Sterbebette in ein schreckliches Lachen aus, so daß sich die Leidtragenden davor entsetzten und rief ihnen mit heiserer Stimme zu: „Da seht Ihr's jetzt, was der gerühmte Arzt vermag! O Thoren! die Ihr meiner Kunst vertraut! Erstehet Einer wieder vom Siechbette, so geschieht's, weil seine Zeit noch nicht um ist. —

Aber ist die Zeit um, dann nahet der Tod! Und er lässet nicht von seinem schrecklichen Rechte — und weis't Euch hinweg aus dem lichten, heitern Leben,

hinab in's Reich der Verweſung — des Moders — des Grauſens. — Pah! — des Nichts. Aber o wehe! eben dieſes Nichts dem lichten blühenden Leben gegenüber!" — Und fort ſtürzte Chriſtoph Teuſcher von dem Lager der Todten, wie von dem Lager der Geneſenen, und barg ſich in ſein einſames, ſtilles Zimmer, forſchend, grübelnd — Verſuche anſtellend: ob denn keine Möglichkeit vorhanden ſey, irgend ein Mittel zu erdenken, wirkſam, wo es gelte, den Lebensnerven, wenn ſolche abgeſtumpft, ja ſchon faſt erſtorben, neuen Reiz zu verleihen, und ſie zu kräftigen immerfort, ſo, daß ſie halten müßten in gleicher ungeſchwächter Thätigkeit, ſo lange der Menſch es begehren möge.

„O, offenbare Dich mir, Natur!" flehte Teuſcher, „ſo gewiß, wie Columbus von dem Daſeyn einer neuen Welt überzeugt war, ſo gewiß bin ich überzeugt, daß es irgend ein Mittel geben muß, wodurch es dem Menſchen möglich wird, der Macht der Zeit, der Macht des Todes zu trotzen. O, fänd' ich das Geheimniß! Ich wollte es treu bewahren, wollt' es keiner Seele mittheilen. Es ſollte mit mir ſterben, wenn ich einſt lebensmüde freiwillig mich dem Tode überließe. Aber die Macht wollt' ich haben, die Macht des Lebensfeindes zu verlachen, und kein blühendes, roſiges Leben ſollte ihm verfallen, wo Teuſcher ſich nahete."

Aber wie er rang und ſtrebte und ſann, es wollte ihm nicht gelingen, ein Mittel zu entdecken, mit deſſen

Hülfe es ihm möglich wäre, der Macht des Todes Hohn zu ſprechen. —

Da begab es ſich zur Zeit der Oſtermeſſe, daß er zu einem Erkrankten auf dem Roßplatz vor der Stadt — wo die Gaukler und Taſchenſpieler ihre Buden haben — gerufen wurde. Und abermals erfaßte ihn Verzweiflung, denn der Kranke war nicht zu retten, und ſtarb, während Teuſcher an ſeinem Bette über ein Mittel ſann, das nur eine Minute länger das Leben friſten möge. Er verließ das Trauerhaus und ſchritt langſam und ingrimmig über den Roßplatz, wo der fröhlichſte Meßjubel tobte. —

Aber Teuſcher achtete deſſen nicht, und ſchritt eben bei der letzten Budenreihe vorüber, als ein greller Trompetenton ihn aus ſeinem finſtern Brüten aufſchreckte. Unwillkürlich hielt er einen Augenblick ſeinen Schritt an und blickte zur Seite, woher der Trompetenton ſchallte. Da gewahrte er ein kleines, eisgraues Männlein in wunderlich fantaſtiſcher Tracht, das Geſicht voller Falten und Runzeln, wie ſolches nur bei den älteſten Leuten zu finden iſt; aber die Geſichtsfarbe des Männleins war jugendlich blühend, ſeine Lippen glühten wie junge Roſen, ſein Auge blitzte mit ungewöhnlichem Feuer unter den ſchneeweißen Brauen hervor, und ſeine Bewegungen waren raſch, gelenk und kräftig.

Staunend blickte Teuſcher das Männlein an; da rief dieſes mit heiſerem Kichern: — „Sieh da! der hochgelahrte und berühmte Medicus! — Ich grüße Ihn,

Herr Doctor! beliebt es Demſelben, in meine ſchlechte Bude einzutreten und zur Kurzweil einiges von meinen curioſen Experimenten mit anzuſchauen?"

„Was treibt Ihr?" fragte Teuſcher, näher zur Bude tretend. —

„Verſuche, beſter Herr!" verſetzte das Männlein, „Verſuche in der edlen Phyſica, Negromatica, Aſtrologia und Philoſophia — will aber gern geſtehen, daß ich meinem hochgelahrten Herrn Doctor nicht das Waſſer zu reichen würdig, obſchon derſelbe noch ein junger Mann, und ich armes Weſen ſchon an die dreihundert Jahre mich abmühe mit Studiren, Simmuliren und Experimentiren."

„Wie?" rief Teuſcher, „wie ſagteſt Du? — dreihundert Jahre wäreſt Du alt?" —

„Hohoho!" lachte das Männlein. — „Ich ſagte dem Herrn Doctor, daß ich ſeit dreihundert Jahren mich abmühe, Etwas zu lernen. Will derſelbe nun bedenken, wie alt ich ſeyn mußte, bis ich mit meinem geringen Ingenium dahin gelangte, einzuſehen, daß ich eigentlich Nichts wiſſe, ergo Etwas lernen müſſe, wenn ich nicht dereinſt gleich wie ein unvernünftiges Thier in die Grube fahren wolle, ſo mag Er daraus abnehmen, daß ich füglich meine vierhundert Jährchen auf dem Buckel haben muß."

Teuſcher ſah den Alten verwirrt an, es ſchwindelte ihn. — Es trieb ihn, er wußte nicht was, an das fabelhafte Alter des Männleins zu glauben, und doch

ſtritt ſeine Vernunft, ſtritt ſeine Erfahrung mit Macht dawider.

Das Männlein aber faßte ihn leiſe bei der Hand, und ihn in die Bude ziehend liſpelte es: — „Trete Er ein, verehrter Herr. Es ſcheint, Derſelbe zweifelt an meiner Ausſage, und ich mag es Demſelben nicht verdenken, ſintemal es des betrügeriſchen Gauklervolkes nur allzu viel giebt. Aber komme Er und ſchaue Er, vielleicht glaubt Derſelbe, was Er ſiehet.“

Der Erzähler wurde hier durch das Raſſeln eines Wagens unterbrochen, welcher vor dem Hauſe hielt. Es entſtand ein Laufen, ein freudiges Rufen unter der Dienerſchaft.

Plötzlich rief der Oberſt: „Beim Himmel, das iſt Eugen! ich erkenne ſeine Stimme!“ Er eilte aus dem Zimmer, und nach wenigen Augenblicken führte er im Triumph den Zurückgekehrten ein.

Es verſteht ſich, daß für dieſen Abend an kein Erzählen mehr gedacht wurde, doch ermahnte der Oberſt, als ſich die Geſellſchaft ſpät nach Mitternacht trennte, den Baron, morgen die Fortſetzung ſeiner Sage mitzutheilen, was dieſer denn auch verſprach.

Neun und neunzigste Nacht.

(Fortsetzung der vorigen Sage.)

Der Baron setzte heute seine Sage fort, wie folgt:

Das Innere der Bude, in welche Teuscher mit dem wunderbaren Alten trat, glich ganz demjenigen, wie man es bei gewöhnlichen Marktschreiern findet, Crocodille, Schlangen in Spiritus, Todtenbeine und Arzeneibüchsen waren auf eine fantastische, bizarre Weise aufgestellt, und Teuscher lächelte spöttisch, als er den abenteuerlichen Kram musterte. Der Alte bemerkte es und sprach: „Mein edler und gelahrter Herr hat Recht, mit Verachtung auf diesen Wust zu blicken, welcher auch mir nur dazu dient, wozu ich meinen Hanswurst in Condition nahm, nämlich den Pöbel anzuziehen, als welcher nun und nimmer das Gute beachten würde, wenn nicht einiges Faxenwesen und Augenblenderei von dem Weisen als Herolde benutzt würden. — Aber mein verehrter Herr beliebe nur mit mir in das Allerheiligste meiner Bude — wie ich es wohl nennen möchte — zu treten, ich weiß, Derselbe wird es nicht unbefriedigt verlassen.“

So sprechend, führte der Alte Teuschern in den Hintergrund der Bude, wo ein großer, dunkler Vorhang mit allerlei seltsamen Figuren einen mäßig großen Raum von dem übrigen Theil des leichten Baues schied.

Der Alte lüftete den Teppich und schritt vorwärts, Teuschern immer nach sich ziehend; der Raum, in welchen sie traten, war nur schwach erhellt, und kein anderes Geräth enthielt er, als ein Ruhebett, auf welchem ein in grellbunter, flimmender Tracht gekleideter Hanswurst lag. Auf einen Ruf des Alten erhob sich der Narr mit einer ungemeinen Beweglichkeit, und stand mit einem Sprunge dicht vor dem Eingetretenen. Im selben Augenblick erfüllte wie durch Zauberei ein blendendes Licht den Raum, Teuscher blickte in das Gesicht des Hanswurstes und taumelte mit einem Schreckensschrei zurück. Der Hanswurst schlug eine heisere Lache auf, sprang zurück und warf sich wieder auf sein Ruhebett. Der Alte aber riß den Arzt wieder mit sich zurück in den größern Raum der Bude, und sprach lächelnd: „Ei, wie mochte mein edler Herr sich doch all so sehr entsetzen über meinen lustigen Hanswurst, als welcher der schönste Beweis ist, daß ich wirklich und wahrhaftig ein Arcanum besitze, welches vermögend, der Macht des Todes zu trotzen und das Leben zu erhalten. — Meinen Hanswurst überkam ich in die Cur, als er schon gleichsam auf dem letzten Ton pfiff, aber wie der Herr ihn da sah, so, um keinen Tag gealtert und keinen Zug verändert, führ' ich ihn seit hundert und einigen Jahren mit mir herum, und wie rüstig und gelenkig ist der Bursche nicht!" Teuscher blickte finster sinnend vor sich nieder — der Alte aber fuhr fort: „Ich weiß es, wonach der gelahrte Herr Teuscher schon

so lange ringet, und der Augenblick dürfte gekommen seyn, wo Seinem Wünsche gewillfahret werden möchte, so Er sich entschließen wollte, eine kleine Bedingung zu erfüllen, welche ich ihm stellen muß." —

„Und was wäre dies für eine Bedingung?" fragte Teuscher.

„Daß es," versetzte der Alte, „daß es dem Herrn gefallen möchte, meinen ehrlichen Hans in Seinem Hause als Gast auf- und anzunehmen."

„Nimmermehr!" rief Teuscher heftig — „nimmermehr wird solches geschehen!"

„Besinne sich der Herr wohl, bevor Er mich und mein Anerbieten abweiset!" sprach der Alte sehr ruhig. „Warum wollte Er doch meinem lustigen Hanswurst nicht ein Plätzlein — nur ein stilles, verstecktes Kämmerlein in Seinem schönen Hause vergönnen, und etwas Weniges zur Leibesnahrung jeden Tag? Bedenke der Herr, was Er dafür erhalten soll, und kein Anderer auf Erden, als eben Er." —

„Aber warum soll ich dieses Scheusal, Euern Hanswurst, in mein Haus nehmen?" fragte Teuscher.

„Warum?" versetzte der Alte. — „Nun darum, weil ich das arme Kind nicht so allein und hülflos in der Welt zurücklassen möchte, maßen ich mir fest vorgenommen habe, wie mich der Herr hier sieht, baldmöglichst sanft und selig zu verscheiden, sintemalen ich das Leben übersatt habe."

„Wie, Alter! freiwillig sterben wolltest Du?" —

„Wie geſagt, werther Herr, ſanft und ſelig! partoutement! und Derſelbe möge mir glauben, daß, wo Er mein Arcanum einige hundert Jährchen verſucht hat, Ihm endlich ſelber die Luſt anwandeln wird, ſich nolens volens auf die Reiſ' zu begeben. Ach, Herr, ſo lange Zeit leben müſſen und nichts mehr lieben, das iſt wohl ein trauriges Leben.“ —

„So theile mir Dein Geheimniß mit und ſtirb!“ ſprach Teuſcher, „Deinem entſetzlichen Hanswurſt will ich in meinem Hauſe ein Kämmerlein einräumen, doch will ich nimmer ſein Geſicht mehr ſehen, und er ſoll eine Larve tragen, wenn ich ihm ſeine Nahrung bringe.“

„Ganz nach dem Belieben meines verehrten Herrn,“ lächelte der Alte. „Derſelbe möge ſich jetzo in ſeine Behauſung begeben. Dieſen Nachmittag will ich der Menge noch einmal meinen Hokus Pokus vormachen, wenn die Dämmerung eingebrochen, erwarte der Herr mich und meinen luſtigen Hanswurſt. Ich werde Ihm dann mein Geheimniß mittheilen, und ſobald ſolches geſchehen, mich Ihm empfehlen, und in meine Bude zurückkehren, wo Er mich morgen früh unter meinen Crocodillen, ausgeſtopften Affen, Schlangen und ſonſtigem curioſen Gethier als einen Geſtorbenen beſuchen mag.“ Somit öffnete er die Thüre der Bude und Teuſcher eilte hinaus, ſeiner Wohnung zu mit glühendem Haupte und faſt ungewiß, ob alles, was er gehört und geſehen nur ein wüſter Traum, oder wirklich Erlebtes ſey. —

Simmend ſtand am andern Morgen Chriſtoph Teuſcher in ſeinem geheimen Laboratorium, und betrachtete aufmerkſam ein Käſtchen von ſchwarzem Ebenholz, reich mit Gold aufgeziert, welches eine Menge kleiner Kryſtallfläſchchen enthielt, angefüllt mit wäſſerigen Flüſſigkeiten von verſchiedenen Farben.

„Alſo im hundertfachen Tode das Leben!“ begann der Arzt endlich zu ſich ſelber redend, „in der Zuſammenſetzung der ſchrecklichſten Gifte — von denen ein elender Gran jedes Einzelnen ſogleich tödten würde — in dieſer Zuſammenſetzung — wie der Alte mich ſie lehrte, beſtände das Arcanum, das dem Leben ewige Dauer zu geben vermag? — Ja, ich fühle es, es iſt die Wahrheit! ſo muß es ſeyn. Daß ich nicht längſt ſelber darauf verfiel! Doch mein iſt nun das Geheimniß! mein die Macht, dem Tode zu trotzen, und ich will's.“

War ſchon früher der gelahrte Arzt Chriſtoph Teuſcher um ſeiner glücklichen Curen willen hoch berühmt geweſen, ſo ſtieg ſein Ruhm jetzt von Tage zu Tage, denn nicht nur, daß ihm kein Kranker mehr ſtarb, ſo wie er ſich ihm nur anvertraute; es kam auch endlich dahin, daß in den Häuſern, in welche Teuſcher als Arzt aus- und einging, Niemand mehr erkrankte innerhalb dreier Jahre.

Viele fromme Leute in Leipzig ſchüttelten darüber allerdings die Köpfe und meinten, das kann nicht mit rechten Dingen zugehen, zumal es durch Teuſcher's

Dienerſchaft auskam, daß in ein Zimmer des Hauſes ſeit drei Jahren Niemand von dem Geſinde mehr kommen dürfe, und daß der Herr, welcher ſonſt ein Muſter von Mäßigkeit geweſen, ſich jetzt wohl dreimal ſo viel Speiſe und Trank denn ſonſt auf ſein Zimmer bringen laſſe, und bei verſchloſſenen Thüren alles verzehre, ſo daß nichts davon übrig bliebe; auch unterließe er nie, ſo oft er ſich aus dem Hauſe entferne, ſein Studirzimmer, durch welches der Weg zu dem geheimnißvollen Zimmer führe — mit ſchweren Schlöſſern und Riegeln zu verwahren, und dieſes ſeit dem Tage, an welchem vor drei Jahren zur Meßzeit der alte Gaukler auf dem Roßplatze eines Morgens ſey todt gefunden worden. —

Indeß all ſolches Gerede reichte nicht hin, gegen Teuſchern den Verdacht, er triebe böſe Künſte, dergeſtalt zu ſteigern, daß man ihn hätte deßhalb vor Gericht befragen mögen, denn Teuſcher zeigte ſich in ſeinem Wandel ſo rechtlich und fromm, wie nur je vorher, und was das geheime Zimmer betraf, ſo hatte er ſelber einmal davon geredet, daß es von einem Manne bewohnt werde, der an einer harten Krankheit litte, für welche ſelbſt ſeine (Teuſcher's) Kunſt nicht ausreiche, ſie vollkommen zu heilen, ſo daß der Mann ſtets unter ſeiner alleinigen Obhut und Sorge leben müſſe, und auch Niemanden anders ſehen wolle, als eben ihn, ſeinen Arzt und Pfleger.

Da geſchah es einſtmals, daß Teuſcher wieder in

der Nacht zu einer plötzlich erkrankten Jungfrau, der Tochter eines reichen Kauf- und Handelsherrn, gerufen wurde, und als er ihren Namen hörte, erschrak er heftig, denn eben diese Jungfrau liebte er schon lange im Stillen. Er nahm hastig sein Arcanum und folgte dem Boten nach dem Hause des Kaufherrn, wo er Herrschaft und Gesinde im lauten Jammer fand, denn das Fräulein schien in den letzten Zügen zu liegen. Doch Teuscher verhieß den trauernden Aeltern Trost, und der Vater rief: „O Herr! so Er mein Kind vom Tode errettet, so möge Er es von mir begehren zum ehelichen Gemahl, und ich will Ihn mit Freudigkeit als meinen Eidam begrüßen.“ Da trat Cyristoph Teuscher an das Lager der Kranken und mischte sorgfältig sein Arcanum in einen Kühltrank und flößte diesen der Jungfrau ein.

Und alsbald ließ die Wuth des Fiebers nach, und das Fräulein schlug die Augen auf und lächelte, und als sie Teuschern erblickte, reichte sie ihm die Hand und lispelte: „Ich wußt' es wohl, mein edler Herr, von Ihm müsse und werde mir Hülfe kommen.“ Teuscher aber sank an ihrem Bette nieder und warb um ihre Hand, ihr sagend, was der Vater ihm verheißen, für den Fall, daß er sie rette vom Tode. Und als das Fräulein solches hörte, erröthete es züchtig, sprach sodann aber ein lautes, freudiges Ja, und die Aeltern gaben tief bewegt ihren Segen zu dem Bunde.

Die Uhr ſchlug Mitternacht und mahnte den Erzähler, für heute ſeine Mittheilung zu beſchließen. Den Beſchluß der Sage verhieß er in der folgenden Nacht.

„Ich bin ſeit langer Zeit nicht ſo geſpannt auf den Ausgang einer Sage geweſen," ſagte Henriette mit wohlwollendem Lächeln, indem ſie dem Baron die Hand reichte, welche dieſer innig küßte. Eugen verfärbte ſich ſichtbar, als er dieſes ſah, und beurlaubte ſich mit auffallender Kälte. —

Hundertſte Nacht.

Die furchtbarſte Eiferſucht war in Eugen's Herzen erwacht. Er glaubte in Henrietten's unbefangener Freundlichkeit gegen den Baron die unzweideutigſten Zeichen der Liebe erkannt zu haben, glaubte ſich verrathen, verhöhnt. — In einer unbeſchreiblichen Aufregung verbrachte er die Nacht, kein Schlaf ſenkte ſich herab auf ſeine brennenden Augen, und mit dem erſten Morgengrauen ſchon verließ er ſein Lager, warf ſich an den Schreibtiſch, ſchrieb mehrere Briefe, zerriß ſie wieder und trieb dieſes ſo lange, bis der Bediente mit dem Frühſtück eintrat, welcher nicht wenig ſtaunte, den Grafen ſchon auf-, angekleidet und, wie es ſchien, ſchon eifrig ſchreibend zu treffen.

Eugen fragte, ob der Baron schon aufgestanden sey, der Bediente bejahte dies mit dem Zusatze: „Er wird wohl eben jetzt in den Garten seinen gewöhnlichen Morgenspaziergang machen.“

Der Graf, um seine Bewegung zu verbergen, schenkte sich eine Tasse Kaffee ein, trank hastig und verbrannte sich den Mund bedeutend. Dieser an sich mehr lächerliche als wirklich unangenehme Unfall vermehrte seinen innern Grimm, und kaum, daß der Bediente das Zimmer verlassen hatte, so stürmte auch Eugen hinab in den Garten, den Baron aufzusuchen.

Er fand den Gesuchten bald.

Werthen begrüßte ihn artig, der Graf erwiederte den Gruß gezwungen, aber nicht lange duldete die Aufgeregtheit seines Innern das unnatürliche Spiel. — Ein bitteres, beißendes Wort als Entgegnung auf ein freundliches des Barons ließ diesen befremdet verstummen, und Eugen vergaß jetzt jede Rücksicht. Vergebens versuchte der Baron sich mit ihm zu verständigen, Eugen hatte es darauf angelegt, ihn zu reizen, das Ende der unangenehmen Scene war, daß beide junge Männer für diesen Morgen noch eine Zusammenkunft ohne Zeugen in einem nahen Lustwäldchen verabredeten. Um jedes Aufsehen zu vermeiden, und für den Fall, daß wenn Einer der Kämpfenden auf dem Platze bleiben würde, der Andere Zeit zur Flucht gewänne, kamen sie überein, bei den Bewohnern des Schlosses für diesen Tag — (welcher sehr heiter zu werden versprach) sich zu beurlauben, unter dem Vorgeben, einen

Jugendfreund des Barons, deſſen Gut wenige Stunden von der Feſtung entfernt lag, zu beſuchen.

Geſagt, gethan! Niemand im Schloſſe ahnete das Geringſte von ihrem Vorhaben, und eben, als es zehn Uhr ſchlug, ſprengten Beide aus dem Thore der Feſtung.

„Es iſt recht fatal," ſprach am Abend der Oberſt, „daß die jungen Herren eben heute ihren Ausflug unternommen haben, bevor noch Werthen ſeine Sage beendet hat. Laſſet uns looſen, wer von uns es heute unternehmen ſoll, durch eine Sage uns die Abweſenheit unſerer Freunde vergeſſen zu laſſen."

Das Loos traf Julien und ſie erzählte die Sage:

Die Braut.

(Ruſſiſche Sage.)

Vor langer, langer Zeit lebte in einem kleinen Dörfchen des großen Rußlands eine arme Wittwe, Marie, welche ſehr viele Kinder hatte. Ihre Kinder waren alle gut, aber weder ſehr hübſch, noch ſonderlich klug, nur Iwanowa, ihr jüngſtes, ſechsjähriges Töchterchen, unterſchied ſich merklich von ihren Geſchwiſtern. Sie hatte die ſchönſte Haut von der Welt, ein Paar wunderſchöne blaue Augen und goldene Locken, wie man ſie ſich bei den Engeln vorſtellt; dabei war ſie ſehr klug und ſinnig, und hatte eine ſüße, glockenhelle Stimme. Ihre Mutter hatte ſie auch lieber, als die

andern Kinder, und alle Leute sagten: „Ach wie hold und lieblich ist doch Iwanowa; das Kind wird noch einmal in der Welt sein Glück machen.“

Die andern Kinder Marien's mußten schon früh anfangen zu arbeiten, die kleine Iwanowa jedoch durfte spielen und in der Gegend umherstreifen, wie sie eben Lust hatte. Sie besaß ein weißes, munteres Lämmchen, welches ihr allenthalben folgte, und wenn das schöne Kind mit dem Thiere spielte, oder durch Wald und Flur hüpfte, hatte Jeder seine Freude daran.

In der Nähe der Wittwe, am Ende des Dörfchens, befand sich eine große, tiefe Höhle, welche von einer Zauberin bewohnt wurde, zu welcher viele Menschen wallfahrten, denn sie konnte Liebestränke brauen, Wunderbalsam kochen und aus den Lineamenten der Hand wahrsagen.

Zu dieser Zauberin ging Frau Marie mit Iwanowa, als diese ihren zwölften Geburtstag feierte, um die kluge Frau über das Schicksal ihres Kindes auszuforschen.

Die Zauberin blickte lange in Iwanowa's kleine, weiße Hand, dann schlug sie erstaunt die Hände zusammen und rief: „Himmel, was seh' ich, Eure Tochter wird zu hohen, hohen Ehren kommen, sie wird die mächtigste Frau des Landes werden!“ —

Die Mutter Iwanowa's war vor Staunen und Freude ganz außer sich, Iwanowa stand in Gedanken versunken da, als höre sie die Rede der Zauberin nicht.

Noch einen Blick that sie in Iwanowa's Hand, aber was sie jetzt darin gelesen hatte, verschwieg sie, und blickte nur das schöne Kind ernsthaft und traurig an.

Den Tag nach diesem Besuche bei der Zauberin hüpfte Iwanowa mit ihrem Lämmchen auf die nahe Wiese, sich Blumen und Moos zu einem Kranze zu suchen; ihr Lämmchen, welches gestern ein neues Halsband erhalten hatte, grasete wohlgemuth auf der Wiese. Da vernahm Iwanowa plötzlich ein Gebrause in der Luft, pfeilschnell schoß ein Adler herab auf die Wiese und entführte das Lamm hinauf in die Lüfte.

Aengstlich, mit Augen voll Thränen, sah Iwanowa zum Himmel empor, ihr Lämmchen war verloren, und laut schluchzend kam sie in der Hütte ihrer Mutter an, welche sich vergebens abmühte, ihre Tochter zu trösten. Jahre gingen dahin, Iwanowa war zur schönen Jungfrau aufgeblüht, und unter dem Namen: „die rothe Rose" in der ganzen Gegend bekannt. Ihr Lämmchen war nicht vergessen, aber doch verschmerzt, und ohne Traurigkeit weilte sie wieder auf der Wiese, wo sie oft als Kind gesessen hatte. Ihre Brüder und Schwestern waren verheirathet und Iwanowa wäre auch schon Braut gewesen, wenn nur Einer der vielen Freier, welche sich ihrer Hütte nahten, ihr gefallen hätte. Ihre Mutter dachte stets an die Prophezeihung, und hielt jeden Werber für zu arm und gering für ihre Tochter, und Iwanowa's Her;

blieb ungerührt, so viel Liebesklagen sie auch täglich vernahm.

Doch endlich rührte ein Jüngling ihr Herz; Jaromir, der muthigste, tapferste und reichste Jüngling in der Umgegend. Er war Leibjäger des Großfürsten und in seine Heimath zum Besuch gekommen. Hier sah er Iwanowa, welche er als Kind verlassen hatte, als hold erblühte Jungfrau, und sein ganzes Herz neigte sich ihr zu, voll Gluth und Treue.

Als er, Iwanowa's Liebe gewiß, um ihre Hand bei der Mutter warb, wollte sie Anfangs nicht einwilligen, denn sie hoffte, an die Prophezeihung gedenkend, auf einen noch reichern, vornehmern Freier; aber Jaromir's und Iwanowa's vereinigte Bitten drangen ihr endlich die Einwilligung ab, und der Hochzeittag wurde auf den nächsten Sonntag festgesetzt, weil Jaromir nur kurzen Urlaub von seinem Gebieter erhalten hatte.

Nie gab es ein schöneres und glücklicheres Paar, als Jaromir und Iwanowa, Beide liebten sich von Herzen, Beide schwuren einander ewige Liebe und Treue, und sahen einer Zukunft voll Wonne und Glück entgegen.

Zu derselben Zeit begab es sich, daß der Großfürst von den Großen seines Reichs und dem Volke angefleht wurde, sich zu vermählen, damit sein Stamm nicht ausstürbe.

Der Großfürst zeigte wenig Neigung, sich zu vermählen, aber er sah ein, daß seine Unterthanen Recht

hatten, und beschloß, ihren Wunsch zu erfüllen, ohne dabei auf Geburt und Rang zu sehen. Dem Zufall wollte er die Wahl überlassen.

Als er nun eines Tages in der Nähe des Dörfchens jagte, in welchem Iwanowa wohnte, ward ihm gar seltsam zu Muthe; so weich und bewegt war er niemals gewesen. „Heute will ich wählen!" sagte er zu sich selbst, und indem er den Falken steigen ließ, sprach er zu ihm: „Steige Du, mein Falke, sey Du mein Brautwerber, wo Du niederschießest, will ich die Braut mir suchen!"

Und als verstünde der Falke seinen Herrn, so schaute er ihn an und fuhr empor in die Lüfte, immer fort fliegend nach Norden, und der Großfürst spornte sein Roß und folgte dem Falken bis zu dem nächsten Dorfe, wo sich derselbe niederließ.

Der Großfürst winkte seinem Gefolge und rief ihm zu: „Bereitet Euch, Eure künftige Großfürstin zu begrüßen, denn bei meiner fürstlichen Ehre jetzt will ich mir eine Gemahlin wählen, und die schönste, unbescholtenste Jungfrau dieses Ortes soll es seyn."

Als der Großfürst diese Worte gesprochen, ritt er mit seinem Gefolge in das Dörfchen ein. Da kam harmlos und glücklich, geschmückt, um dem Geliebten entgegen zu gehen, Iwanowa des Weges daher. Als der Großfürst die seltene Schöne erblickte, sprang er rasch vom Rosse, und sie bei der Hand fassend rief er: „Seht hier Eure künftige Großfürstin!"

Iwanowa ſtand betäubt vor ihrem Gebieter; ſie wurde auf ein Roß gehoben, ein Stallmeiſter faßte es am Zügel und ſchnell ging es fort mit ihr. Den andern Tag vermählte ſich der Großfürſt mit ihr und nach wenig Monden wurde die ſchöne Großfürſtin begraben.

Die Erzählung war kaum zu Ende, als Pferdegetrappel auf dem Schloßhofe ertönte.

„Das werden unſere irrenden Ritter ſeyn!“ rief der Oberſt ſcherzend.

Die Thüre des Zimmers wurde geöffnet, und herein traten Arm in Arm Eugen und Werthen, Erſterer den linken Arm in einer Binde tragend.

„O mein Himmel! Sie haben einen Unfall gehabt!“ rief Henriette, deren ſcharfes Auge ſogleich den verwundeten Arm Eugen's entdeckt hatte, und ſich vergeſſend, wollte ſie dem Grafen entgegen ſtürzen, doch erröthend und beſchämt blieb ſie neben ihrem Stuhle ſtehen. — Doch Eugen nahte ſich ihr, ſank vor ihr nieder und flehte lächelnd und innig: „Vergebung!“

„Nun, was iſt denn das?“ fragte verwundert der Oberſt.

„Der Graf und ich ſind Ihre Arreſtanten, mein Colonel!“ verſetzte Werthen, „wir haben uns duellirt, und ich war leider gezwungen, dem guten Grafen ein wenig zur Ader zu laſſen, bevor es mir möglich war, ihn zu überzeugen, wie ſehr ich Fräulein Julien liebe, daß

es dagegen dem Fräulein Henriette nie eingefallen sey, mich durch ihre besondere Gunst zu beglücken."

„Vergebung!" flehte Eugen nochmals, als Henriette tief verletzt sich von ihm wenden wollte. — „O, ich will ja reuig alles haarklein beichten und mich auslachen lassen, denn lächerlich wohl war meine Thorheit."

Und Eugen erzählte getreulich alles.

Die Frauen hörten ängstlich gespannt, der Oberst finstern Blickes zu, als aber Eugen mit gutmüthiger Selbstironie berichtete, wie seine Kampfeswuth eigentlich erst recht durch den siedendheißen Kaffee, womit er sich den Mund verbrannt, zur Berserkerwuth angewachsen, da lachte der Oberst herzlich und sprach: „Nun dann, der Aderlaß war Ihnen schon recht! Aber, junger Freund, danken Sie Gott, daß Ihr blinder Zorn, Ihr unbegründetes Mißtrauen keine größeren, unheilbareren Wunden verursachte. Henriette mag Ihnen verzeihen, doch bevor ich es gestatte, daß ein unauflösliches Band mit meinem theuren Kinde Sie vereinige, verlange ich, daß Sie Ihre Heftigkeit bezwingen lernen, und Sie werden Ihr Probejahr als freiwilliger Gefangener bei uns verbringen, unser guter Werthen ist mir sicher in Julien's Obhut."

Eugen gelobte freudig, seine Heftigkeit ganz und gar abzulegen. Henriette reichte ihm die Hand zur Versöhnung, Julie und Werthen scherzten über das Mißverständniß, alle Beängstigung verschwand, kaum in's Leben getreten und die Glückwünsche, welche der Arzt und der Pre-

diger den verlobten Paaren abstatteten, beschlossen diesen Abend.

Wie sanft schlummerte Eugen diese Nacht, trotz seiner Wunde.

Einhundert und erste Nacht.

Heute beendigte Werthen die Sage

Christoph Teuscher.

Wonnetrunken, selig erreichte Teuscher seine Behausung — jetzt war ihm das Leben erst aufgegangen in seiner Herrlichkeit und Lieblichkeit, jetzt empfand er es erst, was es bedeute, leben, lieben, glücklich seyn.

Aber zu mächtig war der Sturm seiner Empfindungen gewesen, zu rasch und plötzlich wechselnd hatten Schreck, Angst, Verzweiflung, Hoffnung und Freude sein Herz erfüllt, als daß die Kraft seines Körpers nicht wäre erschüttert worden; und wirklich zeigten sich auch bald die Folgen, denn noch in selbiger Nacht fühlte Teuscher die Vorboten eines hitzigen Fiebers bei sich im Anzuge. —

Noch nie hatte der Arzt sein Arcanum an sich

selbst versucht; denn er für seine Person hatte den Tod nie gefürchtet, ja wohl oft ihn sich herbei gewünscht. — Jetzt aber, da er liebte, da das höchste Erdenglück seiner harrte — jetzt dachte er es mit Schaudern, wie er ohne sein Arcanum vielleicht eben jetzt dem Tode hätte verfallen seyn müssen; eine entsetzliche Angst vor dem Tode, eine unbändige Lebenslust erfaßte ihn. Rasch sprang er auf, bereitete mit zitternden Händen die Mischung, schüttete sie in seinen Nachttrunk und leerte gierig den Becher bis zur Neige.

Da krachte plötzlich die Thüre auf, und mit einem possierlichen Sprunge stand der Hanswurst vor Teuschern. Dieser fuhr zurück und fragte zürnend: „Was willst Du, Gesell, zu so später Stunde, und wie darfst Du es wagen, ohne meine Erlaubniß Dein Gemach zu verlassen?“

Der Hanswurst aber lachte mit heiserer Kehle, und kicherte dann: „Mein Kämmerlein hab' ich verlassen, habt mich lange d'rin gefangen gehalten, Herr Doctor, jetzt will ich Euch ein Kämmerlein anweisen!“ Somit zog er langsam, langsam die Larve vom Gesichte, und ein Todtenschädel grinste Teuschern an. Teuscher schien von dem entsetzlichen Anblick nicht überrascht, und nur mit einem Ausdruck von Mitleid und Ekel wandte er sich ab, indem er befehlend rief: „Die Larve vor, Unglücklicher! Du weißt es, daß ich Deinen scheußlichen Anblick nicht ertragen will.“

Der Hanswurst aber grinsete: „Armes Erden-

würmlein, wie ſtolz und eitel er iſt auf das Bischen Fleiſch und Blut über ſeinem Knochengerüſte! Aber Teuſcher, innerhalb dreier Tage wirſt Du ſeyn wie ich, und nach dreimal dreien Tagen wirſt Du ſeyn Staub. Erkenne mich, ich bin nicht ein ärmlicher Menſchenwurm, der, weil er unverſehens zu viel von dem Arcanum verſchluckte, zum Gerippe abmagerte, wie ſolches Dir der alte Hexenmeiſter ſchadenfroh log. Ich bin der König der Welt, der Tod ſelbſt, dem Du zu trotzen wagteſt, welchen Du bezwingen wollteſt, und der Dich jetzt davon führt aus dem lichten, blühenden Leben in die tiefe, ſchauerliche Grabesnacht. Teuſcher! Du haſt mit fieberiſch zuckenden Händen diesmal die rechte Miſchung des Arcanums verfehlt, und ſtatt Leben wird Dir Vernichtung.“ Und als der Tod ſo geredet, da verſchwand er.

Teuſcher's Diener fand ſeinen Herrn am andern Morgen leblos auf dem Zimmerboden ausgeſtreckt, nur mit Mühe brachte er ihn wieder zu ſich — aber todtenfahl war Teuſcher's Geſicht, und von Minute zu Minute magerte er ab, ſo daß er nach dreien Tagen einem ſcheuslichen wandelnden Gerippe glich.

Er begehrte ſein Teſtament zu machen, und verordnete am Schluſſe deſſelben, daß zum ewigen Andenken an ſein ſchauerliches Geſchick über ſeinem Grabe ein Steinbild errichtet werde, ihn ſelber darſtellend in ſeiner jammervollen Geſtalt.

Nach dreimal dreien Tagen waren Teuſcher's

Leiden geendet. Ueber seinem Grabe auf dem Johanneskirchhof erhebt sich noch bis auf diesen Tag das von ihm angegebene Denkmal.

Hier endete von Werthen; Alle waren ergriffen von der Mittheilung, und gestanden, daß diese Sage eine der grausigsten sey, welche es gäbe.

„Und welche wir in den Hundert und ein Nächten, seit wir uns allabendlich zum Mährchen- und Sagenerzählen vereinigten, hörten," fügte der Oberst hinzu, und als ihn alle lächelnd ansahen, fuhr er fort: „Ja, meine Lieben, heute ist es eben die Hundert und erste Nacht, seit jener, in welcher Freund Eugen unserm Kreise durch eine besondere Fügung zugeführt wurde, und ich fürchte fast, es wird für längere Zeit mit unsern Mährchennächten nichts mehr seyn, da ich diesen Nachmittag eine Nachricht erhielt, welche mich veranlaßt, morgen früh eine Reise nach der Residenz zu unternehmen, von welcher ich wohl erst in einigen Wochen zurückkehren dürfte. — Damit mir aber von unserer letzten Nacht nicht eine gar zu grausige Erinnerung bleibt, und auch Euch nicht, so sey es mir gestattet, Euch noch eine ungarische Sage mitzutheilen, und zwar, wie sie einer unserer jüngern, gefeiertesten Dichter, Karl Beck, in seinen kürzlich erschienenen stillen Liedern singt." Und der Oberst sprach das nachfolgende Gedicht:

Jànossjk.

In blankem Golde wallt das Korn,
Die Sonne, die scheidende, zittert;
Es blinkt sein Dolch, es klirrt sein Sporn,
Sein braunes Auge gewittert.
Im schwarzen Haare saust der Wind, —
So steht er mit drohenden Armen.
Drei Kreuze schlägt der Bauer geschwind,
Erbarmen, stöhnt er, Erbarmen.

Wie die Sonne sein Mantel glüht und sprüht
Der rothe, mit gold'nem Geschmeide,
Es ebbt, es fluthet, es wallt sein Gemüth,
Wie das Korn auf der träumenden Weide.
So steht er trotzig, es schwellt der Wind
Sein grünes, verbrämtes Hemde, —
Drei Kreuze schlägt der Bauer geschwind —
Wer war's? — „Nur stille! — der Fremde."

Er lagert im Grase, er starrt hinein
In die munt're, murmelnde Quelle,
Sieht trinken den silbernen Mondenschein
Aus der wogenden, wallenden Welle.
Am Ufer wandelt die Müllerin,
Den Säugling auf üppigen Armen,
Sie schaut, sie knieet, sie sinket hin.
Erbarmen, stöhnt sie, Erbarmen!

Wie der Mondenschein, so sprüht, so blüht
Sein Gürtel, aus Silber gesponnen;
Es ebbt und fluthet und wallt sein Gemüth
Wie die Wellen im rieselnden Bronnen.
Das bebende Weib erkannte geschwind
Das grüne, verbrämte Hemde, —

Und heimlich bekreuzt es ihr weinend Kind, —
Wer war's? — „Nur ſtille! — der Fremde.“

Es lodert der Abend in Purpurglut,
Hoch über dem einſamen Walde.
Berauſcht vom ſchäumenden Traubenblut
Entſchlummert, entſchlummert er balde.
Da träumt er von verlorner Schlacht,
Von Verrath in Liebchens Armen.
Und ruft, vom wüſten Schlaf erwacht,
Zum erſten Mal: „Erbarmen!“

Und wie die Röthe des Abends glüht,
So glüht der Buſch auf dem Hute;
Es wirbelt, es wettert, es wallt ſein Gemüth,
Wie der Geiſt im Traubenblute.
Da forſcht er, wo die Genoſſen ſind
Im grünen, verbrämten Hemde,
Und ſtößt in's ſchmetternde Horn geſchwind, —
Wer war's? — „Nur ſtille! — der Fremde.“

Laßt ſchnurren das Rädlein, laßt ſpinnen den Strick,
Der Räuber, der wird ihn zerreißen!
Der finſtere Räuber Jánoſſik,
Der König der Wälder geheißen.
Der König der Wälder im Ungarland,
Der kühne, gefürchtete Fremde,
Mit rothem Buſch und rothem Gewand,
Im grünen, verbrämten Hemde.

Schluß.

Und mit diesem schönen Gedichte sey meine Hundert und eine Nacht beschlossen. Erfreute sich diese Sammlung eines ähnlichen Beifalls, wie meine abendländische Tausend und eine Nacht, so dürfte es vielleicht möglich seyn, daß ich meinen freundlichen Lesern noch auf demselben Felde wieder begegnete, da mein gesammelter Sagen- und Mährchenschatz noch lange nicht erschöpft ist.

Gegen einen Vorwurf eines übrigens mir höchst günstigen Beurtheilers meiner Tausend und einen Nacht muß ich mich verwahren. Herr v. Wachsmann, der geschätzte Novellist, äußert nämlich in der Abendzeitung sein Bedenken: daß ich auch neuere Mährchen und Sagen, ja ganz moderne Bearbeitungen in meine Sammlung mit aufgenommen habe.

Hierauf erlaube ich mir die Bemerkung: daß schon der Titel meines Werkes auf eine (möglichst) vollständige Sammlung aller europäischen Mährchen und Sagen hinweiset, ich also neuere Sagen keineswegs unbeachtet lassen durfte. Hierzu kommt aber noch: daß sehr viele ältere Sagen durchaus keinen Werth haben, ja oft gerade zu verwerflich sind, so daß die Aufnahme derselben in eine neuere Sammlung zu gerechtem Tadel Anlaß gäbe. Dagegen existiren viele neuere, ja moderne Mährchen und Sagen, welche es verdienen, recht eigentlich Volkssagen zu werden — und solche Sagen und Mährchen mit aufzunehmen, schien mir Pflicht, nicht nur gegen meine mitstrebenden Zeitgenossen, sondern auch unsere Nachkommen, welche dieses Feld neu bestellen werden. Und so gehe denn auch dieses Büchlein in alle Welt und grüße mir alle Günstigen!

Dresden, im Christmond 1839.

J. P. Lyser.

Inhaltsverzeichniß des ersten Bandes der Einhundert und einen Nacht.

1) Der todte Gast (nach H. Zschokke).
2) Der Nixenbrunnen (nach dem Schottischen).
3) Die Weiber von Weinsberg (deutsche Volkssage nach der mündlichen Mittheilung).
4) Das Zeichen des Todten (aus der italienischen Geschichte ohne Titel, Berlin 1803, ohne Angabe der Verlagshandlung. Ich zweifle, daß die Geschichte wirklich italienischen Ursprungs ist, doch ist sie gut erzählt, und verdient schon einmal wieder erzählt zu werden.
5) Die erwürfelte Braut (nach Blumenhagen und mündlich).
6) Der Tanz mit den Todten (norwegisch, mündlich, im Deutschen wohl zuerst von dem Herausgeber dieser Sagen mitgetheilt; mindestens fand ich es selbst bei Grimm nicht mit verzeichnet, so wie auch nicht die Sagen aus Stralsund und die vom Peter Pommering zu Flensburg — alle drei von mir in Tausend und einer Nacht mitgetheilt).
7) Die vier Schwestern (in der Lausitz mündlich).
8) Der gefährliche Reif. (Es ist schwer, das Vaterland dieses Mährchens zu bestimmen. Deutschland, Frankreich, England, Schottland, Dänemark, Schweden, alle haben es in der Hauptsache übereinstimmend, nur die Ausschmückung ist verschieden; wie es hier erzählt ist, mündlich im Münsterschen.)
9) Die Todtenwache (neugriechisch).
10) Der Dreizehnte } (von Caroline Leonhardt-Lyser).
11) Das öde Schloß }
12) Die weiße Rose (von Contessa).
13) Das rothe Käppchen. (Ueber die Aufnahme dieses altdeutschen Schwanks, welcher von Dittersdorf zu einer seiner

besten Operetten benutzt wurde, so wie — mit Abweichung — von Kotzebue zu eine Posse, brauche ich mich hoffentlich nicht zu rechtfertigen! nur so viel: wir Deutsche besitzen noch keine Sammlung jener artigen Mährchennovellen, wie deren die Italiener und Spanier, welche wir so sehr bewundern, haben, und doch fehlt es uns durchaus nicht an Stoff dazu, ja wir sind überreich an Geschichten derlei Art. Ich erinnere hier nur an die köstliche Geschichte von dem betrunkenen Bauer, dem da weiß gemacht wird, er sey in die Hölle gekommen, ferner an die Geschichte des in einen Pudel verwandelten Amtmanns, an den Bettelstudent (von Hans Sachs dramatisirt) und so vieler andern ähnlichen altdeutschen Geschichten, die das Mittel halten zwischen Sage, Geschichte und Mährchen. Hier ist ein noch weites, unbenutztes Feld für den Sammler, und bedarf nur eines richtigen Sinnes und einiger Kenntniß, um hier mit leichter Mühe wahre Schätze an's Tageslicht zu fördern.)

14) Die fünf Schwestern von York (nach Charles Dickens [Boz]).

15) Das Vermächtniß der Burgfrau (aus dem Harz, dort mündlich).

Zweiter Band.

1) Die Meistersänger auf der Wartburg (von E. T. A. Hoffmann).

2) Die prophetische Stimme. (Neugriechisch, aus der Zeitschrift Ost und West.)

3) Dummduſel und Klugſpitz. (Mündlich im Meißnerlande, auch im Holsteinischen und Lübeckischen. Merkwürdig ist die Aehnlichkeit dieses Mährchens mit dem morgenländischen Ali Baba, oder die vierzig Räuber, so wie auch, daß in allen den drei deutschen Mährchen Dummduſel als der dumme Junge von Meißen aufgeführt wird, obgleich im Holsteinischen

Schleswig, im lübeckischen Lübeck als Hauptstädte figuriren. Das Mährchen ist sehr alt.)
4) Das stille Wasser } (von Caroline Leonhardt-
5) Das wunderbare Mädchen } Lyser).
6) Was sich am ersten Mai 1706 auf dem Schlosse B... begeben. (Diese Mittheilung verdanke ich einer hochgestellten Dame, welche fest von der Wahrheit des hier Erzählten überzeugt schien, das Schloß B... liegt in Schwaben, und die Familie, der es gehört, ist in der vaterländischen Geschichte berühmt.)
7) Der peinigende Wunsch (von Caroline Leonhardt-Lyser).
8) Das Mädchen von Mecheln (von Bulwer).
9) Heinrich der Finkler und seine Tochter (von Caroline Leonhardt-Lyser).
10) Die Mähr vom Rathskellermeister zu Bremen. (Nach Wilhelm Hauff's Mittheilung; den bei Hauff fehlenden Schluß habe ich hinzugefügt.)
11) Dornenröschen. (Nach dem alten Mährchen von Caroline Leonhardt-Lyser.)

Dritter Band.

1) Veronica von Dessenitz. (Steiermärkische Sage aus „Ost und West." Diese Sage wurde vergleichungshalber als Seitenstück zu den Schwalben aufgenommen.)
2) Das Ungeheuer und der Zauberer (von J. P. Lyser).
3) Dornenröschen. (Beschluß.)
4) Wie viel ein listiges Mägdlein vermag. (Von Caroline Leonhardt-Lyser.)
5) König Peter mit Jungfrau Lissa. (Von Hans Sachs.)
6) Der güldene Apfel. (Von Caroline Leonhardt-Lyser.)
7) Von den drei Schneidern. (Niedersächsisch, nach mündlichen Mittheilungen, von J. P. Lyser.)

8) Der Mohr von Venedig (nach der altitalieniſchen Novelle, von J. P. Lyſer).
9) Die Verſuchung (Kloſter-Legende nach mündlichen Mittheilungen).
10) Die Schwalben. (Von Friederike Lohmann.)
11) König Trojan (ſerbiſch, alte Lieder).
12) Der die Peſt tragende Bauer (eben ſo).
13) Damon und Philis (nach Cervantes).
14) Thor's Kampf (altnordiſch, aus der Volksharfe).
15) Der eiſerne Hahn zu Raab. (Magyariſch aus „Oſt und Weſt".
16) Der fliegende Holländer (Seemannsſage, mündlich und nach Maryat).
17) Vinetta (Seemannsſage, mündlich auf Rügen).
18) Die Götzeneiche (von de la Motte-Fouqué).

Vierter Band.

1) Der einfältige Müller ꝛc. (von Hans Sachs).
2) Der Wehrwolf (von J. P. Lyſer).
3) Der Schmied von Jüterbogk. (Alt-Thüringiſch, nach dem älteſten Volksbuche, welches dieſe Sage behandelt.)
4) Das Schwert Zuniga. (Magyariſch.)
5) Der ewige Segler. (Aus dem Engliſchen von H. Schmidt.)
6) Von dem Giftfreſſer Teuſcher zu Leipzig (von J. P. Lyſer).
7) Die Braut (ruſſiſche Volksſage nach Puſchkin).
8) Jànossjk.
9) Schluß.

Musikalisches
ABC
zum Lesenlernen der Noten, Vorzeichen und Schlüssel,
Vorschule des A B C vom Prof. Panseron
von
J. R. LYSER.
BERLIN,
Verlag u. Eigenthum d. Schlesinger'schen Buch u. Musikhandlung.

Clavier zu spielen ist gar schön!
Bald sollst du's, liebes Kind, verstehn.
Dies hier ist die Claviatur,
Die Tasten drauf merk' dir vor allem nur.

1.

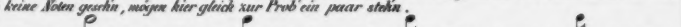
Auf dem Claviere sind
Weiß und schwarze Tasten, merk' es Kind!
Die weissen geben ganze Töne an,
Die halben Töne auf den schwarzen Tasten findet man.

2.

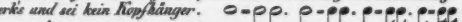
Nun blick' mir auf die Claviatur,
Du findest drauf benannt vorerst die weissen Tasten nur,
Und findest gleich wie man sie nennt.
(So heißen nun auch Ton' und Noten) Das ist doch hübsch wenn man sie alle kennt.

3.

Noten sind Zeichen welche dir sagen, welche Tasten du sollst anschlagen, dass die Töne hell erklingen. Und noch Noten lernst du auch singen. Wenn du noch keine Noten gesehn, mögen hier gleich zur Prob' ein paar stehn.



Dies ist eine ganze Note. Dies ist eine halbe Note. Dies ist eine viertel Note. Dies ist eine achtel Note. Dies ist eine sechszehntel Note. Und nun gehts fort in immer kürzern Noten, bis uns Vierundsechszigstel werden geboten, und vierundsechszig vierundsechszigstel Noten, dauern nicht länger, als eine ganze Note, merks und sei kein Kopfhänger.



4.

Diese fünf Linien sieh dir wohl an, sie werden das Notensystem genannt, oder auch die Notenleiter, weil die Noten darauf auf und ab spazieren, wie auf einer Leiter. Je tiefer die Noten stehen, je tiefer klingt der Ton, welchen sie bezeichnen und umgekehrt wird ein Stiefel draus, da klingt es hoch.

5.

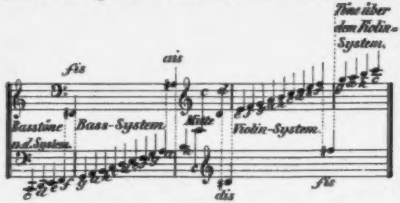
Will aber einer für's Clavier schreiben, so braucht er zwei Notenleitern, eine für die Oberstimme (Sopran), eine für den Bass, und damit keins von den beiden Systemen dem andern mit dem Texte davon läuft, so werden sie mit einer Klammer { zusammen gekoppelt. Siehe so *; die oberen fünf Linien sind Sopranlinien, die unteren Basslinien, damit man sie aber noch besser von einander unterscheiden kann, so setzt man gleich hinter der Klammer folgende Zeichen* *und* *das erste Zeichen nennt man Violin oder G-Schlüssel, das Zweite den F oder Bass-Schlüssel – und nun wirst du's wohl selber schon wissen auf welchen System jedes Zeichen wird kommen müssen.*

6.

Nun lass uns die Noten der Reih' nach beachn, dann können wir bald an das Spielen selbst gehn. Die Noten heissen: c. d. e. f. g. a. h. bist du glücklich gekommen bis da, so heisset die nächste Note wieder c. d. e. und so weiter — dies wohl verstehn — denn sieben ganze Töne nur giebt's in der Musik in Moll und Dur.

7.

Moll klingt weich und Dur klingt hart, das sag' ich dir nur vorerst apart.



8.

Du siehst hier über und unter beiden Systemen Noten hinaus gehen, welche keinen Platz mehr auf den eigentlichen Systemen haben. Die Striche welche den Noten durch die Köpfe 𝅗𝅥 und Hälse 𝅗𝅥 gehen, heissen Anzeichstriche. Das höchste c. des Basses, so wie das tiefste c. der Oberstimme ist dasselbe und steht grade in der Mitte bei der Systeme.

9.

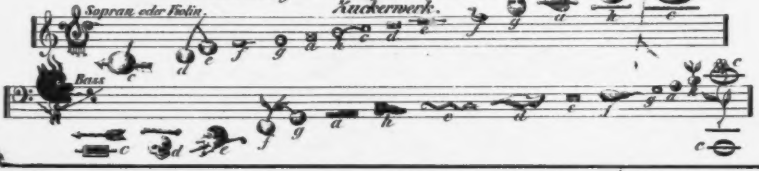
Lehrer: Hast du nun alle Noten wohl gefasst? — Kind: Die Ganzen, ja! so wie die weissen Tasten. Lehrer: Das freut mich Kind, dass gut Du aufgepasst — nun sollst auch ohne lang zu rasten, die halben Töne vor uns aufmarschieren, dass wollen wir zusammen buchstabiren.

10.

Die schwarzen Tasten geben an die halben Töne:
Vergiss das nicht mein Bester, meine Schöne.

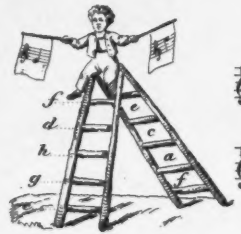
11.

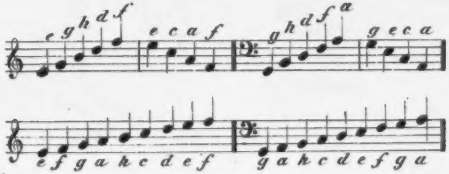
Nun kennst du auch die halben Töne wie ich merk',
Zum Lohn für deinen Fleiss nimm dieses Kuckerwerk.

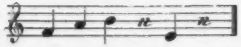


12.

Setzt sich mir diese Leiter an,
Und sag mir, was sie wohl bedeuten kann.







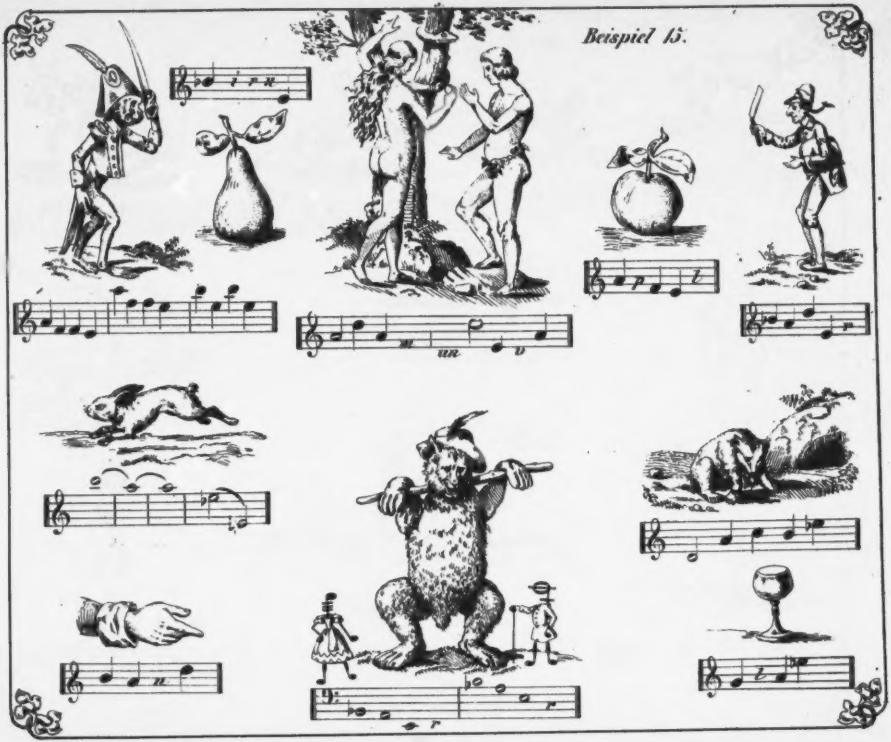
13.

Auch sage hurtig, wie die Noten heissen,
Die sich auf beiden bunten Fähnchen zeigen.

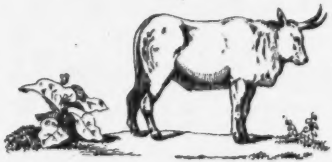
14.

Jetzt wollen wir, wie gesagt, nun uns zu amüsiren,
Nach hübschen Bildern buchstabiren!
Gieb hübsch nur auf den Schlüssel acht!—
Und wo ein (♯) ein B (♭) und Quadrat (♮) ist angebracht,
Steht's Kreuz vor c, d, e, f, g, a, h,
So sprichst du cis, dis, eis, fis, gis, ais, his — das weisst du ja!—
Steht umgekehrt ein (♭) vor diesen Noten
So wird: ces, des, es, fes, ges, as und B zu lesen dir geboten.
Und das Quadrat (♮) stellt aller Noten eigne Geltung wieder her.
Gewiss begreifst du das, denn es ist gar nicht

Beispiel 15.

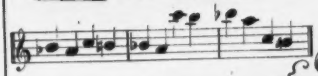


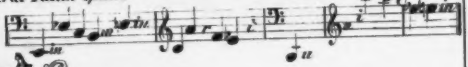
Beispiel 16.



17.

Die Tonarten heissen: 1) ohne Vorzeichnung, C dur oder A moll.
(Mit ♯) 6 dur od. E moll — D dur od. H moll — A dur od. Fis moll — E dur od. Cis moll — H dur od. Gis moll — Fis dur od. Dis moll — Cis dur od. Ais moll —
(Mit B) F dur od. D moll — B dur od. G moll — Es dur od. C moll — As dur od. F moll — Des dur od. B moll — Ges dur od. Es moll — Ces dur od. As moll —
(Nb.) Gewöhnlich werden nur 24 Tonarten angenommen, da man die Tonarten: Cis und Des dur, Fis u. Ges dur, H u. Ces dur so wie Ais u. B moll, Dis u. Es moll, Gis u. As moll, unter einerlei Tasten spielt.



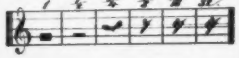


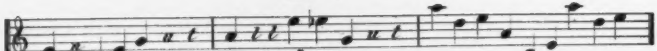
18.

Die Vorzeichnung ist in dem nebenstehenden Kranze angebracht.

19.

Pausenzeichen sind:
eine Tactpause, ½ Tactpause,
¼ Tactpause, ⅛ Tactpause,
1/16 Tactpause, 1/32 Tactpause,





Verse zum Auswendiglernen um die Folge der Tonarten im Gedächtniß zu bewahren.

(Acrosticon.)

(Mit ♯) Clarinetten, Geigen, Der Am Ersten Hat;
Der sie sich selber kaufet in der Stadt.
(Mit ♭) Freund, Bewundre ES, wAS DES GESchenken
Peters Meinung ist,
(Mit ♯ und ♭) Weil (♯) Er Dich (♭) Spielen (♮) Hört Glaubt Er D-(♭)-AS
(♮) Du ein Mu-(♭)-Si-(♮)-CAnE (♭) BiSt.

20.

Die ganzen und die halben Töne kennen wir, jetzt lerne noch zum Schluss die Tonarten von mir.

21.

Es giebt zwölf harte (Dur-) und zwölf weiche (Moll-) Tonarten.

22

Jede Molltonart hat mit einer Durtonart eine und dieselbe Vorzeichnung.

23.

Diese Vorzeichnung bestehet theils in Kreuzen ♯ theils in Been ♭.

24.

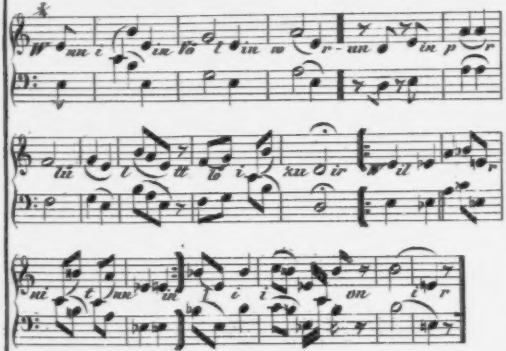
Normaltonart ist die Durtonart C diese hat, so wie die ihr verwandte Tonart A moll keine Vorzeichnung.

25.

Die Durtonarten werden C ausgenommen wie die äussersten und mittelsten Linien des Systems benannt, wo bei man sich bei den Kreuz-tonarten **bloss** vor der obersten Violin-Linie ein ♯, bei den B-Tonarten aber vor allen, ausser vor der obersten Violin-Linie, ein ♭ denken muss.

(Mit ♯ und ♭.) 𝄞 (♯) Die Alter (♭) Fun- (♯) - Celnagelnen' - (♭) - St - (♯) - E
Methode DA - (♭) - S MuSi - (♯) - CAli - (♭) - S - (♯) - Che A - (♭) - B - (♯) - C
ver - (♭) - St - (♯) - EHen zu lernen.

mir
mir
M in
will
u kü
ut r
putz



Lehrreiche Bilder

aus dem

Familienleben,

in

Erzählungen für die Jugend

von

J. Chr. K. Förtsch, Diac.

Mit einer Vorrede des Directors M. J. C. Dolz.

Erſter Theil.

Mit 5 colorirten Kupfern.

Zweite Ausgabe.

Leipzig,

Verlag von Chriſtian Conrad Kraupe.

Vorwort.

Bei den freundschaftlichen Verhältnissen, in welchen ich mit Verfasser und Verleger dieser Schrift stehe, durfte ich den Wunsch des Letztern, dieselbe mit zwei Worten zu begleiten, nicht unerfüllt lassen. Weit entfernt von der Meinung, daß mein Wort vermögend sei, diese Erzählungen für die Jugend mittleren Alters zu empfehlen, wenn dieselben sich nicht selbst durch Inhalt und Darstellung empfehlen sollten, kann ich doch, da meine Verhältnisse mir Gelegenheit geben, auch fast alle neu erscheinende Erzählungsschriften für die Jugend kennen zu lernen, der, in der Handschrift, vor mir liegenden Schrift das Zeugniß geben, daß sie keine, bereits in mehrern Büchern abgedruckte, sondern völlig neu gearbeitete Erzählungen liefere, welche eine wißbegierige Jugend nicht ohne alle Belehrung und Unter-

haltung lesen wird. Der Inhalt dieser Erzählungen wird die Leser und Leserinnen nicht ohne theils freudige, theils wehmüthige Theilnahme lassen; die Darstellung ist faßlich, fließend und zuweilen selbst rührend. Einige, hier beibehaltene, der deutschen Sprache nicht angehörende, Kunstausdrücke aus der Kaufmanns- und Schifferwelt ließen sich nicht füglich so kurz in Ausdrücken der Muttersprache wiedergeben. Der fromme Sinn, welcher sich aus mehrern, hier redend und handelnd eingeführten, Personen ausspricht, ist nicht die, jetzt hie und da beliebte, mystische Frommthuerei, sondern der wahrhaft praktisch-religiöse Sinn, welcher in den ewig geltenden Wahrheiten der richtig verstandenen christlichen Glaubens- und Lebenslehre Ermunterung und Kraft zur Pflichterfüllung und zur geduldigen Ertragung der Erdenleiden sucht und findet. So kann ich denn dieser Schrift eine freundliche Aufnahme wünschen.

Leipzig, am 24. December, 1829.

Dolz.

Vorerinnerung.

Neigung, Beruf und Verhältniſſe machten mir von jeher zur Pflicht, zum Beſten der Jugend thätig zu ſein und mein Scherflein zu ihrer Verſtandes- und Herzens-Bildung beizutragen. Ich habe beinahe vierzig Jahre lang eine Anzahl kleinerer und größerer Kinder unterrichtet, und ſie für das wahre Leben zu bilden und zu erziehen geſucht. Anfänglich geſchah dieß in einigen vortrefflich eingerichteten Schulanſtalten einer berühmten Handels- und Univerſitäts-Stadt, und dann ſieben Jahre lang in einem kleinen Städtchen der Niederlauſitz, wo mir die Knabenſchule anvertrauet ward. Als ich nachher in das Predigeramt berufen wurde, habe ich mit meinen eigenen, wie mit mehrern andern Kindern aus dem höhern und niedern Stande, das wichtige Geſchäft des Unterrichts und der

Erziehung mit Freuden und nicht ohne sichtbaren Segen — die schönste aller Belohnungen — getrieben. Jetzt wollen die höhern Jahre des Lebens, an deren Schwelle ich stehe, und mancherlei, besonders amtliche, Verhältnisse mir nicht mehr gestatten, mich diesem Geschäfte ferner zu unterziehen. Aber die Liebe zur Jugend und das Interesse für ihre herrliche Zeit, für ihr Wohl und für die Hoffnungen, die sie selbst hegt oder mit welchen Eltern und Vaterland auf sie hinblicken, ist in meinem Herzen nicht erloschen. Ich nehme innigen Antheil an Allem, was zu unsrer Zeit für das Heil der Jugend, sowohl durch zweckmäßige Einrichtungen und Verbesserungen der öffentlichen Schulanstalten, als durch, sich darauf beziehende, weise Verordnungen der obern Behörden, wie durch treffliche Jugendschriften mit edlem Eifer und Streben geschieht. Diese Theilnahme hat in mir den Wunsch erhalten und belebt, der Jugend ferner nützlich sein zu können. Ich habe versucht, dieß in diesem Büchlein zu thun, dem ich den Titel: Lehrreiche Bilder aus dem Familienleben, vorgesetzt habe. Die Charaktere

der in diesen neun Erzählungen handelnden Personen sollen der Jugend als Bilder oder Beispiele dienen, die sie mit den hellen Augen ihres Geistes anschauen und davon heilsame Eindrücke in ihre, für das Sittlich-gute wie für das Sittlich-böse empfängliche, Herzen aufnehmen. Sie soll also beim Lesen das Moralisch-gute und Schlechte tief empfinden, jenes hochachten, lieben und nachahmen, und dieses verabscheuen, hassen und fliehen lernen. Je mehr dieß geschieht, desto mehr wird ihr das Lesen des Büchleins lehrreich und nützlich, gewährt ihr also mehr, als eine bloße Unterhaltung und Zeitverkürzung. Der Gegenstand dieser Erzählungen betrifft das Familienleben, nicht im Allgemeinen und nach seinem weiten Umfange, sondern mehr die Geschichte und Schicksale einzelner Familien, oder einzelne Vorfälle und Scenen aus denselben. Daß diese Erzählungen nicht bloße Dichtungen, sondern aus meinen Beobachtungen des praktischen und wirklichen Lebens mancher Menschen und Familien, wie aus den, nach und nach gesammelten und niedergeschriebenen, Notizen darüber, hervorge-

gangene wahre Darstellungen sind, will ich nicht unerwähnt lassen, eben so auch, daß sich, außer Nr. V., welcher eine, vor mehr als hundert Jahren geschehene, Thatsache zum Grunde liegt, keine von diesen Erzählungen in einem schon vorhandenen Buche findet. Ob ich auf die schönen Eigenschaften eines guten Erzählers für die Jugend nur einigermaßen Anspruch machen darf, darüber erlaube ich mir kein Urtheil. Ich bin mir nur bewußt, den besten Willen dabei gehabt zu haben, nämlich, der lieben Jugend zwischen zwölf und sechzehn Jahren nützlich zu werden, und habe mich dabei nach Möglichkeit einer leichten und faßlichen Schreibart und anziehenden Darstellung befleißiget. Sollte dieses Büchlein nicht ohne alle Theilnahme aufgenommen werden, und hier und da in der Jugendwelt den beabsichtigten Nutzen stiften, so ist mein bescheidener Wunsch vollkommen erreicht. Gott, der alles Gute kennt und fördert, segne diese Arbeit!

G., den 30. September, 1829.

J. Ch. C. F.

Inhalt.

		Seite
I.	Die Vergeltung des Wohlthuns	1
II.	Der gerade Weg ist der beste, oder: Triumph der Pflichttreue	26
III.	Wer fromm ist, dessen Weg wird bestehen	46
IV.	Heinrich's Rückkehr in's Vaterland und Rettung vom Verderben	75
V.	Treue Geschwisterliebe	96
VI.	Beharrlicher Fleiß führt zum Ziele auch in einer mühseligen Jugend	110
VII.	Freud' und Leid einer frommen Familie .	142
VIII.	Kindliche Liebe bis in den Tod	182
IX.	Die wahre Freundschaft	211

I.

Die Vergeltung des Wohlthuns.

Heil dem Guten, der die Pflicht
Andern wohlzuthun, stets übet,
Auch die ärmern Brüder liebet!
Seine That vergißt Gott nicht,
Sendet ihm in Noth und Leiden
Hülfe, Rettung, süße Freuden.

Edle und fromme Menschenfreunde sind kostbare Perlen im großen Kranze der Menschenwelt. Sie glänzen ohne es zu wollen und verbreiten Freude und Segen um sich her. Werden sie auch zuweilen verdunkelt, so giebt es doch gute und dankbare Herzen, die ihren Werth erkennen und schätzen.

Vor dem siebenjährigen Kriege lebte im Hannöverschen ein Oberster v. K., der mit seiner Gattin in dem schönen Rufe der Menschenfreundlichkeit stand und allgemein hochgeachtet wurde. Diese edlen Menschen bewohnten ein kleines und schul-

denfreies Gut, welches ihnen möglich machte, standesmäßig zu leben und durch Wohlthun Freude um sich her zu verbreiten. Denn ihre Herzen erfüllte ein edler und frommer Sinn, der sich besonders dadurch offenbarte, daß sie gegen Jedermann liebevolle Gesinnungen hegten und den Armen und Nothleidenden aus reiner Pflichtliebe nach ihren Kräften Gutes thaten. Ganz besonders machte sich das die Fr. v. K. zum süßen Geschäfte. Nie verging ein Tag ihres Lebens, der sie nicht am Abende mit dem Bewußtsein irgend einer milden und barmherzigen That belohnte. Daher nannte man sie allgemein die freundliche Mutter der Armen und Kranken. Ihre beiden Töchter, Elise von 12, und Minna von 10 Jahren, begleiteten sie oft auf ihren menschenfreundlichen Gängen, die sie in die Häuser der Dürftigkeit und Armuth machte. Dadurch lernten diese frühzeitig menschliche Noth kennen und fühlen; und das barmherzige Thun ihrer frommen Mutter wirkte mit einer solchen Allgewalt auf ihre jungen Gemüther, daß sie sich's zum eigentlichen Geschäft machten, Arme und Nothleidende aufzusuchen, und nicht eher Ruhe fanden, als bis sie etwas zu ihrem Besten gethan hatten. Hohe Freude leuchtete dabei aus ihren Augen voll Unschuld; und ihre, mit Bescheidenheit gepaarte, Güte brachte es bald dahin, daß sie die kleinen Engel ihrer Mut-

ter genannt wurden. Ihre Herzen ſchlugen mit zärtlicher Liebe für einander und für ihre Eltern; und dieſe fanden und genoſſen in ihren Kindern und in dem Bewußtſein ihrer Tugend den höchſten Reichthum und das ſchönſte Erdenglück.

Am Abende eines kalten November-Tages kam Minna ganz athemlos in die Stube, wo Vater und Mutter vertraulich beiſammen ſaßen. „Ach“! fing ſie an, „ach, geliebte Eltern, draußen am Thorwege iſt ein armer Knabe umgefallen. Er iſt ſehr krank und kann nicht mehr ſprechen. Ach! helfen ſie ihm doch.“ Die Fr. v. K. verließ an der Hand der Tochter ſchnell die Stube und fand dieſe Nachricht vollkommen beſtätiget. Es war ein Judenknabe, der, wie ſie von einigen Umſtehenden vernahm, krank ins Dorf gekommen war und auf dem Schloſſe um eine Gabe hatte anſprechen wollen. Ohne Säumen ließ ſie ihn in die reinliche Geſinde-Stube bringen, trug die mütterlichſte Sorge um ihn, und hoffte ihn am nächſten Morgen beſſer zu finden. Aber dem war nicht alſo; er lag faſt beſinnungslos da, ſchlug kein Auge auf und ſprach kein Wort. Da ſich im Laufe des Vormittags ſein Zuſtand zu verſchlimmern ſchien; ſo wurde der Arzt aus dem benachbarten Städtchen herbeigeholt. Dieſer erklärte die Krankheit für höchſt gefahrvoll und machte wenig Hoffnung zur Geneſung. Je-

sich that die verordnete Arznei und die treue und liebevolle Pflege nach einigen Tagen die gewünschte Wirkung. Der Kranke fing an sich zu bessern und erzählte nun seinen edlen Pflegerinnen Folgendes: „Ich habe weder Eltern noch Verwandte mehr. Meine Mutter starb vor 6 Jahren in Dessau. Der Vater zog nun mit mir, dreizehnjährigen Knaben, im Lande herum und suchte durch den Handel den Lebensunterhalt zu erwerben. Im vorigen Sommer wurde er in L. sehr krank. Die Krankheit dauerte mehrere Monate und zehrte unser kleines baares Eigenthum gänzlich auf. Vor 4 Wochen starb er und hinterließ mir einige unbedeutende Habseligkeiten. Ich wanderte nun aus und suchte bei meinen Glaubensgenossen Unterstüzzung; aber das glückte mir nicht. Vor Hunger, schlechter Behandlung und Kälte wurde ich nun selbst krank, mußte mich mühsam von Dorf zu Dorf schleppen und fand des Nachts kaum Herberge. So kam ich hierher. Vor ihrem Thorwege vergingen mir die Gedanken und — doch Sie wissen ja, wie sie mich gefunden haben.“ Mit einem Thränenstrome beendigte er diese Erzählung. Fr. v. K. suchte ihm Trost und Vertrauen einzuflößen. Nach einigen Wochen war er völlig genesen und wußte nun nicht, wie er seine Dankgefühle gegen seine Wohlthäter ausdrücken sollte. Da es ihm an den nöthigen Kleidungsstücken fehlte,

ſo ließ ihm die edle Frau ſolche theils neu, theils aus abgelegten ihres Gatten verfertigen. Mitten im kalten Winter wollte Salomo, — ſo nannte er ſich, — fort wandern. „Ich kann und darf nicht länger bleiben, meine gnädige Herrſchaft," ſprach er. „Sie haben mir viel zu viele Güte erzeigt. Ich werde das nie vergeſſen. Morgen werde ich gehen. Gott lohn's ihnen, was ſie an mir gethan haben. Er wird mich nicht verlaſſen." Am andern Morgen ließ er ſich nicht halten. Da reichten ihm ſeine Wohlthäter noch ein kleines Reiſegeld, und er zog nun mit tauſend Thränen des Dankes aus dem Hauſe ſeiner Rettung.

Einige Jahre nach dieſem Vorfalle brach der ſiebenjährige Krieg aus, und der Oberſte v. K. mußte an der Spitze ſeines Regiments zur Armee ſtoßen, welche im ſogenannten Reiche gegen die Franzoſen ſich bildete und zuſammen zog. Der Abſchied von den geliebten Seinen war höchſt ſchmerzlich von beiden Seiten; indeſſen tröſteten ſich Alle mit dem feſten Glauben an die göttliche, Alles wohlmachende Vorſehung und an ein baldiges und frohes Wiederſehen. Ein öfterer Briefwechſel wurde verabredet, wodurch ſie einigen Erſatz für die nothwendige Trennung zu finden hofften. Von dieſer Zeit an beobachtete Fr. v. K. etwas mehr Zurückgezogenheit von der Welt; deſ-

ſtnungeachtet aber fuhr ſie fort, Gutes zu wirken, beſonders den Armen und Nothleidenden wohlzuthun und dazu mit ihren guten Töchtern die Gelegenheiten recht gewiſſenhaft zu benutzen. Der Schullehrer in ihrem Wohnorte hatte, bei vieler Arbeit und einem ſehr beſchränkten Amtseinkommen, acht Kinder zu ernähren. Jetzt war die Noth recht eigentlich in dieſe Familie eingekehrt. Die Hausmutter lag krank, und 3 Kinder waren vom Scharlachfieber befallen worden. Dieſes Hauskreuz und die Sorge für ſeinen älteſten Sohn, der ſchon ſeit 3 Jahren auf der Schule zu H. war, und ſchöne Hoffnungen von ſich erregte, lag dem armen Hausvater ſchwer auf dem Herzen. Der Kummer wollte ihn ganz darnieder beugen. Eines Abends beſuchte Minna den Kirchhof. Da traf ſie den armen Mann an, wie er mit geſenktem Kopfe zwiſchen den Gräbern herumwankte und eben nach dem Thurme zu einbog, um das Abendlauten zu beſorgen. Die immer fröhliche und freundliche Minna näherte ſich ihm mit der Frage: Was er da ſuche? Troſt ſuche ich, verehrtes Fräulein, entgegnete er; und nun fing er an, ihr ſeine große Sorge um ſeine 4 Patienten zu ſchildern. „Faſt noch mehr aber,“ fuhr er fort, „drückt mich die Sorge um meinen hoffnungsvollen Sohn auf der Schule. Ich kann ihn nun nicht mehr

daſelbſt erhalten, muß ihn alſo zurücknehmen. Gott weiß, was nun aus ihm werden ſoll.“ Die gefühlvolle Minna tröſtete den bekümmerten Vater, ſo gut ſie konnte, und theilte nun ſogleich ihrer Mutter und Schweſter den traurigen Zuſtand des armen Mannes mit. Die Mutter hatte ſchon etwas davon gehört, aber nicht ſo wahr, als es ihr der beredte Mund ihrer Minna jetzt mittheilte. „Hier müſſen wir helfen, meine Kinder,“ ſprach ſie. Alle Tage ſollen die Kranken aus unſrer Küche erhalten, was ſie bedürfen. Auch will ich Morgen früh ſogleich den Arzt holen laſſen; aber, was machen wir — „Sprich deine Frage nicht aus, liebe Mutter,“ unterbrach ſie Eliſe. „Mir iſt da, des älteſten Sohnes wegen, ein Gedanke in den Kopf gekommen. Wie, wenn wir alle drei für ſein Fortkommen auf der Schule jährlich etwas Beſtimmtes ausſetzten? Du, liebe Mutter, trägſt einen Theil und wir Beide aus unſren Sparbüchſen die beiden andern Theile.“ Von ganzem Herzen billige ich deinen Gedanken, meine Eliſe, verſetzte die Mutter; mit Freuden gebe ich meinen Theil. „Ich auch,“ fügte Minna raſch hinzu. Nach einiger Berathung wurde dann beſtimmt, daß der Gymnaſiaſt alljährlich 40 Thlr. erhalten ſollte, und Minna ſetzte ſich ans Pult

und meldete das sogleich dem bekümmerten Vater in einigen recht freundlichen Zeilen. Dieser entblößte beim Lesen derselben sein sorgenvolles Haupt. Thränen traten ihm in die Augen und auf die kranke Mutter wirkte diese angenehme Nachricht fast mehr als die stärkendste Arznei. „Unser Ludwig ist nun geborgen" sprach er mit erheitertem Blicke, „Gott sei gelobt! Er mag und wird die drei Engel segnen und es ihnen vergelten. Auch Dir und den Dreien dort wird er bald Hülfe senden." Und es geschah also. Vom folgenden Tage an erhielten seine 4 Kranken regelmäßig, was sie bedurften, und durch Hülfe des Arztes kehrte bald Gesundheit, und mit ihr neuer Muth und neues Vertrauen zurück.

Wie hier diese wirklich edle Frau ein tröstender und rettender Engel wurde, so ließ sie auch in vielen andern Fällen, so weit sie nur Kenntniß davon erhalten konnte, die sichtbarsten Spuren ihrer thätigen Menschenliebe zurück. Daher wurde sie allgemein geliebt und verehrt. Mancher Greis, dessen Lebensabend sie durch Wohlthun erheitert hatte, rief, wenn er sie in der Mitte ihrer lieblichen Töchter wandeln sah, mit entblößtem Haupte aus: ihr Lohn wird groß sein; es wird und muß ihr wohlgehen!

Die erſten Kriegsjahre waren nun verſtrichen. Hr. v. K. hatte ſeine Lieben einige Mal beſucht, ja ihnen in einem Winter mehrere Wochen ſeine freundliche Gegenwart ſchenken können. Das war für Alle eine ſelige Zeit. Der Feldzug begann von Neuem, und die Trennung war ſchmerzlicher als je. In den erſten Monaten kamen die Nachrichten regelmäßig an; endlich blieben ſie lange Zeit aus. Man ſprach von vorgefallenen heftigen Gefechten, ja von einer großen Schlacht. Das machte Mutter und Töchter höchſt bekümmert und ſie ſahen ſehnſuchtsvoll beſtimmten Nachrichten von ihrem theuren Gatten und Vater entgegen. Dieſe wurden ihnen auch durch den zurückkehrenden Reitknecht gebracht; aber ſie lauteten höchſt traurig. Hr. v. K. war in der Schlacht bei M. ſchwer verwundet und geplündert worden und — ſchon am dritten Tage nachher geſtorben. Dieſe Schreckens-Poſt wurde durch ein offenes Billet des commandirenden Generals beſtätigt. Fr. v. K. verſank in den tiefſten Schmerz und die Töchter beklagten mit den kindlichſten Gefühlen der Liebe und Wehmuth ihren theuren Vater. Doch der feſte Glaube an Gott und ſeine weiſe Vorſehung, welche die Schickſale der Menſchen leitet, bewies in dem leidenden Herzen dieſer frommen Frau ſeine tröſtende Kraft. Sie faßte ſich bald wieder, tröſtete ihre Töchter und ſuchte Muth zu behalten bei dem

Kriegs-Ungewitter, das ihnen bei Annäherung der feindlichen Armee bevorzustehen schien. Ueberall suchten die Bewohner des platten Landes sich und ihre Habe zu retten. Fr. v. K. blieb ruhig auf ihrem Gute; aber das Schicksal traf sie hart. Nachdem sie fast Alles durch Plünderung verloren und harte Mißhandlung ausgestanden hatte, sah sie zuletzt noch ihr Schloß mit allen Gebäuden in Feuer aufgehen. Sie war nun in das schrecklichste Elend hinabgestoßen. Doch sie war nicht verlassen. Alle Einwohner des Dörfchens, obgleich selbst der drückendsten Noth Preis gegeben, beeiferten sich, ihrer edlen Gutsherrin nach allen Kräften beizustehen. Sie räumten ihr ein Stübchen in einem Gemeinde-Hause ein und gaben ihr alle nur möglichen Beweise dankbarer Verehrung. Sie erkannte das auch mit der innigsten Rührung und fand in der ungeheuchelten Liebe ihrer Unterthanen hohen Trost. Um nun ihre Gegenliebe sichtbar werden zu lassen, versammelte sie einige Stunden des Tages die größern Schulmädchen um sich her und ertheilte ihnen Unterricht in nützlichen Kenntnissen und mancherlei weiblichen Arbeiten. Durch diese Unterweisung und besonders durch die mit Ernst und Liebe gegebenen guten Lehren, wirkte sie ungemein viel Gutes für ihre weiblichen Zöglinge und durch diese wieder auf die Eltern derselben. Sie besuchte recht fleißig die Dorf-Familien und

ließ überall wohlthätige Spuren ihrer Gegenwart zurück. Aus Ehrerbietung, Liebe und Dankbarkeit folgte man ihren mütterlichen Rathschlägen und befand sich wohl dabei. Sie nützte denn nun diese fromme Frau der Gemeinde auf eine andere Weise, als früher. So lebte still und genügsam bei ärmlicher Kost von dem wenigen baaren Vermögen, das sie hatte retten können, und ihre Töchter erheiterten ihre Lebenstage durch einen frommen Sinn, rege Thätigkeit und willige Fügsamkeit unter die drückenden Spuren der Armuth. An den Wiederaufbau ihres Schlosses und der Wirthschafts-Gebäude war in der Kriegszeit nicht zu denken; daher faßte sie den Entschluß, ihr Gut zu verkaufen und mit der baaren Kaufsumme sich in eine Stadt zu begeben. Der Verkauf gelang wider alles Erwarten. Ein reicher Gutsbesitzer bezahlte ihr das Gut mit 10,000 Thlr. baar. Aber wohin nun sich wenden? Sie schrieb an eine vieljährige, geprüfte und unverehelicht gebliebene Freundin nach St., benachrichtigte dieselbe von ihren erlittenen Unfällen und zog sie in Absicht ihrer Niederlassung daselbst zu Rathe. Die Antwort kam bald und fiel ganz erwünscht aus; denn die Freundin erklärte sich bereit, sie mit Freuden in ihr Haus aufzunehmen. Als sie nun der Gemeinde ihr Vorhaben eröffnete, da erkannte und fühlte diese erst, welch einen großen Verlust sie

durch diese Trennung erleiden würde. Ueberall sah' und hörte man Weinende und Klagende. Am gerührtesten war der Schulmeister, der beim Abschiede von der edlen Frau die Unterstützung für seinen Sohn noch auf zwei Jahre im Voraus erhielt. Den Tag vor ihrer Abreise ging sie von Haus zu Haus und nahm Abschied, der ihr, besonders aber den Einwohnern sehr schwer wurde. Am nächsten Morgen bestieg sie, mit ihren Töchtern, den zu dieser Reise erkauften Wagen, sagte der versammelten Gemeinde ein herzliches Lebewohl und diese wünschte ihr unter Thränengüssen die glücklichste Reise und Gottes reichen Segen für ihr Wohlthun.

Der glückliche Anfang der weiten Reise schien einen glücklichen Fortgang zu versprechen. Aber im großen Buche des Schicksals war es anders bestimmt. Die Reise fiel in die Zeit, als die Oesterreicher nach Berlin vordrangen. Dies geschah so plötzlich, daß Fr. v. K. ihren Reiseplan nicht schnell genug ändern und einen andern Weg einschlagen konnte. Unerwartet wurde sie von einer Streifpartei der Croaten überfallen, geplündert, gemißhandelt und ihres ganzen Vermögens beraubt. Nun erst hatte für sie das Elend den höchsten Grad erreicht! Doch Unschuld und Gottvertrauen giebt im Unglücke Heldenmuth. Diesen hatten Mutter und Töchter. Sie setzten die Reise

zu Fuße fort und verſchafften ſich durch Verſilberung einiger verborgen gehaltenen Goldſtücke im nächſten Städtchen das nöthige Reiſegeld. Nach einigen Wochen kamen ſie in der größten Armuth, doch geſund und wohlbehalten in St. an. Die Freundin nahm ſie mit dem Arme der Liebe in ihr Haus auf, beweinte mit ihnen die erlittenen harten Drangſale und that alles Mögliche, was nur Liebe und Freundſchaft vermochte, um ihnen die überſtandenen Leiden vergeſſen zu machen. Die beiden Töchter ſtanden jetzt in der ſchönſten jungfräulichen Blüthe, die durch die Reiſe-Beſchwerden noch mehr erhöhet zu ſein ſchien, und wurden von der Freundin ihrer Mutter vorzüglich geliebt. „Du biſt reich, meine Antonie, ſehr reich in deinen blühenden Töchtern," ſprach dieſe, „und wenn du Deine Schätze in Dir dazu nimmſt, ſo biſt Du glücklich, und wirſt es ſein, ſo bald du willſt." Antonie verſtand ihre Freundin und trat bald mit dem Wunſche hervor, eine kleine Bildungs- und Erziehungs-Anſtalt für junge Mädchen aus dem Stande der Vornehmen zu errichten, um dadurch Gutes zu wirken und auch ihr eigenes Fortkommen zu ſichern. Ehe ein Vierteljahr verging, war dieſes Vorhaben ausgeführt und Fr. v. K. befand ſich im Kreiſe ihrer Töchter und zwölf anderer lieben weiblichen Seelen höchſt beglückt und erntete von ihrem gewiſſenhaften Wirken bald den ehren-

vollſten Ruf ein. Sie gedachte wohl zuweilen mit ſtiller Wehmuth der frühern Zeiten ihres Lebens und Wirkens an der Seite ihres Gemahls; aber ſie gab ſich dieſen wehmüthigen Erinnerungen nie ganz hin. Ihr feſter Glaube an eine Alles wohlmachende göttliche Vorſehung gab ihrem Herzen ſtets die beſte Richtung und erhöhete ihre Zufriedenheit und den frohen Genuß der Gegenwart.

Es wurde bald Friede; und das viel und hart geprüfte Land des Großen Friedrich genoß nun dieſes ſchon längſt erſehnte Glück wieder. Allgemein war die Freude darüber. Auch in St. ward ſie ſichtbar und laut, da dieſer Ort beſonders viel gelitten hatte. Die geſchlagenen Wunden fingen an zu heilen; Handel und Wandel begann ſich wieder zu regen und einer ſchönen Blüthe entgegen zu ſtreben.

Ohngefähr ein Jahr nach der Wiederkehr des goldenen Friedens ereignete ſich mit Fr. v. K. folgender Vorfall, der ihrem Herzen große Freude gewährte und ihren frommen Glauben ungemein belebte. In der Abenddämmerung eines trüben November-Tages trat bei ihr ein Jude ein, und bot ihr freundlich und redſelig etwas von ſeinen Waaren an. Da ſie ihn mit höflichen Worten abzuweiſen ſuchte, breitete er deſto emſiger ſeine Sachen aus. Um nun ihren Töchtern, die großen

Gefallen an den schönen Sachen zu finden schienen, eine Freude zu machen, schloß sie mit ihm einen Handel ab und fand den Preis der Waaren wider alles Erwarten sehr billig. Indeß ließen sich einige fremde Frauen zum Besuche melden. Der Jude packte seine Waare eiligst zusammen, schob die verkauften, in einen Bogen Papier geschlagenen Sachen, bei Seite und entfernte sich mit einem scharfen Blicke auf seine Käuferinnen. Nachdem die Besuchenden sich entfernt hatten, nahm Minna die erkauften Sachen zur Hand, und, wie groß war Aller Erstaunen, da sie weit mehr fanden, als sie erkauft hatten. Dieses Erstaunen wurde noch größer, als sie mitten in dem Zeuge einen großen versiegelten, mit 100 Louisd'or beschwerten Brief fanden, den Minna, auf Geheiß der Mutter vorlas.

Gnädige Frau!

Sie haben den Juden-Knaben Salomo vor 10 Jahren durch mütterliche Pflege das Leben gerettet und waren damals der einzige Mensch, der menschlich an mir handelte. Ich entfernte mich aus Ihrem Hause mit den dankbarsten Gesinnungen. Lange irrte ich herum, ohne irgend ein Mittel zu finden, mein Fortkommen möglich zu machen und zu sichern. Ein alter reicher Glaubensgenosse nahm mich mit nach Leipzig. Hier ging

mir in Absicht des Handels eine neue Welt auf. Ich machte mit einigen geschenkten Thalern einen kleinen Versuch, welcher glückte. Ich wagte mehr. Das Glück war mir stets zur Seite und schon nach einigen Jahren konnte ich einen nicht unbeträchtlichen Handel treiben. Indem ich nun von Stadt zu Stadt dem Handel nachging, kam ich in die Nähe Ihres Gutes. Mein Herz trieb mich, Sie aufzusuchen und Ihnen nochmals herzlichen Dank zu sagen. Aber wie groß war mein Schreck, als ich Ihr Schloß neu aufgebaut sah, einen andern Besitzer fand und Ihr trauriges Schicksal von den Einwohnern des Dorfes erfuhr, die weinend hinzusetzten, daß Sie unterwegs geplündert worden und wahrscheinlich gestorben wären. Da vergoß ich, glauben Sie mir's, Gnädige Frau, an dem, jetzt neuen, Thorwege, wo Sie mich einst todtkrank fanden, viele heiße Thränen um Sie und Ihre Töchter. Von der Zeit an trieben mich übernommene Handelsgeschäfte auf mehrere Jahre ins Ausland. Ich war glücklich und kann mich jetzt wohlhabend nennen. Vor einigen Wochen komme ich zu Schiffe hier an und erstaune nicht wenig, als ich Sie bald darauf in der Mittagsstunde auf einem Spazierplatze in der Mitte Ihrer lieben Töchter erblickte und den Augenblick wieder kannte. Im Stillen zog ich über Sie Erkundigung ein und Ihre beschränkten und mühe-

vollen Umſtände, in denen Sie ſich befinden, gingen mir ſehr zu Herzen. Was und wie ichs gethan habe, wiſſen Sie. Hätte ich mich zu erkennen gegeben, ſo hätten Sie dieſe Kleinigkeit nicht angenommen. Das rothe Zeug gehört Ihrer lieben Minna, die mich zuerſt am Thorwege fand. Forſchen Sie nicht nach mir; denn ich werde ſogleich nach meinem geſchloßenen Handel mit Ihnen, wieder abreiſen. Der Gott meiner und Ihrer Väter laſſe es Ihnen und Ihren Töchtern recht wohl gehen! Ihr ganz ergebener und dankbarer

Salomo.

Mutter und Töchter blickten einander einige Augenblicke ſprachlos an, bewegt von den Gefühlen des Erſtaunens und der Bewunderung, die ſich zuletzt in Freudenthränen auflöſten. „Mutter," unterbrach die raſche Minna das Stillſchweigen, „Mutter, wer hätte das gedacht!" „Wohl, mein Kind, erwiederte jene, hat das Niemand von uns denken können. Wir haben aber auch, als wir uns des Salomo annahmen, auf keine Wiedervergeltung gerechnet. Du weißt, daß der Chriſt Alles, was Pflicht iſt, aus reinen Abſichten thun ſoll. Das haben wir gethan. Uns genügte das Bewußtſein, an Salomo Barmherzigkeit geübt zu haben, und

die Dankgefühle, mit denen er von uns schied, waren unsern Herzen angenehm. Die glückliche Gestaltung seines Schicksals ist nun Sache der göttlichen Vorsehung; und das Geschenk, das er uns auf eine so feine und uneigennützige Weise verehrt hat, ist ein Beweis, daß er ein guter Mensch ist. Hier, meine Kinder, macht ihr eine sehr wichtige Erfahrung, daß jeder Mensch, auch der Nichtchrist, gut sein und gut handeln kann und wird, wenn er seinem ihm angebornen, moralischen Gefühle folgt. Hier bestätigen sich die Worte der heiligen Schrift: Bei Gott gilt kein Ansehen der Person, sondern aus allerlei Volk, wer ihn nur fürchtet und recht thut, der ist ihm angenehm. Und Salomo ist dem guten Gott gewiß sehr angenehm." „Gewiß, meine Mutter," fügte die sanfte Elise hinzu; „Gott wird's ihm gewiß ferner wohlgehen lassen." So sprachen Mutter und Töchter noch lange mit einander über Salomo's That und Herzensgüte und wünschten ihm von ganzem Herzen alles Gute. Dieses Ereigniß bestärkte sie in ihrem Pflichteifer, wie in ihrem Gottvertrauen. Sie machten, mit dankbarer Erinnerung an den Geber, Gebrauch von dem Geschenke, aber auf eine Art und Weise,

die mit ihrer edlen Denkart übereinſtimmte. Nur einen kleinen Theil davon verwendeten Sie zur Befriedigung der dringendſten Bedürfniſſe; das Uebrige wurde als Nothpfennig heilig aufbewahrt.

Von der Zeit an ſetzten ſie ihren ſchönen Beruf mit erhöhter Treue und Zufriedenheit fort, und das Band der zärtlichſten Liebe unter einander verſüßte ihnen ſo manches Unangenehme, das mit ihren Verhältniſſen verbunden war. — Einige Zeit darauf wurde die kindliche Liebe dieſes Schweſter-Paares ſehr getrübt. Die gute Mutter erkrankte, jedoch ohne das Bette hüten zu dürfen. Aber an einem Abende verfiel ſie plötzlich in einen gefahrvollen Zuſtand. Sie ſank ohnmächtig ihren Töchtern in die Arme und Todtenbläße überzog ihr freundliches Geſicht. Man denke ſich die Lage der armen Kinder! Schreck und Angſt hatte ſie ſo ergriffen, daß ſie faſt unfähig zu jeder Hülfleiſtung waren. Doch Minna ermuthigte ſich zuerſt und eilte im raſchen Fluge aus dem Hauſe zu dem gegenüber wohnenden jungen Arzte, der erſt vor einigen Tagen ſeinen Aufenthalt in St. genommen hatte. Er folgte ihr, und bei dem Anblicke der Kranken ſchien er, wie die angſtvollen Töchter bemerkten, plötzlich überraſcht zu werden, ſo daß er bald die Kranke, bald ihre Töchter verwundernd anblickte. Er unterſuchte die Krankheit, verordnete die nöthigen Mittel und ſprach

beiden Theilen Troſt zu. Am andern Morgen geſtaltete ſich jedoch die Krankheit zu einer höchſt gefahrvollen. Der Arzt erkannte das, verließ von der Zeit an das Bette der Kranken faſt gar nicht und bewies die größte Beſorgniß für dieſelbe. Bei einigem Schlummer derſelben fragte er die Töchter freundlich nach ihrem Familien-Namen, und hohe Freude glänzte in ſeinen Augen, als er dieſen hörte. Bei der Kranken kämpfte Leben und Tod mehrere Tage lang mit einander. Die Töchter verſanken in namenloſen Schmerz. Der Arzt war unermüdet in ſeiner Sorgfalt und brachte jedes Opfer dar. Endlich errang das Leben den Sieg. „Freuen Sie ſich, meine Fräulein," rief der froh bewegte Arzt, „Gott hat geholfen und meine Bemühungen geſegnet; Sie werden die geliebte fromme Mutter noch länger behalten." In kurzer Zeit konnte dieſe das Bette ſchon verlaſſen. Der Arzt war ſeit zwei Tagen abweſend. Groß war ſeine Freude, als er die vom Tode Erſtandene in der Mitte ihrer lieben Töchter erblickte. „Wie ſoll ich Ihnen danken, Herr Doktor," rief ihm jene mit noch matter Stimme entgegen? „Ach, wie glücklich haben Sie uns gemacht," ſetzten dieſe gerührt hinzu „Hollmann heißen Sie?" fuhr die Mutter fort. „In dem Dorfe meines ehemaligen Gu-

tes war ein Schulmeiſter, der eben dieſen Namen führte. Sind Sie vielleicht mit ihm verwandt?" Erröthend erwiederte der Arzt: das iſt mein Vater, ich bin ſein älteſter Sohn und Ihnen, gnädige Frau (ihre Hand ergreifend) nächſt Gott, verdanke das ich was ich bin. Ich erkannte Sie, meine theure Wohlthäterin, ſogleich, als ich Sie, obgleich im kranken Zuſtande, erblickte, durfte und wollte mich aber nicht verrathen. Gott ſei geprieſen, daß ich Sie endlich doch gefunden habe, um Ihnen meinen heißen Herzensdank darbringen zu können. „Den Namen Hollmann hörte ich mit Vergnügen von meinen Töchtern nennen," fuhr Fr. v. K. fort „und es flog mir wohl dabei, ich geſtehe es, eine leiſe Ahnung durch den Kopf. Ich freue mich Sie in einem ſo ſchönen Berufe zu ſehen." Das Wenige, was ich dazu beigetragen habe, iſt kaum der Erwähnung werth, und war meine Chriſtenpflicht. Nun erhob ſich unter dieſen guten Menſchen ein edler Wettſtreit. Hollmann behauptete, Viel empfangen, und Fr. v. K. verſicherte, Wenig gegeben zu haben. „Aber," fuhr dieſe fort, „erzählen Sie uns doch nun etwas aus Ihrer Lebensgeſchichte." „Dieſe iſt ganz kurz," begann Hollmann. „Ich hatte das Glück, auf dem Gymnaſium an einem Mitſchüler, Albert von E., einen wahren Freund zu finden.

Mit ihm ging ich zu gleicher Zeit nach Göttingen, wo er es mir von seinem ansehnlichen Vermögen und durch seine vornehmen Verwandten daselbst, möglich machte, meiner großen Neigung zum Studium der Medicin zu folgen. Ich war kaum einige Wochen daselbst, so erhielt ich von meinem Vater Nachricht von Ihren erlittenen großen Unfällen, so wie ich späterhin auch erfuhr, daß Sie von den Croaten geplündert worden, dadurch in's größte Elend gerathen, ja, wie die Sage ginge, um's Leben gekommen sein sollten. Diese Nachrichten verwundeten mein Herz tief, meine theure Wohlthäterin. Ich vollendete an der Seite meines Freundes meine akademische Laufbahn, wurde durch seine Unterstützung Doktor und ging, da der Friede zurückgekehrt war, mit meinem Freunde einige Jahre auf Reisen. Da trafen wir in der polnischen Grenzstadt S. den Juden Salomo wieder an, den mein Freund schon in Göttingen von einer lobenswerthen Seite kennen gelernt hatte. Als wir da in einer vertraulichen Stunde einander so Manches aus unserm jugendlichen Leben mittheilten, erwähnte er auch seiner Jugend und meines Geburtsorts und — hier traten ihm die hellen Thränen in die Augen — Ihrer, meine gnädige Frau, und nannte Sie seine Lebensretterin." „Diese gute und fromme Frau, fuhr er fort, wurde lange für todt gehal-

ten; aber ſie lebt noch mit ihren lieben Töchtern, lebt in St., wo ich ſie im vorigen Jahre geſehen habe. Gott laſſe es ihr und ihren Töchtern recht wohl gehen!" Das war mir eine köſtliche Nachricht. Zu gleicher Zeit hörte ich von Salomo, als er meinen Entſchluß, mich irgendwo als praktiſchen Arzt niederzulaſſen, vernahm, daß ich wohl in St. mein Fortkommen finden würde, da es daſelbſt, wie er ſich erinnere gehört zu haben, an Aerzten fehle. Ich trennte mich nun von meinem Freunde und ſchlug meinen Wohnſitz in der Stadt W. auf, wohin ich empfohlen worden war. Hier hatte ich das Glück, in meinem Berufe viel Gutes zum Heile meiner leidenden Brüder wirken zu können. Doch waren meine Gedanken immer nach St. gerichtet. Vor einigen Wochen führte ich ſie aus. So kam ich hieher, und Gottes Fügung wollte, daß ich Ihre Bekanntſchaft unter ſolchen Umſtänden erneuern und Gelegenheit haben ſollte, Ihnen meinen Herzensdank darzubringen. „Wie wunderbar! entgegnete Fr. v. K. Ich freue mich unendlich, Herr Doktor, zu Ihrem Glücke ein kleines Scherflein beigetragen zu haben. Wie ſteht es denn nun mit Ihren guten Eltern? „Dieſe leben noch; erwiederte Hollmann, zwei Schweſtern ſind geſtorben, die drei andern glücklich verheirathet und meine beiden Brüder ſtehen auch bereits in Aemtern, die ihren

erlangten Kenntniſſen und Geſchicklichkeiten angemeſſen ſind.“

Von dieſer Zeit an traten zwiſchen Fr. v. K. und Hollmann, der bald in den ausgebreiteſten guten Ruf kam, innige Verhältniſſe ein. Dieſe wurden noch inniger und ſchöner, als dieſer Fräulein Eliſen um Hand und Herz beſcheiden bat, beides erhielt und ſo, zur hohen Freude der Mutter, ein ſchöner Bund des häuslichen Glückes geſchloſſen wurde. Die Bildungsanſtalt gab Fr. v. K. bald auf und bezog mit ihrer Minna das freundliche Haus ihres braven Schwiegerſohnes. Einige Zeit nachher kam Salomo auch wieder nach St. und beſuchte ſeine Wohlthäterin. Dieſer gute Menſch bezeigte ſeine große Freude über ihre glücklichen Verhältniſſe und ließ ſich durchaus nicht abweiſen, den Vier lieben Perſonen einige Geſchenke zu machen. So oft er nachher nach St. kam (und er kam nicht ſelten) beſuchte er immer zuerſt die — wie er zu ſagen pflegte — welche er auf Gottes Welt am meiſten liebte. Der Freund Hollmann's, Herr v. C., hatte nach dem Tode ſeiner Eltern, ſein ererbtes Gut verkauft und war in Königl. Preuß. Militär-Dienſte getreten. Sein Regiment kam nach St. in Garniſon, wo er volle Gelegenheit hatte, die Freundſchaft ſeines Hollmann's zu genießen. Das Schickſal fügte es aber auch bald darauf, daß er und Minna ein glück-

liches Paar wurden. „Nun erſt iſt meine Freude vollkommen," ſprach die gute Mutter. „Wie glücklich macht mich doch der gute Gott in meinen Kindern!" Dieſe fromme Frau war noch viele Jahre Zeuge von dem ſchönen häuslichen Glücke ihrer Kinder, und ſtarb in einem hohen Lebensalter, mit der himmliſchen Ruhe, mit welcher jeder Fromme, der ſeinen Samen des Guten nach Kräften hier ausgeſtreuet hat, aus dieſer Welt in die beſſere übergeht.

Sei gut und ſtreu des Guten Samen
Mit Hoffnung aus in Gottes Menſchenwelt.
Er keimt und wächſt und träget Früchte
Gewiß zu ſeiner Zeit, wie's Gott gefällt.
Hier ſind noch nicht der Ernte Zeiten.
Erſt dort ziert dich der ſchöne Ernte-Kranz.
Hier ſollſt du ſäen, kämpfen, dulden; —
Der Himmel erſt vergilt die Tugend ganz.

II.

Der gerade Weg ist der beste, oder: Triumph der Pflichttreue.

O Mensch! geschaffen einst nach deines Schöpfers Bilde,
Und angethan mit hoher Geistes-Kraft,
Dich zu erheben von dem Staubgebilde
Zur Würde, die nur Gutes liebt und schafft; —
Erhebe dich mit deines Glaubens Blicken
Zum hohen Ziele dort in jenen Höh'n.
Du wirst's erreichen einst, o welch Entzücken!
Wenn du hier treu den rechten Weg wirst geh'n.

In der waldigen und anmuthigen Gegend, unweit der Handelsstadt M., lag hart an der großen Straße das Grenzzollhaus. Hier lebte und webte der Major von B. in seinem Berufe. Dieser Mann hatte im siebenjährigen Kriege seinem großen Könige treu gedient, viele harte Kämpfe mit bestanden und mehrere sichtbare Spuren von erhaltenen, nicht unbedeutenden Wunden aufzuweisen. Der große König erkannte seine getreuen Dienste. Da dieser bisherige Rittmeister zum fernern Militärberuf untauglich war, entließ

ihn der König huldvoll mit dem Titel und Range eines Majors, und machte ihn zum Grenzzolleinnehmer in der benachbarten Gegend. Hier lebte er nun mit einem lieben Weibe und drei Kindern, bei einem beschränkten Einkommen — denn eigenes Vermögen war ihm nicht zugefallen — in stiller Zufriedenheit. Sein Dichten und Trachten war vor allen Dingen auf gewissenhafte Führung seines Berufs gerichtet. Denn er war ein höchst rechtschaffener Mann, von strengen Grundsätzen, tiefem Ehrgefühle und daher ein erklärter Feind und Gegner alles Unrechts, alles Gemeinen und Niedrigen. Der rechte Weg ist und bleibt der beste, war sein Grundsatz, den er praktisch übte und sehr oft im Munde führte, besonders dann, wenn man zweifelhaft zu sein schien, wie der Mensch in diesem oder jenem Falle hätte handeln sollen. „Auf diesem Wege kommt man am besten fort. Hat man ihn immer vor Augen, so kann man sicher sein, daß die Ehre bei dem dort oben, an dessen Gnade Alles gelegen ist, hier in der eignen Brust und bei allen Vernünftigen und Guten nicht fehlen wird." Er war streng im Dienste und vergab dem Interesse seines Königs nicht das Geringste. „Diesen Weg muß ich gehen," sprach er zu den Seinen, wenn diese ihn auf seinen großen Eifer schonend aufmerksam machten; „das ist der rechte, auf den

mich mein König und Herr gestellt hat.“ Sein Dienstreinkommen war, wie gesagt, beschränkt. Man merkte aber deshalb in seinem Hause keine eigentliche Armuth, sondern nur eine, beim Eintritte in dasselbe sogleich sichtbare Einfachheit in allen Dingen und eine strenge Ordnung, die vom Morgen bis zum Abende und Tag für Tag von der Frau Majorin gehandhabt und befördert wurde. Beide Eltern erzogen ihre Kinder in strenger und frommer Zucht, und drangen vor Allem auf den pünktlichsten Gehorsam. Dabei berücksichtigten sie nichts eifriger, als in ihnen eine frühe Liebe zum Wahren und Guten zu entzünden, und dagegen einen gerechten Abscheu an Allem, was niedrig, gemein und schlecht heißt, zu erwecken. In dieser Hinsicht machte der Vater strenge Forderungen an sie. Wenn dieses nun der Mutter zuweilen zu weit getrieben schien und sie deshalb liebevolle Erinnerungen machte, so setzte er immer entgegen: „das muß so sein; sie müssen schon in ihrer Kindheit den rechten Weg gehen lernen, dann wird ihnen das im höhern Alter leicht und zur guten Gewohnheit.“ Seit 6 Jahren waren ihre Kinder vom Prediger im zunächst gelegenen Dorfe unterrichtet worden. Da dieser Unterricht mit Liebe und gründlich ertheilt worden war; so waren auch die Kinder am Verstande sehr gebildet und mit mancher nützlichen Fertigkeit ausge-

rüſtet. Durch dieſen gründlichen Unterricht, in Verbindung mit der ſtrengen und guten Erziehung der Eltern, wurde dann auch, es konnte nicht fehlen, die ſittlich-gute Bildung gefördert. Die Kinder waren, bei ihrer Liebe zum Guten und ihrem regen Ehrgefühle, dennoch frei von Dünkel und Stolz, vielmehr freundlich, beſcheiden und gefällig gegen Jedermann. Dadurch machten ſie ſich allgemein beliebt, und ernteten auch in ihrer einfachen und prunkloſen Kleidung Beifall und Lob. Wenn die Mutter zuweilen mit freudigem Lächeln den Vater darauf aufmerkſam zu machen ſuchte, erwiederte dieſer ebenfalls mit freudiger Miene: „das iſt ganz natürlich; unſre Kinder gefallen darum Andern, weil ſie's nicht darauf anlegen, gefallen zu wollen. Und ſo iſt's ſchon recht. Auf's Gute, das nur allein wahre Ehre bringt, ſollen und müſſen ſie halten, ohne deshalb ſtolz und unbeſcheiden zu ſein und abſichtlich nach Lob und Ehre zu haſchen."

Die Kinder waren denn auch der Eltern Stolz und Freude. Da jetzt die älteſte Tochter, Lucie genannt, ihr 16tes Jahr angetreten hatte, brachten ſie dieſelbe in eine weibliche Penſionsanſtalt nach M., um daſelbſt in weiblichen Kunſtfertigkeiten ſich zu vervollkommnen. „Geh, meine Tochter, mit Gott," ſagte ihr der Vater beim Abſchiede, „und vergiß ja nicht, immer den rechten

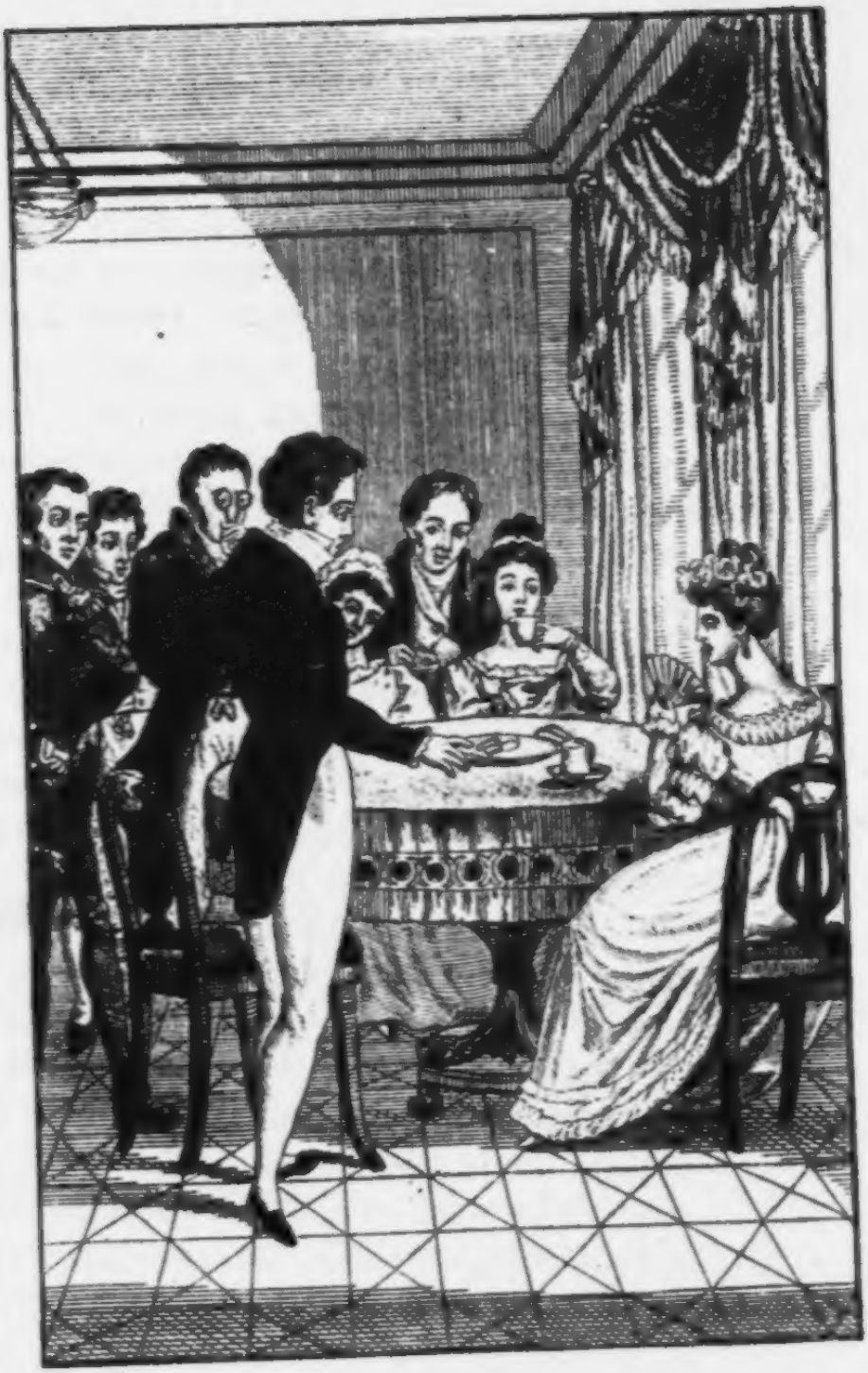
Weg bei Allem, was Du thun willst und thust, vor Augen zu haben.“ Ein halbes Jahr nachher brachte der Major selbst seinen Ernst auf das Gymnasium nach K. Hier sprach er in Gegenwart des Direktors demselben die ernsten Worte ins Herz: „ich rechne fest darauf, daß Du auch hier immer den rechten Weg gehen, die Absicht Deines Hierseyns immer vor Augen haben und auf wahre Ehre halten wirst. Das Gegentheil würde Dir meine väterliche Liebe rauben und mich vor der Zeit mit Jammer in die Grube bringen.“ Die guten Früchte der streng-moralischen Erziehung dieser Kinder blieben auch nicht aus. Ueber beide Kinder gingen stets gute Nachrichten von ihren Vorgesetzten ein, welches dann den Eltern große Freude machte und ihnen die, nun noch einsamere Stille in ihrem Hause ungemein versüßte.

An dem vorgenannten Pastor hatten sie einen treuen Freund ihres Hauses. Dieser kam in jeder Woche gewöhnlich zwei Mal zum Besuch. Das war denn, besonders für den Major, allemal ein festlicher Tag. Die Stunden verflossen ihnen unvermerkt. Denn wenn der Stoff der Unterhaltung ausgehen wollte, griffen sie zum Schachspiel, worin beide es ziemlich zur Meisterschaft gebracht hatten. Mutter und Tochter saßen nähend, strikkend oder spinnend dabei, und konnten sich herzlich freuen, wenn einer von Beiden in der Klemme

saß und sich klüglich herausgeholfen hatte. Als der Pastor auch einmal zum Besuche kam, begann er seinen Eintritt mit den Worten: „Heute bringe ich doch gewiß etwas ganz Neues. Das schöne Rittergut Lengefeld ist verkauft. Ein gewisser Herr von C. ist nun Besitzer desselben und gestern bereits mit seiner Familie angezogen. „Fehlgeschlagen, lieber Freund," erwiederte der Major; „sehen Sie hier einen Brief, worin mir gestern schon dieses Ereigniß von einem Freunde gemeldet wurde. Und was das Wichtigste ist, ich kenne diesen Herrn von C. und zwar ganz genau." Der Pastor sah ihn verwundernd an und der Major mußte sich nun näher erklären. „Herr von C.," begann dieser, „ist ein Ausländer, und ich habe mit ihm in den ersten Jahren des siebenjährigen Krieges in einem Regimente gedient. Wir Beide waren Lieutenants neben einander. Er war eben so ehrgeizig, als ich, aber ohne ernste Anstrengung und nicht auf dem rechten Wege. Nie konnte ich ein wahres Vertrauen zu ihm gewinnen. Er sah Niemandem frei ins Gesicht und gab manchen Beweis von Falschheit. Ich wurde vom großen Könige bald nachher zum Rittmeister ernannt, also sein Vorgesetzter. Das erregte bei ihm Neid und Haß gegen mich. Aus wilder Leidenschaft beging er manchen Subordinationsfehler, ja er vergaß sogar einmal in einer wichtigen Af-

faire, als Offizier, seine Schuldigkeit ganz. Der umsichtige und gerechte König cassirte und verurtheilte ihn zur Festungsstrafe. Nach dem Kriege hörte ich als ganz gewiß, daß er seine Freiheit wieder erhalten hätte. Nachher habe ich in vielen Jahren von ihm nichts vernommen. Vor einiger Zeit erst theilte mir ein alter Kriegskamerad die Nachricht mit, daß er eine reiche Heirath gethan und in Ostpreußen ein großes Rittergut besäße. Doch noch Eins. Dieser Herr von C. war als großer Schönschreiber bekannt, ja sogar berühmt, wovon die Beweise bis zum großen Könige kamen. Uebrigens will ich von Herzen wünschen, daß er von seinen krummen Wegen auf den rechten gekommen sein mag."

Nach einigen Wochen gab der neue Besitzer von Lengefeld allen benachbarten Rittergutsbesitzern und mehrern andern angesehenen Personen einen Anzugsschmaus, wo es, wie man zu sagen pflegt, groß und hoch herging. Alles deutete auf großen Reichthum, und Wirth und Wirthin boten Alles auf, um ihre Gäste gut zu bewirthen. Eine vorzügliche Aufmerksamkeit bewies Herr von C. dem Major, freute sich des Wiedersehens, drückte ihm wiederholend die Hand und bat um seine nachbarliche Freundschaft. Am nächsten Morgen beim Kaffeetische rühmte die Frau Majorin die gastliche Bewirthung, besonders das höchst freundschaftliche



Benehmen des Herrn von C. „Wie gut hat er uns aufgenommen!“ Das wohl, liebes Weib,“ erwiederte der Major; „aber ich fürchte doch, er iſt noch immer der Alte gegen mich und noch nicht auf dem rechten Wege. Gott gebe, daß ich mich täuſche! Nach einigen Tagen kam Herr von C. ſelbſt, wie er mit ſchönen Worten verſicherte, blos in der Abſicht, um ihre beiderſeitige Freundſchaft zu bitten. Als er fort war, ſagte der Major kopfſchüttelnd zu ſeiner Frau: „ich traue ihm doch nicht.“ An demſelben Tage kam ein Brief von ihrer Tochter, worin dieſe unter andern ſchrieb: daß auch zwei Fräulein von C. aus Lengefeld in die Penſionsanſtalt gekommen wären, an welche ſie ſich aber, ihres ſtolzen, vorlauten und übermüthigen Betragens wegen, nicht anſchließen könnte. Es ginge den ſieben andern Mädchen eben ſo. Der Friede und die ſtille Eintracht wären nun aus ihrem Kreiſe entwichen, und die gute Vorſteherin ſelbſt ſchiene ſich in großer Verlegenheit zu befinden. „Ich fürchte,“ ſagte der Major darauf, „die Töchter haben dieſes Betragen von den Eltern gelernt. Sie ſind auf krummen und ſchlechtem Wege.“ Er ſchrieb nun ſeiner Lucie einen langen Brief, worin er ſie ernſtlich ermahnte, auf dem bisherigen guten Wege zu bleiben, aber immer mit Vorſicht und Klugheit, d. h. um weder die auf den krummen Wegen zu

reizen, noch weit weniger Gleiches mit Gleichem zu vergelten. Vergieb deiner Ehre nichts, setzte er noch hinzu, aber vergiß dabei die lobenswerthe Nachsicht, Freundlichkeit und Bescheidenheit gegen Andere nicht. Beides kann wohl mit einander bestehen. Auch von seinem Sohne kam dem Major die Nachricht zu, daß ein gewisser Herr von C. einen Sohn nach K. auf's Gymnasium gebracht habe. Er kenne ihn noch zu wenig, schrieb er, um ein richtiges Urtheil über ihn zu fällen; doch habe er so viel bemerkt, daß er durch Worte und Betragen vielen Lärm, und in Kleidung und Lebensweise großen Aufwand mache, seine Mitschüler gern necke und sich in die Schulordnung nicht fügen wolle. „Wiederum krumme Wege," brach der Major bei dieser Nachricht aus; „gebt Acht, diese führen zu nichts Gutem."

Auf dem Schlosse zu Lengefeld schien nun die Freude ihren Wohnsitz aufgeschlagen zu haben. Eine Lustbarkeit jagte die andere, und der Besuch von allen Seiten her nahm kein Ende. Man lebte da recht eigentlich alle Tage herrlich und in Freuden. Alles, sagte das Gerücht, ginge dem Herrn von C. nach Wunsch und Willen, nur nicht mit dem Hauslehrer für seine Kinder und dem Inspector für die Bewirthschaftung des Guts. Er habe in Hinsicht auf diese beiden Stellen immer so unglücklich gewählt, daß er die Gewählten bald

wieder habe verabſchieden müſſen. „Wieder krumme Wege," rief der Major ſeinem Paſtor zu, als die Rede darauf kam.

Bei einem Beſuche, den der Major in Lengefeld machte, war der Herr von C. die zuvorkommende Freundlichkeit ſelbſt. Er faßte ihn, bei einem Gange in den Garten, am Arme, ſtand dann plötzlich ſtill und trug dem Major Folgendes vor: „Sie können ſich jetzt dem, viel bedeutenden, geheimen Rath von W. ſehr verpflichten. Er iſt mein guter Freund und Verwandter und kommt in der Nacht zum 24ſten dieſes von einer Reiſe im Auslande zurück. Da er die allergrößte Eile hat und durchaus keine zollbaren Waaren mit ſich führt, ſo wünſcht er, an Ihrem Grenzzollamte nicht aufgehalten zu werden. Auch mir werden Sie dadurch einen großen Gefallen erweiſen." Der Major gerieth in nicht geringes Erſtaunen; ſein tiefes Gefühl von Ehre wallete auf und ſeine Stirn faltete ſich. Doch er wußte ſich zu beherrſchen und antwortete mit einer ſtummen Verbeugung. Still und finſter trat er unter die Seinen und warf ſich unwillig in ſeinen Armſtuhl. Endlich theilte er ihnen den gemachten Antrag mit. „Nun, was meint Ihr? iſt das nicht ein höchſt krummer und ſchlechter Weg, den ich betreten ſoll? Daraus wird nichts; ich bin bisher auf dem rechten Wege gut gegangen und gut gefahren, ich will auch ferner

darauf bleiben.“ Der bezeichnete Wagen kam richtig in der angegebenen Nacht und wurde, als dem geheimen Rath v. W. gehörig, gemeldet. Der Major that seine Schuldigkeit, sorgte für das Interesse seines Königs, für sein Gewissen und seine Ehre. Die Summe soll bedeutend gewesen sein, die für zollbare Waaren hat erlegt werden müssen. Uebrigens ließ sich unser Major über das eigentliche Abthun dieses Geschäfts und der damit verbundenen Umstände durch keine genauere Erklärung aus. Als die Seinen mit dem Pastor auf die möglichen unangenehmen Folgen hindeuteten, erwiederte er sehr ernst: „Ich werde darüber schweigen, und man wird das wohl auch thun. Uebrigens kümmern mich die Folgen ganz und gar nicht.“

Nicht lange nach diesem Vorfalle wurde in der Stadt ein Fastenball gegeben, an welchem der Major mit den Seinen auch Antheil nahm. Auch Herr von C. war mit den Seinen zugegen. Diese Familie schien es recht eigentlich darauf angelegt zu haben, die Augen aller Anwesenden auf sich zu ziehen. An Kleiderpracht und Putz that es die Mutter mit ihren vier Töchtern Allen zuvor, nicht minder durch ein vorlautes, stolzes, sich überall vordrängendes Betragen. Man sah es nur zu deutlich, daß sie bemerkt, vorgezogen und bewundert sein wollten. Das Gegentheil davon war die Familie des Majors. Ohne Aufmerksamkeit erre-

gen zu wollen, wurde ſie doch nur zu bald bei ihrem einfachen, anſpruchsloſen, freundlichen und würdevollen Benehmen bemerkt. Am häufigſten zog man des Majors Töchter zu den Tänzen auf, indeß die prunkenden Fräulein von C. dabei ſichtbar vernachläſſigt wurden. Der biedere Major ſelbſt erfuhr von den Anweſenden viele Beweiſe der Hochachtung, man ließ ſich gern mit ihm in Unterhaltung ein. Nur der Herr von C. ging ihm ſichtbar aus dem Wege. Er ahnete die Urſache davon. Die Fräulein von C. ließen ihren Unmuth über die wenige Beachtung ihrer Perſonen deutlich merken, und gingen darin ſo weit, daß ſie ſogar die, den Majorstöchtern ſchuldige, Achtung vergaßen, und ſich gegen ſie ein ganz gemeines und niedriges Betragen durch Wort und That erlaubten. Dem Fräulein Lucie wurde im Gedränge, wie es ſchien, das neue Kleid mit rothem Weine begoſſen; es war aber aller Anſchein da, daß dieſes von dem älteſten Fräulein von C. abſichtlich geſchehen war, ob man gleich allen Verdacht zu entkräften ſuchte. Der Major verließ dieſe Luſtbarkeit ſehr bald. „Siehſt Du," ſprach die Frau Majorin unterwegs, „wie feindſelig die Familie C. ſich gegen uns benimmt." „Wohl merke ich's. Aber laß dieſe Menſchen nur machen, ſie gehen auf keinem guten Wege. Ich freue mich nur, daß wir heute, bei den mancher-

lei Anläſſen dazu, auf keinen krummen Weg gerathen ſind. Gewiß, meine Lieben, wir ſind nach dieſer Luſtbarkeit vergnügter, als die Familie von C. es iſt. Dieſe bereitet ſich ſelbſt den Stachel, den ſie in ſich hat und überall mit herum trägt. Das ſind, ihr verſteht mich, die krummen und ſchlechten Wege."

Als bald nachher unſer Major von ſeiner Behörde mancherlei Erinnerungen, ungewöhnliche Anfragen und Tadel ſeiner Rechnungen, wie ſeines Benehmens gegen Reiſende erhielt, merkte er nur zu gut, wie weit es die vermeintliche Beleidigung und boshafte Verleumdung zu treiben gewagt hatte. Im tiefſten Gefühle ſeiner Würde und gekränkten Ehre — denn noch nie hatte er eine mißfällige Erinnerung erhalten — ſchrieb er ſeine Vertheidigung nieder und ſendete ſie ein, und in einem Briefe an ſeinen Chef bemerkte er beſonders: daß er in ſeiner Rechtfertigungsſchrift auf einen gewiſſen Vorfall und gewiſſe Perſonen ganz beſondere Rückſicht genommen habe; er wünſche zum Beſten dieſer, daß man dieſe Rückſicht wieder berückſichtigen möchte. „Mich ſoll Niemand," ſagte er darauf zu den Seinen, „vom rechten Wege ablenken, und euch, wie ich hoffe, auch nicht." Die älteſte Tochter wurde nun aus der Anſtalt genommen und ihre Stelle mit der zweiten erſetzt. „Ich bin," rief er ſeiner Lucie

bei ihrem Eintritte ins Vaterhaus zu, „mit Dir zufrieden; Du bist den rechten Weg standhaft gegangen und hast auf Ehre gehalten. Mathilde wird, wie ich hoffe, in Deine Fußtapfen treten.“ Auch sein Ernst gab ihm alle Veranlassung zur Zufriedenheit mit ihm, indem er fortwährend treffliche Zeugnisse über seine lobenswerthen Fortschritte und sein sittlich-gutes Verhalten von seinen Lehrern einsendete. Dieses Alles gewährte den guten Eltern, besonders dem Vater, große Freude, und ließ ihn die mancherlei Kränkungen, die in dem verleumderischen und feindseligen Betragen der Familie von C. ihren Grund hatten, vergessen. „Laßt sie nur machen,“ entgegnete er jedesmal, wenn ihn sein Pastor oder die Seinen darauf aufmersam zu machen suchten, „mich bringen sie nicht aus der Fassung oder ab vom rechten Wege. Ich wünsche dieser Familie nichts Böses und werde ihr auch nichts Böses thun; aber, aber, ihre krummen, schlechten Wege — —“

Unser Major ahnete und hatte recht. Ein Unstern schien von der Zeit an über Lengefeld zu walten. Durch hoffärtiges, stolzes und übermüthiges Betragen hatte sich die Familie C. allen Gutgesinnten abgeneigt und verächtlich gemacht. Die öftern Besuche und Gastereien hatten ihre Endschaft erreicht. Ein Brandunglück, das die großen und gefüllten Wirthschaftsgebäude in Asche

legte, erforderte viele Tausende zum Aufbau, wodurch die Schuldenmasse vergrößert wurde. Dadurch kamen noch mancherlei andere Unfälle von Innen und von Außen. „Hebet eure Häupter auf und sehet," sagte der Pastor in des Majors Hause, wenn die Rede darauf kam; und der Major setzte dann mit ernster Stimme hinzu: „das sind Folgen der krummen und schlechten Wege." Auch mit dem einzigen Sohne auf dem Gymnasium ging es dem Herrn von C. unglücklich. Der Vater sah sich genöthigt, ihn, Schulden und seines unfügsamen, wie höchst pflichtwidrigen Betragens halber, von da wegzunehmen, und hatte nicht wenig Sorge und Mühe, ihn in eine andre Anstalt zu bringen. Auch zwei Trauerfälle vermehrten den Verfall dieses Hauses. Die beiden jüngsten Töchter, von denen der Major oft sagte: daß sie dem rechten Wege am nächsten wären, starben in wenig Monaten. Endlich mußte Lengefeld verkauft werden, wobei kaum der zehnte Theil der Kaufsumme gerettet wurde. Als die Nachricht davon ins Zollhaus kam, brach der eben gegenwärtige Pastor in die Worte aus: „es geht da nach der heiligen Schrift: wer zu Grunde gehen soll, wird zuvor stolz, und: wer zuvor stolz ist, kommt zuletzt von Haus und Hofe. Sir. 21, 5." Herr von C. entfernte sich nun mit den Seinen, wie man wissen

wollte, tief nach Schleſien hinein an die böhmiſche Grenze. Unſer Major bedauerte, nach ſeinem biedern Charakter, das Schickſal dieſer Familie von Herzen, wies aber immer dabei, nach ſeiner Gewohnheit, auf die krummen, höckrichten und ſchlechten Wege hin, auf welchen ſie gewandelt wäre.

Während das gewaltige Schickſal auf die Familie von C. ſo losſtürmte, erfuhr unſer Major ſichtbare Beweiſe des Segens, den der ſtrenge Wandel auf geradem Wege und die Pflichttreue mit ſich führt. Seine beiden Töchter waren durch ihren gebildeten Geiſt, ihre Liebe zur Häuslichkeit und ihren beſcheidenen und ſittlich-frommen Sinn der Eltern Stolz, Freude und Troſt. Das Band der gegenſeitig zärtlichen Liebe machte ihr Haus zu einem Tempel des ſtillen Friedens und der freudigen Hoffnung. Die blühende Lucie gab, mit völliger Beiſtimmung der Eltern, Hand und Herz einem edlen Manne, dem Rentamtmanne K. in S., unweit des Zollhauſes, der nach Ueberzeugung ihres Vaters, zu denen gehörte, die den rechten Weg kennen und unverrückt wandeln. Der Sohn war auf der Univerſität zu Jena, ſtudirte daſelbſt mit unermüdetem Fleiße die Rechtswiſſenſchaft und wandelte, nach dem freudigen Geſtändniſſe des Vaters, den rechten Weg. Ja, das Glück lächelte unſerm Major dergeſtalt, daß er von ſeinem gro-

ßen Könige einen ehrenvollern und weit einträglichern Posten erhielt. Als diese Nachricht ihm ganz unerwartet zukam, rief er mit heiterer Miene den Seinen und dem eben anwesenden Pastor zu: „Seht ihr's, der gerade Weg ist doch der beste, und Pflichttreue bleibt nicht unbelohnt. Bald darauf trennte er sich mit schwerem Herzen von seinem treuen Freunde und zog, als Zollrath, zwölf Meilen weit nach der Stadt R. Auch hier ward er bald als der Mann von geradem Sinne und Wege anerkannt und allgemein geschätzt. Kaum war er einige Zeit daselbst, so kehrte ein Hauskreuz bei ihm ein. Seine Mathilde erkrankte und sank endlich, nach langem Kampfe und Leiden, dem unerbittlichen Tode in die kalten Arme. Die Trauer der Eltern um diese gute Tochter war groß. „Wohl ihr!" sprach der Major mit feuchten Blikken, aber mit männlicher Fassung, „wohl ihr! Sie war ein gutes Kind und wandelte stets auf dem rechten Wege. Dieser hat sie denn nun auch an das unvergängliche und herrliche Ziel dort, jenseit des dunkeln Thales des Todes, gebracht." Doch ihrer Trauer sollte bald eine große Freude folgen. Ihr Sohn besuchte ganz unvermuthet das neue Vaterhaus und brachte dadurch eben seinen alternden Eltern diese große Freude. Er überraschte sie auch mit der Nachricht, daß er jede Prüfung überstanden habe und bereits in einem

Collegium als Sekretär angeſtellt ſei. Der Major umarmte ihn und ſprach mit frohem Blicke: dahin hat Dich nur der gerade Weg geführt, den Du gewandelt biſt, und Deine Begleiter auf demſelben, der Fleiß und das Streben nach wahrer Ehre. Von dem Sohne erfuhren dann die Eltern auch, daß der Herr von C. in einer kleinen ſchleſiſchen Stadt ganz in der Stille lebe, ſeine Familie noch bei ſich habe und ſich und dieſelbe durch ſeine Kunſt, gut und ſchön zu ſchreiben, zu ernähren ſuche. „Wie bedaure ich ihn," erwiederte der Vater, „aber wie herzlich wünſche ich auch, daß er nach ſo vielen Verirrungen den rechten Weg gefunden haben möge!"

Der neue Sekretär von B. kehrte bald an den Ort ſeiner Beſtimmung zurück und trat ſein Amt an. Durch ſeinen Eifer, ſeine ſtrenge Ordnungsliebe und überall hervorleuchtende Geſchicklichkeit erwarb er ſich bald die Gewogenheit ſeiner Vorgeſetzten. Man prüfte ihn ſtreng und übertrug ihm ſchwierige und verwickelte Arbeiten. Er beſtand jede Prüfung und Aufgabe. Da ſein Vorgeſetzter ein Mann war, der Fleiß und gründliche Geſchicklichkeit, wie ein reges Streben nach Ehre zu ſchätzen wußte, ſo wurde unſer Sekretär bald weiter befördert. Er meldete das ſeinen Eltern. „Du ſteigſt," ſchrieb ihm der Vater zurück, „weil Du ſtets auf dem rechten Wege gegangen biſt.

Siehst Du, daß ich mit meinem rechten Wege recht habe. Ich aber, lieber Sohn, falle nun ab auf meinem rechten Wege, meine Kräfte werden schwach und stumpf, das Alter beugt mich; doch ich vertraue Gott und meinem großen Könige.“ Indeß nun der Sohn seine schöne Laufbahn betreten hatte und mit sichtbarem Glücke fortsetzte, neigte sich die Laufbahn seines Vaters allmälig zu Ende. Sein König setzte ihn mit einer ansehnlichen Pension in den Ruhestand. Diese Zeit der Ruhe genoß er aber nicht lange. Schwachheit und unausbleibliche Folgen von empfangenen Wunden führten bald sein Ende herbei. Als er den Tod kommen sahe, dem er so oft und so unerschrocken in die Augen gesehen hatte, verordnete er: daß seine getreue Lebensgefährtin seine Hülle ganz einfach und in der Stille beerdigen, und auf seinem Grabeshügel nur ein einfaches Kreuz mit der Inschrift: Major von B. setzen und darunter einen geraden Weg mahlen lassen sollte. Dieser Biedermann starb den Tod des Gerechten. Er wurde allgemein betrauert, weil er sich allgemeine Hochschätzung zu erwerben gewußt hatte. Nach einigen Monaten kam der Sohn, der indessen zum Regierungsrathe ernannt worden war, umarmte mit den wehmüthigsten Gefühlen seine geliebte Mutter und trat an ihrem Arme zu des Vaters Grabe. „Ja,“ rief er endlich, sich vom Schmerz erman-

nend; mit erheitertem Blicke: „Ja, Geiſt meines Vaters, Du gingſt ſtandhaft den rechten Weg; darum triumphirſt Du nun dort am herrlichen Ziele und erntest den Lohn Deiner Pflichttreue. O umſchwebe mich, Deinen Sohn, und ſtärke meinen Geiſt, daß auch ich ſtets auf dem rechten Wege fortwandle, der ſo viel Segen mit ſich führt. Hier, an Deinem begrabten Hügel, hier, im Scheine der ſinkenden Abendſonne, hier, wo mich, ja ich fühle es, Dein Geiſt unſichtbar umſchwebt, hier gelob' ich's: Deinem Bilde bis zum Tode nachzuſtreben." Und er hielt redlich Wort. Er nahm die Mutter mit ſich in ſein Haus und verehrte ſie mit der kindlichſten Liebe. Der Segen ruhete auf ihm; denn des Vaters Segen baut den Kindern Häuſer." Nach einiger Zeit trat er in höchſt glückliche eheliche Verhältniſſe. Dieſe belebten ſeine Kraft, mit Luſt, Geiſt und Leben in ſeinem Berufe zu arbeiten, noch mehr. Er ſtieg mit der Zeit immer höher, und wirkte in ſeinem hohen Poſten ungemein viel Gutes zum Heile des Vaterlandes und ſeiner Mitbürger. Er hatte oft Gelegenheit und Reiz genug, den rechten Weg zu verlaſſen; aber er blieb auf demſelben bis ans Ende, war ein ſchönes Muſter der Pflichttreue und wurde aufrichtig beklagt von Tauſenden, denen er Gutes gethan hatte, und kindlich beweint von ſeinen Kin-

dern und Enkeln, auf denen wieder sein und seines Vaters Geist ruhete.

Denen, die Gott lieben, seine Gebote halten und seine Wege gehen, thut er wohl bis ins tausende Glied.

III.

Wer fromm ist, dessen Weg wird bestehen.

Der Weg des Frommen wird bestehen,
Wenn er auch über Dornen führt.
Die Bosheit fällt — wird untergehen,
In einer Welt, die Gott regiert.
Sprüchw. Salomo's 21, 29.

Endlich, mein geliebter Bruder, bin ich von meiner langen Reise wieder zurückgekommen. Ich befinde mich nun wieder in meinem Hause, in der Mitte meiner Lieben, und habe auch bereits angefangen, die Leitung meiner Handelsgeschäfte wieder zu übernehmen. Der Hauptzweck meiner Reise ist völlig erreicht. Meine Gesundheit ist ungemein befestigt worden, und ein herrliches Gefühl von

körperlichem Wohlsein, das ich, wie Du weißt, lange nicht genossen habe, wird mir jetzt zu Theil. Meine und der Meinen innige Freude darüber theilst Du gewiß brüderlich mit uns. Auch der Nebenzweck meiner Reise, mancherlei Handelsangelegenheiten zu besorgen, neue Bekanntschaften zu machen und vortheilhafte Verbindungen anzuknüpfen, ist nach Wunsch erreicht worden. Ich habe treffliche Menschen und Familien kennen gelernt, und bin an Erfahrung um Vieles reicher geworden. Unter den gemachten Bekanntschaften muß ich nochmals und ganz besonders die Bekanntschaft mit dem Herrn Kaufmann Leutsch in A. erwähnen, in dessen achtungswerthem Hause ich sechs recht frohe Tage verlebt habe. Auch habe ich Dir's ja wohl versprochen, bei meiner Zurückkunft Dir von dieser ausgezeichneten Familie eine ausführliche Nachricht zu geben. Diesem Versprechen will ich denn jetzt, wo die Erinnerung noch so lebhaft in mir ist und mir die Geschäfte Muße dazu gönnen, getreu nachkommen. Was ich Dir niederschreibe, ist reine Wahrheit, so wie ich sie aus dem Munde des liebenswürdigen Stelzfußes, der ein vorzügliches Glied dieser Familie ist, vernommen und mir in mein Tagebuch verzeichnet habe.

Der Kaufmann Gotthold Leutsch ist ein Mann von ohngefähr 56 Jahren und hat ein kräftiges und gesundes Ansehen, mit einer bedeutenden

Narbe in der rechten Wange. Schon ſeine freundlich-ernſte Miene, ſeine bedächtige Rede, ja ſein ganzes Aeußeres flößt Achtung und Vertrauen zu ihm ein. Sieht man ihn aber handeln und wirken, ſo erkennt man in ihm auch das beſte und edelſte Herz. Er iſt ſeit mehrern Jahren Witwer. Seine Eltern leben noch, ſtehen in den Jahren der Achtziger und bewohnen einige Zimmer ſeines großen Hauſes. Sie ſind noch ziemlich munter, und, was viel ſagen will, lebensfroh. Der Vater iſt gleichſam das Orakel des Hauſes, und wird, beſonders in wichtigen Handelsangelegenheiten, zu Rathe gezogen. Der vorhin erwähnte Stelzfuß, wie er im Hauſe genannt wird, iſt der einzige Sohn des Hausherrn, zählt ſeine 33 Jahre, hat viele Bildung und iſt, ſeines lebensfrohen Sinnes wegen, der Hauptpunkt, um welchen ſich der Genuß des häuslichen Freude drehet. Liddy, ein liebes, ſanftes und blühendes Weſen von 24 Jahren, iſt ſeine Schweſter und die Vorſteherin des Hausweſens. Endlich iſt in dieſem Hauſe noch eine Perſon, die Sohn und Bruder genannt wird, keines von beiden aber iſt, und die an der Spitze der ausgebreiteten Handelsgeſchäfte ſteht, Alles mit einer bewundernswürdigen Umſicht, Gewandtheit und Thätigkeit leitet und ordnet, und von Allen im Hauſe Achtung und Liebe genießt. Hier haſt Du die Glieder dieſer Familie, welche, durch das

aufrichtigſte Wohlwollen gegen einander, zu einem ſchönen Ganzen verbunden ſind. Nur die Liebe waltet unter ihnen, und was man ſogleich bemerkt, ein religiöſer, ein frommer Sinn. Mit dieſem Sinne wird Alles begonnen und gethan, genoſſen und ertragen, empfangen und gegeben, und er offenbart ſich bei Allen auf die ſichtbarſte Weiſe in Mienen, Worten und Thun. Die Religion iſt Allen ein Heiligthum. Die Sonn- und Feſttage werden, ihrem Zwecke nach, von den Gliedern dieſer Familie weiſe benutzt zur Belebung ihres Glaubens, ihrer Liebe und Frömmigkeit. Jeder Tag ihres Familienlebens wird mit ernſtem Hinblick auf den allgütigen Geber aller Gaben, den allmächtigen Beſchützer des ſchwachen Lebens, den allweiſen Regierer der Welt und der menſchlichen Schickſale, begonnen, verlebt und beſchloſſen. Ein: Mit Gott! ſteht nicht nur in ihren Handels- und häuslichen Geſchäfts-Büchern oben an, ſondern iſt einem Jeden, möcht' ich ſagen, ins Innerſte des Herzens, wie an die Stirn geſchrieben. Kaum war ich einige Stunden in dieſem Hauſe, ſo wehete mich dieſer fromme Geiſt von allen Seiten an. Das war es nun hauptſächlich, warum ich ſo gern hier verweilte und meine Abreiſe von einem Tage zum andern, wider meinen Willen, verſchob. Ach! dachte und fragte ich mich da oft im Stillen: warum iſt

denn das nicht ſo in allen Familien? Warum iſt jetzt dieſer fromme Geiſt in unzähligen Häuſern aller Stände ſo höchſt ſelten? Ich weiß mir dieſe Fragen nicht befriedigend zu beantworten, mag's auch jetzt nicht verſuchen; aber das weiß, fühle und ſehe ich, daß ohne dieſen frommen Geiſt nimmermehr das häusliche Glück von Innen und von Außen aufkommen und gedeihen kann; daß der Mangel dieſes Geiſtes eine Haupturſache iſt, warum ſo Viele aus jedem Stande, von jedem Alter und in jeder häuslichen und geſellſchaftlichen Verbindung unzufrieden ſind mit ſich, mit Gott und der Welt, und ſich unglücklich und elend fühlen. Ich weiß, daß dieſe Anſichten, Geliebter, auch die Deinigen ſind. Wir Beide haben uns ſchon oft glücklich geprieſen, daß wir uns von dem irreligiöſen Weltſinne unbefleckt erhalten haben. Darüber wollen wir auch ferner wachen, nicht wahr, mein Bruder? Nun höre und vernimm die Geſchichte der vorgenannten Familie.

Der Großvater, Leonhard Leutſch, ſtammt aus Schwaben her. Sein Vater war ein Kurfürſtl. Beamter und hatte, bei einem geringen Amtseinkommen, 8 Kinder zu ernähren. Unſer Leonhard war der dritte Sohn und von Natur etwas ausgewachſen, welches durch keine ärztliche Kunſt gemildert werden konnte. Er bezeigte von ſeinem

12ten Jahre an eine ungemeine Luſt, ein Kaufmann zu werden, und übte ſich mit allem Eifer im Rechnen, Schreiben und in Erlernung nützlicher Kenntniſſe, wozu er in der Schule des Orts Gelegenheit hatte. Seine Eltern waren gute und fromme Leute, und erzogen auch ihre Kinder frühzeitig im chriſtlichen Geiſte. Bete und arbeite, war ihr Grundſatz und Alles mit Gott die Richtſchnur für jeden Tag. Als Leonhard das 14te Jahr zurückgelegt hatte, wünſchte er nun ſehnlichſt, die Handlung zu erlernen. Da ſein Vater ſeine Bedenklichkeiten darüber und die Schwierigkeiten bei Ausführung dieſes Wunſches äußerte, kam der Sohn ihm mit der Antwort entgegen: „ich habe ſchon Rath geſchafft. Der Frachtfuhrmann Leibaſch aus P. fährt doch, wie Sie wiſſen, faſt alle Monate ein Mal nach Leipzig. Dieſer will mich mit dahin nehmen und ſehen, ob er mich unterbringen oder wenigſtens in ein Haus auf Probe geben kann.“ Nun bat der Sohn die Eltern ſo lange und ſo dringend, bis ſie endlich in ſein Verlangen einwilligten. „Geh mit Gott, mein Leonhard,“ ſprach der Vater; „iſt es ſein Wille, ſo wirſt Du in dieſer berühmten Handelsſtadt Dein Fortkommen finden.“ Nach 14 Tagen verließ er mit dem zärtlichſten Abſchiede von Eltern und Geſchwiſter, das Vaterhaus und kam, unter der Aufſicht jenes Fuhrmanns, glücklich in Leip-

zig an. „Mit Gott!“ ſagte er zu ſich im Stillen, als er zum Thore einging. „Mit Gott!“ dachte er im Stillen, als Leibaſch vor dem Gewölbe eines Kaufmanns anhielt und ſeine Fracht ablud. Dieſem Kaufmanne wurde nun der Wunſch des fremden und unanſehnlichen Jünglings vorgetragen. Nach vielen Bitten erklärte er ſich dahin, daß er ihn auf 4 Wochen bei ſich behalten wollte. Leonhard war höchſt vergnügt darüber, und ſein reges Beſtreben ging nun dahin, ſich die Gewogenheit des Kaufmanns zu erwerben. Und dieß gelang ihm auch. Denn als nach 4 oder 5 Wochen Leibaſch wieder kam und ſich nach ſeinem kleinen Reiſegefährten erkundigte, hieß es, die Probe ſollte noch bis zum nächſten Frühjahre verlängert werden. Kurz, unſer Leonhard war ein fleißiger, ehrlicher, ordnungsliebender und, was dem Herrn beſonders gefiel, frommer Lehrling. Als er die ſechs mühevollen Lehrjahre überſtanden hatte, blieb er als Handlungsdiener im Hauſe und wurde von ſeinem bisherigen Lehrherrn mit dem vollkommenſten Vertrauen beehrt. Nachdem er auch in dieſem Poſten ſechs Jahre zugebracht und ſich ein anſehnliches Sümmchen erſpart hatte, fügte es ſich, wie er ſagte, mit Gott und durch allerlei günſtige Umſtände, daß er in der Stadt A. eine eigene Handlung errichten konnte, wobei ihn ſein bisheriger Prinzipal ſehr unterſtützte. Das Glück be-

günſtigte ſein Unternehmen. Und dazu trug auch ganz beſonders die eheliche Verbindung mit einer verſtändigen und frommen Jungfrau vieles bei. Seine Handlung wurde in wenig Jahren eine der blühendſten, ſo daß er bald allgemein für einen reichen Mann gehalten wurde. Er ward Vater von ſieben Kindern, von denen ihm aber nur ein Sohn am Leben blieb. Auf dieſen ging nun die ganze Elternliebe über. „Gott hat," ſagte er oft zu ſeiner Gattin, „die andern zu ſich genommen, aber mit Gott! wollen wir dieſen, der ſo kräftig und geſund iſt, zu erziehen und einen guten Chriſten und brauchbaren Menſchen aus ihm zu bilden ſuchen." Der Vater wendete Alles an, um dieß auszuführen, und er führte es mit Gott wirklich aus. Denn ſein Gotthold wuchs empor zu einem ſtattlichen Jünglinge, ausgeſtattet mit einer Menge nützlicher Kenntniſſe aus vielen Fächern des menſchlichen Wiſſens und begabt mit dem vortrefflichſten Herzen, in welchem die zärtlichſte Anhänglichkeit an ſeine Eltern, ein religiöſer Sinn und eine heiße Liebe für alles Wahre, Gute und Schöne glüheten. Als er neunzehn Jahr alt war, ſandte der Vater ihn nach Hamburg in ein angeſehenes Handlungshaus, um ſich daſelbſt in ſeinem Fache noch mehr zu vervollkommnen.

Leonhard lebte alſo in glücklichen Verhältniſſen; und ließ ſich dadurch nicht, wie dieß leider!

bei Vielen geschieht, auf Abwege verleiten. Vielmehr blieb ihm ein menschenfreundliches Betragen gegen Jedermann eigen; besonders bewies er dies gegen die Armen und Niederen; denn er wußte aus eigener Erfahrung, wie höchst sorgenvoll oft ihre Lage ist. Daher that er ihnen viel Gutes. Und wo sich nur Gelegenheit darbot, irgend eine Noth zu mildern oder zu stillen, und gute Vorschläge, Verbesserungen und Anstalten zu befördern, da ergriff er sie mit Freuden und Eifer. Noch jetzt leben in seiner Stadt Einwohner genug, die es dankbar rühmen, daß er auch ihr Wohlthäter geworden ist. „Darum auch hat mich Gott gesegnet," sagte er oft zu den Seinen, „daß ich meinen Nächsten mit einem Theile der mir von Gott geschenkten Güter dienen und aufhelfen soll. Brich dem Hungrigen dein Brot; seyd barmherzig, sagt unser heiliges Buch. Gewiß, wenn alle von Gott mit irdischen Gütern Beglückte diese göttliche Ermahnung befolgten; es würde des Elends in den Hütten der Armen, das oft so groß und bitter ist, weit weniger sein." Leonhard ging mit seinem barmherzigen Sinne auch, so zu sagen, ins Große, im Betreff seiner Handelsgenossen, von denen er vielen durch Vorschüsse oder Bürgschaft für bedeutende Summen aufhalf. Sein alter, erfahrner Buchhalter schüttelte dabei oft den Kopf, und äußerte sogar seine

Erinnerungen laut darüber. Leonhard lächelte dazu und ließ ſich in ſeiner Handlungsweiſe nicht ſtören. Es konnte nicht fehlen, daß ſich nicht auch Mancher auf eine verſtellte und liſtige Weiſe des biedern Leonhard's helfende Gutmüthigkeit zu Nutze machte und ihn betrog. Die Sonne des Glücks fing nun an, ſich ihm zu verdunkeln. Er leiſtete, aller Warnungen des Buchhalters ungeachtet, für einen, an den Rand des Elendes gebrachten, Freund eine Bürgſchaft für eine höchſt bedeutende Summe. Zu gleicher Zeit brachten ihm mehrere mißlungene Handelsſpeculationen große Verluſte. Die ausſtehenden Schulden gingen nicht ein, oder wurden geradezu abgeleugnet. Jener, durch Leonhard's Bürgſchaft gerettete, Freund wurde ein Betrüger. Kurz, unſer Leonhard ſah ſich in kaum zwei Jahren aus dem Zuſtande großer Wohlhabenheit faſt in gänzliche Armuth verſetzt. Er mußte alle ſeine Leute entlaſſen, die größten Einſchränkungen machen und ſeine Handlung in einen unbedeutenden Kram verwandeln. Verdruß und Gram, Anſtrengung und bittre Erfahrungen von ſchändlichem Undanke ſtürzten ihn in eine ſchleichende Krankheit, und beugten ſeinen Geiſt faſt darnieder. Seine treue Gattin litt theilnehmend mit ihm. Nur das Bewußtſein, ohne böſe Schuld in dieſe traurige Lage gekommen zu ſein, und ſein feſter Glaube an Gott und deſſen Vorſehung, die keinen Recht-

ſchaffenen in der Noth verläßt, hielt ihn noch aufrecht. Gerade in dieſer bedrängten Zeit wußte er ſeinen Sohn in Amerika, wohin derſelbe mit des Vaters Bewilligung vor faſt 3 Jahren aus London gereiſt war und von dem er ſeit dieſer Zeit keine Nachricht hatte. Dies vermehrte ſeine Bedrängniß noch mehr. Doch die Rettung war nahe und von der göttlichen Vorſehung ſchon eingeleitet. Der Sohn war glücklich nach London zurückgekommen. Da fand er des Vaters Brief vor, worin ihm derſelbe ſeine Lage und den Zuſtand ſeines Hauſes ſchilderte, und ihn erinnerte, zurückzukehren. Mit Schrecken vernahm Gotthold dieſe Nachricht und eilte nun, getrieben von der kindlichſten Liebe, auf dem kürzeſten Wege ſeiner Vaterſtadt zu. Gerade an ſeines Vaters Lebensfeſte, Abends, trat er an die hohe Pforte ſeines Hauſes. Ach! ſo hatte er ſich den Zuſtand deſſelben nicht gedacht. Die Stille im Hauſe, wie der verſchloſſene Laden, machte einen höchſt unangenehmen Eindruck auf ihn. Die alte treue Dienſtmagd erblickte ihn zuerſt und hieß ihn weinend willkommen: „Ach Herr Gotthold! das hätten Sie wohl nicht gedacht! Dort hinten im Stübchen ſind ihre Eltern.“ Er öffnete leiſe die Thüre und ward beinahe ſtarr vor Schreck, als er Beide neben einander, in aller Stille, bleich und abgehärmt erblickte, den Vater mit einem grünen Schirme vor

den Augen. „Da ist unser Gotthold,“ schrie die Mutter laut auf. „Gott sei gelobt!“ rief die schwache Stimme des Vaters. — Der gute Sohn, ihre Stütze und Hoffnung, lag zu ihren Füßen. „Ach! meine Eltern, meine heißgeliebten Eltern,“ stammelte er mit Thränen. „Du unser Trost und unsre Freude,“ lallten ihre zitternden Lippen. Und die in der Thür stehende treue Martha weinte laut. „Ach welch ein Wiedersehen am heutigen Tage,“ fuhr die Mutter jammernd fort. „Ja, heute,“ setzte der Vater leise hinzu, „vollendete ich das halbe Hundert der Jahre. Solch ein Lebensfest feierte ich noch nie. Doch ja, Du bist ja wieder da; und das ist mir das köstlichste Angebinde. Gott macht doch Alles wohl!“ Unter den zärtlichsten Beweisen der gegenseitigen Liebe verflossen ihnen die Abendstunden nur zu schnell, und alle drei versicherten am nächsten Morgen, daß sie lange keinen so erquickenden Schlaf genossen hätten. Nun theilte der Vater seinem Gotthold die Geschichte seiner drei letzten Jahre mit. Dieser erstaunte über die erlebten Unfälle, und sein Herz verehrte den Vater um so inniger, je mehr die Rechtschaffenheit und Menschenfreundlichkeit desselben sich darin bewährt hatte. „Du wirst dort,“ fuhr der Vater fort, „dort in meinem Pulte alle Papiere und Bücher finden. Sieh sie genau durch und bringe endlich Alles zu einer klaren Uebersicht über den

Zuſtand unſers Hauſes, die ich mir in meinem kranken Zuſtande und bei meinem Augenübel nicht verſchaffen konnte.“ „Aber, lieber Gotthold,“ unterbrach auf ein Mal die Mutter den Vater, „Du haſt ja eine große Narbe auf der rechten Wange.“ „Wohl habe ich dieſe, meine theuerſten Eltern,“ erwiederte er, „aber ſeien Sie ruhig, ich trage ſie nicht mit Schande. Ich hielt es nicht der Mühe werth, Ihnen davon früher etwas zu melden. Während meines dreijährigen Aufenthalts in Hamburg erhielt ich ſie bei folgender Gelegenheit: In dem Handelshauſe, in welchem ich daſelbſt als Diener ſtand, hatte ich einen Collegen, Namens Blökh, der, vorläufig geſagt, und wie ich erſt ſpäter erfuhr, ein naher Verwandter des hieſigen reichen und ſtolzen Beckers N. war. Dieſer Menſch war ſehr geſchickt und konnte ſich in mehreren Sprachen fertig ausdrükken; aber durch ein ſtolzes, herrſch- und zankſüchtiges und boshaftes Betragen ſprach ſich ſein Charakter aus. Deshalb hatte er unter ſeinen vielen Collegen keinen Freund. Mich machte er vor Allen zum Gegenſtande ſeines faden Witzes und ſeiner boshaften Stichelreien. Ich ſetzte dieſem Betragen Geduld und Stillſchweigen entgegen. Dieß hielt er für Feigheit, und wagte immer mehr. Die wichtigen Aufträge, die mir der Handelsherr ertheilte, erregten bei ihm Neid und ſchele Miß-

gunſt. Ich und die andern Collegen verbanden uns nun auf das feſteſte, weder ſeinen Reden Gehör zu ſchenken, noch auf ſein Betragen zu achten. Dieſer Menſch übernahm ſich oft in öffentlichen Häuſern durch den Genuß hitziger Getränke und fing dann gewöhnlich mit den Anweſenden Händel an. Ein Mal hatte er dieß auch gethan und war von den Beleidigten hart gezüchtigt worden. Da komme ich auch in dieſes Haus und ſehe zu meinem Schrecken, wie Blökh mit blutigem Angeſicht, emporſträubenden Haaren, wüthend und fürchterlich fluchend, mit einem großen blanken Meſſer in der Hand, auf ſeine Gegner zurennt, die ſeiner lachend und ſpottend wohlbewaffnet harren. Die Gefahr ſehend und um einen Mord zu verhüten, umfaſſe ich ihn ſchnell und trage ihn zur Thür hinaus in einen nahe ſtehenden Wagen, der ihn nach Hauſe bringen ſollte. Dadurch noch wüthender gemacht, verwundete er mich, als ich ihm das Meſſer entriß, in der Wange. Davon iſt nun die Narbe. Ich erwartete von dieſem Vorfalle eine veränderte Geſinnung Blökh's gegen mich, aber ich irrte mich; vielmehr mußte ich ſehen und hören, daß er mein wahrer Feind ſei und mir Rache geſchworen hatte. Sein liederlicher Wandel ſtürzte ihn bald in eine lange Krankheit. Ehe er genas, ging ich nach London ab und bald nachher nach Nordamerika."

Nun gab Gotthold seinen Eltern eine genaue Beschreibung von dieser Reise und schloß mit den Worten: „Gott Lob! ich bin nun wieder hier und werde ihre Stütze sein.“ Er machte sich nun an eine schwere Arbeit und untersuchte die wahre Lage seines Hauses auf's Genaueste. Er fand sie allerdings höchst mißlich und traurig. Jedoch er hatte Muth genug, Alles zu einem gänzlichen Abschlusse zu bringen. Es blieb ihm wenig wahres Eigenthum übrig. „Wir fangen wieder von vorn an, mein Vater,“ rief er freudig vor ihn tretend aus. „Meine Freunde und Gönner, und Sie haben ja deren auch noch, werden uns nicht im Stiche lassen.“ Er machte nun einige Reisen, und fing nach ihrer Beendigung an, die Handlung von Neuem zu gründen. Das Glück wollte ihm wohl, wozu das ehrenvolle Andenken, worin sein Vater in der Ferne, wie in der Nähe, noch stand, das Seine beitrug. Eine große Gefahr aber drohete seinem Glücke. Ein neues großes Handelsgewölbe that sich in einem prächtigen Hause und an einem gut gelegenen Orte der Stadt auf. Blökh war es, der auch hier als Gegner unsers jungen Leutsch auftrat. Er heirathete die Tochter des reichen Beckers, kaufte ein großes Haus, errichtete eine, von Waren strotzende, Materialhandlung und wendete schlau und boshafter Weise alle Mittel an, um sich, zum Untergang unsers Leutsch,

zu heben. „Vorsicht, Vorsicht," rief der alte, fast erblindete Leonhard seinem Sohne zu, als er davon hörte. „Vorsicht, Rechtlichkeit in allen Dingen, gute Waare, prompte Bedienung, wohlwollendes Betragen gegen Jedermann und vor Allem Vertrauen auf Gott können nur die Waffen sein, mit welchen wir kämpfen und uns zu behaupten suchen." Der kluge Sohn folgte dem erfahrnen Vater. Er ging, ungeachtet der Verleumdungen und schlauen Kunstgriffe, durch welche Blökh ihm zu schaden suchte, ruhig seinen guten Gang fort. Seine Rechtlichkeit und Klugheit trugen den Sieg davon. Sein Handel wurde immer ausgebreiteter, der Segen des Herrn wurde ihm sichtbar zu Theil, indeß Blökh, bei allem Prunk und Reichthume, womit er auftrat, nicht vorwärts kam. Unser Gotthold knüpfte bald darauf das Band der Ehe mit einer zwar armen, aber am Geist wohlgebildeten und vom Herzen sittlich-guten Person. Diese Verbindung gab nicht nur dem frommen Sinne in seinem Hause neues Leben, sondern hatte auch auf seine Handelsgeschäfte einen gesegneten Einfluß. In einer Reihe von acht Jahren sah Gotthold seine Handlung in einem wahrhaft blühenden Zustande. Der Segen des Herrn ruhet auf dem frommen Sohne, wie einst auf seinem frommen Vater, sagten alle Rechtschaffene der Stadt. Ganz unerwartet verkaufte Blökh

Haus und Warenlager und verließ, geſchieden von ſeinem Weibe, den Ort, wo er, als ein ſchlechter Menſch, ſich allgemein bekannt und verhaßt gemacht hatte. Da ſieht man's, ſagte mancher Verſtändige, daß Schlechtheit ſich ſelbſt die Grube gräbt und der Gottloſen Glück zerſtreuet wird, wie der Wind die Spreu zerſtreuet. —

Gotthold's glücklicher Zuſtand wurde durch zwei Kinder erhöhet, durch einen Sohn, Theodor, und eine Tochter, Liddy, genannt. Dieſe waren der Eltern höchſtes Glück und der Großeltern größte Freude. Mit dieſen ehrwürdigen Alten ging es im Betreff ihres körperlichen Befindens um vieles beſſer, woran die treue Pflege und ſorgſame Liebe, die ihnen zu Theil ward, den größten Antheil hatte. Das Augenübel des Vaters war ſehr gemindert und ſeine Kräfte dergeſtalt vermehrt worden, daß er ſich faſt den größten Theil des Tages über den Handelsgeſchäften widmen konnte. Da übergab ihm Gotthold die Aufſicht über ſeine Handlung und reiſte nach Leipzig zur Meſſe. In einem Dorfgaſthofe, wo er übernachtete, bemerkte er einen Knaben von 8—9 Jahren, deſſen offenes und freundliches Geſicht auf ein noch unverdorbenes Herz ſchließen ließ, und welcher ſich in der Gaſtſtube, ſo wie um jeden Fremden viel zu ſchaffen machte. „Er ſei eine Waiſe, von chriſtlichen und ehrlichen Eltern gebo-

ren," sagte ihm der Wirth auf sein Befragen, „und werde in der Gemeinde von Haus zu Haus beherberget und beköstiget. Als Leutsch am andern Morgen abgereist war, kam ihm dieser Knabe keuchend nachgelaufen und brachte ihm ein wichtiges Papier, das er in seiner Stube hatte liegen lassen. Er freute sich über des Knaben Aufmerksamkeit und versprach ihm bei seiner Zurückkunft ein kleines Meßgeschenk. Nach einigen Wochen kehrte er zurück, und richtete seine Reise so ein, daß er sein Nachtquartier wieder in diesem Gasthofe nahm. Der muntre Knabe war sogleich um ihn und freute sich, ihn wieder zu sehen. „Ein Geschenk bringe ich Dir nicht mit, mein Sohn," sprach er zu ihm, „aber ich will Dir etwas weit Besseres geben. Ich will Dich mit mir nehmen in mein Haus zu meinem Sohne; willst Du das?" Der freundliche Knabe ergriff freudig die Hand des Gastes und versicherte, mit Freuden mit ihm zu gehen. Da nun Niemand in der Gemeinde dem guten Vorhaben Gotthold's ein Hinderniß in den Weg legte, reiste er mit dem Knaben ab. „Hier, mein Theodor," rief er diesem, der ihm entgegensprang, lächelnd zu, „hier bringe ich Dir einen Spielkameraden, betrachte ihn als Deinen Bruder." Mit Freuden billigten Eltern und Gattin die Rettung des Knaben. Er wurde nun Gotthold's Kindern gleichgestellt und mit ihnen und

wie sie erzogen. Ein guter Hauslehrer besorgte den Unterricht derselben und förderte gewissenhaft ihre gute und fromme Erziehung. Dieses Kleeblatt wuchs empor Allen im Hause zur Lust und Freude, und hing an einander mit der zärtlichsten Liebe. Gutwill Stark, so hieß der Pflegesohn, rechtfertigte bald alle schönen Erwartungen, die man sich von ihm gemacht hatte. Sein Betragen war gut und fromm. Er betrübte weder Eltern und Lehrer, noch sonst Jemanden. Sein vorzügliches Geschäft war, den Großeltern die aufmerksamste Liebe zu schenken und vom Morgen bis Abend darauf bedacht zu sein, sie zu erfreuen, wie und wo er nur konnte, ja manche Freude für sie zu ersinnen. Dafür schenkten ihm diese auch ihre völlige Gegenliebe. Um diese Zeit, als diese drei Kinder so glücklich emporwuchsen, gestalteten sich auch die Handelsgeschäfte des Hauses unter vorzüglich günstigen Umständen immer besser. „Das ist der Segen von Oben, meine Kinder," sagte dabei der alte Großvater sehr oft. „Laßt uns seiner ferner würdig sein. Die den Herrn nicht verlassen, sondern auf seinen Wegen gehen, versäumt und verläßt er nie; und gerathen sie ohne ihre Schuld in Noth, so sendet er immer zur rechten Zeit Hülfe." Die beiden Söhne hatten nun das funfzehnte Jahr erreicht und sollten sich ihren künftigen Beruf wählen. Theodor hatte entschiedene

Neigung und Luſt, ſich der Forſt- und Jagd-Wiſſenſchaft zu widmen. Die Eltern willfahrten ihm und brachten ihn ohne Verzug in ein Inſtitut. Gutwill wünſchte die Handlung zu erlernen, blieb demnach in des Vaters Hauſe und bewies, als Handlungslehrling, einen ausgezeichneten Fleiß und Eifer. Dabei hatte er ſeine lieben Großeltern immer im Auge und widmete ihnen jede freie Viertelſtunde. Er rettete einmal Beide aus einer großen Gefahr. Es kam in einem Hintergebäude, welches an ihre Wohnzimmer ſtieß, zur Mitternacht Feuer aus. Gutwill war der Erſte, der herbei eilte, ſchnell die, von Schreck gelähmte, Großmutter ergriff und ſie aus der, ſchon mit erſtickendem Qualm angefüllten, Stube trug und, den Großvater an der andern Hand leitend, beide in Sicherheit brachte. Nun ſtürzte er ſich gleichſam in die Flammen, die das Gebäude verzehrten und das Wohnhaus zu ergreifen droheten. Er beſtieg den Giebel des Hauſes, und trefflich unterſtützt von treuen Helfern, war er es vorzüglich, der hier den Flammen Einhalt that. Im ſchrecklichen Wirrwarr hatten ihn die Eltern nicht ſogleich vermißt. Als endlich die Wuth der Flammen gedämpft worden war, brachte man ihren Gutwill herbeigeführt, fürchterlich am Leibe verbrannt. „Er allein iſt's," ſagte ein Bürger, „der das Haus gerettet hat. Man konnte ihn von der gefährli-

chen Stelle nicht wegbringen. Aber sehen Sie nur seine Gestalt!" Gutwill lächelte bei allem Schmerze die Eltern freundlich an und ließ sich getrost verbinden. Als die Großeltern dieß hörten, kamen sie voll Angst herbei und erzählten mit Thränen im Auge, daß er auch ihr rettender Engel gewesen sei. Der Verbrannte mußte viel und lange leiden. Wenn dann nun die Eltern an sein Bett traten, um ihn zu verbinden und zu pflegen und ihm liebevolle Erinnerungen über sein so gefahrvolles Unternehmen machten, faßte er sie bei der Hand, benetzte sie mit Thränen und sprach: „Ich konnte nicht anders; aber Gott hat mich ja beschützt und das Haus gerettet." Da priesen sie Gott und seine waltende Vorsehung, die ihnen einen so guten und frommen Sohn ins Haus geführt hatte. Gutwill genas und behielt lange Zeit Spuren von seinen Brandwunden im Gesicht, wie an den Händen. Von dieser Zeit an war der Liebe Bund zwischen ihm, Eltern und Großeltern noch inniger und fester.

Als nun das Jahr 1813 angebrochen war und der fromme König, Friedrich Wilhelm, sein Volk, besonders die männliche Jugend desselben, aufrief, zum Schutze seines Throns, zur Errettung des Vaterlandes und zur Erlangung der Freiheit auf das thätigste und kräftigste mitzuwir-

ken, und, dieſem königlichen Aufrufe zu Folge, eine zahlloſe Menge von Jünglingen und jungen Männern aus jedem Stande, Eltern, Beruf, Amt und Weib und Kind verließ, um für des Königs und des Vaterlandes Ehre, Glück und Freiheit zu kämpfen; da erglühete auch in Theodor's Bruſt der Wunſch, in dieſer Noth und Gefahr dem theuern Vaterlande beizuſpringen. „Theuerſte Eltern und „Großeltern," ſchrieb er nach Hauſe, „laſſen Sie „auch mich, ich bitte herzlich darum, dem Auf„rufe unſers frommen Königs folgen und erlau„ben Sie mir, unter die freiwilligen Jäger zu „treten. Durch Bewilligung meiner Bitte werden „Sie ſehr beglücken Ihren, Sie ewig liebenden, „Theodor." Alle erſchraken nicht wenig über den Inhalt dieſes Briefs; aber eine reifliche Ueberlegung, ihr frommer Sinn wie ihre Vaterlandsliebe brachte ſie bald dahin, daß ſie einwilligten. Der Vater meldete ihm das und forderte ihn auf, noch nach Hauſe zu kommen. Theodor kam ſchnell und brachte Freude und Trauer zugleich ins Haus. „Du willſt es, mein Sohn," ſprach der Vater, „Dein Wille iſt nun auch unſer Wille und gewiß auch der Wille Gottes. So gehe denn mit Gott! Stürze Dich nicht tollkühn in Gefahren, aber ſcheue ſie auch nicht. Thue Deine Pflicht getreu als Soldat, ſei barmherzig gegen die durch den Krieg Bedrängten und menſchlich gegen den Feind

und den Wehrlosen.“ Der Abschied war höchst schmerzlich, besonders von Seiten seiner sanften und schon längst kränkelnden Mutter. Mit heißen Gefühlen des Herzens umarmte sie ihn, ahnend, wie sie nach seiner Abreise bekannte, ihn nicht wieder zu sehen. Indem alle mit tiefer Trauer Theodor'n entließen, stand Gutwill allein, ruhigen Herzens, ihm zur Seite und flüsterte ihm, als er den Wagen bestieg, leise zu: „Geh, Theodor, geh in Gottes Namen! Du wirst bald von mir hören.“ — Theodor wurde Jäger. Nach einigen Wochen meldete er, daß er gesund sei und sich täglich mit der Einexercirung beschäftige. Bald darauf schrieb er wieder: unsre Armee geht vorwärts, Napoleon entgegen; es wird bald eine Schlacht geben. Diese Nachricht setzte Alle in eine Stimmung zwischen Furcht und Hoffnung. Die große Schlacht bei Großgörschen wurde geschlagen. Theodor schrieb Tags darauf die wenigen Worte nach Hause: „Die Schlacht war groß und heiß. Tausende sind gefallen, ich aber bin gesund und nur am Arme leicht verwundet. Die Armee zieht sich nach der Oberlausitz.“ — Nach der Schlacht bei Bautzen meldete er: „daß er auch noch jetzt gesund sei, eine Auszeichnung erhalten habe und ein abgeschlossener Waffenstillstand den Frieden herbeiführen solle.“ Indessen dauerten die Rüstungen mitten im Waffenstillstande fort; viele und

große Schaaren von Freiwilligen eilten zu den Waffen, um den Frieden mit zu erkämpfen. Da entbrannte auch Gutwill's Herz von Vaterlandsliebe. „Ich bitte, geliebte Eltern und Großeltern, ich bitte dringend, lassen Sie mich ziehen, um an Theodor's Seite zu kämpfen.“ Er widerlegte alle, ihm dagegen gemachte, Einwendungen. „Ich muß, denn heißer als jemals wird der Kampf werden, ich muß zu Theodor, die heißeste Bruderliebe treibt mich zu ihm.“ Er erhielt die Einwilligung, und wurde mit den besten Segenswünschen entlassen. Gutwill wurde ebenfalls freiwilliger Jäger in dem Corps, in welchem Theodor diente. Dieser war beim Wiederausbruche des Kriegs Oberjäger geworden, und gerieth in nicht geringes Erstaunen, als er seinen Gutwill neben sich erblickte. „Mit Dir leben oder mit Dir sterben will ich, mein Bruder,“ sprach dieser voll Zuversicht, ihm die Hand drückend. Ihr Corps stand bei der Blücherschen Armee in Schlesien und focht mit in der Schlacht an der Katzbach. Gutwill erhielt zwei Wunden und — das eiserne Kreuz. In der Völkerschlacht bei Leipzig ließ Gutwill seinen Theodor nicht aus den Augen. Beide kämpften tapfer, auch dann noch, als sie schon mehrere Wunden erhalten hatten. Da streckte eine Kugel Theodor'n zu Boden. „Gutwill, rette Dich,“ rief er, „mit mir ist es aus.“ Aber dieser ergriff ihn und trug

ihn aus dem Getümmel, wobei er (Gutwill) einen gefährlichen Schuß in die Schulter erhielt. Erst ganz am Abende des 18ten Octobers konnten ihre Wunden untersucht und verbunden werden. Der Wundarzt erklärte das zerschmetterte Bein für unheilbar und sprach von Ablösung. „Hier kann das nicht geschehen," entgegnete Gutwill. „Verbinden Sie nur. Morgen stürmen wir Leipzig — dann, mein Theodor, in dieser guten Stadt, wenn's so sein muß." Den großen Schmerz seiner eigenen Wunden verheimlichte er mit großer Selbstüberwindung. Kaum war am 19ten October Mittags Leipzig befreit, so war Gutwill einer der Ersten, der mit seinem Bruder auf einem halb zerschossenen Wagen daselbst einzog. Noch an demselben Tage wurde das Bein abgelöst, wobei sich Theodor mit aller Fassung und jugendlicher Kraft benahm. Am dritten Tage nach der Schlacht schrieb Gutwill unter vielen Schmerzen nach Hause: „Napoleon ist völlig geschlagen und eilt dem Rheine zu. Die Schlacht war mörderisch. Wir beide haben unsre Schuldigkeit gethan, sind jetzt in Leipzig und lassen unsre Wunden heilen. Ich bin auch zum Oberjäger ernannt worden. Bald mehr." Diese Nachricht verscheuchte alle Besorgnisse und alle Furcht aus Gotthold's Hause, und erheiterte die bangen Seelen. Aber was Gutwill verschwiegen hatte, erfuhr man bald auf einem andern Wege.

Ein verwundeter, aus der Stadt gebürtiger, Soldat war zu seinen Eltern zurückgekehrt und hatte den wahren Zustand Theodor's offenbart. Diese Hiobspost versetzte das ganze Haus Gotthold's in die tiefste Trauer. Auf Theodor's kranke Mutter machte sie einen solchen Eindruck, daß ihre Krankheit tödtlich wurde. „Ich ahnete es wohl, daß ich meinen Theodor nicht wieder sehen würde," jammerte sie mit schwacher Stimme. „Saget ihm und Gutwill den mütterlichsten Gruß von mir." Sie entschlief bald darauf in sanfter Ruhe. Das schönste Denkmal hatte sie sich durch ihre ausgezeichnete Frömmigkeit errichtet, welches die, um sie aufrichtig trauernden, Hinterlassenen in ihren Herzen treu bewahrten. Der Vater meldete diesen harten Schlag seinen Söhnen selbst und erkundigte sich mit väterlichem Ernste nach ihrem wahren Zustande. Beide bezeigten in ihrer Antwort ihren tiefen Schmerz um die fromme Mutter, und Theodor gestand nun den Verlust seines rechten Beines ein, mit der Bemerkung, daß er auch als Stelzfuß durch die Welt zu kommen hoffe und ihm zur Freude leben würde. Gutwill fügte hinzu: daß er seine Narben gern tragen und seinen Bruder heimführen werde, sobald er ein hölzernes Bein anlegen dürfe. Aber damit ging es so schnell nicht. Erst vier Monate nachher kehrten diese beiden braven Söhne in ihr theures Vaterhaus zu-

rück. Der Tag des Wiederſehens war einer der feſtlichſten Tage für das ganze Haus. Beide erſchienen in der Uniform als Oberjäger, mit den wohlerrungenen Ehrenzeichen geſchmückt, und mit ſichtbaren Merkmalen, wie tapfer ſie für König und Vaterland gefochten hatten. Großeltern, Vater und Schweſter empfingen ſie mit wehmüthiger Freude, und fanden bald, bei der blühenden Geſtalt Theodor's, auch ſeinen Stelzfuß ſchön. Dem Gutwill ſtanden die Narben im Geſicht auch nicht übel, gaben vielmehr ſeiner anſehnlichen Geſtalt noch mehr Würde. —

Kaum, ſo erzählte mir der Stelzfuß als etwas beſonders Merkwürdiges, kaum waren wir einige Tage im väterlichen Hauſe, ſo kam die ſichere Nachricht hierher, daß ein Lieferant, Blökh genannt, ſich im Kriege großer Betrügereien ſchuldig gemacht habe, zur gefänglichen Haft gebracht und deshalb in Unterſuchung ſei. Von Seiten des hieſigen Magiſtrats ſollte Auskunft gegeben werden, ob er hier noch irgend ein Eigenthum an baarem Vermögen oder an Grundſtücken beſäße. Er iſt, fügte der Stelzfuß hinzu, nach einigen Jahren im Gefängniſſe geſtorben.

Bald nach der Ankunft der beiden Söhne bildete ſich nach und nach folgender Zuſtand des Hausweſens. Theodor fügte ſich mit edler Selbſt-

verleugnung in sein Loos, und betrachtete dasselbe als wohlthätige Schickung des Allweisen. Diese feste Ueberzeugung brachte in ihm eine ruhige Stimmung hervor, die sehr oft in heitre Laune überging. Er übernahm die Aufsicht über Garten und Weinberg, die beide in der Nähe des Hauses lagen. Hier herrschte er als unumschränkter Monarch. Unter seiner Regierung kamen sie bald in eine solche Verfassung, daß sie allgemeine Bewunderung erregten. Er war an jedem Morgen zuerst wach im Hause und wanderte nun mit seiner Krücke von Zimmer zu Zimmer, um die erwachten Lieben zu begrüßen. Auch war er der Vorsteher und Leiter der Morgenandacht, welche gewöhnlich in dem Wohnzimmer der beiden Greise geschah. Dann wanderte er in seinen Garten oder Weinberg. Hier veranstaltete er im Laufe des Sommers die Feier der Geburtstage und verschiedene andere kleine und liebliche Feste. Im Winter machte er den Vorleser, besonders des Abends, und im Laufe der Tagesstunden beschäftigte er sich mit Zeichnungen und Anschlägen aus dem Gebiete der Forstwissenschaft. Dabei war er stets heitern und frohen Geistes, wodurch er die ganze Familie in eine frohe Stimmung versetzte. Sein Vater leitete das Allgemeine der Handelsangelegenheiten, in welche Gutwill mit rastloser Thätigkeit, kluger Umsicht und strenger Ordnung eingriff, und den

innern und äußern Verband derſelben kräftig förderte. Liddy ſtand den wirthſchaftlichen Angelegenheiten trefflich vor. Das gefällige und ſchöne Innere des Hauſes kam vorzüglich auf ihre Rechnung.

So fand ich den Zuſtand dieſer vortrefflichen Familie, in welcher ich, wie ſchon geſagt, ſechs koſtbare Tage verlebte. Der heitre Stelzfuß entdeckte mir noch beim Abſchiede, in Gegenwart der ganzen Familie: daß, käme ich im nächſten Jahre wieder, ich dann ſeine Liddy als Frau vom Hauſe begrüßen würde. Ich verſtand ihn, und wünſchte dazu Gutwill'n von Herzen Glück. So wird denn auch durch dieſe Verbindung das Glück dieſer Familie immer mehr befeſtigt werden.

Ich habe, Geliebter, dieſe Schilderung ſo treu aufgeſetzt, als es mir die mündlichen, wie auch ſchriftlichen Mittheilungen aller Familienglieder möglich gemacht haben. Wenn ich auch hier und da einiges breiter und umſtändlicher erzählt habe, ſo wirſt Du das nicht für unwürdig halten, da Du weißt, wie gern wir uns bei dem aufhalten, was für uns ein vorzügliches Intereſſe hat. Uebrigens beſtätigt dieſe Familie abermals die Wahrheit: daß das wahre Familienheil nicht in den äußern und irdiſchen Glücksumſtänden beſteht, ſondern nur und allein in dem rechtſchaffenen und frommen Geiſte, der in den Herzen aller Familienglieder wohnt und

ſie zu einem ſchönen Ganzen vereinigt. Dieß gilt im Großen von jedem Staate, und im Kleinen von jedem Hauſe. Daher ſpricht der weiſe König Salomo ein wichtiges und ewig wahres Wort: Fromm und wahrhaftig ſein, behüten den König (und das ganze Land) und ſein Thron (auch jedes Haus) beſtehet durch Frömmigkeit. Sprüche Sal. 20, 28.

IV.

Heinrich's Rückkehr in's Vaterland und Rettung vom Verderben.

Sterblicher! Auf allen Deinen Wegen
Find'ſt Du Gott und höreſt ſeinen Ruf.
Folg' ihm; denn er ruft zum Heil und Segen
Dich, ſein Kind, das er zum Glück erſchuf.
Biſt vom Tugendweg Du abgekommen,
Lockt der Sünde Reiz Dich mächtig an; —
Kehre um — Gott ruft. Es kann nur frommen
Dir der heil'gen Tugend ſteile Bahn.

Seit acht Tagen war der Herr von Miltau mit ſeiner Familie auf dem erkauften ſchönen Gute Wonnefeld angezogen, und dachte nun darauf, al-

len Bewohnern seines Dorfes ein Freudenfest zu bereiten, um sie fröhlich beisammen zu sehen und kennen zu lernen. Er wählte dazu den Nachmittag eines Sonntags im schönen Maimonat. Seine freundliche Gattin traf dazu alle Vorbereitungen mit ungemeiner Thätigkeit, und die fünf Kinder halfen dabei treulich mit. Der Sonntag kam, und ein heiterer Himmel begünstigte das Fest. Alt und Jung aus jedem Hause waren geladen. Alle erschienen zur rechten Zeit im großen, wohl geebneten Schloßhofe, der mit langen, von Bretern zusammengeschlagenen, Tafeln versehen war. Selbst die Greise in der Gemeinde kamen an ihren Stäben herbeigewankt. Herr von Miltau und seine Familie bewillkommten alle herzlich, reichten einem Jeden im Herumwandern freundlich die Hand und ermunterten Groß und Klein zur Fröhlichkeit und zum Genusse der Gaben von Speis' und Trank, die so reichlich vorhanden waren. Da es an Musikanten auch nicht fehlte, so geschah es denn, daß in kurzer Zeit Alles, was auf den Beinen war, sich der Fröhlichkeit und dem Tanze überließ. Einige Greise beiderlei Geschlechts saßen ruhig auf einer Bank, und man sah es in ihren frohen Blicken, welchen Antheil sie an der allgemeinen Freude nahmen und daß sie sich dabei ihrer frühern Jahre erinnerten. Zu ihnen gesellte sich Herr von Miltau, ließ sich freundlich mit ihnen in ein

Gespräch ein und verlangte unter andern von ihnen zu wissen, ob auch Alle und Jede aus der Gemeinde erschienen wären. „Wir haben eben davon gesprochen," antwortete der alte Bergmann; „sie sind Alle erschienen, bis auf den alten Andreas, der das Bette nicht verlassen kann. Der gute, arme, alte Mann!" Kaum hatte er diese Worte gesprochen, so rief Herr von Miltau zwei junge Bursche herbei und trug ihnen auf: zwei von seinen Kindern zum alten Andreas zu begleiten und Nachricht von seinem Befinden einzuholen. Sie erschienen bald wieder, und die Kinder machten mit sichtbarer Theilnahme eine treue Beschreibung von dem elenden Zustande, in welchem sich der alte Mann befände. Schnell mußten sie nun noch ein Mal fort, um ihm etwas Bier und Kuchen zu überbringen, und ihm zu sagen, daß ihr Vater selbst ihn Morgen früh besuchen würde. Nun mischte sich der menschenfreundliche Miltau wieder unter seine frohen Gäste; und, um diese noch mehr zur Fröhlichkeit zu stimmen, sogar unter die Tanzenden, unter welchen sich die Seinen schon längst froh bewegten. So fröhlich nun auch Alle waren, so überschritt doch Keiner von ihnen die Grenzen der Mäßigkeit und Ordnung. Daher sagten auch jene Alten auf der Bank: „ja wahrlich, heute nimmt sich das junge Volk tüchtig zusammen; selbst der lange Hans und

der vorlaute Kunz hauen, wider ihre Gewohnheit, nicht über die Schnur.“ Als nun die Tanzluſt mehrere Stunden gedauert hatte, wurde die ganze Geſellſchaft an den langen uud breiten Tafeln bewirthet, wo die adelige Familie ſie auf alle Weiſe zu bedienen und zum Genuſſe aufzumuntern ſuchte. Bei einem Glaſe guten Landwein, das Jedem gereicht wurde, ging die Freude in den lauteſten Jubel über, und Alle riefen, wie aus Einem Munde, ihrer gnädigen Herrſchaft ein Lebe hoch! zu. Das freundliche Licht des vollen Mondes begünſtigte dieſe feſtliche Freude, die in allen Geſichtern glänzte, aus allen Worten und Bewegungen hervorleuchtete. Aber mitten im Rauſche der Freude ließ ſich auf einmal ein Friedensſtörer hören; der Nachtwächter blies nämlich unerwartet ſein: Hört ihr Herren und laßt euch ſagen, die Glocke hat nun zehn geſchlagen! Das hatte Herr von Miltau alſo befohlen; denn er hielt in allen Dingen auf Ordnung, alſo auch in der Freude auf Maaß und Ziel. Daher brachen denn nun Alle auf, nach ihrer Weiſe herzlich dankend für Bewirthung und Vergnügen. Dieſes Feſt hatte auf Alle einen guten Eindruck gemacht; ihre Herzen waren der neuen Herrſchaft zugewendet worden, wovon ſpäterhin in allen Umſtänden und Verhältniſſen die ſchönſten Früchte ſichtbar wurden.

Am Morgen darauf besuchte Herr von Miltau den alten Andreas selbst, bezeigte ihm die herzlichste Theilnahme und versprach ihm die bestmöglichste Pflege. Diese freundliche Güte that dem Greise sehr wohl, da er in manchen Tagen sich fast verlassen sahe. Er erhielt nun täglich vom Schlosse die ihm nöthigen und zuträglichen Bedürfnisse an Speise und Trank, wodurch auch in wenig Tagen sein alter Körper wie neu aufgelebt wurde. Dafür betete er denn für seine neuen Wohlthäter und erflehete ihnen den Segen des Allgütigen. Als es mit ihm so weit gekommen war, daß er Gottes freie schöne Natur betreten konnte, war sein erster Gedanke gen Himmel gerichtet und sein zweiter nach dem Schlosse. Dahin schlich er langsam an seinem Stabe, um seinen Herzensdank darzubringen. Die ganze Familie kam herbei, um den alten Andreas zu begrüßen. Als er nun zitternd sein Haupt entblöste, die sparsamen Silberhaare sich von der Stirne strich und mit Thränen in den Augen stammelnd seine Dankesgefühle ausdrückte, da drang's Eltern und Kindern zu Herzen, alle versprachen ihm ihre fernere Hülfe. Und ehe die schöne Erntezeit begann, war unser Andreas wieder frisch auf den Beinen und freute sich des Lebens von Neuem. Er gestattete nicht mehr, daß ihm die Wohlthat in's Haus geschickt wurde; er kam nun täglich selbst in's Schloß, um daselbst

zu genießen, was ihm die milde Liebe darreichte. Sein liebſter Wunſch war nur, recht dankbar ſein zu können. Dazu fühlte er, nach ſeiner Meinung, ſich zu ſchwach. Endlich führte ihn ſein Dankgefühl auf einen Gedanken, den er auch ſogleich auszuführen begann. Er ſchlich ſich nämlich faſt den ganzen Tag in der Nähe des Schloſſes herum. Bald war er auf dem Schloßhofe, bald im Garten, bald im Walde, bald auf den nahen Feldern. Sein einziges Geſchäft war, Schaden von ſeinem Wohlthäter abzuwenden. Er machte und hielt die Thüren zu; hob verlorne oder vergeſſene Sachen und Werkzeuge auf; hielt die Leute von verbotenen Wegen und Fußſteigen ab; entfernte das Vieh von Feldern und Wieſen, auf welchen es nicht weiden durfte; pflöckte das losgeriſſene wieder an; vertrieb die ſchädlichen Vögel; las ſchädliche Inſekten ab u. dergl. Das Alles betrieb er Tag für Tag mit einem ſolchen Eifer, als wenn die Wohlfahrt des Schloſſes und ſeiner Umgebung von ihm allein abhinge. Herr von Miltau merkte ſein Schalten und Walten wohl, und hatte ſeine große Freude darüber. Als er nun den Alten einmal auf einer Ruhebank im Kühlen gewahrte, ließ er ſich mit ihm in ein Geſpräch ein. „Du biſt alſo," wie ich höre, „Fremdling in der Gemeinde und hier eingewandert?" „„So iſt es, gnädiger Herr."" „Und

wie lange bist Du denn schon hier?" „„Das mögen wohl schon über zehn Jahre sein. Meine Lebensgeschichte ist kurz und wenig erfreulich. Ich gehöre unter die vielen Tausende, die durch den Krieg unglücklich und elend geworden sind. Mein Vaterland ist Baden. Von da wanderte ich als Schmiedegeselle aus und kam einige Jahre nachher nach Germersheim, zwanzig und etliche Meilen von hier. Als ich daselbst einige Zeit gearbeitet hatte, verehelichte ich mich mit der einzigen Tochter meines Meisters. Beide Schwiegereltern starben bald nach einander. Uns schenkte Gott einen Sohn, der unser einziges Kind blieb. Dieser wuchs zu unsrer Freude heran. Er war zwar etwas wild und strebte in die Welt hinein; sein Herz aber war gutmüthig, feind allem Unrecht und voll kindlicher Liebe gegen uns Eltern. Er lernte das Schmiedehandwerk und übertraf in seinem 17ten Jahre schon mich, seinen Meister. Mein Bruder hatte ebenfalls dieses Handwerk erlernt, und war auf seiner Wanderung nach Mastricht gekommen. Daselbst hatte er durch günstige Umstände und durch Verheirathung sein Glück gemacht. Wir schrieben zuweilen an einander, konnten uns aber nie besuchen, so sehr wir es auch wünschten. „Wenn Du Deinen Sohn," schrieb er einmal, „auf die Wanderschaft schickst, so sende ihn zu mir, damit ich doch nur Jemanden aus unsrer

Familie bei mir sehe.“ Ich erfüllte seinen Wunsch. Denn als mein Heinrich achtzehn Jahr alt war, entließ ich ihn mit den besten Wünschen und Ermahnungen aus dem Hause. Er war ein langer, wohlgewachsener und stattlicher Bursche, sehr gut von Herzen, aber, wie gesagt, ein Wildfang. Mein Bruder bezeigte in einem Briefe an mich große Freude über seine Ankunft, und betrachtete und behandelte ihn als sein Kind, da er kinderlos war. Ein Jahr darauf schrieb Heinrich, daß er unter den Franzosen hätte Dienste nehmen müssen, und bald nachher, ich glaube es war im Jahr 1812, daß er mit nach Rußland marschiren und auf dem Marsche durch Deutschland uns Eltern besuchen werde. Das ist aber nicht geschehen; ja ich habe bis auf den heutigen Tag nichts mehr von ihm gehört, und ihn schon längst als einen Todten betrauert. In demselben Jahre riß der Tod mir meine Lebensgefährtin von der Seite. Ich war nun ganz allein. Unsre Gegend und auch mein Wohnort mußte im Jahre 1813 unsäglich viel leiden. Mir, als Schmied, ging es im ganzen Orte am traurigsten. Ich wurde gezwungen, Tag und Nacht viele Wochen lang für die Soldaten zu arbeiten. Noch denke ich mit Schrecken daran. Aber ich kam auch ganz herunter, und um meine Gesundheit war es geschehen. Die Gesellen hatten mich verlassen; eine Feuers-

brunſt verzehrte mein Haus. Ich war arm, krank und elend, und mußte von der Barmherzigkeit Anderer leben. Als ich mich etwas erholt hatte, wanderte ich aus und beſchloß, hierher nach Wonnefeld zu gehen, um bei einem gewiſſen Werner, der ſechs Jahre lang als Schmiedegeſelle bei mir gearbeitet und dem ich, in ſeiner langen Krankheit beſonders, viel Gutes erwieſen hatte, ein Obdach zu ſuchen. Nach vielen Mühſeligkeiten kam ich krank und elend hier an; aber ich fand den nicht, den ich ſuchte. Der böſe Krieg hatte ihn auch vertrieben, Niemand wußte wohin. Der damalige Herr dieſes Guts verſtieß mich, Unglücklichen, nicht, ſondern nahm mich auf in ein kleines Stübchen. Für meine Pflege und meine wenigen Bedürfniſſe ſorgte er mit der Gemeinde gemeinſchaftlich. Ich habe nun ſchon zehn Jahre hier gelebt und viel Gutes empfangen. Auch Sie, gnädiger Herr, üben Barmherzigkeit an mir aus. Gott — hier floſſen ſeine Augen voll Thränen über, — der gute Gott mag's und wird's Ihnen vergelten. Vielleicht bin ich bald am Ziele, warum ich täglich flehe; dann falle ich Niemandem mehr zur Laſt.'" „Sei ruhig und getroſt, Alter," erwiederte Herr von Miltau, „ſo lange Du lebſt, werde ich für Dich ſorgen. Nun komm, es iſt Mittag. Wir wollen doch ſehen, was es im Schloſſe für uns zu eſſen geben wird."

Auf ſeinen Wanderungen um das Schloß herum kam unſer Andreas auch einmal in den Wald, deſſen dichter Saum an den Garten ſtieß. Es fing eben an Abend zu werden. Aus Müdigkeit ſetzte er ſich nieder, um auszuruhen. Da überwältigte ihn der Schlaf. Als er erwachte, war es ſtockfinſter um ihn her; er erſchrak, als er es auf dem Schloßthurme elf ſchlagen hörte. Indem er aufſtehen will, hört er in der Nähe ein Geräuſch. Er verhält ſich ganz ſtill und horcht hoch auf. Da ſpricht eine Stimme leiſe, ihm aber doch vernehmlich: „Verlaßt euch auf mein „Wort, ich weiß gewiß, wohin der Herr von Mil„tau ſein Geld gelegt und verborgen hat. So „wie die Uhr zwölf ſchlägt, gehen wir ans Werk. „Ich kenne alle Schliche und Wege; auch habe „ich mehrere Schlüſſel bei mir und, wie ihr ſeht, „noch andere Inſtrumente. Alles liegt dann im „feſten Schlafe, und das Zimmer, worin das „Geld iſt, etwas abwärts. Eh' eine Viertel„ſtunde vergeht, haben wir den Schatz und — „wer zuletzt lacht, der lacht am beſten.“ Nun ward es ſtill. Andreas zitterte bei dieſer Rede am ganzen Leibe, und als er weiter kein Geräuſch vernahm, machte er ſich, ſo raſch als er nur konnte, auf den Weg nach dem Schloſſe. Hier weckte er ſeinen Wohlthäter durch leiſes Klopfen aus dem Schlafe. Dieſer gerieth in nicht ge-

ringes Erſtaunen, den alten Andreas ſo zur Unzeit vor ſich zu ſehen. Sein Erſtaunen aber ging faſt in Entſetzen über, als ihm derſelbe keuchend und ängſtlich erzählte, was er im Walde gehört hatte. Doch er faßte ſich bald, öffnete die Thür mit den Worten: komm, Alter, herein; hier in dieſem Zimmer bleibſt Du und verhälſt Dich ganz ruhig. Nun weckte er in aller Stille und in der Dunkelheit alle ſeine Leute und ließ auch ein halbes Dutzend Bauern, die in der Nähe wohnten, herbeirufen. Nachdem er ſie von der drohenden Gefahr unterrichtet und nach Möglichkeit bewaffnet hatte, vertheilte er ſie mit aller Vorſicht in die Winkel des Schloßhofes. Er ſelbſt nahm mit ſeinem Jäger beim Innern der Hausthüre Platz. Es ſchlug zwölf Uhr. Da kamen durch den Garten fünf männliche Geſtalten herangeſchlichen, eilten auf die Hausthür zu und fingen an, ſie aufzubrechen. Auf ein gegebenes Zeichen ſprangen alle Laurer aus ihren Winkeln hervor, der Herr mit dem Jäger hinaus, und nach einer kurzen Gegenwehr wurden alle fünf gefangen genommen. Herr von Miltau ließ ihnen die Hände binden, ſie feſt einſperren und von ſeinem Jäger und den Bauern bewachen. Nachdem das Alles geſchehen war, beruhigte er die erſchrockenen Seinen und dankte dem alten Andreas mit den Worten: „Dir werde ich das nie vergeſſen.“ Am nächſten Mor-

gen ließ er ſchnell ſeinen Gerichtshalter herbeiho-
len. Die Bande wurde vorgeführt. Er ſelbſt
war zugegen, und auch Andreas mußte in einem
Fenſterwinkel ſeinen Platz nehmen. Wie erſtaunte
aber Herr von Miltau und traute ſeinen Au-
gen kaum, als er unter den Verhafteten ſei-
nen Bedienten fand, der die Augen nicht auf-
zuſchlagen wagte. Aus dem Verhör ergab ſich
nun Folgendes: Drei von der Bande waren junge,
liederliche Burſche aus der Umgegend, der vierte
war ein wandernder Schmiedegeſelle, von langer
Statur und finſter vor ſich hinſehend. Alle ver-
ſicherten hoch und theuer, noch nie geſtohlen zu
haben. „Hier, gnädiger Herr," vertheidigten ſich
jene drei, „dieſer Menſch, ihr geweſener Bedien-
ter, hat uns aufgeſucht und dazu beredet. Er
ſei," ſo redete er uns vor, „er ſei bei Ihnen
lange in Dienſten geweſen, aber eines kleinen Ver-
ſehens wegen von Ihnen vor einigen Tagen aus
dem Hauſe gejagt worden. Vor acht Tagen hät-
ten Sie aus der Stadt 3000 Thlr. geholt und
ſie in eine Komode verborgen. Er wiſſe ganz
genau, daß Sie dieſes Geld noch im Hauſe hät-
ten. Das können wir leicht holen," ſetzte er hin-
zu, „da ich im Schloſſe genau bekannt bin und
überdieß einige nöthige Schlüſſel bei mir habe."
Nun machte er uns den Einbruch ſo leicht vor, daß
wir einwilligten. Nur dieſer wandernde Schmie-

degeſelle, wofür er ſich ausgiebt, und der zufälliger Weiſe im Buſche auf uns ſtieß, wollte lange nicht einwilligen, drohete ihm ſogar mit Prügeln und augenblicklicher Anzeige; ließ ſich aber doch bereden.“ Der geweſene Bediente, den blos Rache und gewohnte Liederlichkeit verleitet hatte, räumte Alles ein, was die drei andern ausgeſagt hatten, fiel plötzlich vor dem Herrn von Miltau nieder und flehete weinend um Verzeihung. „Nein, Johann, Dir muß wiederfahren, was Rechtens iſt,“ ſprach dieſer entrüſtet. „Hören Sie nur, Herr Gerichtshalter. Vor ſechs Jahren habe ich dieſen Menſchen als einen armen und verlaſſenen Jüngling in mein Haus genommen und ſeit der Zeit väterlich an ihm gehandelt. Er erkannte auch das und führte ſich fünf Jahre lang untadelig auf. Nur ſeit Jahr und Tag legte er ſich auf die liederliche Seite, ergab ſich dem Trunke und vernachläſſigte ſeinen Dienſt. Ich bat, ich warnte, ich drohete, ich ſtrafte; aber Alles war vergebens. Als er nun immer unzuverläſſiger und liederlicher wurde und mir manchen Nachtheil gebracht hatte, entließ ich ihn, obwohl ungern, ich geſtehe es, vor drei Tagen. Es iſt wahr, daß er bei mir war, als ich jene 3000 Thlr. aus der Stadt holte, auch wahr, daß ich ſie in der bezeichneten Stube und Komode aufbewahrt hatte und noch daſelbſt liegen habe; ſo wie es auch wahr iſt, daß ſeit

seiner Entfernung einige Schlüssel vermißt werden. O Johann, Johann, wie vergilst Du meine Wohlthaten! Wie tief bist Du gefallen! Was ist aus Dir geworden und was kann nicht noch aus Dir werden!" — Nun wendete sich der Gerichtshalter an den angeblichen Schmiedegesellen, der indessen finster, still und in sich gekehrt dagestanden hatte. „Ich befinde mich," sagte er aus, „als Schmiedegeselle auf der Wanderschaft. Im Kruge des benachbarten Dorfs traf ich diese drei liederlichen Bursche an. Nachdem diese in der Abendstunde fortgegangen waren, entfernte ich mich auch und schlug den Weg durch den Wald ein. Da traf ich diese Vier im vertrauten Gespräch an. Ich hörte bald, worauf es abgesehen sei, und lachte sie anfänglich aus. O ich hätte nicht lachen und mit der Sünde spielen sollen! Die geläufige Zunge Johann's wußte alle Einwendungen über den Haufen zu werfen. Dennoch weigerte ich mich, und als er in mich drang, drohete ich ihm mit Prügeln von meinem Knotenstocke und ging meiner Wege. Aber die giftige Rede wirkte. Ich ging, ich weiß selbst nicht wie, in der vergangenen Nacht an den bestimmten Ort der Zusammenkunft. Alles sträubte sich in mir bei dem Gedanken, ein Verbrecher zu werden; ich wollte umkehren, aber ich wurde wider meinen Willen festgehalten und ging den bösen Gang mit." Auf

ferneres Befragen erzählte er: „ſein Geburtsort ſei ein Dorf mit Namen Germershauſen, 24 Meilen von hier. Er heiße Heinrich Graßmann, ſein Vater ſei Schmied daſelbſt geweſen, aber todt.“ „Gott! o Gott! mein Sohn, mein Sohn,“ ſchrie zitternd und bebend Andreas plötzlich auf, richtete ſich auf und ſchritt wankend auf ihn zu. Dieſer ſtand ſtarr wie eine Bildſäule. „Ich muß Dich näher betrachten — Ja, ja, Du biſt mein Heinrich — ich bin Dein alter Vater.“ Mit dieſen Worten hielt er ſich an die Wand. Da ſank Heinrich dem Alten zu Füßen, im tiefſten Schmerze ſtöhnend: „leider! bin ich Dein Heinrich! Ach Gott! wie lange habe ich Dich geſucht und nicht gefunden.“ — „Aber, Heinrich,“ fuhr der Alte mit zitternden Lippen fort, „Heinrich, wie finde ich Dich, und in welcher Geſellſchaft, als Dieb, Räuber, Verbrecher! Das, das hätt' ich nimmer gedacht. Du warſt ja ſonſt ſo gut und hatteſt Deine Eltern ſo lieb.“ — „Vater, um Gottes Willen hör' auf, Du zermalmſt mich. Ich bin nicht, was ich ſcheine, noch nie auf dem Wege des Laſters und des Verbrechens gegangen; ich habe vielmehr manche gute That verrichtet, wozu Andere weder Willen, noch Muth hatten.“ Hier erhob er ſich ſchnell vom Boden im ſichtbaren Gefühl ſeines Werthes. Ich muß und will mich rechtfertigen, und dann wegen dieſes Schrittes, wozu

mich dieſer Teufel da — auf Johann zeigend — verleitet hat, die verdiente Strafe leiden.“ Mit dieſen Worten führte er den Vater auf ſeinen Sitz, trat dem Gerichtstiſche näher und bat um die Erlaubniß, ſeine Geſchichte erzählen zu dürfen. Als Herr von Miltau und der Gerichtshalter ihm dieſe gewährt hatten, erzählte er mit freimüthiger Rede und offener Miene Folgendes: Ich mußte, als ich mich im Jahre 1812 bei meines Vaters Bruder in Maſtricht aufhielt, franzöſiſcher Soldat werden, und marſchirte mit nach Rußland. Da ich mich in verſchiedenen Gefechten brav hielt, und, ich mag's nicht leugnen, in Gefahren ein Wagehals war, wurde ich bald Unteroffizier. Als ſolcher kämpfte ich mit in der Schlacht an der Moskwa, wo ich zwei Wunden erhielt. Noch waren dieſe nicht geheilt, als wir den elenden Rückzug nach Polen antreten mußten. Ich wurde auf demſelben, wie viele Tauſende, von den Koſaken gefangen und ohne Aufenthalt mehrere hundert Meilen weit in das große Reich hinein geſchleppt. Als man da gewahr wurde, daß ich das Schmiedehandwerk wohl verſtand, hatte ich vor vielen hundert Gefangenen ein gutes Loos. Ich hatte Arbeit vollauf, verdiente in kurzer Zeit ein hübſches Sümmchen und wurde gut und freundlich behandelt. Oft fand ſich Gelegenheit, ja man bot ſie mir an, mich als Schmied niederzulaſſen und mich glück-

lich zu verheirathen. Ich ſchlug alle Anträge der Art aus. An ein Entkommen war aber, wie ich ſah und hörte, nicht zu denken, da man mich gut brauchen konnte. So lange die Sehnſucht nach dem Vaterlande mich nur mäßig beſtürmte, ließ ich's mir gefallen. Als dieſe aber im vorigen Jahre mit ungeheurer Stärke erwachte, bot ich Alles auf, um aus dieſem Lande zu kommen. Durch mancherlei Mittel und Wege, die ich jetzt nicht nennen will, erhielt ich endlich einen Paß zur Auswanderung. Hoch ſchlug mir das Herz, als ich den deutſchen Boden wieder betrat; noch höher aber klopfte mir's, als ich meinen Geburtsort betrat und meine lieben Eltern wieder zu ſehen hoffte. Ich fand weder Eltern, noch Wohnhaus wieder. Dieſe getäuſchte Hoffnung machte mich faſt wahnſinnig. Man ſagte mir, die Mutter ſei vor dem Kriege geſtorben, und der Vater, durch den Krieg ganz elend geworden, aus dem Dorfe fortgegangen, aber wohin, wiſſe Niemand. Da der Geburtsort mir ſo lieb war, blieb ich einige Zeit als Geſelle bei dem daſigen Schmiede. Dann wanderte ich fort, von einer Stadt zur andern, weil ich nirgends eine bleibende Stätte hatte. Nun erlauben Sie mir auch zu beweiſen, daß ich bisher der Welt nicht zur Schande und zum Schaden gelebt habe, ſondern mich mancher guten That rühmen darf. Sehen Sie hier ein ſilbernes Eh-

renzeichen; das habe ich in Frankfurt am Main erhalten, als ich ein Kind vornehmer Eltern, das in Gefahr war, im Main zu ertrinken, mit Gefahr meines eigenen Lebens rettete. Hart an dem Mühlrade ergriff ich es, und trug eine gefährliche Kopfwunde und eine vierwöchentliche Krankheit davon. In Heidelberg war ich mit mehrern Kameraden in einer Bergschenke versammelt. Da kamen zwei große und mächtige Pferde, die mit der Kutsche durchgegangen waren, im schnellsten Laufe die Straße daher. Wir sahen den Kutscher herunter fallen und hörten das entsetzliche Geschrei der Darinsitzenden. Ich warf mich den wilden und schäumenden Bestien entgegen, ergriff den Zügel und hielt sie glücklich auf, nachdem sie mich wohl an zweihundert Schritte fortgerissen hatten." „Wie?" fragte hier der Herr von Miltau rasch, ihm näher tretend, „das warst, das thatst Du? Der Wagen gehörte mir, meine Frau und vier Kinder saßen darin. Wohl hörte ich, als ich nach einer halben Stunde nachgesprengt kam, daß ein Schmiedegeselle ihr Retter gewesen sei, aber ich konnte ihn durchaus nicht ausfindig machen." „Das war auch nicht möglich," erwiederte Heinrich, „denn wir waren darauf gleich fortgegangen, und den stark verrenkten Arm ließ ich erst in der nächsten Stadt heilen." „Heinrich," entgegnete Herr von Miltau, „Du kannst

nicht ſchlecht ſein! O wie viel verdank ich Dir!“ „Es thut mir,“ fuhr Heinrich fort, „unendlich weh, daß ich von dem reden muß, was man verſchweigen ſoll. In einer Stadt am Rhein war ich es, der den vom Blitz angezündeten Kirchthurm mit einem Faß Waſſer in der einen Hand bis in die äußerſte Spitze beſtieg und die Flamme glücklich dämpfte. Meinen Namen hat man, wie ich hörte, in ein großes Buch eingetragen. Oft habe ich den letzten Groſchen mit meinen Kameraden getheilt, oft Streitigkeiten mit Vorſtellungen oder auch mit dem Arme geſchlichtet — oft — —“ „o hör' auf, Heinrich,“ fiel ihm der alte Vater in's Wort, „daran erkenne ich Dein gutes Herz, das Du von Jugend auf hatteſt. Nein, Du biſt kein Böſewicht und Verbrecher.“ — „Verflucht ſei die Stunde,“ rief Heinrich mit Ingrimm aus, „in der ich mit dieſen Burſchen da zuſammentraf und die giftigen Worte dieſes Johann anhörte. Schon ballte ſich meine Fauſt, um ihn, ja alle, wegen ihres Vorhabens zu züchtigen. O hätte ich's doch gethan, wenn ſie mich auch dabei halb todt geſchlagen hätten, ich ſtände doch nicht hier als Verbrecher! Aber ich kam ja wieder zu ihnen. Ich hörte auf die Stimme dieſes Verführers, ich ſchwankte, ja ich wollte umkehren, da ſchlug es zwölf — ſie gingen der That entgegen und ich ging mit.“ Hier ſtürzten ihm

heiße Thränen aus den Augen, und der Herr von Miltau wie der Gerichtshalter blickten ihn mitleidsvoll an. „Damit ihr aber wisset, wie ich euer Vorhaben erfahren habe," sprach jener, „so schauet auf diesen guten Alten. Ja, Heinrich's Väter war es, der euch von eurem verbrecherischen Vorhaben abgehalten hat." Nun erzählte er ihnen den ganzen Vorfall. Heinrich erstaunte ganz besonders, und rief mit funkelnden Augen aus: Gott sei gelobt! Dich, mein Vater, hat er durch diesen edlen Mann vom Elende errettet und mich, Deinen Sohn, durch Dich von noch größerm Elende, vom Verbrechen! Ich habe Strafe verdient, ich will sie auch gern leiden. Machen Sie, Herr Gerichtshalter, daß ich fortkomme. Ich brenne vor Begierde, diesen Schimpf von mir abzuwaschen." Dieser sendete seinen Bericht an die obere Behörde, welche verdientermaßen dem Johann die meiste Strafe zuerkannte. Heinrich erhielt blos einige Wochen Gefängnißstrafe. Als Herr von Miltau sich erbot, ihn davon zu befreien, nahm er dieses Anerbieten durchaus nicht an. „Nein," sagte er, „wer gesündigt hat, dem gebührt Schande und Strafe." Er duldete diese gern und mit allen Merkmalen aufrichtiger Reue. Während der Strafzeit ließ Herr von Miltau ein Haus zu einer Schmiede einrichten und versah dieselbe mit dem nöthigen Handwerksgeräthe. Als

Heinrich wieder vor ihm erſchien und nochmals um Vergebung bat, erwiederte er freundlich: „Du biſt unſchuldig; ich kenne Dich nun. Du haſt den Meinen das Leben gerettet. Dafür muß ich erkenntlich ſein. Komm mit mir.“ Er führte ihn nun ein in das Schmiedehaus, wo der alte Vater ſchon, auf dem Amboſe ſitzend, ſeiner harrete. „Hier, Heinrich, haſt Du Deinen Vater in ſeiner Schmiede wieder. Da er nicht mehr arbeiten kann, ſo arbeite Du für ihn. Das Haus und der Garten daneben ſind euer Eigenthum. An Arbeit und Verdienſt ſoll und wird Dir's nicht fehlen. In der Stube und dem Schranke hier werdet ihr Alles finden, was ihr vor der Hand bedürfet.“ Dieſe Worte ſprach er aus der Fülle ſeines Herzens, und darum drangen ſie auch Vater und Sohne tief in's Herz. Dieſe waren ſtumm vor freudigem Erſtaunen; und als ſie dem edlen Manne danken wollten, war er verſchwunden. Beide fühlten ſich ganz glücklich, und dankten Gott für ſeine ſo wunderbare und wohlthätige Führung. Andreas lebte nun gleichſam von Neuem auf. Nach einigen Wochen ward ſein Heinrich, durch die Güte des Herrn von Miltau, Meiſter, und hatte Arbeit und Verdienſt genug. Noch jetzt lebt Andreas, und fühlt ſich, an der Seite ſeines Sohnes und unter der Pflege einer guten

Schwiegertochter, als hoher Greis, einen Enkel auf dem ſchwachen Knie ſchaukelnd, froh und glücklich.

V.

Treue Geſchwiſterliebe.

Heilige Geſchwiſterliebe,
Süße Stimme der Natur!
Rein ſind deine Himmelstriebe,
Segen blühet Deiner Spur.

Peter der Große, der Schöpfer von Rußlands Macht, Größe und Cultur, verſtand die große Kunſt, mit ſeinem Scharfblicke die, in den jungen Menſchen, weß Standes ſie auch ſein mochten, verborgen liegenden, Anlagen zu künftiger Auszeichnung zu ahnen, ja nicht ſelten mit Gewißheit vorher zu ſagen. Solche Jünglinge pflegte er nicht nur immer im Auge zu behalten, ſondern ihnen auch alle nur mögliche Gelegenheit zu geben, ihre Anlagen zu entwickeln. Auf dieſe Weiſe bildeten ſich unter ſeiner wahrhaft väterlichen Aufſicht und Pflege eine Anzahl junger Männer aus, die ihm und dem Vaterlande

in wichtigen Posten und Aemtern wesentliche Dienste leisteten, und bedeutende Stützen des, fast mit einer Allgewalt emporgehobenen, Staates wurden. Als Beleg dazu dient Folgendes:

In einem Feldzuge gegen die Schweden überraschte Peter den commandirenden General noch spät in der Nacht mit einem Besuche, um sich von der wahren Lage der Armee und dem Stande der Dinge selbst zu überzeugen. Indem er sich in tiefem Ernste mit dem General unterhielt, trat unangemeldet und mit raschem Schritte ein junger Offizier in's Zimmer, dessen ganzes Aeußeres deutliche Spuren von empfangenen Wunden bemerkbar werden ließ. Mit feurigem Blicke und fester Rede stattete er nun Bericht ab: daß der Auftrag ausgerichtet, der Feind gänzlich vertrieben und nur Ein Husar von seinem Commando geblieben sei. „Es ging scharf her, aber was schadet das, wenn nur Sieg folgt," setzte er hinzu, und ließ sich dann weitläuftig über die gelungene Unternehmung aus.

Peter heftete sein Auge unverwandt auf ihn, und als der Offizier sich entfernt hatte, erfuhr Peter vom General Folgendes: „Vor ohngefähr achtzehn Monaten meldete sich dieser junge Mann, als ein Ausländer, wenn ich nicht irre, aus dem Hollstein'schen gebürtig, mit Namen Bauer, und verlangte ziemlich zuversichtlich, unter den neu er-

richteten Husaren zu dienen. Da mir sein äußeres Ansehen, besonders sein etwas dreistes Wesen, gefiel, so erfüllte ich seinen Antrag. Noch nicht gehörig einexercirt, zeichnete er sich schon nach vier Wochen in einem Gefecht vortheilhaft aus, und bald nachher in einem andern dergestalt, daß ich ihn zum Unteroffizier ernannte. Als solcher mußte er mir oft schriftlichen Rapport in deutscher Sprache abstatten, und ich hatte dabei die große Freude, seine nicht gemeine Kenntniß und Bildung genau kennen zu lernen. Von der Zeit an gab ich ihm oft Gelegenheit, seinen Muth an den Tag zu legen, und er bestand jede Probe über alle Erwartung. Vor ohngefähr sechs Wochen war er mit bei einem Picket, das allerdings eine gefahrvolle Stellung hatte. Da wurde es plötzlich von einem viermal stärkern Feinde angegriffen. Die Husaren wehrten sich tapfer; der anführende Offizier blieb, und Bauer übernahm mit Geistesgegenwart das Commando, und durch seine heroische Tapferkeit, wie durch seinen unerschütterlichen Muth gelang es ihm, den Feind zurückzuschlagen und seine Stellung zu behaupten. Er hatte vier nicht unbedeutende Wunden empfangen; gleichwohl verließ er seinen Posten nicht eher, als bis ich ihn ablösen ließ. Da erschien er vor mir mit verbundenem Kopfe und Arme, und stattete einen Bericht ab, bei welchem ich seine Wahr-

heitsliebe, wie ſeine Tapferkeit und Beſcheidenheit bewundern mußte. Ich ernannte ihn auf der Stelle zum Offizier. Er nahm dieſe Erhebung mit einer ſtummen Verbeugung an, und begehrte Gelegenheit, ſich derſelben würdig bezeigen zu können. Er hat es gethan, und ſeit dieſer Zeit mehrere Proben ſeines Heldenmuths, wie ſeiner Klugheit und Menſchlichkeit gegeben. Ich muß Ew. Kaiſerl. Majeſtät ihn ganz beſonders empfehlen.“ Peter hörte dieſe Rede mit freundlichem Blicke an und nahm dieſen Helden bald nachher in ein Reiterregiment der Armee auf, die er, der Kaiſer ſelbſt, befehligte. Unſer Bauer entſprach allen Erwartungen vollkommen, entſchied durch ſeinen unbezwinglichen Muth manch hitziges Gefecht zum Vortheile der Ruſſen und beſchirmte mehr als ein Mal die Perſon des Kaiſers. Er ſtieg nicht nur täglich höher in der Gunſt deſſelben, ſondern durchlief auch binnen ſechs Jahren die Militärſtufen bis zum General. Von der Zeit an war er dem Kaiſer faſt unentbehrlich. Wo nur irgend eine Unternehmung war, die Muth und Klugheit zugleich erforderte, da übernahm ſie Bauer; und wenn andere Offiziere höhern Ranges Bedenklichkeiten äußerten, fiel er mit den Worten ein: „Herz und Säbel, es geht und wird gehen.“ Und es gelang ihm Alles zur hohen Zufriedenheit ſeines Kaiſers und zu ſeinem eigenen Ruhme. —

Ob nun gleich Bauer bei dem Kaiser in hoher Gunst stand und sehr oft um dessen Person war, so kam doch nie die Rede auf seine Herkunft und auf sein Vaterland. Beides war ihm aber sehr theuer und werth, und er dachte in so mancher Stunde seines Lebens mit Sehnsucht daran zurück. In seinem Dienste hatte er einen Deutschen, Namens Kaspar, aus dem Lüneburgischen gebürtig, der, ob er gleich schon viele Jahre seine Heimath verlassen hatte, dennoch zuweilen einen Anfall von Heimweh bekam. „Kaspar," sprach eines Morgens Bauer beim Ankleiden, „Kaspar, wir marschiren, und zwar nach einer Gegend zu, die Dir lieb sein wird. Nach Hollstein zieht die Armee. Das für mich und mein Herz; Du weißt, daß dieses Ländchen mein Vaterland ist und ich daselbst meine theuren Anverwandten habe. Gott gebe, daß sie noch am Leben sind und ich sie einmal wiedersehe! Da das Lüneburgische von da nicht weit entfernt sein soll; so ist das Etwas für Dich und Dein Herz. Freue Dich, mein Kaspar. Setze und halte Alles in Bereitschaft, in wenigen Tagen setzt sich die Armee in Bewegung.

Unweit der Stadt Husum, im Hollstein'schen, lag in einem angenehmen Thale eine Mühle, die den Besitzer und die Seinen hinreichend ernährte. Der Besitzer war ein rechtschaffener und sehr thä-

tiger Mann. Seine Frau hatte gleiche Gesinnungen, und die vier Kinder traten, bei einer vernünftigen Erziehung, in der Eltern Fußtapfen. Eines Morgens entspann sich folgendes Gespräch unter diesen guten Menschen. „Es ist doch gut, Christian," begann die Frau, „daß wir von Einquartirung befreit sind. Die Russen sollen nicht die besten Gäste sein; überall hört man Klagen über sie." „Du hast recht," entgegnete der Mann, „aber wer weiß, wie lange wir verschont bleiben werden. Der vornehme Offizier hat sich heute schon wieder in unsrer Nähe blicken lassen, und sich unsre Mühle, wie das schöne Thal nach allen Seiten betrachtet. Gott weiß, was er im Schilde führen mag!" Indem der Mann also redete, trat die alte Margarethe ein, die beinahe vierzig Jahr als treue Dienstmagd in der Mühle gelebt hatte und nun seit mehrern Jahren das Gnadenbrot aß. Sie wurde von Allen geliebt, und hatte das Recht erlangt, über Alles zu Rathe gezogen zu werden. „Hört doch, Kinder," sprach sie, „wie ich vor einer Stunde dort unten an der langen Hecke mich im Stillen mit der Wäsche und den jungen Gänschen beschäftige, höre ich auf einmal meinen Namen rufen. Wie ich aufblicke, schaut ein großer, stattlicher Offizier über

die dichte Hecke. „Margarethe," redete er mich an, „so heißt ihr ja wohl, wem gehört denn diese Mühle da?" Ich erschrack wohl etwas, dachte gleich an Einquartirung und sagte ihm, was er wissen wollte. Er schien bewegt, ja, ich glaube gar, er hat sich die Augen gewischt. „Lebt wohl, Gretchen," sprach er freundlich, und sprengte um die Ecke herum der Stadt zu. „Ach!" fiel hier die Müllerin ein, „das bedeutet nichts Gutes, gebt acht, er will sich hier einquartiren." „Wenn auch," erwiederte die Alte; „er wird nichts Böses im Sinne haben, er hat ja geweint, und wer das thut, der ist kein böser Mensch." „Du hast Recht," versetzte der Müller; „aber was sollen wir machen? Es komme, wie es wolle, wir müssen's und werden's ertragen." Die beiden Eheleute sprachen nun mit einander und mit den herbeigekommenen Kindern ein Langes und Breites über dieses Ereigniß, und was sie zu fürchten oder zu hoffen glaubten. So verstrich der Tag und die Sonne wollte eben untergehen. Da hielt auf einmal ein Offizier zu Pferde vor der Mühle, ließ Mann und Frau vor sich kommen, also sie anredend: „Mein Herr, der General, befiehlt euch durch mich, Morgen Mittag um zwölf Uhr sich in seinem Quartiere einzufinden und daselbst das Weitere zu vernehmen; wo-

nach ſich zu achten.“ Mit einem freundlichen: gute Nacht! ſprengte er ſchnell nach der Stadt zurück.

„Sagt' ich's nicht,“ fing nun der Müller an, „wir bleiben nicht verſchont. Der General wird uns über Alles ausforſchen, und —“ „Aber,“ fiel ihm Margarethe in's Wort, „ihr ſollt ja zu ihm kommen, Mittags um zwölf Uhr; das iſt doch kein böſes Zeichen; wenigſtens wird er's mit uns nicht ſchlimm machen.“ „Ach daß Gott erbarm!“ entgegnete die Müllerin, „wie ſoll das werden, wenn er uns ſolche vornehme Herren und wohl auch Pferde in's Haus legt, da ſoll ich wohl die neuen Betten hergeben und die neue Comode zum Gebrauch, die zu Eliſabeth's Ausſteuer beſtimmt iſt, und auch wohl die ſtattlichen Hühner und Truten ſchlachten.“ „Sei ruhig,“ verſetzte der Mann, „wir wollen uns den Kopf nicht zerbrechen; ich glaube, es wird beſſer gehen, als wir denken und vermuthen. Das, liebe Frau, haben wir in unſerm Eheſtande ſchon oft erfahren. Ein guter Gott waltet über uns und wird Alles wohl machen. Gebt acht, es wird Alles gut werden.“ Unter ſolchen Reden und Gegenreden begab ſich die Familie zur Ruhe; aber der ſanfte Schlaf wollte ſie nicht beglücken, beſonders die Müllerin nicht, die von Soldaten, Betten, Truten und Hühnern träumte. Am andern Tage

war die Familie früh ſchon wach; und als der Mittag ſich nahete, wanderten die beiden Eheleute im Sonntagsſtaate und mit bangen Herzen nach der Stadt.

Der General hatte eine große Geſellſchaft von Offizieren und andern vornehmen Perſonen zu Tiſche gebeten, ſo daß ſein Haus ziemlich voll war. Man meldete ihm die Ankunft der beiden Eheleute. Er ging ihnen ſchnell entgegen, und als er große Beſtürzung und Furcht in ihrem Geſicht erblickte, ſprach er ihnen freundlich Muth zu, verſicherte, daß ſie durchaus nichts Böſes zu befürchten hätten, und er ſie blos deshalb zu ſich eingeladen habe, um einmal ehrliche Landleute, die er zu ſchätzen wüßte, bei ſich zu ſehen. Somit führte er ſie in das Speiſezimmer zum Erſtaunen aller Tiſchgäſte. Dieſe erſtaunten aber noch weit mehr, als er dieſe Eheleute oben an und ſich zwiſchen ſie ſetzte, ſich mit ihnen freundlich unterhielt, ſie nöthigte, ſich's wohlſchmecken zu laſſen und ſich keinen Zwang anzuthun. Dieſe wirthliche Freundlichkeit gab ihnen einigen Muth, ſo daß ſie ſich's wohl ſeyn ließen, und die mancherlei Fragen, die der General über ihre Familie und Verwandten an ſie that, zu beantworten im Stande waren. Auf Verlangen ließ ſich nun der Müller folgendermaßen über ſeine Familie aus. „Ich heiße Chriſtian Bauer, bin der älteſte Sohn meines

Vaters und habe von ihm diese Mühle geerbt. Der Vater starb vor funfzehn Jahren plötzlich am Schlage, und die Mutter einige Jahre darauf an der Auszehrung. Meine einzige Schwester ist an einen Kaufmann, zwölf Meilen von hier, verheirathet, und meine beiden Brüder sind ebenfalls Kaufleute, befinden sich im Wohlstande und werden hochgeachtet." „Hast Du wirklich nur noch zwei Brüder," unterbrach ihn hastig der General, indem er ihm scharf in's Auge blickte. „Nur zwei Brüder noch," fuhr der Müller fort. „Ich hatte wohl noch einen dritten Bruder, aber der ist gewiß nicht mehr am Leben. Er war ein lebhafter und feuriger Bursche, hatte zu Hause keine Ruhe, sondern strebte in die Welt hinein. Da ging er in seinem achtzehnten Jahre fort, um, wie er uns sagen ließ, Kriegsdienste zu nehmen. Die Eltern grämten sich darüber, besonders da er nie wieder etwas von sich hören ließ. Er hat gewiß in einer Schlacht seinen Tod gefunden, der gute Bruder!" — „Nein, nein," entgegnete der General schnell, indem ihm Thränen in die Augen traten, „Bruder Anton hat seinen Tod noch nicht gefunden, er lebt noch und ihr seht ihn hier zwischen euch leibhaftig." Bei diesen Worten umarmte er tiefgerührt die beiden Leute. „Ja, ja, schau' mir in's Gesicht, Bruder Christian; ich bin der verlo-

ren geglaubte Anton.“ Die beiden Eheleute erſtaunten und wußten nicht, wie ihnen geſchahe, und die ganze Geſellſchaft war von Bewunderung ergriffen. Als er noch Spuren des Zweifels bei ihnen bemerkte, erzählte er nun haarklein den ganzen Zuſtand der Familie und Alles, was in derſelben vorgegangen war, ehe er das Vaterhaus verlaſſen hatte. Da wurden ſie von der Wahrheit ſeiner Worte überzeugt, und Chriſtian weinte an dem Halſe ſeines wiedergefundenen Bruders heiße Thränen der Liebe. Die ganze Geſellſchaft war bei dieſer Scene verſtummt, und in manchem Auge glänzte eine Thräne inniger Rührung und Theilnahme. „Ja,“ unterbrach nun der General die Stille, „ja, meine Herren, ich bin der Bruder dieſes Müllers. So erfahren Sie denn wer und woher ich bin. Jene Mühle iſt mein Geburtshaus, wo ich achtzehn Jahre lang fröhlich gelebt habe. Ich bin ſehr glücklich, meine theuren Verwandten und den Ort meiner Geburt wieder gefunden zu haben, und ſo eine Sehnſucht, die ich lange Jahre im Herzen trug, geſtillt zu ſehen. Dieſes frohe Ereigniß muß an Ort und Stelle gefeiert werden. So ſind Sie denn insgeſammt, meine Herren, eingeladen, Morgen Mittag eine Mahlzeit mit mir in der Mühle zu halten. Alle ſagten ihre Theilnehmung mit Freuden zu. Nun gab der General ſeiner Schwägerin Geld

und den Auftrag, alles Mögliche zum Feste für den kommenden Tag vorzubereiten, umarmte nochmals Beide und ließ sie nach Hause fahren.

Margarethe und die Kinder geriethen in großes Erstaunen, als sie die schon lange Erwarteten in einem prächtigen Wagen ankommen sahen. Und als ihnen das glückliche Ereigniß mitgetheilt wurde, da waren alle voll Freude und Entzücken. „Hab' ich's euch nicht gesagt," begann der Müller, „daß es besser gehen würde, als wir dachten. Gott! ich habe meinen, für verloren geglaubten, Bruder wieder! Und was für einen Bruder! Gott sei gelobt! Mit dieser Einquartirung bist Du doch zufrieden, liebe Elisabeth." „Diese laß ich mir gefallen," antwortete die Müllerin. „Da sollen alle Truten und Hühner dran! Das wird ein Fest werden!" „Ja, ja," rief Margarethe aus, „unsrer Mühle ist Heil wiederfahren! Wurde mir doch so wunderlich, als mich jener Offizier bei meinem Namen rief. Nun, ich werde doch sehen, ob er noch Merkmale aus seiner Jugend an sich hat, und ob er noch weiß, daß ich oft heimlicher Weise seine Kleidung gereinigt habe, wenn er, der Wildfang, in's Wasser gefallen war." „Sein Herz," versetzte der Müller, „ist noch das treue Bruderherz, er hat bei seinem hohen Stande den geringen Bruder nicht verleugnet." „Geschwisterliebe kann und soll aber

auch nicht untergehen," erwiederte Margarethe, „Bruder und Schwester dürfen in keinem Verhältnisse einander fremd werden." Unter diesem Gespräche und mancherlei Vorbereitungen auf das bevorstehende Fest verstrich der Tag vollends. Alle schliefen sanft, nur die Hausmutter nicht; denn diese sah im Traume große Herren, eine aufgeputzte Stube und eine mit ihren Hühnern und Truten besetzte Tafel.

Schon am andern Morgen früh erschien der Koch des Generals. Unter seiner Hand starben viele der gefiederten Lieblinge der Müllerin, und ehe der Mittag kam, war die große Müllerstube in einen aufgeputzten Speisesaal verwandelt. Bald erschienen ein Dutzend vornehmer Herren, alle zu Pferde, an ihrer Spitze Bruder Anton. Dieser fiel seinem Christian in die Arme; und als er im Innern des Hauses umherschaute, lebte er in frohen Gedanken und Erinnerungen der Vergangenheit. Plötzlich trat ihm Margarethe entgegen. „Ja, ja, er ist's," rief sie freudig aus mit einem tiefen Knixe. „Du bist's, Anton; Du hast uns nicht vergessen, aber wir auch Deiner nicht. Nun, sei schönstens willkommen." Der General drückte ihr mit Rührung die Hand, küßte die vier Kinder, warf sich mit tiefem Gefühl in den alten Großvaterstuhl, der immer noch, obwohl die Spuren vom nagenden Zahne der Zeit an sich tragend,

auf der wohlbekannten Stelle ſtand, und weihete ſeinen entſchlafenen Eltern eine wehmüthige Erinnerung. Doch nun kommandirte er zur Tafel. Da führte die reinſte Fröhlichkeit den Vorſitz, und die Gläſer erklangen dem frohen Wiederſehen zu Ehren. Denn wo die Liebe waltet, da ergreift und erfüllt ſie alle Herzen und ſtreut die ſchönſten Freudenblumen aus. Dieß that der General für ſeine Familie. Er bezahlte nicht nur ſeines Bruders Schulden, ſondern beſchenkte ihn noch überdieß mit einer beträchtlichen Summe. Ja, jedes Kind wurde von ihm bedacht, und auch die alte und treue Margarethe nicht vergeſſen, der er ein ſchönes Marienbild und Gebetbuch verehrte. Den einzigen Sohn ſeines Bruders ſendete er nach Berlin in eine Bildungsanſtalt, von wo er mit der Zeit, an Geiſt und Herz wohlgebildet, ſich nach Rußland begab und unter den Augen des guten Onkels als ein tüchtiger Geſchäftsmann dem neuen Vaterlande nützte. Alle Offiziere ſchätzten und liebten ihren General von der Zeit an viel höher; und als die Begebenheit in der Mühle allgemein bekannt wurde, gedachte Jedermann ſeiner mit Lob und Bewunderung.

Hat dich dein Schickſal hoch erhoben,
Vergiß der niedern Deinen nicht.
Nichts adelt mehr die Menſchenherzen.
Als Tugend und der Liebe Pflicht.

VI.

Beharrlicher Fleiss führt zum Ziele, auch in einer mühseligen Jugend.

Denke, Jugend, ernst und oft:
Deine Zeit ist nur ein Gast,
Der dir schnell enteilet.
Nutze weise ihre Gegenwart.
Gleich den Bienen, sammle, trage ein.
Scheue niemals Müh' und Schweiß.
Strebe rastlos nach dem Ziele,
Auch in trüben Jugendjahren.
Wie du säest, wirst du ernten.
Ja, mit hohem Segen
Lohnet sie einst Allen,
Die durch Fleiß und Tugend sich ihr weih'n.

Der Graf von P. ist im vollsten Sinne des Worts ein rechtschaffener und edler Mann. Mit rastlosem Streben sucht er seine Pflichten zu erfüllen; nicht allein diejenigen, die ihm als Menschen und Christen obliegen, sondern auch diejenigen, welche ihm seine Familie, wie sein Haus, seine Verhältnisse zu seinen Unterthanen, wie zu dem Vaterlande auflegen. Tag für Tag Gutes zu wir-

ken, und jeden, auch den kleinſten Theil der Zeit, wohl anzuwenden, das heißt bei ihm leben. Seine Rechtſchaffenheit, wie ſein Edelmuth, iſt auch allgemein anerkannt; der beſte und ſchönſte Ruf, in der Nähe und Ferne, wird ihm zu Theil. Seine Familie liebt ihn unausſprechlich; ſeine Unterthanen ſind ihm mit inniger Hochachtung und Anhänglichkeit zugethan und beten für ſein Wohl. Kein Unglücklicher blickt vergebens nach ſeiner Hülfe, und das Vaterland macht keine fruchtloſen Anſprüche auf ſein thätiges und kräftiges Mitwirken zu heilſamen Verbeſſerungen und Anſtalten.

Dieſer edle Mann feierte vor einigen Jahren ſein ſechs und vierzigjähriges Lebensfeſt. Die jährliche Wiederkehr dieſes Feſtes war den geliebten Seinen immer höchſt theuer geweſen. Für dieſes Mal war es ihnen um ſo theurer und feierlicher, da der theure Gatte und Vater kurz zuvor von einer langen, mit mancherlei Beſchwerden, ja mit einer großen Lebensgefahr verbundenen, Reiſe glücklich zurückgekehrt war. Am ſchönen Morgen dieſes Tages (es war der 18te Mai) brachten ihm ſeine Gattin und ſeine drei Töchter die reinſten Wünſche ihrer frommen Herzen dar, ſo wie die Geſchenke, die ihre Liebe erſonnen oder gefertigt hatte. Sein Hermann, ein muntres, liebes Weſen von kaum 6 Jahren, hüpfte ihm jubelnd entgegen, ſchmiegte ſich an ihn an, ſchaute mit ſei-

nen blauen und klaren Augen zu ihm auf, und ſprach mit kindlichfroher Stimme:

Nichts bringt Dein Hermann heute Dir,
Als nur ſein Herz voll Lieb' und Freude.
Leb' immer glücklich, ſo wie heute,
Erhalte Deine Liebe mir!

Der Gefeierte und Glückliche umarmte alle ſeine Lieben, drückte ſie mit Wonnegefühlen an ſein Herz und dankte dem Allgütigen, der ſeinen Lebenstag ihm auf's Neue gegeben und ſo ausgezeichnet hatte. Kurz, der edelmüthige Graf Alexis war höchſt glücklich. Um dieſen Tag noch feſtlicher zu machen, hatte die fromme Gräfin mehrere Freunde ihres Hauſes zu einem Mittagsmahle eingeladen. Dieſe erſchienen zur beſtimmten Stunde und bildeten ganz ſo, wie es der Graf gern hatte, eine ausgeſuchte Geſellſchaft. Unter dieſer befand ſich auch der gräfliche Juſtizdirector Dr. G. und der neue Prediger des Orts, Herr Weinert. Der Gefeierte nahm die ihm dargebrachten Wünſche freundlich und um ſo lieber an, da ſie ihm, wie er wußte, gute Herzen weiheten. Unter angenehmen, ernſten und ſcherzhaften Geſprächen verſtrich die Zeit des Mahles unvermerkt. Die Geſellſchaft zerſtreute ſich dann in dem großen und ſchönen Garten, wo ſie die herrlichen Anlagen und mancherlei koſtbaren Gewächſe und Blumen in Augenſchein nahm und bewunderte. Endlich fand ſie ſich

in dem geräumigen und geſchmackvoll erbauten Gartenhauſe wieder zuſammen. Man vermißte bald den Prediger. „Wo iſt denn dieſer geblieben?“ fragte der alte Major von A. „Er war mein lieber Tiſchnachbar, und ich hoffte, heute noch näher mit ihm bekannt zu werden.“ „Er wurde plötzlich abgerufen,“ erwiderte der Graf, „um auf ſeinem Filiale einem Kranken Troſt und Erquickung der Religion zu bringen. Ich zweifle, daß wir ihn heute wieder ſehen werden, da das Filial weit entfernt iſt.“ „In dieſem Manne,“ fuhr der Major fort, „ſteckt viel Gutes. Seine Geſpräche, Anſichten und freimüthigen Urtheile haben mir wohlgefallen.“ „Du haſt recht, lieber Major,“ verſetzte der Graf, „er iſt ein gebildeter Mann, der ſein Fach, wie ich merke und durch glaubwürdige Zeugniſſe beſtätigt geſehen habe, vollkommen verſteht.“ „Und ein vortrefflicher Prediger,“ ſetzte die Gräfin hinzu. Seine Vorträge ſind voll Geiſt und edler Salbung, und ſprechen Verſtand und Herz der Zuhörer zugleich an. Ihnen, Herr Juſtizdirektor, verdanken wir es vorzüglich, daß wir ihn den Unſern nennen können.“ „Ich habe,“ entgegnete dieſer, „in ihm nur einen Mann empfohlen, der vor vielen Andern dieſer Empfehlung würdig war.“ „Sie ſcheinen ihn genauer zu kennen,“ unterbrach ihn der Major; „o, erzählen Sie uns doch etwas

von ihm.“ „Seine Bekanntschaft,“ fuhr der Justizdirektor fort, „machte ich vor ohngefähr vier Monaten in B., als ich mich in wichtigen Angelegenheiten einige Wochen daselbst aufhalten mußte. Wir hatten im Gasthofe nachbarliche Zimmer, und wurden in einer ruhigen Abendstunde bald mit einander bekannt. Da vernahm ich denn, daß er darum in B. sei, um in einigen Tagen sein Examen zu bestehen. Sein ernstes und doch freundliches, so wie bescheidenes Betragen und Wesen zog mich an. Wir verlebten recht angenehme Stunden mit einander, und ich erfuhr von ihm, daß sein bisheriger Lebensweg durch eine mühselige Kindheit und Jugend gegangen sei; jedoch erklärte er sich darüber nicht deutlicher. Am dritten Tage Abends trat er mit den freundlichen Worten in mein Zimmer: „Es war überstanden und der Hauptschritt zu einer Versorgung, so Gott will, gethan.“ Ich wünschte ihm Glück dazu, und suchte ihm Hoffnung zu machen, ohne zu ahnen, daß sie bald und hier in Erfüllung gehen würde. Ein Geschäft trieb mich bald darauf zum Consistorialdirektor N., der mein Universitätsfreund war. Ich lenkte absichtlich das Gespräch auf das letzte Examen. „Dieses,“ erwiderte er, „war vor vielen andern ausgezeichnet. Die sechs jungen Leute hatten das Ihrige wohl gelernt. Ganz vorzüglich that sich aber ein gewisser Herr Weinert hervor.

Dieſer war in allen Theilen der theologiſchen Wiſſenſchaften, ſo wie in den nöthigen Sprachen ganz zu Hauſe, und hat uns Examinatoren wahrhaft große Freude gemacht. Schon ſeine ſchönen Schul- und Univerſitäts-Zeugniſſe ließen auf einen, nicht gemeinen Grad wiſſenſchaftlicher und ſittlich-guter Bildung ſchließen; wir wurden daher angenehm überraſcht, dieſe Bildung in einem hohen Grade bei ihm zu finden. Was dieſem jungen Mann zur vorzüglichen Ehre gereicht, iſt, daß er ſich dieſe Vorzüge in einer müh- und trübſeligen Jugend durch den ausdauerndſten Fleiß errungen hat. Sehen Sie hier ſeine trefflichen Zeugniſſe; hier das Unſrige: ausgezeichnet gut, und hier ſeine, von ihm ſelbſt ſchon früher aufgeſetzte und mit unverkennbarer Wahrheitsliebe und Beſcheidenheit abgefaßte Jugendgeſchichte.“ Auf mein Bitten erhielt ich dieſe zur Anſicht. Sie können leicht denken, daß ich ſie auf meinem Zimmer begierig durchlas. Ihr Inhalt zog mich ungemein an, und erhöhte meine Hochachtung und Liebe gegen den jungen Mann noch mehr. Auf dieſe Weiſe machte ich, ohne ſein Wiſſen, ſeine ganze Bekanntſchaft. Da er weder Eltern und Verwandte, noch Freunde und Vermögen hatte, wodurch er irgend an einem Orte feſtgehalten werden konnte, nahm er meinen Vorſchlag, mich hierher zu begleiten und einige Zeit in meinem

Hause zu verweilen, mit Freuden an. Ich hatte nun schon den Gedanken gefaßt, ihn unserm Herrn Grafen als Nachfolger des verstorbenen Predigers O. zu empfehlen. „Damit haben Sie, fiel der Graf ein, ein gutes Werk gestiftet und den Willen der Vorsehung befördert, die uns diesen guten Mann bestimmt hatte.“ Auch ich wünsche Ihnen, Herr Graf, dazu Glück, unterbrach ihn das bejahrte Fräulein v. M. Seine Probepredigt wird mir unvergeßlich sein. Er sprach darin so schön und rührend: von der heiligen und segensvollen Verbindung zwischen Prediger und Gemeine. „Ich wünschte wohl seine Jugendgeschichte zu kennen, begann der alte Major wieder. Theilen Sie, Herr Justizdirektor, uns doch daraus etwas mit.“ Besser, versetzte dieser, ich hole sie, da ich eine Abschrift davon genommen habe, und lese sie Ihnen vor. Augenblicklich hatte er sich entfernt, und nach wenig Minuten saß er wieder im Kreise und las, wie folget.

Geschichte meiner Kindheit und Jugend.

Ich habe nicht das Glück, dieses Land als mein Vaterland zu verehren. Ich stamme aus Baiern her. Mein Geburtsort, Namens Pelanke, ist ein nicht unbedeutendes Dorf daselbst, wo mein Vater Dorfrichter war. Der Krieg zwischen Frank-

reich und Oeſterreich, im Jahr 1805, raubte mir gewaltſamer Weiſe beide Eltern. Bei und in meinem Geburtsorte fiel ein bedeutendes Gefecht vor. Mein Vater wurde an meiner Seite erſchoſſen, und die ſchon längſt kränkelnde Mutter ſtarb einige Stunden darauf in einem Dickicht, wohin ſie mit mir und meiner ſechsjährigen Schweſter geflüchtet war, an erlittenen Mißhandlungen und empfangenen Wunden. Das Dorf ward, bis auf den Kirchthurm, ein Raub der Flammen. Wir Waiſen benetzten die geliebte Leiche mit tauſend kindlichen Thränen und hofften die ganze Nacht hindurch auf ihr Erwachen. Der Hunger quälte uns am Morgen; aber wir konnten uns nicht von der Leiche trennen, um uns nach Nahrung umzuſehen. Was wir nicht thun konnten, thaten bald böſe Menſchen. Zwei häßliche Frauensperſonen brachen, gegen die Mittagszeit, ein in unſer Dickicht, plünderten die Leiche unſrer Mutter und riſſen mir die Schweſter, den einzigen lebenden Gegenſtand meiner Liebe, von der Seite weg. Als ſie auch nach mir ihre raubſüchtigen Hände ausſtreckten, entfloh ich. Weinend und wehklagend wand ich mich lange Zeit durch den Wald. Ich ſtieß mehrere Male auf Gruppen von Erwachſenen und Kindern, die, wie ich ſah und hörte, ſich ebenfalls auf der Flucht befanden und ihr Schickſal beklagten, doch ſo viel Mitleid mit mir hatten, daß ſie mit einem Stück

harten Brot meinen schrecklichen Hunger stillten, sich übrigens aber um mich weiter nicht bekümmerten. Ach, die armen Menschen trugen ja ihr schweres Leid, wie ich siebenjähriger Knabe! So gestaltete sich denn meine zarte Jugend höchst traurig. Ich war noch zu sehr Kind, um mein Schicksal als Fügung des Himmels betrachten zu können. Weinend schaute ich auf einer Anhöhe nochmals zurück, auf den stattlichen Thurm meines Geburtsortes und verließ unter schrecklichen Bildern der Verheerung und unter Wehklagen über den Tod der Eltern und über die geraubte Schwester, den heimathlichen Boden. Das war für mich, arme Waise, ein schwerer Gang und ein schrecklicher Zustand! Weder denken noch fühlen könnt ihr ihn, ihr Söhne und Töchter, die ihr noch eure Eltern besitzt und an der Seite eines Bruders oder einer Schwester kindlich spielen und froh sein könnt. Sehet auf mich, wenn ihr diese Blätter leset. Denket euch, so weit ihr es vermöget, einen siebenjährigen eltern- und schwesterlosen, hungrigen, bleichen, abgerissenen, herumirrenden Knaben, der in Gottes Welt ganz allein steht — und dann faltet eure schwachen Hände zum Gebet und danket Gott für das theure Glück, an der pflegenden und schirmenden Seite guter Eltern aufzuwachsen, von ihnen, durch Lehr' und Beispiel frühzeitig auf den Weg des Heils und der Tugend geleitet zu werden

und am elterlichen Heerde euch eurer ſchuldloſen Kindheit und Jugend zu freuen! — Ich lief nun recht eigentlich in der Irre herum. Der Hunger quälte und nöthigte mich zu betteln, was mir ſchwer ankam. Oft fand ich menſchenfreundliche Herzen, die mich beherbergten; oft aber auch harte Seelen, die mich von ihren Thüren ſchnöde abwieſen. O, die Kriegszeit iſt eine böſe Zeit! Sie macht viele Menſchen böſe, die es vorher nicht waren, und erſtickt in ihrem Gemüthe gute Gefühle und Geſinnungen, die ſie vorher ſo ſichtbar an den Tag legten. Der Winter kam, und mit ihm, da ich faſt nur noch in Lumpen gehüllt war, das höchſte Elend für mich. In einem Dorfe, jenſeit der Grenze meines Vaterlandes, wurde ich von dem daſigen Richter feſtgehalten. Da er hörte, daß ich eines Dorfrichters Sohn ſei, nahm er ſich deshalb meiner an, brachte mich in ein Häuschen zu einem Paar alten, aber guten Menſchen, bezahlte ihnen für mich das nöthige Koſtgeld aus der Gemeinde-Caſſe und wußte mir auch einige nothwendige Kleidungsſtücke zuzuwenden. Hier war es nun meine tägliche Beſchäftigung, das Spinnen zu erlernen, was mir auch nicht ſchwer wurde. Gern wäre ich auch in die Schule gegangen, da ich dieſe ſchon in Pelanke beſucht und den Anfang im Leſen gemacht hatte; aber es wurde mir nicht geſtattet. Die einzige Gele-

genheit, mich im Leſen zu üben, war, daß ich des Abends einige Lieder und den Abendſegen, und des Sonntags eine Predigt vorleſen mußte, wobei ich von meinen Pflegeeltern für jeden Fehler einen tüchtigen Verweis bekam. Dies hatte die gute Folge, daß ich mich zuſammennahm und es bald zu einiger Fertigkeit, in der Kunſt zu leſen, brachte. Der Winter verging bald, und im Frühjahre wurde ich, als Gänſehüter, zu einem reichen Bauer gethan. Wenn ich denn nun früh Morgens deſſen zahlreiche Herde austrieb und die Schulkinder an mir vorbei nach dem Schulhauſe gehen ſahe, mußte ich ihnen betrübt und weinend nachſehen. Die Zeit wurde mir bei dieſem täglichen Einerlei ſehr lang. Doch ich wußte mir zu helfen. Die Bekanntſchaft mit einigen Schulknaben verſchaffte mir das Neue Teſtament, worin ich nun ſehr fleißig las. Darüber ging die mir anvertraute Herde oft zu Schaden, den ich mit harten Züchtigungen büßen mußte. Während des Sommers hatte ich dieſes liebe Buch zwei Mal durchgeleſen. Ich verſtand freilich das Meiſte nicht; aber das Geſchichtliche, beſonders die Geſchichte Jeſu, zog mich ungemein an. Nun kam der unfreundliche Herbſt, wo mich mein Wirth ſeinem Bruder übergab, der in einem benachbarten Dorfe ein reicher aber ſehr geiziger Bauer war. Raſtloſe Arbeitſamkeit war in ſeinem Hauſe

vom früheſten Morgen bis in die ſpäteſte Nacht die Hauptbeſchäftigung. Täglich mußte ich, ſo viel als mir aufgegeben wurde, ſpinnen. Hatte ich das gethan, ſo war mein Brotherr damit noch nicht zufrieden. „Der Menſch, pflegte er zu ſagen, muß immer mehr thun, als ihm aufgegeben iſt.“ Hatte ich daher nichts über die Aufgabe geſponnen; ſo wurde mir Etwas von der Koſt abgebrochen. Dabei mußte ich vielerlei kleine Dinge und Dienſte im Hauſe verrichten, woran ich mich bald gewöhnte. Nur das ſchon geſpaltene Holz noch kleiner zu ſpalten, wollte mir gar nicht zur Fertigkeit werden. „Du willſt nur nicht,“ ſagte er oft zu mir, wenn er zuſahe bei der Arbeit und mich antrieb; „der Menſch kann Alles, wenn er nur will und ſich recht anſtrengt; merke dir das.“ Und ich merkte mir's, ſo daß ich nach meinen Kräften viel und zuletzt gern arbeitete, womit er zufrieden war. Das hatte ich gewollt. Nun wagte ich, mit meinem Anliegen herauszurücken; ich bat ihn nämlich, mich die Schule beſuchen zu laſſen. „Daraus wird nichts,“ fuhr er mich an, „damit hat's noch lange Zeit.“ Dieſe Antwort betrübte mich ſehr. Ein Geſang- oder Gebetbuch durfte ich gar nicht zur Hand nehmen. In dieſem Hauſe wurde überhaupt ſelten gebetet. Mein Wirth pflegte oft

zu ſagen: „kurz gebetet und Viel gearbeitet, damit kommt man in der Welt zu etwas.“

Im Frühjahre wurde ich zum Oberaufſeher des Hornviehes gemacht, welches ich täglich austreiben und in Aufſicht haben mußte. Hier verſuchte ich's, mir von einem Schulknaben eine bibliſche Geſchichte und auch ein Pſalmbuch zu leihen. Mein Wirth entdeckte das aber bald und gab mir deshalb einen recht fühlbaren Verweis. Nun fügte ich mich in mein Schickſal und pries im Stillen die Kinder glücklich, die tagtäglich die Schule beſuchen konnten. So vergingen mir in dieſem Hauſe zwei Jahre. Ich war am Leibe geſund und ſtark, aber am Geiſte, wie ich wohl erkannte, höchſt unwiſſend. Dieſe Ueberzeugung machte mir großen Kummer. Im nächſten Frühlinge machte ich genauere Bekanntſchaft mit der alten Gänſehirtin, Chriſtine genannt. Dieſer entdeckte ich meine Lage und meinen Kummer mit Thränen, woran ſie vielen Antheil nahm. Als ich nun einmal auch recht betrübt war, ſagte ſie recht traulich zu mir: „Wilhelm, einen andern und auch wohl beſſern Herrn findeſt du ja überall, es braucht ja hier nicht zu ſein.“ Dieſe Rede war mir ganz neu und machte einen tiefen Eindruck auf mich. Es entſtand nun in mir der Gedanke, dieſes Haus zu verlaſſen, in welchem nur allein für die Arbeit und das Irdiſche gelebt wurde.

Den ganzen Sommer hindurch kämpfte ich mit dieſem Gedanken, den ich nicht für gut halten konnte. Endlich wurde er zum feſten Entſchluſſe, den ich auch bald ausführte und an einem Sonntage des Oktobers unvermerkt das Haus verließ. Ich wanderte den ganzen Tag getroſten Muthes fort, und ſtillte meinen Hunger mit einem Stück Brode, das ich mir des Abends vorher erſpart hatte. Am Abende dieſes Tages langte ich vor einem großen Dorfe, Namens Bandeleben, an. An einem Gartenzaune ſtanden zwei Männer und ſprachen, wie ich hörte, vom Wetter, und wie es wohl Morgen damit werden möchte. Ich faßte mir ein Herz, ſie anzureden und ihnen mein Schickſal zu erzählen. Als ich den Verluſt meiner Eltern und Schweſter erwähnte, beklagten ſie mich, und als ich verſicherte, daß ich blos deshalb aus dem Dienſte entlaufen ſei, weil ich nicht hatte in die Schule gehen dürfen, und ich doch gern etwas lernen wollte, nahm mich der ältere bei der Hand, fragend: „Junge, iſt das dein Ernſt? und wie alt biſt du?“ Ich ſagte, daß ich bald 11 Jahre alt ſei, und bat ihn dringend, mir einen Herrn zu verſchaffen, welcher erlaubte, daß ich täglich in die Schule gehen dürfte. „Dazu ſoll wohl Rath werden,“ verſetzte der Mann freundlich; „komm mit mir.“ Beide trennten ſich nun, einander eine gute Nacht wünſchend. „Höre,

Dorothea," ſagte der Mann zu ſeiner Frau, als wir in die große Stube traten, „hier führt uns der liebe Gott ein Waiſenkind zu, und verlangt, daß wir uns ſeiner annehmen ſollen." Nun erzählte er ihr mein bisheriges Ergehen nach ſeiner Art und machte ſie auch mit meinem Wunſche bekannt, daß ich gern etwas lernen wolle, da ich noch unwiſſend ſei. „Du lieber Gott," verſetzte die Frau theilnehmend; „das iſt doch recht traurig, den müſſen wir ſchon pflegen; meinſt Du das nicht auch, lieber George? Wo unſere vier Kinder ſatt werden und meiner Schweſter Tochter, die ja auch im böſen Kriege Vater und Mutter verloren hat — hier fing ſie an zu weinen — da wird dieſe Waiſe wohl auch mit ſatt werden." „Recht, liebes Weib, und wenn dieſe Fünf in die Schule gehen, geht er mit, und wenn wir dieſen etwas auf den Leib kaufen, thun wir's an ihm auch. Nun, Du ſollſt bei uns bleiben; willſt Du Gut's thun, Wilhelm, ſo heißt Du ja wohl? Hier, gieb mir und meiner Frau die Hand." Dieſe freundlichen, mit abgenommener Mütze geſprochenen Worte, drangen tief in mein Herz, und werden mir unvergeßlich ſein. Noch jetzt, nach vielen Jahren, ſehe ich im Geiſte dieſen freundlichen und rettenden Engel vor mir ſtehen. Ich fiel auf die Kniee, reichte ihnen weinend meine Hand hin und verſprach, Gut's zu thun.

Da kamen die fünf Kinder, zwei Knaben und drei Töchter, die bisher still zur Seite gestanden hatten, auch näher, reichten mir ihre Hände und hießen mich weinend willkommen. „Laßt nur das Weinen," fuhr der Vater fort; „seyd und werdet nur Alle gut, dann seyd und bleibet ihr Alle uns theuer und werth. Mutter, das sieht und klingt gewiß weit besser, wenn nun drei Söhne und drei Töchter um uns herum springen und nach der Schule wandern." Als sich diese Familie um den großen Tisch zum Abendbrot setzte, bekam ich meinen Platz nach den beiden Söhnen, die George und Christoph hießen. Noch diesen Abend musterte die Mutter meine Kleidung, die freilich nicht in gutem Stande war. Als der Vater hörte, daß ich doch schon lesen konnte, mußte ich den Abendsegen und ein schönes Lied vorlesen. Er war mit mir zufrieden, nannte mich seinen guten Wilhelm und schickte uns Alle zu Bette. Der ruhigste Schlaf beglückte mich nach diesem schönen Tage. Als am nächsten Morgen die Schulglocke ertönte, nahm mich der Vater mit den Worten bei der Hand: „komm, Wilhelm, ich muß Dich dem alten Herrn Schulmeister selbst überbringen." Das war ein seliger Gang für mich. Der Vater übergab mich, als seinen angenommenen dritten Sohn, dem Greise mit dem Bemerken: daß ich große Lust hätte, etwas zu lernen. „Wenn das

ist, Herr Gevatter," erwiderte der Schulmeister, „so wird Gott gewiß seinen Segen dazu geben, und wir werden Freude an ihm haben." Nach Gesang und Gebet begann der Unterricht. Das war wieder etwas ganz Neues für mich Unwissenden. Ich war ganz Ohr und verwendete kein Auge vom Lehrer, der gerade die Geschichte der Geburt und ersten Kindheit Jesu erzählend vortrug. Da mir diese bekannt war, konnte ich mich nicht enthalten, auch, ehe ich gefragt wurde, mit meiner Kenntniß heraus zu platzen. „Woher, Wilhelm, weißt Du das?" fragte mich der Schulmeister verwundernd. Da erzählte ich ihm offenherzig, wo und auf welche Weise ich zu dieser Kenntniß gekommen sei. „Nun, fahre nur so fort, mein Sohn, und Du wirst alles Versäumte bald nachholen." Jetzt war ich ein glückliches Kind. Ich hatte wieder gute Eltern, an Statt der verlornen Schwester, fünf Geschwister und einen lieben guten Lehrer. Ich war ganz glücklich und dankte Gott täglich dafür. Der Winter verging uns schnell, wie er einem Häuflein Kinder von fröhlichen, sorglosen und unschuldigen Gemüthern, und bei Beschäftigungen, die ihren Kräften angemessen sind, nur vergehen kann.

Meine glückliche Lage wurde aber bald sehr getrübt. Ich bekam im Frühlinge das kalte Fie-

ber, woran ich zehn Wochen lang litt. Das war deshalb ein großes Leiden für mich, weil ich nun meine liebe Schule nicht besuchen konnte. Kaum hatte ich mich von dieser Krankheit erholt, so kehrten die bösartigen Masern auch in unser Haus ein. Wir drei Knaben und die jüngste Tochter wurden von dieser Krankheit befallen. Ich litt am heftigsten. Mein Leben schwebte mehrere Tage in Gefahr. Doch ich genas unter der zärtlichen Pflege meiner Eltern; mußte aber noch lange Zeit viel an den Augen leiden. Allein noch viel trauriger war es für mich, daß ein gewisser Stumpfsinn und eine Abneigung gegen die Schule und das Lernen sich meiner gänzlich bemeistert hatte. Die Eltern, wie der Schulmeister, merkten dies nur zu bald, und gaben mir theils liebevolle, theils ernste Ermahnungen. Alles umsonst. Die Unlust zum Lernen und zu jeder Beschäftigung, so wie ein hoher Grad von Trägheit blieb wie eingewurzelt. Der, zu Rathe gezogene, Arzt meinte, so viel ich mich noch erinnere, daß nur die Wiederkehr des kalten Fiebers hier helfen könne. Der Mann hatte recht geurtheilt. Im nächsten Frühjahre kehrte dasselbe zurück und ich litt daran und an den Folgen viele Wochen. Nun trat ein neuer und besserer Zustand für mich ein. Ungemeine Lebenslust und Kraft beseelte mich und ich lebte meinen Eltern, wie dem Lehrer, zur Freude. Im

14ten Jahre nahm ich an dem Confirmations-Unterrichte Antheil, und gewann dabei die Aufmerksamkeit und Liebe des mir unvergeßlichen Predigers. Ich lernte da seinen einzigen Sohn, der diesen Unterricht auch genoß, kennen. Auch durfte ich ihn täglich eine Stunde lang besuchen, und das gab die erste Veranlassung zu meinem Wunsche, mehr zu lernen, als in einer Dorfschule gelernt werden kann. Gustav, so hieß mein neuer Freund, war von seinem Vater in einigen Sprachen und in vielen andern nützlichen Dingen unterrichtet worden. Ich erstaunte über seine Kenntnisse und hielt ihn gegen mich schon für einen Gelehrten. Auf meine Bitte theilte er mir gern etwas von seiner Gelehrsamkeit mit, und ich freute mich über den Zuwachs meiner Kenntnisse. Diese Privatschule blieb seinem Vater nicht verborgen. Als er uns einmal überraschte, bat ich ihn dringend, mich an dem Unterrichte seines Gustavs Theil nehmen zu lassen. Mein Pflegevater hatte nichts dawider. So genoß ich täglich einige Stunden gelehrten Unterricht, wie ich ihn nannte und war, ich darf es wohl, ohne die Bescheidenheit zu verletzen, sagen, ein sehr fleißiger Schüler, der in manchen Dingen Gustaven bald einholte. Nun kam die Confirmationsfeierlichkeit, die auf mich einen tiefen und unauslöschlichen Eindruck machte. Mein lieber Prediger erwähnte in seiner schönen

Rede mich und meine traurige Geſchichte ganz beſonders, und ſprach auch von dem Segen einer mühſeligen, aber wohl angewandten Jugend. Ich war tief gerührt, gedachte meiner lieben Eltern dort im Himmel, dankte Gott für die neuen und gelobte ihm an heiliger Stätte, als Jüngling, ja im ganzen Leben ſeinen Weg zu gehen und mich nach ſeinem Worte zu halten. Ich hatte aber auch den Vorſatz gefaßt, recht viel zu lernen, um vielleicht auch einmal ſo ſchön und rührend reden zu können, als mein geliebter Prediger. Noch an dieſem Tage, als ich meinen Pflegeeltern den kindlichſten Dank darbrachte für ihre Liebe, offenbarte ich ihnen auch meinen ſehnlichen Wunſch, ein Gelehrter zu werden, und bat ſie dringend, mir dazu behülflich zu ſein. Mein Pflegevater ſtaunte zwar und ſchüttelte den Kopf über meine Bitte; doch ging er mit mir auf der Stelle zum Prediger. Nachdem er mit dieſem in Geheim geſprochen hatte, wurde ich gerufen. Der Vater umarmte mich mit Thränen; „Deine Bitte ſei gewährt, mein Wilhelm," ſprach er, „ich ſehe, es iſt ſo Gottes Wille. Hier, der Herr Prediger wird Dir mehr ſagen." Ich war ganz ſelig und gelobte beiden Vätern ſtrengen Fleiß und ſittlich gute Aufführung. Schon den nächſten Morgen begann der neue Unterricht, der mich nun faſt den ganzen Tag an die Pfarrwohnung feſſelte. Ge-

gen Gustav war ich weit zurück. Das spornte meinen Fleiß dergestalt, daß ich ihn in manchen Gegenständen des Wissens bald einholte. Gegen Michael desselben Jahres erklärte unser theurer Lehrer, daß, wenn wir ferner gute Fortschritte machen würden, wir zu Ostern auf ein Gymnasium gebracht werden sollten. Herrliche Aussicht für mich! Aber ein harter Unfall störte mich abermals in meinen schönen Berufswanderungen und süßen Träumen. Als ich im Winter, bei starkem Froste und Glatteise, die Anhöhe hinauf nach der Pfarrwohnung wanderte, glitt ich, bei aller Vorsicht, aus, fiel und konnte nicht aufstehen. Man trug mich nach Hause; der Dorfbader untersuchte den Fuß und fand, daß das Schienbein angebrochen war. Ich hatte viel Schmerzen; doch weit mehr schmerzte es mich, nun den Unterricht unterbrochen zu sehen. Die Zeit der Heilung dauerte sieben Wochen. In dieser studirte ich, so zu sagen, für mich, und sendete jeden Abend durch eine Schwester die vollendeten aufgegebenen Arbeiten zu meinem lieben Prediger und ließ mir neue Aufgaben erbitten. Auch dieses Uebel war endlich beseitigt und ich wanderte wieder fröhlich in meine gelehrte Schule. Ostern kam nun herbei, wo wir beide auf das 6 Meilen entfernte Gymnasium zu T. gebracht werden sollten. Die Stunde des Abschieds aus dem Hause, in welchem ich mehrere

Jahre als Kind so glücklich gelebt und so viele Beweise treuer Elternliebe empfangen hatte, war für mich sehr traurig. „Du willst, guter Wilhelm," sprach der Vater gerührt, „nun einmal studiren. In Gottes Namen denn. Fahre nur fort, fromm und gut zu sein, so wird Dich Gott nicht verlassen. Er wird gute Menschen erwecken, die sich Deiner annehmen. Hier schenke ich Dir 20 Thaler. So geh denn mit Gott! Du warst, (hier fing er an zu weinen), ein gutes Kind und hast mir viele Freude gemacht." Mutter und Kinder drängten sich nun alle zu mir. Unsre Trennung war höchst schmerzlich.

Der würdige Vater meines Gustav's brachte uns noch an dem Tage nach T., wo er uns sogleich dem Herrn Schuldirektor vorstellte. Am nächsten Morgen wurden wir geprüft und in die dritte Klasse eingewiesen. Nun begann für mich die längst ersehnte Zeit, und ich gab mich, mit meinem Gustav, dem Fleiße und der Erwerbung nützlicher Kenntnisse ungetheilt hin. Auf diesem Gymnasium blieb ich volle sechs Jahre, binnen welcher Zeit mich einige harte Unfälle trafen, die meinem Herzen wehe thaten. Mein Gustav wurde krank; nach dem Urtheile des Arztes, war es eine abzehrende Krankheit. Sein höchst bekümmerter Vater holte ihn selbst ab. Wir schieden mit den tiefsten Schmerzgefühlen von einander. Nach drei Mo-

naten kam mir die traurige Nachricht zu, daß er für die bessere Welt entschlafen sei. Der Vater machte mich zum Erben der Bücher seines Sohnes. Ich erkannte dankbar diese Liebe und fuhr fort, dem Fleiße treu zu bleiben, zufrieden mit der Unterstützung, die mir die milden Hände einiger Menschenfreunde zukommen ließen.

Hier wurde der Herr Justizdirektor unterbrochen, indem der Herr Graf und seine Gemahlin, eines unverhofften Besuchs wegen, abgerufen wurden. Einige Andere der Gesellschaft traten bei dieser Störung wieder in den Garten; aber der alte biedre Major, wie das Fräulein von M., rückten dem Vorleser näher und baten ihn fort zu fahren.

Ohngefähr im vierten Jahre meiner Schulzeit verlor ich, bei einem Feuerausbruche in dem Hause, wo ich wöhnte, meine, mir so theure, Büchersammlung und sämmtliche Habseligkeiten. Dieses Unglück entstand zur Mitternachtzeit, und so plötzlich, daß, als ich mein Leben nur zu retten suchte, ich mich auf eine schreckliche Weise verbrannte. Ich befand mich in Gefahr, gänzlich zu erblinden. Erst nach zehn traurigen Wochen genas ich wieder. Ich war jetzt ärmer als jemals. Doch in der größten Noth ist der helfende Gott am nächsten. Dies erfuhr ich nur zu deutlich. Mein theurer Pflegevater besuchte mich selbst

und brachte Hülfe. Auch andere gute Menschen erbarmten sich meiner, so daß ich mit neuem Eifer und mit festerm Vertrauen auf Gott und Menschen meine Studien fortsetzen konnte. Dieser harten Prüfung folgte ein Jahr darauf eine andere. Ich erhielt nämlich ganz unerwartet die betrübende Nachricht, daß mein Pflegevater am Schlage plötzlich gestorben sei. Kindlich und dankbar beweinte ich den Tod dieses braven Mannes, der im niedern Stande und in Bauertracht seine Pflichten als Mensch und Christ so gewissenhaft und uneigennützig erfüllte und mich arme Waise so gern an sein Vaterherz nahm. So tief mich auch der Verlust dieses zweiten Vaters beugte, so ließ ich mich auf dem Wege des Fleißes nicht irre machen. Ich mußte dabei mit Armuth und Mangel kämpfen. Endlich hatte ich die Zeit meines Abganges vom Gymnasium errungen. Das Schulzeugniß fiel gut aus. Mein würdiger Herr Direktor und andere Gönner riethen mir, nach Göttingen zu gehen, wo sie mir durch Empfehlung kräftige Unterstützung zu verschaffen hofften. Ich folgte ihrem Rathe. Doch ehe ich dahin abging, trieb mich die Sehnsucht nach dem lieben Bandeleben. Die Mutter, wie die fünf Kinder (der älteste Sohn hatte sich verheirathet und das väterliche Gut übernommen), nahmen mich mit großer Freude auf. Wir waren zwar groß und älter,

aber einander nicht fremd geworden. Ich verlebte ſechs herrliche Tage unter dieſen lieben Menſchen. Als ſie hörten, daß ich ohne alle Mittel auf die Univerſität gehen wollte, ging's ihnen ſehr zu Herzen. Die Mutter eilte zu ihrer Lade und brachte mir fünf alte Thaler, mit den Worten: ſie ſind mein Eigenthum, und dieſe da (auf die Kinder weiſend) ſind es gewiß zufrieden, wenn ich Dir ſie gebe. Die Kinder nickten freundlich ihren Beifall zu. Der älteſte Sohn brachte ebenfalls einige Thaler herbei und drückte ſie mir in die Hand. Ja, jedes Kind überreichte mir etwas zum Andenken. Mit Mühe konnte ich mich von dieſen gutgeſinnten Menſchen losreißen. Auch viele Einwohner kamen herbei, um den Waiſenknaben, Wilhelm, einmal wieder zu ſehen. Der geliebte Prediger aber drückte mich mit heftigen Gefühlen an ſeine Bruſt und beweinte ſeinen Guſtav. Ach, der Tod dieſes einzigen Sohnes hatte ſein Vaterherz tief verwundet und ſichtbare Spuren des Grams ſeinem Geſichte eingedrückt. „Mein Guſtav iſt früh heimgegangen zum Vater, der es alſo gewollt hat," ſprach er mit ſanfter Stimme. „Sein Name ſei geprieſen. Du haſt, mein Wilhelm, wie ich ſeh' und leſe, Deine Schulzeit, obwohl unter mancher Noth und Prüfung, gut angewendet. Fahre in Göttingen ſo fort, und bereite Dich daſelbſt vor zu einem tüchtigen Theo-

logen und Prediger. Gott wird ferner mit Dir ſein.“ Ich trennte mich unter den wehmüthigſten Gefühlen von dieſem würdigen Manne. Von den Segenswünſchen ſo vieler guten Menſchen begleitet, kam ich, nach wenig Tagen, in dem berühmten Göttingen an. Meine Empfehlungsbriefe thaten gute Wirkung; von allen Seiten wurde mir Unterſtützung zugeſagt. Ich ergab mich den Studien mit Luſt und Eifer. Es war auch hier, wie früher, mein Vorſatz, mich über das Gewöhnliche zu erheben. Daher lebte und webte ich in meinen Wiſſenſchaften. Aber ich ſollte darin plötzlich und lange unterbrochen werden. Ich bekam das bösartige Nervenfieber, von welchem ich erſt nach einem langen Kampfe von vierzehn Wochen gänzlich genas. Dieſe Krankheit warf mich in die größte Armuth zurück. Doch der Allgütige ſendete mir auch hier Hülfe durch edle Menſchen, die ſich meiner annahmen, gab mir eine dauerhaftere Geſundheit und ſegnete meinen Fleiß.

Ich komme nun in meiner Jugendgeſchichte auf ein Ereigniß, welches mein Herz näher anging als irgend ein anderes, das mich betroffen hatte. Im zweiten Univerſitäts-Jahre machte ich mit einem Freunde eine Reiſe nach Baiern, welcher aus dieſem Lande gebürtig und deſſen Vater ein königl. Beamter war. Mich trieb die Sehnſucht nach Pelanke, wohin mich der Freund be-

gleitete. Hoch klopfte mir das Herz, als ich den hohen Thurm von Weitem erblickte und dann in das Dorf einwanderte. Ich erkannte es kaum wieder, so hatte sich alles durch den neuen Aufbau verändert. Ich gab mich einigen Alten, die ich wohl erkannte, zu erkennen; sie waren hoch erfreut und gedachten mit Seufzen jener Schreckenszeit, die ihnen mehr oder weniger Opfer gekostet hatte. Der Tod meines Vaters war ihnen bekannt, aber nicht das Ende meiner Mutter, noch weit weniger wußten sie irgend etwas von der Beerdigung ihrer Leichen. Ich betrachtete das neue Haus auf der Brandstelle unsers Wohnhauses mit Rührung, weihete meinen Eltern eine aufrichtige Thräne des Danks und der Liebe, und verließ bald einen Ort wieder, der mir nur höchst traurige Erinnerungen zurück rief. Wir setzten unsre Reise zu Fuße fort. Am Abende des folgenden Tages langten wir in einem großen Fabrikdorfe an, wo wir unser Nachtquartier nehmen wollten. In der Nähe desselben stießen wir auf einen Trupp Zigeuner. Zwei Weibspersonen traten uns schnell entgegen und boten uns ihre Kunst, aus der Hand wahrzusagen, an. Da wir abgesagte Feinde solcher Albernheiten waren, suchten wir sie auf eine feine Art los zu werden, welches uns aber nicht gelingen wollte. Mein Freund eilte endlich davon; ich aber konnte nicht von der Stelle,

da mir die Eine faſt jeden Schritt ſtreitig zu machen wußte. „Komm doch, Weinert," rief mir der Freund zu. „Weinert heißen Sie?" rief die Zigeunerin mit freundlicherem Blicke; „Ihnen muß ich wahrſagen." Da ich das zu verhüten, und mich ihrer Zudringlichkeit zu entziehen ſuchte, was mir aber ſchlechterdings nicht gelingen wollte, rief der Freund nochmals: „Laß ſie doch von Dir, ich bitte Dich, Wilhelm." Da ſtand ſie plötzlich ſtill, wie in tiefes Nachdenken verſunken, und ich eilte dem Freunde nach. Als wir im Gaſthofe ankamen, war bereits die Nacht eingebrochen. Nach wenig Minuten öffnete ſich ſchnell unſre Stubenthür, die Zigeunerin trat, etwas verlegen, wie es ſchien, herein und kam raſch auf mich zu. „Weinert," ſprach ſie mit beweglicher Stimme, „reich mir Deine Hand, ich will Dir wahrſagen." Ich that's mit einigem Widerwillen. „Dein Taufname iſt Wilhelm," fuhr ſie fort, „Du biſt aus dem Dorfe Pelanke, acht Meilen von hier. Dein Vater war Richter daſelbſt, und kam im Jahre 1805 im Kriege um; er wurde erſchoſſen und Deine Mutter ſtarb an Deiner Seite in einem Dickichte; das Dorf brannte gänzlich ab, und Deine einzige Schweſter Anna von ſechs Jahren wurde Dir an der Leiche der Mutter durch zwei Weibsperſonen von

der Seite gerissen.“ Ich blickte sie bei diesen, schnell gesprochenen, Worten voll Erstaunen an, das Herz schlug heftiger in mir, und schweigend nickte ich ihr bejahend zu. Da drückte sie mir stärker die Hand, Thränen entquollen ihren freundlichen Augen und, mir um den Hals fallend, rief sie stammelnd: Ich bin Anna, Deine verloren geglaubte Schwester und Du bist Wilhelm, mein geliebter Bruder. Ich entwand mich, unter Beihülfe des staunenden Freundes, ihren Armen. Sie ließ es geschehen. Endlich unterbrach sie schnell die Stille. „Komm, setze Dich mit Deinem Freunde; Du zweifelst noch; aber ich will Dir beweisen, daß ich Anna bin.“ Nun erzählte sie mir so viel von dem damaligen Zustande unsers Hauses, von Vater und Mutter, ihrer Gestalt und Kleidung, von mir und sich selbst, und von hundert andern Dingen, die Niemand wissen konnte, als wir Beide. „Und sieh hier noch die Narbe — indem sie sich die Haare von der Stirn strich — die von jenem schrecklichen Falle, als wir Beide in der Scheune spielten, zurückgeblieben ist. Nicht wahr, meine Hand unter Thränen umfassend, ich bin Deine Schwester Anna?“ Da waren alle meine Zweifel gelöst, mein Herz sprach laut für die Wahrheit, ich zog sie in meine Arme, und — wir Beide waren selig. „O, wie oft,“ unterbrach sie unser Schwei-

gen, „wie oft hab' ich gewünſcht, Dich wieder zu finden, damit Du mich aus meinem Zuſtande befreien möchteſt. Ach, ich bin nur durch Gewalt das, was ich jetzt bin. Meine Geſchichte iſt kurz. Jene beiden Weibsperſonen waren Zigeunerinnen. Von und unter ihnen wurde ich nun erzogen, auf ihren Wanderungen mit herum geſchleppt und frühzeitig zu ihren betrügeriſchen Künſten angeleitet. Was ſollte ich armes Kind wohl machen? An ein Entlaufen war nicht zu denken; ich verſuchte es einige Mal, aber es bekam mir ſchlecht. So wuchs ich denn als Zigeunerin auf, und habe in großer und kleiner Geſellſchaft mehrere Länder durchzogen. Vor einigen Wochen kamen wir zum erſten Male ſeit jener Zeit wieder in hieſige Gegend. Da ich hörte, wir wären in Baiern, erwachte die Erinnerung an jene Schreckenszeit mit aller Macht in mir, und eine Hoffnung wurde in mir rege, als wenn mir in dieſem Lande ein großes Glück wiederfahren ſollte. Als ich euch die Straße daher ziehen ſahe, trieb mich ein wunderbares Gefühl, euch anzureden. So habe ich Dich denn wieder gefunden, geliebter Wilhelm. Auf Dich rechne ich nun, Du ſollſt mein Erlöſer ſein." Das will ich, meine Anna. Nun erzählte ich ihr auch mit wenig Worten mein bisheriges Ergehen und welchem Berufe ich mich gewidmet hätte. Sie drückte mir ein Mal über das

Andere die Hand und beweinte schwesterlich mein Schicksal. Wir überlegten nun alle drei, was unter diesen Umständen zu thun sei und fanden für gut, die Schwester ohne Weiteres bei uns zu behalten und uns mit ihren bisherigen Genossen gar nicht einzulassen. Am nächsten Morgen zogen wir fröhlich der Heimath des Freundes zu, ohne daß uns die Zigeuner irgend ein Hinderniß in den Weg zu legen suchten. Im Hause des Freundes wurden wir gastlich aufgenommen und unsre Schicksale, besonders das fast wunderbare Wiederfinden, erregte allgemeine Theilnahme. Die menschenfreundliche Hausmutter interessirte sich sehr für Annen und erbot sich, dieselbe so lange in ihre Dienste zu nehmen, bis ich selbst auf irgend eine Weise für sie würde sorgen können. Somit war denn meine Hauptsorge gestillt. Anna blieb mit großer Freude in dem Zufluchtsorte und ließ sich's recht sichtbar angelegen sein, alle Spuren von ihrem Zigeuner-Leben zu vertilgen. Das gelang ihr in den vierzehn Tagen meines Aufenthalts so vollkommen, daß Jedermann seine herzliche Freude über ihre Wiedergeburt hatte. Wir trennten uns nach einem so kurzen Wiedersehen mit den wehmüthigsten Gefühlen. Ich ging, in Begleitung des Freundes, nach Göttingen zurück, wo ich noch ein Jahr lang blieb. Von da ging ich nach Halle, um daselbst meine academische Laufbahn zu vollen-

den. Mit Gottes Hülfe ist das auch, obwohl unter noch so mancher Entbehrung und Noth, geschehen. Ich habe nun alle Ursache und die dringendsten Aufforderungen meines Herzens, die Weisheit und Liebe des Weltregierers in meinen Schicksalen zu verehren. Die Wege, die er mich führte, waren zwar oft dunkel und wunderbar, aber er hat Alles herrlich hinausgeführt.

Drum denk' ich an der Zukunft Dunkel nur mit Freuden,
Ich weiß gewiß, kein Schicksal wird von meinem Gott mich scheiden.
Ihn will ich ehren, lieben, ihm nur wohlgefallen,
An seiner Vaterhand getrost durch's Leben wallen.

Herzlichen Dank, Herr Justizdirektor, riefen der brave Major, wie das Fräulein von M. und die andern stillen Zuhörer, für die Mittheilung dieser Jugendgeschichte. „Die Kindheit und Jugend dieses braven Mannes," sagte der Major, „war doch fürwahr höchst mühselig, aber sein Glaube, wie seine Tugendliebe und sein beharrlicher Fleiß haben Alles überwunden." Und nun, fuhr das Fräulein fort, steht er, nach seinem Wunsche, im Weinberge Gottes, wo er gewiß ein unermüdeter Arbeiter sein und zum Segen der ihm anvertrauten Gemeine viel Gutes wirken wird.

Nach einiger Zeit machte der Herr Prediger Weinert, mit Erlaubniß seiner Obern, eine Reise nach Baiern, wo er seine geliebte Schwester, die an Geistes- und Herzens-Bildung ungemein gewonnen hatte, abholte und in sein stilles Haus einführte. Beide leben nun in häuslicher Stille froh und glücklich, und halten die Stunden für die seligsten, in welchen sie Gottes allweise Führung preisen und sich im Vertrauen auf ihn stärken können.

VII.

Freud und Leid einer frommen Familie.

(Eine wahre Geschichte aus dem Befreiungskriege.)

Was dir gut ist auf der Reise
Durch die Welt, gibt Gott allweise.
Reicht er dir den Kelch der Leiden,
Dulde fromm! Er läßt auch Freuden
Unverhofft dir wieder blühn;
Sei nur gut und trau auf ihn!

Anton Reinwald war ein sehr rechtschaffener Mann, und bewohnte ein eigenes Haus in einem freundlichen Dorfe, ganz in der Nähe von Ham-

burg. Sein Weib war ihm völlig gleich geſinnt. Beide hatten Gott vor Augen und im Herzen und thaten Gutes ſo viel ſie konnten. Bete und arbeite! war ihr Wahlſpruch. Daher war ihnen, bei ihrem frommen Sinne, die tägliche Arbeit eine wahre Freude. Sie ſuchten ſich dadurch zu nähren, daß ſie in ihrem, nicht unbedeutendem, Garten am Hauſe allerlei Früchte erbauten, die ſie dann in die volkreiche Stadt zum Verkaufe brachten. Auch beſaß Reinwald die Geſchicklichkeit, Körbe, groß und klein, und Futterſchwingen zu flechten, Netze zu ſtricken und mancherlei unentbehrliches Hausgeräthe zu verfertigen, wodurch alljährlich mancher Thaler in's Haus kam. Seine gute Eliſabeth hatte noch einen beſondern Erwerb durch Beſorgung der Wäſche für angeſehene Familien in der Stadt. Beide waren mit ihrem jährlichen Verdienſte wohl zufrieden und dankten Gott dafür. Ihr häusliches Glück wurde durch drei gute Kinder, zwei Söhne und eine Tochter, verſchönert, welche ſie mit der größten Gewiſſenhaftigkeit frühzeitig zur Gottesfurcht, nützlichen Thätigkeit und Ordnung erzogen. Mit der zärtlichſten Liebe hingen dieſe Kinder an ihren guten Eltern, und hatten faſt kein anderes Beſtreben, als ihnen Freude zu machen. Täglich wurden in dieſer Familie aufrichtige Beweiſe der Liebe gegeben und empfangen. Dadurch befeſtigte ſich ihr

häusliches Glück immer mehr; denn wo der Geist der aufrichtigen Liebe in einem Familien-Kreise vorherrschend ist, da erblühet Ruhe, Zufriedenheit und Segen. Auch von Außen her lächelte dieser Familie das Glück zu. Sie wurde geachtet und geliebt von den Einwohnern und allen denen, mit welchen sie in Verbindung stand; denn Neid und Anfeindung hielt sie durch ihr stilles Treiben und Thun, wie durch ein freundliches und bescheidenes Betragen gegen Jedermann, von sich entfernt. Wie glücklich ist und lebt doch Reinwald! Diesen Lobspruch hörte man nicht selten, so oft die Rede auf ihn kam. Aber das häusliche Familien-Glück gehört unter die wandelbaren Güter des Lebens. Auch Reinwald's Glück sollte getrübt werden. Sein ältester Sohn, Gustav, war nun zehn Jahre alt, und für dieses Alter verständig genug, um sich einigermaßen in die menschlichen Verhältnisse zu finden. Seine Eltern hatten ihn schon oft in die Stadt geschickt, um allerlei kleine Aufträge zu besorgen. Diese hatte er auch stets mit Verstand und zur Zufriedenheit der Eltern ausgerichtet, so daß ihn diese, spashafter Weise, ihren kleinen Besorger zu nennen pflegten. An einem September-Tage war er ebenfalls nach der Stadt geschickt worden, kehrte aber zur bestimmten Zeit nicht zurück. Man wartete mit Sehnsucht auf ihn, und als die Sonne unterging, war

er noch nicht da. Da trieb die beſorgte Liebe den Vater fort nach der Stadt und daſelbſt in die Häuſer, in welche Guſtav hatte gehen ſollen. Er war richtig da geweſen und hatte Alles wohl ausgerichtet. Dem Vater wuchs ſein Bekümmerniß. Er bot alles Nachdenken und alle nur mögliche Mittel auf, um ihm auf die Spur zu kommen; allein es wollte ihm nicht gelingen. Gegen neun Uhr eilte er daher mit dem Troſte nach Hauſe, daß er unterdeſſen wohl bei der Mutter angekommen ſein würde. Aber welch ein Schreck für ihn, als Weib und Kinder ihm ſchon von Weitem zuriefen: „bringſt Du den Guſtav?“ Man denke ſich die Herzens-Angſt, in welcher ſich die guten Menſchen befinden mochten. Thränen entquollen ihren Augen und Worte des Jammers entfielen ihren Lippen. Der Vater wollte nochmals fort; aber die Liebe der Seinen hielt ihn zurück, weil Finſterniß das Land bedeckte und der Regen in ſtarken Güſſen vom Himmel fiel. Unter ängſtlichem Hin- und Herſinnen über das Schickſal ihres Guſtav's, und unter mancherlei, auch wohl beruhigenden Gedanken, durchwachten Beide die Nacht; nur ihr Felix und die kleine Marie ſchlummerten ruhig. Kaum war der Morgen angebrochen, ſo wanderten ſie nach der Stadt, nachdem ſie dem treuen Nachbar Haus und Kinder anvertraut hatten. Ueberall forſchten und fragten

sie nach, und ließen Nichts unversucht; aber Alles umsonst. Sie zeigten der wachsamen Polizei ihren Verlust an: allein auch diese konnte weder an diesem Tage, noch an den folgenden, auf einige Spur kommen. Auch die öffentlichen Blätter wurden benutzt; ja, ein Menschenfreund setzte sogar eine Belohnung von 50 Mark für denjenigen aus, der von dem Verlornen sichre Nachricht geben würde. Alle diese Bemühungen waren vergebens. Jedermann bedauerte die tiefgebeugten Eltern; eben so, ihren Gustav, der wegen seiner Bescheidenheit und seines freundlichen Wesens allgemein geliebt wurde. Das häusliche Glück dieser Familie schien ganz entflohen zu sein; die Ruhe konnte nicht wieder einkehren. Es verging kein Tag, an welchem nicht durch Thränen der Liebe dem Verlornen ein zärtliches Andenken geweiht worden wäre. Am ersten faßte und ermuthigte sich der Vater. Als er mit seiner Elisabeth zwei Monate lang vergebens auf das Wiederfinden des geliebten Gustav oder wenigstens auf einige Nachricht von seinem Ergehen geharrt hatte, nahm er an einem Winter-Morgen die große Bibel aus dem Schranke, die er dem Verlornen als Weihnachtsgeschenk verehrt hatte, und legte sie auf den Tisch. „Wir haben, geliebtes Weib," sprach er, „lange genug geweint, auch wohl mit Gott gehadert. Jenes war recht, aber dieses war unrecht. Du kennst

ja den Spruch des frommen Hiob: der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, der Name des Herrn sei gelobet! Laß uns ihn in unser Herz aufnehmen und uns mit Ergebung in des Herrn Willen beruhigen." Nun schrieb er an den Rand bei diesen Worten den Tag, an welchem Gustav verloren gegangen war. Die beiden Kinder standen mit gefaltenen Händen am Tische und sahen betrübt die weinende Mutter an. „Mutter, weine doch nicht mehr," sprach der neunjährige Felix. „Ich habe einen schönen Spruch in der Schule gelernt, den will ich Dir vorsagen: denen, die Gott lieben, müssen alle Dinge zum Besten dienen." „Recht, mein Söhnchen," sprach der Vater, „wir alle lieben den lieben Gott, und so wird es für uns gut sein, daß es mit Deinem Bruder also gekommen ist." Mit diesen Worten legte er seine geliebte Bibel wieder an ihren Ort.

Von dieser Zeit an kehrte allmälig die stille Ruhe und Zufriedenheit in dieses Haus zurück und die Geschäfte wurden nach wie vor mit Thätigkeit und Ordnung betrieben. Es kam diesen guten Menschen sogar vor, als würde ihnen ein größerer Segen von ihrer Arbeit zu Theil. Die beiden Kinder wuchsen empor, gut gesinnt und fromm im Herzen, wohlgebildet am Körper, und dachten nur darauf, ihre Eltern durch ihr Verhalten zu beglücken.

Nun kam das Ende des Jahres 1810 herbei, wo Hamburg mit seinem Gebiete dem französischen Kaiserreiche einverleibt wurde. Da dieses Ereigniß einen sehr nachtheiligen Einfluß auf den Handel und die Geschäfte desselben hatte, so war's natürlich, daß viele Tausend Menschen, besonders auch aus der niedern und ärmern Klasse, darunter leiden mußten. Ueberall war Mangel an Erwerb sichtbar, und die Noth wie die Klage wurde immer größer und lauter. Auch unser Reinwald empfand das Drückende der Zeitumstände; jedoch wußte er sich da nach den Worten der Bibel zu verhalten: schicket euch in die Zeit, denn es ist böse Zeit. Das Jahr 1813 brach an und mit ihm eine wahre Schreckenszeit für Hamburg und seine Umgebung. Die Franzosen suchten die Stadt zu behaupten und deshalb aus derselben eine haltbare Festung zu machen. Was und wie viel da Alles durch Gewalt der Hände, wie durch die Macht des Feuers zerstört worden ist, hat die Geschichte treu aufbewahrt. Unter die Tausende, welche Hab' und Gut, Haus und Hof verloren, gehört auch unser Reinwald. Sein Haus wurde recht eigentlich von Grund aus zerstört; er rettete, was möglich war, und floh, wie viele Andere, tief in das Holsteinische hinein. Sein Felix, ein stattlicher und körperlich wohlgebildeter Jüngling, mußte, als sich dem Kaiser der Franzosen die Sonne des Glücks

zu verdunkeln begann, für das Vaterland — Hamburg — die Waffen ergreifen. Er zog freudig und muthig mit in den Freiheitskampf. Lange Zeit erfuhren die beſorgten Eltern nichts von ihm; endlich erhielten ſie die beſtimmte Nachricht, daß er in einem Gefechte einen ſchnellen Tod gefunden habe. Der Schmerz der armen Eltern war grenzenlos, und vermehrte das Elend, unter welchem ſie ſeufzeten. Ihrer beiden Söhne, als ihrer gehofften Stützen im Alter, wie ihres Eigenthums beraubt — in gänzliche Armuth geſtoßen — in einem fremden Lande mit Mangel aller Art und mit Krankheit kämpfend — das war ihr Zuſtand. Reinwald kehrte zurück in ſein Dörfchen, um ſich von dem Greuel der Verwüſtung ſelbſt zu überzeugen. Den Ort, wo ſein Haus und ſein Garten geſtanden hatte, konnte er kaum finden, weil daſelbſt eine furchtbare Schanze aufgeworfen worden war. Er ſah weder Möglichkeit, noch entfernte Hoffnung, je wieder ſeinen Sitz hier aufſchlagen zu können. Mit betrübtem Herzen kehrte er alſo zurück zu ſeiner Eliſabeth und Marie. „Laßt es gut ſeyn, was uns betroffen hat," ſprach er bei ſeiner Zurückkunft. „Wir wollen nicht murren, noch unſrer Schickſale wegen den Herrn anklagen, ſondern vielmehr uns ſeiner, obwohl dunkeln, aber doch allweiſen Führung unterwerfen. Hier in das gerettete heilige Buch will ich den

Todestag unsers Felix neben den seines Bruders schreiben, und dabei unsre Flucht von Haus und Hof setzen. Wer weiß, ob ich nicht auch einmal etwas Freudiges daneben schreiben kann. Wen der Herr lieb hat, den züchtiget er; aber er läßt ihm auch die Freudensonne wieder scheinen. Ist uns doch unsre Marie noch geblieben. Gewiß diese wird uns den erlittenen großen Verlust ersetzen sollen." „Ja, das will und werde ich, geliebte Eltern," rief diese aus, indem sie Vater und Mutter um den Hals fiel. „Gott wird mir Kraft geben, ihre Freude sein und bleiben zu können." So wurde denn durch die Hand schwerer Prüfung der Bund zärtlicher Liebe zwischen Eltern- und Kinder-Herzen fester geknüpft. Eine Hauptsorge drückte nun diese guten Menschen ganz vorzüglich, wohin sie sich nämlich, bei Annäherung des Winters, wenden sollten, da sie bei ihrer Armuth in dem fremden Lande nicht bleiben konnten. „Nach dem Hannöverschen wollen wir ziehen, nach H., zu meinem Bruder," sprach endlich der Hausvater entscheidend. „Wir haben zwar lange nichts von ihm gehört, aber er wird uns gewiß gern und freundlich aufnehmen. Nun wurde sogleich Anstalt zur Reise gemacht und manches gerettete kleine Eigenthum verkauft, um einige Reisekosten zu gewinnen. Mit großer Freude brachte Marie ihren geschenkten Du-

katen herbei, den ſie von einer Pathe zum Andenken erhalten hatte, ſetzte ihn bei einem Kaufmanne in Silbergeld um und vermehrte ſo die kleine Reiſekaſſe. An einem der letzten und freundlichen Tage des Novembers traten ſie bei völliger Geſundheit zu Fuße ihre Reiſe an. Jeder von ihnen trug die vertheilten kleinen Habſeligkeiten auf den Schultern, jedes war aus zärtlicher Liebe beſorgt, den Andern die Beſchwerden der Reiſe zu erleichtern. Auch die liebe Bibel war nicht vergeſſen, ſondern wohl eingepackt worden, und wurde vom Hausvater getragen.

Am 16ten December deſſelben Jahres Abends um 7 Uhr ſaß der Dorfrichter Reinwald in H. mit ſeiner getreuen Anna im vertraulichen Geſpräche am wärmenden Ofen. Dieſe Eheleute waren kinderlos geworden. Zwei Töchter hatten ſie in der erſten ſchönen Lebensblüthe durch das bösartige Scharlachfieber verloren, und der einzige Sohn, Gotthold genannt, ihre Freude und Hoffnung, hatte als Soldat das Jahr vorher ſeinen Tod in einer Schlacht auf den kalten Fluren Rußlands gefunden. Der große Schmerz über dieſen Verluſt war allmälig in ein ſtilles Andenken übergegangen und ihr Chriſtenglaube ihnen zur wahren Heilquelle geworden. Wohl gedachten ſie zuweilen mit einiger Beſorgniß an die Zukunft und die höhern Jahre

des Lebens, aber ihr festes Gottvertrauen ließ es niemals zur ängstlichen Bekümmerniß kommen. Beide verrichteten ihre häuslichen Angelegenheiten mit möglichster Treue, worin sie durch zwei gute und ehrliche Dienstboten trefflich unterstützt wurden. Die Gemeindeangelegenheiten beschäftigten Reinwalden vorzüglich. Er hatte im achtzehnjährigen Dienste als Dorfrichter ungemein viel zum Besten der Gemeinde gewirkt, und stand deshalb in großem Ansehen. An dem eben bemerkten 16ten December hatte er eine sehr verdrüßliche und verwikkelte Sache vorgehabt, und theilte nun seiner Anna bei einem behaglichen Pfeifchen die glückliche Beendigung derselben mit, worüber ihn denn diese mit beifälligem Kopfnicken bei ihrem Spinnrade belohnte. Christine, die Dienstmagd, hatte sich in eine Spinngesellschaft begeben, und Gottlieb, der Knecht, wurde jeden Augenblick aus der Stadt erwartet, wohin er einen Wagen Getreide gebracht hatte. Das Wetter war an diesem Abende ungemein stürmisch; der Wind brauste, rasselte mit den Fensterladen und trieb den Schnee, der in Menge herabfiel, durch die Rizen an die Fensterscheiben. „Gott, welch ein Wetter!" sprach Anna, die Augen nach den Fenstern richtend. „Wenn doch Gottlieb zurück wäre!" Reinwald ging nach den Fenstern und schüttelte den Kopf. „Es will dem Caro auch nicht gefallen in seiner Hüt-

te," entgegnete er, „er knurrt und brummt." Indem bellte der Hund laut auf und machte groſsen Lärm. „Das bedeutet die Ankunft des Knechts nicht; wer weiß, was es wieder giebt." Mit dieſen Worten warf er ſeinen Pelz um und ging raſch hinaus. Da er zu lange blieb, wollte ihm Anna nachgehen; doch die Thüre öffnete ſich und zwei Fremde, eine Manns- und eine Weibs-Perſon traten, zitternd vor Kälte, ein, denen Reinwald folgte, einige Bündel Sachen tragend. „Nun ſeyd mir willkommen, ihr lieben Leutchen," ſprach er, „legt Eure Bedeckung ab, erwärmt und erholt Euch. Mutter," fuhr er fort, „wir müſſen dieſe Nacht dieſen Reiſenden Quartier geben." „Von Herzen gern," erwiederte Anna, indem ſie den Fremden die Hand reichte. „Ach Gott! in einem ſolchen Wetter! Nun die Suppe wird noch warm ſeyn und etwas anderes wird ſich auch finden." Indem hatte der Fremde die Mütze abgenommen, ſtrich ſich die Haare zurecht und ſah Reinwalden in's Geſicht. „Bruder, um Gottes Willen, Bruder, biſt Du es," rief dieſer in freudiger Beſtürzung. „Ich bin's," entgegnete jener, „und dieſe da iſt meine Eliſabeth." Nun lagen ſich beide Brüder in den Armen. „Herzlich, herzlich willkommen, Frau Schwägerin," rief der

entzückte Richter. Anna kam aus der Küche zurück, und wußte nicht, wie ihr geschah, als die beiden Fremden ihr die kalten Hände reichten und sie Frau Schwägerin nannten. „Mutter, Mutter, freue Dich doch recht," fing der Richter wieder an. „Es sind ja unsre lieben Verwandten aus Hamburg, mein lieber Bruder und seine Frau. War's mir doch gleich so wunderlich ums Herz, als ich an den Wagen trat und Ihr beim Richter um Nachtquartier batet; sagte ich's Euch doch auch ohne Weigerung zu. Nun Gottlob! daß Ihr da seyd." Indem knarrte das Hofthor und Gottlieb kam nach Hause. Reinwald ging hinaus und kehrte schnell mit den Worten zurück: „auch der ist geborgen. Aber, Bruder, lieber Herzensbruder," fuhr er fort, „wie und woher jetzt im Winter, und heute bei solchem Wetter?" „Alles sollst Du erfahren, lieber Niklas," erwiederte Anton, „laß mir nur noch einige Augenblicke Ruhe." Nun trug die herbeigerufene Magd eine rauchende Schüssel Suppe auf, und Anna besetzte den großen viereckigen Tisch mit schönem Brote, mit Butter und Würsten und einer Flasche Bier, und lud mit den freundlichen Worten: Eßt nun und laßt es Euch wohl schmecken, zum Genusse ein. Es wollte aber Beiden nicht recht schmecken,

da wehmüthige Erinnerungen in ihnen geweckt wurden. Beſonders ſchien Eliſabeth betrübt und ſuchte Thränen im Auge zu verbergen. „Nun,“ erinnerte Niklas, als der Tiſch abgeräumt war und alle in der Nähe des freundlichen Ofens Platz genommen hatten; „nun, Herzensbruder, erzähle.“ Anton holte ſeine Bibel herbei, legte ſie neben ſich und theilte nun ſeine letzten Lebensſchickſale ausführlich mit. Er mußte oft inne halten und ſich von traurigen Gefühlen wieder ſammeln. Seine Eliſabeth weinte laut, und Niklas mit ſeiner Anna theilte ihren Schmerz und ihre Thränen. Bei Erwähnung des verlornen Guſtav's dachten dieſe an ihre beiden entſchlafenen Töchter, und bei dem Schickſale des Felix drückten ſie ſich die Hände; ihre Herzen waren bei ihrem Gotthold. „Faſt gleiches Schickſal, wie wir,“ fuhr Anton fort, „aber uns hat das Schickſal nun auch in die tiefſte Armuth geſchleudert.“ Nun erzählte er eben ſo treu und mit ſchwerem Herzen ſeine erlittenen Unglücksfälle im Kriege. „Ach Du armer Herzensbruder! Das iſt fürwahr ein Hartes!“ nahm Niklas das Wort, und reichte Beiden mit bethräntem Auge die Hand. „O Anna! wie glücklich ſind wir doch noch gegen dieſe!“ Anton ſchlug nun ſeine Bibel auf und zeigte auf den wohlbekannten Spruch des Hiob; „ſieh her, Bruder,“ ſprach er, „hier habe ich die To-

destages meiner Söhne und auch den Tag meiner Flucht von Haus und Hof verzeichnet; aber hier auf dieser leeren Stelle will ich nun den heutigen Tag bemerken, an welchem Du uns an Dein Herz und in Dein Haus genommen hast. Wer weiß, nicht wahr, ob ich nicht auch noch manches andere Angenehme daneben schreiben kann. Nach dem Regen scheint die Sonne, nach dem Leid kommt Freud' und Wonne. Ein solcher Freudentag ist für uns der heutige. Dank Dir, geliebter Bruder, für Deine liebevolle Aufnahme." „Ihr bleibt bei mir auf immer," erwiederte Niklas, „das will ich, wie meine Anna. Aber, Anton, jetzt fällt mir's erst ein, wo ist denn Deine gute Tochter Marie?" Hier fing Elisabeth heftig an zu weinen, ja, die Schmerzgefühle überwältigten sie dergestalt, daß man sie auf's Bette bringen mußte. Als sie sich wieder etwas gefaßt hatte, bat sie ihren Anton selbst, in seiner Erzählung fortzufahren.

„An einem der letzten Novembertage," begann Anton wieder, „traten wir alle drei unsre Wanderung zu Fuße an, die kleinen Habseligkeiten auf dem Rücken, wie in den Händen tragend. Unsre Marie war sehr heiter und immer einige Schritte voraus. Wir machten des Tags nur drei Meilen,

um uns nicht zu übernehmen. Unſre Reiſe ging ſechs Tage lang recht gut von Statten. Wir hatten beſonders das Glück, überall in den Wirthshäuſern, wo wir übernachteten, gute und liebreiche Menſchen zu finden. Am ſiebenten Tage hatten wir ſchlechten Weg, da in der Nacht zuvor viel Regen gefallen war. Wir mochten kaum einige Stunden gewandert ſeyn, ſo fing Eliſabeth an, über Kopfſchmerz und Ermüdung zu klagen. Da wir in der Nähe kein Dorf gewahrten, um einzukehren, ſo ſetzten wir unſre Reiſe langſam fort. „Aber ich konnte nicht weiter," unterbrach ihn Eliſabeth, „mir wurde ſchwindelnd, ich wußte, ſah und hörte nichts mehr." „Sie fiel in Ohnmacht," fuhr Anton fort; „ich faßte ſie auf und ſetzte ſie ſanft nieder. Ach! meine Mutter, ſchrie Marie, ach nur etwas friſches Waſſer. Ha, da unten fließt ein Bach, und ſchnell eilte ſie die Anhöhe hinunter. Auf einmal hörte ich ſie entſetzlich aufſchreien; ich blickte ihr nach und ſah ſie am Boden liegen. Denket Euch meine ſchreckliche Lage. Neben mir die todtenähnliche Eliſabeth und unten am Bache die kläglich wimmernde Marie. Doch wenn die Noth am größten, iſt Gottes Hülfe am nächſten. Es erſchien ein freundlicher und rettender Engel. Ich ſah hundert Schritte ſeitwärts einen Wagen gefahren kommen, den rief ich mit lauter Stimme um Hülfe an. Sogleich

hielt der Wagen, und ein Mann kam mit ſchnellen Schritten zu mir geeilt. Ich ſah ſogleich, daß es ein Geiſtlicher war. „Ach! Herr Paſtor,“ rief ich ihm entgegen, „hier iſt große Noth; doch hier nicht ſo wohl, denn dieſe ſchlägt die Augen wieder auf, aber da unten, mein Kind, dem helfen ſie. Hinunterblickend und mit Schnelligkeit forteilend, war eins. Da ſah ich bald, wie der Menſchenfreund Marien bei der Hand ergriff, die Hände zuſammenſchlug, ſchnell wieder heraufkam und ſeinen Chriſtian mit dem Wagen herbeirief. Ihr armen Leute, ſagte er dann, zu uns gewendet, Eure gute Tochter iſt gefallen und kann nicht aufſtehen. Komm, Chriſtian, wir wollen ſie heraufholen. In wenig Minuten war Marie bei uns, und nun ſahen und hörten wir wohl, daß ſie den rechten Fuß gebrochen hatte, indem ſie zwiſchen zwei große Steine getreten war. Es fehlte nicht viel,“ verſetzte Eliſabeth, „ſo wäre ich von Neuem in Ohnmacht geſunken, aber die Gegenwart des tröſtenden und menſchenfreundlichen Mannes wußte mich aufrecht zu erhalten.“ „In Kurzem,“ fuhr Anton fort, „waren beide Patienten auf den Wagen gebracht. Chriſtian mußte das eine Pferd abſpannen und damit ſchnell nach der, eine Stunde entfernten, Stadt reiten, um einen Wundarzt herbei zu holen. Das andere Pferd zog den Wagen fort; der Geiſtliche und ich gingen neben her. Nach

einer guten halben Stunde kamen wir in dem Pfarrhauſe an, wo uns das regſte Mitleid und die theilnehmendſte Liebe aufnahm. Die arme Marie litt viel Schmerzen; doch ertrug ſie dieſe mit möglichſter Geduld. Nach zwei Stunden kam der Wundarzt. Als er den Beinbruch unterſuchte, ſchüttelte er bedenklich den Kopf, meinte aber, daß die Jugend und geſunden Säfte jede weitere Gefahr abwenden würden. Er ſeinerſeits wollte alles Mögliche zur Heilung veranſtalten. Vor Allem aber müßte die Patientin wenigſtens ſechs bis acht Wochen lang das ruhigſte Verhalten beobachten. Nun entdeckten wir uns und unſere unglückliche Lage dem theuren Manne Gottes. Seyd ganz ruhig und ängſtiget euch nicht, ihr armen Leutchen, tröſtete er uns. Für's Erſte bleibt ihr in meinem Hauſe; zu dem Weitern wird auch Rath werden. Nach wenig Stunden war uns ein Stübchen eingerichtet, und wir dankten Gott und dem edlen Menſchenfreunde von ganzem Herzen, als wir daſſelbe bezogen. Meine Eliſabeth hatte ſich bei der zärtlichen Pflege und durch einige Stunden ſtärkenden Schlafes am folgenden Tage gänzlich erholt; auch Marie klagte weniger über Schmerzen, und der Wundarzt verſicherte am zweiten Tage, daß alle Umſtände eine erwünſchte Heilung verſprächen. Unſer lieber Prediger und ſeine theure Gattin nahmen ſich unſrer mit der theilnehmendſten und aufopfernd-

sten Liebe an; aber mich belastete das schmerzliche Gefühl, solche Barmherzigkeit mit Nichts weiter vergelten zu können, als mit Worten des Dankes. Doch die allgütige Vorsehung wußte auch hier Mittel und Wege zu finden, mich in dieser Verlegenheit zu trösten. Die beiden Töchter des Edelmanns, dem das Dorf gehörte, kamen schon am Tage nach unsrer Ankunft zur Frau Pastorin, um sich nach ihrem Besuche zu erkundigen. Es waren ein Paar liebe Mädchen, denen die Unschuld und das gute Herz aus ihren klaren Augen wie aus ihren freundlichen Worten hervorleuchtete. Mit der zärtlichsten Theilnahme schlossen sie sich an Marien an, und erklärten am andern Morgen gegen unsere Wohlthäter, daß sie die Kosten der Heilung übernehmen würden. Auch ihre wahrhaft adeligen Eltern besuchten uns, und trugen mit aller zarten Schonung unserm freundlichen Wirthe den Wunsch vor, daß er ihnen seine drei Gäste überlassen möchte. Dieser aber wußte diese menschenfreundliche Gesinnung eben so schonend als würdevoll abzulehnen. So hatten wir denn eine wahre Ruhe- und Frei-Stätte unter guten, lieben Menschen gefunden; aber das Gefühl und Bewußtseyn, ihnen zur Last zu fallen, war für mich sehr peinigend. Das Ziel und die Absicht unsrer Reise hatte ich ihnen gleich anfangs mitgetheilt, und dabei erfahren, daß von dort bis hierher noch elf gute Meilen zurückzulegen

wären. Freilich ein weiter Weg beim Anfange des Winters. Ich und Eliſabeth wünſchten am Ziele zu ſeyn, und theilten unſrer Tochter in Gegenwart ihrer beiden Freundinnen dieſen Wunſch mit. Ich will einen Vorſchlag thun, fing die Aeltere, Philippine, freundlich an: Ihr beiden Eltern reiſet ab, mein guter Vater wird euch bis an Ort und Stelle fahren laſſen, und eure gute Marie laßt ihr hier in dieſem freundlichen Hauſe und an unſrer Seite zurück. Iſt ſie völlig hergeſtellt, dann ſoll und wird ſie bald in eurer Mitte ſeyn. Cordelia, ihre Schweſter, fiel ihr in's Wort: ja, das iſt ſchön, das geht, das iſt herrlich. Auch Marie'n leuchtete dieſer Vorſchlag als gut ein, und ſie bat uns ſelbſt, ihn anzunehmen. Unſer würdiger Herr Paſtor ſtimmte mit ſeiner Gattin bei, jedoch mit der Verſicherung, uns bis zur gänzlichen Heilung des Fußes mit Freuden bei ſich zu behalten. Als wir dieſe Sache noch mit einander beriethen, erſchien der menſchenfreundliche Edelmann ſelbſt und kündigte uns an, daß Pferde und Wagen jederzeit zur Abreiſe bereit ſtünden. Nun wurde der geſtrige Morgen ſchon dazu beſtimmt. Er kam, wir nahmen von unſrer Marie und unſern Wohlthätern mit wehmüthigen und dankbaren Gefühlen Abſchied. Alle wünſchten uns die glücklichſte Reiſe. Dieſe haben wir auch gehabt, bis auf das heftige Schneegeſtöber, das uns, eine Meile

von hier, überfiel.“ Nun, Gott sei gepriesen! sprach Niklas; ihr seid bei uns, und Marie ist in guten Händen. Ist sie völlig hergestellt, dann wollen wir sie schon herschaffen. Und nun, Anna, mach' Anstalt, daß unsere lieben Gäste zur Ruhe kommen. In Kurzem war das Lager bereitet, und alle schliefen den sanften Schlaf, den ein gutes Gewissen und ein fester Glaube an ein allweises Walten Gottes dem guten Menschen gewährt.

In Niklas Hause begann nun gleichsam eine neue und schöne Zeit. Die beiden Brüder versetzten sich im Geiste oft in die Tage ihrer Kindheit, und wiederholten mit und gegen einander, erzählend und fragend, berichtigend und ergänzend, ihre und ihrer Geschwister Laufbahn. Sie beide waren ihren Eltern von sechs Kindern allein übrig geblieben. Anton war in verschiedener Herrschaften Dienste getreten, und hatte dadurch für seinen Stand eine mehr als gewöhnliche Bildung erlangt. Durch Empfehlung kam er nach Hamburg, wo er sich durch Ordnung und Sparsamkeit ein kleines Vermögen erwarb, wodurch es ihm möglich ward, daß er sich in der Folge in dem nahen Dörfchen bei Hamburg häuslich niederlassen konnte. Niklas hatte des Vaters verschuldetes Gut übernommen, aber sich bald schuldenfrei gemacht; auch sich durch sein verständiges Wesen, wie durch seine Fertigkeit

im Rechnen und Schreiben ein solches Ansehen erworben, daß man ihm freiwillig das Dorfrichteramt übertrug.

In Eintracht und Liebe verlebten nun die beiden Männer, wie ihre Frauen, recht frohe und glückliche Tage. Schon nach acht Tagen kam ein Brief von Marien, worin sie ihre zärtliche Tochterliebe an den Tag legte, aber auch gute Nachricht gab von der sichtbaren Heilung ihres Fußes, so wie von ihrem Wohlergehen im Schooße so guter Menschen. Zum neuen Jahre sendete sie ihnen abermals einen Brief, worin sie ihre kindlichfrommen Wünsche für der Eltern Wohl aussprach, und am ersten Februar meldete sie ihre gänzliche Herstellung, aber auch ihr lebhaftes Verlangen, nun bald bei Vater und Mutter zu sein. „Das kann bald erfüllt werden," hub Niklas an. „Weißt Du was, Bruder, der Weg ist jetzt gut, die Witterung beständig, wie wär's, wenn wir morgen schon unsre Reise anträten? In vier Tagen sind wir wieder hier; unterdessen werden unsre Weiber das Regiment schon führen." Dieser Vorschlag wurde von allen genehmigt. Am folgenden Morgen fuhren beide zum Dorfe hinaus, und schon zu Mittage des andern Tages kamen sie in der menschenfreundlichen Pfarrwohnung an. Gesund und munter umarmte die blühende Marie ihren Vater und Onkel, und Herr und Frau Pastor nahmen

ſie gaſtfreundlich auf. Ihre Ankunft führte bald Mariens beide Freundinnen herbei, die nicht wenig betrübt wurden, als ſie vernahmen, daß morgen ſchon die Trennung vor ſich gehen ſollte. Der Gutsherr lud ſeinen lieben Paſtor und deſſen Gäſte zu ſich, und beeiferte ſich mit ſeiner würdigen Gattin, Allen einen recht frohen Abend zu bereiten. Marie wurde von ihren Freundinnen beſchenkt, und entwand ſich unter heißen Thränen nur mit Mühe ihren Armen. Der nächſte Morgen war für ſie und ihren Vater höchſt traurig. Beide hatten weder Worte, noch Thränen genug, um ihren Wohlthätern zu danken. Der würdige Paſtor ertheilte ihnen zur Reiſe ſeinen Segen, und ſeine ſanfte und fromme Gattin wünſchte ihnen mit feuchten Blicken das herzlichſte Lebewohl. — Die Heimreiſe war eben ſo glücklich. Am vierten Tage Abends führten die beiden Brüder ihre blühende Marie den beiden Müttern in die Arme. Da war Freude über Freude! „Gottlob!“ rief Niklas aus, „dacht' ich's doch, daß wir uns noch einmal ſo recht von Herzen freuen würden. Nun hole Deine Bibel, Bruder, und ſchreibe den heutigen Tag hinein. Wahrhaftig nach ſo vielen Leiden muß man die Freudentage als goldne Punkte des Lebens betrachten. Du kannſt immer mit recht großen Buchſtaben ſchreiben, damit dem

Leſer dieſer goldene Punkt ſogleich in die Augen fällt. Morgen iſt meiner Anna Geburtstag, den wollen wir feiern und unſer glückliches Beiſammenſeyn zugleich.“ Der andere Morgen brachte dieſen guten Menſchen ein Feſt hoher Freude. „Anna,“ rief Niklas mit freudetrunkenen Blicken aus, „unſerm Hauſe iſt durch die drei Lieben großes Heil wiederfahren. Auch meine Bauern ſollen es wiſſen, daß ihr Richter glücklich iſt. Sie ſollen heute bei einem Freibiere einen frohen Abend haben.

Unter frohem Genuſſe der Gegenwart verſtrichen dieſen guten Menſchen die Tage des Lebens. Ein Monat, ja ein Jahr nach dem andern verſchwand ihnen angenehm dahin. Alle verjüngten ſich gleichſam, und die fromme Marie blühete, gleich einer ſchönen Roſe, und war Allen ein Gegenſtand der ſchönſten Freuden. Ihr Herz war gut und fromm, und hing mit reiner Liebe an beiden Vätern und Müttern. Gegen Jedermann bewies ſie ein freundliches und aufrichtiges Betragen. Dabei zeichnete ſie ſich durch rege Thätigkeit und unermüdeten Fleiß aus. An jedem Morgen war ſie zuerſt wach im Hauſe, und ging Mutter Annen ſo trefflich und mit ſo vieler Vorſicht und Gewandheit zur Hand, daß dieſer nicht ſelten wenig oder gar nichts von den Arbeiten des Tages

übrigblieb. Durch Alles das hatte sie sich allgemeine Achtung und Liebe erworben. Man nannte sie nur die gute Marie, und alle rechtschaffene Mütter stellten sie ihren Töchtern zur Nachahmung vor. Doch Niemand ward durch sie mehr beglückt, als ihr doppeltes Elternpaar. „Der Segen des Herrn," sprach Niklas oft, „ist durch Euch, besonders durch Deinen Engel, mein Anton, in mein Haus gekommen! — Bald darauf wurde in seinem Hause eins der schönsten Feste gefeiert. Der königliche Förster im Dorfe, ein junger, gebildeter und achtungswerther Mann, von gutem Rufe und unbescholtenen Sitten, bewarb sich um Mariens Hand und Herz. Gegenseitige Hochachtung und Liebe, womit ihre Herzen sich begegneten, schloß den Bund durch eine förmliche Verlobung, und führte bald darauf eine schöne Hochzeitfeier herbei. Mariens Eltern waren ganz glücklich, und der biedere Niklas pries sich selig. Dieser gute Mann bot Alles auf, um bei dieser Hochzeitfeier sein Glück laut werden zu lassen. Seine Gemeinde, die er in der Schenke gastfreundlich bewirthen ließ, freute sich mit ihm. „Bruder, das war ein festlicher Tag," sprach er am nächsten Morgen zu Anton. „Siehst Du nun, wie auf unser überstandenes Leid wieder Wonne folgt. Ja, der gute Gott weiß alle geschlagenen Herzenswunden am Besten zu heilen und zuletzt mit hoher Freude zu

vergelten. Nimm also Deine liebe Bibel und schreib unser Hochzeitfest hinein.“ — Es verging nun fast kein Tag, an welchem nicht Eins oder Mehrere aus Niklas Hause Zeuge von dem häuslichen Glücke des jungen Paares gewesen wäre. Die Wanderung nach der Försterei pflegte Niklas seine liebsten Gänge zu nennen. Doch auf Erden blüht für die Menschen, auch für die Besten, kein wahres und dauerhaftes Glück. Das erfuhr das Familienleben unsers Niklas auf's Neue. Seine Anna erkrankte plötzlich, und es war, aller ärztlichen Hülfe ungeachtet, keine Lebensrettung möglich. Schon am sechsten Tage der Krankheit wurde sie von dem Engel des Todes ins Land des Friedens geführt. Niklas und seine Lieben beweinten sie aufrichtig, und setzten ihr in ihren Herzen ein unvergängliches Denkmal. Bald nachher trat für diese guten Menschen eine neue Prüfung ein. Der brave Förster war zum Oberförster zu M. ernannt worden, welches zwölf Meilen von H. entfernt war. Die Trennung erfolgte schnell, und war für Scheidende und Zurückbleibende höchst bitter. „Zieh' in Gottes Namen, meine Marie,“ sprach Niklas. „Ich und Deine guten Eltern werden immer bei Dir sein! Was sind zwölf Meilen für gute Menschen, die einander lieben? Hier meine Hand darauf; alle Jahre machen wir einen Besuch bei Dir! — So war denn der häusliche Kreis in des Richters Woh-

nung immer kleiner und enger geworden. Das fühlte Niemand tiefer, als er selbst. — „Bruder, Schwester! wie gut ist's doch, daß ihr bei mir seyd!" sprach er am Tage nach der Trennung ernst und feierlich, „Gott im Himmel macht doch Alles wohl. So wollen wir's denn auch alle drei unter und mit einander stets wohl machen." Und sie thaten es, und verlebten wieder einige Jahre recht glücklich, wozu einige Besuche bei Marien vieles beigetragen hatten. Niklas fuhr fort, für das Wohl der Gemeinde unermüdet thätig zu sein, und seine Bemühungen blieben nicht ohne Segen. Viele Mißbräuche und fehlerhafte Einrichtungen wurden abgeschafft, und dagegen manche heilsame Verbesserungen und mehrere nützliche Anstalten zu Stande gebracht. Besonders hatte Niklas einen Geist der Ordnung, der Eintracht und der Liebe zu dem Zweckmäßigern und Bessern zu erwecken gewußt, der auch von der Landesobrigkeit anerkannt wurde. Jetzt arbeitete er unermüdet darauf hin, die Gemeindeglieder zu den Kosten einer Feuerspritze zu vermögen. Auch das gelang ihm, und der Tag, an welchem der Beschluß dazu gefaßt wurde, war ihm ein wahrer Freudentag. Er selbst reiste nach der Stadt, um die Spritze zu bestellen. Bei seiner Zurückkunft betrieb er den Aufbau des Spritzenhauses sehr thätig. „In acht Tagen," mein

Bruder, „werden wir durch dieſes Werk reicher und in Feuersgefahr geſicherter ſein.“ Allein er ſollte die Frucht ſeiner Bemühungen nicht ganz genießen. Er erkrankte plötzlich; ein bösartiges Nervenfieber warf ihn darnieder und brachte ihm ſchon am fünften Tage den Tod, dem er ohne Furcht entgegenſah. „Meine Wallfahrt auf Erden iſt nun zu Ende, mein Anton,“ ſprach er am letzten Lebenstage. „Dort im Schranke liegt mein Teſtament, das ich ſchon vor einigen Jahren in der Stille gemacht habe. Ihr werdet beide mit mir zufrieden ſein.“ Er ſtarb bald nach dieſen Worten den Tod des Rechtſchaffenen, aufrichtig beweint von ſeinen Lieben und von der ganzen Gemeinde. Nach Verlauf der geſetzten Friſt verkündigte die Eröffnung des Teſtaments, daß Anton der einzige Erbe des Entſchlafenen ſei. Dieſer ehrte mit dem dankbarſten Andenken ſeines Bruders Willen, und beeiferte ſich nun, ganz nach ſeinem Beiſpiele die Haushaltung fortzuführen. Die Gemeinde erbat ſich ihn bei der obern Behörde zu Niklas Nachfolger als Richter. Das Geſuch wurde gewährt. So ſah ſich denn Anton nun auch in einen ehrenvollen Wirkungskreis verſetzt. Er rechtfertigte alle von ihm gehegten Erwartungen, trat mit Eifer, Thätigkeit und Treue in ſeines Bruders Fußtapfen, und wirkte viel Gutes in der Gemeinde

und für dieſelbe. Bei allen dieſen Vorfällen bisher hatte er ſeine Bibel fleißig zur Hand genommen, und Beides, Widriges und Frohes, darinnen verzeichnet, das ſich nach Mariens Trennung ereignet hatte.

Der Winter des Jahres 1826 war nun angebrochen und der Vorabend des herrlichen Weihnachtsfeſtes herbeigekommen. „Weißt Du ſchon," kam Eliſabeth ihrem Anton fragend entgegen, als er in der Abenddämmerung mit einem Gott Lob! in die wohlerwärmte Stube trat, „weißt Du ſchon, daß in der Pfarrwohnung Weihnachtsgäſte angekommen ſind? Wer es auch nur ſein mag! Noch hab' ich's nicht erfahren können." „Unſer alter Herr Paſtor hat viele Verwandte," entgegnete Anton, „wahrſcheinlich ſind auch die Gäſte aus der Verwandtſchaft. Nun, da wird heute Abend die Chriſtbeſcherung ein wahres Freudenfeſt werden. Jetzt wird wohl unſre Marie ihren vier Kindern auch den Chriſtbaum anzünden." „Daß wir nicht an ihrer Freude Theil haben können," fuhr Eliſabeth fort, „iſt doch recht ſchlimm." „Nein, das iſt nicht ſchlimm," erwiederte Anton. „Wir ſind ja im Geiſte mit einem Herzen voll Liebe bei ihr, und

ſie wird im Gefühle ihrer Mutterfreuden, an der Seite eines braven Mannes und umgeben von ihren lieben und fröhlichen Kindern, mit Liebe auch unſrer gedenken. So genießen wir ihre Weihnachtsfreude mit.“ So ſprachen ſie Beide mit einander, und prieſen Gott, der ſie im Gefühle von Geſundheit dieſem Feſte entgegengeführt hatte. Indem knarrte die Hofthüre, Caro ſchlug an und herein trat die alte treue Magd aus dem Pfarrhauſe. „Meine ehrwürdige Herrſchaft,“ begann ſie, „läßt Euch ſchönſtens grüßen und Euch beide bitten, um ſieben Uhr der Chriſtbeſcheerung mit ihren Enkeln und Kindern beizuwohnen. Ihr ſollt aber ja gewiß beide kommen. Wir haben auch Beſuch erhalten,“ fuhr ſie fort. „Es iſt ein Herr und eine Dame mit zwei Kindern. Es müſſen ganz Fremde ſein, ſo viel hab' ich weg. Als alle ein Weilchen mit einander geſprochen hatten, da war große Freude und ein gewaltiges Hin- und Herlaufen. Der Herr hatte geweint, wie ich im Vorbeigehen ſah, und die Frau hat ihre beiden Kinder wie Engel angezogen. Jetzt bereiten ſie die Beſcheerung zu.“ Anton und Eliſabeth horchten bei dieſen Worten hoch auf

und nahmen die Einladung an. Nachdem beide einen anſtändigen Anzug angelegt und das Haus dem treuen Geſinde übergeben hatten, wanderten ſie zur geſetzten Zeit dem Pfarrhauſe zu. Sie ſahen ſchon von Weitem die hellerleuchtete Stube. Auf der Treppe kam ihnen der junge Paſtor, welcher Adjunkt ſeines ehrwürdigen alten Vaters war, freundlich entgegen, und in der Stube begrüßte ſie der Greis mit einem herzlichen Willkommen und Händedruck. „Ihr ſollt Euch heute Abend mit mir und meinem Hauſe freuen," begann er lächelnd, und hieß ſie der langen Tafel näher treten, die mit Geſchenken mancherlei Art und einem großen und brennenden Chriſtbaume belaſtet war. „Nun, lieber Ferdinand," ſich zu ſeinem Sohne wendend, „rufe die Kinder." Im Augenblicke ſtürzten vier blühende und fröhliche Kinder herein, ihnen folgten der junge Paſtor, ſeine Gattin und die beiden Fremden. Die beiden Enkel des Greiſes klatſchten beim Anblicke der herrlichen Sachen freudig in die Hände, und fanden nicht Worte genug, um Alles zu loben und zu bewundern. Die Freude der beiden andern Kinder wollte nicht recht laut werden, ſie ſchienen etwas verlegen und blickten immer nach ihren Eltern hin. Alle Erwachſene traten nun der Tafel näher. „Sieh doch, Anton," ſprach Eliſabeth leiſe, „ſieh nur, ſieht der Kleine unſerm verlornen Gu-

ſtav nicht ſehr ähnlich — und die Tochter unſerer Marie, als dieſe ſo klein war? Sieh nur, einen ſolchen Anzug hatten unſre beiden Kinder, o ich weiß es noch, damals auch.“ „Zufall, Eliſabeth,“ erwiederte Anton, „weiter nichts, aber wunderbar bleibt's doch.“ An der Seite, wo ſie beide ſtanden, lag eine große, ſchön eingebundene Bibel. „Sieh doch, Eliſabeth, das heilige Buch. Mit dieſen Worten nahm Anton die Bibel in die Hand und las auf der Seite neben dem Titelblatte die Worte: Meinem lieben Anton von Guſtav R., ſeinem Vater. Guſtav R., murmelte Anton kopfſchüttelnd. „Weißt Du noch,“ ſprach Eliſabeth abermals leiſe, „daß wir unſerm Guſtav zu Weihnachten, als er neun Jahr alt war, unſre große Bibel beſcheerten?“ „Wohl weiß ich's,“ erwiderte Anton, „ſo etwas vergißt man nicht, ob es gleich ſchon ſechs und zwanzig Jahr her iſt.“ Dieſes ſchöne Buch gehört wohl Dir, mein Söhnchen, wendete Anton ſich zu dem neben ihm ſtehenden Knaben, Du heißt alſo Anton? Ja, erwiederte das Kind, wie mein Großvater, und meine Schweſter heißt Eliſabeth, wie die Großmutter. Bei dieſen Worten wurden die beiden Alten etwas unruhig, ja, Anton fing an zu zittern, indem er den Knaben bei der Hand ergriff und raſch fragte:

und wie heißt denn Dein Vater? Gustav Reinwald, versetzte das Kind; da steht er. — „Mein Herr," wendete sich Anton zu dem Fremden, „Sie sind — —" „Ich bin Euer verloren geglaubter Gustav;" mit diesen Worten stürzte der Fremde seinen Eltern zu den Füßen, heiße Thränen der Liebe vergießend, und neben ihm standen Weib und Kinder, die Hände der geliebten Schwieger- und Groß-Eltern benetzend. Diese wußten nicht, wie ihnen geschahe, und vermochten keine Worte für ihre Gefühle zu finden. „Du, Gustav — das, Dein Weib — das, Deine Kinder — Gott, das ist zu viel, zu große Freude! — lallten Beide und machten ihrer gepreßten Brust durch wehmüthige Freudenthränen Luft, sich über den wiedergefundenen Sohn hinbeugend. Der alte ehrwürdige Pastor stand mit gefaltenen Händen daneben und wendete sich zu seinem Sohne, der seine weinende Gattin umschlungen hielt: „Welch eine Scene des Wiedersehens! Ein schönes Vorbild der Wiedervereinigung aller hier getrennten Lieben dort in dem ewigen Vaterhause." „Eine solche Weihnachtsfreude hat dieses Haus wohl noch nie erlebt, mein Vater," erwiderte der Sohn. „Wunderbar ist des Herrn Rath in den Schicksalen der Menschen, aber er führt Alles herrlich hinaus, oft schon hier, dort aber

vollkommen gewiß.“ Endlich hatte ſich die Macht der Gefühle etwas gelegt, und Anton war der Erſte, der laut wurde und ſeiner getreuen Eliſabeth mit den Worten ſeine Rechte reichte: „Nun, Eliſabeth — der Herr hat große Dinge an uns gethan, hier der liebe Guſtav, da ſein liebes Weib — und hier die beiden lieben Enkel.“ „Ganz die Ebenbilder von Vater und Mutter,“ ſetzte dieſe hinzu. Nun wurde das Geſpräch allgemeiner, und die Freude, wie die innige Theilnahme an derſelben glänzte auf allen Geſichtern. „Ja, Herr Paſtor,“ rief Anton freudetrunken aus: „Das heißt ein heiliger Chriſt. Wie das Alles ſo gekommen iſt, begreife ich freilich nicht.“ „Aber es hat nach ſechs und zwanzig Jahren ſo kommen müſſen,“ erwiderte der Greis. „Nach dem Ungewitter,“ ſagt die heilige Schrift, „läßt Gott die Sonne wieder ſcheinen, und nach dem Weinen und Heulen überſchüttet er uns mit Freuden. Neben dieſem kindlichdankbaren Geſtändniſſe jenes frommen Tobias ſchreiben Sie den heutigen Abend ja auch in Ihre Bibel.“ — Die Stimmen der frohen Kinder wurden nun ſehr laut. Alle hatten die neuen Kleider angezogen und bewunderten und belächelten einander darin. „Kinder, groß und klein,“ fing endlich der ehrwürdige Paſtor an, „hier iſt's nun genug. Mögen die

Kleinen noch hier weilen bei der treuen Johanna. Wir aber wollen nun ſehen, was unſre liebe Hauswirthin uns zur Abendmahlzeit bereitet haben wird. Alle ſetzten ſich nun zu einer frugalen Mahlzeit zu Tiſche. Bald kamen die Kinder auch herbei. Reine und laute Freude führte den Vorſitz und durchwogte aller Herzen. Bei jeder kleinen Pauſe in der Unterhaltung ließ bald Anton, bald Eliſabeth ein: Wer hätte das gedacht! hören. Als endlich der Nachtwächter zehn Uhr verkündigte und: von Himmel hoch, da komm' ich her, anſtimmte, wurde aufgebrochen. Anton und Eliſabeth ließen ſich's gefallen, daß für dieſe Nacht ihre Geliebten in der Pfarrwohnung blieben. „Morgen früh, geliebte Eltern," ſagte Guſtav, „ziehe ich mit Frau und Kindern bei Euch ein, und morgen Abend (ſich zu den beiden Paſtoren wendend) lade ich Sie in meines Vaters Haus ein, um Ihnen insgeſammt meine Lebensgeſchichte, von welcher Sie nur kleine Bruchſtücke wiſſen, mitzutheilen." Anton und Eliſabeth wünſchten ihren Kindern und allen Andern freundlich eine gute Nacht, gingen eilend nach Hauſe und dankten dem Allgütigen für den ſchönen und wunderbaren heiligen Chriſt, der ihnen ſo ganz unerwartet zu Theil geworden war. Am heiligen Chriſttage zogen unter Glockengeläute, das den nahen Gottesdienſt verkündigte, die theuern Gäſte ein in das wohlaufgeputzte Vaterhaus. Das

waren für Alle ſelige Augenblicke, wie ſie Sterbliche im Erdenthale je nur haben können. Der Chriſttag verſtrich ihnen unter tauſend und aber tauſend Aeußerungen der Liebe, und unter mancherlei Fragen und Gegenfragen. Nur Eine Stunde dieſes Tages wurde getrübt, die nämlich, in welcher die Eltern ihrem Guſtav ihre Lebensgeſchichte mittheilten. Da floſſen denn Thränen wehmüthiger Erinnerungen und theilnehmender kindlicher Liebe! Doch ſie wurden bald getrocknet durch die ſüßen Freuden des Wiederſehens nach ſo vielem Kampfe und großer Prüfung. Der Abend kam und mit ihm fand ſich die ehrwürdige Predigerfamilie ein. Als nun alle in einem Kreiſe Platz genommen hatten, begann Guſtav zu erzählen:

Als ich an jenem Tage meine kleinen Aufträge ausgerichtet hatte, begab ich mich ſogleich auf den Heimweg. Da überfiel mich ein heftiger Kopfſchmerz, worauf bald ein ſtarkes Naſenbluten erfolgte, an dem ich, wie Sie, liebe Eltern, wiſſen werden, ſchon früher öfters leiden mußte. Ich eilte in einen offenſtehenden Hof, einem Waſſertroge zu, um durch friſches Waſſer das Blut zu ſtillen; aber umſonſt, der Blutfluß wurde immer heftiger. Da trat ein Mann zu mir, nahm mich bei der Hand und führte mich mit den Worten fort: „ſo geht's nicht, mein Sohn, da kannſt du dich verbluten,

wir müſſen anders verfahren.“ Ich ließ mich, da ich wirklich ſehr angegriffen war, geduldig in ein großes Haus führen. Dieſer Mann und eine wohlgekleidete Frau waren ſehr um mich beſorgt, und nach einer halben Stunde war das Blut geſtillt. Als ich nun forteilen wollte, fragten ſie nach meinem Wohnorte. „Den kennen wir wohl, fing der Herr an; wir reiſen in wenig Minuten ab und bei deinem Wohnorte vorbei, da ſetzen wir dich ab. Du ſiehſt aber ganz blaß aus, Kleiner, drum nimm hier einige ſtärkende Tropfen.“ Ich ließ mir alles gefallen, da mich wirklich eine große Mattigkeit befallen hatte. Nach einigen Minuten ſetzten ſich die beiden Leute in eine Kutſche und nahmen mich in ihre Mitte. Vor Müdigkeit konnte ich mich kaum beſinnen, nur ſo viel merkte ich, daß es ſchon ziemlich dunkel geworden war. Als ich vom Schlafe erwachte, ſaßen wir noch im Wagen, und ich merkte an der Sonne, daß es ziemlich Mittag ſein mochte. Ich fragte wiederholend, wo wir wären und warum ſie mich nicht nach Hauſe gebracht hätten? bekam aber von dem Herrn den ernſten Beſcheid, nicht zu fragen, ſondern mich ganz ruhig zu verhalten. Nun fing ich an zu weinen, und machte Miene, aus dem Wagen zu ſpringen; aber man hielt mich feſt, drohete mir, den Mund zu verſtopfen und ſagte mir, daß ich bereits über zwölf Meilen von Hamburg entfernt ſei. Ich ſollte

wieder zu meinen Eltern kommen, aber nur jetzt nicht. Was ich da Alles gelitten habe, kann ich kaum mit Worten sagen. Ich weinte und stöhnte unaufhörlich, bis mich eine Mißhandlung zu einiger Ruhe brachte. Indessen ging die Reise Tag und Nacht unaufhaltsam fort. Nach mehrern Tagen fuhren wir über einen großen Fluß, den sie den Rhein nannten. In einer großen Stadt, jenseit dieses Flusses, wurde einen Tag ausgeruht. Der Herr war den ganzen Tag abwesend, aber die Frau ließ mich nicht aus den Augen, und suchte mich mehr mit Güte, als mit Härte zu gewinnen. Auch bekam ich hier einen neuen Anzug. Den andern Tag ging die Reise wieder fort, und bald merkte ich überall, wo wir ausstiegen, daß nur französisch gesprochen wurde, wir also in Frankreich sein mußten. Nachdem wir, nach meiner Rechnung, zehn bis elf Tage lang gereist sein mochten, kamen wir am folgenden Tage Abends in eine ziemlich große Stadt, wo die Räuber meiner Person, so muß ich sie nennen, ein eigenes Haus bezogen, und bald nach ihrer Ankunft von mehrern Personen, vornehmen und geringen Standes, umgeben waren. Hier hatte ich es wirklich sehr gut, wurde freundlich behandelt und genoß größere Freiheit; aber die Ruhe war von mir gewichen; denn die Sehnsucht nach meinen geliebten Eltern war so heftig geworden, daß ich unaufhörlich weinte,

nichts mehr genießen mochte und konnte, und dringend bat, mich zu meinen Eltern zu bringen. Da wurde ich hart behandelt. Man sagte mir, daß ich mehr als 150 Meilen von Hause entfernt sei und jetzt schlechterdings nicht dahin gebracht werden würde. Bei pünktlicher Folgsamkeit sollte ich's sehr gut haben, aber bei Weinen und Widerspenstigkeit würde harte Strafe meiner warten. Was sollte ich armer Knabe wohl thun? „Ach Du guter Gustav!" seufzte hier Elisabeth. „Nun laß nur das sein," entgegnete Anton; „er ist ja wieder bei uns. Laß jetzt weiter hören." Ich fügte mich also, fuhr Gustav fort, in mein Schicksal. Nach Verlauf von einigen Wochen merkte ich wohl, was für ein Gewerbe meine saubere Herrschaft trieb. Es waren sogenannte Seiltänzer. Ihre Uebungen hielten sie in einem großen Hofe, wobei ich jedes Mal gegenwärtig sein mußte. Nun fing man an, meinen Körper zu untersuchen, an jedem Abende Hände und Füße mit einer Salbe einzureiben, mir allerlei Handgriffe und Fertigkeiten beizubringen und mich zu einem Tausendkünstler auf dem Seile zu bilden. Obgleich die Witterung schon anfing, etwas rauh zu werden, so wurde doch eine Kunstreise in mehrere benachbarte Städte angetreten. Bei den Kunstvorstellungen mußte denn auch ich meine Künste zeigen. So oft ich einen Fehler machte, und das geschah sehr oft, bekam ich im

Geheim eine tüchtige Tracht Schläge. Endlich, am letzten Tage unſers Aufenthalts in einer großen Stadt, hatte ich das Unglück, vom Seile zu stürzen, und zwar dergeſtalt, daß mir das Blut aus Mund und Naſe stürzte, und ich faſt ohne alle Beſinnung vom Schauplatze hinweggetragen werden mußte. Ich wurde von dieſem Falle ſehr krank, und brachte in dieſem Zuſtande faſt den ganzen Winter zu. Jetzt dachte ich über mein Schickſal ernſtlich nach. Am meiſten jammerte es mich, daß ich unwiſſend und ohne alle Geiſtesbildung blieb, während, wie ich merkte, der Körper wuchs und ſtärker wurde. Doch fand ich Troſt im Gebete, wozu Sie, geliebte Eltern, mich ſchon frühzeitig angehalten hatten. Der Frühling kam, und ich erholte mich zuſehends. Nun ging meine Lern- und Uebungszeit in der halsbrechenden Kunſt von Neuem an, und ich brachte es darin bald dahin, daß man mit mir zufrieden war. Auf dieſe Weiſe wurde ich zu einem Künſtler geſtempelt, und zog zwei Jahre lang mit meiner Herrſchaft in einem großen Theile Frankreichs herum. Oft hatte ich den Vorſatz gefaßt, zu entfliehen; aber wo ſollte ich armer Knabe hin? In einem Winter, wo unſre Kunſt feiern mußte, mußte ich meinen Herrn auf einer Reiſe begleiten. Wir kamen nach Marſeille, und ich erſtaunte nicht wenig, in dem daſigen Hafen weit mehrere und größere Schiffe anzutreffen, als in

Hamburg. Da kam mir der Gedanke ein, daß vielleicht eines von den Schiffen nach Hamburg ſegeln und mich mitnehmen könnte. Mein Herr mochte ſo etwas ahnen und ließ mich faſt keinen Augenblick aus den Augen. Wo er nur hinging und was er nur vornahm, überall hörte und bemerkte ich, da ich nun ſchon etwas franzöſiſch verſtand, Dinge, die offenbar unrecht waren, und mich ihm noch mehr abgeneigt machten. Als wir eines Abend aus der Nähe des Hafens nach Hauſe gingen, wurde mein Herr plötzlich von Polizeidienern angehalten. Da er ſich zur Wehre ſetzte, ſo benutzte ich dieſen Umſtand und entfloh. Ein altes Mütterchen trat in die Thüre eines Hauſes. Ich faßte es bei der Hand und bat flehentlich, mich als einen armen Fremdling aufzunehmen und zu verbergen. Die gute Alte hatte Mitleid mit mir zitternden Knaben und führte mich in ein kleines, entlegenes Zimmer. Hier erzählte ich ihr, ſo gut ich's vermochte, die Geſchichte meiner Entführung, und daß ich nun durch ein Schiff nach Hamburg zu kommen wünſchte. Die gute Frau tröſtete mich, gab mir zu eſſen und verſprach, für mich zu ſorgen. Am andern Tage ſchon meldete ſie mir, daß ſie mich einem Schiffscapitain empfohlen habe, der in einigen Tagen nach Hamburg abſegeln und mich mitnehmen wolle. Denken Sie ſich meine große Freude und die Hoffnung, Sie bald wieder zu

sehen. Nun wurde ich dem Capitain vorgestellt. Es war ein herzensguter Mann, nannte mich seinen lieben Sohn und versprach, für mich und mein Fortkommen redlich zu sorgen. Aber das Schicksal fügte es anders mit mir. Den andern Tag wurde der menschenfreundliche Mann, bei dem ich schon wohnte, krank, und zwar so gefährlich, daß der Arzt und er selbst an seinem Aufkommen zweifelte. Ich war ganz trostlos, und badete mich in Thränen über meine gescheiterte Hoffnung. In einer etwas schmerzensfreiern Stunde befahl er mir, niederzuschreiben, was er mir diktiren würde. Er empfahl mich einem andern Capitain auf's Beste. Kaum war der Brief gesiegelt, so überfiel ihn ein Krampf so heftig, daß er nach einer Stunde starb. Ich verließ nun die Leiche und suchte mit dem Briefe in der Hand den Capitain auf. Nach einigen mühevollen Stunden fand ich ihn. Aber wie erschrak ich, als ich ihn erblickte. Seine ganze Gestalt, besonders sein Gesicht, hatte etwas recht Abschreckendes. Als er den Brief gelesen hatte, blickte er mich mit großen Augen an. „Gut, sprach er, du bleibst bei mir, und zwar hier in meiner Stube, bis wir abreisen." Er schob mir nun etwas zu essen hin, rief seinen Bedienten, verschloß die Thüre und ging. Abends erst kam er zurück und sagte mir, daß wir noch in dieser Nacht, da guter Wind sei, abreisen würden. Um

acht Uhr begaben wir uns auf das Schiff, und um zwölf Uhr ging es zum Hafen hinaus. Niemand war froher, als ich. Da der Wind günstig war, so ging unsre Fahrt schnell vorwärts. Schon am vierten Tage bekam ich die Seekrankheit, an welcher ich elf Tage lang unaussprechlich viel leiden mußte. Als ich genesen war, suchte ich von einem Matrosen, der auch ein Deutscher war, zu erforschen, wo wir wären? „Wir sind schon weit über die Canarischen Inseln hinaus und nun im großen Meere. Es geht nach Westindien, nach der Insel Martinique.“ Diese Nachricht schmetterte mich beinahe zu Boden. Aber was wollte ich machen? Ich mußte mich gegen den feindseligen Capitain verstellen und in mein hartes Schicksal fügen. Die Reise währte lange, wohl an vier Wochen, ehe wir an's Ziel kommen konnten, denn Gegenwinde und heftige Stürme hemmten unsern Lauf ungemein. Als wir in Martinique angekommen waren, machte mich der Capitain zu seinem Bedienten. Ich hatte es nun in aller Hinsicht recht g[illegible] bei ihm; doch ein wahres Vertrauen konnte ich nie zu ihm fassen. Nach Verlauf von drei bis vier Wochen auf dieser Insel gingen wir wieder unter Segel, wie es hieß, nach dem festen Lande Amerika's, und zwar nach Boston. Ohne irgend einen Unfall kamen wir daselbst an. Da hier mein Capitain viele Geschäfte hatte und oft

den ganzen Tag abweſend war, benutzte ich dieſes und entwich aus ſeiner Wohnung. Ich durchſtrich bei hereinbrechender Nacht mehrere Straßen dieſer großen Stadt, und wußte nicht, wohin ich mich wenden ſollte. Da höre ich plötzlich ein heftiges Geſchrei und ſehe, daß ein kleines Mädchen von einem ſchnellfahrenden Wagen niedergeriſſen war. Ich eile hinzu und hebe das Kind auf. Um uns verſammelte ſich bald eine Menge Menſchen. In dem Augenblicke ſtürzt die Mutter des Kindes aus dem Hauſe, ergreift daſſelbe, und ich folge ihr, ohne zu wiſſen, warum? Der Vater kommt nun auch herbei, und ich muß den ganzen Vorgang erzählen. Das Kind hatte, außer dem Schreck, blos einige leichte Quetſchungen erhalten. Die Eltern dankten mir für den Beiſtand und fragten, wer ich ſei. Da nahm ich mir ein Herz, ihnen meine ganze Lebensgeſchichte mitzutheilen. Beide hörten mir mit ſichtbarer Theilnahme zu und verſprachen mir, auf mein inniges Flehen, mich in ihrem Hauſe zu behalten. Am andern Tage ſah und hörte ich, daß mein Retter ein Sattler war, und ſich in guten Umſtänden befinden mußte. Die guten biedern Leute hielten mich vier Wochen lang verborgen, und ſorgten mit elterlicher Liebe für mich. In dieſem Hauſe ward mir, ſeit meiner Entführung, zum erſten Male recht wohl, und ich war auf das Feſteſte entſchloſſen, dieſe Liebe durch das

dankbarſte Verhalten zu vergelten. Aber was ſollte und konnte bei meiner Unwiſſenheit aus mir werden? Wie ſollte ich einmal mein Fortkommen finden? Ach! wie beneidete ich da die vielen tauſend Kinder um mich her, die volle Gelegenheit hatten, ſich zu verſtändigen und zu brauchbaren Menſchen zu bilden. Ich offenbarte meinem Retter mein heißes Verlangen, eine Schulanſtalt beſuchen zu dürfen. Dieſer gute Mann hörte das mit Vergnügen, und traf ſogleich Anſtalt, meine Sehnſucht zu befriedigen. Von der Zeit an beſuchte ich zwei Jahre lang eine gute Schulanſtalt, und ſchämte mich nicht, dieß in Geſellſchaft weit jüngerer Knaben zu thun. Mein zweites Elternpaar überhäufte mich mit Beweiſen der liebreichſten Fürſorge, ſo daß ich dieſe mit der kindlichſten Gegenliebe zu vergelten bemüht war. Zuweilen hatte ich wohl unnennbar ſtarke Sehnſucht nach der lieben Heimath, aber ich mußte auf ihre Befriedigung verzichten. Mein Entſchluß war jetzt, in dieſer Stadt erſt etwas recht Tüchtiges zu lernen und dann, wenn's Gott gefiele, zu Ihnen, geliebte Eltern, zurück zu kehren. Nachdem meine Schulzeit beendigt war, trat ich bei meinem zweiten Vater in die Lehre. Um dieſe Zeit war es, als ich einen Brief an Sie ſchrieb. Da ich nach Verlauf eines Jahres keine Antwort darauf erhielt, ließ ich wieder einen abgehen. Dieſer kam nach

vier Monaten wieder zurück mit dem Bemerken: Anton Reinwald sei in dem bezeichneten Orte nicht mehr zu finden. Diese Nachricht machte mich ungemein bekümmert. Nach geendigter vierjähriger Lehrzeit blieb ich als Geselle in der Werkstatt meines zweiten Vaters. Seine Geschäfte gingen sehr gut von Statten, wozu ich treu mitwirken half. Man betrachtete und behandelte mich nicht als Gesellen, sondern vielmehr als Sohn vom Hause. Wenn mein Vater im Laufe des Jahres vom Hause abwesend war (welches oft auf sechs bis acht Wochen geschah), um allerlei Einkäufe zu besorgen, so führte ich seine Berufsarbeiten mit möglichster Treue fort. Da seine Gesundheit auf einer der letzten Reisen sehr gelitten hatte, so mußte ich die nöthigen Reisen und Geschäfte auf denselben besorgen. Ich war so glücklich, Alles nach Wunsch auszurichten, so daß der Wohlstand unsers Hauses dadurch nicht wenig erhöhet wurde. „Gustav, sprach er einst zu mir, du bist mir unentbehrlich geworden. Meine Gesundheit wankt, ja, ich fühle, daß mein Lebensziel nicht mehr fern ist. Ich habe keinen sehnlichern Wunsch, als daß du in meinem Hause bleiben möchtest, wobei er mir mit Wärme die Hand drückte. Ich verstand seinen Wunsch; und da eben seine Gattin dazu kam, erklärte ich Beiden, daß ich's für ein großes Glück halten würde, mit ihnen durch noch schönere

Bande verbunden zu werden. Die Mutter rief ihre Tochter herbei — hier, geliebte Eltern, sehen Sie meine Sylvia vor sich — und da wir beide einander schon längst hochgeachtet hatten, wurde von uns, unter den Segenswünschen frommer Eltern, eine Verlobung geschlossen, und nach vier Wochen sah ich mich an der Seite dieses lieben Weibes in dem Hause der Rechtschaffenheit und des Fleißes in höchst glücklichen Verhältnissen. Nach Verlauf von einem halben Jahre starb unser Vater. Wir beweinten ihn mit aufrichtiger Liebe. Seine Geschäfte und Arbeiten wurden nun von mir mit dem redlichsten Fleiße fortgesetzt. Die allgütige Vorsehung segnete uns, und unser Wohlstand nahm sichtbar zu. Meinen beiden Kindern gab ich, in zärtlicher Erinnerung an Sie, meine theuern Eltern, die Namen Anton und Elisabeth. Nach Verlauf von einigen Jahren entschlief auch unsre Mutter. Bald darauf faßte ich den Gedanken auf, mit Weib und Kindern und dem wohlerworbenen Vermögen heimzukehren in mein Vaterland. Ich theilte diesen Wunsch meiner Sylvia mit, und sie stimmte mit ein. Von nun an hatte ich nichts eiligeres zu thun, als unser Haus käuflich an den Mann zu bringen, welches mir wider alles Erwarten gut gelang. Nachdem wir alles Nöthige in Richtigkeit gebracht hatten, nahmen wir mit Thränen von unsern Freunden und Nachbarn und

von dem Lande Abſchied, wo es uns ſo wohl gegangen, wo ich beſonders zu einem brauchbaren Manne gebildet worden war. Das Glück lächelte uns von allen Seiten zu. Wir befanden uns bald auf dem Schiffe, und nach einer glücklichen Fahrt von neun und dreißig Tagen, auf welcher Frau und Kinder einen kleinen Anfall von der Seekrankheit hatten ausſtehen müſſen, kamen wir in London an. Die Sehnſucht nach dem heimathlichen Boden trieb mich weiter. Schon am dritten Tage gingen wir nach Hamburg ab. Ich fühlte mich höchſt ſelig, dieſe Stadt nach ſechs und zwanzig Jahren wieder zu betreten. Kaum konnte ich mich zurecht finden, da ſo Vieles verändert worden war. Noch am Tage unſrer Ankunft wanderten wir nach dem lieben Geburtsorte, den ich kaum wieder erkennen, kaum die Stelle herausfinden konnte, wo unſer Wohnhaus geſtanden hatte. Mit bekümmertem Herzen fragte ich nach Anton Reinwald; aber Niemand wußte mir Antwort zu geben; blos ein alter Mann ſagte mir, daß ſie, wie viele hundert Andere, geflüchtet wären, er aber von Ihnen niemals wieder etwas gehört habe. Von und nach allen Seiten ſtellte ich nun Nachforſchungen an; aber vergebens. In der Nähe des Gaſthauſes, wo wir uns eingemiethet hatten, wohnte ein angeſehener Kaufmann, mit dem ich bekannt wurde. Ich trug kein Bedenken, ihm einmal, als

ich bei ihm zu Mittage speiste, meine Lebensgeschichte zu erzählen. Da nahm bald sein Buchhalter, als er meinen Namen hörte, das Wort: sein Vater und Bruder wären Prediger in H. im Hannöverschen. Als er im vorigen Jahre daselbst zum Besuche gewesen sei, habe er den dasigen Dorfrichter kennen gelernt, der, so viel er sich erinnere, Anton Reinwald heiße, und der dorthin vor mehrern Jahren zu seinem Bruder, dem vorigen Dorfrichter, gezogen sei. Sie können leicht denken, wie höchst angenehm mir diese Nachricht war. Der Buchhalter erbot sich, nähere Nachrichten darüber einzuziehen. Nach fünf Tagen war schon die Antwort da, und — ich hatte endlich Ihren Zufluchtsort auskundschaftet. Nun schrieb ich selbst an Sie, Herr Pastor, und verabredete mit Ihnen unsre Ankunft und die ausgeführte Christbescheerung.

Anton und Elisabeth schlossen ihre Kinder freudig in die Arme, und dankten dem ehrwürdigen Greise für die, ihnen mitbereitete, Weihnachtsfreude. Höchst vergnügt und mit Bewunderung der Wege, die der Allgütige die Seinen führt, trennten sich diese guten Menschen, und wünschten einander von Herzen eine gute Nacht. Anton und Elisabeth genossen nun im Kreise ihrer Lieben ein Glück, durch welches sie gleichsam von Neuem auflebten. Während des Winters kaufte sich Gustav in einer nahen Stadt ein Haus, um daselbst sein Gewerbe fortzusetzen.

Ehe er aber im Frühjahre daſelbſt einzog, machte er mit den Seinen und ſeinen Eltern einen Beſuch bei Marien, die den geliebten Bruder ſchon längſt ſehnſuchtsvoll erwartet hatte. Es war ein wehmüthigfrohes Wiederſehen. Nach einigen recht glücklich verlebten Tagen kehrten ſie zurück, Guſtav an den Ort ſeiner Beſtimmung, und Anton in ſein liebes Dorf. Jener treibt nun ſein Gewerbe mit allem Fleiße, und wird als ein rechtlicher Mann allgemein geachtet. Dieſer fährt fort, in ſeinem Dorfe zu walten, und an der Seite ſeines getreuen und verſtändigen Weibes viel Gutes zu wirken. Beiden Familien iſt es ein hoher Genuß, einander zu beſuchen, ſich der wunderbaren, aber weiſen Führungen Gottes zu erinnern und ſich dadurch im unwandelbaren Gottvertrauen auf ihrem fernern Wege durch's Leben zu befeſtigen.

Die mächt'ge Hand, die uns durch dieſes Dunkel führt,
Läßt uns dem Elend nicht zum Raube.
Und wenn die Hoffnung auch den Ankergrund verliert,
Dann ſtehe feſt in uns der Glaube:
Gott kann durch ſein allweiſes Walten
Oft ſchnell das Schickſal umgeſtalten.

VIII.

Kindliche Liebe bis in den Tod.

Der Kindesliebe heil'ge Pflicht erfüllen,
Dem frommen Drange folgen, ihn zu stillen,
Der Jugend und des Lebens Reiz verschmähen,
Um für die Eltern in den Tod zu gehen: —
Hoch schlägt des Edlen Herz für solche That,
Die ewig grünt und prangt als Himmelssaat.

Auf meiner letzten Geschäftsreise kam ich auch in die freundliche Fabrikstadt Ch. in S. Der Freund unsers Handelshauses, mit dem ich bedeutende Geschäfte abzumachen hatte, führte mich in den gesellschaftlichen Verein, der sich schon seit mehrern Jahren unter dem Namen, Harmonie, daselbst gebildet hatte. Die Gesellschaft war zahlreich, und das allgemeine Gespräch war zunächst das Leichenbegängniß, welches in den Nachmittagsstunden des verflossenen Tages Statt gefunden hatte. Die Leiche einer, in den besten Jahren des Lebens gestorbenen, Witwe war beerdigt worden. Die Abgeschiedene wurde allgemein beklagt, und ihr, wegen ihres, in jeder Hinsicht, sittlichguten Lebenswandels, ein ehrenvolles Denkmal gesetzt. Ueber ihre beiden hin-

terlaſſenen Töchter aber ſprach ſich ein allgemeiner Unwille, ja ein ſehr ſcharfer Tadel aus. „Dieſe haben große Schuld an dem frühen Tode ihrer Mutter," ſprach eine bejahrte Dame; „aber ich bin der feſten Meinung, daß dieſe freche Uebertretung des vierten Gebots nicht ungeſtraft bleiben wird. Durch die Fortſetzung dieſes Geſprächs und durch genauere Erkundigung vernahm ich Folgendes über das ganz unkindliche, ja höchſt ſchändliche Betragen dieſer Töchter. Die Verſtorbene war die Witwe eines vor ſechs Jahren ſchon entſchlafenen Schloſſermeiſters, welcher den Namen eines braven Bürgers und rechtſchaffenen Mannes mit in das Grab genommen hatte. Sie ſelbſt war eine rechtſchaffene und fromme Chriſtin, und eine vernünftige und gute Mutter gegen ihre Kinder. Beide Eltern hielten feſt an der ſehr vernünftigen Meinung, daß jeder Stand der bürgerlichen Geſellſchaft ſich in den Grenzen deſſelben halten, darinnen leben und weben müſſe; ſich alſo in der Lebensweiſe, der Koſt, der Kleidung und in dem wirthſchaftlichen und häuslichen Treiben und Thun nie über denſelben zu erheben und es dem höhern Stande gleichzuthun ſuchen dürfe. Daran hielten ſie unwandelbar feſt, ließen ſich weder durch Tadel, noch Spott irre machen, und nahmen bei der Erziehung und frühen Gewöhnung ihrer Kinder ſtrenge Rückſicht darauf. Als der Vater unerwar-

tet ſtarb, hielt es die Mutter, als Witwe, nun für nöthig, in ihrem Hausweſen mancherlei Einſchränkungen zu treffen. Die Töchter wuchſen heran, und wurden leider von der, jetzt faſt überall eingeriſſenen, Sucht, in allen Dingen über ſeinen Stand hinaus zu gehen, durch die Beiſpiele ſo vieler andern Bürgerstöchter um und neben ſich angeſteckt und fortgeriſſen. Die Aelteſte ward die zuerſt Verführte, und dann die Verführerin ihrer Schweſter. Beide äußerten laut ihre Unzufriedenheit mit ihrer Lage, tadelten die Mutter, machten allerlei Anſprüche und Forderungen auf beſſere Kleidung, Koſt und Beſchäftigung. Die vernünftige Mutter that mit Ernſt und Liebe alles Mögliche, um ſie zu bedeuten und zu einer vernünftigeren Anſicht zu bringen; aber umſonſt. Je älter ſie wurden, deſto mehr wuchs auch ihr eitler, hoffärthiger Sinn, ihre Zerſtreuungsluſt und ihre Arbeitſcheu im Hauſe. Dieſer böſe, verderbliche Sinn kränkte die gute Mutter tief, und ſie ließ ſich darüber oft mit bittern Thränen gegen andere, ihr gleichgeſinnte Perſonen aus. Ihr Hausweſen wurde nun zwar nicht zerrüttet, kam aber doch, wie man zu ſagen pflegt, täglich mehr herunter. Sie allein konnte das nicht hindern, da die vier geſunden Arme, die durch Arbeit und Wirthſchaftlichkeit mit eingreifen ſollten, ganz unthätig waren, oder doch ihre Kräfte unnütz verſchwendeten. Da

die Mutter ſchlechterdings in dieſe Erhebung über ihren Stand nicht willigen konnte und wollte, ſo hatte dieß eine ſehr unglückliche Stimmung zwiſchen ihr und den Töchtern zur Folge, die ſich von Seiten der letztern ſehr oft durch offenbaren Ungehorſam und Trotz äußerte. Ja, dieſe frevelten ſogar dadurch an ihren Kindespflichten, daß ſie durch allerlei Betrügereien ihre übertriebenen Bedürfniſſe zu befriedigen ſuchten. Die Ueberzeugung von dieſer Handlungsweiſe der Töchter machte auf die Mutter einen ſolchen Eindruck, daß ſie in einen kranken Zuſtand verfiel, der endlich in eine gefährliche Krankheit überging. Die Töchter nahmen dieß ſo wenig zu Herzen, daß ſie vielmehr die Krankheit ihrer Mutter dazu benutzten, auf alle mögliche Weiſe ihre eitlen und zerſtreuungsſüchtigen Neigungen zu befriedigen. Sie bekümmerten ſich wenig oder faſt gar nicht um die Kranke, ja, ließen dieſe oft ganze Tage allein. Verſtändige Perſonen machten ihnen ernſte Vorſtellungen darüber; aber ohne allen Erfolg. Die Mutter ſtarb endlich eines langſamen Todes, und hatte in der letzten Stunde — man ſagte mir das als ganz gewiß — nicht den Troſt, ihre Kinder an ihrem Lager eine Thräne weinen zu ſehen, oder zu hoffen, daß ihr die Hand kindlicher Liebe die Augen zudrücken würde. Doch dem Leichenbegängniſſe derſelben wohnten ſie bei, aber in einem ſolchen Traueranzuge, der mit

ihrem Stande und ihren Verhältniſſen nicht übereinſtimmte, und in einer Gemüthsſtimmung, die ihr, durch den Hoffarthsſinn, verderbtes Herz nur zu ſehr verrieth. Dieſes Betragen erregte allgemein gerechten Unwillen. „Recht eigentlich,“ ſetzte jene bejahrte Dame hinzu, „haben dieſe unwürdigen und böſen Kinder ihre Mutter ins Grab gebracht. Doch wir wollen davon abbrechen. Sie, — nun wendete ſie ſich an mich — Sie ſind, wie ich höre, viel und lange auf Reiſen geweſen, haben alſo auch Viel und Mancherlei erfahren. Theilen Sie uns doch gefälligſt etwas von ihren Erfahrungen mit.“ Ich gab ihrer Bitte, worein mehrere Andere einſtimmten, nach und erzählte ihnen nachfolgende Geſchichte, als ein wahres Gegenſtück zu der vorigen.

Vor ohngefähr ſechs Jahren führte mich eine Reiſe in die Gebirgsgegend S—s. An einem Tage, Abends, als ſich die Sonne bereits geneigt hatte, fuhr ich in angenehmer Kühle langſam der nahen Fabrikſtadt A. zu. Der Weg führte vor dem wohl umgebenen und gut verwahrten Gottesacker vorbei. Da ich ſolche Oerter von jeher als ein Heiligthum für Lebende und Verſtorbene betrachtete, und gern auf denſelben und bei ihren Gräbern, Denkmälern und deren Inſchriften verweilte, ließ ich den Wagen halten, um auch dieſen heiligen Ort, der ſo

freundlich und einladend unter Gottes Himmel da lag, auf einige Augenblicke zu betreten. Ich fand das Thor offen, und betrat still und ernst die ruhige Schlummerstätte der Verstorbenen. Wie sehr wurde ich aber überrascht, auf einem Grabe zwei weibliche Trauergestalten knieend zu erblicken. Auf mein Geräusch erhoben sie sich schnell und schienen bei meinem Anblicke erschrocken zu sein. Da ich ihnen aber theilnehmend zuwinkte, sich nicht stören zu lassen, hefteten sie unter Thränen und Seufzern an das eiserne Kreuz einen Blumenkranz, der, wie ich sahe, mit Pappenstreifen durchkreuzt war, auf welchen die Worte zu lesen waren: Kindliche Liebe bis in den Tod. Das Gefühl der innigsten Theilnahme erwachte in meinem Herzen. Nach einigen Minuten, in welchen die jungfräulichen Trauergestalten sich ihren frommen Gedanken überließen, knüpfte sich ein Gespräch unter uns an. Ihr Vater, erzählten sie mir wechselsweise und mit tiefem Gefühle, sei Rathskämmerer gewesen und vor zwei Monaten gestorben. Ach! sprach die Eine, er war ein guter, lieber Vater, die Liebe, Rechtschaffenheit und Freundlichkeit selbst, und wurde auch fast von Jedermann geachtet und geliebt. Wir beide, fuhr die Andere fort, sind seine einzigen Kinder, ich bin achtzehn und meine liebe Schwester da fast siebzehn Jahre alt. Die gute Mutter liegt zu Hause krank an heftigen gichtischen Zufäl-

len, an welchen ſie ſeit einigen Jahren ſchon viel gelitten hat, und welche jetzt ſo ſtark ſind, daß ſie an Händen und Füßen beinahe gelähmt iſt. Da der erſte Kranz auf dem Grabe unſers entſchlafenen guten Vaters gänzlich vertrocknet und aufgelöſt war, ſo eilten wir, um ihn durch dieſen zu erſetzen. Wir mußten gerade dieſe Zeit dazu wählen, ſetzte die Andere hinzu, da wir alle andere Stunden des Tages zur Arbeit und Sorge für der guten Mutter und unſere Erhaltung verwenden müſſen. Unter dieſem Geſpräche waren wir an's Thor gekommen. Da ſagte ich ihnen, daß ich ein Fremder ſei und mich ihr Werk kindlicher Liebe und ihre ganze Lage innigſt gerührt habe. Auf mein Befragen nannten ſie mir ihre Wohnung, und wir wünſchten einander von ganzem Herzen eine gute Nacht.

Ich kehrte in einem Gaſthofe ein. Die Erſcheinung des trauernden Schweſterpaares ſtand lange Zeit lebhaft vor meiner Seele, und verſcheuchte bis ſpät in die Nacht hinein den wohlthätigen Schlaf. Am nächſten Morgen betrat ich die große Schenkſtube, um doch einige Unterhaltung zu haben. Was ich daſelbſt ſah und hörte, erinnerte mich unwillkürlich an jene beiden Töchter, von denen Sie vorhin ſprachen. Die Wirthin war äußerſt beſchäftigt, etwas erhitzt, und ihre Kleidung befand ſich in einem nachläſſigen Zuſtande.

Da ſie meine Verwunderung darüber zu merken ſchien, gab ſie mir, indem ſie ununterbrochen hin und her lief, zur Antwort: „Das Alles müſſe ſie allein thun; ſie könne es doch ihren drei Töchtern nicht zumuthen. Dieſe wären zu etwas Beſſerem, zu einem höhern Stande beſtimmt. Die Aelteſte habe ſie bereits in eine Anſtalt gethan, um ſich daſelbſt noch mehr auszubilden, welches aber ſehr viel koſtete. Die beiden andern, fuhr ſie fort, beſchäftigen ſich hier in der Nebenſtube, wie ſich's für ſie ſchickt. Mein Mann iſt in Geſchäften verreiſt. Wir beide laſſen's uns ſehr ſauer werden; aber was thut man nicht um ſeiner Kinder willen?" Als ſie ſich entfernt hatte, öffnete ich, von Neugier getrieben, die Thüre der anſtoßenden Stube, fand dieſe ſehr nett und reinlich, mit koſtbarem Geräthe verſehen, und an zwei eleganten Pulten ſaßen zwei ſchön gekleidete Mädchen. Die Eine hatte einen zierlich gearbeiteten Stickrahmen vor ſich, und die Andere übte ſich im Zeichnen. Als ſie mich gewahrten und meine Entſchuldigung wegen meines Eintritts vernahmen, erhoben ſie ſich und machten mir mit einigen nichts ſagenden Worten eine zierliche Verbeugung. Ich bewunderte ihr Zimmer, wie ich's nannte, und ihre Beſchäftigung; aber im Laufe der Unterhaltung merkte ich gar bald, in welchem großen Mißverhältniſſe die Bildung ihres Geiſtes mit ihrem Aeußern und mit dem, was ſie

fein wollten, ſtand. Auf ihren Pulten lagen mehrere Bände von Jean Paul's, Schillers und anderer Gelehrten Werken. Auf einem Tiſche ſah ich ein etwas dickes Buch; „ah'!" rief ich aus, „das iſt gewiß eine neue Ausgabe der Bibel." O nein, verſetzten Beide, wer wird in der Bibel leſen; wir beſitzen ſie auch gar nicht. Es iſt ein Band von der Encyklopädie. Ich verließ dieſe unglücklichen Mädchen, wenigſtens waren ſie auf dem Wege, unglücklich zu werden, bedauerte ſie und die verblendeten Eltern im Stillen, und eilte nun an meine Geſchäfte. Nachmittags um vier Uhr ſuchte ich die arme kranke Witwe auf. Die Töchter erkannten mich gleich wieder, und hießen mich mit der Mutter recht freundlich willkommen. In dieſer, welche in einem Armſtuhle ſaß und mit ihren krummen Fingern ein Scheerchen zu halten ſuchte, um damit einiges linnene Zeug zu trennen, lernte ich bald eine ſehr verſtändige, ſanfte und geduldige Frau kennen. Die Töchter waren ſehr fleißig in Verfertigung weiblicher Kleidungsſtücke. Die Stube hatte zwar kein koſtbares Geräthe, aber doch ſichtbare Ordnung und Reinlichkeit aufzuweiſen. Ich genoß hier eine ſehr angenehme Unterhaltung. Wir wurden bald vertrauter, ſo daß ich die ganze Lebensgeſchichte dieſer wahrhaft guten und frommen Frau erfuhr. Sie hatte im Orte noch eine Schweſter, welche an einen Fleiſcher verheirathet war.

„Diese ist," fuhr sie fort, „seit mehrern Jahren in einen großen Hochmuth verfallen, sucht ein großes Haus zu machen, rechnet sich zu dem höhern Stande, thut es dem in Allem gleich, und ist darauf bedacht, auch ihre Kinder dazu zu erziehen. Schon bei Lebzeiten ihres Mannes kam sie selten in mein Haus. An seinem Begräbnisse nahm sie mit ihren Töchtern zwar Theil, aber mit stolzem Benehmen und sichtbarer Gefühllosigkeit. In meinem Witwenstande und meiner zunehmenden Krankheit bekümmert sie sich nicht im Mindesten um meine Lage. Das," hier füllten sich ihre Augen mit Thränen, „das ist es vorzüglich, was mich schmerzt, und mich um so mehr schmerzen muß, da ich ihr vor ihrer Verheirathung, als sie einige Jahre bei mir wohnte, so manche Beweise thätiger Liebe gegeben habe." Also auch von der heutigen Welt, entgegnete ich, auch aus der großen Menge derer, die den bekannten Spruch vergessen: „Trachtet nicht nach hohen Dingen. Ich suchte sie zu trösten und verwies sie auf ihren herrlichen Schatz, den sie in sich selbst habe, und auf die beiden lebenden Schätze, die ihr mit zärtlicher Liebe zur Seite wären, und sie nimmer betrüben und verlassen würden. Wer den Vater auf seinem Grabe so ehre und liebe, der ehre und liebe gewiß auch die leidende und duldende Mutter. Hier standen die beiden Töchter auf, und Thränen entströmten ihren

unſchuldsvollen Augen. Sie eilten zur Mutter und verſicherten ihr, unter den zärtlichſten Liebkoſungen, ihre Kindesliebe bis in den Tod. Mit inniger Hochachtung gegen ſolche Kinderherzen und von Wehmuth ergriffen, verließ ich ſie, empfahl ſie dem höchſten Schutze und verſprach, ſie auf meiner nächſten Reiſe in dieſe Gegend wieder zu beſuchen.

Nach zwei Jahren kam ich wieder in dieſe Stadt auf derſelben Straße und vor dem Gottesacker vorbei. Auch dieſes Mal ſtieg ich aus und betrat die heilige Ruheſtätte. Ich fand das mir bekannte Grab bald wieder, aber das Kreuz auf demſelben hatte keine ſolche Zierde, wie damals. Mein erſter Gang war, als ich in die Stadt kam, in das Haus der Liebe, wie ich's mit Recht nennen muß. Da fand ich Vieles verändert; die Noth hatte da recht eigentlich ihren Sitz aufgeſchlagen. Die Mutter lag ſchon ſeit ſechs Monaten auf dem Krankenbette, von heftigen Schmerzen gefoltert. Die ältere Tochter ſaß bleich und abgezehrt an ihrem Bette und las ihr ein ſchönes Gellertſches Lied vor. Die Jüngere, roth und blühend, arbeitete emſig hinter ihrem, mit Arbeitsſachen belaſteten, kleinen Tiſche. Ich wurde auf's Freundlichſte empfangen; alle reichten mir ihre Hände. „Ja, ſehen Sie," begann die Mutter mit ſchwacher Stimme, „ſo weit iſt's mit mir gekommen. Ich muß viel leiden. Ich würde das auch weit gedul-

diger, wenn meine Laura da nicht auch so krank wäre, und nun die Arbeit und Sorge für unſern Unterhalt auf Antonien nicht allein läge. Das iſt's, was mich höchſt bekümmert macht." Ich vermochte, aus Mitgefühl, nichts zu erwiedern. Aber Antonie nahm das Wort und ſprach, ſich freundlich zur Mutter und Schweſter wendend: „Ich bitte, theure Mutter, ängſtigen Sie ſich ja nicht meinetwegen. Mir iſt die Arbeit keine Laſt, ſondern eine wahre Freude. Der gute Gott wird ſie gewiß ſegnen. Heute trage ich die verfertigten Sachen aus; da werden wir von dem Verdienſte manches Bedürfniß befriedigen können. Der Arzt gab ja auch wieder Hoffnung zu Ihrer und der lieben Schweſter Geneſung. Gewiß, der gute Gott wird wieder helfen." Mit dieſen Worten ſtand ſie auf und leiſtete Beiden einige Dienſte, deren Nothwendigkeit ihr ſorgſames Auge ſogleich bemerkt hatte. Dieſe Aeußerungen frommer Kindesliebe rührten mich tief; ich konnte ihnen wenig zum Troſte ſagen, reichte daher Allen die Hand zum Abſchiede und wünſchte ihnen von ganzem Herzen eine baldige und glückliche Wendung ihres Nothſtandes. In dem achtbaren Hauſe, in welchem mich Geſchäfte einen ganzen Tag aufhielten, gedachte ich mit aller Wärme und Beredtſamkeit dieſer leidenden Familie, und hatte die große Freude, die Zuſicherung zu erhalten, daß von nun an der-

ſelben eine monatliche baare Unterſtützung zufließen ſollte. Nach zwölf Wochen kam ich auf meiner Zurückreiſe wieder in dieſes Haus. Da vernahm ich denn zuerſt die Trauerpoſt, daß Laura geſtorben und vor einigen Tagen beerdiget worden ſei. Dieſer Todesfall, noch mehr aber die vor und bei demſelben bewieſene treue Liebe der Antonie habe allgemeine Theilnahme erregt. Da meine Zurückreiſe Eile nöthig machte, ſo konnte ich für dieſes Mal das Haus der Noth und der Liebe nicht beſuchen. Vier Jahre lang führten mich meine Reiſen nicht in dieſen Ort; aber vor einigen Wochen kam ich wieder dahin. Das Ereigniß, daß ich da erleben und mit anſehen mußte, wird lebenslang nie aus meinem Gedächtniſſe und Herzen verſchwinden. Als ich an einem Nachmittage am Berge herunter der Stadt zufahre, ſehe ich aus derſelben einen Leichenzug kommen. Ich laſſe den Wagen halten. Nachdem jener auf dem Gotresacker angelangt war, trete ich ſtill hinzu, im Begriff, über dieſe Begräbnißfeier Erkundigung einzuziehen. Da entſteht ſchnell ein lautes Klaggeſchrei der Anweſenden, und alle drängen ſich näher zuſammen. Ich winde mich durch die Menge und ſehe ein Mädchen im Trauergewande entſeelt in den Armen einiger Frauen. Welch' ein Schrecken ergriff mich, als ich die liebe Antonie erkannte. Sie war am Sarge der Mutter, als man ihr die geliebte Leiche

nochmals zeigen mußte, plötzlich vom Schlage getroffen und todt niedergesunken. Als man ihr die Kleider etwas lüftete, fiel aus denselben ein Kranz hervor mit der Inschrift: kindliche Liebe bis in den Tod, den sie also der Mutter mit in's Grab geben wollte. Allgemein war der Jammer und die Trauer; allgemein das Wehklagen! Unzählige Thränen flossen aus Aller Augen. Der gegenwärtige Arzt erklärte, nach genauerer Untersuchung, die Entseelte für wirklich todt, jedoch wurde ihr Leichnam ohne Verzug nach der Stadt gebracht, um Belebungsversuche anzustellen, indeß man den Sarg der Mutter dem friedlichen Grabe übergab. Ich ging in Begleitung einiger ehrwürdigen Frauen nach der Stadt. Vor einigen Jahren, so erzählten diese mir mit vieler Theilnahme, wurde es mit der Mutter immer schlimmer, und ihre Krankheit fast bösartig. Die Tochter, getrieben von heißer Kindesliebe, bot mit beispielloser Aufopferung alle ihre jugendlichen Kräfte bei Tage und Nacht auf, um die Mutter zu pflegen und zu warten, und doch auch durch Arbeit etwas zu erwerben. Da nun das sonst so blühende Mädchen sichtbar dahin welkte, griffen gute Menschen ein, um hier wenigstens die Tochter zu retten, und suchten diese so viel als möglich von der Mutter entfernt zu halten. Aber umsonst, sie verließ die Kranke auch nicht eine Stunde, auch dann nicht,

als dieſe ſelbſt flehentlich darum bat; ja, auch die dringendſten Vorſtellungen des Arztes vermochten nichts über ſie. Die Mutter ging, unter namenloſen Schmerzen, langſam dem Grabe entgegen, und die Tochter verblühete ſichtbar an ihrer Seite. Der Leidenden ſchlug endlich, nach langen und harten Kämpfen, die Stunde der Erlöſung. Ihr Tod ſchwächte Antoniens Lebenskraft noch mehr. Sie ordnete zum Begräbniſſe Alles ſelbſt an, war aber endlich ſo geſchwächt, daß ſie ſich kaum auf den Füßen halten konnte. Man ſuchte ſie von der Begleitung der Leiche abzuhalten; aber vergebens. Sie folgte, und wie ſie geſtorben iſt, haben Sie ſo eben geſehen. Eine ſolche kindliche Liebe, meinten ſie, ſei ihnen noch nicht vorgekommen. — In der Stadt war dieſes höchſt traurige Ereigniß das allgemeine Geſpräch; überall bewunderte man dieſes Beiſpiel einer ſo ausgezeichneten Kindesliebe. Am dritten Tage, beim Untergange der Sonne, wurde auch ihre Leiche beerdigt. Viele ehrbare Jungfrauen des Orts hatten ſie reichlich geſchmückt. Auf der Bruſt der geliebten Todten lag ein Kranz von Immortellen, in welchem die Worte deutlich zu leſen waren: hier wohnte die kindlichſte Liebe bis in den Tod. Die Begleitung war äußerſt zahlreich; eine wahre Todtenſtille herrſchte bei derſelben. Auf allen Geſichtern las man die innigſte Trauer über dieſes große Opfer der kind-

lichen Liebe. Als ihr Grabeshügel bereitet war, die letzte Erdscholle auf denselben gelegt war, trat der Geistliche, ein ehrwürdiger Greis, an denselben und hielt eine herzergreifende Rede über die Worte: kindliche Liebe bis in den Tod.

Während meiner Erzählung hatte sich ein grosser Theil der Anwesenden um mich versammelt und mit sichtbarer Rührung zugehört. „Dank, herzlicher Dank," unterbrach jene bejahrte Dame das Stillschweigen, „für diese Mittheilung. Die fromme Antonie hat treu ausgehalten in ihrer Kindesliebe; und, setzte eine andere hinzu, sich dadurch ein unvergängliches Denkmal errichtet. Nun wird sie dort im ewigen Reiche der Liebe, fuhr ein anwesender Geistlicher fort, den schönsten Lohn dafür ernten. Dort windet sie unvergängliche Kränze mit der heiligen Flammenschrift: Kindliche Liebe in Ewigkeit. „Aber solche Opfer sind immer selten," unterbrach ihn ein anderes Mitglied. „So selten nicht," entgegnete der Geistliche, „als sie zu glauben scheinen. O es giebt, zur Ehre der Menschheit, noch viele Söhne und Töchter, deren Herzen in heißer Liebe für ihre Eltern schlagen, und fähig sind, für sie in den Tod zu gehen. Die Menschengeschichte stellt uns Beispiele von solchen und ähnlichen Opfern in Menge auf. Die Liebe ist auch dem Kindesherzen zu tief eingedrückt, als daß sie

jemals ganz erlöschen könnte; und wenn das schon geschehen ist und hier und da noch geschieht, so ist dieß nur der Fall bei jenen Entarteten unsers Geschlechts, die ihre Kindesnatur gänzlich verleugnen und von sich werfen. Nichts rächt sich aber auch mehr, als eine solche Unnatur; nichts bestraft sich mehr, — die Erfahrung lehrt es, — als die frevelhafte Uebertretung des vierten Gebots. Wir können das noch erleben an den beiden Töchtern, die heute ihre Mutter beerdiget haben." Haben Sie denn, wendete sich jene bejahrte Dame an mich, jenen Gasthof nicht wieder besucht? Wie mag es denn da zwischen Eltern und Kindern stehen? „Wohl," erwiederte ich, „kann ich da einige Auskunft geben. Ich habe daselbst eine Nacht zugebracht, und wurde von der Wirthin gleich wieder erkannt. Ihr Mann war abermals abwesend. Sie war eben noch so geschäftig und eifrig; es war ihr anzusehen, daß die Hauptsorge für die innern Geschäfte des Hauses auf ihr allein ruhete. Bei meiner Erkundigung nach ihren Töchtern wurde sie ernsthaft und erzählte mir: daß sie dieselben alle Drei in einer Bildungsanstalt gehabt und den größten Theil ihres Vermögens daran gewendet hätten. Sie haben aber auch eine Bildung erlangt, wodurch sie Viele aus dem höhern Stande übertreffen und in jeder vornehmen Gesellschaft glänzen können. Nun ließ sie sich in starken Worten über

die heutige vornehme Welt mißfällig aus, weil sie eine ausgezeichnete Bildung und das wahre Verdienst nicht zu schätzen wüßte. Denn wenn das der Fall wäre, setzte sie hinzu, glauben Sie mir, meine Töchter wären längst und gut versorgt. Ich hörte diese und ähnliche Aeußerungen geduldig an, beklagte im Stillen ihre mütterliche Verblendung und empfahl mich bis auf Wiedersehen.

Nach sechs Jahren führte mich meine Berufsreise wieder nach Eh. Auch dieses Mal wurde ich in die Harmonie eingeführt. Die meisten Mitglieder erkannten mich wieder. Ich suchte jene bejahrte und verständige Dame, aber vergebens; sie war seit zwei Jahren mit einem schönen Nachruhme entschlafen. Meine Nachfrage nach ihr erinnerte eine andere Dame an meine, damals erzählte, Geschichte und das Gespräch darüber. „Um die beiden Töchter, deren Mutter an jenem Tage beerdiget worden war," sprach diese, „steht es jetzt sehr schlecht. Der Tod ihrer Mutter hat sie nicht gebessert. Sie fuhren leichtsinnig in ihrem hoffärthigen Wesen fort, machten einen höchst übertriebenen Aufwand, jagten allen Zerstreuungen und Lustbarkeiten nach und suchten sich dreist in die Gesellschaften der Vornehmen zu drängen. Man verwehrte ihnen das und begegnete ihnen mit sichtbarer Zurücksetzung. Nun ist es mit ihnen so weit

gekommen, daß sie ihr Haus haben verkaufen müssen und noch ein Stübchen in demselben bewohnen, wo sie, der allgemeinen Verachtung ausgesetzt, wie man hört, sich selbst zum Verdrusse leben. Gott gebe nur, daß es mit ihnen nicht noch ein trauriges Ende nimmt. Es ist nur zu wahr: wie der Kinder Thaten, so der Kinder Lohn!" — Mit meinen Gastwirthstöchtern in A., entgegnete ich, steht es um nichts besser, ja wohl noch schlimmer, wie man mir, bei meinem letzten Aufenthalte daselbst, als völlig wahr versichert hat. Der Gasthof kam allmälig immer mehr herunter, und mußte endlich, Schulden halber, verkauft werden. Der Vater soll aus Gram darüber gestorben sein. Die Mutter bewohnt nun mit zwei Töchtern ein kleines Häuschen. Die Aelteste hatte das Glück, an einen jungen und gebildeten Mann aus dem höhern Stande sich zu verheirathen; aber durch ihr eitles Wesen, ihre Unbekanntschaft mit der Führung des Hauswesens und durch ihre unsinnigen Ansprüche aller Art kam es nach Jahr und Tag dahin, daß Scheidung ihre Ehe trennte. Sie zog nun wieder zu ihrer Mutter. Die Zweite suchte ihre Bildung in einer herumziehenden Schauspielertruppe geltend zu machen. Jene und die Jüngste leben nun bei der, von ihnen verachteten, Mutter, sehen sich aber selbst von allen Verständigen und Rechtschaffenen geflohen. Die Mutter soll ihr höchst

trauriges Loos im Stillen sehr beklagen und sich täglich immer mehr abhärmen.

Hoffarth laß weder in deinem Herzen, noch in deinen Worten herrschen; denn sie ist der Anfang alles Verderbens. B. Tob. 4, 14.

IX.

Die wahre Freundschaft.

Die schönsten Lebensstunden
Gewährt der Freundschaft hohes Glück.
Hast du den Freund gefunden,
So preise glücklich dein Geschick.
Er trinket mit dir aus dem Becher der Freude,
Steht tröstend und rettend dir immer zur Seite.

Der Justizamtmann Werner in O. hatte keinen süßern Wunsch, als seinem hoffnungsvollen Sohne, Gustav genannt, die bestmöglichste wissenschaftliche und sittliche Bildung zu geben. Damals stand das Gymnasium zu L. als eine vorzügliche Bildungsanstalt für Jünglinge in einem hohen Rufe. Dahin brachte er nun seinen Gustav, und

empfahl ihn dem würdigen Director auf das Angelegentlichste. Zu gleicher Zeit und in gleicher Absicht stellte der Kaufmann Freitag aus M. seinen Traugott vor. Auf der Stube des Directors lernten sich die beiden Väter kennen, und jener freute sich unendlich über die echt väterlichen Hoffnungen, die sie in Absicht ihrer Söhne so recht von Herzen aussprachen. Sie schieden mit gegenseitiger Hochachtung und mit dem herzlichen Wunsche von einander, daß ihre Söhne durch das schöne Band der Freundschaft innigst verbunden werden möchten. In der Prüfung bestanden diese Jünglinge so gut, daß sie in die zweite Klasse aufgenommen und Nachbarn wurden. Sie verdankten beide ihren Eltern eine gute und fromme Erziehung, wodurch ihr Sinn und ihr Gefühl für das Wahre, Schöne und Gute frühzeitig und trefflich geweckt worden war. Mit ihren guten Anlagen verbanden sie eine stets rege Lern- und Wißbegierde, so wie einen unermüdeten Fleiß, und hatten das große Ziel ihrer Schulzeit immer vor Augen. Es konnte nicht fehlen, daß sie bei einem solchen gemeinschaftlichen Streben und bei der nachbarlichen Verbindung bald bekannter, vertrauter und endlich wahre Freunde wurden.

Gustav war von feuriger Natur, und diese riß ihn zuweilen zu einem Betragen hin, das den Pflichten eines guten Schülers nicht gemäß war,

und ihm manches Unangenehme zuzog. Allein er erkannte auf der Stelle seine sittliche Verirrung, wozu sein Freund, Traugott, das Meiste beitrug. Dieser war von Natur sanft, und wußte durch seine milden Worte, liebevollen und ernsten Erinnerungen das aufbrausende Wesen seines Gustav's zu beschränken. Letzterer erkannte auch das freundschaftliche Bemühen seines Freundes, und arbeitete mit aller Macht an sich, das überrasche und zu feurige Wesen immer mehr zu zügeln und zu bekämpfen.

Nach einem halben Jahre bezogen sie beide eine Stube. Nun erst wurde gemeinschaftlicher Fleiß und Eifer, ihren Geist zu bereichern und zu bilden, ihr täglicher Gefährte. Ihre Herzen schlossen sich einander immer mehr auf, und bald umschlang sie das unauflöslichste Band wahrer Freundschaft. Sie fühlten es tief, daß sie ohne dieselbe auf Erden nimmer wahrhaft glücklich, daß nur sie einander Alles seyn könnten und würden. In den Ferien besuchten sie, mit Genehmigung ihrer Eltern, wechselsweise die väterliche Heimath, und die Eltern hatten ihre größte Freude an dem hoffnungsvollen Aufblühen und dem innigen Freundschaftsbunde ihrer Söhne. In M., wo Gustav während der Hundstagsferien im Vaterhause seines Traugotts weilte, rettete jener diesem beim Baden das Leben. Traugott trug nur eine unbedeutende Erkältung davon; aber der rasche Gustav hatte da-

bei den einen Fuß an einem verborgenen Pfahle dergestalt verletzt, daß er mehrere Wochen empfindliche Schmerzen leiden mußte. Dieses Ereigniß befestigte das Band der Freundschaft noch mehr. Du, mein Alles! rief Traugott mit bethränetem Blicke; Du, mein Einziger! setzte Gustav schnell mit feurigem Auge hinzu.

Sie kehrten nach L. zurück, und wurden täglich mehr die Freude ihrer Lehrer und die Zierde der Schule. Die Zeit des Examens kam herbei, und Beide hatten die gegründete Hoffnung, in die erste Klasse aufgenommen zu werden. Einige Tage zuvor erhielt Traugott von seinem Vater einen Brief traurigen Inhalts. Er schrieb darin unter andern: „Meine häuslichen Verhältnisse wollen es nicht gestatten, Dich länger in L. zu lassen. Mein Bruder hat vor einiger Zeit in X. eine ansehnliche Stelle beim dasigen Steueramte erhalten und sich erboten, Dich in sein Haus zu nehmen und auf dem Gymnasium daselbst, das ja auch einen guten Ruf hat, frei zu unterhalten. Die Trennung von L. und Deinem Freunde Gustav muß leider schon jetzt in den Osterferien Statt finden. Dein Onkel will Dich den sechsten April selbst abholen.“ — Diese Nachricht war den beiden Freunden höchst schmerzlich und

preßte ihnen heiße Thränen aus. Der Tag der Trennung kam. Beide beschenkten sich gegenseitig mit einem schönen Buche zum Andenken, verabredeten einen ununterbrochenen Briefwechsel und fielen einander mit den wehmüthigsten Gefühlen in die Arme. Traugott verließ L. an der Seite seines guten Onkels mit dem rühmlichsten Zeugnisse von seinem bisherigen lieben Director. In X. war Traugott ganz derselbe, der er in L. gewesen war, und erwarb sich sehr bald die Liebe seiner neuen Lehrer. Nun näherten sich die Hundstagsferien, wo Gustav, seinem wiederholt gethanen Versprechen gemäß, seinen Traugott in M. besuchen wollte. Einige Tage vor den Ferien schrieb dieser: „So eben läßt mich mein Onkel „nach M. fahren, da ich mich seit einiger Zeit unwohl fühle. Ich hoffe, im „Vaterhause bald zu genesen und Dich „bei mir zu sehen.“ — Gustav hatte bereits von seinen Eltern die Erlaubniß zu dieser Reise erhalten, und konnte nun um so weniger die Zeit der Abreise erwarten. Diese war endlich da. Noch vor Aufgang der Sonne saß er auf einem guten Pferde und hoffte, noch am Abende desselben Tages seinen Freund gesund in seine Arme zu schließen. In der Abenddämmerung erblickte er endlich auf der Anhöhe das, in einem freundlichen Thale liegende, Städtchen M. mit seinem großen und

weißen Thurme und den gegenüber am Berge zerstreut liegenden Weinbergshäusern. Er gedachte, seinen Freund zu überraschen, da dieser ihn heute gewiß noch nicht erwartete, und war ganz entzückt bei diesem Gedanken. Auf einmal sieht er mitten in der Stadt eine Rauchsäule aufsteigen. Die Sturmglocken ertönen und das fürchterlichste Feuergeschrei schallt ihm entgegen. Rasch sprengt er dem Thore zu und hört dann von der wogenden Volksmenge zu seinem großen Schrecken, daß Kaufmann Freitags Haus brenne. Leider war es also. Als er hinzu kam, stand das Haus beinahe in vollen Flammen und die lichte Gluth schlug aus den Fenstern des Oberstocks. Er stürzt sich mit seiner gewohnten Raschheit ins Haus und schreit einer, mit Sachen belasteten, Frauensperson entgegen: „Wo ist Traugott?" Ach! in der Oberstube mit seiner Mutter, war die klägliche Antwort. Er springt hinauf, und welch' ein Anblick des Schreckens! Die Mutter hat den kranken Sohn hinunter leiten wollen; dieser aber sinkt ohnmächtig nieder und sie händeringend neben ihm. So trifft sie Gustav. Da schiebt er schnell die Mutter auf den noch etwas sichern Vorsaal, ergreift seinen erblaßten Freund mit starken Armen und trägt ihn durch schwarze Rauchwolken und überall hervorzuckende Flammen auf die Straße. Kaum hat er diese erreicht, so stürzt ein großer Feuerbrand

hernieder und wirft ihn zu Boden. Er aber rafft sich halb betäubt und blutend auf, überläßt seinen Geretteten, einigen Personen und springt abermals in's Haus. Da wankt ihm auf der schon brennenden Treppe die Mutter in angesengten Kleidern entgegen. Er umfaßt sie, und ist so glücklich, sie ebenfalls in Sicherheit zu bringen. Kaum ist das geschehen, so stürzt das brennende Gebälk und Dach mit furchtbarem Krachen und knisterndem Feuersprühen zusammen. Der edle und muthige Jüngling achtet seine bedeutenden Wunden nicht, noch das hervorströmende Blut, noch seine zerfetzten und halb verbrannten Kleider; er ist nur mit seinen Geretteten beschäftigt. Diese bringt er dann schnell in ein, vor dem Feuer sicheres, Haus. Die Mutter ist noch am Leben, aber sein Freund gleicht einer Leiche. Der bald herbeigerufene Arzt erschrickt beim Eintreten vor der blutenden Gestalt Gustavs, und ist bereit, sich seiner zuerst anzunehmen; allein dieser weigert sich dessen und flehet nur um Rettung seines Freundes. Dieser kommt denn auch unter dem ärztlichen Bemühen nach einer halben Stunde zu sich, und zwar in einem Zustande, der mehr hoffen als fürchten ließ. Was mit ihm geschehen war, wurde ihm noch verschwiegen. Nur mit dem geschehenen Brandunglück machte man ihn bekannt. Auch die Mutter war außer aller Gefahr. Nachdem auch Gustav gehörig verbunden,

gereinigt und mit andern Kleidern versehen war, ließ er sich, mit Erlaubniß des Arztes, vor seinem Traugott sehen. Die Freude desselben, seinen Gustav zu erblicken, wirkte so vortheilhaft auf ihn, daß er sich ungemein gestärkt fühlte. Als er nun hörte und sah, daß sein Freund sein Lebensretter und wie er es geworden sei, da drückte er ihn mit inniger Liebe und mit emporgerichtetem Blicke an sein Herz, und ein Thränenstrom machte seinem tiefen Gefühle Luft: „Gustav — mein Gustav! nie, nie werde ich das vergessen," sprach er mit matter Stimme. „Du, zum zweiten Male mein Retter!" Die Gefühle beider Herzen flossen in diesem Augenblicke in einander, und alle Umstehende weinten diesen zärtlichen Freunden Thränen der Freude.

Spät in der Nacht kam Traugotts Vater von einer Reise zurück. Schon einige Stunden vor der Stadt hatte er die Nachricht von seinem Brandunglücke vernommen. „Gott! auch das noch," seufzte er und eilte nach Hause. Als er die noch rauchenden Trümmer seines Hauses erblickte, wendete er sich schnell davon ab, und pries Gott, als er die Seinen gerettet und seinen Traugott in der besten Hoffnung baldiger Genesung wiederfand. Gustav war ihm ein sichtbarer Schutzengel seiner Lieben, dem sein Herz die innigste Hochachtung weihete. Freitags Unglück war groß; nur wenige

und unbedeutende Sachen waren gerettet worden. Trüb' und dunkel lag die Zukunft vor ihm; doch das feste Vertrauen auf Gott und gute Menschen wich nicht aus seiner frommen Seele.

Zwölf Tage lang verweilte Gustav an der Seite seines Freundes, und dieser genas unter seiner liebevollen Gegenwart und Pflege so, daß er ihn bei der Trennung fast wieder im Besitze der besten Gesundheit erblickte. „Mein heißester Wunsch ist nun erfüllt," rief er mit freudigem Blicke seinem Traugott zu, reichte ihm seine Rechte und zog ihn mit Ungestüm an seine Brust. „Bald sehen wir uns wieder," stammelten Beide. Traugott's Eltern sahen dieser Scene mit nassen Blicken und gefaltenen Händen zu, und wünschten dem rettenden Engel das herzlichste Lebewohl und die glücklichste Reise.

Der Justizamtmann Werner empfing seinen Sohn mit einer ungewöhnlichen Herzlichkeit, und blickte dabei mit zufriedenem Lächeln auf dessen noch sichtbare Narben. Dieser sprach nun mit so vielem Feuer von seinem Freunde und mit so vieler und warmer Theilnahme von den, durch das Brandunglück herbeigeführten, recht traurigen Verhältnissen der Eltern desselben, daß der Vater ihn innigst in seine Arme schloß und ihn dabei an das alte und tröstliche Sprüchwort erinnerte: Krieg

und Brand segnet Gott mit milder Hand. Der Sohn ahnete den menschenfreundlichen Entschluß des Vaters, und schwieg nun von diesem Gegenstande. Im Stillen sammelte dieser von seinen vielen Freunden und andern Edelgesinnten milde Beiträge und sendete sie von unbekannter Hand Traugott's Vater zu. Auch wußte er denselben auf einem andern Wege eine ansehnliche Unterstützung zu verschaffen, so daß jenes Wort an Traugott's Eltern in Erfüllung ging, und die Erfahrung sich auf's Neue bewährte: daß schon ein einziger Menschenfreund, wenn er die Kraft seines Kopfes recht gebraucht und den edlen Trieben seines Herzens folgt, ungemein viel zur Linderung des menschlichen Elends beitragen kann.

Nach geendigten Ferien kehrte Gustav nach seinem lieben L. zurück. Hier fand er schon von Traugott einen Brief vor, worin ihm dieser die angenehme Nachricht gab, daß er mit der besten Gesundheit beim Abgange des Briefs nach X. zurückgekehrt sei. Mit erneuetem Eifer und Fleiße setzten beide Freunde ihre Laufbahn fort, und statteten ihren Geist durch eine Menge wohlgeordneter Kenntnisse und Geschicklichkeiten reichlich aus. In Hinsicht ihres sittlichen Wandels waren und blieben sie untadelhaft, und ein schönes Musterbild für die andern Jünglinge. Mit den ehrenvollsten Zeugnissen verließen Beide zu gleicher Zeit ihre bisherige

Bildungsſtätte und bezogen die Univerſität Leipzig. Da ſie zuſammen wohnten und Beide Medicin ſtudirten, ſo hatte deshalb das wichtige Univerſitätsleben für ſie einen um ſo höhern Werth. Sie ergaben ſich dem gewählten Fache mit ungemeinem Eifer, und hielten feſt an dem Grundſatze, es darin zur möglichſten Vollkommenheit zu bringen. Die vier Univerſitätsjahre verſtrichen ihnen unvermerkt und ohne irgend ein unangenehmes Ereigniß. Sie erwarben ſich mit großem Ruhme die Doktorwürde, und waren feſt entſchloſſen, ihre erworbenen Schätze des Geiſtes nun mit der größten Gewiſſenhaftigkeit zum Heile der leidenden Menſchheit anzuwenden. Ihre Trennung ſchmerzte ſie tief; aber der große Gedanke an ihren wichtigen Beruf und an das unauflösliche Band ihrer Freundſchaft beſiegte jede wehmüthige Empfindung. Jeder zog ſeine Straße fröhlich nach der väterlichen Heimath. Traugott wurde in ſeiner Vaterſtadt mit vielem Glücke und Ruhme praktiſcher Arzt; Guſtav aber folgte ſeinem Hange, die Welt in fremden Ländern näher kennen zu lernen, und ging mit dem jungen Grafen P. aus ſeinem Geburtsorte auf Reiſen. Er hielt ſich ein Tagebuch, aus welchem er regelmäßig ſeinem Freunde getreue Auszüge zuſendete, und ihm dadurch einen hohen und lehrreichen Genuß verſchaffte. So vergingen zwei Jahre, und der Sommer des dritten nahete heran, wo dieſer aus Am-

sterdam den letzten Brief voll angenehmen Inhalts erhielt. Der alte Onkel unsers Traugott's sollte und wollte, auf dessen Anrathen, die Heilquellen zu Karlsbad gebrauchen. Die dankbare Liebe verpflichtete diesen, die Reise dahin mitzumachen. Sie übernachteten zuletzt in dem Städtchen Buchau. Da hörten sie bald, daß in dem Gasthause ein Fremder seit vier Tagen gefährlich krank liege, der mit einem Grafen angekommen sei. Bald darauf geht dieser über den Saal, und Traugott glaubt in dessen Person den, ihm aus seines Freundes Briefen wohl bekannten, Grafen P. zu erkennen. Schnell und tief bewegt tritt er ihm mit der Anrede entgegen: „Herr Graf, was macht Gustav Werner?" „Um Gottes Willen, wer sind sie? doch nicht Dr. Freitag?" entgegnete jener. „Der bin ich." „Gott sei gelobt!" rief der Graf und führte ihn an der Hand ins Krankenzimmer. Welch ein Anblick! Wie entseelt und einem Todten ähnlich liegt sein geliebter Freund, sein zweimaliger Lebensretter vor ihm. Tief bewegt ergreift er seine Hand und beugt sich über ihn hin; aber da ist keine Spur vom Leben mehr, die kalte Hand des Todes scheint ihn aus dem jungen und kräftigen Leben gerissen zu haben. Er zog nun schnell den, am Bette stehenden, Arzt bei Seite und ließ sich von ihm den ganzen Verlauf der Krankheit erzählen. „Mit Gott," sprach

er darauf zum hinzutretenden Grafen, „mit Gott iſt Hülfe und Rettung zu finden.“ Der einheimiſche und beſcheidene Arzt überließ gern dem Freunde die Behandlung und mögliche Rettung des Kranken. Freitag bot nun Alles auf, was nur Kunſt und Erfahrung vermochte, wich faſt keinen Augenblick vom Bette des Kranken, und der große und allmächtige Arzt ſegnete ſein raſtloſes Bemühen. „Der Kampf zwiſchen Leben und Tod war beſtanden; das Leben hat den Sieg errungen,“ rief er nach vier und zwanzig Stunden dem Grafen zu; „unſer Werner iſt gerettet und uns wiedergegeben.“ Nun überließ er aus weiſer Vorſicht ſeinem Collegen die Gegenwart am Krankenbette, um den Augenblick des Erkennens noch zu verhüten. Als der Kranke mit Bewußtſeyn die Augen öffnet, ſieht er mit unverwandten Augen den Arzt an und ſtammelt leiſe, mit einigem Kopfſchütteln, den Namen: Traugott. Dieſer leitete im Verborgenen mit aller möglichen Sorgfalt ſeine weitere Behandlung, ſo daß am dritten Tage ſchon große Fortſchritte in der Geneſung geſchehen waren. Da ſetzte ſich Freitag während eines ſanften Schlummers des Patienten an deſſen Bett und ſah mit Sehnſucht dem Erwachen entgegen. Endlich ſchlug dieſer die Augen auf, und beim überraſchten Anblicke ſeines Freundes malte ſich eine kleine Röthe auf ſeinem

blaſſen Geſichte; indem er ihm lächelnd die noch matte Hand reichte, mit den Worten: auf Dich, mein Traugott, hab' ich gehofft. Dieſer beugte ſich mit wehmüthig freudigem Gefühle über ihn hin: „ja, ich bin's, mein Guſtav. Eine höhere Hand hat mich hierher geführt, Gott ſei geprieſen!" Eine ſelige Stunde des Wiederſehens für beide Freunde! Dieſe und die ſtete Gegenwart ſeines Traugott's wirkte nun ſo wohlthätig auf Guſtav's Natur, daß er bald das Bette verlaſſen konnte. Binnen ſeiner Erholungszeit reiſte Traugott zwei Mal nach Carlsbad, um daſelbſt ſeinen alten Onkel und den Grafen zu beſuchen. Nach einigen Wochen nahm er ſeinen völlig geſunden Freund mit in dieſen reizenden Heilort. Von da aus machten Beide verſchiedene kleine Ausflüge in die herrliche benachbarte Gegend, und als der Auguſtmonat ſich zu Ende neigte, kehrten ſie in Geſellſchaft des Grafen zurück. Guſtav begab ſich nach O., und begann daſelbſt mit beifälligem Glücke ſeine Laufbahn als praktiſcher Arzt, und Traugott ſetzte ſeinen Beruf in M. fort. Guſtav ſah ſich bald, wie ſein Freund ſchon früher, mit dem ehrenvollſten Rufe beglückt, den auch Beide zu erhalten und zu erhöhen wußten. Auch wurde ihnen das große Lebensglück zu Theil, brave und fromme Lebensgefährtinnen zu finden, und in mehrern Kindern hoch-

beglückte Väter zu werden. Sie unterhielten einen regelmäßigen Briefwechsel, durch welchen sie einander ihr häusliches Glück, so wie ihre gemachten Erfahrungen, ihre Ansichten und Urtheile über die mannichfaltigen Gegenstände der mediciniſchen Wiſſenſchaften mittheilten. Dieſen Briefwechſel betrachteten ſie als das ſichtbare Band ihrer Freundſchaft. —

Nach einiger Zeit wurde Freitag mit Extrapoſt zu einem kranken Landedelmann geholt, deſſen Gut auf der Hälfte des Weges nach O. zu lag. Da er die Krankheit äußerſt bedenklich und gefahrvoll fand, ſo ſchlug er vor, den Arzt Dr. Guſtav Werner aus O. herbeiholen zu laſſen. Dieß geſchah. Die beiden Freunde freueten ſich ungemein, einander einmal wieder zu ſehen. Ueber die Krankheit des Patienten waren ihre Anſichten verſchieden, und ſie konnten ſich in Betreff der anzuwendenden Mittel, wie der Behandlung, nicht vereinigen. Guſtav trat beſcheiden zurück und überließ ſeinem Freunde die Behandlung des Kranken. Traugott hatte richtig geurtheilt, wie der glückliche Erfolg bewies, von dem er ſeinem Freunde mit aller Beſcheidenheit Nachricht gab. Dieſer erkannte auch ſeinen Irrthum, ohne dadurch irgend einer unlautern Geſinnung Raum zu geben. Dieſe beiden Aerzte waren in ihrer Freundſchaft unwandelbar, und wenn ſie ſich mit ihren Lieben zuweilen gegen-

seitig besuchten, so waren das allemal selige Tage für ihre Herzen. Sie schritten in ihrer segensvollen Kunst immer weiter fort, und wirkten unter einer höhern Leitung ungemein viel Gutes für ihre leidenden Mitbrüder.

Vor drei Jahren erhielt Traugott durch einen Eilboten einen Brief von der Gattin seines Freundes, worin diese ihm das plötzliche Erkranken ihres geliebten Gatten meldete und ihn dringend ersuchte, schnell zu kommen und zu retten. Unter wehmüthigen Gefühlen eilte er sogleich fort, und sah sich bald in dem Hause der Trauer, wo die Gattin mit ihren vier Kindern ihm klagend und weinend entgegenkam. Sein Freund hatte eine höchst gefahrvolle Krankheit. Er erbebte, als er dieß erkannte. Um ihn zu retten, bot er alle Kunst, Kraft und Erfahrung auf; aber umsonst. Schon am dritten Tage entschlief der Freund seines Herzens in seinen Armen. Was sein edles Herz da empfand, läßt sich nicht mit Worten ausdrücken. Mit tiefgebeugter Seele begleitete er die sterbliche Hülle seines Geliebten zum stillen, friedlichen Grabe, tröstete die Hinterbliebenen so gut es sein frommes Herz vermochte, und versprach ihnen, auch aus der Ferne Rathgeber und Vater zu sein. Und er hält Wort. Bei vielen Geschäften in seinem Berufe ist er mit unermüdeter Treue besorgt für ihr Wohl, und setzt auch da-

durch ſeinem Freunde ein unvergängliches Denkmal in ſeinem edlen Herzen.

Der frommen Freundſchaft Hochgefühl erkaltet nie. Es lebt fort in den unſterblichen Herzen des Scheidenden, wie des Zurückbleibenden. Einſt erhöhet es ihr Wiederſehen und die Wonne ihrer frommen Treue für die Ewigkeit.

Ein treuer Freund iſt ein großer Troſt des Lebens. Wer Gott fürchtet, der empfängt ſolchen Freund. Sir. 6, 16.

In derſelben Verlagsbuchhandlung ſind ferner erſchienen:

Ein Buch für den Winter.

Ein Beitrag zu erheiternden und belehrenden geſellſchaftlichen Abendunterhaltungen. (Von dem Verfaſſer dieſes Büchleins.) Gebunden. Preis 16 Gr.

Sagen der Hebräer.

Aus den Schriften der alten hebräiſchen Weiſen. Nach Heimann Hurwitz bearbeitet von *r. Gebunden 1 Thlr.

Moore's, Th., die Liebe der Engel.

Ein Gedicht.

Aus dem Engliſchen, von Balduin. Geheftet 12 Gr.

Engel, M. M. E., die Augsburgiſche Confeſſion,

des Evangeliums Licht und Luſt, der evangeliſchen Chriſten Schutz und Trutz. Ein Gedenkbüchlein an die dreihundertjährige Jubelfeier des Augsburgiſchen Glaubensbekenntniſſes. Mit und ohne Titelkupfer.

Lehrreiche Bilder

aus dem

Familienleben

in

Erzählungen für die Jugend

von

J. Chr. K. Förtsch, Diac.

Zweiter Theil.

Mit 5 colorirten Kupfern.

Zweite Ausgabe.

Leipzig,
Verlag von Christian Conrad Krappe.

Kgl. Univ. Bibl.
Berlin

Vorerinnerung.

Meine lehrreichen Bilder aus dem Familienleben sind nicht ganz ohne Empfehlung und Beifall geblieben. Nicht nur der allgemein bekannte und verehrte Hr. Verfasser des Vorworts zu dieser Jugendschrift und andere erfahrne Jugendfreunde haben sich beifällig darüber ausgesprochen, auch die Allgemeine Schulzeitung in Nr. 53. Abth. I. vom 6ten Mai 1830. und die Leipz. Lit. Z. haben, gegen meine bescheidene Erwartung, ein nicht ungünstiges Urtheil darüber gefället, und die unterzeichnete Buchhandlung hat sich's bestmöglichst angelegen seyn lassen, den Ankauf dieser Schrift für die Jugend zu erleichtern. Dieß Alles ist mir allerdings sehr angenehm gewesen und hat mich auch

in dem schon gefaßten Vorsatze bestärkt, die Ausarbeitung ähnlicher Erzählungen fortzusetzen. So sind denn zehn Erzählungen zu diesem zweiten Bändchen der lehrreichen Bilder u. s. w. im Laufe dieses verflossenen Jahres zu Stande gekommen, und ich gestehe es gern, daß ich dieselben mit eben der Liebe ausgearbeitet habe, als jene.

Der geehrte Recensent des ersten Bändchens macht in der vorgenannten Nummer der Schulzeitung eine sehr wahre Bemerkung, daß ein Jugendschriftsteller, ehe er etwas, für die belehrende Unterhaltung der Jugend Bestimmtes, dem Drucke übergiebt, dasselbe im Kreise einer Anzahl Kinder erzählen oder denselben vorlesen oder auch von denselben lesen lassen möchte, um dadurch die Theilnahme und das Interesse der Kinder daran zu erforschen und darnach den Werth seiner Arbeit, oder den Druck und Nichtdruck derselben zu bestimmen. Diese Bemerkung war mir sehr erwünscht und angenehm zugleich, indem ich derselben bei jenen neun Erzählungen, ehe ich den Wunsch faßte, sie ge-

druckt zu ſehen, nachgekommen war und dieſelben Kindern von dem erwähnten Alter im Beiſein mehrerer Erwachſenen entweder ſelbſt vorgeleſen habe, oder ſie von ihnen habe durchleſen laſſen. Das lebhafte Intereſſe, welches ſie daran fanden, und die nicht ungünſtigen Urtheile eines gelehrten Erziehers und frommen Familien-Vaters ermunterten mich vorzüglich, mit der Arbeit fortzufahren und dieſe durch den Druck der Jugend zu übergeben. Auf gleiche Weiſe bin ich mit den Erzählungen dieſes Bändchens verfahren. Daher darf ich wohl hoffen, daß die, durch eine fehlerhafte Erziehung und übelgewählte Lectüre noch nicht verbildete, ſondern dem Wahren, Sittlichguten und den Lehren der heiligen Religion zugeneigte, Jugend auch ſie nicht ohne belehrende Unterhaltung leſen wird. Ich gebe auch hier, wie dort, die Verſicherung, daß dieſe zehn Erzählungen durchaus neu ſind und ſich in keinem Buche, oder in einer Zeitſchrift vorfinden. Der Stoff dazu iſt aus dem wirklichen oder prakti-

ſchen Leben genommen, oder nach einem beliebtern Ausdrucke, aus dem wirklichen Leben gegriffen. Daß mehrere Erzählungen in eine kriegeriſche Zeit verſetzt ſind und ſich darinnen bewegen, wird um ſo weniger auffallen, je mehr es bekannt iſt, daß eine ſolche Zeit das Familien-Leben vorzüglich berührt, in daſſelbe eingreift, ſein Schickſal oft plötzlich anders und wunderbar geſtaltet, die Familien-Glieder zerſtreut und ſowohl auf ihre Bildung, als auf ihren Charakter einen nachtheiligen oder wohlthätigen Einfluß hat. In den bittern Erfahrungen des Lebens und des Schickſals — und dahin gehören doch wohl die Bedrängniſſe einer kriegeriſchen Zeit vorzüglich — erprobt ſich ja erſt die eigenthümliche Geſinnungs-Art des Menſchen. In der erſten Erzählung der 2. Abthl. dürften vielleicht die widrigen Ereigniſſe in dem Leben eines Edlen und Rechtſchaffenen zugehäuft und die That des Krüppels als höchſt unmenſchlich, und in Hinſicht auf ſeine Perſon, als höchſt unwahrſcheinlich erſcheinen; ich darf aber verſichern, daß ge-

rade in dieſer Erzählung das Allerwenigſte Dichtung, ſondern faſt Alles wirkliche Thatſache iſt aus der Zeit des merkwürdigen ſiebenjährigen Krieges. Daß Menſchen in dem krüppelhaften Zuſtande des Körpers auch an der Seele verwildern und verkrüppeln, iſt der Geſchichte und Erfahrung nicht entgegen. Berichtete doch die Berliner Spener'ſche Zeitung vor einigen Jahren von einem ähnlichen Krüppel, der in den nördlichen Gegenden Deutſchlands herumkutſchirte und aus Hab- und Mord-Sucht zu einer ähnlichen That fähig war. Auch ſolche Laſterthaten und Verbrechen ſind geeignet, den jugendlichen Gemüthern das Schauderhafte und Abſcheuliche derſelben tief einzuprägen. Wenn nun aber das nicht gelungene Verbrechen auf eine unſichtbare und allmächtig ſchützende Hand hinweiſet; wenn es eine Urſache wird zur moraliſchen Umkehrung und Beſſerung des Thäters; wenn der, in deſſen Bruſt das ſpitzige Eiſen geſenkt wurde, erhalten wird, und nun ſonnenklare Beweiſe einer verſöhnlichen und großmü-

thigen Bruderliebe an den Tag legt: wie sehr werden dann die Kinderseelen mit einer solchen Unnatur wieder ausgesöhnt; wie erfreut und beruhigt über den guten Ausgang des schrecklichen Vorfalls; wie gestärkt in dem Glauben an eine Alles wohlmachende göttliche Vorsehung!

Sollte dieses Bändchen gleiche Theilnahme wie das Erste finden, so bin ich für meine Arbeit und die darauf verwendete Zeit und Mühe hinlänglich belohnt. Gott segne diese Gaben, die ich dem Verstande und Herzen der lieben Jugend so gern darbiete.

Golßen,
den 29. Decb. 1830.

J. Ch. C. Förtsch,
Diac.

Inhalt des zweiten Bändchens.

I. Abtheilung.

Seite

I. Unschuld und Liebe und Schuld und Reue . 1

II. Je größer die Noth, je näher dir Gott . 48

III. Zufriedenheit in Allem und Ueberall macht glücklich 89

IV. Fluch des Lasters und Segen der Tugend . 127

V. Verachte keinen Menschen, auch der Geringste kann dir dienen 180

II. Abtheilung.

Seite

I. In der Schule der Leiden muß sich erst die Tugend bewähren 206

II. Gott macht Alles wohl! 255

III. Du sollst deinen Vater und deine Mutter ehren, auf daß dir's wohl gehe! . . 289

IV. Muster eines dankbaren Herzens . . . 337

V. Lehrreiche Schicksale der Familie Wild, oder: Reichthum und Glück bei Armuth und Unglück 369

I.

Unschuld und Liebe, und Schuld und Reue.

Kein Licht leuchtet und flammet so hell als das Licht einer Seele voll Unschuld. Keine Sprache spricht ernster zum Herzen, dringt tiefer in Herzen ein, als die Sprache der Unschuld und Liebe.

Der Kauf- und Handelsherr, David Henningsen in der großen und schönen Stadt Amsterdam lebte höchst glücklich. Er gehörte unter die angesehensten und reichsten Kaufleute daselbst und war ein vorzügliches Mitglied der Holländisch-Ostindischen Compagnie. Sein Haus hatte einen ausgebreitet guten Ruf. Er stand zwar an der Schwelle des Greisenalters, genoß aber noch eine feste Gesundheit. Eine höchst verständige, stille Tugend und Häuslichkeit liebende Gattin, so wie vier bereits herangewachsene und wohl gebildete

Kinder, die voll Lust und Liebe für alles Wahre, Gute und Schöne glüheten, erhöheten sein Glück. Er verdiente dieses auch; denn er war ein höchst edler und rechtschaffener Mann, der seines Lebens hohen Zweck wohl erkannte, von seinen irdischen Gütern zum Besten seiner ärmern und dürftigen Brüder geräuschlos und mit Freuden Gebrauch machte, und wohlthätige Anstalten des Vaterlandes auf alle Weise beförderte. Im Hause dieses Glücklichen wurde einst der Abend eines Tages festlich begangen. Sein ältester Sohn, Eduard, ein vortrefflicher Jüngling von zwanzig Jahren, sollte und mußte — denn so wollte es sein Vater und das Verhältniß seines Hauses — nach Batavia auf der Insel Java in Ostindien abreisen, um sich an die Spitze seiner großen Handlung daselbst zu stellen, in welcher der Vorsteher, welcher lange und treu gedient hatte, gestorben war. Nachdem die Vorbereitung zu dieser Reise getroffen und der Tag der Trennung bestimmt war, lud der Vater eine Anzahl Verwandte und Freunde seines Hauses ein, um den letzten Abend vor seines Sohnes Abschied zu feiern. Die Gesellschaft war fröhlich. Der Hausvater erheiterte sie besonders durch seine gute Laune, die ihm eigenthümlich war und in guter Gesellschaft vorzüglich zu Gebote stund. Er besprach mit seinen Freunden nochmals sein Vorhaben im Betreff seines Eduard. Alle billigten es

und sprachen dem jungen Manne Muth ein zu einer so weiten Reise und zu so wichtigen Unternehmungen auf der so weit entlegenen Insel. Unter dem Wechsel von wichtigen Gesprächen und frohen Scherzen verstrichen die wenigen Stunden des Abends schnell. Als die Mitternacht nahte, entfernten sich die Gäste und wünschten dem Jünglinge den Schutz und Segen des Höchsten. In Davids Hause war die nächtliche Ruhe von kurzer Dauer. Schon um drei Uhr des Morgens — es war in der Mitte des Maimonats — weckte der Hausherr die Seinen und betrieb mit hastiger Eile die Abreise seines Sohnes. Als die Uhr Vier schlug rief er: nun Eduard, in Gottes Namen; denn auf Gott rechne ich vor Allen bei unserm Vorhaben. Er hat mich in meinem ganzen Leben nie verlassen; darum hoffe ich zuversichtlich, daß er auch mit dir, und dein Schutz und Schirm seyn wird. Fürchte ihn mit kindlichem Sinne; erkenne und gehe seine Wege; thue immer recht und scheue Niemand. Alles Uebrige weißt Du, nun geh. Da fiel der Sohn mit Thränen seinem biedern Vater um den Hals und versprach nochmals Redlichkeit und Treue immerdar und in Allem. Nun küßte er seine fromme und sanfte Mutter, die ihm mit bebenden Lippen den mütterlichen Segen ertheilte. Der Abschied von

seinem funfzehnjährigen Bruder Philipp war für sein Herz höchst niederbeugend, da er wegen dessen kränklichen und bedenklichen Zustandes wenig Hoffnung hatte, ihn wieder zu sehen. Leichter wurde ihm der Abschied von seinen beiden siebenzehn Jahr alten Zwillingsschwestern. Diese zerdrückten die hervorquellenden Thränen im Auge, reichten ihm, heitern Sinnes, die Hände, küßten ihn lächelnd, wünschten ihm eine glückliche Fahrt, erbaten sich hübsche Geschenke aus Batavia und versprachen ihm recht fleißig zu schreiben. Der Vater trieb, und der Sohn bestieg mit einem Gefährten den Wagen. Die Reise ging über Bremen und Hamburg, in welchen Handelsplätzen unser Reisender noch wichtige Handelsgeschäfte zu besorgen hatte. Noch war er innerhalb des Vaterlandes, als der Abend des ersten Tages anbrach. Ein Stündchen noch; und das kleine, zum Nachtquartier bestimmte Städtchen S. war erreicht. Hier fand er eine freundliche Aufnahme von seinem Jugendfreunde William, der seit zwei Jahren daselbst ein angesehenes Amt bekleidete. Als sie Beide traulich beisammen saßen und die Zeit ihres jugendlichen Vereins in einer Erziehungs-Anstalt besprachen, ertönte die Sturmglocke und das Feuergeschrei. Beide sprangen auf und eilten der Feuersnoth entgegen. Ein kleines Haus, fast am äußersten Ende der kleinen Vorstadt, stand in hellen

Flammen. Ein Weib ſtürzte aus dem brennenden Hauſe Eduarden entgegen, rang die verbrannten Hände und ſchrie voll Verzweiflung: „Gott, Gott mein armes Kind.“ Dieſer drang ohne weiteres Beſinnen ins Haus und rettete glücklich ihre vierjährige Tochter. Als die Mutter ihr Kind erblickte, richtete ſie ſich aus den Armen Williams auf und ſchloß es mit Ungeſtüm in ihre Arme. Aber bald ſank ſie wieder zu Boden. Die heftigen Brandwunden und der ſchnelle Wechſel von Schreck und Freude hatten ihre Lebenskraft zerſtört. Ehe noch die Freunde für ſie irgend eine Hülfe bereiten konnten, entſchlief ſie zum Tode unter ihren Händen. Die kleine Waiſe umklammerte ihre todte Mutter. Als Eduard ſie dem Leichnam entriß, umſchlang ſie ihn und jammerte: „ach nun auch keine Mutter mehr! Das ging ihm ſehr zu Herzen und brachte in ſeiner Seele einen ſchönen Vorſatz hervor. „Sey ruhig meine Tochter, ſprach er ſanft und freundlich, du ſollſt keine Waiſe bleiben, ich werde von nun an dein Vater ſeyn. „Nun erſt warfen die beiden Freunde einen Blick auf den, durch die Wuth der Flamme angerichteten Schaden. Die ganze Vorſtadt lag faſt ganz in Schutt und Aſche. An einem freien Platze zwiſchen Stadt und Vorſtadt hatte das, vom Winde angefachte, und wüthende Element ſeine Grenze gefunden. Wil-

liam ließ nun den Leichnam in seine Wohnung bringen; Eduard folgte, mit seiner angenommenen Tochter in den Armen, traurig nach. Die unglückliche Mutter war Jenem ganz unbekannt geblieben. Bei näherer Erkundigung erfuhren sie Folgendes. Sie sei von Adel und lebe, seit einem Jahre in der größten Armuth und in aller Stille im Orte. Das war Alles, was sie von ihr in Erfahrung bringen konnten. Da Eduard's Reise, zu Folge der Anordnung seines Vaters, Eile gebot; so hielten beide Freunde noch in der Nacht eine gemeinschaftliche Berathschlagung, was nun zu thun sei. Eduard erklärte das Kind, das sich Minna nannte, für seine Tochter. Der Himmel sprach er, hat sie mir in den Flammen zugeführt; darum muß und will ich ihr Vater seyn. Auf sein Bitten war William bereit, die Kleine einige Jahre gegen das nöthige Kostgeld in seinem Hause und unter seiner Aufsicht und Erziehung zu behalten und sie dann einem guten Erziehungs-Institute anzuvertrauen. Nicht minder versprach er, den Leichnam anständig beerdigen zu lassen und vor Allem über die Familien-Verhältniße der beklagenswerthen Unglücklichen die möglichst sichern Nachrichten einzuziehen und sie ihm nach Batavia einzusenden. Nachdem die Freunde diese Angelegenheit aufs Reine gebracht hatten, gönnten sie sich einige Ruhe. Am näch-

sten Morgen umarmte Eduard seine, im ruhigen Engels-Schlummer liegende, Tochter, wies dem Freunde eine Summe Geldes an, sagte ihm das herzlichste Lebewohl und eilte mit inniger Zufriedenheit welche jede gute That mit sich führt, auf dem Wege seiner Bestimmung fort. In Bremen wie in Hamburg begünstigte ihn, im Betreff seiner Geschäfte, das Glück. Im sechsten Monate seiner Reise traf er, nach einer glücklichen Fahrt durch das lange und weite Meer, wohlbehalten in Batavia ein, und übernahm im Namen seines Vaters die Direction der Handelsgeschäfte. Noch vor Ablauf des ersten Jahres erhielt er von William folgenden Brief:

Geliebter Freund,

Der Inhalt Deines ersten, von mir mit Sehnsucht erwarteten, Briefs hat mich ungemein erfreut. Gott sei gelobt, daß Du die lange und gefahrvolle Reise glücklich überstanden hast! Mögest Du Dich immermehr an das dortige Klima gewöhnen! Deine Minna hat sich nun beruhigt, ist fortdaurend gesund und wächst zu meiner und zur Freude Aller, die sie kennen, blühend auf. Sie entwickelt vortreffliche Geistesanlagen, zeigt eine angeborne Gutmüthigkeit und fragt fast täglich nach ihrem Vater, der sie auf den Armen aus den Flammen getragen. Sie beweint ihre Mut-

ter noch oft. Vor der Hand mag sie noch in meinem Hause bleiben. Für ein Unterkommen in einer guten Erziehungs-Anstalt wird die göttliche Vorsehung zu seiner Zeit durch meine Bemühung schon sorgen. Von ihren Eltern sind mir, nach langen und mühevollen Erkundigungen, folgende wahre Nachrichten zugekommen. Der Vater Deiner Minna, Hauptmann von Ellefort, ist seit zwei Jahren todt. Ihre Mutter ist eine geborne von Kleeven, die ihrem Gatten durch Heirath ein schönes Landgut zugebracht hatte. Der einzige Bruder derselben, ein noch lebender pensionirter Oberst von Kleeven hat, aus Härte und Rache, Ansprüche auf das Gut gemacht, sie in einen langen Prozeß verwickelt, diesen gewonnen, und dadurch das Gut an sich gebracht. Ihr Gatte hat aus Gram darüber und nach vielen erduldeten harten Anfechtungen von seinem Schwager, einen frühen Tod gefunden. Sie selbst hat von dem harten und rauhen Bruder nicht die mindeste Unterstützung erlangen können, sich mit ihrer kaum zweijährigen Tochter hierher geflüchtet und durch ihrer Hände Arbeit zu ernähren gesucht. Die verstorbenen unglücklichen Eltern haben noch einen Sohn von sieben bis acht Jahren hinterlassen, der sich in einem Erziehungs-Institute zu Amsterdam befinden soll. Ueber diesen habe ich noch keine genauere Kunde erlangen können. Erst

vor einigen Tagen habe ich von einem meiner Bekannten, der den Obersten kennen will, vernommen, daß dieser jetzt auf dem Gute wohne, und als ein sehr reicher, aber auch rauher und harter Mann allgemein bekannt sei. So weit meine Nachrichten, geliebter Freund. Ich werde nicht unterlassen, sie zu vervollständigen, und in das Dunkel, welches noch auf dieser unglücklichen Familie liegt, näher einzudringen. Ich wünsche Dir von Herzen das beste Befinden, daß Du Dich mit Leib und Seele immer mehr mit den eigenthümlichen Unannehmlichkeiten Deiner Stadt und Insel befreunden mögest. Deine Tochter grüßt Dich, ihren Vater, herzlich. Lebe wohl!

Ein Jahr später.

Dacht' und hofft' ich's doch, daß Du bald antworten und mir einen Bericht, freudigen Inhalts zusenden würdest; Du bist nun einmal ein Glückskind, wie man zu sagen pflegt. Wie sehr ich mich freue über Deine unerschütterliche Gesundheit, so wie über Dein glückliches Leben und Weben in Deinen Verhältnissen und über das Gelingen Deiner Handelsunternehmungen, vermag ich kaum zu sagen. Nur Eins betrübt mich mein Freund, daß Du mir nämlich eine Anweisung auf eine größere Summe als unser Uebereinkommen bestimmte, gesendet hast. Da ich sie nun einmal habe, will

ich ſie zum Beſten Deiner Tochter verwenden und zu ſeiner Zeit ſtrenge Rechnung darüber ablegen. Deine liebe Tochter, — daß ich nun, wie Du wünſchen wirſt, von ihr rede — habe ich vor einem Monate in ein treffliches Erziehungs-Inſtitut nach Leiden gebracht. Jetzt ſollteſt Du ſie ſehen! Sie wächſt und blüht Jedermann zur Freude. Ihre Geſichts-Bildung iſt freundlich, offen und ſchön zu nennen. Sie gefällt allgemein, beſonders durch ihre Rede und ihr beſcheidenes Weſen. Ungern und mit Thränen verließ ſie mein Haus. Als ich ihr aber ſagte, daß ihr guter Vater es ſo wollte, gab ſie ſich zufrieden. Die Vorſteher, ſo wie die Lehrer und Lehrerinnen der Anſtalt gewannen ſie beim erſten Anblicke lieb und in dem Kreiſe von vier und zwanzig ältern und jüngern Zöglingen befand ſie ſich ſchon in den erſten Stunden wie einheimiſch. In der kleinen Prüfung, die mit ihr über den erlangten Grad ihrer Ausbildung vorgenommen wurde, überraſchte ſie ihre Vorgeſetzten durch ihre verſtändigen und freimüthigen Antworten und geſunden Urtheile. Sie weiß freilich noch nicht viel, läßt aber bei ihrer ſichtbaren Lernbegierde, ſchnelle Fortſchritte hoffen. Die Trennung von ihr ging mir faſt mehr nahe, als ihr ſelbſt; denn ungern läßt man ein ſo unſchuldiges und liebenswürdiges Weſen von ſich. Dir, mein Theurer, werden in ihr noch herrliche Freuden blühen. Vor

acht Tagen erhielt ich den ersten Brief von ihrer Vorsteherin, worin sie mir nur Erfreuliches von der Kleinen berichtet und ganz für sie eingenommen zu seyn scheint. —

Und nun mein geliebter Freund noch etwas sehr Wichtiges und Angenehmes für Dein gutes und theilnehmendes Herz. Seit Vorgestern bin ich von Amsterdam zurückgekehrt, wohin mich Deine und meine Angelegenheiten trieben. Nach vielem Umherfragen ist es mir endlich gelungen, Minna's Bruder aufzufinden. Er heißt Alexis, ist Zögling einer der besten Erziehungs-Anstalten dieser schönen Stadt und mag jetzt elf Jahr alt seyn. Sein Gesicht gleicht dem seiner Schwester, und seine schlanke und blühende Gestalt hat viel Anziehendes und Einnehmendes. Da man nun von dem guten Aeußern mit Recht auf ein gutes Inneres schließen kann, so muß er auch ein gutes Herz besitzen. Und so ist es in der That. Ich erkundigte mich bei seinen Vorgesetzten sehr genau nach ihm; alle sprachen mit großer Zufriedenheit von seinen angebornen guten Fähigkeiten und seiner musterhaften Aufführung. Der Vorsteher erzählte mir „daß dieser gute Knabe Armuths halber, und weil Niemand von den Seinen nach ihm gefragt hätte, vor einem und einem halben Jahre, die Anstalt hätte verlassen sollen. Da sei ein begüterter Jugendfreund ins Mittel getreten. Von diesem erhalte die Anstalt,

in welche nur Knaben und Jünglinge begüterter Eltern aufgenommen würden, alljährlich eine gewisse Summe für diesen hoffnungsvollen Zögling. Da ich merkte, daß er von dem Tode seiner Mutter nicht unterrichtet war, so machte ich ihn in Gegenwart des Vorstehers, damit bekannt. Da zeigte sich seine kindliche Liebe im höchsten Grade. „Ach! rief er mit einem wahren Jammer-Blicke aus, ach! auch meine Mutter liegt schon im Grabe. Nun bin ich ga[illegible] verwaist. Ich armer, unglücklicher Knabe.“ Ein Strom von Thränen hemmte seine Rede. Wir hatten viele Mühe, um seinen tiefen kindlichen Schmerz zu mildern. „Aber, fragte er, sich schnell emporrichtend, meine einzige Schwester lebt doch noch? „„Deine Minna lebt, und befindet sich auch in einer Anstalt wie Du““ erwiederte ich. „Minna lebt, rief er nun freudigen Blickes aus; nun habe ich doch noch Eine Seele auf Erden, die mich liebt und der mein Herz angehört!“ Auf sein Verlangen theilte ich ihm nun Alles von ihr mit, was ich für gut hielt. Sein Wunsch, sie einmal wieder zu sehen war außerordentlich groß. Zu dessen Erfüllung konnte ich ihm aber vor der Hand keine Hoffnung machen; doch aber versprach ich ihm, ein Briefchen von seiner Hand an sie mitzunehmen. Er entfernte sich nun mit sichtbarer Freude. Nach wenigen Mi-

nuten war folgendes Briefchen an Minna, das ich für Dich abgeschrieben habe, in meinen Händen.

„„Du lebst! meine theure, heißgeliebte Schwester. Der gute Vater ist todt, und die fromme Mutter liegt auch schon im stillen Grabe, wie ich vor einigen Minuten erst erfahren habe. Ach Minna! das ist sehr bitter! Wir beide sind nun Waisen; aber verlassen sind wir doch nicht. Gott, im Himmel ist ja ein guter Vater der Witwen und Waisen, und, wie ich erst gestern wieder in der Lehrstunde gehört habe, der rechte Vater aller seiner Kinder im Himmel und auf Erden. Lieb, sehr lieb werden wir unsre Eltern haben, so lange wir leben, nicht wahr, Du Theure? Sie sollen in unsern Herzen, voll Liebe gegen sie, fortleben, ob wir sie gleich nicht mit leiblichen Augen schauen können! Wir aber, wir können wieder zusammen kommen, uns sehen, mit einander reden und uns sagen, wie herzlich wir uns und unsre Eltern noch lieben. Wenn ich Dich nur einmal wiedersehen könnte! Ich glaube, daß ich vor Freude niedersinken würde. Als mich die entschlafenen Eltern in diese Anstalt brachten, da mochtest Du nicht drei Jahre zählen. Wie groß magst Du jetzt nicht seyn! Da Du gewiß schreiben kannst, so gieb mir ja recht bald Antwort auf dieses Brief-

chen, das ein guter lieber Mann, der mir von Dir und der lieben Mutter so viel erzählt hat, an Dich besorgen will. Wie freu' ich mich auf Deine Antwort! Ich werde daraus gleich Deine Liebe zu mir erkennen. Lebe wohl, meine Minna. Gewiß ich werde vor Sehnsucht noch vergehen. Ich bin dein Einziger, dich herzlich, ja über Alles liebender Bruder,

Alexis.

Siehst Du, mein Freund, aus diesen Zeilen nicht das unschuldige und fromme Gemüth des Knaben? Ist Dir diese Nachricht von ihm nicht sehr angenehm? Beim Abschiede reichte er mir mit thränenvollem Auge die Hand und bat flehentlich, ihn bald wieder zu besuchen, oder ihm wenigstens Nachricht von seiner geliebten Schwester zu geben. — In dem Hause Deiner Eltern bin ich gewesen und habe mich ihnen als Deinen alten Jugendfreund wieder dargestellt. Dein guter Vater erinnerte sich meiner noch dunkel. Ich erstaunte über seine Kraft und Munterkeit, mit der er lebt und webt. Deine Mutter war mit Deinen Schwestern auf mehrere Tage abwesend. Und Dein Bruder, Philipp! den würdest Du kaum kennen; denn er befindet sich in voller Jugend-Kraft. Dein Vater spricht mit vieler Zufriedenheit von Dir. Wie glücklich bist Du, mein Freund, solche Eltern

und Geschwister Dein nennen zu können! Unser Geheimniß habe ich natürlich gegen die Deinen treu bewahrt. Nun genug für heute. Gott sei bei Dir und Deinen Geschäften! Dein Dich liebender Freund

William.

Zwei Monate später.

Da heute, geliebter Freund, von hier durch einen Handlungsdiener eine gute Gelegenheit nach Rotterdam abgeht, so benutze ich sie zu diesen Zeilen, welche Dir interessante Nachrichten geben sollen. Mein Freund Ackermann hat mir dieselben als zuverlässige und gegründete mitgetheilt. Sie betreffen den Oberst von Kleeven. Dieser Mann hat in frühern Jahren mit dem Hauptmann von Ellefort in den Holländisch-Ostindischen Besizzungen in einem Regimente gedient und sich, verleitet von Herrsucht und Stolz, vielerlei Bedrükkungen, Schleifwege und Ungerechtigkeiten zu Schulden kommen lassen. Der gerade und rechtschaffene Hauptmann von Ellefort ist ihm dabei oft in den Weg getreten und der gedrückten Unschuld ein starker Vertheidiger geworden. Verfolgt von Haß und Rachsucht des Obersten, hat er endlich seinen Abschied genommen und ist nach Holland zurückgekehrt. Hier verheirathete er sich bald darauf mit

dem von ihm schon früher hochgeachteten Fräulein von Ellefort, der das Landgut Weilsee gehörte. Als, kaum ein Jahr darauf, der Oberst auch zurückkommt, kennt seine Wuth keine Grenzen, da er die Verbindung seiner Schwester erfährt. Wie er nun das Glück derselben zerstört hat und die Hauptursache ihres Todes geworden ist, habe ich Dir schon gemeldet. Ist die Denk- und Handlungsart dieses Mannes nicht höchst verabscheuungswürdig? Uebrigens soll er, wie der Bericht lautet, auch vieles Gute an sich haben und vollbringen. Er soll ein wissenschaftlich gebildeter, ja sogar ein gelehrter Mann seyn, auf alle Weise Wissenschaften, Künste und ihre Anstalten befördern und dabei nicht die geringste Spur vom Geize, den man ihm auch zum Vorwurfe macht, blicken lassen. Ob er Kenntniß von den hinterlassenen Kindern seiner unglücklichen Schwester hat, davon meldet mir mein Berichterstatter nichts; aber das versichert er als ganz gewiß, daß er jetzt in der Stille auf dem an sich gerissenen Weilsee lebt, daselbst wissenschaftlichen Beschäftigungen obliegt und zuweilen Reisen in die größten Städte des Landes unternimmt. Deine Minna ist gesund, wird von Allen geliebt, und macht, wie mir die Vorsteherin meldet, ausgezeichnete Fortschritte in ihrer Geistes- und Herzensbildung. Mit Entzücken spricht diese von ihr und nennt sie ein aus-

gezeichnetes Muſter für alle Zöglinge. Sieh, Freund, wie ſchön Dir Dein Werk der Barmherzigkeit an ihr vergolten wird! Welcher Lohn für Dich! Sie hat an ihren Bruder geſchrieben. Hier iſt die Abſchrift ihres Briefs.

„Deinen Brief, mein theurer Herzensbruder, habe ich mit Entzücken und ſo oft geleſen, daß ich Wort für Wort im Gedächtniſſe habe. Wie glücklich bin ich, armes Mädchen, Dich noch zu beſitzen, da uns Vater und Mutter verlaſſen haben. Du verſicherſt mir Deine volle Liebe. Wie entzückt mich das! Ja, mein Alexis, wir wollen uns lieben, wie ſich noch nie Geſchwiſter geliebt haben. Aber, wann, ach wann wird die Zeit kommen, wo wir einander ſehen werden? Ich glaube, die Freude des Wiederſehens wird auch mich zu Boden drücken! Aus Deinem lieben Briefchen erſehe ich, daß Dir es wohl geht und Du in Deiner Anſtalt zufrieden lebſt. So geht's mir auch. Meine Vorſteherin iſt eine vortreffliche Frau, die ich herzlich liebe und ehre; aber Dich, mein Brüderchen, liebe ich doch noch mehr. Von den andern Zöglingen höre ich, daß die Unterhaltung und Erziehung hieſelbſt jährlich viel koſtet. Wer dieſe Koſten für mich, armes Kind, beſtreitet, weiß ich nicht. Nur ſo viel habe ich erfahren, daß der liebe, gute Mann, der Dir von mir ſo

viel erzählt hat, meinetwegen mit der Vorsteherin in stetem Briefwechsel steht. Aber dieser kann es doch nicht seyn, der meine Erziehungskosten bestreitet, da mir die Vorsteherin einmal, als ich um meine verlornen Eltern sehr betrübt war, sagte: „Minna, weine nicht mehr, Gott hat Dir ja einen zweiten Vater gegeben, der mit aller Liebe für Dich sorgt. Er ist aber weit, sehr weit von hier entfernt. Ich kenne ihn auch nicht persönlich; aber er muß ein sehr edler Mensch seyn. Wer es auch nur seyn mag, lieber Alexis? Doch ich will mich darüber beruhigen, habe ich doch Dich, meinen Einzigen, meine Freude, meine Hoffnung. Kommt der liebe, gute Mann wieder zu uns, dann werde ich ihn nach meinem zweiten Vater fragen und ihn recht dringend bitten, es bald zu veranstalten, daß wir uns sehen; denn eher habe ich keine Ruhe. Nun lebe wohl, mein Alexis. Es küßt Dich tausend Mal in Gedanken Deine Dich gar zu herzlich liebende Schwester,

Minna.

Welche gute, unschuldsvolle Kinder, mein geliebter Freund! Wie muß Dich der Gedanke an diese Minna beglücken! Doch ich schweige davon, da Du von Deinen Handlungen nicht gern sprechen hörst.

Der Freund will fort; daher ein herzliches Lebewohl von Deinem

William.

Von Eduard Henningſen liefen nun an dieſen Freund in ſechszehn Monaten keine Nachrichten ein. Endlich kam ein Brief, der ihm meldete: daß Eduard an einer, in dem ungeſunden Batavia ſehr gewöhnlichen Krankheit mehrere Monate lang krank gelegen habe und beinahe eine Beute des Todes geworden ſei. Nun aber gehöre er wieder unter die Geſunden. Alle Briefe William's wären ihm zugekommen; die des Geſchwiſter-Paares hätten ihn ganz beſonders erfreut. Er überſende ihm hier eine Anweiſung auf eine höhere Summe mit der Bitte, ja ſo bald als möglich eine Zuſammenkunft dieſer Liebenden nach ſeinem Gutdünken zu veranſtalten, vorzüglich aber den Alexis einer gelehrten Schulanſtalt anzuvertrauen. William dachte nun mit allem Ernſte darauf, dem Wunſche ſeines Freundes Genüge zu leiſten. Sobald es alſo ſein Beruf geſtattete, machte er eine Reiſe nach Amſterdam. Es gelang ihm ohne viele Mühe, die bisherigen Verhältniſſe des Alexis aufzulöſen und ihn in eine der beſten Gelehrten-Schulen aufgenommen zu ſehen. Da nun gerade die Zeit der

Ferien eingetreten war; so konnte und durfte er ihn auf mehrere Tage mit sich führen. Als Alexis vermuthete und endlich als wahr vernahm, daß er durch diese Reise seine geliebte Schwester sehen würde, schien er in steten und süßen Träumereien zu leben. Er war nun funfzehn Jahr alt, von schöner blühender Jünglings-Gestalt und gefälligem Anstande, beredt und doch bescheiden, etwas schnell in Fragen und Urtheilen, und doch zu rechter Zeit schweigend und Belehrung gern annehmend. William hatte seine herzliche Freude an ihm. Unsre Reisenden sprachen auch im Hause des David Henningsen ein, und vernahmen von diesem Biedermanne folgende angenehme Nachrichten von Eduard. „Er hat dort" so ließ David Henningsen sich gegen William vernehmen, „eine schwere Stellung; aber er behauptet sich, windet sich durch und sucht, mit Erfolge, meines Hauses Vortheil. Noch einige Jahre mag er daselbst sein Wesen treiben; dann will ich ihn, so Gott will, mit Freuden an mein Vaterherz drücken und ihm meine Stelle überlassen. Mein Philipp mag dann dort auch sein Heil versuchen." William ließ in den Händen des Vaters einen Brief an seinen Freund zurück und trat mit seinem jungen Begleiter die Rückreise an. Schon am folgenden Tage trafen sie in Leiden ein. Was sich nun daselbst ereignete, berichtet William in folgendem Briefe an Eduard.

Ich ſtieg, ſchreibt er, in einem Gaſthauſe ab, ließ meinen Alexis, der die Nähe der Erziehungs-Anſtalt ſeiner Schweſter nicht ahnete, daſelbſt und machte der Vorſteherin meinen Beſuch. Nach unſerer Verabredung ſollte ich am folgenden Tage, Vormittags um zehn Uhr, mit Alexis in ihrem Hauſe erſcheinen. Als dieſe Zeit herbeigerückt war, machte ich meinem Begleiter blos bemerklich, daß wir einen Beſuch abſtatten würden. Wir traten ein, und ein Bedienter führte uns einer großen Saalthüre entgegen. Dieſe öffnete ſich und wir erblickten die freundliche Vorſteherin, umgeben von ihren Zöglingen, die in dieſer Stunde mit weiblichen Arbeiten beſchäftigt waren, ſich bei unſerm Eintreten geräuſchlos von ihren Sitzen erhoben und uns begrüßten. Als ich Minna mit den Augen ſuchte, entſteht mir ſeitwärts ein Gepolter; Minna erhebt ſich ſchnell, ſtößt den Stuhl um und mit einem lauten Freuden-Rufe: Ach Alexis! ſtürzt ſie ihrem Bruder in die Arme. Mein theurer Bruder — meine geliebte Schweſter — ja Du biſt's — o welch Glück — ſo ſprachen ſie Beide raſch gegen einander, indem ſie ſich auf's Neue in's Auge ſchauten und ſich mit Herzlichkeit umarmten, bis ſich endlich ihre tiefen Gefühle in einen Strom von Thränen auflöſ'ten. Mir und der Vorſteherin war dieß

eine höchſt rührende Scene; alle Zöglinge bewieſen ihre innige Theilnahme daran durch ihre ruhige Stille und durch die Thränen, die ihnen über die jungfräulichen Wangen herab perlten. Wir ſtörten das Wiederſehen der Seligen nicht. Als ſich endlich der Sturm ihrer Gefühle gelegt hatte, kam Minna auf mich zu, fiel mir um den Hals und dankte freudig für die, ihr ſo unerwartet bereitete, Freude des Wiederſehens. „Aber Minna," fragte die gute Vorſteherin mit bedenklicher Miene, „wie leicht konnteſt Du Dich irren, und alſo durch Dein raſches Weſen einen Verſtoß gegen die Regeln der Wohlanſtändigkeit machen?" „O ich konnte mich nicht irren," entgegnete ſie. „Hier in meinem Herzen ſaß die Hoffnung ſtark und feſt, daß ich durch dieſen Herrn hier einmal meinen Alexis ſehen würde. Als ich nun dieſen lieben, guten Mann erblickte und hinter ihm eine Jünglingsgeſtalt, wie ich mir immer meinen Bruder gedacht hatte; da war mir's, als riefe mir ein höheres Weſen zu: das iſt Alexis." „Mir ging es nicht beſſer," unterbrach ſie dieſer. „Als ich den Kreis Ihrer Zöglinge, theuerſte Vorſteherin, erblickte, ſagte ich plötzlich mir ſelbſt: hier iſt ſie; und als ſich Minna erhob und auf mich zu kam, rief es in mir: das iſt ſie. „Nun ſo freut euch, Kinder," ſetzte die Vorſteherin hinzu, „ihr ſeyd Beide dieſer ſchönen Freude werth!"

Ich verweilte vier Tage in Leiden, und dieſe verfloſſen dem Geſchwiſter-Paare nur zu ſchnell. Da eine ſichere Gelegenheit von da nach Amſterdam ſich darbot, benutzte ich dieſe für das Zurückgehen des guten Jünglings nach dieſer Stadt und in ſeine neuen Berufs-Verhältniſſe. Die Stunde der Trennung lief beſſer ab, als ich geglaubt hatte. Beide waren zwar ſehr bewegt; aber ſie ſchieden dennoch nicht ohne Faſſung. „Geh, mein geliebter Bruder, geh, mit Freuden an den Ort Deiner Beſtimmung. Nun kennen wir uns ja genauer und lieben uns um ſo inniger.“ „Ja, das wollen wir, erwiederte dieſer; wir wollen fortfahren gut zu ſeyn und unſre Jugendzeit als gute Vorbereitung auf die höhern Jahre unſers Lebens wohl anwenden. Nie, nie, liebe Schweſter, werde ich die Stunde vergeſſen, in welcher mich die entſchlafenen Eltern von ihrer Seite entließen — damals warſt Du noch ſehr klein — und mir den ſchönen Spruch in die Seele riefen und mit auf den Weg gaben: „Dein Lebelang habe Gott vor Augen und im Herzen, und hüte Dich, daß Du in keine Sünde willigeſt, noch thuſt wider Gottes Gebot.“ Dieſen Spruch ſage ich mir täglich vor. Thue Du das ja auch,

liebe Minna; dadurch ehren wir unsre Eltern noch im Grabe! Das will ich, entgegnete diese mit freundlichem Blicke, ich will gut werden, wie Du es schon bist, mein Alexis; hier gebe ich Dir in Gegenwart dieser guten Menschen die Hand darauf. „Seyd fromm und haltet euch allezeit recht, meine Kinder, sprach die Vorsteherin, so wird's euch wohl gehen und der himmlische Vater wird euch nicht verwaiset seyn lassen.“ Nach einer herzlichen Umarmung trennten sie sich. Welche schöne Hoffnungen und Freuden, mein theurer Freund, ruhen auf diesen guten Kindern! Ich möchte Deine Verhältnisse zu ihnen fast beneiden! Seit acht Tagen bin ich nun aus Leiden zurück, und gestern schon erhielt ich einen Brief von Alexis, worin er mir seine glückliche Ankunft in Amsterdam und seinen Eintritt in die Gelehrtenschule mit vieler Freude meldet. So geht denn Alles gut mit diesem Geschwister-Paare. Nun genug für dieß Mal. Lebe wohl, recht wohl, mein Freund, und vergiß ja nicht unter Deinen vielen Geschäften, mir recht bald Nachricht von Dir und Deinem Befinden zu geben. Der Deinige

William.

Unser Alexis war nun zwei Jahr in der Schulanstalt und gehörte, wegen seines rastlosen Fleißes,

ſeiner groſsen Fortſchritte in wiſſenſchaftlicher Ausbildung und ſeiner muſterhaften Aufführung unter die vorzüglichſten Jünglinge. „Der arme und verwaiſte Jüngling, hatte ihm ſein Claſſenlehrer, der ſtrenge D. F., bei ſeinem Eintritte in die Anſtalt geſagt, muſs ſich nur Geiſtes- und Herzens-Reichthum zu erwerben ſuchen, dann iſt er nicht arm, ſondern wahrhaft reich zu nennen und für ſein Fortkommen in der Welt iſt dann auch geſorgt. Der innere Reichthum erſetzt ſolchen Jünglingen jeden irdiſchen Verluſt ſicher und vollkommen.“ Dieſe Worte waren ihm tief ins Herz gedrungen und ſeit zwei Jahren ſein täglicher Leitſtern geweſen. Die Zeit der öffentlichen Prüfung war da; und Alexis freute ſich darauf, wie ſich ein guter Jüngling freut und freuen kann, der ſeine ſchöne Zeit, als den koſtbarſten Schatz betrachtet und angewendet hat. Die Prüfung geſchah in Gegenwart einer groſsen Verſammlung, in welcher ſich auch der Oberſt von Kleeven befand. Der Director wuſste um ſeine Verhältniſſe zu Alexis und Minna, und beſchloſs ſeine Anweſenheit zu ihrem Beſten, ſo weit es möglich ſei, zu benutzen. Alexis erregte bald durch ſeine ſchriftlichen Arbeiten, wie durch ſeine, mit Verſtand gegebenen, Antworten die Aufmerkſamkeit Aller, beſonders aber des Oberſten. Das finſtere

Gesicht desselben heiterte sich allmälig auf; er blickte hin auf Alexis; ja er brach oft für sich in die Worte aus: gut! — brav — recht brav! Lefort heißt er? sonderbar, da fehlen nur noch zwei Buchstaben, sprach er kopfschüttelnd. Nach der Prüfung erkundigte er sich genauer beim Director nach diesem Jünglinge. „Er ist," gab dieser zur Antwort, „eine vater- und mutterlose Waise, lebt von Wohlthaten guter Menschen, und ist es werth als Muster für alle Mitschüler aufgestellt zu werden; denn er schreitet rasch und sicher seinem Ziele entgegen. Sein Vater soll Hauptmann gewesen und vor Gram über die harte Verfolgung eines nahen Verwandten gestorben und seine Mutter bald darauf in den Flammen umgekommen seyn." Bei diesen, mit etwas starker Betonung gesprochenen, Worten wurde der Oberst sichtbar unruhig, fing an zu zittern und erwiederte mit schwacher Stimme: das ist doch fürwahr etwas Entsetzliches! Dann fuhr er nach einer kleinen Pause etwas gefaßter fort: senden Sie mir doch gegen Abend den jungen Lefort in mein Quartier, ich muß näher mit ihm bekannt werden. Hierauf entfernte er sich schwankenden Schrittes. Alexis erschien zur rechten Zeit mit seiner freundlichen und furchtlosen Miene und mit dem ihm eigenen Anstande. Der Oberst empfing ihn mit vieler Güte und machte ihm über sein rühmlich bestandenes Examen ver-

diente Lobeserhebungen. Nun mußte Alexis erzählen von seinen Eltern und ihrem Ende, wobei er mit einiger Unruhe zuhörte. Als Alexis seine Schwester erwähnte, rief der Oberst fast bestürzt aus: auch eine Schwester hast Du noch! „Ja, fuhr Alexis fort, auch diese lebt und zwar in einer Erziehungs-Anstalt zu Leiden durch Unterstützung eines mir selbst unbekannten Wohlthäters, der in Batavia leben soll. Der Oberst sah ihn verwundert an und fragte dann nach dem Namen des Orts, wo seine Eltern gewohnt hätten? Auf ihrem Gute, Namens Weilsee, antwortete Alexis, eine Meile von der Stadt U. Wie, rief der Alte höchst verlegen und mit starker Stimme, wie heißt der Ort? Weilsee, antwortete der bestürzte Jüngling, am Fluße Z. Da sprang er auf, blieb vor ihm stehen und sah' ihn mit unverwandten Augen an. Endlich sprach er mit wehmüthiger Stimme: Alexis — ich bin Dein Onkel, der Bruder Deiner unglücklichen Mutter; und Dein Name ist nicht Lefort, sondern Ellefort. Alexis bejahte kopfnickend. Komm, fuhr nun der Alte fort, komm an mein Herz, Du guter Junge. Hiermit schloß er ihn mit Heftigkeit in seine Arme und Thränen rollten über seine befurchten Wangen herab. Ich will von nun an Dein Vater seyn, ja Dein Vater mit Leib und Seele. Alexis wußte nicht, wie ihm geschah; es kam ihm fast Furcht

und Zittern an. Ach, Alexis, fuhr er fort, ſieh, ein alter Mann geſteht Dir's, einem achtzehn jährigen Jünglinge, zu ſeiner großen Schande! — Ich habe — ja ich habe Deinen guten Eltern großes, ſehr großes Unrecht gethan und bin einzig und allein Schuld an ihrem frühen Tode. Mit dieſen Worten warf er ſich wie zerknirſcht in einen Lehnſtuhl, ſein betrübtes Angeſicht in ſeine Hände verbergend. Ja, Alexis, ſprach er dann mit ſanfter Stimme, mein Sohn ſollſt Du von nun an ſeyn, und Deine Schweſter meine Tochter. Niemand ſoll ſeine Kinder mehr lieben können, als ich euch lieben werde. Da fiel der Jüngling vor ihm auf die Kniee nieder und weinte bitterlich. „Nicht doch, mein Sohn, redete der Alte weiter, ſteh auf, meinem Herzen gehörſt Du nun an. Ich will Alles wieder gut zu machen ſuchen an euch Kindern. Aber, Alexis, mache mir alten Manne keine Vorwürfe; da, da — an ſeine Bruſt ſchlagend — ſind mir ſchon gar zu viele und recht bittere gemacht worden. Wie preiſ' ich nun die Stunde, in welcher ich den Entſchluß faßte, einige Zeit in dieſer Stadt zu leben und da an der Prüfung junger Leute Antheil zu nehmen. Es mußte ſo kommen. Seit einiger Zeit fragte ich mich ſehr oft, ob denn der Verſtorbenen Kinder wohl noch leben mögen aber ich, wagte es nicht, öffentlich darnach zu fragen. Heute

führt, das erkenne ich, eine höhere Macht Dich mir zu, damit ich an Dir und Deiner Schwester wieder vergüten soll, was ich so schwer verschuldet habe. Das will und werde ich auch. O mein Sohn, Dein Onkel ist nicht so schlimm, als es von ihm wohl öffentlich heißen mag. Nun komm mit mir zu Deinem Director.“ Dieser merkte gleich beim Eintritte an den Mienen Beider, was vorgefallen war, und rief dem Obersten freundlich entgegen: Wie sehr freu' ich mich, Vater und Sohn jetzt vor mir zu sehen! So ist es, erwiederte der gefaßte Alte. Aber Hr. Director, warum hat er in ihrer Schulanstalt nicht den rechten Namen von Ellefort? Ihr Verhältniß, Hr. Oberst, zu diesem jungen Menschen, antwortete dieser, war mir bekannt. Die Sylbe El ließ ich absichtlich weg, um durch den zweisylbigen Namen Ihre Aufmerksamkeit zu erregen. Der Oberst verlangte nun, daß sein Alexis in Hinsicht seiner Bedürfnisse besser bedacht und gestellt werden möchte, als bisher. Das schlug ihm aber der Director zum Besten des Jünglings ab; jedoch in eine reichlichere Anschaffung von Büchern und eine bessere Wohnung willigte er ein.

Von dieser Zeit an bemerkten alle Bekannte an dem alten Obersten eine große Veränderung. Die rauhe Außenseite war verschwunden und hatte einer freundlichen Milde gegen Jedermann und

einer ernſthaften Stille Platz gemacht. Noch weit weniger entdeckte man an ihm Spuren der Härte und des Geizes, vielmehr wußte man von ihm viele Handlungen der Mildthätigkeit zu rühmen. Sein Alexis und deſſen Wohl beſchäftigte ihn vor Allem und er ließ es ihm an Nichts fehlen, wodurch ſeine fortſchreitende Bildung befördert werden konnte. Nach zwei Monaten verließ er Amſterdam und ging nach Weilſee zurück.

Alexis hatte nicht verſäumt, das Zuſammentreffen mit ſeinem Onkel und die glücklichen Folgen davon ſeiner Schweſter zu melden. Dieſe gerieth darüber in nicht geringes Erſtaunen, aber auch in nicht geringe Freude, als ſie umſtändlich vernahm, welche gute Geſinnung der Onkel gegen ſie Beide jetzt im Herzen hegte. Da Minna auch Hrn. William davon Nachricht gab, ſo entſpann ſich zwiſchen dieſen Dreien ein ſehr angenehmer Briefwechſel. Alexis pries die Bekanntſchaft und väterliche Milde des Onkels; Minna äußerte darüber allerlei Bedenklichkeiten und Zweifel, jedoch auch den Wunſch, den ſo verſchrieenen Oberſten — wie ſie ſich ausdrückte — ſelbſt kennen zu lernen; und Hr. William ſuchte ſie Beide über dieſen Gegenſtand zu vereinigen und ihnen aus dieſen entſtandenen Verhältniſſen viel Angenehmes für ſie vorherzuſagen. So vergingen mehrere Monate, in

welchen durch die göttliche Vorsehung folgendes Ereigniß vorbereitet und herbeigeführt wurde.

Die Vorsteherin des Erziehungs-Instituts, in welchem Minna sich befand, hatte eine Schwester, die seit einigen Jahren Witwe war und sich mit ihren vier Kindern zwischen sechs und funfzehn Jahren auf ihrem, acht Meilen von Leiden entfernten, schönen Gute, Eichenfort befand. Zur Belohnung erlaubte sie in jedem Frühjahre, wo die Natur in ihrer verjüngten Kraft so reizend und einladend ist, Zweien ihrer Zöglinge einige Wochen im Hause ihrer Schwester zuzubringen. Dieses Mal kam die Reihe auch an die gutherzige und lebhafte Minna. Diese uud ihre Mitschülerin, Mariane, zogen mit Freuden in dieses Haus ein, wo Rechtschaffenheit, edle Sitten und ein stilles, häusliches Wesen an der Tages-Ordnung waren. Hier befanden sich diese beiden kleinen Gäste außerordentlich wohl, besonders Minna, die durch ihren Frohsinn, ohne jedoch die Grenzen des Rechts und Anstands zu überschreiten, die sämmtlichen Hausbewohner in heitre Bewegung setzte, sich für Alles lebhaft interessirte, Alle herzlich liebte und von Allen mit aufrichtigem Wohlwollen behandelt wurde. An einem schönen Nachmittage des herrlichen Maimonats machten Alle zu Fuße einen kleinen Ausflug auf ein benachbartes Dorf, um daselbst einen prächtigen Garten in Augenschein zu nehmen. Sie

genoſſen daſelbſt köſtliche Naturfreuden, unter welchen ihnen der Abend unvermerkt herbei gekommen war. Da ſie das gewahr wurden und ſich von Weitem der Donner hören ließ, ſo eilten ſie mit raſchen Schritten der Heimath entgegen. Das Ungewitter nahte ſich mit raſchem Fluge, getrieben vom brauſenden Sturme; und als ſie den Fuß ins Haus ſetzten, brach es mit furchtbarer Gewalt los und verwandelte die Dämmerung plötzlich in finſtre Nacht. So wüthete es unter fürchterlichen Blitzen und Donnern, unter Sturm und Regengüſſen ununterbrochen einige Stunden lang fort. In ruhiger Stille ſaßen die Hausbewohner an einem runden Familien-Tiſche beiſammen, ihre Blicke zuweilen nach den klirrenden Fenſtern richtend. Welch ein heftiges Ungewitter! Welche heftige Donnerſchläge! Wie ſchrecklich für die Reiſenden! Solche und ähnliche Ausrufungen ließen ſie mit ernſter Miene und leiſer Stimme vernehmen. Da trat plötzlich ein Fremder mit ſtarkem Tritte ins Haus, triefend vom Regen, dem man es anſah, daß er ein Kutſcher ſei. Als er nach dem Hausherrn fragte, ſtellte ſich ihm ſogleich die Frau vom Hauſe dar. Hierauf begann er mit einer gewiſſen Aengſtlichkeit: Sein Herr, der Kaufmann M. aus W., ſei von dem Ungewitter übereilt und der Wagen bei der Finſterniß umgeworfen worden. Dabei habe er den linken Arm gebrochen und liege eine halbe Stunde

von diesem Dorfe, ohne Hülfe in dem umgeworfenen Wagen. Er allein habe nicht helfen und den Wagen aufrichten können; also in der Noth seinen Herrn verlassen müssen, um hier gute Menschen um Beistand anzusprechen. O eilen Sie, gnädige Frau, und geben Sie mir einige Leute mit. Alle erschracken bei dieser traurigen Rede und bezeugten durch Mienen und Worte ihr herzliches Bedauern. Nun befahl die menschenfreundliche Hausherrin Vieren von ihren Leuten, mit dem Fremden fort und zu Hülfe zu eilen; jenem aber gebot sie dringend, seinen Herrn in ihr Haus zu bringen. Sogleich wurde nun mit geschäftigen Händen ein Zimmer für den Unglücklichen in Bereitschaft gesetzt, wobei Minna sich besonders thätig bewies und Aeußerungen des innigsten Mitleides zu erkennen gab. Nach einer guten Stunde, als des Ungewitters Kraft ziemlich geschwächt worden war, kam der Wagen langsam angefahren. Der Unglückliche wurde mit aller Behutsamkeit in das bereitete Zimmer gebracht. Es war ein bejahrter Mann, hatte nicht nur den linken Arm gebrochen, sondern auch noch bedeutende Quetschungen erlitten. Er wimmerte vor Schmerzen, klapperte, wie von Fieberfrost befallen, und ließ nur die wenigen Worte hören: ach, eine freundliche Herberge in der Noth! Man hatte ihn bald ins Bette gebracht. Die gute Hausherrin that alles Mögliche, um ihm

Trösterin und Helferin zu werden, wobei ihr die Kinder, besonders aber Minna, thätig zur Hand gingen. Diese trat bald an sein Bette: Armer Herr, sprach sie, und schaute ihm dabei mit ihren blauen, mitleidsvollen und bethränten Augen ins blasse Gesicht; armer Herr, ach könnte ich Ihnen doch helfen oder wenigstens Ihre großen Schmerzen lindern! wobei sie ihm die rechte Hand drückte. „Mein gutes Kind, stammelte er, wo möglich einen Arzt.“ Da flog Minna vom Lager und zur Hausfrau. Diese aber hatte bereits einen Wagen abgesendet, um aus dem benachbarten Städtchen einen Arzt und Wundarzt herbei holen zu lassen. Unterdessen beciferten sich Alle im Hause, dem Unglücklichen durch thätiges Mitleid die Schmerzen zu lindern und Trost zuzusprechen. Gegen Mitternacht kamen die beiden Aerzte, welche gar bald den Zustand für höchst gefahrvoll erkannten, indessen alles thaten, was ihnen Pflicht und Bruderliebe gebot. Am nächsten Morgen mußte der Arzt den Kranken verlassen, ließ aber, auf Bitten der Hausfrau und der guten Minna, den Wundarzt für den ganzen Tag zurück und versprach gegen Abend wieder zu kommen. „O kommen Sie ja bald wieder, rief ihm Minna noch nach, der arme alte Mann braucht ihren Beistand so nöthig.“ Niemand im Hause interessirte sich mehr für den Leidenden als sie.

Ungetheilt widmete sie ihm ihre ganze Aufmerksamkeit, saß Stunden lang an seinem Bette, streichelte ihm die Hand und verschaffte ihm jede mögliche Bequemlichkeit. Er lag den ganzen Tag über in einem fast bewußtlosen Zustande. Gegen Abend kehrte der Arzt zurück, untersuchte und äußerte, daß er unter neun Tagen nichts über seine Rettung bestimmen könne; der alte Körper sei zu sehr mitgenommen. Noch in dieser Nacht reiste er mit dem Wundarzte wieder ab, nachdem er die nöthigen Anordnungen und Arzneien zurückgelassen hatte. Auf vieles Bitten gestattete die Hausfrau der Minna, daß diese dem Kranken die Arznei reichen und seine Pflege übernehmen sollte. Das hatte sie sehnlichst gewünscht. Nun kam sie fast gar nicht von dem Patienten, den sie mit aller Zartheit wartete und pflegte. Wenn sie dann nun merkte, wie er sie mit seinen holen Augen unverwandt anblickte und sich bei ihrer tröstlichen Zusprache ein kaum bemerkbares Lächeln über sein blasses Gesicht verbreitete, so that das ihrem gefühlvollen Herzen ungemein wohl. Als sie einmal bei ihrem Namen abgerufen wurde und bald zurück kehrte, vernahm sie leise die Frage von ihm: Minna heißen Sie? „Ja mein armer Herr, antwortete sie; aber sprechen Sie ja nicht, der Arzt hat's verboten. „Ach, ich suche auch eine Minna, seufzte er, und schloß sein mattes Auge zum Schlummer. Die neun Tage

waren nun unter Kommen und Gehen der Aerzte und unter der treusten Pflege von den Händen der Liebe verstrichen. Am zehnten Tage versicherten Beide der besorglichen Hausfrau und der forschenden Minna, daß nach dem jetzigen Zustande des Kranken, Hoffnung zu seiner Genesung vorhanden sei, wozu die glücklichste und gewissenhafteste Pflege das Meiste beitragen müsse. „Diese soll ihm ferner werden, erwiderte die Hausfrau, und zwar aus den Händen seiner bisherigen treuen Pflegerin. Minna klatschte dabei freudig in die Hände und versicherte, die gewissenhafteste Stellvertreterin der Aerzte zu seyn. Das gute Mädchen hielt redlich Wort. Ihr Patient kam unter ihrer sorgsamen Obhut mit jedem Tage der Genesung näher. Sie saß bei ihm, erzählte ihm, las ihm vor und suchte ihm auf alle Weise die Zeit zu verkürzen. Als die gute Frau vom Hause ihn fragte: ob er denn den Seinen keine Nachricht von seinem Befinden geben wollte? entgegnete er: das sei nicht nöthig, sein Haus sei bestellt und sein Kutscher werde schon berichtet haben, was ihm begegnet und in welchen guten Händen er sei. Nun versicherte er ihr im Voraus den wärmsten Dank und baare Vergeltung für alle Kosten und Mühen; womit er aber ihrem menschenfreundlichen Herzen sehr wehe that. An den Umgang und die Pflege der Minna hatte er sich nun so sehr gewöhnt, daß er ihre Gegen-

wart faſt nicht vermiſſen und daß Niemand ſeine Bedürfniſſe beſſer befriedigen konnte, als ſie allein. Seine herzliche Zuneigung gab er ihr auf alle Art zu erkennen. War ſie einmal, — und das geſchah doch auch bisweilen — einige Zeit nicht bei ihm; ſo wurde er traurig und fragte mit Aengſtlichkeit nach ihr. Seine Krankheit war ganz gehoben; er konnte nicht nur im Zimmer, ſondern auch ſchon in ſchönen Stunden des Tages im Freien herum wandern, wobei ihn Minna begleiten mußte. — An einem Morgen, als Minna in ſein Zimmer trat, und ihn freundlich begrüßte, ergriff er ſie bei der Hand, blickte ſie forſchend an und fragte: ob ſie mit der guten Hausherrin verwandt ſei? Das nicht, erwiderte ſie, ich bin nur ein Gaſt in ihrem Hauſe. „Wo ſind Sie denn eigentlich her? fuhr er fort! „Aus Leiden, war ihre Antwort. Und ihre Eltern, fragte er weiter, leben und wohnen daſelbſt? Nein, antwortete ſie mit ernſter Miene, ich bin nicht ſo glücklich, noch Vater und Mutter im Leben zu wiſſen; ich ſtehe daſelbſt in einer Erziehungs-Anſtalt. „Mädchen, Mädchen, entgegnete er nun raſch und mit Aengſtlichkeit, und dein Geſchlechts-Name? Minna ſah ihn verwundernd an und wollte eben antworten, als die Frau vom Hauſe die Thür öffnete und Alexis hereinſtürzte. „Mein theurer Bruder, meine

geliebte Minna — mit diesem freudigen Ausrufe lagen beide einander in den Armen. Der Alte — es war unser Oberst, — stand vor Erstaunen, einer Bildsäule ähnlich, bewegungslos und sprachlos mitten im Zimmer. Endlich nannte er den Namen Alexis. Da blickte dieser auf, erkannte ihn und fiel ihm mit den Worten: mein theurer Onkel, um den Hals. Nun kam das Erstaunen an die Minna. „Sie, mein Onkel! rief sie etwas bedenklich aus. Er ist's, sprach der frohe Alexis; ich bins, stammelte der Oberst. O meine Kinder, mein Alexis, meine Minna! Komm her Du, von nun an, meine Tochter! Mit diesen Worten zog er sie in seine Umarmung, bewegt von wehmüthiger Freude. O nun ist auch mein zweiter Herzens-Wunsch erfüllt, fuhr er fort. Dich, geliebte Minna, Dich, theure Tochter meiner entschlafenen Schwester — hier versagte ihm ein heftiges Schmerzgefühl beinahe die Stimme — Dich wollte ich noch kennen lernen und dann gern sterben. Hier zog ihn sein tief bewegtes Herz auf einen Stuhl. Beide Kinder umschlangen ihn, und die Frau von Hause, nebst ihren herbeigeeilten Kindern, waren tief gerührt. Eine feierliche Stille herrschte einige Secunden unter Allen. Endlich begann der, Fassung gewonnene, Onkel wieder: Ja, um Dich, meine Minna, aufzusuchen, machte ich

mich unter einem fremden Namen auf nach Leiden. Unter dieser Maske glaubte ich am besten meinen Wunsch zu erreichen. Es sollte anders kommen. Ein heftiges Ungewitter, lieber Alexis, übereilte mich auf der Reise, ich brach den Arm, wurde krank und dem Tode nahe gebracht. Nächst Dem da Oben, verdanke ich dem Arzte und dieser guten lieben Frau und dieser da — Minna'n umarmend — meine Rettung. Gleich vom Anfange an zog mich ein unerklärbares Etwas zu dir, meine Tochter. So ging's mir auch, versetzte Minna, es war mir immer, als wenn ich Ihnen etwas näher anginge, als jedem andern Menschen. „Kinder — Kinder, fuhr er fort, das ist ein wichtiger, seliger Tag für mich alten Mann! Nun will ich mit Freuden — doch nein, noch nicht sterben, sondern mit Freuden noch leben für euch, meine Kinder. O ich habe noch viel, sehr viel für euch abzuthun! Hier schwieg er seufzend einige Augenblicke. Aber, Alexis, sag' nun, wie du hierher kommst? — Ich benutzte die Schul-Ferien, um Sie in Weilsee zu besuchen. Da ich aber schon in der nächsten Stadt hörte, daß Sie verreis't wären, eilte ich nach Leiden zu Minna. Diese, verhieß man mir, hier zu finden; und so bin ich so glücklich gewesen Sie, theurer Onkel, hier zu umarmen. Die Frau vom Hause nahm den innigsten Antheil an diesem so glücklichen Vereine

und hatte ihre große Freude an Alexis, aus dessen freundlichem und offenem Gesichte eine reine und fromme Seele hervorleuchtete.

Von nun an gewann Alles im Hause dieser edlen Frau fast eine andere Gestalt. Ein Eilbote mußte fort, um von Weilsee Pferde und Wagen herbei zu holen, und Alexis mußte an Minna's Vorsteherin schreiben, ihr den Vorgang melden und sie, sammt allen ihren Zöglingen, zu einem Besuche auf Eichenforst einladen. Am dritten Tage langte diese an und wurde von dem ganzen Hause herzlich bewillkommt, besonders aber von dem Obersten. Dieser dankte ihr in den verbindlichsten Ausdrücken für die, auf Minna'n verwendete, mütterliche Sorgfalt und Erziehung, machte ihr ein ansehnliches Geschenk und bat, seine Minna aus der Anstalt zu entlassen, indem er sie mit nach Weilsee nehmen wollte. Er gerieth in nicht geringes Erstaunen, als er erfuhr, welch' eine bedeutende Summe seit neun Jahren für ihre Erziehung in dieser Anstalt bezahlt worden sei und zwar durch einen Hrn. William, im Namen eines edeln Mannes, der in Batavia wohne. Nachdem mehrere Tage im Genusse einfacher und häuslicher Freuden verlebt worden waren, dachte der Oberst an seine Trennung von diesem Hause seiner Rettung. Sein Abschied von der Frau vom Hause war äußerst rührend; er konnte nicht Worte genug finden, ihr

für ihre thätige und edle Barmherzigkeit zur Zeit seiner Noth Dank zu sagen. Eine Vergütung der dabei gehabten Kosten ließ sie sich nicht aufdringen. Minna zerfloß fast in Thränen, als sie Ihrer guten Vorsteherin, deren Schwester und allen jungen Freundinnen und Bekannten Mund und Hand zum Abschiede reichte. Gefaßter sprang sie dann in den Wagen zwischen den Onkel und Bruder und rasch ging es nun dem lieben Weilsee entgegen, wo man schon mit der sinkenden Sonne dieses Tages anlangte. Alexis erkannte es beim ersten Anblick wieder. Traurige Erinnerungen wurden dabei in seiner Seele geweckt, wodurch die herzliche Freude gemindert wurde. Der Onkel war mehr ernst als froh gestimmt. Am nächsten Morgen schon führte er, gedrungen von starker Sehnsucht, einen Auftritt herbei, der aller Herzen in die tiefste Bewegung setzte. Meine theure, liebe Minna, begann er, vernimm denn auch du das Bekenntniß eines alten Mannes, der dem Grabe nahe steht. Ich habe an euern guten Eltern sehr großes Unrecht verübt. Ich war damals ein verblendeter und von den schrecklichsten Leidenschaften geleiteter Mensch. In den Tod gejagt, fuhr er mit stärkerer Stimme fort, habe ich eure Eltern. Als mir ihr trauriges Ende kund wurde, da ergriff mich der

quälende Geist der Reue. Eine schwere Last lag auf mir; alle Ruhe war aus mir gewichen, der innere wie der himmlische Richter verdammte mich. Hier ergriffen Beide, von innigem Mitleide durchdrungen, seine Hand und wollten tröstend zu ihm sprechen. „Nicht doch, meine Kinder, fuhr er mit bebenden Lippen fort; ich suchte Ruhe auf Reisen, in Gesellschaften, in den Wissenschaften, aber ich, Elender, fand sie nirgends. Daß du, Alexis, noch am Leben seist, war mir bekannt; ich konnte aber lange nichts von deinem Aufenhalte erfahren. Endlich hörte ich, du befändest dich in einer Erziehungs-Anstalt zu Amsterdam. Alle meine stillen Nachforschungen nach dir waren vergeblich. Wie ich endlich dich und nun auch deine Schwester gefunden habe, wißt ihr Beide. An den lieben Todten kann ich das ihnen geschehene Unrecht nicht wieder gut machen; aber an Euch beiden will ich es. Ihr seyd nun meine lieben Kinder; Weilsee ist euer Eigenthum, so wie mein ganzes Vermögen, mit welchem mich Gott gesegnet hat. So lange ich noch lebe, will ich euch lieben, wie nur jemals ein Vater seine Kinder lieben kann und wird. Du, mein theurer Sohn, hast eine schöne Laufbahn mit

Fleiß und Ehre betreten, du bist ein guter und frommer Jüngling. Fahre ferner eifrig fort, dich zum guten Menschen und zum tüchtigen Gelehrten, wozu du berufen bist, zu bilden; ich will das Meine dazu redlich beitragen. Und du, meine geliebte Minna, bleibst bei mir. An den nöthigen Hülfsmitteln zu deiner weitern Ausbildung werde ich's nicht fehlen lassen. Nun umarmte er Beide mit wahrer väterlicher Liebe und mit den, aus tief bewegtem Herzen hervorkommenden Worten: So hoffe ich, werden sie mich dort nicht zu hart verklagen, ja mir vergeben, wie auch ihr mir vergeben werdet. Da umklammerten beide den so tief gebeugten Onkel und — der schönste Bund der versöhnenden Liebe war fest geschlossen.

Nach einigen Tagen begleitete der Onkel und Minna den guten Alexis nach Amsterdam zurück, woselbst dieser noch Ein Jahr bleiben und sich zur Hochschule vorbereiten sollte. In dieser Stadt kaufte der Oberst eine Menge kostbarer Sachen ein, welche Minna von Weilsee aus, begleitet von dem herzlichsten Danksagungsschreiben, nach Eichenforst senden mußte. Diese gute Tochter verlebte an der Seite ihres Onkels recht frohe Tage, welche ihr durch einen unterhaltenen Briefwechsel mit Alexis zu seligen Tagen gemacht wurden. Unterdessen

war ein Jahr schnell verflossen und Alexis schickte sich an, seine Schulanstalt, aus welcher er die rühmlichsten Zeugnisse erhalten hatte, zu verlassen und nach Weilsee abzureisen. Den Tag vor der Abreise meldete ihm Minna durch einen reitenden Boten, daß er ja mit seiner Abreise eilen möchte, indem der Onkel plötzlich erkrankt sei und ihn vor seinem Ende, das er nahe glaube, noch zu sehen wünschte. Kaum hatte er diese traurige Nachricht erhalten, so trat, — es war in der Abenddämmerung —, ein Fremder zu ihm ins Zimmer. Ich suche Sie mein lieber Ellefort, redete er diesen an, ich muß Ihre Bekanntschaft machen. Mein Name ist Eduard Henningsen aus Batavia. Gott sei gelobt! Mit diesen Worten fiel Alexis ihm um den Hals. O welche Freude, meinen und meiner Schwester großen Wohlthäter endlich kennen zu lernen. „Und wo — wo ist Ihre Schwester, Minna?“ fragte Eduard hastig. Diese ist jetzt in Weilsee, erwiederte Alexis, bei unserm Onkel. Mit uns Beiden haben sich merkwürdige Dinge zugetragen. Morgen früh werde ich dahin abreisen, da der Onkel erkrankt ist und mich noch einmal zu sehen wünscht. „Ich reise mit Ihnen, lieber Alexis, ich muß Ihre Schwester, wie den Onkel sehen. So geschahe es. Am nächsten Morgen ging die Reise mit Extrapost vor sich. Minna

hatte eben das Krankenzimmer verlaſſen und trat ans Fenſter, auf die Landſtraße hinſchauend. Da kam ein Wagen und — ſie erkannte den geliebten Bruder. Die freudigſte Eile trieb ſie bis an den Thorweg dem Geliebten entgegen. O herzlich willkommen, mein Bruder! Mit dieſem Ausrufe lag ſie in ſeinen Armen. Ich bringe Dir einen theuren Gaſt mit, ſprach Alexis freudigen Blickes, ſieh ihn nur an, betrachte ihn genau, ahnet dein Herz nichts? Minna zögerte zu ſprechen. „Er kommt aus Batavia, fuhr der Bruder fort, und heißt: Eduard Henningſen. Da fiel ſie mit der Allgewalt ihrer Herzensgefühle vor ihm nieder. Mein Lebensretter, mein Erhalter, mein Vater! Mehr vermochte ſie nicht zu ſprechen, die Gefühle verſagten ihr die Stimme. Henningſen hob ſie voll tiefer Empfindung auf und ſie — o ſie wußte nun nicht Worte genug zu finden, um ihre Freude und Dankbarkeit auszudrücken gegen ihren edlen Wohlthäter. Alle Drei fühlten ſich in dieſen Augenblicken hochbeglückt; denn wenn Herzen voll Liebe, Dankbarkeit und ſüßen Bewußtſeyns für einander ſchlagen, das ſind ſelige Augenblicke. Nun führte Minna die lieben Gäſte zu dem Kranken, der bleich und entſtellt im Bette ſaß. „Gut, mein Alexis, daß du kommſt, ehe ich ſterbe. Mit dieſen Worten reichte er ihm die

matte und kalte Hand. Und Sie, mein Herr, sind? sich zu Henningsen wendend. Es ist, nahm Minna das Wort, mein zweiter Vater, ehe ich in Ihnen den dritten fand. Es ist Hr. Eduard Henningsen aus Batavia. — Nun so sehe ich auch diesen Wunsch erfüllt, rief der Kranke mit stärkerer Stimme aus. Sie, edler Mann, Sie wollte ich gern noch kennen lernen, eh' ich aus dem Leben ginge. Sie haben ein großes Werk an diesen Kindern gethan. Und o Gott, wie viel verdanke ich Ihnen nicht Alles! Durch ihre milde Barmherzigkeit gegen diese Waisen haben Sie mir große Freuden an ihnen verschafft und mir Frieden und Ruhe im Sterben bereitet. Ja — hier wurde ihm die Sprache schwer, er sank zurück; ja, begann er wieder mit halbgeöffneten Augen, ich bin Ihr großer Schuldner — werde abtragen — das Testament — meine Kinder — flucht mir nicht — ich gehe nun fort von euch — dort werden mir vergeben — eure Eltern. — Sein Auge schloß sich; sein Mund verstummte — er war entschlafen. Sein Tod versetzte Alle in tiefe Betrübniß; sie weiheten dem entschlummerten Greise eine Thräne aufrichtiger Liebe. Nach geschehener anständiger Beerdigung mußte sich Eduard von dem Geschwister-Paare trennen. Auf vieles Bitten des Bru-

ders übernahm er die Vormundschaft über sie Beide. Nach vier Wochen kehrte er zurück. Das Testament bestimmte Beide zu alleinigen Erben der Verlassenschaft des Verstorbenen, und für Eduard Henningsen acht tausend Thaler als auf die Erziehung seiner Kinder verwendete Kosten. Dieser erstaunte über diesen Punkt, wodurch sein edles Selbstbewußtsein gekränkt wurde. Diese Summe ist und bleibt die Eurige, meine Lieben, sprach er gerührt. Schenkt und erhaltet mir euer Herz voll Liebe; das allein nur will ich von euch annehmen!

Nach gemeinschaftlicher Berathung wurde das Gut in Pacht gegeben. Alexis bezog die Universität und Minna ging in das Haus der Freundschaft nach Eichenforst. Fünf Jahre später erblikken wir Alexis v. Ellefort als einen tüchtigen, allgemein hochgeachteten Gelehrten an der Universität zu Leiden. Seine Minna, ein Musterbild innerer und äußerer Schönheit lebt und webt um ihn. Zwei Jahre nachher sehen wir sie als die glückliche Gattin eines rechtschaffenen jungen Mannes des Hrn. von Z. und als Hausherrin von Wellsee.

II.

Je größer die Noth, je näher uns Gott!

Die Armuth ach! sie fühlet tief des Lebens Plagen.
O Glücklicher! erkenne dieß in deinen Freuden-Tagen.
Siehst du sie seufzen unter hartem Druck der Noth,
Dem Hungertode nah — dann hilf! Dich rufet Gott!

Der Herr ist des Armen Schutz; sein Schutz in der Noth. Ps. 9, 10.

Die Confirmations-Feierlichkeit war beendigt und der Prediger Ammer verließ mit freundlichem Ernste seine Kirche. An der einen Hand seine Gattin, an der andern seinen August, der mit confirmirt worden war, betrat er seine Wohnstube, und die fünf andern Kinder, drei Söhne und zwei Töchter, folgten still nach. Hier umarmten beide Eltern nochmals den Sohn mit Rührung und der Vater sprach: Von Neuem geweihet bist Du nun, mein August, auf dein ganzes Erdenleben für die Religion, für die Tu-

gend und für des Christen herrliche Hoffnungen. Du hast feierlich gelobt, dieser Weihe treu zu seyn bis ans Grab! Sei es; es wird dich nie gereuen. Du wirst noch im Tode die Stunde deiner heiligen Bundes-Weihe segnen! Amen! Der Sohn sprach kein Wort; aber man sah es ihm an, daß seine Weihe von den Händen des geliebten Vaters einen tiefen Eindruck auf sein Herz gemacht hatte. Er streckte seine Hände mit kindlichem Ernste nach Vater und Mutter aus, küßte diese mit dem Feuer der Liebe; und sein Geschwister sprach leise: der liebe, gute Bruder!

Der Prediger Ammer war schon fünf und zwanzig Jahre lang im Amte. Die würdige und nützliche Führung desselben lag ihm vor Allem am Herzen, wovon sein ganzes amtliches Leben und Wirken, die Zufriedenheit seiner Vorgesetzten mit ihm und die Liebe seiner Gemeinde zu ihm, vollgültiges Zeugniß gaben. Seine Stelle gehörte, ihrem Einkommen nach, unter die niedrigsten. Der gute Mann mußte sich also bei vieler Arbeit und Beschwerde mit Wenigem begnügen und sich manche Entbehrung und Einschränkung gefallen lassen; worein er sich denn auch mit Stille und Zufriedenheit fügte. Seine schönsten Freuden und Lebens-Erheiterungen suchte und fand er in Erfüllung seiner Amtspflichten, im stillen Umgange

mit seiner verständigen und frommen Gattin und im Kreise seiner gesunden, und mit guten Anlagen begabten, Kinder. Er besorgte mit Hülfe seiner Gattin die Erziehung derselben nach strengen Grundsätzen, unterrichtete sie mit Vaterliebe und genoß das, für einen väterlichen Lehrer unschätzbare, Vergnügen, seine Lehren in dem Verstande und Herzen derselben auf ein gutes Land fallen zu sehen. Seine beiden Töchter, Emma von achtzehn, und Wilhelmine von sechszehn Jahren, waren an Körper, Geist und Herzen wohlgebildete Jungfrauen, umsichtige und fleißige Gehülfinnen ihrer Mutter, und wußten den innern und äußern Zustand des kleinen Hauswesens trefflich zu erhalten und zu fördern. Unser August war jetzt vierzehn Jahr alt, hatte das Seine wohlgelernt und seine Eltern fast nie betrübt. Sein Herz war gut und fromm, aber weich und für die Theilnahme an dem Ergehen Anderer sehr empfänglich. Karl von dreizehn Jahren besaß viel Lebhaftigkeit, die ihn hinderte, sich mit einem Gegenstande anhaltend zu beschäftigen. Aufrichtigkeit und Wahrheitsliebe waren ihm besonders eigen, so wie ein zartes Gefühl für Recht und Unrecht, welches der verständige Erzieher zu erhalten und zu leiten wußte. Philipp von elf, und Anton von neun Jahren zeigten ebenfalls gute Anlagen, die sich mit den besten Hoffnungen der Eltern entwickelten. Diese Kinder nannte der Vater seine Schätze und

fühlte sich in und bei denselben, auch bei wenigem irdischen Gute, glücklich. Nachdem an dem Confirmationstage die einfache Mittagsmahlzeit beendigt war, zu welcher August's Pathe, der Kaufmann R. in der Stadt, einige Flaschen Wein verehrt hatte, begaben sich Eltern und Kinder in den Garten, den die beiden Töchter in einem guten Zustande erhielten. Die vier Söhne bekamen die Erlaubniß, des Dorfrichters Söhne besuchen zu dürfen; die Schwestern wanderten, mit dem Strickstrumpfe in den thätigen Händen, in Gesellschaft der beiden Försters-Töchter, auf den Wegen durch die Saatfelder und die Eltern setzten sich in die schon begrünte Laube nieder. „Wird es denn mit Augusten noch dabei bleiben? fing die Gattin fragend an.“ „Du meinst, war die Antwort, ob August wirklich das Schneiderhandwerk erlernen soll, wozu er so große Lust hat? Warum wollen wir ihn denn davon abhalten, da du weißt, daß es bei unsern geringen Vermögens-Umständen unmöglich ist, auch nur Einen Sohn studiren zu lassen? An Fähigkeiten dazu fehlt es dem August wohl nicht, uns aber fehlen die Mittel dazu. Mögen also unsre vier Söhne gebildete, verständige und geschickte Handwerker werden. Sind sie das, so werden sie gewiß ihr Fortkommen finden und haben. Ein gutes, tüchtig erlerntes, Handwerk hat einen goldenen Boden; sagt das Sprüch-

wort; und das ist wahr. Der Bürgerstand bedarf auch geschickter Männer.“ „Das wohl, versetzte die Gattin; aber wie gut würde es für dich seyn, wenn dich in deinem Alter ein Sohn im Amte unterstützen könnte. „Wohl wahr, meine Theure, entgegnete er; aber was nicht seyn kann, darein muß man sich fügen. Der gute Gott wird, was meine Unterstützung im Alter anlangt, zu seiner Zeit auch dazu Rath wissen. An diese Zeit der Zukunft denke ich jetzt wenig; mehr aber an die Gegenwart, wo über die heranwachsenden Kinder ein fester Entschluß mit Verstand gefaßt werden muß. So mag denn August bei unserm Vetter in der Stadt das Schneiderhandwerk erlernen. Wir wollen mit diesem darüber Morgen Rücksprache nehmen.“ Da trat der Förster des Dorfes mit seinem Bruder, der ebenfalls Förster in der Nachbarschaft war, in den Garten. Dieser Besuch war unserm Prediger sehr willkommen, da er sich nach einiger Zerstreuung sehnte. Unter wechselseitigen Gesprächen, scherz- und ernsthaften Inhalts, verstrich allen der Nachmittag sehr angenehm.

Am folgenden Tage gingen die Eltern mit August nach der Stadt. Ihr Vetter, der Schneidermeister Rüdiger, machte mit der Aufnahme des Knaben sehr billige Bedingungen, so daß diese Sache schnell zu Stande kam. Acht Tage später brachten die beiden Schwestern ihren Bruder dahin. An-

guſt blieb mit Freuden bei ſeinem Meiſter. Da dieſer geſchickt und ein Freund der Kinder war, und Auguſt es an Achtſamkeit, Lernbegierde und Gehorſam nicht fehlen ließ; ſo waren Meiſter und Lehrling mit einander zufrieden. Die drei Lehrjahre verſtrichen ſchnell. Der Meiſter ertheilte Auguſt'en ein ausgezeichnetes Lob und ernannte ihn zum Geſellen. Nachdem er, als ſolcher, ſechs Monate bei ihm gearbeitet hatte, dachte er darauf, ſeine Wanderjahre anzutreten. Er hatte eine unwiderſtehliche Luſt, weit zu reiſen, große Städte und entfernte Länder zu beſuchen, überhaupt ſich in der Welt umzuſehen, wie man zu ſagen pflegt. „Das billige ich ſehr, mein Sohn, ſprach der Vater am Vorabende des Abſchieds. Du haſt es da, als ein Schneidergeſell, weit beſſer, als alle diejenigen, die ſich den gelehrten Fächern gewidmet haben. Dieſe müſſen ſich zu Hauſe und in beſchränkten Verhältniſſen auf ein zukünftiges Amt vorbereiten und alſo ihrem Verlangen, die Welt zu ſehen, entſagen. Du hingegen kannſt wandern, wann und wie und wohin du willſt; du kannſt in jeder Stadt und in jedem Lande die Vervollkommnung in deinem Fache bewirken. So geh' denn, mein Sohn, mit Gott, der iſt der allerbeſte Begleiter und Beſchützer. Sei vorſichtig und klug unter den ſo verſchiedenen Menſchen, mit denen du in Verbindung kommen wirſt. Gehe ſtets den Weg des

Rechts. Halte dir ein Tagebuch. Darein verzeichne nicht nur alles Merkwürdige und Intereſſante, was du geſehn und erlebt haſt, ſondern auch täglich etwas über deinen innern und äußern Zuſtand. Wohl dir, mein Sohn, wenn du darein viel Gutes von dir mit Wahrheit verzeichnen, aber auch deine Fehler ohne Hehl mit einem offenen Geſtändniß bemerken wirſt. Ich mache dir zum Geſetz, wenigſtens in jedem Monate Ein Mal an mich zu ſchreiben.“ — Am nächſten Morgen ganz früh ſchlug die Scheideſtunde; es war am dreizehnten Mai des Jahres 1754. Auguſt ſtand mit betrübtem Herzen in der Mitte der Seinen. Eine herzliche Umarmung, und — der gute Jüngling wanderte in die weite Welt hinaus. Niemand begleitete ihn und durfte ihn begleiten. Alſo wollte es der Vater, der ein langes Offenbaren und Beklagen der Gefühle nicht liebte. —

In den beiden erſten Jahren der Wanderſchaft ſendete Auguſt Briefe aus mehrern angeſehenen Städten Deutſchlands ein. Dieſe, ſo wie die beigelegten abſchriftlichen Bruchſtücke aus ſeinem Tagebuche, gewährten den Eltern und dem Geſchwiſter große Freude und angenehme Unterhaltung. Es waren dieß klare Beweiſe, daß ihr Auguſt ſich nicht nur in ſeinem Fache zu vervollkommnen ſuchte, ſondern noch weit mehr, die fortſchreitende Bildung ſeines Verſtandes und Herzens zur angele-

gentlichsten Sorge machte. In einem Briefe aus der zweiten Hälfte des Jahres 1756 meldete er seinen Eltern, daß er des ausgebrochenen Kriegs wegen — (es war der siebenjährige zwischen 1756 — 1763) gesonnen sei, Deutschlands Grenzen zu überschreiten und nach Frankreich zu gehen. Der Vater schrieb ihm Folgendes als Antwort:

„Wir haben, lieber Sohn, Hochzeit im Hause gehabt. Vor vier Tagen habe ich deine liebe Schwester, Emma, mit dem jungen Kaufmann Trebra in S. ehelich verbunden. Die Hochzeitfeier geschah, der Kriegsunruhen wegen, in aller Stille. Wir hoffen, daß Emma glücklich seyn wird. Sie und ihr Gatte, der nicht reich, aber gut und brav ist, grüßen Dich durch mich recht herzlich. Dein Bruder Karl war im Begriff, auch in die Fremde zu gehen; aber es kam anders. Er mußte, seiner ansehnlichen Gestalt wegen, in Militärdienste treten. Er ist darüber getröstet und schrieb mir Vorgestern: entweder ein tüchtiger Soldat, oder als ein gewöhnlicher lieber todt. Wir wollen sehen, wie weit er's bringen wird. Deine liebe Mutter scheint sich über Karl's Geschick im Stillen zu grämen. Philipp, der Feuerkopf, erlernt die Jägerei beim Oberförster in Langerode. Auch Der scheint Lust zu haben in Reih' und Glied zu treten. Das wundert mich gar nicht, da der

Oberförſter noch mit Leib und Seele Soldat iſt und faſt in allen Geſprächen mit ihm über die Vergangenheit auf die Schlacht bei Keſſelsdorf*) zurückkommt, in welcher er als Lieutenant gefochten hat. Seine Kriegsluſtigkeit hat ſeinen Sohn und auch deinen Bruder angeſteckt. Was Anton betrifft, ſo ſteht dieſer ſeit vier Wochen als angehender Schreiber im Gerichtsamte. Sein Pathe, der Gerichtsamtmann Friedner, verſpricht, ihn, zu ſeinem Fortkommen in dem gewählten Fache, auszubilden. Siehſt du, mein Sohn, ſo ſeyd ihr denn, ihr lieben Vögelein, alle aus dem väterlichen Hauſe geflogen. Blos deine, ſehr thätige und ſorgſame Schweſter Wilhelmine befindet ſich noch an unſrer Seite und gewährt uns, beſonders deiner, ſeit einiger Zeit etwas kränkelnden, Mutter große Pflege und Hülfe. Sie kennt und fühlt nicht nur die Pflichten einer erwachſenen Tochter gegen ihre Eltern, ſondern übt ſie auch mit treuer Kindesliebe. — Du willſt, mein Sohn, nach Frankreich gehen? Geh' in Gottes Namen, ich kann und will dagegen nichts haben. Verſäume nur nicht, die herrlichen und entzückenden Rhein-Gegenden recht anzuſchauen und zu genießen. Ich habe in meinen Jünglings-Jahren ihre Bekanntſchaft auch gemacht. Die Er-

*) Am 15ten Decb. 1745 im zweiten ſchleſiſchen Kriege zwiſchen Preußen und Oeſterreich mit Sachſen.

innerung an jene kleine, aber mir höchſt belehrende und angenehme, Reiſe hat mir in meinem Leben ſchon oft große Freude gewährt. Vergiß und unterlaß beſonders nicht, die franzöſiſche Sprache gut zu erlernen. Du weißt nicht, wo du die Fertigkeit, dich in derſelben gut auszudrücken, wirſt brauchen können. Nun genug, mein Sohn. Deine Mutter und Schweſter beſtellen an dich Grüße ihrer Liebe. Gott ſegne und behüte dich auf allen deinen Wegen!

Dein Vater.“

Nach vierzehn Tagen lief von Auguſt folgender Brief aus Straßburg ein. „Seit einigen Tagen, geliebter Vater, befinde ich mich in dieſer großen und ſehr intereſſanten Stadt, und gedenke deshalb mehrere Wochen hier zu bleiben. Bis jetzt habe ich nur von Außen den coloſſalen Münſter angeſtaunt; in einigen Tagen werde ich ihn von ſeiner Höhe herab bewundern. Es iſt ein ungeheures Menſchenwerk. Schon bei dem Hinaufſchauen zu ſeinem, hoch in den Lüften ſchwebenden, Kreuze, und bei dem Gedanken an die Tiefe von da herab, ergreift uns mächtig der Schwindel. Doch davon ein ander Mal. Jetzt will ich nur vor Allem eines Vorfalls gedenken, der mich beſonders angeht und in meinem Tagebuche ausführlich verzeichnet iſt. Am dritten Tage nach meiner Auswande-

rung aus Carlsruhe nöthigten mich meine wund gewordenen Füße in einer großen Dorfſchenke einzukehren, um daſelbſt zu übernachten, und mich etwas zu erholen.

Aber da hieß es recht, ein Kranker kommt zu den Andern. Der Wirth war auf acht Tage abweſend. Sein alter Vater lag an der Gicht krank und die junge Wirthin wurde durch heftige Schmerzen ans Bette gefeſſelt, die ihr ein Fall von der ſteilen Treppe des Oberbodens zugezogen hatte. Blos die einzige Magd und ein kleiner Dienſtjunge von zwölf Jahren waren noch auf den Beinen. So traf ich dieſes Haus, als ich eines Abends ſpät daſelbſt anlangte. Alles klagte und wimmerte. Der Schlaf floh uns Alle. Am nächſten Morgen unterſuchte der Dorfbarbier die jammernde Wirthin, äußerte ſich über die Folgen des Falles ſehr bedenklich, machte die nöthigen Einreibungen und befahl ſtreng ruhiges Verhalten im Bette. Der Abend kam und mit ihm ein ruhiger Schlaf den Leidenden, wie den Geſunden. Nur ich blieb wach, ich befand mich in einem heftigen Zuſtande der Unruhe. Gegen Mitternacht merkte ich Rauch in der großen Stube und glaubte in der Nähe ein ſtarkes Brauſen zu hören. Schnell aufſpringen und die Thür aufreißen war Eins. Da ſah ich die Hausthür erhellt und die Küche in Flammen. Ich folge dem Angſtrufe der Wir-

thin und ſehe, wie das Feuer auch bereits in ihre, an die Küche ſtoßende, Schlafſtube gekommen und dem Bette nahe war. Indem ich ſie ergreife und in Sicherheit bringen will, ſtürzt uns die Magd, von der Treppe herunter kommend, mit einem Zetergeſchrei vor die Füße. Ich laſſe mich aber nicht aufhalten, ſondern trage die halbtodte Frau in einen entfernten Holzſchuppen. Als ich zurückeile, ſtoße ich auf den Nachtwächter und einige Nachbarn. Mit deren Hülfe gelingt es mir, die Gewalt des Feuers zu brechen und fernere und größere Gefahr zu verhüten. Während unſrer Hülfleiſtung waren aber einige Gaudiebe in die Kammer an der Schlafſtube gerathen, hatten einen Schrank erbrochen und waren im Begriffe, mit einem großen Beutel Geld durchs Fenſter zu entwiſchen, als ich dazu kam. Raſch und muthig griff ich ſie an. Es kam zum Handgemenge. Als ich um Hülfe rief, entſprang der Eine durchs Fenſter. Dem Andern entriß ich den Beutel und hielt den Dieb mit Hülfe der blutenden Magd feſt, bis mehrere Menſchen herbeieilten. In ihm wurde ein liederlicher Menſch aus dem Dorfe erkannt, der, als der einzige Sohn blutarmer und kränklicher Eltern, vom achten Jahre an in dieſer Schenke erzogen und vor einigen Wochen, ſchlechter Streiche wegen, fortgejagt worden war. Der Entſprungene war ſein liederlicher Kamerad, ebenfalls aus der Gemeinde. Der entſtandene Schaden war

nicht bedeutend, was der guten Wirthin, die bald wieder ins Haus gebracht wurde, zum großen Troste gereichte. Am nächsten Morgen kehrte der Wirth zurück. Als er den ganzen Verlauf des Vorfalls erfahren hatte, legten mir beide Eheleute eine Ehre bei, die ich nicht verdiente, nannten mich ihren Retter und äußerten die lebhaftesten Gefühle der Dankbarkeit. „Nie, nie in meinem Leben werde ich ihre Hülfleistung in Gefahr und Noth vergessen! Gott gebe, daß ich ihnen einmal wieder dienen kann! Wie gern werde ich das thun, Retter meines Lebens!“ So äußerte sich die Kranke und Leidende, und machte mich fast beschämt, da ich doch nur meine Christen-Pflicht gethan hatte. Der Dieb wurde auf sein thränenvolles Flehen und meine dringende Bitte entlassen. Obgleich, theurer Vater, meine Füße wieder in einen guten Zustand gekommen waren, so mußte ich doch den freundlichen Bitten dieser guten Menschen nachgeben und noch einige Tage bei ihnen verweilen. Endlich errang ich mir den Abschied, der von beiden Seiten herzlich und wehmüthig genug war. Ich wanderte fröhlich meine Straße, entzückt über die herrlichen Gegenden und besonders über das majestätische Hinströmen des Rheins. Ich gedenke, höchstens vier Wochen in Straßburg zu bleiben und dann geraden Wegs nach Paris zu gehen. Ich hoffe also noch hier einen Brief von Ihnen zu

erhalten, oder in der deutschen Schneiderherberge der Residenz vorzufinden. Von Herzen wünsche ich Ihnen, theuerste Eltern, den Schutz des Allerhöchsten in dieser kriegerischen Zeit.

Ihr, Sie von Herzen liebender

August."

Dieser Brief kam richtig, wie wohl sehr spät, in die Hände der Eltern. Diese sahen aber daraus, daß August ihren letzten Brief nicht erhalten, folglich keine Kenntniß von ihren Familien-Ereignissen habe. Von nun an wurde der Briefwechsel zwischen Vater und Sohn gänzlich unterbrochen; denn der Krieg im deutschen Vaterlande war an der Oder, wie an der Elbe, am Rhein, wie in Schlesien und Böhmen mit Macht entbrannt und wurde mit Heftigkeit geführt. So waren denn einige Jahre unserm Prediger Ammer unter dem Wechsel von Furcht und Hoffnung verstrichen. Während der gute August in einem entfernten Lande in Ruhe, obwohl in liebevollem Andenken an sein Vaterhaus und das Vaterland seine Tage verlebte, brachte der heftige Kriegssturm große Trübsal über die entfernten Seinen. Die feindliche Armee der Russen war in die Gegend von Frankfurt an der Oder vorgedrungen und wüthete daselbst mit ungemeiner Zügellosigkeit. Die Schlacht bei Zorndorf (am 15ten August des J. 1758) fiel vor,

in welcher der große König die Russen schlug. Ammer's Amtsdorf wurde da erschrecklich heimgesucht, es ging gänzlich in Flammen auf. Er entfloh mit Gattin und Tochter. Auf der Flucht wurden die Flüchtigen von einigen rohen Russen angefallen, die sie auch der Kleider berauben wollten. Da stürmte ein Trupp siegreicher Preußen heran und befreite die Unglücklichen. Der Anführer war Niemand anders, als der Sohn und Bruder Karl, der bereits Unteroffizier geworden war. Die Freude des Wiedersehens war groß, aber auch heftig getrübt durch das erlittene Unglück. Karl war außer sich vor Schmerz. Rasch sprengte er zu seinem Wachtmeister zurück und erhielt die Erlaubniß, mit seiner Mannschaft die Seinen in Sicherheit zu bringen. Das geschah. In einigen Stunden waren sie auf ein, vom Schlachtfelde entferntes, Dorf, zu dem dasigen Amtsbruder Ammer's gebracht. Hier wurden sie mit zuvorkommender und theilnehmender Liebe aufgenommen und der liebende Sohn und Bruder sorgte nach Möglichkeit für sie, drückte dem theuern Vater seine ganze Baarschaft von einigen Thalern in die Hand, und der kranken, ganz erschöpften Mutter, ein von den Russen erbeutetes, wie es schien, kostbares Kreuz. „O Gott, meine armen Eltern! Könnte ich doch ihr Beistand seyn!“ seufzte der brave Sohn. Aber ich muß fort; der König und das Vaterland ruft.

Du wirſt ſie, guter Gott, nicht härter prüfen! ſetzte er, mit einem wehmüthigen Blicke gen Himmel, hinzu. „Geh, geh mein Sohn, entgegnete der Vater, ihn bei der Hand ergreifend. Ich hoffe zuverſichtlich auf den Herrn, von dem uns Hülfe in unſrer Noth kommen wird. Er hat ja auch ſchon geholfen und uns in dieſes Haus der amtsbrüderlichen Gaſtfreundſchaft geführt. Aber, fuhr er fort, weißt Du nichts von deinem Bruder Philipp? Daß ich doch ſeiner nicht ſchon gedacht habe! entgegnete Karl. Er dient unter den Jägern. Nur Ein Mal habe ich ihn auf einige Minuten geſprochen. Bald ſollen Sie mehr von mir und ihm hören.“ Hiermit fiel er ſeinen armen Eltern wie ſeiner Schweſter um den Hals und entfernte ſich von ihnen mit blutendem Herzen, mit welchem ſich jedes gute und dankbare Kind von ſeinen Eltern ſcheidet, wenn dieſe in Noth und Jammer ſich befinden. Die Noth dieſer Familie war ſehr groß und ſollte noch größer werden. Schreck, Angſt und Mühſeligkeit hatten die Geſundheit der Gattin vollends erſchüttert. Nach einem anhaltenden und ſchweren Kampfe entſchlief dieſe Fromme und Getreue zu einem beſſern Leben. „Schlaf wohl und ſanft, du liebe Gefährtin meines Lebens, ſprach der gebeugte Gatte mit Gefühlen großen Schmerzes und mit thränenſchwerem Blicke gen Himmel! Du haſt vollendet und nun mit Freuden deine Garben vor deinen Gott gebracht. Uns

beiden iſt die beſchiedene Trübſal zeitlich und leicht. Beweine deine geliebte Mutter, liebe Tochter, ſie verdient der kindlichen Liebe heiße Thränen. Aber faſſe Dich auch; ſie ruht in der Hand des Herrn; gönne ihr dieſe Ruhe! Kurz vor der Begräbniß-Feier ſtürzten, nach langem Suchen und Umfragen, Emma mit ihrem Gatten und Anton herbei. Ach da gab es eine herzzerreißende Scene! Mit welcher Herzlichkeit fielen dieſe Kinder dem abgehärmten Vater an die Bruſt! Mit welchem Feuer der trauernden Liebe küßten ſie die Schweſter, und mit welchem Klagerufe fielen ſie an der Leiche der geliebten Mutter nieder! Das Leichenbegängniß war eins der traurigſten, das es je gegeben haben mag. Emma beſtand darauf, daß Vater und Schweſter mit ihr nach der Stadt ziehen ſollten. Allein dazu konnte ſich der gute Vater nicht verſtehen. Er hielt es für heilige Pflicht, in der Nähe ſeiner zerſtreuten Gemeinde zu bleiben und als ihr Seelſorger rathend, ermahnend und tröſtend auf ſie zu wirken. An einen Wiederaufbau ſeines Amtsdorfes und an eine Vereinigung ſeiner Gemeinde konnte und durfte jetzt nicht gedacht werden. Er blieb alſo im ſtillen Hauſe ſeines menſchenfreundlichen Amtsbruders, Wilhelminen an ſeiner Seite. Die drei andern Lieben reiſten bald wieder, obwohl mit ſchwerem Herzen, ab, nachdem ſie den duldenden Vater mit der möglichſten Unterſtützung verſehen hatten, denn

dankbare Kinder bezahlen ihre große Schuld für treue Eltern-Liebe nur durch Thaten. Das Jahr verſtrich. Im folgenden (den 12ten Auguſt) fiel die mörderiſche Schlacht bei Kunnersdorf vor, welche der König gegen die Ruſſen verlor. In dieſer Schlacht wurde der Zufluchtsort Ammer's hart mitgenommen. Dieſer floh mit Wilhelminen, nach vieler erduldeter Angſt und Noth, in die Stadt zu Emma's Liebe. Nach einiger Zeit kam ihm von Karl'n die Nachricht zu, daß derſelbe zum Offizier ernannt worden ſei; aber Philipp unter die große Anzahl der gefallenen Krieger gehöre. Alle betrauerten den gefallenen tapfern Sohn und Bruder von ganzem Herzen. Von hieraus ſchrieb nun Ammer einen langen Brief an Auguſt nach Paris, in welchem er ihm umſtändliche Nachricht von ſeinen erlittenen Drangſalen gab. Es erfolgte aber keine Antwort darauf, welches ihm ſehr nahe ging. Seine noch immer zerſtreuete Gemeinde war ſeine vorzüglichſte Sorge. Er reiſte faſt täglich herum, um die Glieder derſelben in den verſchiedenen Zufluchtsörtern aufzuſuchen und zu tröſten. Dabei machte er denn für ſein Herz bittre Erfahrungen. Er mußte mit Betrübniß wahrnehmen, wie Vielen Glaube und Vertrauen entriſſen, ihre guten Sitten in Roheit verwandelt und die Herzen dem Guten entfremdet worden waren. Das griff ihm vor Allem an's Herz und wirkte mächtig auf die Schwächung

seiner Lebenskraft. Er ging allmälig, aber sichtbar dem Tode entgegen. Noch vor dem Abschlusse des Friedens starb er sanft und selig in den Armen seiner beiden Töchter, kindlich betrauert von diesen und von allen, die den stillen, sanften und frommen Lehrer des göttlichen Wortes kannten und schätzten. Wilhelmine blieb im Hause ihrer Schwester. Der Friede wurde geschlossen und eröffnete dem viel und schwer geprüften Lande, die fast versiegten Quellen des Segens, aufs Neue. Während der ganzen Dauer des siebenjährigen Kriegs hatte August Ammer sich theils in Paris befunden, theils sich mit den vorzüglichsten Städten, Gegenden und den Natur- und Kunst-Merkwürdigkeiten in Frankreich bekannt gemacht und dadurch seine Kenntnisse und Erfahrungen ungemein bereichert. Auf bestimmte und sichere Nachrichten über die Vorgänge in seinem Vaterlande, besonders über die Schicksale seines Vaterhauses hatte er verzichten müssen. Was er hörte, waren bloße Sagen, nach welchen sein geliebtes Vaterland durch die härtesten Schläge des allgewaltigen Kriegssturms heimgesucht worden seyn sollte. So bald er Kunde von dem zurückgekehrten Frieden erhalten hatte, folgte er unverzüglich der Sehnsucht seines Herzens und richtete seine Wanderschaft nach den Grenzen Deutschlands. Auf derselben kam er auch in die Stadt und Festung Wesel. Ach! er ahnete nicht, welche

große Trauer hier seinem gefühlvollen Herzen bereitet wurde. Am dritten Tage nach seiner Ankunft wurde von der Garnison ein Offizier mit militärischen Ehren beerdiget. Er wohnte der Trauer-Feierlichkeit bei, und ein großer Schreck durchzuckte ihn, als er den Entschlafenen Hauptmann Ammer nennen hörte. Er drängte sich rasch durch die Menge, bat und flehete, ihm die Leiche sehen zu lassen. Man willfahrte dem stürmisch und doch bescheiden Bittenden; und dieser sah — seinen geliebten Bruder, Karl im Sarge; angethan und geschmückt mit militärischen Ehrenzeichen. Er fiel am Sarge nieder und rief, über die geliebte Leiche hingebogen, im tiefsten Schmerze: „So, mein theurer Bruder, muß ich dich nach vielen Jahren wiederfinden! Ach warum war es uns nicht vergönnt, uns noch ein Mal lebend ins Auge zu schauen, noch ein Mal zu unterhalten, noch ein Mal an's brüderliche Herz zu drücken!“ Sein Schmerz kam aus der Tiefe seines Innern und drückte sich aus in seinem äußern Wesen, seinen Mienen, Geberden und Reden. Eine tiefe Stille hatte alle Anwesende ergriffen. August ermannte sich, drückte dem Leichnam seines Karls die kalten Hände und sprach: So schlaf denn wohl auf dem Ehrenbette, das du dir im Kampfe für König

und Vaterland errungen haſt! Schlaf wohl, du Heißgeliebter, und ärnte dort im ewigen Vaterlande die Siegerkrone, deren ſich dein tugendhaftes Herz würdig gemacht hat! Hier ſchwieg er mit thränenſchweren Blicken, wendete um und ſchlich, das Herz voll Trauer, nach Hauſe. — Bruder Karl war in der Schlacht bei Torgau (am 3ten Novb. 1760) ſchwer verwundet worden. Kaum etwas geneſen, gebot ihm die Pflicht, ſich mit ſeinem Regimente nach der Feſtung Weſel zu begeben. Hier war er ſtets kränklich und des Geſichts faſt gänzlich beraubt. Er ließ von hieraus durch einen Freund an ſeinen Vater ſchreiben; erhielt aber keine Antwort. Endlich ereilte ihn der Engel des Todes. Er ſtarb muthig und unerſchrocken, und wurde von ſeinen tapfern Kriegsgefährten aufrichtig beklagt und betrauert.

Auguſt hielt ſich nun in Weſel nicht lange auf, ſondern ſetzte ſeine Wanderſchaft nach dem heimathlichen Boden fort. Da er vom Gelde gänzlich entblößt worden war — an einigen franzöſiſchen Geldſtücken wollte er ſich nicht vergreifen — ſo beſchloß er einige Wochen in Arbeit zu treten. Dieß geſchah in einer Stadt im Hanauiſchen bei einem guten und geſchickten Meiſter. Mit dieſem, der ein Witwer war, ſchloß er bald Freundſchaft; denn auch dieſer war lange in Frankreich geweſen.

Es war also natürlich, daß Beide ihre Erfahrungen, Schicksale und Ansichten in öftern Unterhaltungen einander offen mittheilten und dadurch einander liebgewannen. Die einzige Tochter des Meisters war die Vorsteherin des kleinen Hauswesens, und zwar mit einer ausgezeichneten Gewandtheit, Umsicht und Thätigkeit. Alles vereinigte sich, diese, in aller Hinsicht achtungswürdige, Jungfrau hochzuschätzen. Diese Hochachtung ging endlich bei unserm August in die heiligen Gefühle wahrer Liebe über, welche die gute Jungfrau mit ihm theilte. Der verständige und rechtliche Meister und Vater merkte dieses entstandene Verhältniß mit Vergnügen, und sah hierin der Erfüllung eines stillen Wunsches entgegen. Kurz August und Mathilde — so hieß die Jungfrau — traten mit einander in das wichtige Verhältniß der Verlobten zum künftigen Bande der Ehe. Vater und Tochter erkannten aber nur zu gut die Nothwendigkeit, daß ihr August ohne Verzug nach Hause reisen und diese heilige Kindespflicht erfüllen müsse. Dieser trat denn auch sogleich seine Reise an und beklagte sein geliebtes Vaterland, als er noch überall so viele Spuren des verheerenden Krieges wahrnahm. Sein Geburtsort bestand nur aus einigen neuen Häusern; die übrigen, so wie Kirche und Pfarrwohnung, lagen noch in Schutt und Asche. Hier erfuhr er auch den Tod seiner geliebten Eltern,

wie ſeines Philipp's. Wie beugten dieſe Trauer-Poſten ſein kindlich und fromm geſinntes Herz! Von da eilte er nach der Stadt zur geliebten Schweſter Emma und kam — auch hier in ein Trauerhaus. Dieſe lag ſeit vier Wochen im ſtillen Grabe, und in Wilhelminen ſah er ein Jammerbild; ſie litt an der Auszehrung. Er war wie zerknirſcht und vermochte ſich kaum zu faſſen. „Ach! rief er, die Hände vor die Augen haltend, als er die gänzliche Auflöſung ſeiner Familie überſah, ach! welch ein Greuel der Verwüſtung iſt doch der Krieg! Eltern und Geſchwiſter ſind hin; Anton iſt verſchwunden, und nach Wilhelminen greift der Tod auch. So ſteh' ich denn noch allein da aus der Familie Ammer's! Gott, deine Schickungen ſind wunderbar!“ Die Kraft des religiöſen Glaubens hielt ihn aufrecht. Er war ſtark genug, nach vierzehn Tagen ſeiner Schweſter Wilhelmine die Augen im ſanften Dahinſterben zuzudrücken und ihre, auch noch im Tode gefällige, Hülle zum Grabe zu begleiten, das ihr neben dem Grabe Emma's bereitet und von vielen Jungfrauen mit Blumen geſchmückt war. Am nächſten Morgen ſagte er ſeinem trauernden Schwager ein herzliches Lebewohl und eilte, aus einer Gegend weg zu kommen, die ihm ſo viele traurige Erinnerungen mit auf den Weg gab. Auf ſeiner Zurückreiſe erfuhr er denn auch, daß je-

ner Gerichtsamtmann, bei welchem Anton als Schreiber angeſtellt geweſen, dreißig Meilen weiter verſetzt worden und dieſer im Laufe des Kriegs verſchwunden war. Nach einigen mühevollen Tagen langte er glücklich in Z. an, wo Vater und Tochter ſeiner ſchon längſt ſehnſuchtsvoll entgegen harrten. Der heilige Bund der Ehe beglückte nun die Verlobten, und die ſtille Ruhe, der rege Fleiß und die wahre Gottesfurcht brachte den Segen des Herrn in ihr Haus. Beide lebten glücklich. — Wir überſpringen nun in ihrem glücklichen Zuſtande, eine Reihe von ſieben Jahren und ſehen ſie im Jahre 1771 wieder, welches als ein Jahr großer Theurung und Hungersnoth in den meiſten Gegenden Deutſchlands, in den Städten wie auf dem platten Lande, von der Geſchichte erwähnt wird. Bis zu dieſer Zeit hatte unſer Ammer im Hausſtande, neben mancher angenehmen, auch manche bittre Erfahrung gemacht. Er war Vater von vier Kindern geworden. Sein Schwiegervater war an einer langen Krankheit geſtorben. Dieſes Ereigniß, ſo wie die Krankheiten ſeiner Gattin und Kinder, hatten ſeinen Hausſtand geſchwächt und zurückgebracht. Der Mangel fing an, ihn als Hausvater zu drücken. Nun kam das theure Jahr, in welchem, wegen Mißwachſes, das Getreide zu einem ſehr hohen Preiſe ſtieg und den Lebens = Unterhalt ungemein erſchwerte. Jedermann ſuchte ſich in

Hinsicht seiner Ausgaben und Bedürfnisse einzuschränken. Dieß wirkte so nachtheilig auf die Handwerksleute und Tagelöhner, daß ihr Erwerb oder Verdienst ganz unbedeutend wurde und endlich wohl ganz aufhörte. Alle Nahrungsquellen fingen an zu versiegen. Ach, jene Zeit war eine furchtbare und schreckliche Zeit, besonders für die niedern Volksklassen! Noch ist sie im Andenken. Fragt, geliebte Leser und Leserinnen, eure Großeltern und die Greise um euch her, sie werden euch die Noth beschreiben, in welcher sie sich selbst und Tausende ihrer Brüder und Schwestern damals befunden haben; sie werden euch sagen, welch ein hartes Schicksal Theurung und Hungersnoth ist, besonders für diejenigen, deren Vermögen blos in dem besteht, was sie, als Handwerker oder Handarbeiter, durch tägliche Anstrengung erwerben, und die als Familien-Väter für die Gattin, mehrere Kinder und betagte und schwache Eltern zu sorgen haben; sie werden euch sagen, daß in jenem Jahre sehr Viele recht eigentlich an den Bettelstab herab gekommen sind, sehr viele ihre Lebenserhaltung durch spärliche, ja unnatürliche Kost haben fristen müssen, deren Folgen sie lebenslang empfanden oder die sie in ein frühes Grab brachten. Unser Ammer gehörte unter diejenigen seiner Stadt, welche den fürchterlichen Druck der Theurung im höchsten Grade empfanden. So lange er noch durch Arbeit Etwas erwarb, half er

ſich wohl noch durch; als aber dieſe ſtockte und endlich ganz aufhörte, fing ſeine Noth an. Schon die Arbeitsloſigkeit war für ihn, dem die nützliche Thätigkeit Bedürfniß und Freude war, ein großes Leiden. Ungern griff er ſeinen geſparten Nothpfennig an, um Brot dafür zu kaufen; aber dieſer ward nur zu bald aufgezehrt. Nun ging er mit ſchwerem Herzen an die kleinen Pathengeſchenke ſeiner Kinder, die er als ein Heiligthum betrachtet hatte. Dadurch wurde denn ihm und den Seinen auf einige Zeit die Erhaltung möglich gemacht. Da aber die Theurung immer höher ſtieg, da Ein Scheffel Roggen ſechs bis acht Mal mehr koſtete, als im vorhergehenden Jahre: ſo wuchs auch bei ihm die häusliche Noth; und ſeiner Rettungsmittel wurden immer weniger. Jeder Morgen weckte ihn zu neuen ſchweren Sorgen, die er am Abende des Tags nicht vermindert, ſondern vermehrt ſah. Er bat ſeine bisherigen Kunden um Arbeit; aber dieſe verwieſen ihn auf beſſere Zeiten. Er ſprach Freunde um ein kleines Darlehn an. Umſonſt; ſie verſicherten, jetzt dergleichen nicht entbehren zu können. Doch fand er auch einige mitleidige Helfer; aber nur mit Wenigem, wofür er aber recht dankbar war. So half er ſich einige Monate durch. Aber die Theurung dauerte nicht nur fort, ſondern ſtieg noch höher. Doch noch immer beſeelte ihn Muth und Hoffnung, wozu die kräftigen Kernſprüche

aus der heiligen Schrift, die er ſich und den Seinen täglich vorſagte, ſehr vieles beitrugen. Befiehl dem Herrn deine Wege und hoff auf ihn, er wirds wohl machen. Wirf dein Anliegen auf den Herrn, er wird dich verſorgen und wird den Gerechten nicht ewiglich in Unruhe laſſen. Verlaß mich nicht, Herr, mein Gott, ſei nicht ferne von mir! So betete, ſo richtete ſich der fromme Mann auf. Sehr oft kommt im menſchlichen Leben zu einer Noth noch eine andere. Dieß widerfuhr unſerm Ammer. Seine liebe Gattin erkrankte und zwar dergeſtalt, daß ſie der Hülfe des Arztes bedurfte. Dieſer hatte ein reges Mitleidsgefühl und that ſeine Gänge in dieſes Haus voll großer Noth unentgeltlich; mit der Bezahlung der Arznei wartete er bis auf beſſere Zeiten. Das war ein freundlicher Lichtpunkt in der Leidensnacht unſers Ammer's. — Als ſeine väterlichen Sorgen ihn zu erdrücken droheten, ſprach er an einem Morgen zu den Seinen: Mathilde — lieben Kinder, betet, ach betet fleißig und recht herzlich zu Gott, die Theurung und meine Noth wird täglich größer. Er entblößte ſein Haupt und betete und die Seinen beteten mit bleichem Geſicht, blaſſen und bebenden Lippen und mit gefalteten Händen, ihrem theuren Gatten und Vater nach! Denkt euch, jugendliche

Freunde und Freundinnen, lebhaft dieſe arme betende Familie; den Vater, deſſen thränendes Auge empor gen Himmel ſchaut; die kranke Gattin, die auf ihren theuren Gatten hinblickt und Schmerzens-Thränen auf ihre ringenden und welken Hände fallen läßt; die Kinder, die um den Vater und das Bette der Mutter ſtill und athemlos herumſtehen — ach das muß euch einen herzzerſchneidenden Gegenſtand darſtellen! Hunger thut weh. Dieß empfand Ammer, wenn er ſeine Kinder anblickte, gleich einem ſchneidenden Schwerte, in ſeinem Herzen. Der Hunger zwang ihn, Alles, was nur in ſeinem kleinen Hausweſen einigen Werth hatte zu verſetzen oder zu verkaufen; und war ſo etwas geſchehen, brachte er Brot ins Haus, ſah und hörte er ſeine Kinder jubeln, dann fühlte er ſich hochbeglückt, wenn er die Hungrigen ſättigen konnte. Endlich mußte er auch den größten und beſten Theil der Federbetten verkaufen. Das that der Gattin und ihm beſonders weh, weil der Käufer ihnen dieſelben um einen geringen Preis abdrang. Da nun der menſchenfreundliche Arzt ſelbſt erkrankte, Ammer's Gattin alſo ohne ärztlichen Beiſtand war und auch jede Labung entbehren mußte; da auch ſeine älteſte Tochter krank wurde und die andern Kinder ungeduldig um Brot ſchrieen; da er ſelbſt eine zuneh-

nehmende Enkräftung in seinen Gliedern merkte, den letzten Dreier ausgegeben, den letzten Rest Brot unter die Hungernden vertheilt hatte: da, da lastete der Druck der Noth fürchterlich und schwer auf ihm. Doch er wußte sich zu helfen. Schnell eilte er zu seinem reichen Nachbar und bat ihn um Einen Thaler, wofür er ihm seinen guten Rock — die andern Kleidungsstücke waren längst verkauft — verpfänden wollte. Der Hartherzige willfahrte ihm, doch nur unter der Bedingung, daß er den Rock sogleich da lassen und ihn in vier Wochen einlösen müßte, wenn derselbe nicht verfallen seyn sollte. Gern versprach er das, eilte nun ohne Rock zum Bäcker, kaufte für den Thaler Brot und brachte das mit heiterm Gesichte seinen Kindern. Seine Gattin merkte sogleich seine That und versank in trostlosen Jammer darüber. Er suchte sie zu trösten und war in sich selbst froh und zufrieden. Am dritten Tage Mittags war das letzte Restchen Brot aufgezehrt. Der Abend kam und die Kinder schrien um Brot. „Schlaft nur, meine Kinder, gewiß ihr hungert jetzt nicht; schlaft, Morgen früh sollt ihr zu essen bekommen.“ So sprach der hochbekümmerte Vater, dem nun alle Hülfsmittel in sich selbst und in seinem Hause erschöpft waren. Das wußte er nur zu gut. „Gott — Vater — Allgütiger Du kennst meine Noth. Nicht für mich flehe

ich zu dir, nur für meine kranke Gattin und meine hungernden Kinder! Dir, Dir lege ich meinen ſchweren Kummer an dein Vaterherz, Du Allbarmherziger.“ So betete er und ſchlief ein. Aber die Sorge ſchreckte ihn bald wieder aus dem Schlafe. Er durchwachte die ganze Nacht und hatte die Freude, daß die Seinen im ruhigen Schlummer lagen. Als der Tag anbrach, ſtand er auf, ſtellte ſich ans Fenſter und betete ſo recht aus Herzensgrunde zu dem himmliſchen Vater: du ſagſt ja, o Gott, in deinem Worte, ich bin bei dir in der Noth und will dich herausreißen. Du ſageſt in deinem Worte zu den Reichen: brich den Hungrigen dein Brot, die Verlaßnen führe ins Haus, ſo du einen Nackenden ſiehſt, ſo kleide ihn und entziehe dich nicht von deinem Fleiſch. Dir will ich feſt vertrauen. Du wirſt Mittel und Wege wiſſen, um die Meinen nicht den Hungertod ſterben zu laſſen! — Nach dieſem Gebete blieb er am Fenſter ſtehen, nachdenkend über ſeinen ganzen, jetzt aber ſo bittern Lebensweg. Die Seinen wachten auf und begrüßten den Gatten und Vater. Erhebet, meine Kinder, eure Hände und Herzen zu Gott und betet; er wird uns bald Brot beſcheeren, ſprach er. Sie beteten. Seiner, ſich etwas ſtärker fühlenden, Gattin drückte er mit

Wehmuth die Hände und sprach mit Zuversicht von der Hülfe Gottes. „Vater, hörte er leise seine beiden jüngsten Kinder sprechen, Vater, mich hungert. Da wendete er sich schweigend von ihnen und stellte sich wieder an sein Fenster. Er fühlte, daß seine Sorge und Noth aufs Höchste gestiegen war. Er hatte keine Thräne mehr. Die Last des Kummers wollte ihn zu Boden drücken. Aber meine jungen Freunde und Freundinnen, die Hülfe Gottes für diese arme, schwer gedrückte Familie war schon längst vorbereitet, war nahe, kam in dem Augenblicke, als der Vater mit seinem, auf die Hände gestützten, Haupte am Fenster lehnte, gleichsam wie taub und stumm für den fortwährenden Ruf der Kleinen: Vater, uns hungert! Je größer die Noth, je näher dir Gott — das wurde hier auf eine fast wunderbare Weise wahr. Hört nur und — staunt und — betet an den helfenden und rettenden Gott.

Es kam ein, mit zwei Pferden bespannter, Wagen die Straße langsam herauf gefahren. Ammer lauschte hin und merkte, daß der Fuhrmann und die auf dem Wagen sitzende, wohl gekleidete Frau, mit unverwandten Augen nach seinem Hause blickten; auch glaubte er deutlich zu vernehmen, daß die Frau die auf dem, über der Hausthür hängenden, Schilde stehenden Worte Schneidermeister, August Ammer, ablas. Der Wagen hielt;

die Frau ſtieg ab. Er erſtaunte und ging ihr entgegen. „Sind Sie der Schneidermeiſter Ammer? fragte ſie höflich. Auf ſeine ſtille Bejahung, ſchritt ſie der Stubenthür entgegen. Er folgte und hieß ſie in der Stube mit leiſer Stimme willkommen. Da verwandelte ſich ihr freundliches Weſen in Erſtaunen; ſie ſtand plötzlich ſtill und ſah bald ihn, bald die halbnackten, bleichen Kinder, bald das Krankenbette an. Daß ſich Gott erbarme, begann ſie mit einem wehmüthigen Seufzer, hier iſt wohl große Noth? Wohl, erwiderte Ammer mit Anſtrengung, wohl, meine liebe Frau; es iſt die Hungersnoth, die hier hauſet. „Welche Stimme, Herzensmann! fuhr ſie raſch fort. Einen Auguſt Ammer kenne ich genau. Das war ein guter Menſch. Sind Sie der Sohn eines Predigers in der Gegend von Frankfurt an der Oder, der vor dem Kriege auf der Wanderſchaft geweſen iſt? So iſts, entgegnete Ammer. „Haben Sie nicht, fragte ſie weiter, auf ihrer damaligen Wanderſchaft unweit Karlsruhe in dem Dorfe Röhre, in der daſigen Dorfſchenke übernachtet, daſelbſt bei einem Feuer-Ausbruche die kranke Wirthin gerettet und den Räubern das geraubte Geld abgejagt? Das habe ich gethan, antwortete Ammer zitternd und der Fragenden forſchend in die Augen ſchauend. „Dieſe Wirthin bin ich, verſetzte die Frau mit freudiger Rührung. Ach! ſchon oft

haben wir, mein Mann und ich, uns gesehnt, Sie unsern Lebensretter, wieder zu sehen, um Ihnen nochmals für die erwiesene Rettung herzlich zu danken. Gott sei Dank, daß ich Sie wiedergefunden habe. Aber wie — großer Gott, wie und in welchen Umständen! Ach! — hier trocknete sie sich die Thränen — ach Sie armer, lieber Retter meines Lebens! „Da wurden die aufhorchenden Kinder, unruhig und der kleine Gotttraut rief mit kläglicher Stimme: Vater, mich hungert. Nun erst wurde der christlichen Samariterin der ganze und wahre Nothzustand ihres Wohlthäters klar und deutlich. So komme ich denn wohl wie gerufen, sprach sie freudig. Stille, Kinderchen, ihr sollt nun nicht mehr hungern. Schnell eilte sie hinaus an ihren Wagen. Wir erstaunten Alle, als sie mit freundlichem Blicke ein großes rundes Brot, etwas Butter und Zugemüße in die Stube brachte. „Das war, guter Ammer, fing sie wieder an, für die Botenfrau bestimmt. Da diese mir aber schon in der Nähe von Ellersleben, wo ich jetzt wohne, begegnete, um sich diese Lebensmittel bei mir zu holen; so schickte ich sie in mein Haus, um daselbst zu warten, bis ich zurückkäme. Diese Lebensmittel habe ich denn mit hierher genommen. Gott, wie muß sich doch Alles so wunderbar fügen! Nun, meine Kinderchen, nun sollt ihr essen! Hier schnitt sie jedem Kinde

ein Stück ab, welches die Hungernden begierig und dankend ergriffen und ſich daran labten. Geſchwind, mein guter Ammer, machen Sie Feuer an, um eine Suppe zu kochen! „Guter Gott, wie hilfſt du ſo zur rechten Zeit! Nun machſt du meiner Noth ein Ende!“ Mit dieſen Worten eilte Ammer in die Küche, las die Splittern Holz zuſammen und in einigen Sekunden loderte an einem großen Topfe ein helles Feuer. Als er die Stube wieder betrat, ſaß ſeine Wohlthäterin am Bette ſeiner Gattin und weinte bitterliche Thränen. Ach, ihr armen Leute! Auch noch Krankheit im Hauſe — ſo ſehr — ſo lange und zu einer ſolchen Zeit! ſeufzte ſie. Nun Gott hat geholfen. Wie dank' ich ihm, daß er mich zu dieſer Zeit zu euch geſendet und mich mit Gütern geſegnet hat! Wie wunderbar hat doch Alles zu eurer Rettung in der Hungersnoth kommen müſſen! Mit dieſen Worten eilte ſie in die Küche und nach wenig Minuten ſetzte ſie eine große Schüſſel voll dampfender Suppe auf den großen Arbeitstiſch, wovon ſie zuerſt der Kranken etwas zutrug. Da kamen die Kinder herbei, der Vater entblößte ſein Haupt, faltete ſeine Hände und betete gerührt: Kinder, danket mit mir Gott dem Herrn und Vater; denn er iſt freundlich gegen uns und ſeine Güte währet ewiglich! Ja,

Mathilde, Kinder, Wohlthäterin, Gott iſt freundlich, er hat ſich unſrer erbarmet, wie ſich ein Vater über ſeine Kinder erbarmet! Da aßen Vater und Kinder, ſättigten und ſtärkten ſich. Auch die Kranke verſuchte die Suppe und verſicherte, daß ihr ſeit langer Zeit nichts ſo labend geweſen wäre. Das Alles ſah und hörte die menſchenfreundliche Wirthin mit ſichtbarem Wohlgefallen und ſtimmte mit Andacht in das Gebet des Vaters ein: Lobe den Herrn meine Seele und vergiß nicht, was er dir Gutes gethan hat. Nun hören Sie, lieber Meiſter, fing ſie wieder zu reden an, was ich eigentlich bei Ihnen will. Mein wohlhabender Bruder, der Großbauer und Schenkwirth in Ellersleben, ſtarb und vermachte mir, ſeiner einzigen Schweſter, da er weder Gattin noch Kinder noch ſonſtige Verwandte hatte, ſein großes Gut und den Gaſthof. Wir verkauften unſer Schenkhaus in Röhre und zogen vor fünf Monaten nach Ellersleben. Seit dieſer Zeit bin ich heute zum zweiten Male in dieſer Stadt. Meine einzige Tochter iſt ſeit zwei Monaten mit dem Herrn Stadtſchreiber in Coblank verlobt und in drei Wochen ſoll die Hochzeit ſeyn. Da fuhr ich denn heute früh hierher, um einen Schneidermeiſter mit der Verfertigung der Hochzeitkleider zu beauftragen. Als ich ſo die Straße herauf fahre, fällt mir Ihr Schild

in die Augen, und als ich den Namen August Ammer lese, wurde mir's so wunderlich ums Herz, es war, als spräche eine Stimme zu mir: dieser und kein anderer. Wie hätte ich ahnen können, daß ich in das Haus meines Retters kommen und daß ich nun Gelegenheit haben würde, meinen Dank dafür ihm thätig beweisen zu können! Nun, fuhr sie fort, nun lassen Sie uns zum Kaufladen gehen, um das nöthige Zeug einzukaufen. Da blickte Ammer sie höchst verlegen an, und seine kranke Gattin antwortete weinend: ach! er hat keinen Rock mehr. So ist's, fügte Ammer hinzu, die Noth zwang mich vor einigen Tagen, ihn für Einen Thaler zu versetzen. Kaum hatte Frau Marsching, so hieß die Wirthin, den Namen des Verleihers vernommen, so eilte sie fort und in wenig Minuten brachte sie ihm den Rock. Als ihn Ammer wieder auf dem Leibe hatte, da jubelten die Kinder und die Gattin rief freudigen Blickes ein: Gott sei Lob und Dank! Das nöthige Kleiderzeug ward bald eingekauft. Frau Marsching versorgte Mutter und Kinder mit den nöthigen Bedürfnissen, sagte ihnen ein freundliches und tröstliches Lebewohl und fuhr mit Ammern nach Ellersleben. Hier, Hr. Gastwirth, rief sie scherzend ihrem Manne zu, hier bringe ich einen Schneidermeister mit, dessen Bekanntschaft du schon vor langer Zeit gemacht hast.

Sieh ihn nur an, du mußt ihn noch kennen. Ohne ihn wäre ich verbrannt, wären wir arme Leute. „Ach! so ſind Sie Auguſt Ammer," rief der Wirth freudig aus, ihn von Herzen willkommen heißend. Als er nun aber von ſeiner Frau vernahm, wie und unter welchen traurigen Umſtänden ſie ihn gefunden habe, da verſicherte er ihn eben ſo theilnehmend ſeiner Unterſtützung, als es ſeine Frau ſchon gethan hatte. Ammer war dieſen gutgeſinnten Menſchen ein ſehr lieber und theurer Gaſt, dem die liebenswürdige Braut noch beſondere Aufmerkſamkeit bewies. Nachdem er ſein Meiſtergeſchäft beendigt, ſich durch die zuvorkommende und gaſtfreundſchaftliche Güte geſtärkt und erquickt hatte, wurde er auf demſelben Wagen wieder nach der Stadt gebracht. Mit vieler Mühe ließ er ſich einige Thaler, als Vorſchuß, aufdringen. Als er vom Wagen geſtiegen war und der Knecht mehrere mit Stroh bedeckt geweſene Säcke in ſein Haus trug, gerieth er in freudige Ueberraſchung. Dieſe ſtieg noch höher, als ſeine wankend herzu gekommne Gattin die Säcke öffnete und eine Menge verſchiedener Lebensmittel herausnahm. Beide Gatten empfanden himmliſche Freude, und ihre Kleinen klatſchten freudig in die Hände. Als er ſich nun nach dem Knechte umſah, war dieſer verſchwunden, aber vor der Stubenthür ſtand ein großer Sack voll Roggen. Das erregte und hochgeſteigerte Ge-

fühl der Freude versagte ihm beinahe die Sprache. Auch dieses Geschenk mußten die Seinen sogleich sehen; er rief sie herbei, ihnen entgegen rufend: Da seht, so hilft der liebe Gott durch gute Menschen. Freuet euch, meine Kinder. Nun werden wir alle Tage zur rechten Zeit essen. Unsre große Noth ist vorüber! Der Hausvater war ganz glücklich und Gattin und Kinder waren es mit ihm. Auf diesen Tag der Rettung folgte eine Nacht des erquikkendsten Schlafes. Am folgenden Tage ging er mit Munterkeit an die Arbeit; in 12 Tagen hatte er sie beendigt. Da kam Frau Marsching, um die Hochzeitkleider abzuholen, brachte neue Lebensmittel mit, bezahlte ihm, was er forderte, und auf ihr inständiges Bitten, mußte er von ihr hundert Thaler annehmen, die sie ihm auf zehn Jahre ohne Zinsen leihen wollte. Auch brachte sie ihm neue Arbeit mit für sich und ihr Haus und für andere Wohlhabende im Dorfe, denen sie ihn empfohlen hatte. Da nun auch mehrere alte Kunden mancherlei Arbeit verfertigen ließen, so gab es für unsern Ammer täglich Verdienst. Er nannte sich glücklich; denn er war bescheiden in seinen Wünschen und zufrieden mit wenigem Gute. Seine Gattin war vollkommen genesen und auf den Wangen seiner Kinder blühete wieder die Gesundheit. Alle freuten sich auf die Hochzeit zu Ellersleben, wozu sie die

gute Frau Marſching eingeladen hatte. Als der Hochzeittag angebrochen war, ſchloß er ſein Haus zu, übergab den Schlüßel dazu dem getreuen Nachbar und ſetzte ſich mit allen ſeinen hochzeitlichgekleideten Lieben in den, ſchon längſt vor dem Hauſe harrenden, aus dem Hochzeit-Hauſe geſendeten, Wagen. Sie kamen in das Haus der Freude, und wurden von den Hochzeit-Eltern herzlich empfangen. In der Stube kam ihnen das Braut-Paar entgegen. Aber in welche freudige Beſtürzung gerieth unſer Ammer, als er in dem Bräutigam die Züge ſeines Bruders Anton erblickte. „Wie, ich bitte, wie heißen Sie? rief er dieſem haſtig entgegen. Anton Ammer, war die Antwort. „Gott, ſo finde ich meinen Bruder Anton wieder, rief jener. Ich bin Auguſt, dein älteſter Bruder. Da erkannten ſie ſich, die Bruderliebe erwachte mächtig und voll ſeliger Gefühle ſanken ſie einander in die Arme! Die Hochzeit-Eltern ſahen einander mit freudigem Lächeln an und beide riefen zu gleicher Zeit: Nun werden wir auch noch mit unſerm Retter nahe verwandt. Wie ſich die Brüder freuen! Wie glücklich ſie ſind! Heute iſt unſerm Hauſe ein doppeltes Heil wiederfahren. Das Wiederfinden der beiden Brüder erhöhete die Hochzeitfeier. Ja, was dieſe noch mehr erhöhete, war, daß bei Tiſche für die Orts-

Armen gesammelt und zwar reichlich gesammelt wurde, wozu die Hochzeit-Eltern noch eine besondere ansehnliche Gabe hinzufügten. Denn diese kannten und übten die schöne Lehre und Ermahnung des Herrn: seyd barmherzig, wie euer Vater im Himmel barmherzig ist, und die des alten Weisen: Vergiß der Armen nicht, wenn du einen fröhlichen Tag hast (Sir. 14, 14.) — Aber Herzensbruder, redete August nach dem Hochzeitmahle zu seinem Anton, nun wirst du mir sagen; wie du in dem Städtchen Stadtschreiber geworden bist. „Ich, erwiederte Anton, ich verließ das Haus des Gerichtsamtmanns und erhielt eine Anstellung beim Proviantwesen der Armee. Da führte mich mein Beruf auch nach Coblank, wo ich Gelegenheit hatte, den fast verarmten Einwohnern gute Dienste zu leisten. Nach dem Frieden kehrte ich in das, mir liebgewordene, Städtchen zurück. Mit dem bejahrten Stadtschreiber wollte es nun nicht mehr recht fort; daher wurde ich ihm zur Seite gesetzt. Nach einigen Jahren starb er, und ich erhielt seine, eben nicht einträgliche, Stelle.' Vor einem halben Jahre wurde ich mit meinen nunmehrigen Schwiegereltern bekannt, deren Angelegenheiten in Coblank regulirt werden mußten. Dadurch kam ich dann in ihr Haus und lernte ihre einzige Tochter Theodore kennen. Die in uns entstandene gegenseitige

Achtung und Liebe hat nun, wie du gesehen hast, unsre eheliche Verbindung herbei geführt. „Da ist Gottes weises Walten recht sichtbar, sprach freudig August. Wir beide verdanken diesen guten Menschen unser Glück! Nun erzählte er seinem Anton seine ganze Lebensgeschichte, besonders die seiner großen Noth und fast wunderbaren Rettung. Die beiden Brüder umarmten sich weinend, gelobten einander, sich treu zu lieben, gut und fromm zu seyn und Gott zu vertrauen.

Von nun an blühete das häusliche Glück in Augusts Hause wieder auf. Die bittern Erfahrungen hatten ihn und seine Gattin weiser, besser, gläubiger gemacht und das Vertrauen und die Hoffnung in ihren Herzen fest begründet. Es war ihnen und ihren Kindern ein hoher Genuß, alljährlich einige Male nach Ellersleben zu reisen zum Bruder und Schwager Anton, der höchst glücklich lebte. So bestätigten sich denn auch in dem Schicksale August Ammers die ewig wahren Worte des frommen Gellert:

Gott hilft und läßt die Traurigkeit
Uns bald vorübergehn.
Will durch die harte Prüfungszeit
Nur unser Glück erhöhn!

III.

Zufrieden ſeyn in Allem und überall, macht glücklich.

Strebſt Du nur gut und fromm zu ſeyn,
Genügſam und zufrieden .
Mit dem, was Dir beſchieden:
Dann kannſt Du Dich des Lebens freun,
In Noth zu Gott aufſchauen,
Unwandelbar ihm trauen.

Der Steuerdirector Wiedemann in N. im Hannöverſchen war in dieſer Stadt der gebildeteſte und kenntnißreichſte Mann. Davon hatte er, in den erſten Wochen nach dem Antritte ſeines wichtigen Poſtens, ſich ſelbſt überzeugt. Dieſe Ueberzeugung war ihm aber nachtheilig. Sie verleitete ihn zum Stolze und zu einem geringſchätzenden Betragen gegen die Vornehmen, wie gegen die Geringen im Orte. Die natürliche Folge davon war, daß Jedermann ihm abgeneigt wurde und die Berührung mit ihm, außer wo es die Pflicht erforderte, ſcheuete. So ſah er ſich denn auf ſich und ſeine Familie allein beſchränkt. Seine Gattin war anders und

beſſer geſinnt. Dieſe ſtammte aus einer armen Köhler-Familie her. Schon in ihrer zarten Jugend hatte ſie ihre Eltern durch den Tod verloren. Eine weitläuftige Anverwandte ihrer Mutter nahm ſie zu ſich und ſorgte wahrhaft mütterlich für ſie. Dieſer guten Frau verdankte ſie eine chriſtlich gute Erziehung, Anleitung zur frühen Gottesfurcht, wie ernſte Gewöhnung zu einem guten, fleißigen, beſcheidenen und häuslichen Betragen. Als eine, ſich durch reifen Verſtand, wie durch wahre Herzensgüte auszeichnende, Jungfrau hatte ſie der junge Zoll-Einnehmer daſelbſt kennen gelernt. Gegenſeitige Hochachtung und Liebe knüpfte bald zwiſchen Beiden das heilige Band der Ehe, wozu ihm die Pflegemutter den beſten Segen von Herzen ertheilte. Seit ihrem zehnten Jahre hatte ſie von ihrem einzigen Bruder, der ein Jahr älter als ſie war, nichts gehört. Dieſer war zu eben der Zeit, als ſie zu der Verwandtin zog, mit einem bekannten Fuhrmanne, welcher für ſein Fortkommen zu ſorgen verſprochen hatte, nach dem Thüringerwalde gefahren. Nach zwölf Jahren, als ſie bereits verheirathet war, kam dieſer Mann ins Zollamt. Sie erkannte ihn und fragte ſogleich nach ihrem Bruder. „Der lebt noch, antwortete der redſelige Fuhrmann, iſt geſund und ſtark, wird in einigen Monaten ſelbſt eine Kohlenhütte anlegen und dann eine Muhme von mir heirathen. Der wird gewiß, glauben Sie

mir's, als Köhler sein Glück machen; denn er hat sein Geschäft lieb, betreibt es mit Fleiß und Verstand und ist genügsam und zufrieden. Wollen Sie an ihn schreiben, so will ich recht gern den Brief besorgen." Die gute Schwester freute sich dieses freundschaftlichen Anerbietens und schrieb einen langen Brief, in welchem sie sich mit ihm über ihre beiderseitige Kindheit, ihre lieben Eltern, ihre Trennung und nunmehrigen Verhältnisse weitläufig unterhielt. So hatte sie denn eine Pflicht erfüllt, nach deren Erfüllung ihrem guten Herzen schon längst verlangt hatte. Sie harrete einer baldigen Antwort entgegen, die ihr der Fuhrmann zu bringen versprochen hatte; aber vergebens. Auf genaue Erkundigung vernahm sie nach einem halben Jahre, daß der Fuhrmann auf einer seiner beschwerlichen Reisen plötzlich gestorben sei. Da nun der in seiner Länge und Breite große Thüringer Wald viele Meilen entfernt war, sie auch den Ort, dem ihr Bruder zunächst wohnte, nicht kannte, so schien es unmöglich, demselben Nachricht von sich zu geben. Dieß bekümmerte ihr Herz nicht wenig. Indessen wußte sie sich, als gute Christin, durch den Glauben an die göttliche Vorsehung, welche die Schicksale der Menschen weise ordnet und leitet, und auch die Familien-Verhältnisse väterlich berücksichtiget, zu trösten. Ihr Gatte blieb zehn Jahre lang Zoll-Einnehmer. Dieser Posten gewährte ihm

ein hinreichendes Auskommen, so daß er mit seiner getreuen Gattin ein höchst zufriedenes Leben führte. Dazu trug denn die allgemeine Achtung, welche er sich durch ein rechtliches und liebreiches Betragen gegen Jedermann erworben hatte, gar Vieles bei. Zwei Söhne, Gotthold und Anton, waren dieser Eltern hohe Freude. Es waren gesunde und muntre Knaben, welche gute Anlagen verriethen und entwickelten, und den nöthigen Unterricht in der öffentlichen gut eingerichteten Schule erhielten. In seinem Dienste war unser Wiedemann äußerst gewissenhaft und die Geschäfte betrieb er mit ausgezeichneter Umsicht, Ordnung und Pünktlichkeit. Dadurch hatte er sich die Zufriedenheit seiner Vorgesetzten erworben; ja sein Name war so gar dem Minister, auf eine für ihn lobenswerthe, Art bekannt worden. Nach seiner zehnjährigen Amtsführung starb sein bejahrter Steuerdirector, mit dem er jederzeit nicht nur in dem besten Vernehmen gestanden, sondern an dem er auch einen wahren Freund gehabt hatte. Dieser hatte auf seinem Krankenbette unsern Wiedemann auf das dringendste zu seinem Nachfolger empfohlen, der davon nichts ahnte und ahnen konnte. Sein Erstaunen war daher nicht gering, als ein Rescript vom Minister ihn zum Steuerdirector ernannte. Freude erfüllte sein Herz, als er sich von der Wahrheit dieser Erhebung vollkommen überzeugt hatte. Geringere Freude em-

pfand ſeine Gattin, welche für Auszeichnung und Erhebung in der Welt weniger Empfänglichkeit beſaß. Sie ahnete es, ja ſie überſah es mit einem Blicke, daß ſich mit der Erhebung ihres Gatten nun auch Vieles im Innern des Hauſes ändern würde und müßte. Sie fühlte ſich nun einmal für einen höhern Stand und die höhere Welt nicht geboren und gebildet. Indeſſen pries ſie mit ihrem Gatten das ihnen wiederfahrne Glück, wodurch ſie in der Stadt R. wohnhaft werden mußten. Daß dieſer nun, als Steuerdirector und als der gebildeteſte Mann im Orte, ſich der verkehrten Eigenliebe und dem Stolze hingab, haben wir ſchon im Anfange dieſer Erzählung bemerkt. Da er durch ſeinen Stolz zwiſchen ſeinem Hauſe und den Häuſern der Vornehmen im Orte eine feſte Scheidewand gezogen hatte, und ihm doch geſelliger Umgang Bedürfniß war; ſo knüpfte er mit mehrern angeſehenen adeligen und nicht adeligen Familien, welche in der Nähe der Stadt wohnten, Bekanntſchaft und Verbindung an. Er machte alſo, im eigentlichen Sinne, ein ſo genanntes großes Haus, womit häufige Beſuche und Gegenbeſuche nothwendig verbunden waren. So wenig Sinn auch ſeine getreue, die häusliche Stille liebende, Gattin für ein geräuſchvolles Leben hatte, ſo ſuchte ſie doch mit aller Anſtrengung den Erwartungen ihres Gatten Genüge zu leiſten. Natürlich wirkte dieſe Er-

hebung auch auf die Erziehung und Behandlung der Söhne. Man hielt ihnen einen eigenen Hauslehrer, welcher, zum Glück für die Knaben, ein guter und gewiſſenhafter Mann war und dieſen den wahren und hohen Zweck des Lebens und die ſchöne Jugendzeit, als die beſte Vorbereitung dazu, kennen lehrte und einprägte. Indeſſen war es doch nicht ganz zu verhüten, daß der ſtolze Weltſinn des Vaters auf ihre jungen Gemüther zurück wirkte. Gotthold, der älteſte, ſchien in die Fußtapfen ſeines Vaters treten zu wollen, indeß Anton den beſcheidenen und ſtillzufriedenen Sinn mit ſeiner Mutter theilte. — Bei einer ſolchen Denk- und Sinnesart konnte es unſerm Steuerdirector an Neidern und Haſſern nicht fehlen. Denn Stolz und übermüthiges Betragen gegen Andere beleidigt dieſe; und wiſſen ſie ein ſolches Betragen nicht zu verſchmerzen und ihre aufgereizten Gefühle zu beruhigen: ſo ſuchen ſie dem ſtolzen Beleidiger auf jede Weiſe nachtheilig zu werden. So ging es unſerm ſtolzen und aufgeblaſenen Steuerdirector. Seine Haſſer und Feinde ſuchten ſich an ihm dadurch zu rächen, daß ſie mancherlei üble Gerüchte von ihm im Umlauf brachten; ja manche vergingen ſich ſo weit, daß ſie ihm ſogar Schaden an ſeinem Hauſe und Garten zufügten. Einige wurden über der That ertappt und nach den Geſetzen beſtraft. Dieß machte das Uebel noch ärger. Endlich hieß es unter dem

Volke ziemlich allgemein, der Steuerdirector habe Caſſengelder angegriffen, viele Schulden gemacht u. ſ. w. Dieſes Gerücht hatte, wie ſich's ergab, ein von ihm fortgejagter Bedienter, der mehrere Jahre ſein völliges Vertrauen genoſſen hatte, freilich wohl aus Rache, im Umlauf gebracht. Leider! war es nicht grundlos. Denn nach kurzer Zeit erſchienen, wider alles Erwarten, einige fürſtliche Abgeordnete, welche die Caſſe, Rechnungen und Papiere des Steuerdirectors unterſuchten. Die Erſcheinung dieſer Perſonen erregte allgemeines Aufſehen im Orte und bei den Gegnern Wiedemann's auch wohl die Gefühle der Schadenfreude. Als dieſer aber noch an demſelben Tage einige Mann Soldaten, als Wache, erhielt und alles verſiegelt worden war; ja, als der Verunglückte ſchon am vierten Tage nach der Feſtung abgeführt wurde: da triumphirten ſeine Feinde in ihren böſen Herzen, anſtatt, daß ſie ihn hätten bemitleiden und dabei denken ſollen: Wer da ſtehet, der ſehe wohl zu, daß er nicht falle. Dieſe plötzliche Wendung des Geſchicks, dieſer ſchnelle Herabſturz aus der Höhe in die Tiefe, hatte auf die getreue und tieffühlende Gattin des unglücklichen Mannes, den fürchterlichſten Einfluß. Schon während der Unterſuchung litt ſie unausſprechlich; aber ihr Leiden erreichte eine unabſehbare Tiefe, als die Unterſuchung einen ſo entehrenden und ſchrecklichen Ausgang gewann.

Sie war in der erſten Zeit wie zermalmt, faſt ohne Beſinnung und alſo unfähig, auf die tröſtliche Zuſprache einiger geprüften Freundinnen zu hören. Ihr Zuſtand ging in eine harte und ſchwere Krankheit über. Als dieſe den höchſten Grad, die entſcheidende Zeit über Leben und Tod, erreicht hatte, war ihr unglücklicher Gatte im Gefängniſſe durch eigne Hand aus dem Leben geſchieden. Als ſie auf dem Wege der Beſſerung war, gab man ihr vom Tode ihres Gatten Nachricht; die Art des Todes aber ſuchte man ihr zu verſchweigen. Dieſe Nachricht war eine mitwirkende Urſache, daß ſie in einen ſtillen verzehrenden Gram verſank, der nach acht Wochen ihr Lebensende herbeiführte. Der Kummer über ihre beiden Söhne, die nun zu angehenden Jünglingen gereift waren, griff ihr Herz vorzüglich an. Wohl wurden dieſe von dem Unglück ihrer Eltern tief gebeugt; doch das Herz Gottholds weit weniger, als das des Anton, der im eigentlichen Sinne wie zerknirſcht war. Er war bei dem langſamen Dahinſterben der geliebten Mutter nicht von ihrem Bette zu bringen, verſagte ſich jede Erholung, pflegte und wartete ſie, lauſchte auf jede ihrer Bewegungen und Worte und betete unabläſſig um ihre Geneſung. Als die Mutter die Annäherung ihres Todes merkte, rief ſie die beiden Söhne an ihr Lager, ergriff ihre Hände und ſprach aus mütterlicher Liebe mit ſchwacher, holer Stimme:

„Ich verlasse euch nun auch, meine Kinder. Nach meinem Tode steht und seyd ihr ohne Eltern! Ach das schmerzt mich, Sterbende, tief! Aber ihr werdet nicht verlassen seyn und werden. Gott im Himmel wird sich euer erbarmen und gute Herzen erwecken, durch die er für euer Fortkommen sorgen wird. Gehet fort von hier und aus hiesiger Gegend; gehet hin in den Thüringer Wald. Vielleicht lebt mein geliebter Bruder noch. Bringet ihm von mir, seiner sterbenden Schwester, noch einen Gruß und die Bitte, daß er sich eurer annehmen möge. Ach! wie oft habe ich auf meinem Krankenbette Gott um euer Fortkommen angerufen. Ich sterbe mit der Zuversicht, daß er mein frommes Gebet erhören wird; aber auch mit der Hoffnung, daß ihr gut und fromm bleiben werdet. Wollt ihr das, meine Söhne? Wollt ihr stets mit kindlicher Liebe eurer Eltern gedenken und, ach! — das erbitte ich von euch vorzüglich — der That eures unglücklichen Vaters nie fluchen!“ Hier stockte ihre schwache Stimme und Thränen entquollen ihren matten und vertrockneten Augen. Die Söhne, — denn auch Gotthold's Herz wurde ganz von Schmerz ergriffen, — drückten der Mutter die kalte Hand, versprachen unter Schluchzen ihre Bitte zu erfüllen und sanken, von Schmerzgefühlen überwältigt, an ihrem Bette nieder. Da legte die Sterbende Beiden ihre Rechte auf das

Haupt, ihr Auge hob sich heitrer himmelwärts und — schloß sich auf immer. Sie war für die beßre Welt entschlafen. Bei der Annäherung ihres Todes, wie bei ihrem Leichenbegängnisse, offenbarte sichs, daß sie im Leben sich einer allgemeinen Hochachtung und Liebe zu erfreuen gehabt hatte. Unzählige begleiteten ihren Leichnam zum stillen Grabe und setzten ihr mit Mund und Herz ein liebe- und ehrenvolles Andenken. Dadurch wurde denn auch das mißfällige Andenken an ihren Gatten gemildert; es ging in Bedauern über und in den christlichen Wunsch: Friede seiner Asche! Gleiche Theilnahme schenkten die Einwohner den beiden Jünglingen. Sie wurden, da sie der gänzlichen Armuth Preis gegeben waren, von vielen Familien beherbergt und gespeist und mit Troste und gutem Rathe versehen. Allgemein war man der Meinung, daß sie zum Onkel nach dem Thüringer Walde ziehen sollten, wobei man ihnen auf alle Weise behülflich seyn wollte. Anton war dazu fest entschlossen; aber nicht so Gotthold. Dieser wollte von einem Köhler und dem Köhlerleben nichts wissen, sondern, wie er sich ausdrückte: etwas Tüchtiges lernen, wie sein Vater, und diesen dadurch noch im Grabe ehren. Auf sein dringendes Bitten, verwendete sich der dasige Oberpastor für ihn beim Gymnasium zu Braunschweig; ja der gute Mann reiste endlich mit ihm dahin ab

und war so glücklich, den armen Jüngling daselbst aufgenommen und von mehrern Gutgesinnten unterstützt zu sehen. Die Trennung der beiden Brüder geschah, besonders von Seiten Gottholds, nicht in der besten Stimmung. Dieser war fast erzürnt, daß Anton in die Köhler-Gegend, unter so ganz gemeine Menschen ziehen und sich so erniedrigen wollte. Dieser aber setzte ihm die Bitte der sterbenden Mutter entgegen, und daß er keinen stolzen Sinn hege und nimmermehr nach hohen Dingen in der Welt streben würde. Die Trennung geschah. Anton wanderte, mit seinem Taufzeugnisse und einigen Papieren seiner Mutter versehen, aus, nach dem Thüringer Walde. Er wußte von seinem Onkel weiter nichts, als daß er Hanko hieß, aber wo und in welcher Gegend dieses verschiedenartigen und weitläuftigen Waldgebietes er wohne, war ihm gänzlich unbekannt. Er verließ sich auf Gott, der den Vögeln unter dem Himmel bei ihren Herbstwanderungen den rechten Weg zeigt, rief ihn täglich im Gebete um seinen Beistand und Schutz an und wurde immer mehr in dem Glauben befestigt, daß er ihn gewiß zum Ziele führen werde. Wohlbehalten und guten Muthes betrat er den Wald und hielt nun in den zerstreut liegenden Dörfern und vereinzelten Köhler-Wohnungen genaue Nachfrage nach dem Köhler Hanko. Vergebens; man wollte

keinen Köhler unter dieſem Namen kennen. So irrte er denn nun ſchon zwei Wochen herum, wobei er manche unvermeidliche Beſchwerde zu ertragen hatte. Jedoch verließ ihn weder ſein Muth noch ſein Vertrauen. Als er an einem heißen Sommertage lange fortgewandert war, ſetzte er ſich ganz ermattet mit ermüdeten und wunden Füßen auf einen alten Baumſtamm. Hier überdachte er ſein Schickſal ernſtlich, wobei ihm unwillkürlich Thränen in die Augen traten. Indem er ſo um ſich herſchauete, wurde er in einer Entfernung von ohngefähr dreißig Schritten einen breiten und betretenen ſandigen Fußſteig gewahr. Da fiel ihm auf demſelben ein Gegenſtand in die Augen. Er ging auf denſelben zu und fand einen langen, mit Riemen wohl zugebundenen, ledernen Beutel, in welchem, nach ſeinem Gefühle, Geld befindlich war. Sein Herz klopfte vor Freuden über dieſen Fund. „Vielleicht werde ich dadurch, dachte er, meinem Ziele näher kommen. Den Beutel ſchnallte er ſich nun feſt um den Leib und bedeckte ihn mit ſeinem kurzen Rocke. Da ihm in dieſem Augenblicke die wunden Füße ſehr ſchmerzten, ſo zog er auf der Stelle die Stiefeln aus, um nachzuſehen. Indem er nun wieder auf den Baumſtamm losging, bekam er einen heftigen Stich in den linken Fuß; ein Hinblick überzeugte ihn, daß er einer Otter zu nahe gekommen ſei. Er ſchlug das Thier

mit den Stiefeln todt und nahm wieder Platz auf seinem Stamme. Der Schmerz an dem gestochenen Fuße wurde immer heftiger; das Glied schwoll an, und in kurzer Zeit reichte die Geschwulst bis an das Knie. Ein heftiger Durst quälte ihn; die Besinnung wollte ihm vergehen, er war nur noch eines leisen Wimmerns fähig. Da schreckt ihn ein heftiges Hundegebell auf. Mit halb geöffneten Augen sieht er einen großen schwarzen Hund vor sich stehen, der fortfährt ihn anzubellen. Bald darauf stehen drei Köhler in ihrer Tracht mit großen Schürbäumen vor ihm. In seinem halbbewußtlosen Zustande hörte er doch, daß sie ihn beklagen. Rasch machen sie nun von Zweigen eine Trage, auf welcher sie ihn in eine nicht weit entfernte Köhler-Wohnung bringen. Hier entkleiden sie ihn und belegen den angeschwollenen Fuß mit allerlei Kräutern, welche sie in ähnlichen Unglücksfällen, als sichere Heilmittel, zu gebrauchen pflegen. Auch flößen sie ihm ein halbes Nösel von einem bittern Tranke ein. Bei der Entkleidung findet der Köhler zu seinem Erstaunen seinen verlornen Geldbeutel am Leibe des Fremdlings. Noch mehr, er findet in der Tasche den Taufschein und die Papiere. Als er einen Blick in jenen thut, ruft er verwundernd und freudig aus: Gott, meiner Schwester Sohn, Anton Wiedemann. Der Köhler war also der gesuchte On-

kel Hanko. Dieſer war zu Pferde in der, drei Meilen entfernten, Stadt geweſen, und hatte Geld für verkaufte Kohlen eincaſſirt. Auf dem Heimritte wurde er im Walde nach der Gegend zu, wo ſeine Wohnung lag, einen ſtarken Rauch gewahr. Er vermuthete einen Feuerausbruch und trieb ſeinen Klepper an. Als er an Ort und Stelle ankommt, war das Feuer bereits gedämpft, nachdem es einige Köhler-Wohnungen verzehrt hatte. Indem er nun ſeinem Hauſe zueilt, vermißt er zu ſeinem Schrecken ſeinen Geldbeutel. Schnell ſendet er ſeinen getreuen Sturm — ſo hieß ſein Hund — auf den Weg, den er gekommen war; er ſelbſt folgt ihm mit zwei ſeiner Burſchen. So fand er ſeinen Neffen Anton. „Freue dich, meine Dorothea, rief er ſeiner, nun auch herbeigekommenen Gattin entgegen, ſiehe, hier hat uns Gott auf eine faſt wunderbare Art meiner einzigen Schweſter jüngſten Sohn zugeführt. Er iſt zwar durch einen Otterbiß jetzt übel daran; aber der liebe Gott wird unſern Beiſtand ſchon ſegnen. Beide verdoppelten ihre Hülfe, ſo weit ſie es vermochten, und nach einigen Stunden ſchlug Anton die Augen auf. Verwundert blickte er um ſich her. „Sei ruhig, mein Sohn, ſprach der Onkel zu ihm, du biſt in guten Händen; du haſt endlich den gefunden, den du, wie ich vermuthe, lange vergebens geſucht haſt. Ich bin dein Onkel,

Hanko. Als dieſer ihm nun erzählte, wie er ihn gefunden habe, erwiederte der Jüngling mit ſchwacher Stimme: „dacht' ichs doch, daß der gute Gott mich zu Euch führen und bei Euch eine gute Aufnahme finden laſſen würde. So iſt denn nun der Wunſch meiner verſtorbenen Mutter erfüllt.“ Wie? rief da Hanko erſchrocken aus, wie, deine gute Mutter iſt todt? Ach, die gute, treue Schweſter! Ach, daß wir uns ſeit unſrer Kindheit nicht mehr geſehen haben! Wohl ihr! Thränen entrieſelten da ſeinen Augen. Indem er nun auf ſeinen Anton hinblickte, war dieſer in einen tiefen Schlaf verſunken. „Das iſt ein gutes Zeichen, Dorothea, ſprach er, lege dem Fuße noch einige friſche Kräuter auf; dann wollen wir ihn und uns für dieſe Nacht Gott empfehlen. Am andern Morgen erwachte der Kranke mit wiedergekehrter Kraft. Die Geſchwulſt war im Abnehmen. Die neuen Eltern verdoppelten ihren ärztlichen Beiſtand; und nach einigen Tagen ſahen ſie ihren gefundenen Sohn völlig geneſen an ihrer Seite. „Nun Anton, fing der Onkel an, nun erzähle mir von deinen lieben Eltern und deinem Geſchick.“ Der Jüngling theilte dem biedern Onkel die ganze Lebensgeſchichte ſeiner geliebten Eltern ausführlich mit. Das Ende ihres Schickſals konnte er nur in verſchiedenen Abſätzen mittheilen; denn die tiefſten Gefühle der Wehmuth

bestürmten sein kindlich frommes Herz. Das Haupt auf die Hand gestützt, hörte der Onkel aufmerksam zu, ohne ihn zu unterbrechen. Als Anton geendet hatte, entstand ein langes Stillschweigen. Endlich unterbrach dieses der Onkel. „Sei ruhig, mein Sohn, du hast Viel, hast Vater und Mutter früh verloren; aber sei ruhig, ich werde von nun an dein Vater seyn, so wie meine Gattin da Mutterstelle an dir vertreten wird. Ich will darüber, um dein kindliches Herz zu schonen, weiter nichts sagen, als daß alles Unglück daraus entstand, daß dein Vater nach hohen Dingen strebte. Gott wird ihm gnädig seyn und meiner geliebten Schwester den ewigen Frieden frommer Seelen verleihen. Ich fürchte nach Allem, was du mir von deinem Bruder erzählt hast, daß dieser auch bereits von einem hohen Weltsinne angesteckt ist. Doch wir wollen von ihm das Beste hoffen. Du aber, du sollst von nun an, wie gesagt, nicht verwaist seyn. Du sollst bei uns bleiben, sollst, da der gute Gott uns unsre drei Kinder wieder genommen hat, unser Sohn seyn, wenn es dir anders bei uns gefällt. Wir treiben freilich keine ansehnlichen und angenehmen Geschäfte; aber doch nützliche; müssen uns Tag für Tag gehörig anstrengen und unser Brot im Schweiße unsers Angesichts verdienen. Wir haben aber unser Auskommen und sind dabei ge-

nügsam und zufrieden. Merke dir's, mein Anton, ein gutes Gewissen und ein zufriedenes Herz macht Alles, auch den niedrigsten Stand, ja auch die härteste Arbeit, leicht. Du sollst nun vier Wochen lang nichts weiter thun, als unser tägliches Thun und Treiben sehen und beobachten. Gefällt es dir dann in unserm Kreise und in dieser waldigen Gegend: nun so haben wir in dir wieder ein Kind, und du hast an uns gute Eltern gefunden. Als nach Verlauf der vier Wochen ihn der Onkel fragte, welchen Entschluß er nun gefaßt habe, vernahm er die, ihm angenehme, Antwort: O! mit Freuden bleib' ich bei euch; euer zufriedenes Leben gefällt mir; wobei er beiden Eltern um den Hals fiel.

Von nun an ergab sich Anton mit Leib und Seele, wie man zu sagen pflegt, dem Köhlerleben. In kurzer Zeit war er ganz darin eingeweiht. Seine zweiten Eltern hatten ihre herzliche Freude an ihm; alle Köhler in der Gegend, Herren und Bursche, waren ihm gewogen; ja sie betrachteten ihn mit Hochachtung, da er einen höhern Grad von Bildung besaß, als gewöhnlich mit diesem Stande verbunden war. Er hatte ein stattliches blühendes Ansehen, so daß man ihn allgemein den schönen Köhler nannte. Nach vier Jahren war er seiner Eltern rechte Hand, und besorgte für

den Vater die beſchwerlichſten Geſchäfte, auch die nöthigen Reiſen in die benachbarten Städte. Als er neun Jahr lang hier gehauſet hatte, erkrankte der Onkel und ſtarb nach wenig Tagen. Anton war ſein Erbe und beweinte ihn mit kindlicher Liebe. Seine zweite Mutter folgte ihrem Gatten bald nach. Nun ſah er ſich völlig als ſelbſtſtändiger Köhler. Ein benachbarter angeſehener Köhler gab ihm ſeine einzige, ſittſame Tochter zur Gattin, mit der er ein muſterhaft gutes und zufriedenes Leben führte. Der gute Gott ſchenkte ihnen drei Söhne und zwei Töchter. Dieſe betrachteten beide als theure, ihnen von Gott anvertraute, Güter, und keine Pflicht war ihnen heiliger, als ſie frühzeitig zur wahren Gottesfurcht und zu einem ſittlich guten Wandel zu erziehen und ihnen darin mit einem guten Beiſpiele voranzugehen. Die älteſte Tochter hieß Maria. Dann folgten Zwillingsbrüder, Gottlieb und Liebegott. Ihnen folgte eine zweite Tochter, Roſa, und dann Auguſt. Anton war ihr Vater und Lehrer zugleich. Er fand nicht rathſam, ſeine Kinder in die, zwei Stunden entfernte, Schule zu ſenden. Daher nahm er für ſeine Geſchäfte noch einen tüchtigen Köhlerburſchen an und unterrichtete dann in mehrern Stunden des Tages ſeine Kinder ſelbſt. „So iſt es beſſer, liebes Weib, ſprach er, ſo entgehen ſie manchem Böſen,

das sie vielleicht auf ihrem langen Schulwege sehen, hören und thun könnten. Mögen mich meine Collegen deshalb bespötteln und belachen; mögen sie mir unlautere Absichten zutrauen; ich werde mich daran nicht kehren. Unsre Kinder sollen frühzeitig Gott fürchten, lieben und vertrauen lernen; sollen gut gesinnt und wohlgesittet werden, ihren künftigen Köhler-Stand liebgewinnen und mit seinen Eigenheiten, Vortheilen und Beschwerden zufrieden seyn. Kennen sie die Welt, ihre Reize und höhere Dinge nicht; so werden sie bewahrt bleiben vor einem eitlen, hoffärtigen und unzufriedenen Sinne. Laß du mich nur machen; gieb Acht, wir werden viele Freude an ihnen erleben." Das geschah auch. Der Segen Gottes ruhete auf Anton's Erziehung und Unterricht. Seine Kinder wuchsen auf zu Jünglingen und Jungfrauen, ausgerüstet mit Verstand und mancher Geschicklichkeit, mit Liebe zur Arbeit und mit einem tugendhaften, frommen und zufriedenen Herzen. Unter ihnen zeichneten sich besonders die Zwillingsbrüder durch ihre blühende Gestalt, wie durch ihr offenes, bescheidenes und rechtliches Betragen aus. Jedermann in der Waldgegend sah sie gern an und freute sich ihrer. An-

ton und seine Gattin waren in ihren Kindern höchst glücklich.

Als Maria zwei und zwanzig Jahr alt war, hielt der einzige Sohn eines wohlhabenden Köhlers um ihre Hand und um ihr Herz an. Sie sagte ihm, mit Bewilligung ihrer Eltern, beides zu, und zwar um so lieber, da dieser Jüngling in allgemeiner Achtung stand. Nach einiger Zeit sollte die Hochzeitfeier vor sich gehen. Die Trauung konnte nur in dem, vier Stunden entfernten, an einer gangbaren Straße liegenden, großen Walddorfe, Güntersblum, Statt finden. Der Hochzeittag kam; wurde aber durch einen Vorfall etwas getrübt. Vater Anton hatte, Tags vorher, als er aus der Stadt zurückkehrte, einen nicht unbedeutenden Sturz mit dem Pferde gethan und sich dabei den einen Fuß verrenkt. Er war also nicht im Stande an dem feierlichen Zuge Antheil zu nehmen und die väterliche Oberaufsicht dabei zu führen. Diese übertrug er seinen Zwillingssöhnen. Um neun Uhr setzten sich sämmtliche Hochzeitleute, theils zu Wagen, theils zu Pferde in Bewegung, wobei der alte, lange bestandene, Köhlergebrauch aufs Genaueste beobachtet wurde. Die Güntersblümer hatten lange einen solchen ausgezeichneten hochzeitlichen Aufzug nicht gesehen; daher liefen fast alle herzu, um ihre Neugierde zu befriedigen. Zufälliger Weise hatte eine Stunde vorher ein westphälisches Regiment

auf ſeinem Marſche in dieſem großen Walddorfe Quartier gemacht. Es war daher viel Leben im Orte. Die Trauungsfeierlichkeit geſchah bei voller Kirche. Nach derſelben verweilten die Hochzeitleute noch im Gaſthofe, um ein ſtarkes Gewitter vorüber zu laſſen. Da geſchah es denn, daß die, im Gaſthofe einquartirten, Soldaten ſich eine Ungebührlichkeit gegen die Braut erlaubten (der Bräutigam war noch nicht aus der Pfarrwohnung). Die Zwillingsbrüder warnten die Ungeſitteten; aber vergebens; dieſe lachten ſie aus und trieben ihre Ungebührniſſe noch ärger. Da geriethen die Beiden in Zorn, und ohne weiteres Bedenken warfen ſie, nach einigem Widerſtande, die Soldaten zur Thür hinaus. Ein Offizier, der bei dem entſtandenen Lärme herbeieilte und eben die Stubenthür öffnen wollte, wurde die, zehn Stufen lange, Treppe hinunter geſtürzt, wovon einige derbe Quetſchungen die Folge waren. Auch ergab ſich's, daß ein Soldat den Arm zerbrochen hatte. Dieſer Vorfall brachte das ganze Dorf in Bewegung. Der Chef des Regiments kam auch herbei, war äußerſt aufgebracht und drohete den beiden Thätern harte Strafe. Dieſe vertheidigten ſich unerſchrocken, erzählten den Vorfall nach der Wahrheit und beriefen ſich dabei auf den Wirth und andere Anweſende. „Ihr habt euch ſelbſt gerächt, erwiderte der Chef, und dabei einen meiner beſten Offizier

hart verwundet und einem Soldaten den gesunden Arm geraubt. Das verdient Strafe; und diese soll euch werden. Eure sämmtlichen Hochzeitbegleiter können nun ruhig nach Hause ziehen, ihr aber bleibt hier; solche Kerle, wie ihr seyd, kann ich im Regimente gut gebrauchen. Dabei bleibts! Braut und Bräutigam und ihre Begleiter wagten noch eine demüthige Bitte. Umsonst; sie erboten sich zu einem ansehnlichen Lösegelde; aber vergebens. Nun denn, sprachen die Zwillinge mit einem gewissen Stolze, so werden wir uns vor dem Soldaten-Stande auch nicht fürchten. Hierauf umarmten sie Alle die Ihrigen, sagten ihnen ein Lebewohl und trugen ihnen die herzlichsten Grüße an ihre Eltern auf. „Saget ihnen, setzten sie muthig hinzu, daß sie sich um uns nicht grämen sollen, daß wir auch als Soldaten nie schlecht handeln, sondern ihnen einst mit einem guten Gewissen unter die Augen treten werden.“ Betrübt und still zogen die Hochzeitleute von dannen. Schon ihr spätes Nachhausekommen ließ Anton etwas Unangenehmes vermuthen; aber ein solches Ereigniß kam ihm doch ganz unerwartet. Nachdem er eine Weile geschwiegen hatte und mit der Hand über die Stirn gefahren war, wie er in bedenklichen Fällen zu thun pflegte, sprach er gefaßt zu seiner weinenden Gattin, den betrübten Kindern und Gästen: Seyd still

mit euern Klagen! Die Zwillinge sind unschuldig und auch schuldig, wie mans nimmt. Sollen und müssen sie Soldaten werden; so sei es, wir sind zu gering und zu schwach, dieses, besonders in diesen kriegerischen Zeiten, zu hintertreiben. Ich sehe ihr Geschick als eine Fügung dessen an, der Alles im menschlichen Leben ordnet, zuläßt und zum Besten leitet. „Wer weiß, ließ sich ein alter Köhler vernehmen, wer weiß, wozu dieses Geschick deiner Zwillinge gut ist.“ Das ist mein fester Glaube, versetzte Anton. Nun laßt euch nicht weiter stören, seyd fröhlich und guten Muthes. Ich werde gleich wieder bei euch seyn. Er entfernte sich und schrieb einige Zeilen voll väterlicher Ermahnungen, Warnungen und Trostesworte an seine Söhne. Seine Gattin packte allerlei Eßwaaren zusammen; ein Bursche mußte sich auf den Klepper werfen, um Beides den neuen Soldaten zu überbringen. Diese nahmen das Ueberschickte gerührt in Empfang und ließen den guten Eltern die kindlichsten Grüße sagen.

Die Zwillingsbrüder mußten unter demselben Reiterregimente Dienste nehmen. Sie ergaben sich willig in ihr Loos; beharrten aber fest auf der Bitte, daß sie nie von einander getrennt würden. Man bewilligte ihnen dieses Verlangen, und zwar um so lieber, da sie sich durch ihren

wohlgestalteten Körperbau sichtbar auszeichneten, und eine, mehr als gewöhnliche, Bildung verriethen. In Kurzem waren sie zum Dienste eingeübt und tüchtig gemacht worden. Bald darauf brach der Krieg aus. Die Zwillinge zeichneten sich bei jedem Gefecht, welches das Regiment zu bestehen hatte, durch Muth und Tapferkeit aus, besonders aber durch gegenseitige Liebe, mit der sie in Gefahren einander berücksichtigten, beistanden und beschützten. Schon im ersten Feldzuge erhielten sie eine verdiente Auszeichnung. Im zweiten Jahre wollte man sie zu Unteroffizieren machen und sie trennen; allein sie erklärten, gemeine Soldaten bleiben und lieber sterben zu wollen, als sich von einander zu trennen. Verwundernd willfahrte man ihnen. Im Regimente hießen sie allgemein die tapfern Zwillinge. Denn wo nur etwas Schweres zu unternehmen und auszuführen war, da waren sie mit dabei. Einmal retteten sie ihren Rittmeister aus der Gefangenschaft. Ein ander Mal eroberten sie allein zwei Kanonen. Ein drittes Mal stellten sie sich, als alle Offiziere verwundet oder gefallen waren, an die Spitze ihrer kleinen Schaar und warfen den Feind zurück. Ein viertes Mal schützten sie muthig die Gefangenen vor den Mißhandlungen ihrer Kamerden. Jedes Ehrenzeichen nahmen sie dankbar an, aber jede angebotene Erhebung verschmäheten sie. Ihre Bruder-

liebe zu einander, erregte allgemeine Bewunderung. Sie waren gleichsam nur Ein Herz und nur Eine schöne Seele, in zwei blühenden und kräftigen Körpern. Da sie die Verträglichkeit mit ihren Kameraden, so wie ein stilles und bescheidenes Wesen über Alles liebten; so waren Obere und Niedere im Regimente ihnen gewogen. — So vergingen sechs Jahre, in welchen sie, so oft es nur möglich war, ihren Eltern Nachricht von sich gaben und von diesen, mit väterlichen Ermahnungen begleitete, Kunde empfingen. Als im siebenten Jahre der Friede geschlossen worden war, marschirte ihr Regiment an die Grenze des Vaterlandes zurück. Bald darauf mußten die Zwillinge, nebst vier Kameraden, unter dem Befehle eines Wachmeisters, nach der Stadt G. abgehen. Daselbst lebte ein gewisser Hofrath, den man im großen Verdacht hatte, mit dem Feinde des Vaterlandes einen geheimen Briefwechsel gepflogen zu haben. Um nun davon sichere Kenntniß zu erlangen, sollte plötzlich sein Haus von diesem Commando besetzt werden. Der Hofrath gerieth in einen nicht geringen Schrecken, als diese Besetzung eines Abends erfolgte und ihm enger Stubenarrest angekündigt wurde. Da der Wachmeister die Treue und Gewissenhaftigkeit der Zwillinge kannte; so vertraute er ihnen die Person des Hofraths an; er und die andern bewachten die Eingänge des

Hauſes. Die Brüder erfüllten den Auftrag mit aller Pünktlichkeit, aber auch mit der möglichſten Schonung gegen den Gefangenen, dem ſie mit ſchuldiger Achtung und Höflichkeit begegneten. Dieſem gefiel das Betragen der beiden Soldaten ungemein; er blickte ſie oft mit Wohlgefallen und Verwunderung an, wozu ihn beſonders ihre große Aehnlichkeit mit einander reizte. Am nächſten Morgen entſpann ſich folgendes Geſpräch unter ihnen:

Hofrath. Ich wundre mich bei euch über nichts mehr, als über die große Aehnlichkeit, die ihr mit einander habt.

Beide. Wir ſind Zwillingsbrüder.

Hofr. Wie lange dient ihr?

Beide. Es geht nun ins ſiebente Jahr.

Hofr. Wie alt ſeyd ihr?

Beide. Wir haben vor Kurzem unſer acht und zwanzigſtes Jahr angetreten.

Hofr. Aus welcher Gegend des Landes ſtammt ihr her?

Beide. Aus dem Thüringerwalde.

Hofr. Wie heißet ihr?

Beide. Gottlieb und Liebegott Wiedemann.

Hofr. Wie? ſo heiße ich ja auch. Wie heißt und wer iſt euer Vater?

Beide. Dieſer heißt Anton Wiedemann und iſt ein ehrlicher Köhler.

Hofr. (Haſtig vom Stuhle aufſtehend und in ſichtbarer Ueberraſchung den Jünglingen näher tretend.) Wißt ihr nicht, woher euer Vater ſtammt?

Beide. Aus der Stadt R., wo ſein Vater Steuerdirektor war.

Hofr. (In tiefer Bewegung.) Jünglinge ſagt ihr mir die Wahrheit?

Beide. Die reinſte Wahrheit. Unſer Vater hatte in ſeinem funfzehnten Jahre noch einen Bruder, von dem er aber nie wieder etwas gehört hat.

Hofr. (mit den freundlichſten Blicken.) Jünglinge, Brüder, Kinder, wie ſoll ich euch nennen; dieſer Bruder eures Vaters bin ich, ja ich bin euer Onkel.

Die Jünglinge ſahen dem freundlich lächelnden Manne verwundernd ins Geſicht; vermochten aber nicht zu reden.

Hofr. (mit Freudenthränen im Auge.) Ja, ja, meine lieben Söhne, ich bin euer Onkel. Kommt her, ihr lieben Jungen, kommt her an mein Herz. Er umarmte die Erſtaunten mit aller Herzlichkeit. Nun waren auch ſie überzeugt, nun fühlten ſie, daß ſie in den Armen ihres Onkels ruheten und ſtammelten vor Freude: geliebter, theurer Onkel! — Jüng-

linge — theure, liebe Söhne meines lieben Bruders — Euch mußte ich finden, euch in dieser Lage; durch euch mußte ich von meinem Bruder hören, daß er noch lebt und glücklich ist. Kinder, dieses Zusammentreffen ist kein Ohngefähr, ist Leitung Gottes. Ja, ja, sie freundlich anblickend, ihr seyd Antons Söhne, ganz sein Ebenbild. Daß ihr gut seyd, lese ich in euerm offenen Gesicht, und daß ihr brave Soldaten seyd, sehe ich an euern Ehrenzeichen und euern Narben. Doch — er sieht nach der Uhr — die Zeit ist kurz, man könnte uns belauschen. Nur so viel zu eurer Beruhigung. Man hält mich für einen Landesverräther. Das verdank' ich meinen vielen Feinden. Ich bin aber vollkommen unschuldig, wie ihr bald hören werdet. Indem er so sprach, trat der Wachmeister mit einigen, vom Fürsten abgesendeten Personen ein, welche ihn verhören und seine Papiere untersuchen sollten. Die Zwillinge mußten sich entfernen. Das Verhör und die Untersuchung dauerte mehrere Stunden. Der Hofrath vertheidigte sich im Bewußtseyn seiner Unschuld tapfer und legte diese den Commissarien klar vor die Augen. Gleichwohl wurde die militärische Bewachung nicht

aufgehoben. Ein Reiter sprengte fort nach der Residenz; die Commissarien blieben da, und der Hofrath fand keine Gelegenheit, mit seinen Neffen wieder in Berührung zu kommen. Am andern Morgen wurde durch einen hohen Befehl des Hofraths Unschuld erklärt, worauf die Commissarien abreisten und die Bewachung aufgehoben wurde. Nach des Hofraths Wunsche blieb das Commando noch einige Stunden bei ihm. Er gab ihm eine gute Mittagsmahlzeit, wobei er äußerst heiter und vergnügt war und dem Wachmeister seine nahe Verwandtschaft mit den Zwillingen eröffnete. Dieser war ein guter Mensch und nahm herzlichen Theil an dem unerwarteten Glücke. Da der Hofrath im Gespräch erfuhr, daß der Oberste des Regiments ein alter Universitäts-Freund von ihm war; so kam ihm sogleich der Gedanke bei, diesen Umstand zum Vortheile seiner Neffen zu benutzen, um sie nämlich vom Militär-Dienste zu befreien. Er schrieb sogleich in dieser Angelegenheit einen Brief an den Obersten, und der Wachmeister versprach, sein Gesuch bestmöglichst zu unterstützen. Seine Neffen mußten ihm das Versprechen geben, nach erhaltenem Abschiede sogleich zu ihm zu kommen. Diese Sache ging nach Wunsch. Ehe vierzehn Tage zu Ende gingen, traten die Zwillinge, als, mit allen Ehren, Verabschiedete ein in das Haus ihres Onkels. Dieser empfing sie mit wahrer Freude

und behielt sie noch einige Tage bei sich. Dann setzte er sich mit ihnen in den Wagen und nahm seine Reise in der Richtung nach dem Thüringer Walde. Den Jünglingen schlug hoch das Herz, als sie seine Absicht ahneten. „Ja, meine lieben Söhne, wir reisen zu euern guten Eltern; ich brenne vor Verlangen, meinen lieben Bruder und sein Glück, als Köhler, zu sehen.“ So sprach der fröhliche Onkel.

Es war an einem schönen Tage des Monats August, als in der Wohnung des Anton Wiedemann ein Kindtauffest gefeiert wurde. Sein jüngster Sohn August hatte sich nämlich verehelicht und an diesem Tage war das Tauffest seines Erstgebornen. Freude erfüllte die Herzen der Eltern wie der Großeltern und Taufzeugen. Alle hatten sich eben zur Mahlzeit um den großen viereckigen Tisch gesetzt. Da hielt plötzlich eine Kutsche vor der Wohnung. Diese seltene Erscheinung in dieser Gegend erregte allgemeines Aufsehen und brachte die fröhliche Tischgesellschaft sogleich in Bewegung. Wie erstaunte diese, als die geliebten Zwillinge in Uniform und mit mehrern Ehrenzeichen geziert herausſprangen und mit ihnen ein vornehm gekleideter Mann. „Vater, Mutter, Schwester, Bruder — wir sind wieder da,“ riefen laut die Zwillinge den Staunenden entgegen und fielen allen Lieben freudig in die Arme. Gott sei ge-

lobt und ihr ſeyd uns herzlich willkommen, entgegnete der alte Vater; meine guten Söhne! ſetzte froh weinend die Mutter hinzu; geliebten Brüder jauchzten die Geſchwiſter. Bei dieſem frohen und ſeligen Wiederſehen ſtand der Hofrath in tiefer Bewegung da und trocknete ſeine Thränen im Auge. „Vater“ riefen die Zwillinge darauf, Vater, kennſt du denn dieſen Mann nicht? O ſieh ihn nur recht an; gleicht er nicht deinem Bruder Gotthold? Ja, ja, ſetzte dieſer ſchnell hinzu, ich bin Gotthold, dein Bruder, mein Anton.“ Da erkannte ihn dieſer. Die Bruderliebe erwachte mit aller Kraft; ihre Umarmung war herzlich; ſie hielten ſich feſt umſchlungen. Alle Anweſende, Junge und Alte, ſtanden voll Erſtaunen da, falteten unwillkürlich die Hände und riefen vereint: Gott ſei geprieſen! Welch eine Freude! Wie ſie ſich lieb haben! Anton lebte ganz in Entzückung. „Dorothea, Kinder, Freunde, ſprach er im Gefühle hoher Freude, auf! freuet euch mit mir, ich habe meinen Bruder wieder gefunden, den ich in dieſer Welt für verloren hielt. Nun kommt, kommt Alle in die Stube. Alle folgten freudig. Man ſetzte ſich wieder um den Tiſch, und Gotthold bekam den erſten Platz. Links und rechts neben ihm ſaßen die

Zwillinge. Wohl ſelten iſt ein Kindtauffeſt mit einer ſolchen reinen Freude und Fröhlichkeit gefeiert worden als dieſes. Die beiden Brüder waren ganz glücklich; der Hofrath gab die Gefühle ſeines Herzens laut zu erkennen. „Bruder, fing er nach einer Weile an, Bruder! wie glücklich biſt und lebſt du! Faſt möchte dich mein Herz darum beneiden. Du haſt ein gutes Weib, dieſem die Hand freundlich drückend; gute Kinder, viele Freunde, wie ich ſeh' und höre, und lebſt zufrieden in deinem Stande. Ach, theurer Bruder, das war bei mir nicht ſo, fuhr er mit trüben Blicken fort.“ Davon ein ander Mal, entgegnete ſchnell Anton. Jetzt laß uns fröhlich ſeyn und die Gegenwart genießen. Man muß die Freude feſt halten, wenn ſie da iſt. So iſt es immer meine Gewohnheit geweſen, und ich habe mich dabei wohl befunden. Die Zwillinge mögen nun reden und uns etwas aus ihrem Soldaten-Leben zum Beſten geben. „Nun, Jungen, redet und erzählt.“ Dieſe folgten dem Befehle des Vaters und theilten das Wichtigſte aus ihrer ſechsjährigen Laufbahn mit. Da gab es denn bald Veranlaſſung zur Freude, bald auch zur Traurigkeit. Gut, meine Söhne, unterbrach ſie bald der Vater, ich bin mit euch zufrieden; ihr habt, wie ich aus Allem

ſchließen muß, euer gutes Herz bewahrt, keine Sündenſchuld auf euch geladen und ſeyd, wie eure Ehrenzeichen und Abſchiedsſchriften beweiſen, wackre Soldaten geweſen. Gott ſei gelobt. Der Hofrath blieb natürlich dieſe Nacht da. Im vertraulichen Geſpräche machte er ſeinen Bruder mit ſeinem gefaßten Entſchluſſe bekannt. „Ich will und muß, ſprach er, meinen Poſten aufgeben; ich habe einen heftigen Widerwillen, ferner in ſolcher Berührung mit der Welt zu leben. Dieſe hat gar zu arg mir mitgeſpielt; aber freilich wohl habe ich dabei große Schuld, wie du zu ſeiner Zeit hören wirſt. Kaufe du mir in der benachbarten Stadt ein Haus, wo möglich mit einem Garten. Daſelbſt will ich nun wohnen, ich bin dann in deiner Nähe, von dir will ich noch lernen zufrieden und glücklich zu leben. Mit Freuden übernahm Anton dieſen Auftrag und bat ſeinen Gotthold, noch einige Tage bei ihm zu verweilen und ſein Köhlerleben genauer kennen zu lernen. Dieſer willigte ein und konnte ſich nicht genug wundern über das gutmüthige Köhlervölkchen, das er da kennen lernte, und über den zufriedenen Sinn, welcher ſeinen Bruder und all' die Seinen beherrſchte. Am dritten Tage reiſ'te er

höchst zufrieden mit sich selbst wieder ab. Anton war glücklich mit dem Ankaufe eines passenden Hauses, in welchem er sogleich einige Zimmer einrichten ließ. Nach sechs Wochen bezog es sein Bruder und fand dasselbe seinem Wunsche ganz entsprechend. Kaum war er eingerichtet, so war sein erstes Geschäft, seinen Anton und dessen Familie zu sich einzuladen, um sein Anzugsfest zu feiern. Die ganze Familie seines Bruders, vierzehn Personen an der Zahl, kam in drei Wagen angefahren, wobei die Zwillinge in Uniform die Vorreiter machten. Der Hofrath, der von nun an nur Onkel Gotthold genannt seyn wollte, empfing seine lieben Gäste mit ungemeiner Freude und bot Alles auf, um sie aufzuheitern und zur Fröhlichkeit zu stimmen. „Kinder, begann Gotthold nach Tische, ich bin euch die Mittheilung meiner Lebensgeschichte schuldig. Diese will ich euch jetzt in der Kürze mittheilen; das Einzelne und Genauere sollst du, lieber Anton, gelegentlich erfahren. Ihr werdet oft Ursache haben, mich zu tadeln, aber auch zu bemitleiden. Alles dreht sich in meinem bisherigen Lebenslaufe um den Punkt: Daß ich in der Welt, in Ansehen, Ehre und Ruhm das Glück des Lebens suchte, und es leider darin nicht gefunden habe.

Ich ging, wie du, Anton, noch wiſſen wirſt, aufs Gymnaſium nach Braunſchweig. Daſelbſt blieb ich fünf Jahr und war dem unermüdeten Fleiße ergeben. Mit einem nicht geringen Schatze von Kenntniſſen und mit Lob und Ehre begab ich mich nach Göttingen, um daſelbſt die Rechtswiſſenſchaften zu ſtudiren, welches ich mit raſtloſem Eifer that. Als die vier academiſchen Jahre verfloſſen waren, ging ich mit einem Grafen auf Reiſen und durchſtrich mit ihm faſt ganz Europa. Nach drei Jahren kehrte ich zurück, erwarb mir die Doctorwürde und wurde Profeſſor. Hier verehelichte ich mich mit einem Fräulein v. H., die mir ein bedeutendes Vermögen zubrachte. Von ihrem Stolze, den ich in dem hohen Grade bei ihr nicht ahnete, wurde auch ich angeſteckt. Wir dünkten uns über alle Andere hocherhaben, trachteten nur darnach, ein ſogenanntes großes Haus zu machen und uns überall vorzudrängen. Es war natürlich, daß wir uns durch ein ſolches Betragen eine Menge Feinde machten, die uns bei jeder Gelegenheit allerlei Kränkungen zufügten. Meine Frau verleitete mich zu der Thorheit, mich adeln zu laſſen. Leider beſtärkte mich dieſe Erhebung in einem ſtolzen und übermüthigen Betragen. Ich blieb zwanzig Jahre in H. als Profeſſor. In dieſer Zeit gab uns die göttliche Vorſehung vier Kinder. Drei davon ſtarben uns in der aufblü-

henden Kindheit dahin. Der einzige Sohn erreichte sein achtzehntes Jahr. Aus großer Neigung widmete er sich dem Militärstande; wurde bald Offizier, und die erste Kugel, die im Kriege auf sein Regiment abgefeuert wurde, gab ihm den Tod. Wir Eltern waren untröstlich darüber, besonders die Mutter. Ein heftiger Gram nagte seit dieser Zeit an ihrem Herzen, welcher sie in wenig Monaten ins Grab stürzte. Mir gefiel's nun nicht mehr in H., ich legte meine Professor-Stelle nieder und erhielt einen bedeutenderen Posten als Hofrath. Ich glaubte nun die gewünschte Zufriedenheit zu finden; aber vergebens. Ich hatte auch in diesen neuen Verhältnissen Feinde, wie zuvor; und daran war mein stolzes und abstoßendes Betragen Schuld. Meine Hasser wußten mich endlich bei Hofe anzuschwärzen und der Landesverrätherei zu beschuldigen. Das erschütterte mich, da ich mich ganz unschuldig fühlte, aufs Gewaltigste. Meine Untersuchungssache führte die lieben Zwillinge zu mir. Ihre fast wunderbare Erscheinung weckte die schlafende Bruderliebe in mir und war mir ein Weg, den mir die göttliche Vorsehung zum wahren Glücke zeigte. Ich habe diesen Weg eingeschlagen und hoffe nun, mein Anton, in deiner Nähe und in dem Kreise der Deinen, mit denen du so glücklich lebst, die schon so lange gewünschte und gesuchte Zufriedenheit

Friede

zu finden. Ach, ich Thor! Die beſten Jahre meines Lebens ſind verfloſſen, große und theure Opfer ſind gebracht worden, ohne zur Ruhe von Innen und von Außen zu kommen. Geliebter Bruder — hiermit fiel er Anton um den Hals — an deiner Seite will ich lernen glücklich zu ſeyn! Weg mit dem Adel und dem Titel. Ich bin nur euer Bruder, Schwager, Onkel und Vetter Gotthold. Liebet mich, Kinder — er ſprach dieß mit Thränen im Auge — ich werde euch von Herzen wieder lieben. Dieſe empfangene und erwiederte Liebe wird nun, ich fühl' es, mein Glück gründen und meinen Lebensreſt verſüßen. Es war der dreizehnte Auguſt, an welchem ich deine Zwillinge, mein Anton, kennen lernte. Dieſer Tag war alſo der Wendepunkt meines Geſchicks. Dieſer ſoll nun alljährlich hier in meinem Hauſe von dir und deiner ganzen Familie und Verwandſchaft gefeiert werden; es ſoll uns ein theures Familienfeſt ſeyn und bleiben. Nun umarmte er Alle nach der Reihe. Alle waren innigſt gerührt. Erſt der ſpäte Abend und der helle Mondſchein trennte die lieben Gäſte vom Bruder und Onkel Gotthold.

Dieſem war nun die Sonne des wahren Lebensglücks aufgegangen. Die ſchmerzlichen

Erinnerungen an die Vergangenheit traten täglich mehr in den Hintergrund seines Gedächtnisses. Von nun an liebte und übte er ganz und rein die Tugend. Er war freundlich, herablassend und mild gegen Jedermann, besonders gegen die Niedern. Er war zufrieden mit Gott, mit sich selbst und mit der Welt. Jeder Besuch, den er den Seinen gab oder von ihnen erhielt, erhöhete seine Zufriedenheit und jede Feier des dreizehnten Augusts knüpfte den Bund reiner Liebe unter ihnen fester. Alle Einwohner des Städtchens nannten ihn Vater Gotthold, und er war es auch durch Wort und That. So oft sie am dreizehnten August die Wagen und Reiter aus dem Walde herbeikommen sahen, riefen sie einander zu: Vater Gotthold feiert heute sein Lebensglück!

Nie schenkt der Stand, nie schenken Güter
Dem Menschen die Zufriedenheit.
Die wahre Ruhe der Gemüther
Ist Tugend und Gottseligkeit.

IV.

Fluch des Laſters, und Segen der Tugend.

Gott ſelbſt legte zum Laſter den Fluch und das rächende Verderben, damit der Sterbliche davor erzittre und die verlorne Tugend des Herzens wiederſuche. Zur Tugend aber der Aehnlichkeit mit ihm, legte er reichen Segen in Selbſtachtung, Gewiſſensfrieden, Liebe zu allem Guten und freudigem Aufſchaun zum Sternen-Himmel, damit der Sterbliche immer muthiger werde, auf der ſteilen Tugendbahn höher zu klimmen, und würdiger der Krone, die allen tugendhaften Kämpfern verheißen iſt.

In der ehemaligen Reichsſtadt H. lebte vor ohngefähr ſechs Jahrzehnten in einem großen und prächtigen Hauſe der Herr von Wilden. Sein Reichthum war groß, aber ſein Geiz noch größer. Er war von dieſer Leidenſchaft ſo eingenommen, daß man an ihm kaum einige wenige Merkmale dieſes abſcheulichen und ſchmuzigen Laſters vermißte. Der arme Mann! Anſtatt freier Eigenthümer ſeines Mammons zu ſeyn, war er nur ängſtlicher Hüter und Beſchüzer deſſelben. Dieſen ſich täglich

in seinem Umfange zu denken, seine Augen an der baar vorhandenen silbernen und goldenen Masse zu weiden, die eingelaufenen Zinsen hinzu zufügen, die Zeit der einzulaufenden genau zu berechnen, die häuslichen Ausgaben immer mehr zu vermindern und alle nur mögliche Einschränkungen und Versagungen zu machen; das war fast allein seine tägliche Beschäftigung. Er ging nur aus, wenn er Zinsen zu heben hatte oder irgend einen Vortheil sich verschaffen konnte. Gesellschaften außer und in seinem Hause vermied er gänzlich. Daher kam es, daß er oft in vielen Wochen nicht auf der Straße zu sehen war. Seine Gattin, durch welche ihm der größte Theil seines Reichthums zugefallen war, hatte, bei einem frühen Tode, den schönen Nachruhm einer guten und frommen Frau mit ins Grab genommen und ihm zwei Söhne, Woldemar und Oskar, hinterlassen. Beide waren muntre und lebhafte Knaben von zehn und acht Jahren. Die große Geldliebe des Vaters hatte aber doch in seiner Seele die Liebe zu den Kindern nicht gänzlich vernichten können. Er wollte, daß sie, wie er es nannte, Etwas lernen sollten und hielt ihnen zu dem Ende einen Hauslehrer. Diesen besoldete er nicht gering; aber über den Sold und die andern festgesetzten Bedingungen hinaus erstreckte sich sein Wille nie. Sein Tisch war höchst einfach, und seine Bedienung bestand

in Einer weiblichen Perſon, welche alle nöthigen Dienſte in der Küche, wie alle andere Geſchäfte des Hauſes verrichten mußte. Doch hatte er noch einen alten lahmen Invaliden in ſeinem Hauſe, der gleichſam ſein Vertrauter war und ſeinen Söhnen, wie ihrem Lehrer, die nöthigen Dienſte leiſtete. Nur dieſer durfte in ſeiner Gegenwart Ein Mal des Tages die Schlafſtube betreten, um ſie zu reinigen, das Bette zu beſorgen und mit den nöthigen Bedürfniſſen zu verſehen. Denn in dieſer Stube lag in einem ſchweren, feſt angeſchloſſenen und wohlverwahrten eiſernen Kaſten ſein Mammon verborgen. Eh' er ſich ſchlafen legte, ſah er genau nach den eiſernen Stäben an dem einzigen Fenſter, ſchloß ſich dann ein und ſtellte ein geladenes Gewehr an ſein Bett. Bei ihm gab es in den Zeiten und Tagen des Jahres keinen Unterſchied, und jeder häuslichen Freude war er abhold, ſo wie der wandelbaren Mode in der Kleidung. Sein beſtes Kleid zählte ſeine dreißig Jahre, und die übrigen Kleidungsſtücke ſchienen, ungeachtet des täglichen Gebrauchs, ihrer Auflöſung zu trotzen.

Zum Glück für ſeine Kinder war der Hauslehrer nicht nur ein geſchickter, ſondern auch ein moraliſch guter Menſch, der die fähigen Knaben liebte und ſeine, ihm gegen ſie obliegenden, Pflichten gewiſſenhaft erfüllte. Die Thorheiten und Sonderbarkeiten ihres Vaters wußte er klüglich zu beur-

theilen. Mit der Kost war er zufrieden, da er sich von Jugend auf an Mäßigkeit und Genügsamkeit gewöhnt hatte. In dem ältesten Zöglinge, Woldemar, entwickelten sich manche unedle Neigungen, die der treue und gewandte Lehrer bei aller Aufmerksamkeit und Strenge nicht ganz zu unterdrücken vermochte. Wenn er glaubte die deutlichen Spuren des Stolzes und der Hoffarth gedämpft zu haben; so mußte er wieder gegen Merkmale der Unredlichkeit und Tücke kämpfen. Dieser Knabe machte dem redlichen Lehrer große Sorge. Oskar hingegen machte ihm durch sein freundliches, offenes, redliches und bescheidenes Wesen, so wie durch seinen eisernen Fleiß in Erwerbung nützlicher Kenntnisse, besonders aber durch ein gutes und frommes Herz, große Freude. Er zeigte schon frühzeitig eine starke Neigung zum Militär-Stande, vorzüglich zum Seewesen, mit dessen Gegenständen er sich gern beschäftigte. Sein Bruder sprach sich über seinen künftigen Beruf nie deutlich aus. Er schien, die Zukunft betreffend, auf die Geldkasten seines Vaters zu rechnen.

Die Zeit eilte jedoch unter dem steten Einerlei in diesem Hause schnell dahin und die Knaben waren zu Jünglingen von sechszehn und vierzehn Jahren herangereift. Da ließ sich ihr Vater gegen Herrn Funk, — so hieß der Lehrer — aus: daß sein Lehramt nun ein Ende haben müsse, da seine

Söhne für das Leben genug gelernt hätten. Das betrübte den guten Funk sehr, aber blos in Hinsicht auf die Jünglinge, besonders auf den Oskar, den er vorzüglich liebte. Ein Brief von ihrem Onkel, einem berühmten Seeoffizier in Schweden, beschleunigte seinen Abgang. Dieser erbot sich nemlich, den Oskar, dessen große Neigung zum Seewesen ihm bekannt war, zu sich zu nehmen und einen tüchtigen Seeoffizier aus ihm zu bilden und bilden zu lassen. Dieses Anerbieten kam Oskar's Vater ganz erwünscht. Schon nach einigen Tagen wurde der Jüngling abgesendet, und Funk an demselben Tage entlassen. Zwischen den beiden Abgehenden fand das freundschaftlichste Verhältniß Statt. Sie hatten einander feierlichst gelobt, einen Briefwechsel zu unterhalten. Funk war ein Jurist und hatte, als solcher, das Seine mit unermüdetem Fleiße gelernt. Das Glück begünstigte ihn. Er wurde bald Aktuarius in einem Gerichtsamte und durfte bei seiner Geschicklichkeit hoffen, mit der Zeit in einem höhern Posten zu wirken. Vier Jahre nach seiner Trennung von Oskar, schrieb er an denselben folgenden Brief:

„Wie freu' ich mich, mein Theurer, daß es Dir in Deinen Verhältnissen so wohl geht und Du so zufrieden lebst, nicht minder, daß Du die Hoffnung hast, bald Offizier zu werden. Du hast ganz recht, wenn Du sagst und es durch Dein Ver-

halten bestätigst: daß man sich dem gewählten Berufe mit Leib und Seele widmen und sich darin, so viel als möglich ist, auszeichnen müsse. Ich befolge diesen Grundsatz auch und gedenke als ein tüchtiger Jurist für das Recht zu streiten, wie Du als Seeoffizier für Dein neues Vaterland zu streiten und zu kämpfen bereit bist. Daß Du Deinem alternden Vater dann und wann einige Nachrichten von dir gegeben hast, da er öftere Nachrichten nicht liebt, ist löblich und recht; und daß Du gegen Deinen Bruder ein gänzliches Stillschweigen beobachtet hast, weil er keinen Deiner Briefe beantwortet hat, kann ich nicht mißbilligen. Zu Folge Deines Wunsches will ich Dir recht gern von Zeit zu Zeit bestimmte Nachrichten von ihm mittheilen. Für Heute melde ich Dir folgende. Dein Bruder hat schon seit einem halben Jahre das Vaterhaus verlassen und sich in der volkreichen Stadt K. mit einer reichen Witwe bürgerlichen Standes, die einen einjährigen Sohn hat, ehelich verbunden. Sein Vater hat diese Heirath sehr gebilligt, aber ihm dazu auch nicht einen Dreier gegeben. Beide Eheleute leben auf einen großen Fuß. Man beschuldigt sie, und zwar nicht mit Unrecht, eines unbändigen Stolzes und eines hoffärthigen Betragens. Die Dienstboten führen über sie bittre Klagen und jeder Arme und Nothleidende wird mit schnö-

den Worten von ihrer prächtigen Hausthür gewieſen. Die Handwerksleute werden von Deinem Bruder, der viel bauen läßt, geringſchätzend behandelt; er ſucht ihnen den wohlverdienten Arbeitslohn auf alle Weiſe zu verkürzen. Da ſich nun dieſe das nicht gefallen laſſen; ſo lebt er in immerwährendem Streite mit ihnen. Sie legen es recht darauf an, ihn zu übertheuern, zu bevortheilen und zu überliſten. Die ganze Stadt nennt ihn nur den ſtolzen Reichen, und weiß nichts als Unrühmliches von ihm und ſeiner Gattin zu erzählen. Dieſe gegründeten Nachrichten habe ich von meinem Bruder, der, wie Du weißt, Schönfärber in X. iſt und deſſen Haus an den Palaſt des Reichen grenzt. Ich ſelbſt habe mich von dem Leben und den Geſinnungen Deines Bruders überzeugt. Als ich vor einiger Zeit den Meinigen beſuchte, hielt ich es für Pflicht, ihm, meinem geweſenen Zöglinge, die Aufwartung zu machen. Der Unwürdige und Stolze! Nachdem er mich lange hatte warten laſſen, erzeigte er mir die Ehre, ihm in ſeinem prächtigen Zimmer aufwarten zu dürfen. Er ſchien ſich meiner kaum noch zu erinnern, hieß mich nicht einmal niederſetzen und ſprach in einem hohen und vornehmen Tone mit mir. Dieſes Betragen empörte mich, ich erwiderte wenig und ließ ihn deutlich merken, wie wenig er ein Recht habe, mich,

seinen gewesenen Lehrer, seines Reichthums wegen, so zu behandeln. Ich verließ ihn nach fünf Minuten im tiefen Gefühl meines Selbstwerthes und ohne seiner Gattin, die beim Fortgehen im glänzendsten Anzuge und mit stolzer Miene ins Zimmer trat, einer schuldigen Verbeugung zu würdigen. Was meinst Du, mein Oskar, zu einem solchen Betragen? Empört es Dich nicht auch? Mein Bruder hat mir versichert, daß Dein reicher Woldemar darauf ausgehe, es allen andern Reichen und Vornehmen in der Stadt zuvorzuthun. Ihm gegen über bewohnt ein gewisser Freiherr, von dem man behauptet, daß er mehrere Hunderttausend Thaler im Vermögen besitze, einen noch schönern Palast. Da nun dieser einen ungeheuren Aufwand macht, so strebt ihm Dein Bruder in allen Stücken nach, was er doch wohl in der Folge nicht wird aushalten können. Als neulich mein Bruder in seiner Gartenlaube, die hart an die Grenzwand zwischen beiden Gärten stößt, still verweilt, hat er ein Gespräch vernehmen können, das Dein Bruder mit seiner Gattin über den reichern und glücklichern Gegner, in der Person des Freiherrn, geführt hat. Daraus ist ihm denn klar geworden, daß beide Ehegatten vom Neide und Aerger gefoltert werden, und böse Wünsche im Herzen hegen. Gewiß Du wirst Deinen Bruder — denn ich kenne ja Dein gutes

Herz — mit mir aufrichtig bedauern. Für Heute genug. Lebe wohl und erhalte Deine Liebe

Deinem redlichen Freunde,

Funk."

Wir überspringen nun einen Zeitraum von zwölf Jahren. In demselben war Funk zum Gerichtsdirector befördert worden. Sein Ruf, als rechtlicher Mann war nicht gering; er wirkte in seinem Berufe viel Gutes. Der letzte Brief von ihm hatte Oskar'n gemeldet, daß dessen Vater sich in seinem Einsiedler-Leben seinem Ende nahe. Oskar eilte daher, ihm, im Betreff der Verlassenschaft seines Vaters, welche beiden Brüdern gehörte, mit der nöthigen Vollmacht zu versehen. Der alte Hr. von Wilden starb endlich an den traurigen Folgen des, alle Lebenskraft verzehrenden, Geizes. Funk war zufälliger Weise bei seinem Absterben gegenwärtig und handhabte dabei gewissenhaft, was die Landes-Gesetze vorschrieben. Da geschah es denn, daß er mit Woldemar von Wilden wieder zusammentraf. Dieser wollte auch dieses Mal sich auf eine stolze und herrische Weise benehmen; aber Funk wußte ihn durch sein männliches und würdevolles Betragen in den Schranken der Mäßigung zu halten. Er und der Rechts-Gelehrte, den Woldemar mitgebracht hatte, mach-

ten die Erbschafts-Angelegenheit unter sich ab. Diese Männer erstaunten über die Größe der Verlassenschaft, welche weit mehr in Capitalien als in baarem Gelde bestand. Woldemar versuchte, auf einen größern Antheil Anspruch zu machen und brachte dazu allerlei Gründe vor. Funk fand sie alle unhaltbar, und bewahrte für Oskar'n das Recht, nach welchem beide Brüder gleichen Antheil hatten. Für diesen erkaufte er nun, dem erhaltenen Auftrage zu Folge, das schöne Gut Wallerfeld, welches er einem seiner Freunde, der ein umsichtiger und erfahrner Landwirth war, in Pachtung gab.

Gegen diese Zeit brach der Krieg zwischen Schweden und Rußland aus, welcher, besonders zur See, mit großer Heftigkeit geführt wurde. Da blieben die Nachrichten von Oskar an Funk gänzlich aus. Dieser war, wegen seines Freundes in großer Sorge, da er dessen Ehrliebe, Muth und strenge Gewissenhaftigkeit in Erfüllung seiner Berufs-Pflichten kannte. So verflossen vier Jahre, binnen welchen ihm nicht die mindeste Nachricht aus Schweden zukam. Er fing an, Oskar's Tod zu fürchten. Aber wie groß war sein Erstaunen, und seine Freude, als er einen Brief erhielt, aus X. geschrieben, welcher folgendermaßen lautet:

„Lange, recht lange, mein geliebter Freund, habe ich Dich meinetwegen in Ungewißheit gelassen.

In dieſer ſollſt du nun nicht mehr bleiben. Ich lebe noch, mein Funk, und habe meinen Abſchied genommen, oder vielmehr nehmen müſſen, weil ein verkrüppelter Offizier nicht mehr im Stande iſt, dem Vaterlande zu dienen. Da mein Onkel in Schweden in einer Seeſchlacht geblieben war, ſo band mich nichts mehr an dieſes Land. Ich habe alſo ohne Zögern den deutſchen Boden wieder betreten. Meine Fahrt richtete ich auf die Stadt X., wo ich vor zwei Mal vier und zwanzig Stunden im Hauſe oder Palaſte meines Bruders gelandet bin. Allein dieſer Hafen iſt für mich kein glücklicher Aufenthaltsort. Ich habe mich bereits mit Allem in Bekanntſchaft geſetzt. Was ich da ſehe und höre, gefällt mir gar nicht, beſtätigt vielmehr, daß Du vor einer Mandel Jahren in einem Briefe an mich über meines Bruders Denk- und Handlungsweiſe, wahr geſprochen haſt. So wie damals iſt es noch, ja noch weit ſchlimmer. Vor einer Stunde habe ich Deinen Bruder kennen gelernt und von ihm zu meinen Wahrnehmungen noch viele, aber leider unangenehme, Zuſätze erhalten. Doch wozu das lange Gerede. Komm ſo bald als möglich hieher mein Funk, wir werden einander Vieles zu ſagen haben. Komm und eile in die Arme Deines

Oskar.“

Nachſchr. Mich findeſt Du im Palaſte des

Hrn. von Wilden zwei Treppen hoch, linker Hand, in den Rosazimmern, wie sie diese Stuben nennen.

Funk beeilte sich mit seiner Reise, und nach einigen Tagen lag er seinem ehemahligen lieben Zöglinge in den Armen. Es waren selige Augenblicke! Er fand in ihm einen blühenden Mann, von hoher, ansehnlicher fast majestätischer Gestalt, in Schwedischer Offizier-Uniform mit zwei Orden auf der Brust; aber der schönen körperlichen Gestalt fehlte das rechte Bein, das ihm in einer Seeschlacht entrissen worden war, und der gesunde linke Arm, der auf immer eine Lähmung erhalten hatte. Funk wollte seinen Freund deshalb beklagen. „Beklage mich nicht, mein Funk, erwiederte er. Was fehlt mir? Ich bin auch ohne diese beiden Glieder, noch gesund und fühle Kraft in mir, ferner Gutes zu wirken, nur auf einem andern Wege, als bisher. Die Erinnerung an mein Schicksal und mein jetziger Zustand peinigt mich nicht im Geringsten. Ich sehe Beides als eine höchst weise Fügung Gottes an. Hier, mein Theurer, hier schlägt mein Herz eben so ruhig, als in jenen Jahren meiner Jugend, wo du mein guter Lehrer warst. Ich habe mich sehr oft an deine wichtigen Worte erinnert, die du uns, Brüdern, täglich aus deinem guten Herzen vorsagtest: Die Erhaltung und Bewahrung eines guten und schuldlosen Herzens muß dem Menschen

in allen Verhältniſſen und Stürmen des Lebens die heiligſte Pflicht ſeyn. Dieſe Pflicht habe ich bisher nach Möglichkeit zu erfüllen geſucht; darum kann ich täglich ruhig und heiter vor den da Oben treten und darf auch vor dir nicht erröthen, mein Funk. Hier aber in dieſem Palaſte — ſo wird das Haus genannt — hier ſieht es nicht gut aus. In den vielen rothen und grünen, gelben und blauen Zimmern und Sälen hat mein armer Bruder mit ſeiner Frau den Stolz, die Hoffarth und den Prunk aufgeſchlagen. Seine Kinder, ja auch die Bedienten ſind davon angeſteckt. Er iſt reich, wie ich ſeh' und höre, und ſeine Frau hat dieſen Reichthum durch Beerbung ihrer alten reichen Tante ungemein vermehrt. Ich gönne Beiden dieſes irdiſche Glück, das ihnen ohne ihr Zuthun zugefallen iſt. Daß mein Bruder aber ſeinen großen Ueberfluß nur für ſich und ſeine Familie verwendet, und davon für ſeine armen Brüder, deren es hier ſo viele giebt, auch nicht einen Dreier entbehren kann und will, ſondern dieſe als niedere, geplagte und verächtliche Weſen betrachtet, das iſt's, was mich ſo betrübt und warum ich meinen Bruder bedauern muß. Als ich unerwartet hier ankam, empfingen mich alle, wie es ſchien, mit großer Freude, aber auch mit großer Pracht und Herrlichkeit. Dieß geſchah,

wie ich wohl merkte, um zu glänzen. Seit den sechs Tagen meines Hierseyns bin ich nun ganz mit der, hier herrschenden, Art und Weise zu denken, und zu handeln, die Tage anzuwenden und Vergnügungen zu suchen und zu genießen vertraut worden. Indem der edelmüthige Capitain also sprach, trat der bescheidene Hauslehrer der beiden Söhne, die Hermann und Eduard hießen, ins Zimmer. „Das ist Herr Wille, mein Funk, sprach da der Capitain, ein lieber junger Mann, der ganz geeignet ist, Kinder zu bilden und auf den rechten Weg zu führen. Aber fuhr er fort, sich gegen Wille'n wendend, woher der Ernst in ihrem Gesichte? Folgender Vorfall hat mich sehr traurig gemacht, erwiederte dieser: meine beiden Zöglinge haben sich an dem Waisenknaben, den der brave Gärtner des Hauses an Kindes Statt angenommen hat, thätlich vergriffen, und ihn blutig geschlagen. Der Gärtner brachte sogleich sein Kind zu mir. Ich erschrak über seine Gestalt und höre, daß er blos darum gemißhandelt worden ist, weil er meinen Zöglingen eine schöne und seltene Blume nicht hat abreißen und bringen wollen. Indem ich so mit dem Gärtner sprach, traten meine Zöglinge ein. Als ich ihnen das blutende Kind zeigte und ihre abscheuliche That vorhielt, wagten sie es, hartnäckig zu leugnen. Das empörte mich. Ich nahm sie bei den Händen und führte sie, sammt dem

Gärtner mit dem Kinde, zu ihren Eltern. Dieſe, denken Sie ſich, machten leider aus dieſer That wenig oder gar nichts, ſchalten den Gärtner tüchtig aus und ließen ihn mit Schimpfworten fort gehen, nachdem ſie den beiden Söhnen geſagt hatten, ſich nicht wieder ſo zu erniedrigen und mit ſolchem gemeinen Volke abzugeben. Beide mußten in ein Nebenzimmer treten. Da ſagten ſie mir, daß ich ſolche Kindereien nicht beachten müſſe; auch müßte mir, als Lehrer, längſt bekannt ſeyn, daß Jugend nicht Tugend habe, und daß ich dem niedern Volke, daß ſich oft zu viel herausnähme, nicht glauben dürfe. Als ich nun aber meine Gegenvorſtellungen machte und bemerkte, daß ich ja deshalb im Hauſe ſei, um die Knaben zur Tugend, die ſie noch nicht hätten, anzuleiten, und daß ſie ihrer That wegen ſtrafbar wären, und beſtraft werden müßten, entgegneten ſie mir unwillig: das ſei ihre Sache und Sorge. Ich ſollte mich nur um den Unterricht der Junker bekümmern und ſie (die Eltern) in Zukunft mit ſolchen Vorträgen nicht behelligen. Eine ſolche Behandlung, und Stellung kränkt mich tief, Herr Capitain. Ich ſehe und fühle, daß ich auf dieſe Weiſe ganz unnütz im Hauſe bin, und an meine Entfernung zu denken Urſache habe“. Der Capitain und Funk hörten mit ſchweigendem Ernſte dieſe Mittheilung an und äußerten laut ihren Unwillen. Seyn Sie ruhig,

Hr. Wille, sprach der Capitain, ich werde sogleich mit meinem Bruder darüber sprechen. Uebrigens sehe ich wohl ein, daß Sie hier nicht länger bleiben können. Für Ihr Fortkommen werde ich Sorge tragen.

Zwischen dem edlen Capitain und den Eltern der jungen Frevler erhob sich nun ein sehr ernsthaftes Gespräch, in welchem der Capitain ihnen bittre Wahrheiten sagte und schlechterdings, wenn sie nicht Rabenkinder aus ihren Söhnen erziehen wollten, auf Bestrafung drang und zwar in seiner und des Lehrers Gegenwart. Der edle Mann hatte sich durch seine offene und freimüthige und zugleich herzliche Rede ein großes Ansehen zu erwerben gewußt, so daß man es kaum wagte, ihm zu widersprechen, ja man fürchtete sich dieß zu thun. Das war auch jetzt der Fall. Er selbst rief die Söhne, wie den Lehrer, herbei, hielt jenen erklärend und ermahnend, ihr abscheuliches Betragen vor und dictirte ihnen einen ganzen Tag Stubenarrest bei geringer Kost und vieler Arbeit. Als die Sträflinge entfernt waren, hielt er beiden Eltern in seiner kräftigen aber herzlichen Sprache eine lange Vorlesung über die Kinderzucht. Das Alles, fuhr er fort, sind Folgen eures unbändigen Stolzes, den ihr auf euern Reichthum gründet. Geht das in euerm Hause so fort, lenkt ihr nicht bald ein, erziehet ihr eure Kinder nicht vernünftiger und

chriſtlicher: dann könnt ihr nur Unſegen davon haben. Der edle Mann verbreitete ſich nun mit ſo vieler Wärme und Theilnahme über den Zuſtand ihres Hauſes, über die Verbildung ihrer Töchter, wie über die rohen Auswüchſe an ihren Söhnen, daß ihm dabei die Thränen in die Augen traten. Das ſchien Eindruck auf ihre Herzen zu machen, ſie umarmten den lieben Bruder und Schwager und ſchieden herzlich von einander. Der Erfolg war ganz anders. Die erregten guten Gefühle legten ſich bald, der Stolz erwachte mit aller Macht, ſie nannten den Capitain, im Zweigeſpräch, einen Thoren, der ſich zuviel herausnähme und wünſchten, ihn je eher je lieber, los zu werden.

Dieſer fuhr mit ſeinem Funk auf einige Tage nach der Handelsſtadt M. „Du haſt, begann er im Wagen, den Vorfall mit angehört; aber glaube ja nicht, daß dieß der einzige ſchlechte Streich iſt von dieſen Knaben. Beide haben vortreffliche Anlagen, aber durch fürchterliche Vorurtheile, die ihnen von ihrem Stande und Reichthume beigebracht worden ſind, werden ſie verbildet und verdorben. Mit den beiden Töchtern ſteht es nicht beſſer. Ihre angenehme Geſtalt, ihre ſchöne Kleidung, ihr Blättern und Leſen in Romanen, ſo wie ihr großer Hang zu ſteten Vergnügungen und Zerſtreuungen, geht ihnen über Alles. Das iſt für Kinder und Eltern der Weg zum Fluche und Unſegen.

Eine höchſt rühmliche Ausnahme macht meines Bruders Stiefſohn, Auguſt Willkomm, der die Freundlichkeit, Sanftmuth und Beſcheidenheit ſelbſt iſt. Mit vortrefflichen Anlagen verbindet er nicht nur den beharrlichſten Fleiß, ſondern auch eine brennende Wißbegierde, und, was mehr als Alles das ſagen will, er beſitzt ein aufrichtiges, gutes und frommes Herz. Dieſer iſts, der dem guten Wille ſein ſchweres Geſchäft verſüßt. Aber kannſt du's wohl glauben, daß dieſer gute Knabe von ſeinen Eltern ſichtbar zurückgeſetzt und von Brüdern und Schweſtern verächtlich behandelt wird? Der arme Junge iſt lahm und hat weder ein gutes Wachsthum noch eine gefällige äußere Geſtalt. Die Mutter hat ihn, in ſeiner erſten Kindheit, als ſie ſich zum zweiten Male verheirathete, einer gewiſſenloſen Wärterin anvertraut. Eine ſchlechte Pflege und Aufſicht, wobei er einen heftigen Fall gethan, hat die angegebenen Folgen nach ſich gezogen. Die thörichte Vorliebe der Eltern zu den andern Kindern hat dieſen Sohn in offenbare Geringſchätzung gebracht. Sie haben es oft geſchehen laſſen, daß die muthwilligen und wirklich böſen Streiche Herrmann's und Eduard's auf ſeine Rechnung gekommen ſind. Mir wurde die Lage des armen Knaben in den erſten Stunden meines Hierſeyns klar. So lange ich im Hauſe bin, ſteht er unter meinem Schutze. Dieſes weiß er und

hat mich dafür sehr lieb. Bei aller geringschätzenden Behandlung erkaltet die Liebe zu den Eltern dennoch nicht, und er beweis't sie ihnen durch ein dankbares und stilles, fügsames und gehorsames Betragen. Das nennen die verblendeten Eltern Einfalt, Kriecherei, gemeinen Sinn, Mangel an Genie. — Nach vier Tagen kehrte unser Capitain ohne seinen Funk zurück. Da merkte er sogleich aus allen Gesichtern, daß etwas Wichtiges vorgefallen seyn möchte. Herr Wille erzählte ihm mit tiefer Bewegung Folgendes. Der zehnjährige Sohn des Schönfärbers ist mit seinem Großvater von mütterlicher Seite in seines Vaters großem und schönen Garten. Dieser, ein großer Blumenfreund, verwendet jährlich ein nicht unbedeutendes Sümmchen auf schöne, seltene ausländische Blumen und Gewächse. Diese lieben Pfleglinge haben ihren Platz auf einer langen Tafel, die sich an der hohen bretternen Wand, die beiden Gärten scheidend, hinzieht. Enkel und Großvater sind im Stillen beschäftigt, das Unkraut aus den, nebenbei stehenden, Blumenbeete zu ziehen. Auf einmal kommt eine Stange durch die bretterne Wand und stößt den Topf mit der kostbarsten und seltensten Blume von seinem Platze herunter, daß Beides zertrümmert wird. Großvater und Enkel erschrecken und vernehmen ein Kichern und Lachen der beiden Junker, die davon laufen. Kaum

war der Schönfärber von diesem boshaften Streiche benachrichtigt worden, so eilt er, denselben den Eltern anzuzeigen. Er trift den Herrn von Wilden, als er eben im Begriff ist, auszureiten. Dieser lacht über diesen Vorfall, nennt ihn eine Kleinigkeit und reitet stolz fort. Der gekränkte Mann kommt nun zu mir. Ich eile an Ort und Stelle, finde die Stange, wie das gebohrte Loch und hole die Thäter herbei. Diese leugnen die That und schieben sie auf August, der auch im Garten gewesen war. Dieser hatte sich aber zu derselben Zeit in einem andern Theile des Gartens beim Gärtner befunden. Nun gehe ich mit allen Dreien zur Mutter. Gegen diese leugnen sie ebenfalls, und wälzen das Geschehene auf August. Da sich dieser nun mit aller Ruhe als unschuldig vertheidigt, nimmt dieß die Mutter für Hartnäckigkeit und züchtigt ihn in meiner Gegenwart über alle Gebühr. Ich vertheidige den Unschuldigen mit Wärme. Umsonst; er wird von der wüthenden Mutter fortgestoßen. Mit betrübtem Herzen entfernte ich mich und kündigte dem wiederzurückgekehrten Vater an, daß ich nun nicht länger Lehrer seiner Kinder seyn könnte. Dieser willigte ohne alles Bedenken ein. „Recht so, lieber Wille, erwiederte der Capitain, gehen Sie und zwar Morgen schon. Reisen Sie nach B., dort werden Sie in Kurzem mehr von mir hören. Dieser

Vorfall veranlaßte abermals eine sehr ernsthafte Unterredung zwischen dem Capitain und seinem Bruder. Er erinnerte diesen mit den ernsthaftesten Worten an das, was er ihm schon oft gesagt hatte, daß er nämlich seine Kinderzucht bitterlich bereuen, und Schande, Elend und Fluch davon einerndten würde. Doch der edle Mann mäßigte sich, zeigte beiden Eltern an, ihr Haus nach zwei Tagen zu verlassen und, wenn sie ihm ein Andenken mitgeben wollten, so möchten sie ihm den guten August abtreten, er wolle und werde väterlich für ihn sorgen. Diesen Antrag bewilligten Beide mit Freuden. Am dritten Tage, früh Morgens, erschien August vor seinen Eltern, erflehete Verzeihung wegen seiner Fehler und bat unter den kindlichsten Thränen um ihre Liebe. Eben so bewegt war er beim Abschiede von seinen Brüdern und Schwestern. Der edle Capitain las diesen Gleichgültigen nochmals derb den Text und fuhr mit dem aufrichtigsten Bedauern der Eltern wie der Kinder von dannen. Die Reise ging geraden Wegs nach Wallerfeld. In B. nahm der Capitain Herrn Wille mit. Als er auf seinem Gute ankam, begrüßte ihn zuerst recht herzlich sein biedrer Funk. Die ganze Gemeinde seiner neuen Unterthanen empfing ihn mit einem Triumphbogen und mit Kränzen, unter Absingen eines schönen Liedes, welches der ehrwürdige hochbejahrte Prediger

des Orts zum Empfange des neuen Herrn gedichtet hatte. Dieser Empfang sprach das edle Herz des Capitain ungemein an. Er trat gerührt in die Mitte der Versammlung, dankte herzlich für diesen Beweis der Liebe und sprach noch besonders: Kinder, ich bin gekommen, hier bei und unter euch zu leben und zu sterben. Ich werde euch lieben und mehr euer Vater als euer Herr seyn. Schenkt ihr mir eure Gegenliebe, dann werden wir alle zusammen ein glückliches Leben führen. Die Versammlung jauchzte und gelobte Liebe und Verehrung. Der Capitain machte ihr diesen Tag zu einem festlichen, und ließ es, um sie zu erheitern und recht froh zu machen, an Nichts fehlen. Am andern Morgen führten Funk und der Pachter ihn auf den neuen Fluren herum. Alles fand seinen Beifall. Er hoffte hier in Ruh' und Frieden zu leben, und war fest entschlossen, das, was dazu von ihm abhinge, aufs Gewissenhafteste zu thun. Mit dem feurigsten Danke und der Versicherung unwandelbarer Freundschaft ließ er seinen Funk von sich. Für seinen August sorgte er väterlich. Herr Wille wurde auf zwei Jahr dessen Lehrer und Miterzieher. Mit diesem jungen Manne, dessen vortreffliche Eigenschaften sich täglich mehr vor seinen Augen entfalteten, schloß der Capitain den Bund der innigsten Freundschaft.

An seinem Pachter hatte er ebenfalls einen sehr erfahrnen und rechtschaffnen Mann zur Seite, und der Umgang mit dem ehrwürdigen Greise, dem Pastor Friedemann, wurde ihm bald zum Bedürfnisse. Im Vereine mit diesen drei Männern führte unser edler Capitain ein höchst glückliches Leben. „Ich bin nun, pflegte er öfters zu sagen, im Hafen des häuslichen Glücks eingelaufen!“ Dieser gute Mann erwarb sich durch sein freundliches und herablassendes Betragen gegen Jedermann und besonders durch seinen mitleidsvollen und barmherzigen Sinn gegen Arme und Unglückliche die volle Liebe seiner Unterthanen, so wie der ganzen Umgegend. Täglich streute er edlen Samen der Mildthätigkeit aus. Das konnte er auch; denn er bezog nicht nur ein ansehnliches Pachtgeld, sondern auch eine bedeutende Pension von dem Staate, dem er so treu gedient hatte. Ehe ein Vierteljahr verstrich, wurde sein Name in der ganzen Gegend, mehrere Meilen in der Runde herum, mit allgemeiner Hochachtung genannt. Bei seinem menschlich schönen Wandel war er auch ein frommer Christ. Die Religion bestand bei ihm nicht in Worten und Gebräuchen, sondern in frommen Empfindungen und Gesinnungen. Doch auch das Aeußere der Religion beobachtete er gewissenhaft. An jedem Sonn- und Festtage saß er in der Kirche an

ſeinem Platze, in der Mitte ſeines Wille und Auguſt's. Wenn dieſe ihm bei ſchlechtem Wetter und Anfällen von Schmerzen baten zu Hauſe zu bleiben, erwiederte er jedesmal mit freundlichem Ernſte: Dahin gehöre ich und dahin gehört ein Jeder, der es gut mit Gott, ſeinem heiligen Worte und mit ſich meint. Ich bedarf ſo gut der Belehrung, Ermunterung und des Troſtes des göttlichen Wortes, als alle meine Unterthanen, die ich als meine Kinder betrachte. Als Vater muß ich ihnen ja ein gutes Beiſpiel geben. So dachte, ſo lebte und wandelte der Capitain in ſeinem Berufe und Kreiſe.

Nach zwei Jahren mußte Wille ſeinen Auguſt auf das Gymnaſium zu N. bringen, wo dieſer mit ſchönen Erwartungen aufgenommen wurde. Jenen behielt er in ſeinem Hauſe. „Ich bedarf Ihrer, ſagte er, und unſer alter Prediger bedarf eines Gehülfen. Unterſtützen Sie ihn treu und redlich.“ Unter dieſen feſtgeſetzten Verhältniſſen, die unſern Capitain ſo beglückten, verſtrichen vier Jahre unvermerkt dahin. Da rief der Bote des Friedens, ein ſanfter Tod, den frommen hochverdienten Paſtor Friedemann aus ſeinem Leben ab. Unſer Wille wurde ſein Nachfolger. Zu eben dieſer Zeit kam Auguſt vom Gymnaſium zurück und zwar mit den aus-

gezeichnetesten Zeugnissen seiner erworbenen wissenschaftlichen Geschicklichkeit, wie seiner sittlich guten Aufführung, nach welcher er allen seinen Mitschülern zum Muster dargestellt worden sei. Der Capitain war entschlossen, ihn selbst auf die Universität zu bringen. Nach den vollendeten Vorbereitungen dazu, reis'te er mit ihm dahin ab. Einige Stunden vor dem schönen Universitäts-Orte ließ er vor einem schönen Gasthofe halten, um seine beiden Pferde etwas zu pflegen. Aus einer Oberstube des Gasthauses sahen mehrere junge Menschen heraus, die er sogleich für Studenten erkannte und die ziemlich lustig waren. Bei seinem mühevollen Aussteigen, merkte er, daß einer der Musensöhne in ein helles Gelächter ausbrach. Dieß verwundete sein edles Herz. Ohne sich eines Nähern zu bedenken, ging er langsam die Treppe hinauf und trat plötzlich unter die sechs Musensöhne. Seine hohe, fast majestätische, Gestalt, sein blitzendes Auge, seine Ordenszeichen auf der Brust, seine Uniform, seine sichtbaren Zeichen des Muthes und der Tapferkeit und sein ernster Blick wirkten mächtig auf die Jünglinge. Sie verstummten. Wer von euch war der freche Lacher über mich und meine Gestalt? sprach er mit starker Betonung. Auf einmal blieb sein Auge auf Einem hängen. Was seh ich? Du, Herrmann von Wilden, hier? Der war der Lacher, erwiederten da die an-

dern Jünglinge mit Einem Munde. „Jünglinge — Jünglinge, hütet euch, über irgend Jemanden zu lachen, besonders über einen Fremden, dessen Aeußeres euch sagt, daß er nicht ohne Verdienste um die Menschen und um das Vaterland ist. Sehet, Jünglinge, dieser Stelzfuß, dieser lahme Arm und diese Orden sollen es euch sagen, daß ich in drei Seeschlachten nicht ohne Ruhm für mein Vaterland und meinen König, dem ich diente, gekämpft habe. Ich kenne die Gefahren des Lebens und die furchtbaren Gestalten des Todes. Euch geht das Leben eigentlich erst auf; ihr werdet euern künftigen Beruf schlecht beginnen und fortführen, wenn ihr eure jetzige Vorbereitungszeit dazu vergeudet. Eure academische Zeit ist die wichtigste und entscheidendste für euer ganzes Leben. Ihr legt entweder darin den Grund zum Unsegen und Fluch, oder zum Heil und Segen. Es ist mir lieb, daß ihr euch in eurer jugendlichen Fröhlichkeit nicht so weit vergessen habt, über mich zu lachen, als dieser Elende da. Wisset, er ist meines Bruders Sohn, ich bin der Fregatten-Capitain von Wilden, sein Onkel. Herrmann — du mußtest mich an meiner Gestalt sogleich erkennen; ja du hast mich erkannt, das lese ich in deinen Gesichtszügen und du konntest über deinen Onkel lachen? Unglücklicher, wie tief bist du gefallen! Nun sehe

ich, daß deinem Herzen die Rache über meine, dir, als bösen Buben, gehaltenen, Strafreden, nicht fremd ist; daß du versunken bist in thörichten Stolz und schrecklichen Leichtsinn, gefühllos gegen deinen Onkel und also auch gegen verdiente Männer; daß du die heilige Pflicht der Achtung gegen Jedermann nicht kennst. Unglücklicher, unwürdiger Sohn meines einzigen Bruders! Du bist auf einem Wege, der dich in das furchtbarste Verderben führt! Wie stumm und scheu du dastehest gegen diese Jünglinge! Jetzt kommst du mit mir nach der Stadt, wo wir weiter mit einander reden werden. Komm, dein Bruder August wird dir mit einem Herzen voll Liebe und Freude entgegen kommen. Hiermit wendete sich der edle Capitain um, und Herrmann folgte ihm fast mechanisch nach. Unten im Hause fiel ihm August mit Freudenthränen um den Hals. O mein Bruder, rief dieser froh bewegt aus, wie glücklich bin ich, dich nach so langer Zeit wieder zu umarmen! Ich werde hier auch studiren. Da wollen wir recht fleißig seyn und einander recht lieb haben! Herrmann drückte Auguste'n stumm die Hand, wischte sich eine Thräne aus dem Auge und setzte sich fast bewegungslos in den Wagen. Sobald der Capitain in seiner Wohnung angekommen war, begann er seine väterlich ernste Rede von Neuem. Da erfuhr er denn, daß Herrmann schon seit einem

Jahre Student sei, aber in dieser Zeit noch nicht an seine Eltern geschrieben, und von diesen keinen Brief erhalten habe; daß er monatlich von einem Handelshause so viel Geld erhalte, als er haben wolle. „Großer Gott, rief hier der Capitain ernst aus, in drei hundert fünf und sechszig Tagen noch nicht an die Eltern geschrieben! Leichtsinniger, du denkst wohl nicht einmal an sie? Wisse, daß ein Kind, das seine Eltern vergessen kann, auch Gott vergessen hat; hast du Beide vergessen; dann steht es sehr schlimm um dich, dann bist du allen Reizen und Lockungen der Sünde und des Lasters, jedem Frevel, und Verbrechen Preis gegeben. Wo ist dein Bruder Eduard? „Dieser ist seit einem Jahre in D. auf der Cadettenschule," antwortete Hermann. Nun mußte dieser nach Hause gehen und einen Brief an seine Eltern schreiben. Nach einer Stunde brachte er ihn. Der Onkel las ihn aufmerksam durch, und blickte dabei einige Male mit ernstem Kopfschütteln auf den Zerknirschten. Der Brief wurde gesiegelt und sogleich auf die Post gesendet. Hermann, redete der Onkel mit sanfter Stimme weiter, sieh hier deinen Bruder, August, dem du so bitteres Weh und Unrecht gethan und die Herzen der Eltern von ihm gewendet hast; sieh, er hat Alles

vergeſſen, er liebt dich dennoch und deine und ſeine Eltern unausſprechlich. Er hat viel gelernt und wird nun hier die Arznei-Wiſſenſchaften ſtudiren. Ich bin gewiß, er wird ein guter und braver Student ſeyn und Niemandem, am allerwenigſten dir etwas in den Weg legen. Das verbürge ich dir; aber — hier hob ſich ſeine Stimme, wehe dir, wenn du ihn auf irgend eine Weiſe kränkſt und ihm zu nahe trittſt. Dein Onkel wird dich zu finden wiſſen! Denn leider ſeh ich immer deutlicher ein, daß ich dir nicht trauen darf. Hermann, du biſt dem Wege des Verderbens anheim gefallen. Kehre um, ich bitte dich bei Allem, was uns heilig ſeyn muß, kehre um, werde ein fleißiger, wohlgeſitteter, beſcheidener und frommer Jüngling. Wirſt du das, dann wirſt du dich ſelbſt achten können, dann wird Gott und Jedermann Wohlgefallen an dir haben. Hier reiche mir deine Hand darauf, daß du ernſtlich das Beſſere willſt. Da regte ſich der gute Geiſt in dem Herzen des Jünglings, er fiel ſeinem Onkel um den Hals, Thränen entſtürzten ſeinen Augen, er gelobte Beſſerung. Ich will's glauben, fuhr der edle Capitain mit tiefer Bewegung fort, daß dir

dein Verſprechen von Herzen geht und von nun an ein neuer und beſſerer Geiſt dich regieren wird. Gott helfe dir! —

Der edle Mann verweilte nur einige Tage in L. Nachdem er ſeines Auguſt's nunmehrigen Verhältniſſe geordnet hatte, nahm er von beiden Neffen zärtlichen Abſchied und reiſte nach D., um ſich von Eduard's Thun und Treiben zu überzeugen. Er fand in dieſem einen blühenden Jüngling von ſchlanker und angenehmer Geſtalt. Dieſer ſchien ſich ſehr zu freuen, ſeinen guten Onkel wieder zu ſehen. Durch den Oberſten von K., welcher Vorſteher der Cadettenſchule war, erfuhr der Capitain von ſeinem Neffen manches Rühmliche, aber auch manches Unrühmliche. Eduard hatte einen unbändigen Ehrgeiz. Dieſer war die Triebfeder von Allem, was er that. Ehrgeiz trieb ihn zum unermüdeten Fleiße in Erlernung der nöthigen Wiſſenſchaften und ſpornte ihn zu ausgezeichneter Ordnung in allen Dingen, wie zum pünktlichen Gehorſam gegen ſeine Vorgeſetzten. Er ſtrebte einzig und allein nach Beifall und Ruhm. Wenn ihm dann derſelbe von ſeinen Lehrern und Vorgeſetzten nicht nach Wunſch gezollt, wenn ein anderer Jüngling ihm vorgezogen wurde; dann ergriff ihn der Neid, der Verdruß und der Gram. In dieſem Zuſtande beging er nun gewöhnlich manchen Fehler gegen Vorgeſetzte und Kameraden.

Der biedre Onkel hielt dem Neffen sein Betragen als tadelnswerth vor. Er tadelte aber nicht das Ehrgefühl, das ihn beseelte, nur die Ausartung desselben in ungezügelte Ehre, und Ruhmsucht. Auf Ehre, Eduard, sprach er im väterlichen Tone, sollst und mußt du halten; das ist recht und Pflicht, gefällt Gott und Menschen und treibt zum Guten. Aber du sollst deine Pflichten vor Allem darum erfüllen, weil es Pflicht ist, und nicht allein, um Lob und Ruhm einzuerndten. Ehr- und Ruhmsucht ist eine der gefährlichsten Klippen, an welcher die Ruhe des Gemüths, wie das ganze Lebensglück scheitert. Du hast ja schon selbst erfahren, wohin die Ruhmsucht führt, wenn sie nicht befriedigt wird. „Ich muß und will mich aber, mein guter Onkel, erwiederte Eduard, in der Welt auszeichnen, und da muß ich doch wohl schon jetzt anfangen. Auch gaben mir, wie meinem Bruder, unsre Eltern die Lehre und Ermahnung mit auf den Weg: Ein v. Wilden muß vor allen Dingen auf Ehre halten und sich in Allem auszeichnen. „Das kannst und magst du, versetzte der Onkel, vorzüglich wenn du in einem öffentlichen Amte stehst. Jetzt aber in den Zeiten der Vorbereitung dazu, mußt du dir aus

reiner Pflichtliebe alle die Eigenschaften, Vorzüge und Geschicklichkeiten erwerben, die erforderlich sind, einmal deinem gewählten Berufe Ehre zu machen. Nicht nur ein Wilden, o, jeder Jüngling, er sei, wer er sei, muß auf Ehre und guten Namen halten. Das siehst du ja an vielen von deinen Kameraden, die es dir in vielen Stücken weit zuvorthun. Nimmermehr wirst du zufrieden seyn und glücklich leben, wenn du dein Bestreben von der unbegrenzten Lob- und Ruhmsucht nicht zu reinigen suchst. Eduard versprach, an sich zu arbeiten; und der biedre Onkel schied auch von ihm mit Hoffnung. So wie dieser auf seinem Wallerfeld angekommen war, sendete er seinem Bruder einen langen Brief zu. In demselben verbreitete sich der edle Mann, mit seiner, ihm eigenen Herzlichkeit, über seine Söhne, wie er sie gefunden und was er zu ihrem Besten gesagt und gethan hatte. Seines August's gedachte er mit besonderer Zufriedenheit und Hoffnung. Zugleich bat er ihn recht inständigst, ihm doch zuweilen Nachricht von sich zu geben und einen Briefwechsel mit ihm zu unterhalten. Der gute liebe Mann irrte sich aber hierin wieder. Sein Brief blieb unbeantwortet; denn man hatte es in dem Palaste des von Wilden sehr übelgenommen, daß der stelzfüßige Bruder und Schwager sich so sehr um ihre Familien-Angelegenheiten bekümmere. Unserm Capitain genügte das Bewußt-

seyn seiner guten Absicht, und er lebte auf seinem lieben Wallerfeld, in Gesellschaft seines Pastors und Pachters und im Kreise seiner lieben Unterthanen, höchst froh und glücklich. Er liebte Alle und wurde von Allen herzlich geliebt. Dieß erfuhr er besonders dann, wenn ihn Schmerzen an seinen verstümmelten Gliedern an sein Lager fesselten und er wochenlang nicht öffentlich erscheinen konnte. Da kam fast Tag für Tag Jung und Alt herbei, um sich nach dem Befinden ihres Vaters zu erkundigen; da wurden Thränen der Liebe um ihn vergossen. Und wenn er wieder vor seinem Thorwege oder mitten im Dorfe sich sehen ließ; da gab es ein frohes Hin- und Herlaufen und freudige Begrüssungen und Glückwünsche. Die von seinem August eingehenden Briefe machten ihm große Freude; nochmehr aber die angenehmen Nachrichten, die er im Stillen, über dessen wohl angewandtes academisches Leben, von angesehenen Personen sich zu verschaffen wußte. Was August aber ihm von Hermann meldete, war nur von betrübender Art. „Dieser, schrieb August, führt ein vergnügungssüchtiges und wüstes Leben, verschwendet dabei große Summen und besucht, wie ich seh' und höre, selten oder nie die Hörsäle. Ich sehe ihn selten oder fast gar nicht.“ Alle andere Briefe in den vier Universitäts-Jahren lauteten über Hermann nicht besser, sondern noch trauriger. Der

Capitain machte aus brüderlicher Liebe noch einen Versuch, seinen Bruder auf das zwecklose und schlechte Studentenleben seines Sohnes aufmerksam zu machen; aber ohne allen Erfolg. August wurde nun mit vielem Ruhme Doctor, verließ L. und kehrte auf einige Zeit nach Wallerfeld zurück. Von hier aus meldete er seinen Eltern die erlangte Würde. Sein Brief war mit allen Gefühlen und Gesinnungen kindlicher Liebe geschrieben. Der gute Sohn erhielt aber nicht einmal von der Mutter, an die er sich besonders gewendet hatte, einige erfreuliche Zeilen. „Laß sie machen, mein Doctor, sprach da der liebe Onkel; sie wollen nun einmal von dir nichts mehr wissen. Ich werde immer dein Vater sein und bleiben.“ Nach einiger Zeit zog August Willkomm in die große Stadt S. und begann daselbst seinen Beruf als praktischer Arzt mit vielem Glücke und Ruhme. Nach Ablauf der vier Universitäts-Jahre wurde Herrmann v. Wilden ins väterliche Haus zurückgerufen. Nach seiner Eltern Willen sollte er sich den Rechtswissenschaften widmen, einmal im Staate zu einem hohen Posten hinaufschwingen und dem Namen v. Wilden hohen Glanz geben. Darum hatten sie ihm in den vier Vorbereitungsjahren mit Freuden große Summen angewiesen. Bei seiner Rückkehr versicherte er mit geläufiger und schmeichelhafter Rede, wie wohl und gut er seine Universitätszeit

angewendet habe. Die Eltern glaubten ihm, freuten ſich ſeiner äußern ſchönen Geſtalt, ſeines feinen Benehmens, und ſuchten ihm dadurch Erholung zu gewähren, daß ſie ihn den Sommer hindurch mit auf Reiſen in einige Bäder nahmen. Auch lebte er ganz ſeinen Neigungen, wie im academiſchen Leben. Er gab ſich jeder Art von Vergnügungen, beſonders dem Spiele hin, und zwar meiſtentheils in Geſellſchaft eines ruſſiſchen Oberſten, deſſen Bekanntſchaft er gemacht hatte. Er verſpielte große Summen. Der Oberſt ſchloß ſich ganz an ihn und ſeine Familie an und begleitete dieſelbe auch in ihre Heimath. Hier bewarb er ſich um die Hand der älteſten Tochter vom Hauſe, Natalie genannt, und erhielt ſie. Die Hochzeit wurde bald mit einem beiſpielloſen Aufwande gefeiert; ſie ſetzte faſt die ganze Stadt in Bewegung. Einige Wochen nachher reiſ'te der Oberſt mit ſeiner Gemahlin in die Mitte ſeines großen Vaterlandes ab; die Eltern glaubten das Glück ihrer Natalie geſichert zu haben. Nie erhielten ſie aber irgend einige Nachricht von ihr. Die Geſchichte ſchweigt gänzlich über ihr Schickſal. Um dieſe Zeit erhielt unſer edler Capitain von ſeinem Funk folgenden Brief.

„So eben, mein geliebter Freund, komme ich von M. zurück. Auf dieſer nothwendigen Geſchäfts-Reiſe habe ich meinen Bruder beſucht. Die-

ser Beſuch traf gerade in die Tage, in welchen im Palaſte Deines Bruders das Feſt der Verheirathung ſeiner älteſten Tochter mit einem ruſſiſchen Oberſten gefeiert wurde. Ich war Zeuge von der Pracht, dem Prunke und dem Aufwande, der dabei Statt fand, und faſt allen Glauben überſteigt. Eduard, der jetzt Dragoner-Lieutenant iſt, war zugegen. Dieſer Jüngling kann Niemanden gefallen, ſein ſtolzes und herriſches Weſen ſtößt Jedermann von ſich. Ich habe mich unter der Hand nach den Vermögens-Umſtänden Deines Bruders erkundigt und aus ſichern Quellen erfahren, daß es damit höchſt bedenklich zu werden anfängt. Die größten Capitalien ſind nicht mehr vorhanden. Unmöglich kann es mit Deinem Bruder lange ſo fort beſtehen. Ueber den Doctor Auguſt Willkomm, den ich auch beſucht habe, freue ich mich beſonders. Sein Ruf, als geſchickter und glücklicher Arzt, iſt allgemein ausgebreitet. Doch das weißt Du beſſer als ich. Kann ich Deinen und meinen Wunſch erfüllen, ſo bin ich in vier bis ſechs Wochen bei Dir.

Mit Mund und Herz dein

Funk."

Nach der Hochzeitfeier ſollte und mußte ſich nun Hermann v. Wilden einem Examen unterwerfen, um dann ſeine Laufbahn als Juriſt beginnen zu können. Aber leider offenbarten ſich nun die Folgen ſeines ſo unſinnig verſchwendeten Uni-

verſitätslebens. Er wurde im Examen gänzlich zurückgewieſen. Wohl griff dieſes Ereigniß ſeinen ſtolzen Eltern ans Herz. Sie machten ihm bittre Vorwürfe über ſeine Ungeſchicktheit. Dieſer aber wußte durch ſeine Worte und ſeine Schmeicheleien den Unmuth der Eltern zu beſchwichtigen und ſie zu der Ueberzeugung zu bringen, daß er fähig ſei, ſein Glück auf eine andere Art zu machen und die Ehre der Familie zu erhalten. „Recht ſo, mein Sohn, rief da die Mutter beifällig aus: ein Wilden verdirbt nicht, den ſucht die Welt.“ Von nun an bildete Hermann einen Kreis von mehrern jungen Leuten ſeines Gleichen um ſich. Dieſe führten ſehr tadelnswerthe Zuſammenkünfte, in welchen meiſtentheils die Spielſucht den Vorrang hatte. Hermann ſpielte unglücklich. Der Vater warnte ihn, und beſchränkte ſein Taſchengeld. Da dieſes nun nicht zureichen wollte, ſo borgte er große Summen gegen hohe Zinſen auf. Als es der Vater einmal über ſich gewinnen konnte, den wahren Zuſtand ſeines Hauſes ernſtlich in Ueberlegung zu nehmen, merkte er wohl, daß ſein Vermögen von allen Seiten große Lücken erhalten habe. Er dachte nun ernſtlich an Einſchränkung; allein er hatte dazu nicht den Muth. So ging es denn mit dem Zuſtande ſeines Hauſes nur zu merklich dem Verfalle entgegen, wozu der unſittliche Hermann das Meiſte beitrug. Dieſer war bei ſeiner

Verſchwendung auch noch in andere Laſter gerathen, wovon ihn weder Bitten noch Drohungen der Eltern abzuhalten vermochten. Der nächſte Sommer kam und der Hausvater mußte nachgeben, dieſe Jahreszeit abermals zu einer Familien-Reiſe anzuwenden. Dieſe Reiſe führte den gänzlichen Umſturz ſeines Hauſes herbei. Hermann wußte den ſchwachen Eltern eine bedeutende Summe zu entlocken unter dem Vorgeben, zu ſeinem Glücke eine Reiſe allein zu unternehmen. Dieſe währte den ganzen Sommer hindurch und koſtete mehrere Tauſende, die er auf ſeines Vaters Namen aufzunehmen wußte. In dem Badeorte, wo die Eltern mit der jüngſten Tochter zwei Monate verweilten, verfolgte ſie das Unglück. Unerwartet erſchien in bürgerlicher Kleidung und zur Nachtzeit Eduard. Dieſer hatte einen Offizier im Duell erſchoſſen und war jetzt auf der Flucht begriffen, gänzlich entblößt vom Gelde. Die Eltern waren allerdings über die Erſcheinung ihres Eduard unter ſolchen Umſtänden höchſt beſtürzt und ließen ihn noch in dieſer Nacht mit einer anſehnlichen Summe von ſich ziehen. Sein Plan war, nach England und von da nach Amerika zu fliehen. — So hatten denn die beiden Söhne dem Vater die Reiſecaſſe geleert. Dieſer ſuchte ſich dadurch aus der Verlegenheit zu retten, daß er von einem Juden ein anſehnliches Capital aufnahm. Ein Be-

kannter nahm ihn mit in eine Spielgeſellſchaft; er ließ ſich bereden, am Spiele Theil zu nehmen. Da das Glück ihm hold war; ſo erſchien er jedesmal. Das fortdauernde Glück reizte ihn immer mehr. Aus der anfänglichen Luſt wurde Begierde, und aus dieſer die zügelloſeſte Leidenſchaft. Er vernachläſſigte darüber die Seinen und opferte ganze Nächte auf. Das Glück verſchwand; er verlor in einem einzigen Abende eine große Summe. Die Leidenſchaft, den Verluſt wieder zu gewinnen, riß ihn dergeſtallt fort, daß er immer tiefer und endlich in eine heftige Krankheit verfiel. Hier in den einſamen Stunden auf dem Krankenbette gingen ihm die Augen über den Zuſtand ſeines Hauſes auf. Er erſchrak; doch verſchwieg er denſelben. Nach ſeiner Geneſung entdeckte er ſich ſeiner Gattin. Dieſe wollte und mochte die wahre Mittheilung nicht glauben. Die Rückreiſe wurde unter den trübſten Ausſichten angetreten. Kaum waren ſie zu Hauſe angekommen; ſo meldeten ſich von allen Seiten ungeſtüme Gläubiger. Den Hauptſtoß gab die große Verſchwendung Hermanns, die jetzt erſt recht deutlich und ſichtbar wurde. Zu dieſer großen Bedrängniß kam noch eine andere, nämlich, daß ihre Tochter Fanny plötzlich verſchwand. Einem Gerücht zu Folge, war ſie in ſchlechter Geſellſchaft über die vaterländiſche Grenzen gegangen. So war denn Woldemar v. Wilden aus dem gröſ-

ten Reichthume in die tiefste Armuth herabgestürzt. Die Schuldenlast war zu groß, Rettung war unmöglich. Sein großes schönes Haus, nebst Zubehör und was er sonst noch besaß, ging verloren. Diese furchtbare Demüthigung warf ihn abermals aufs Krankenlager. Nach vierzehntägigen langen Leiden, starb er in dem schlechtesten Zimmer seines großen Hauses unter den Händen einer fremden Person und unbeweint von den Seinen; denn seine Gattin war in ein fast gedankenloses Hinbrüten versunken, und die Söhne und Töchter durch den Reiz und die Macht der Sünde in die Welt zerstreuet worden.

Der Schönfärber Funk gab seinem Bruder von diesen Ereignissen ausführliche Nachricht. Diesem kam sie aber erst nach vier Wochen in die Hände, da eine lange amtliche Reise ihn von seinem Wohnorte abwesend hielt. Er säumte nun zwar nicht, seinem Oskar Alles mitzutheilen; aber dieser konnte und durfte davon keine Kenntniß erhalten, da er seit zwölf Wochen an heftigen Krankheitsschmerzen viel leiden mußte, wovon der Hauptgrund in seinen schadhaften Gliedern zu suchen war. D. Willkomm behandelte seinen zweiten Vater mit der zärtlichsten Liebe und Fürsorge und wich fast nicht von seiner Seite. Als Funks Brief ankam, hatte die Krankheit den gefahrvollsten Grad erreicht, so daß er dem Patienten nicht gereicht wer-

den durfte. Weder August, noch Pastor Wille ahneten den traurigen Inhalt. Endlich war die Gefahr der Krankheit beseitigt worden und der Brief wurde erbrochen. Pastor Wille las ihn vor. „Ach du armer Bruder, seufzte der edle Mann mit Thränen im Auge. Es ist also gekommen, wie ich geahnet habe. Ich habe dich, Entschlafener, und die Deinen genug gewarnt, aber ihr wolltet nicht hören.“ Indem trat August ein. „Da lies, mein Doctor, lies und beweine deine Eltern.“ Dieser las mit hochbeklommner Brust und tiefen Schmerzgefühlen; er war außer sich, so daß ihn P. Wille kaum trösten konnte. Der Brief war seinen Händen entfallen. Gott, rief er mit kläglicher Stimme aus, Gott welch ein schreckliches Loos hat die Meinen betroffen! „Aber fragte er rasch, was berichtet denn der Brief Näheres von meiner armen Mutter? „Kein Wörtchen, gab ihm Wille zur Antwort. Diese lebt also noch, Gott sei Dank, rief er etwas ruhiger aus. Sie soll nun erfahren, daß sie an mir noch einen dankbaren Sohn hat, dessen Herz für sie noch mit kindlicher Liebe schlägt.“ Das habe ich erwartet, sprach da der, sich im Bette aufrichtende, Kranke. Komm her, mein Doctor, komm her an meine Brust, du fromme und liebende Kindes-Seele. Thu' in Gottes Namen, wozu dich dein Herz und deine Kindes-Pflicht treibt. Du bist nun

einmal zum Retter auserkoren. Du haſt dich ſelbſt, dein gutes Herz, damals aus dem elterlichen Hauſe gerettet. Du haſt Hunderte und auch mich vom Tode errettet; nun geh und rette deine unglückliche Mutter vom Elende und von Verzweiflung. Führe ſie am kindlichen Arme in dein Haus, an die Seite deiner treuen Gattin und in den Kreis deiner lieben Kinder. Geh, eile; ich werde mich vollends erholen und dann mit Freund Willen zu dir kommen, um Zeuge deines erhöheten häuslichen Glücks zu ſeyn. Freudig küßte Auguſt ſeinem Vater die blaße Wange und eilte auf Flügeln der Liebe nach Hauſe. Seine treue und tieffühlende Gattin ſtimmte ſeinem kindlichen Vorhaben völlig bei und verſprach Alles zum Empfang ſeiner geliebten Mutter in Bereitſchaft zu ſetzen. Nachdem er nun ſeine ärztlichen Geſchäfte und Pflichten einem Freunde übertragen hatte, trat er die Reiſe an. Er machte ſie mit Extrapoſt und legte die vierzehn Meilen in Einem Tage zurück. Es war Abends neun Uhr, als er in X. ankam und erfuhr im Gaſthofe, daß Frau v. Wilden in einem kleinen Stübchen ihres ehemaligen Hauſes wohne. Mit betrübtem Herzen betritt er das Haus, findet leicht das Stübchen, öffnet es und — da ſitzt ſeine

geliebte Mutter in ärmlicher aber reinlicher Kleidung, mit ſichtbaren Spuren des Grams im Geſicht, in dem Winkel des einzigen Fenſters, und vor ihr ſteht eine alte Frau, mit welcher ſie leiſe ſpricht. Der Eintretende wird nicht ſogleich bemerkt; als man ihn aber gewahr wird, ruft er wehmüthig aus: Ach, meine geliebte Mutter! Sehen Sie hier Ihren Auguſt, der Sie immer ſo heiß geliebt hat, Sie noch ſo liebt nnd jetzt kommt, Sie zu retten. Da erkannte die Mutter den Sohn; ſie bebte zuſammen und blickte ſprachlos auf ihn. Ja fuhr er fort, ja ich bin Ihr Sohn, der Sie nun in ſein Haus aufnehmen und lieben wird bis in den Tod. Dieſe kindliche Sprache des Herzens drang in ihr Inneres; ihre Augen füllten ſich mit Thränen, ſie drückte ihn mit mütterlichem Schmerze an ihr Herz. Ach ſo bin ich denn doch nicht ganz verlaſſen, ſprach ſie mit leiſen Worten; ſo giebt es doch noch eine Seele, die mich, Elende — ach, ſo muß ich mich nennen — aufſucht und ſich meiner erbarmt. Und das iſt mein Erſtgeborner, den ich von mir geſtoßen und in fremde Hände gegeben, an den ich im Taumel der Weltfreuden nicht gedacht, nach dem ich nicht gefragt habe! Ach, dieſe Erinnerung

in meine große Schuld iſt jetzt ein Dolchſtich in mein ſchuldvolles Herz. Auguſt — geh, ich bitte Dich, geh, Du darfſt mich nicht lieben, ja nicht einmal nach mir fragen! Geh, und überlaß mich meinem, mir ſelbſt zubereiteten, Schickſale! „Nein, theure Mutter,“ utgegnete Auguſt, „nein, ich darf und ich verde nicht von Ihnen weichen. Mein Herz trieb mich zu Ihnen, das Ihnen mmer angehört hat und noch angehört. Hier liege ich zu Ihren Füßen und ſtehe nicht eher auf, als bis Sie mir verſprechen, mir zu folgen in mein Haus, im Zeuge meines Glücks zu ſeyn und daſſelbe zu vermehren. O kommen Sie mit mir; meine Gattin erwartet Sie mit Liebe und meine drei Kinder freuen ich auf ihre Großmutter.“ Die arme, gedemüthigte, ſchuldvolle Mutter kämpfte lange. Endlich ſprach ſie leiſe, ihrem Auguſt die kindlichen Thränen wegküſſend; ja, ich gehe mit Dir. Nun ſeh' ich es, daß Du mich noch liebſt. Ja, rief die alte Frau, der bisher eine Thränen-Fluth entfallen war, freudig aus: Welch ein guter Sohn! gehen Sie, gnädige Frau; an der Seite eines ſolchen Kindes werden Sie glücklich ſeyn. Auguſt be-

gann nun die Erzählung seines Schicksals und die Schilderung seiner häuslichen und Berufs-Verhältnisse, und nannte dabei den Capitain mit Ausdrücken der tiefsten Hochachtung. Bei dem Namen dieses Mannes schauderte die Mutter und stieß einen Schmerzensruf aus. „Nicht doch, geliebte Mutter," sprach August sie beruhigend, „Sie irren sich in diesem Manne. Er ist der edelste und menschenfreundlichste Mann von der Welt: denken Sie, er selbst hat mich von seinem Krankenbette fast fortgetrieben, um Sie, so schnell als möglich, in mein Haus zu holen." August's kindliche Liebe wußte alle Zweifel und Bedenklichkeiten zu besiegen. Er genoß die Freude, sie ziemlich beruhigt zu sehen, und, nach beendigtem Gespräche, beruhigt zu verlassen, um bei dem Bruder des Gerichtsdirektor Funk zu übernachten. In den beiden folgenden Tagen gelang es ihm, alle, seine Mutter noch betreffenden, Angelegenheiten gänzlich zu berichtigen, so daß er am dritten früh in dem Reise-Wagen des Capitains die Rückreise antreten konnte. August vermied im Gespräche sorgfältig, die Vergangenheit zu berühren; und wenn die Mutter selbst darauf kam; so wußte er sie mit einer schönen Zukunft zu beruhigen. Ein heftiges Gewitter hinderte unsere Reisenden, noch bei Tageslicht die zum Nachtquartier bestimmte Stadt zu erreichen.

Sie mußten die letzte Meile in der Dunkelheit der Nacht zurück legen. Der Wald, durch welchen der Weg führte, war dicht und vermehrte die Finsterniß, die nur dann und wann von hellleuchtenden, mit fernem Donner begeliteten, Blitzen erhellt wurde. Da traten auf einmal vier Menschen aus dem Gebüsche und hielten, mit Gewehr in den Händen, Pferde und Wagen an. Der Eine forderte mit starker Stimme das Geld, welches die Reisenden bei sich hätten. Die Stimme war den Reisenden bekannt und erschreckte sie. Und als in dem Augenblicke ein heftiger Blitz Alles erhellte, erkannten Beide den Sohn und Bruder Hermann. — Willst Du Deine Mutter morden! — schrie diese kreischend und mit Entsetzen auf — Noch ein Blitz und — Es war Hermann! Die Stimme und Gestalt der Mutter erschütterte ihn dergestalt, daß er wie regungslos einige Sekunden da stand, dann plötzlich umwendete und sich mit den Andern im Gebüsch verlor. August trieb nun den Postillon an. Ach, ich unglückliche Mutter, rief die Arme aus, muß ich das noch erleben, daß der Sohn, dem ich meine ganze Liebe schenkte, ein Räuber und Mörder ist! Sie sank ohnmächtig auf ihren August. Dieser leistete ihr mit einigen, auf seinen Reisen gewöhnlich bei sich habenden Mitteln kindliche Hülfe, so

daß ſie bald wieder zu ſich kam. Unterdeſſen war das Gewitter ganz herangekommen, der Regen fiel in Strömen; aber ſie waren auch gleich in der Stadt, wo ſie von einem freundlichen Nachtquartiere aufgenommen wurden. Die kindliche Zuſprache und ärztliche Hülfe Auguſt's verhütete bei ſeiner Mutter die Folgen des gehabten Schreckes. Der Schlaf gab ihr einige Erquickung, ſo daß die Reiſe am andern Morgen ohne Bedenken fortgeſetzt werden konnte. Abends um 6 Uhr langten ſie vor Auguſt's Wohnhauſe an. Seine Gattin und Kinder umarmten ihn mit großen Freuden und dann die liebe Großmutter. Als dieſe in die für ſie eingerichteten Zimmer geführt worden war, verſicherte ihr Auguſt nochmals ſeine zärtlichſte Liebe, und ſeine Gattin verhieß ihr die treueſte Pflege, und ihre Enkel ſprangen fröhlich um ſie herum. Die arme Mutter hatte nur Thränen! Das Band der innigſten Liebe umſchlang von nun an dieſe Familie feſter. Jeder Tag trug das Seinige dazu bei. Das Gemüth der Geretteten fing an ſich aufzuheitern. Als ſie nun aber ſah und hörte, in welcher großen und allgemeinen Achtung ihr Sohn ſtand, welch ein Vertrauen er, als geſchickter Arzt, genoß, und wie glücklich ſein häuslicher Zuſtand war: da fühlte ſie ſich ermuthigt, ganz der Gegenwart zu leben, und die ihr gegebenen Beweiſe der Liebe herzlich zu

erwiedern. Die drei Enkel wurden ihre Lieblinge. Der Vergangenheit gedachte sie selten, und die Ihrigen vermieden jede Erinnerung daran. Nach vier Wochen erschien der Capitain mit seinem Pastor. Dieser edle Mann rief ihr beim Eintritte ein herzliches Willkommen entgegen, ihr seine rechte Hand darreichend. „Freuen Sie Sich nach so vielen Leiden mit uns, beste Frau Schwägerin. Wir lieben einander von Herzen, wir lieben auch Sie. Groll und Haß kennen wir nur dem Namen nach. Sehen Sie meinen Pastor Wille; auch der achtet Sie hoch.“ Als auch dieser sich ihr mit freundlichem Blicke näherte, und August mit seiner Gattin dazu kam; als die Enkel sie liebkosten und an Hand und Kleid faßten: da rieselten Freuden-Thränen über die Wangen; da fühlte sie ein Glück, das sie noch nicht gekannt hatte; da sank sie ihrer Schwiegertochter in die Arme, leise und wehmüthig seufzend: Ach daß ich so viele Liebe doch verdiente! Der Capitain hörte diese Worte und erwiederte, ihr näher tretend: Ja, Sie werden sie verdienen, wenn Sie die Vergangenheit vergessen und mit uns froh in der Gegenwart leben. Liebe um Liebe, heißt es bei und unter uns. Stimmen und schlagen Sie mit ein, Frau Schwäge-

rin; gewiß, ich verwette meinen Krüppelfuß, Sie werden erfahren, daß in der Welt nur aufrichtige und tugendhafte Liebe glücklich macht. — Dr. Auguſt erzählte nun ſeinem Onkel den Vorfall auf der Rückreiſe. „Ich wundere mich gar nicht,“ ſprach dieſer, „daß es mit Hermann ſo gekommen iſt. Der Fluch, der auf der Sünde und dem Laſter ruht, iſt ſchrecklich. Wenn ich ihn doch zu finden wüßte, ich machte noch einen Verſuch, ihn zu retten.“ Indem er dieſes ſprach, brachte der Briefträger einen Brief. „Aha,“ rief er da, „von meinem braven Funk.“ Beim Leſen runzelte ſich ſeine Stirn und eine Thräne entfiel ſeinem Auge. „Auch das wundert mich nicht; ſo wird er der Welt nicht mehr verderblich,“ ſprach er während des Leſens. Alle blickten den Capitain bei dieſen Worten forſchend an. „Kommt in den Garten, das iſt nicht Weiber-Sache! Hört nur,“ begann er da, „was mein Funk ſchreibt:“

„Leider, mein alter Freund, muß ich Dir etwas melden, was Deinem Herzen weh thun dürfte. Heute früh hat man, eine halbe Stunde von hier, aus dem Fluſſe einen männlichen Leichnam gezogen. Bei der gerichtlichen und ärztlichen Unterſuchung fand ſich an demſelben keine Spur einer gewaltſamen Verletzung. Es iſt der Körper eines jungen Mannes von ohngefähr dreißig Jahren. Bei genauerer

Betrachtung fing mir der Körper an kenntlich zu werden. Ich dachte an Hermann. Als ich aber in der Rocktasche des Entleibten in einem zerrissenen Briefe den Namen Hermann v. Wilden las, und auf dem Innern der vorgefundenen Uhr denselben Namen erblickte; da glaubte ich mich nicht länger in dem Leichname zu irren. Wie schrecklich, mein Oskar, hat doch dieser Mensch geendet! Ich beklage ihn mit Dir von Herzen!" — — —

„Zu einem solchen Ende hat ihn jener Vorfall im Walde, wo er seine Hand nach der Mutter und dem Bruder ausstreckte, gebracht," sprach der Pastor Wille. „Mutter- und Bruder-Mörder sollte er nicht werden; — aber," fuhr der Capitain fort, „unter dem heftigen Drucke des Lasters und aus Verzweiflung sich selbst aus dem Leben reißen. Gott sei seiner Seele gnädig! Und nun auf immer still davon, besonders gegen die Weiber."

Als der Capitain abgereist war, fand Frau v. Wilden auf ihrem Pulte ein Röllchen Gold mit der Aufschrift: Zur Zufriedenstellung und Aufheiterung meiner lieben Frau Schwägerin. Sie erstaunte und gedachte gegen ihren Sohn mit der tiefsten Rührung des edlen Gebers. „Welch ein edler Mann ist der Capitain doch! Wie wahr hat er, mein Sohn, sonst

immer zu mir geredet. Ach, er hat recht gehabt; das wahre Glück ist nicht in Reichthum und Ehre zu finden. Ich und Dein verstorbener Vater suchten es darin und fanden Elend und Verderben.“ August suchte seine Mutter auf alle Weise zu beruhigen, und besonders durch die ihr gegebene Hoffnung, bald eine Reise nach Wallerfeld anzutreten. Dieß geschah nach einigen Wochen. Der edle Capitain empfing seine Doktor-Familie, wie er sie gewöhnlich nannte, mit unendlicher Freude, und die Fr. v. Wilden mit ausgezeichneter Hochachtung und Liebe. Er bereitete seinen lieben Gästen einige herrliche Tage. Fr. v. Wilden war ganz für ihn eingenommen. Als sie sich aber von der allgemeinen Verehrung überzeugt hatte, in welcher er bei seinen Unterthanen und in der ganzen Gegend stand, da betete sie ihn fast an. „Wie glücklich machen Sie doch Alles um sich her!“ sprach sie mit thränenvollen Augen zu dem edlen Manne. „Das thut nur der Allgütige da oben, meine Frau Schwägerin,“ antwortete er. „Wir sind unter einander glücklich, weil wir einander lieben, und wir lieben uns, weil wir uns bestreben gute Menschen zu seyn.“

Es fand sofort zwischen dem Capitain und seinem Doktor-Hause ein wahrhaft glückliches Le-

ben Statt. Alle Glieder dieses Familien-Vereins freuten sich ihres Lebens, pflegten und pflückten die schönen Blumen der Freude mit frommen Sinne! Doch dieser frohe Lebensgenuß wurde bald und plötzlich getrübt. Der edle Capitain erkrankte. Ehe D. August bei ihm seyn konnte, war keine Hülfe mehr möglich. Er drückte seinem zweiten Vater schon in der dritten Stunde nach seiner Ankunft die Augen zu. Sein plötzliches Dahinscheiden erregte allgemeines Wehklagen in Wallerfeld, wie in der Umgegend. Unzählige Schmerzesthränen wurden um ihn an seinem stillen Begräbnißtage vergossen. „Er war unser Vater — unser Tröster — unser Helfer; — unser Retter!“ — riefen klagend tausend Stimmen. „Er starb den Tod des Gerechten,“ sprach sein Freund Wille an seinem Sarge; „Heil ihm! — denn groß wird seine Erndte seyn für die Saaten der Tugend und Liebe, die er so eifrig und rein und fromm ausgestreut hat!“ —

D. August war sein einziger Erbe, mit der Bedingung, daß er jedem seiner treuen und vieljährigen Dienstboten alljährlich 50 Thaler und der Ortsarmenkasse 100 Thaler auszahle. Dieß that er mit freudiger Gewissenhaftigkeit; ja er vermehrte diese Summe sogar um die Hälfte. Ueberhaupt war unser August seinem zweiten Va-

ter ganz gleichgesinnt. Er war nicht nur als Arzt den Kranken und Leidenden ein freundlicher Helfer; er war es auch als Mensch und Christ. Lasset uns Gutes thun, und darin nicht müde werden — war sein und seiner Gattin und auch, — wer hätte es denken sollen —? seiner Mutter Grundsatz. Dieser ging auch in die Herzen seiner aufblühenden Kinder über, an denen die Aeltern und Großmutter schöne Freuden erlebten.

Des Lasters Bahn ist Anfangs zwar
Ein breiter Weg durch Auen,
Allein sein Fortgang wird Gefahr,
Sein Ende Nacht und Grauen.
Der Tugend Pfad ist anfangs steil,
Läßt Nichts, als Mühe, blicken;
Doch weiter fort führt er zum Heil,
Und endlich zum Entzücken.

V.

Verachte keinen Menſchen, auch der Geringſte kann dir dienen.

Ein heil'ges Band ſoll uns, als Brüder, feſt umſchlingen.
Es iſt die Liebe, die das Herz und Jeſu Wort uns lehrt.
Mit Vaterlieb' umfaßt uns Gott als ſeine Kinder;
Und wahre Bruderliebe macht erſt ſeiner Lieb' uns werth.

Sir. 11, 2.

Ramèle, ein Seidenwirker in einer franzöſiſchen Stadt, unweit der Grenze mit der Schweitz, war durch mancherlei unverſchuldete Unglücksfälle in Armuth und Noth herabgeſunken. Bei allem Nachdenken und aller Anſtrengung, ſich wieder aufzuhelfen, wollte es ihm damit doch nicht gelingen. Dieß machte dem armen Manne tiefen Kummer, und war eine mitwirkende Urſache, daß er von einer ſogenannten ſchleichenden Krankheit befallen wurde. Seine fromme und fleißige Gattin war vor einigen Jahren geſtorben, und hatte ihm

einen Sohn von ſechs Jahren hinterlaſſen, dem er bald durch eine zweite Verehelichung eine Stiefmutter geben mußte. Dieſe Frau gab aber, leider! die guten Geſinnungen nicht zu erkennen, die er von ihr zuverſichtlich erwartet hatte. Da er ein Mann von ſanftem Charakter war und den Hausfrieden vorzüglich liebte, ſo vermehrte das unfreundliche, zänkiſche und herriſche Betragen derſelben ſeinen Kummer und Gram ungemein. Sein einziger Sohn, Louis genannt, war ihm ähnlich, ſanft, ſtill, verträglich, und ſuchte ſich gern und in allen Dingen, wie es gute Kinder zu thun ſchuldig ſind, in den Willen ſeines Vaters zu fügen, beſonders die Liebe ſeiner zweiten Mutter zu erwerben. Dieß gelang ihm aber nicht. Sie ſchien einen Widerwillen gegen ihn gefaßt zu haben, behandelte ihn hart, ungerecht, und beſtrafte ihn oft unſchuldiger Weiſe, doch meiſtentheils in der Entfernung vom Vater. Der arme Louis hatte viel zu dulden. Oft ſtand er weinend in der Hausthür; oft ſchlich er mit blutenden Spuren einer grauſamen Behandlung in dem kleinen Hausgarten herum. Dieß bemerkte die Frau v. Jabin, deren großer und herrlicher Garten an jenen grenzte. Dieſe Frau war von edlem Charakter, liebevoll und menſchenfreundlich gegen Jedermann, beſonders theilnehmend und mildthätig gegen Arme und Unglückliche. Ihr Gatte war

angesehener Offizier in Napoleon's Armee und schon seit mehreren Jahren vom Hause abwesend. Ein Sohn, Namens George, war ihr einziges Kind, welcher ihr aber vielen Kummer machte. Er war kein böser Knabe; wußte aber nur zu gut, daß sein Vater ein reicher Edelmann, ein vornehmer Offizier und er dessen einziger Sohn sei. Darauf bildete er sich sehr viel ein; er war stolz und dachte von Allen, besonders von den Niedern und Armen, verächtlich, was er auch bei jeder Gelegenheit durch Wort und That sichtbar werden ließ. Der guten und sanften Mutter wollte es nicht gelingen, diesen stolzen Sinn in ihm zu vertilgen. Er hatte zwar auch viel Gutes; er war fleißig in Erwerbung nützlicher Kenntnisse, hielt auf Ordnung in allen Dingen und bewies gegen die Mutter kindlichen Gehorsam. Sie merkte es aber nur zu gut, daß er das Alles nur aus dem Grunde that: daß der Sohn eines Adeligen so handeln müsse. Diese gute Frau hatte schon längst die traurige Lage des nachbarlichen kleinen Louis wahrgenommen, ohne ihn jedoch, da er selten aus dem Hause kam, sprechen und ihm ihr Mitleid bezeugen zu können. Dieß geschah nun aber im Garten. Louis faßte Zutrauen zu der freundlichen Frau und erzählte ihr aufrichtig seine Lage, aber immer mit Schonung gegen seine Stiefmutter. Sie tröstete ihn mit

liebevoller Rede; ermunterte ihn aber auch, alles Mögliche zu thun, um gegen die Stiefmutter Nichts zu verschulden und in seinem guten Betragen gegen sie recht eifrig zu seyn. Diese freundliche Zusprache that dem armen Louis sehr wohl. Ganz entgegengesetzt war dagegen das Betragen des Georg gegen ihn, wenn er zuweilen im Garten ihm nahe kam. Dieser redete gar nicht mit ihm, warf ihm verächtliche Blicke zu, sprach für sich von schlechtem, armen Volke, dem eine niedere Behandlung gebühre. Wohl that ein solches Betragen unserm Louis sehr weh; indessen wußte er ihm dadurch zu entgehen, daß er den Garten selten und nur dann betrat, wenn er Georgen in dem seinen nicht bemerkte. Seine Lage wurde aber nicht besser, sondern immer schlimmer. Der körperliche Zustand seines Vaters war nun wirklich in eine verzehrende Krankheit übergegangen, die ihn fast unaufhörlich ans Bett fesselte. Der Mangel und die Noth im Hause nahm zu. Den Verdruß über diesen häuslichen Zustand ließ die Stiefmutter an dem armen Louis aus. Eines Tages hatte sie ihn wahrhaft unmenschlich behandelt und ihm mit einer noch schrecklichern Behandlung gedroht. Da lief er im Gefühl heftiger Schmerzen und in der Angst seines Herzens aus dem Hause und gerieth bösen Rathgebern in die Hände. Diese gaben ihm den Rath, daß er nicht länger

im Hauſe bleiben ſollte; ſein Vater würde ja doch bald ſterben und die Stiefmutter ihn aus dem Hauſe jagen oder todtſchlagen. Dieſe Worte wirkten; Louis entlief wirklich, und das geſchah, als er zehn Jahre alt ſeyn mochte. Seine Striemen und Beulen am Kopfe uud an den Händen, wie ſein ſtilles und beſcheidnes Weſen erregten überall Mitleiden; man gab ihm gern Unterſtützung und Herberge. Er wanderte immer weiter. In der Entfernung von 7—8 Meilen von ſeinem Geburtsorte begegnete er auf dem Felde einem katholiſchen Geiſtlichen. Er faßte ſich ein Herz, dieſem ſo freundlich und gut ſcheinenden Manne ſich zu entdecken, näherte ſich ihm mit entblößtem Kopfe und bat, ihm ſeine Lebens-Geſchichte erzählen zu dürfen. Der ehrwürdige Mann faßte ihn bei der Hand und ſetzte ſich mit ihm auf einen großen Stein nieder. Als Louis mit Thränen ſeine Erzählung geendet hatte, ſprach der fromme Mann: „ſei ruhig, mein Sohn. Ich glaube, daß Du mir die Wahrheit geſagt haſt, und bedaure Dich. Fürs Erſte kommſt Du mit mir in mein Haus; das Weitere wird ſich finden.“ Wie gern Louis den guten, lieben Mann in ſein Haus begleitete und wie wohl es ihm da war, kann man leicht denken. Am nächſten Morgen ſchrieb der Geiſtliche an ſeinen Collegen bei der Kirche, an welche, nach des Knaben Verſicherung, deſſen Vater ge-

weſen war, theilte ihm die Erzählung des Entwichenen mit, und bat ihn, genaue Erkundigung darüber einzuziehen. Nach vier oder fünf Tagen wurde ihm als Antwort berichtet: der kleine Ramèle habe die Wahrheit geſagt. Sein Vater ſei vor drei Tagen geſtorben; die Schulden wären groß und von dem Hauſe würde dem Sohne auch nicht ein Sous übrig bleiben. Die Stiefmutter ſei als ein böſes Weib allgemein bekannt. Dieſe Nachricht beſtärkte unſern Geiſtlichen, der ſich Mariot nannte, in ſeinem, im Betreff des kleinen Ramèle, ſchon gefaßten Entſchluſſe. Er behielt ihn bei ſich, und betrachtete es als ſeine Pflicht, ſich ſeiner väterlich anzunehmen. Zwiſchen Beiden bildete ſich bald das Verhältniß eines guten Vaters zu ſeinem Kinde aus, welches zur beiderſeitigen Freude und zum beſondern Segen für Louis faſt fünf Jahre lang währete. In dieſer Zeit nahm dieſer nicht nur an äußerlich blühender Geſtalt zu, ſondern auch an Verſtandes- und Herzens-Bildung, denn der würdige Mariot verſtand das Werk des Unterrichts und der Erziehung vollkommen. Das Herz Louis war aber auch einem fruchtbaren Boden gleich, in welchem der ausgeſtreute Saame tiefe Wurzel faßte und gute Früchte trug. In ſeinem 15. Jahre ſehen wir ihn, unter der ſorgſam pflegenden Hand des würdigen Mannes, als einen angehenden Jüngling mit einer Menge ſchöner Kenntniſſe und

Fertigkeiten bereichert, aber auch mit einem Herzen, das der Wahrheit und dem Guten zugeneigt und allem Bösen durchaus abgeneigt war. Er war glücklich; aber leider! sollte er dieses Glück bald verlieren. Sein frommer Pflegevater ging plötzlich durch einen Schlagfluß aus dem Leben, beweint und betrauert von seiner ganzen Gemeinde. Unser Louis empfand den, durch den Tod dieses braven Mannes erlittenen, Verlust tief, und klagte um ihn, wie jedes gute Kind den Tod des Vaters oder der Mutter beklagt. Die Frage, was nun aus ihm werden sollte, lag ihm schwer auf dem Herzen. Er verließ das ihm so theuer gewordene Haus, und vermiethete sich als Gartenknecht auf dem Edelhofe des Orts. Hier blieb er fast drei Jahre lang. In dieser Zeit machte er mit dem Sohne des dasigen Scharfrichters genaue Bekanntschaft. Dieser redete ihm zu, bei seinem Vater als Knecht in Dienste zu treten, und sicherte ihm einen sehr ansehnlichen Lohn zu. Er folgte dem Zureden, konnte aber den ihm nun obliegenden Geschäften keine Neigung, geschweige denn Liebe abgewinnen. Indessen trieb er seine Arbeiten und Geschäfte sehr gewissenhaft; denn der ehrwürdige Geistliche hatte ihn gelehrt und gewöhnt, Alles, was er übernehmen und als seine Pflicht erkennen würde, gewissenhaft und treu auszurichten.

Zu gleicher Zeit, als Louis Ramèle entließ, ging von dem Obersten v. Jabin an seine Gattin der Befehl ein, daß sie ihren Sohn in die Militair-Schule nach N. senden sollte, zu dessen Empfange daselbst von ihm Alles eingeleitet und angeordnet sei. Dieser Befehl des Vaters kam dem zwölfjährigen Knaben sehr erwünscht. Es schmeichelte seinem Stolze, sich nunmehr zum künftigen Offizier ausbilden zu können. Er begann daher seine Laufbahn in dieser Anstalt mit ungewöhnlichem Eifer, so daß er bald unter die vorzüglichsten Zöglinge gehörte. Napoleon, der seinen Kennerblick vorzüglich auf solche hoffnungsvolle Jünglinge richtete, nahm ihn, ganz gegen die Gesetze der Anstalt, in seinem angetretenen achtzehnten Jahre aus derselben, und stellte ihn als Offizier bei einem Infanterie-Regimente an. Dieß hielt der Jüngling für eine besondere Auszeichnung und diese bestärkte ihn nicht wenig in seinen stolzen Gesinnungen. Zu einem Besuche bei der Mutter wurden ihm nur wenige Tage vergönnt. Als er zu Pferde mit einem Reitknechte zu seinem Regimente zurückkehrte — es war im Monate März zu einer anhaltenden Regenzeit, wo die Wege sehr verdorben waren — traf er in einem morastigen Hohlwege einen Scharfrichters-Knecht an, der mit seinem schwer beladenen Karren im Kothe stecken geblieben war und seinen rechten Fuß von der Last des

Rades nicht befreien konnte. Von Angstschweiß triefend, flehete dieser mit kläglicher Stimme, daß er sich doch seiner erbarmen und seinem Reitknecht nur erlauben möchte, das Rad ein wenig zu lüften, damit er seinen schon sehr gequetschten Fuß nicht vollends zerbräche. Wer weiß, setzte er hinzu, wo ich Ihnen einmal wieder dienen kann! Da der Reitknecht Miene machte, vom Pferde zu steigen und zu helfen, fing George an fürchterlich zu fluchen, und verbot ihm die Hülfleistung. „Es ist, schrie er laut, Schande und Unehre, sich mit solchen verworfenen Menschen abzugeben. Uebrigens siehst Du, Elender, mir nicht so aus, als wenn Du mir einmal wieder dienen könntest.“ Da erkannte Louis Ramèle — denn das war der arme Scharfrichtersknecht — in dem Offizier den George von Jabin und gab sich ihm als seinen ehemaligen Nachbar, den hartbehandelten Louis zu erkennen. George stutzte, sah ihn scharf an, lachte höhnisch und sprengte davon. Unser Ramèle konnte sich allein nicht helfen und mußte, den Fuß unter dem Rade, sechs Stunden lang bis tief in die Nacht hinein im Moraste liegen bleiben. Sein gutgesinnter Herr vermißte ihn bald und schickte ihm zwei andere Bursche entgegen, welche ihn, fast halbtodt, aus der größten Lebensgefahr retteten. Er trug eine

lange Krankheit davon, und sein Fuß heilte nur allmählig. Das Andenken an das stolze und unmenschliche Betragen des George erfüllte ihn mit gerechtem Unwillen. Sein Beruf wurde ihm widerlicher, als je. Indessen ließ er sich bereden, noch ein Jahr lang für erhöhten Lohn zu dienen. Im nächsten Frühjahre schon bot sich ihm eine Gelegenheit dar, an George von Jabin seine Aeußerung: wer weiß, wo ich Ihnen wieder dienen kann, wahr zu machen. Das Regiment, bei welchem George Lieutenant war, mußte in starken Märschen marschiren. Louis begegnet demselben mit seinem Karren. Plötzlich sieht er einen Offizier dem Regimente nachgesprengt kommen, den er sogleich für den George erkennt. Dieser sprengte, ohne ihn eines Blickes zu würdigen, rasch vorüber und, um dem Regimente bald nachzukommen, ohne alles Bedenken in den Fluß hinein. Das Pferd kann den starken Wellen nicht widerstehen: es sinkt und mit ihm sein Reiter, der nun in Gefahr ist, unterzugehen. Da eilt Louis, ohne Zaudern, hinzu, springt ins Wasser, ist, als ein mit diesem Elemente Vertrauter, so glücklich, den Zügel des Pferdes zu erfassen und dasselbe mit seinem sich daran festhaltenden Herrn zu retten. Da erblickt der Gerettete in der Person seines Retters den Louis Ramèle, dem er im vorigen Jahre so schnöde die nöthige Hülfleistung

verſagt hatte. Ihn ergreift das Gefühl der Scham mächtig, röthet ſeine blaſſen Wangen und verſagt ihm die Rede. Louis leiſtet ihm ſchweigend die nöthigen Dienſte, hilft ihm aufs Pferd, zeigt ihm den richtigen Weg und ruft ihm die Worte nach: hier ſehen Sie, daß auch der verachtete Geringe Ihnen wieder dienen kann! Wie ſchwer mochte dem ſtolzen Jünglinge dieſe Lehre von einem Scharfrichtersknecht eingehen! Wie ſehr ſah er ſeinen Stolz gedemüthigt! Ob er ſich wohl für einen Verunreinigten halten mochte und durfte?

Von nun an änderte ſich das Schickſal unſers Ramèle's plötzlich und führte ihn einer glänzenden Laufbahn entgegen. Seiner Jahre, ſo wie ſeiner anſehnlichen und kräftigen Geſtalt wegen mußte er in Militär-Dienſte treten. Dieſem Berufe gab er ſich ganz hin. Er befolgte auch hier den, ihm von ſeinem Mariot anempfohlenen Grundſatz: das ganz zu ſeyn, was er einmal ſeyn wollte und mußte. Er bewies ſich in Allem und überall als ein guter Soldat; an pünktlichem Gehorſam wie an Umſicht und Muth ſtand er Keinem nach. Dieſe guten Eigenſchaften blieben mit dem Umfange ſeiner Kenntniſſe und Verſtandesbildung von ſeinen Obern nicht unbemerkt. Schon im nächſten

Feldzuge wurde er bei einem Chaſſeur-Regimente Unteroffizier. Der Krieg wurde damals in Italien wie in Deutſchland mit außerordentlicher Heftigkeit geführt. Ramèle that ſich bei jedem Gefecht und in jeder Schlacht vor Allen hervor. Er hatte Heldenthaten, ſo wie viele dabei erhaltene Wunden aufzuweiſen. In einer Schlacht hatte ſein Regiment dergeſtalt gelitten, daß alle Offiziere deſſelben todt oder ſchwer verwundet oder zum weitern Dienſte für den Augenblick ganz unfähig waren. Da ſammelte er den Reſt des Regiments und drang mit ſolchem ungeſtümen Muthe auf die, ſeinen General umringenden, feindlichen Reiter ein, daß er dieſe zurückſchlug und jenen befreite. Dieſe That und viele andere wurden von ſeinen Obern verdientermaßen gewürdigt. Er ſtieg von einem Grade zum andern, ſo daß wir ihn im fünften Feldzuge als Oberſten deſſelben Regiments erblicken, in welchem er von unten auf gedient hatte. Dieſes hohen Poſtens war er würdig, und keiner ſeiner ihm untergebenen Offiziere beneidete ihn. Denn gegen die gehäſſigen Geſinnungen des Neides gebrauchte er ein ſehr einfaches aber ſicheres Mittel: nur ein freundliches und gerechtes Betragen gegen die Offiziere wie gegen die Gemeinen. Daher wurde er von Allen geliebt und erwiederte dieſe Liebe durch Wort und That. Einmal wurde er in einem ſehr hitzi-

gen Gefechte hart verwundet. Ein ſtarker Blutverluſt hatte ihm eine Ohnmacht zugezogen. Man brachte ihn in das Haus eines Geiſtlichen, welcher den verwundeten Helden mit zuvorkommender Bruderliebe aufnahm und Alles aufbot, ihn retten zu helfen. Als der Verwundete nach einer halben Stunde zum erſten Male die Augen aufſchlug, ſchien er beim Anblick des vor ſeinem Bette ſtehenden Geiſtlichen von Schreck ergriffen zu werden und von Neuem in Ohnmacht zu fallen. Er ſah dieſen mit ſtarren Augen an und rief endlich leiſe: Mariot, mein Wohlthäter, mein Vater! „So heiße ich allerdings,“ erwiederte der Geiſtliche mit ſanfter Rede, ihn bei der Hand faſſend, „aber wir Beide haben einander wohl noch nicht geſehen.“ „Ich habe das Glück gehabt,“ fuhr der Verwundete fort, „als ich mein väterliches Haus verlaſſen mußte, von einem Geiſtlichen gleiches Namens in N. mit Liebe aufgenommen zu werden und faſt fünf Jahre lang von ihm die väterlichſte Fürſorge zu genießen. Ohne ſeine großen Verdienſte um mich könnte und würde ich das nimmermehr geworden ſeyn, was ich jetzt bin. Der gute liebe Mann ſtarb leider plötzlich am Schlage.“ „Das war mein Zwillingsbruder,“ entgegnete freundlich lächelnd der Geiſtliche. „Wir Beide haben von Kindheit an die größte Aehnlichkeit mit einander gehabt und ſind ſehr oft ver-

wechselt worden. Sie sind also der gute Louis, dessen mein Bruder als seines Pflegesohnes in seinen Briefen an mich mit so vielem Lobe gedachte?“ Unter der Pflege und Liebe dieses, seinem verstorbenen Bruder auch an edlem Herzen so ähnlichen Geistlichen, ging der Oberste Ramèle der Genesung mit starken Schritten entgegen. Schon nach vierzehn Tagen konnte er sich wieder an die Spitze seines Regiments stellen. Er verließ seinen neuen Freund mit den lautersten Gefühlen der Dankbarkeit und der Verehrung.

Von George v. Jabin hatte er in einer Reihe von fünf bis sechs Jahren nie Etwas gehört. Jetzt führte das Schicksal einen Vorfall herbei, durch den sie einander wieder nahe gebracht wurden. Es kam zu einer mörderischen Schlacht. Unser Oberste that an der Spitze seines Regiments Wunder der Tapferkeit. Er rettete dadurch auch ein Infanterie-Regiment vom Untergange; ja er nahm dem Feinde die, von diesem Regimente gemachten, Gefangenen wieder ab, unter denen sich auch ein Bataillons-Chef befand. In diesem erkannte er sogleich den George v. Jabin. „Mich kennen Sie wohl nicht mehr?“ fragte er ihn mit freundlichem Ernste. Jabin hörte eine bekannte Stimme, blickte ihn forschend an und vor ihm stand, in der Uniform und Würde eines Obersten, sein ehemaliger Lebensretter Ramèle, der

er nun zum zweiten Male geworden war. Eine Röthe überzog sein Gesicht und verwandelte sich endlich in hohe Freude. Er ergriff des Obersten Hand, drückte sie an seine Brust und sprach mit einer Thräne im Auge: „Herr Oberst, gedenken Sie des Vergangenen nicht mehr. Ich war ein großer Thor. Hier," seine Hand an die Brust drückend, „hier sieht es nun anders und, wie ich glaube, besser aus. Nimmer kann und werde ich Ihr edelmüthiges Betragen gegen mich vergessen. Ihnen allein verdanke ich deshalb meine Heilung von unedlen Trieben und Gesinnungen. Möchte ich doch nun Ihrer Verzeihung und Achtung werth seyn!" „Die haben Sie, lieber George," erwiederte Louis, „und so sind wir Freunde und wollen es bleiben bis in den Tod." Mit diesen Worten umarmten sie sich einander im Angesichte ihrer Untergebenen und der schöne Bund der Freundschaft war auf immer geschlossen.

Im folgenden Jahre wurde unser Oberst einer Heldenthat wegen, wodurch er die Schlacht siegreich für die Franzosen entschieden hatte, zum General erhoben. Er stand bei Napoleon in großer Gunst. Nach geschlossenem Frieden suchte er seinen Freund Jabin auf und umarmte denselben als Obersten eines Infanterie-Regiments. Beide erhielten auf vier Wochen Erlaubniß zu

einer Erholungs-Reise, die sie in aller Eile nach ihrem gemeinschaftlichen Geburtsorte antraten. Die Frau von Jabin wurde außerordentlich überrascht, als ihr Sohn in Begleitung eines fremden vornehmen Offiziers zu ihr ins Zimmer trat. Ihre Ueberraschung wurde noch größer, als er sie mit herzlicher Kindesliebe umarmte, was er in seinem Leben noch nie so gethan hatte. „Theure Mutter, ach, wie sehr habe ich mich gesehnt, Sie wiederzusehen," sprach er gerührt, „um Ihnen, leider nun erst! zu sagen, daß mein Herz von der aufrichtigsten Kindesliebe gegen Sie schlägt. Sehen Sie hier," auf den General zeigend, „einen alten Bekannten von Ihnen, den ich, im vollsten Sinne des Worts, meinen Freund nennen darf. Sollten Sie ihn denn nicht wieder erkennen?" Die Mutter blickte Beide, verneinend, an. „Es ist, fuhr der Sohn fort, der tapfere General Ramèle. Sonst, vor mehr als zwanzig Jahren war er der arme Knabe Louis Ramèle, dessen trauriges Schicksal Sie damals so oft beweint und beklagt haben." Die Mutter staunte und schien die Rede ihres Sohnes zu bezweifeln. „Er hat wahr geredet," nahm der General das Wort; „ich bin jener Knabe. Empfangen Sie, verehrteste Mutter meines Freundes, noch jetzt meinen herzlichen Dank für Ihre, damals für mich so tröstende Zusprache." „Und Du," entgegnete

George, indem er ſeinen Freund mit aller Herzlichkeit umſchlang, „Du, nimm nochmals meinen Dank hin für Dein großmüthiges Betragen gegen mich. Ach, Mutter, wie hat mich, ſtolzen und übermüthigen Jüngling, dieſer Freund beſchämt! Er hat zwei Mal mein Leben gerettet, ohne auch nur im Mindeſten einen Werth darauf zu legen, oder mich ſeine Erhebung fühlen zu laſſen. Er hat mir vergeben, wir ſind Freunde. Vergeben Sie mir auch, geliebte Mutter!“ Dieſe ſchloß den guten Sohn in ihre mütterlichen Arme. Beide weinten eine Thräne der Liebe, die Ramèle mit ihnen theilte. — „Aber,“ begann darauf George, „Sie trauern ja, liebe Mutter?“ „Solltest Du,“ erwiederte ſie, „nicht errathen, wem dieſe Trauer gilt? Dein Vater iſt nicht mehr. Er hat als tapferer General an der Grenze Spaniens in einer Schlacht den Tod gefunden. Ich habe ihn in vielen Jahren nicht geſehen. Vor zwölf Wochen erſt iſt mir die Nachricht von ſeinem Tode zugekommen.“ Gattin und Sohn weinten dem als Helden gefallenen Gatten und Vater Thränen der Liebe, und Beide kamen im Geſpräche mit ihrem Freunde noch oft auf ihn zurück. — Frau von Jabin wußte über Ramèle's Stiefmutter nicht die mindeſte Auskunft zu geben. Nach ſorgfältiger Erkundigung erfuhr dieſer ſoviel, daß ſie ſeit mehr als funfzehn Jahren den Ort verlaſſen habe. Das

Wohnhaus ſeines Vaters beſuchte und betrat Ramèle mit wehmüthigen Erinnerungen. Es gehörte jetzt einem Schneidermeiſter, der es ihm für eine anſehnliche Kaufſumme ablieſs. Denn er fand einen Theil ſeines Glücks darin, das eigenthümliche Wohnhaus ſeines Vaters als ſein nunmehriges Eigenthum zu wiſſen. Frau von Jabin übernahm mit Freuden den, ihr von ihrem George gemachten, Antrag, daſſelbe durch ihren vieljährig treuen Diener in guten Stand ſetzen zu laſſen, wozu ihr unſer General das nöthige Geld in die Hände gab und ihr im Voraus ſeine herzliche Dankſagung darbrachte. Als dieſe gute Frau über den Ankauf dieſes Hauſes und die beabſichtigte Verſchönerung desſelben einige Verwunderung bezeigte, erwiederte er lächelnd: „Ich weiß ja doch nicht, ob ich's nicht einmal werde brauchen können. Schon das würde mich ſehr glücklich machen, Sie, wenn ich einmal wiederkomme, in meinem eigenen Hauſe bedienen und bewirthen zu können.

Die vier Urlaubswochen neigten ſich zu Ende, und die beiden Freunde nahmen von der edlen Frau den herzlichſten Abſchied, die ihnen ihren mütterlichen Segen mit auf den Weg gab. Ungeachtet des noch fortbeſtehenden Friedens war die Armee doch in ſteter Bewegung. Jene Zeit war mitten im Frieden eine kriegeriſche Zeit. Nach Verlauf eines Jahres entzündete ſich der Krieg

aufs Neue, in welchem unſere Freunde ſich abermals Ruhm und Ehre erwarben. Beim Anfange einer Schlacht, wo gewöhnlich alle Theile der Armee in voller Bewegung ſind, hatte unſer General das, ſeinem edlen Herzen empfindliche, Unglück, im Gewühle eine Marquetenderin über den Haufen zu reiten. Es ergab ſich, daß ſie nicht nur ſehr gequetſcht war, ſondern auch den linken Fuß gebrochen hatte. Er ließ ſie durch einige Soldaten in völlige Sicherheit bringen und gab ſtrengen Befehl zu ihrer Heilung. Die Schlacht begann und lief dieſes Mal für die Franzoſen unglücklich ab. Ihre Flucht war allgemein. Erſt am vierten Tage traten einige Ruheſtunden ein. Da erinnerte ſich der General jener, von ihm überrittenen, Frau und ließ ſich genau nach ihrem Zuſtande erkundigen. Da ihm der Bericht davon nicht genügte, ſuchte er ſie ſelbſt auf. Er erblickte in ihr eine hagere, blaſſe Geſtalt, deren Geſichtszüge ihm nicht ganz fremd waren. Aus ihren Antworten auf ſeine Kreuz- und Querfragen ging zu ſeinem großen Erſtaunen hervor, daß ſie ſeine Stiefmutter war. Er verheimlichte dieſe Entdeckung und gab dem Chirurgen die gemeſſenſten Befehle, alle mögliche Sorgfalt zu ihrer baldigen Herſtellung anzuwenden. Nach Verlauf einiger Monate, die reich an kriegeriſchen Ereigniſſen waren, ließ er an einem Ruhetage die Geneſene zu ſich rufen.

Er war mit ihr allein im Zelte. Mit ernster Miene trat er ihr näher und fragte mit starker Betonung: ob sie ihn nicht kenne? Sie verneinte es zitternd. „Weiß Sie nicht," fragte er weiter, „was aus Ihrem Stiefsohne Louis, den Sie so gemißhandelt hat, geworden ist?" Da durchdrang sie ein heftiger Schreck, ihr Gesicht wurde bleich, sie war einer Ohnmacht nahe. „Ihr Stiefsohn steht vor Ihr, ich, der General Ramèle bin derselbe." Bei diesen Worten sank sie zu Boden, suchte seine Füße zu umklammern und bat im Zustande der Verzweiflung, ihr den Tod zu geben. „Ja," sprach sie mit schwacher Stimme, „den habe ich verdient, schaffen Sie, Herr General, eine Elende aus der Welt!" „Sie hat wohl nie wieder seit meiner Entweichung nach mir gefragt?" fuhr er fort. „Ich will von Ihr durchaus die Wahrheit wissen." Mit zitternder Angst erzählte Sie Folgendes: „Nach dem Tode Ihres Vaters mußte ich das Haus sogleich verlassen. Ich bezog ein kleines Stübchen und ernährte mich kümmerlich. Nach zwei Jahren wanderte ich aus. Niemand wollte mich aufnehmen und mit mir Mitleid haben. Ich wurde Bettlerin, verfiel in eine schmerzensvolle Krankheit und wurde ins Hospital gebracht. Da, auf meinem halbjährigen Krankenlager, gingen mir die Augen auf über mein geführtes Leben. Das große Unrecht und die Miß-

handlung, die ich an dem armen Louis verübt hatte, trat lebhaft mir vor die Seele. Mein Gewiſſen erwachte furchtbar, ſtellte mir den blutenden Knaben vor Augen und brachte mich dahin, daß ich mir den Tod wünſchte. Ach, Herr General, damals war ich recht elend. Hier entſtürzten ihren Augen heiße Thränen. Nach meiner Geneſung," fuhr ſie fort, „mußte ich das Hoſpital verlaſſen. Ich irrte im Vaterlande herum, und hoffte, Louis wieder zu finden. Vergebens; ich hielt ihn für todt und wollte nun auch nicht mehr leben. Die Wellen des reißenden Fluſſes ſollten mein Grab ſeyn. Ich ſtürzte mich aus Verzweiflung hinein. Ach, hätten die mitleidigen Fiſcher mich doch nicht gerettet! Du ſollſt alſo, dacht' ich, du ſollſt noch leben und das böſe Gewiſſen mit herumſchleppen. Ich ging zur Armee, wurde durch einige Glücksumſtände Marquetenderin und bin als ſolche viele Jahre mit herumgezogen. Wie Sie, Herr General, mich gefunden haben, wiſſen Sie. Nun flehe ich nochmals um die einzige Gnade, mir den Tod zu geben; denn ich Elende kann, darf und will nicht länger leben." Die Arme war im Zuſtande der Verzweiflung. Der edle General ward auf das Innigſte gerührt. Er ergriff die ſo tief Gebeugte bei der Hand, freundlich ſprechend: „Mutter, ſtehen Sie auf; längſt, ach ſchon längſt habe ich

Ihnen verziehen. Ich will und darf Sie nicht verstoßen. Nein, Sie sollen leben, und zwar glücklich leben durch meine Fürsorge. Dafür verlange ich weiter Nichts, als von nun an mir die mütterliche Achtung und Liebe zu schenken, die ich zu verdienen glaube. Wollen Sie das?“ Sie sah ihn staunend und zweifelnd an. — „Zweifeln Sie nicht, Mutter, ich rede die Wahrheit. Mein Vater gab mir einst in Ihnen eine zweite Mutter. Ach, Sie konnten mich nicht lieben! Doch Alles ist vorüber und vergessen. Denken Sie von nun an mütterlich an mich. Morgen lasse ich Sie nach N. fahren. Das ehemalige Vaterhaus gehört nun mir. In demselben sollen Sie wohnen. Es ist in guter Ordnung und es soll Ihnen an Nichts fehlen, ich werde für Alles Sorge tragen.“ „Ach, Herr General,“ unterbrach sie ihn weinend, „diese großmüthige Behandlung verdiene ich nicht! Ueberlassen Sie mich meinem Schicksale! Doch, wenn Alles so wäre, wie Sie, großmüthiger Mann, mir so freundlich versichern, dann, ja dann, o! ich fühle es — könnt' und würde ich nur für Sie leben und Ihnen mit der aufrichtigsten Verehrung ergeben seyn und bleiben.“

„Nun so sei es, liebe Mutter. Morgen geht die Reise vor sich.“ So geschah es auch. Die Frau Kamèle betrat mit tiefen Gefühlen der Schaam aber auch ihrer bessern Gesinnungen das Haus der Frau von Jabin. Diese gerieth in freudiges Erstaunen, als ihr ein Brief des Generals dessen edles Vorhaben mit seiner Stiefmutter kund that. Sie wünschte ihr mit Freuden Glück und übergab ihr das Haus nebst Zubehör. Diese gerieth über die schöne Wiedergeburt desselben in Verwunderung. Es war ihr einziges Bestreben, die Wünsche ihres Herrn Generals, wie sie ihn stets nannte, auf das Gewissenhafteste zu erfüllen. Sie lebte still, eingezogen, ja musterhaft in allen Dingen. Da sie Geschriebenes nicht lesen konnte, so kamen ihr alle Nachrichten vom Generale durch die edle Frau von Jabin zu. Sie war dann jedesmal hocherfreut und weihete ihrem edelmüthigen Stiefsohne eine aufrichtige Thräne der Verehrung. Bald aber blieben die Nachrichten von den beiden Freunden gänzlich aus. Da Fr. von Jabin von einer andern Seite her wußte, wie heftig das Kriegs-Ungewitter fortwüthete, so wurde sie sehr besorgt. Endlich nach langem Harren kam ein Brief von ihrem Sohne, welcher ihr in einigen Zeilen meldete, daß er mit seinem Freunde abermals auf einen Besuch kommen würde. Doch es verliefen

sechs Wochen, ehe die sehnsuchtsvoll Erwarteten eintrafen. Endlich kam an einem Mittage eine große Kutsche langsam angefahren, welche die beiden Freunde enthielt. Frau v. Jabin, wie Fr. Ramèle kamen freudig an den Wagen, um die lieben Gäste zu empfangen. Aber welche Gestalten stellten sich ihren Augen dar! Der General Ramèle, geziert mit mehrern Orden, war ein Krüppel von fast gänzlich verstümmelten Gliedmaßen. Er konnte nur langsam sich mit den Krücken fortbewegen. George v. Jabin, der ebenfalls General und mit Orden geschmückt war, erschien in eben so kläglicher und krüppelhafter Gestalt, als sein Freund. Das Volk umringte den Wagen und die herausgehobenen Helden; ein thränenvolles Bedauern Aller vermischte sich mit den mütterlichen Thränen der Fr. von Jabin und Fr. Ramèle. Diese innige Theilnahme ging den Helden sehr zu Herzen; doch riefen beide den Müttern zu: „Nur die Körper haben gelitten, die Herzen schlagen noch frisch und gesund. Wir bleiben nun auf immer hier; keine Trennung mehr. Wir werden mit einander glücklich seyn und einander glücklich machen!“ Nun wurde ein Jeder in seine Wohnung gebracht. Fr. Ramèle empfing ihren Herrn General mit stiller und demüthiger Verehrung. So oft sie seine Gestalt

anſahe und Zeichen von ſeinen Schmerzen wahrnahm, fing ſie bitterlich an zu weinen. Die Einrichtung des kleinen aber gut gebauten Hauſes war ganz nach ſeinem Sinne. In wenig Tagen war Alles in die beſte Ordnung gebracht, in welcher es von nun an Tag für Tag fortging. Die Freunde hatten wahr geſprochen, ſie machten einander und auch Andere glücklich. Ihr Freundſchaftsbund war rein und lauter; ſie genoſſen deſſen goldne Freuden täglich durch ihre gegenſeitigen Beſuche und offene Mittheilung ihrer Gedanken, Gefühle, Anſichten und Erfahrungen. Die Tage von ungünſtiger Witterung brachten ſie traulich im Zimmer zu. War aber die Witterung ſchön und freundlich, dann wanderten ſie mit Hülfe ihrer Krücken aus vor das Thor in die freie Natur. Solche Ausflüge waren dann den Einwohnern eine höchſt rührende Erſcheinung. Sie blieben ſchon von Weitem ſtehen, und begrüßten ſie mit Ehrfurcht. Manche Väter und Mütter weinten bei ihrem Anblicke Thränen; denn ſie dachten an ihre eigenen Söhne, die in den wilden Stürmen des Kriegs geblieben waren. Frau v. Jabin lebte, obſchon vom Alter gebeugt, an der Seite dieſer Söhne, wie ſie Beide zu nennen pflegte, wieder auf, und Frau Ramôle betete immer zuerſt für ihren Herrn General. Sie verſicherte Jedermann, daß in ihrem kleinen Hauſe

der Himmel auf Erden ſey. — So geſtaltet ſich das Schickſal.

Es waltet — fühlt's und glaubt's, ihr Menſchen! —
Ein liebevoller, guter Geiſt,
Der aus des tiefen Unrechts Saamen
Der Tugend Frucht entſtehen heißt.
Sein Rath mag wunderbar erſcheinen; —
Führt er ihn herrlich doch hinaus.
Dieß werden wir einſt heller ſchauen,
Ruft er uns in ſein Vaterhaus!

Bei dem Verleger dieser Schrift sind ferner erschienen:

Lehrreiche

Bilder aus dem Familienleben,

in 9 Erzählungen für die Jugend

von Förtsch, Diac.

Mit einer Vorrede des Vicedir. M. J. C. Dolz.

Erstes Bändchen.

Mit einem ill. Titelkupfer, geb. Preis 20 gr.
roh, ohne Kupfer Preis 15 gr.

Derselbe Verfasser gab früher heraus:

Ein Buch für den Winter. Ein Beitrag zu erheiternden und belehrenden gesellschaftlichen Abendunterhaltungen. Preis 16 gr.

Caroline und ihre Mutter, oder: Möchten alle Eltern solche Töchter haben! Eine Erzählung für das weibliche Herz. Von *r. Preis 16 gr.

Engel, M. M. E., die augsburgische Confession als des Evangeliums Kern und Zeugniß für alle evangelische Christen Licht und Lust, Schutz und Trutz. Ein Gedenkbüchlein an deren 300jährige Jubelfeier. Mit Titelkupfer. Preis 10 gr.

— — Geist der Bibel für Schule und Haus. 8te Aufl. Preis 12 gr.

— — kurgefaßte Geschichte der christlichen Religion und Kirche. 2te Aufl. Preis 5 gr.

Sagen der Hebräer. Aus den Schriften der alten hebr. Weisen. Aus dem Englischen des Heimann Hurwitz von *r. 2te Aufl. Preis 1 thlr.

Fiedler, F., Tabula ecclesiastico-historica, seriem XIX saeculor. synchronistic. exhibens, quam exaravit omniusque theol. stud. et cand. etc. Roy. Form
ord. Pap. Preis 12 gr.
fein — — 20 gr.

Histoire de Charles XII. par Voltaire, avec un vocabulaire à l'usage des écoles. Preis 9 gr.

Les aventures de Télemaque, fils d'Ulysse par Fénélon. Preis 16 gr.

Der Rosenhügel.

Licht und Schatten

in dem

Leben guter Menschen.

Von

J. Chr. L. Förtsch, Diac.

Verfasser des Buchs: „Lehrreiche Bilder aus dem Familienleben" u. a. m.

Zweite Ausgabe.

Mit 4 colorirten Kupfern.

Leipzig,

Verlag von Christian Conrad Krappe.

Kgl. Univ.-Bibl.
Berlin

Gegenseitige Rettung aus Gefahr und Noth.

In einer der anmuthigsten Gegenden, an welchen Schlesien so reich ist, liegt das große, neu und regelmäßig erbaute Dorf Gagera. Das königliche Schloß befindet sich an der Morgenseite und gewährt, wenn man auf der Kunststraße hieher kommt, durch seine Größe, Bauart, beiden Thürme und die majestätischen Pappeln, mit welchen es von allen Seiten umkränzt wird, einen herrlichen Anblick. Der Oberamtmann Pfeil hat das königliche Gut schon seit 20 Jahren in Pachtung; er hat die wüthenden Stürme des Krieges im Jahr 1813 ausgestanden und die traurigen Folgen derselben glücklich überwunden. Er und seine Gattin waren gute und rechtschaffene Menschen, besonders im Betreff der Erzie-

hung ihrer vier Kinder, eines Sohnes und dreier Töchter, sehr sorgsam und gewissenhaft. Die Kinder entsprachen ganz den elterlichen Wünschen; sie wuchsen, unter der Mithülfe eines verständigen und gutgesinnten Hauslehrers, auf in blühender Gesundheit und mit dem schönen Schmucke einer ausgezeichneten Verstandes- und Herzensbildung. Die älteste Tochter, Auguste genannt, hatte nun ihr achtzehntes Jahr zurückgelegt und ihre Eltern waren darauf bedacht gewesen, ein gutes und sicheres Haus ausfindig zu machen, in welchem sie die nöthige Vervollkommnung in den sogenannten weiblichen Geschicklichkeiten erlangen könnte. Nach vielem Umfragen glaubten sie in Schlesiens Hauptstadt ein solches Haus, in welchem eine Anzahl junger Mädchen in dieser Absicht gebildet wurde, gefunden zu haben. Beide Eltern hatten ihre Tochter selbst dahin gebracht und wurden nun von ihren zurückgebliebenen Kindern zurückerwartet. Dies geschah an einem schönen Maitage Abends, als eben die Sonne sich anschickte, hinter dem von Bergen und hohen Wäldern gebildeten Horizonte hinabzusinken. Karl, ein munterer Knabe von 12 Jahren, lief voran nach der Kunststraße und hatte seine Schwestern, Julien von

14 und Antonien von 16 Jahren, die ihm nicht so schnell folgen konnten, etwas zum Besten. Endlich fanden sie sich vereint auf einem Punkte zusammen, von welchem sie wohl eine Stunde weit auf der in schnurgerader Linie fortlaufenden Straße hinsehen konnten.

Karl. Seht ihr was, ihr Schwestern? ihr rühmt ja sonst euer gutes Gesicht in die Ferne. Ich sehe nichts.

Antonie. Ich auch nicht, lieber Bruder.

Julie (die anhaltend und schweigend vor sich hinschauet) Karl, Antonie, einen Punkt, wahrhaftig, einen schwarzen Punkt seh' ich in der Ferne.

Karl. Nun, ich sehe nichts.

Antonie. Jetzt seh' ich den schwarzen Punkt auch, er scheint größer zu werden.

Karl. Halt, jetzt hab' ich ihn auch erfaßt. Nun still. Alle Drei standen wie eingewurzelt, ihre Blicke nach der Straße richtend.

Karl. Es ist eine Kutsche; aber es sind die Eltern nicht. Des Vaters Hengste treten ganz anders auf.

Antonie und Julie. Karl hat Recht; es wird eine Extrapost seyn. Ja, so ist's, ich erkenne schon den Postillon. So war es auch.

In der Kutsche saß ein Herr, der im raschen Vorbeifahren die Harrenden freundlich grüßte und ihnen zurief: die lieben Eltern werden sogleich folgen.

Karl. Wer mag der Herr seyn? Er muß unsre Eltern kennen und Eile haben; seht nur, wie rasch der Postillon zufährt. Da wendete Antonie ihre Augen vom Nachsehen wieder nach der Straße, und rief freudig: da kommen sie ja.

Karl. Ja, sie sind's. Seht nur, wie unsre Hengste daher geflogen kommen.

Alle Drei zugleich. Die lieben Eltern sind's. Die gute Mutter winkt mit einem Tuche und der Vater schwenkt seinen Hut. Sie waren's. Der Wagen hielt. Eltern und Kinder begrüßten und umarmten sich herzlich. Diese hüpften in den Wagen und in einigen Minuten hielt derselbe vor der großen Hauspforte. Zuvörderst meinen herzlichen Willkommen, Herr Oberamtmann, sprach der herbeieilende alte Inspektor, und nun die Meldung, daß in den vier Tagen Ihrer Abwesenheit Alles recht gut gegangen und nichts Nachtheiliges vorgefallen ist. Dank Ihnen, Herr Müller, erwiederte der Oberamtmann, und drückte dem bewährten treuen Diener die Hand. Unter uns, sprach Karl, als

er zwiſchen den Eltern die Treppe hinauftrat, unter uns Dreien iſt auch noch Alles ſo, wie es ſeyn ſoll. Bis auf deine kleinen Neckereien, mein Brüderchen, entgegneten die Schweſtern, indem ſie die liebe Mutter in ihre Mitte nahmen. Im Wohnzimmer bewieſen Eltern und Kinder einander nochmals die ſüßen Freuden des glücklichen Wiederſehens. Eure liebe Schweſter, ſprach die Mutter, überſchickt euch den Gruß und Kuß der Liebe, ſie der Reihe nach umarmend. Sie iſt ſehr gut aufgehoben; es wird ihr in der guten Familie wohlgehen. Morgen werde ich euch Vieles zu erzählen haben. Die Frau Paſtorin Wimmer, die nun bei eurer Schweſter Mutterſtelle vertritt, iſt eine ſehr rechtſchaffene Frau; ihre beiden Töchter gleichen ihr ganz und ſtehen ihr trefflich bei in der Anſtalt, der ſie vorſteht.

Am nächſten Tage fand ſich ein freies Stündchen, in welchem die Mutter ihre Kinder um ſich verſammelte, und folgende Erzählung begann. Bei dem Wechſel der vorausgeſendeten Pferde,

wurden die 12 Meilen glücklich in Einem Tage zurückgelegt. Wir kamen etwas spät an und stiegen in einem Gasthofe ab. Daselbst widerfuhr eurem Vater eine große Freude. Indem er sich ein Zimmer für uns anweisen ließ, trat aus dem angrenzenden Zimmer ein Mann heraus, der beim Anblicke des Vaters plötzlich still stand, seine Arme öffnete und ihm mit Ungestüm um den Hals fiel. Es war der Bürgermeister S. aus W., ein Schul- und Universitätsfreund von euerm Vater. Beide hatten einander in langer Zeit nicht gesehen. Ihr unerwartetes Zusammentreffen gewährte ihnen daher recht große Freude. Sie setzten sich bald zusammen und plauderten mehrere Stunden in die Nacht hinein, indeß ich mich, mit Augusten, dem Schlafe überließ. Am andern Morgen reiste der Freund wieder ab, und wir übergaben nun eure Schwester der Anstalt, in welcher wir noch zehn andere junge Mädchen antrafen, mit denen sie bald in Bekanntschaft gerieth. Vorzüglich aber wurde sie von den beiden liebenswürdigen Töchtern der Vorsteherin liebgewonnen. Diese ist, wie gesagt, eine kluge, kenntnißvolle und rechtschaffene Frau und reich an Erfahrungen bitterer und freudiger Art. Sie hat mich mit ihrer Le-

bensgeschichte bekannt gemacht und diese will ich euch nun mittheilen.

Ihr verstorbener Gatte, Namens Wimmer, war Prediger in dem Dorfe H. gewesen. Sie gedachte seiner mit wehmüthiger Liebe und konnte das Glück, das sie an seiner und an der Seite ihrer beiden Töchter zwölf Jahre lang genossen hatte, nicht genug rühmen. Dieser Prediger kam einst, — es war zu Ende des Novemb. im J. 1806 — Abends bei regnichter und kalter Witterung von seinem weit entlegenen Filiale zurück. Am Wege hinter seinem Garten fand er einen, in Lumpen gehüllten, Knaben liegen, der jämmerlich stöhnte und von Fieberfrost klapperte. Da er nur einige unverständliche Worte aus ihm herausbringen konnte, sein Zustand kläglich war und der Hülfe bedurfte, ließ er ihn in sein Haus bringen, wo sich seine Gattin und Töchter seiner liebevoll annahmen. Am andern Morgen schien des Kranken Zustand lebensgefährlich werden zu wollen. Es fügte sich, daß der Arzt aus der Stadt zu dem kranken Dorfschulzen herbeigeholt wurde. Diesem Arzt wurde nun der Findling anvertraut. Die Krankheit ward hartnäckig; ging aber unter den Händen des geschickten Arztes und der treusten Fürsorge der Pflegeeltern allmählig

in Genesung über. Ich stamme, erzählte nun der Knabe, der sich Gottfried Hillmann nannte, aus dem Dorfe Poppel bei Eckardtsberge in Thüringen. Mein Vater war daselbst ein armer Häusler und meine gute Mutter ruht schon seit drei Jahren im Grabe. In der Schlacht bei Auerstädt am 14. Oct. d. J. brannte mein Geburtsort fast gänzlich ab und mein Vater fand seinen Tod in den Flammen! — — Ach, das war eine schreckliche Zeit, theuerste Pflegeeltern, fuhr er weinend fort. Die halb verbrannte Leiche meines unglücklichen Vaters konnte nicht einmal ordentlich und auf dem Gottesacker begraben werden! Oft hörte ich ihn, besonders wenn er an einem Leichenbegängnisse Antheil nahm, sagen: ein ehrliches Begräbniß auf dem geweihten Acker des Herrn ist ein Schmuck des Christen, mit dem er aus dem Leben geht. Sein Wunsch wurde nicht erfüllt. Ich arme Waise machte ihm selbst ein Grab hinter dem zusammengestürzten Häuschen und drei Schulkameraden halfen mir dabei, ungeachtet der Feuerfunken und der zischenden Kugeln, die um uns herumflogen. Ach! ich kann die Noth, den Jammer und das Elend, das damals in der dasigen Gegend anzutreffen war, nicht

beſchreiben. Ich war nun nicht nur eltern-, ſondern auch verwandtenlos, alſo ganz verlaſſen. Da ich nun oft gehört hatte, daß meine Mutter aus Niederſchleſien ſtammte und daſelbſt vielleicht noch eine Schweſter am Leben haben würde, ſo beſchloß ich, mich in dieſes Land zu begeben und dieſe Muhme aufzuſuchen, obgleich ich ihren Wohnort nicht kannte. Ich machte mich auch ſogleich, wie ich ging und ſtand, auf den Weg. Man hielt mich oft an und fragte mich ſcharf aus; aber man glaubte immer meinen Worten und ließ mich weiter ziehen. Immer fand ich gute Menſchen, die mir ein Stückchen Brot reichten und ein Nachtlager vergönnten. Allein der Weg war weit und die Witterung regnicht und kalt. Endlich konnte ich kaum noch fort und das trockne Brot wollte nicht mehr ſchmecken. Oft ſank ich vor Fieberfroſt auf freiem Felde nieder, raffte mich aber immer wieder auf, und wankte vorwärts. Da ſah' ich den hohen Thurm Ihres Dorfes, theurer Herr Paſtor, und ſtrengte nun meine letzten Kräfte an, um noch vor Nachts dahin zu kommen. Es gelang mir, aber hinter einem Zaune vergingen mir die Sinne, ich ſank nieder. So haben Sie mich gefunden, mein Wohlthäter, mich aufgenommen, mich ge-

pflegt und für meine Genesung gesorgt. O theuerste Pflegeeltern, so muß ich Sie nennen, Sie haben große Barmherzigkeit an mir gethan, ich bin Ihnen mein Leben schuldig. Wie kann, wie soll ich Ihnen das vergelten! Aber ich werde dafür recht dankbar seyn; ich fühle, ja ich weiß es, daß ich das werde können; der liebe Gott wird mir dazu helfen. Bei diesen Worten flossen seine wieder belebten Augen über von Thränen. Die ungeschminkte Erzählung des Knaben, fuhr die Vorsteherin fort, und die sichtbaren Beweise seiner guten Regungen und Gesinnungen, machten unser Aller Herzen ihm immer zugeneigter; meine Töchter da vergossen bei der Erzählung seines Unglücks fast mehr Thränen, als er selbst. Gottfried Hillmann genas vollkommen; und da er eine unveränderliche Miene der Aufrichtigkeit besaß, die Worte der Treuherzigkeit und Unschuld redete und ohne alle Verbindung unter den Menschen stand, wurde er von seinen Pflegeeltern nun wirklich an Kindes Statt angenommen, und mit den beiden Töchtern, die ihn gern Bruder nannten, erzogen. Er war nicht unwissend und ungeschickt und bewies zur Freude seines zweiten Vaters eine rege Wiß- und Lernbegierde. Dieser unterrichtete ihn theils

ſelbſt, theils ſchickte er ihn in die Ortsſchule, der ein geſchickter Lehrer vorſtand. Gottfried zeichnete ſich unter den Schulkindern bald durch Fleiß, gutes Betragen und pünktlichen Gehorſam aus. Gegen ſeine Pflegeeltern bewies er die innigſte Liebe und Anhänglichkeit. Durch ſein muntres und heitres Weſen wurde der Geiſt der Fröhlichkeit im Pfarrhauſe recht lebendig. An Allem, was nur im Hauſe vorging und vorfiel, nahm er thätigen Antheil, belebte und erhöhete Alles durch ſeinen heitern Sinn und ſeine oft drollichten Einfälle. Dabei war er vom Leichtſinne weit entfernt; er war fromm und gottesfürchtig. Das, ſprach er, ſagten mir meine lieben Eltern täglich, das muß bei jedem Kinde das Erſte, die Hauptſache ſeyn, wenn es ihm in der Welt wohl gehen ſoll. Sie ſelbſt waren ſehr fromm und hatten mich unendlich lieb. Bei dieſem Geſtändniß wurde er jedesmal bis zu Thränen gerührt und zu ſtillem Ernſte geſtimmt. Kurz, fuhr die Vorſteherin fort, Gottfried war unſer lieber Sohn, mit unſern Töchtern unſre Freude, unſer Glück. Nach ſeinem zurückgelegten vierzehnten Jahre wurde er mit confirmirt. Das war für uns Alle eine rührende

Handlung, die ganze Gemeinde nahm innigen Antheil daran.

Was nun, mein Sohn, mit dir? fragte ihn nach dieser Feierlichkeit der Prediger. Du stehst nun im 15. Jahre an der Schwelle der Jünglings-Jahre und hast ein gutes und blühendes Wachsthum. So kann es mit dir ferner nicht bleiben: du mußt dich nun entschließen, zur Wahl eines künftigen Berufs. Ja, erwiederte er, ja theurer Vater, das ist's eben, was ich Ihnen schon längst habe sagen wollen. Der Bruder meines Vaters war ein Schuhmacher in der Stadt Eckardtsberge. So oft dieser nun in unser Haus kam, sprach er jedesmal zu meinem Vater: Bruder, wenn dein Gottfried über die Schuljahre hinaus seyn wird, so überlaß ihn mir, ich weiß, es steckt ein tüchtiger Schuhmacher in ihm. Durch diese öftere Rede des freundlichen Mannes wurde in mir die Lust zu diesem Handwerke geweckt. Allein der gute Mann starb zwei Monate nach dem Tode meiner, mir unvergeßlichen, frommen Mutter. Die Lust, geliebter Vater, ein Schuhmacher zu werden, steckt noch in mir. Wenn sich also ein Meister fände, gewiß ich würde recht fleißig und gehorsam seyn. — Der Meister fand sich bald in

der nahe gelegenen Stadt M., und nach vier Wochen trat Gottfried ſeine Lehrzeit an, welche drei Jahre währete. Faſt an jedem Sonntage beſuchte uns der Lehrling und brachte jedesmal Freude mit in unſer Haus. Auf dieſe Weiſe blieben wir mit ihm in der genaueſten Verbindung. Sein Meiſter war mit ihm ſehr zufrieden. Daher bezahlten wir mit Freuden das Lehrgeld. Als er zu Anfange des achtzehnten Jahres losgeſprochen wurde, befand er ſich in einer blühenden Jünglings-Geſtalt, die Aller Herzen an ſich zog; denn in derſelben wohnte eine reine, unſchuldige und fromme Seele, wovon ſein Geſicht, ja ſein ganzes Aeußere ein treuer Abdruck war. Nun kam die Zeit der Wanderung, wozu wir ihn mit allen Bedürfniſſen ausſtatteten. Am letzten Tage ſeines Aufenthalts in unſerm Hauſe war er ſtill und niedergeſchlagen. Als wir ihn aufzumuntern ſuchten, trat er vor uns, ſchaute uns mit naſſen Augen an, ergriff unſre Hände und ſprach: Ja, ich bin traurig; denn jetzt beim Abſchiede von Ihnen, geliebte Eltern, iſt es mir erſt recht klar geworden, wie viel ich Ihnen Alles verdanke. Vater — Mutter! o, das ſind ſüße Namen. Meine Eltern ruhen im ſtillen Grabe, fuhr er ſchluchzend fort, der

liebe Gott hat mir in Ihnen ihre Stelle erſetzt. Es war mein Wille, Sie als Vater und Mutter zu lieben. Aber hab' ich denn das auch gethan? Oft wohl hab' ich gefehlt. Vergeben Sie mir, dem ſchwachen Kinde und Jünglinge. Was ich jetzt bin, das bin ich durch Sie. Ohne Ihre Barmherzigkeit wäre ich hinter dem Zaune geſtorben. Sie haben mit treuer Elternliebe ſich meiner angenommen, mich auf den Weg der Wahrheit, Tugend und Gottesfurcht geführt. Das verſpreche ich Ihnen aufs Heiligſte, hier unter Gottes Sonne und unter dieſer ehrwürdigen Linde (wir befanden uns im Garten) ich werde ſtandhaft auf dieſem Wege fortwandeln; nimmer ſollen Sie etwas Entehrendes und Schlechtes von mir hören. Nur einen Wunſch trage ich noch im Herzen. Ach, dürfte ich ihn doch laut werden laſſen! Du darfſt es, erwiederte mein Gatte. — Es iſt der Wunſch, fuhr er fort, daß Gott mir Gelegenheit geben möge, Ihnen meine Dankbarkeit ſo recht thätig und wenn es mein Leben koſten ſollte, bezeigen zu können. O, wie glücklich würde mich das machen, theure Wohlthäter, ſetzte er mit leuchtenden Augen hinzu. Das zeugt von deinem guten Herzen, entgegnete ihm mein Gatte; aber wünſche das nicht ſo zu-

Kgl. Univ. Bibl.
Berlin

verſichtlich. Erhalte uns dein liebevolles Anden-
ken und dir ſelbſt ein frommes und reines Herz;
nimm die Verſicherung von uns mit auf den
Weg, daß wir immer deiner mit Liebe und den
beſten Wünſchen gedenken werden! — Die Stunde
des Abſchieds gehörte unter die traurigſten, die
ich je erlebt habe, fuhr die Vorſteherin fort.
Der Jüngling war auf das Tiefſte gerührt; wir
Alle waren es nicht minder und begleiteten ihn
bis auf den Bergrücken, wovon er die Stadt
erblicken konnte. Mein Herz gehört Gott
und Ihnen, theure Eltern und Schweſtern.
Das waren ſeine letzten Worte, als er vor un-
ſern thränenvollen Augen im Walde verſchwand.
Er ſchrieb uns aus verſchiedenen Städten, wo er in
Arbeit trat, mehrere Briefe, die alle von ſeinem
dankbaren und frommen Herzen zeugten. Der
letzte Brief war aus dem Oeſterreichiſchen, und
ſprach ſeinen Vorſatz aus, nach der großen Kai-
ſerſtadt Wien zu gehen.

Am folgenden Tage verſammelte die Frau Ober-
amtmännin ihre Kinder wieder um ſich und fuhr

in ihrer Erzählung folgendermaßen fort. Auf Erden, meine lieben Kinder, ist kein dauerndes Glück zu finden. Wenn auch die strahlende Sonne der Freude lange herab scheint auf den einzelnen Menschen, ja auf ganze Familien, so verbirgt sie sich doch auch und oft plötzlich hinter dunkle Wolken. Die Freude und das Glück schwindet und der Mensch versinkt in Trauer und Noth. Diese bittre Erfahrung kehrte in dem lieben Pfarrhause zu H. ein. Der Prediger Wimmer hatte an der Seite seiner Gattin und Kinder mehrere Jahre nach einander die schönen Freuden eines ungetrübten häuslichen Glücks genossen und dazu hatte unser Gottfried Hillmann Vieles beigetragen. Aber so sollte es nicht bleiben. Schon die kriegerischen Gerüchte im J. 1812 machten die fromme Prediger-Familie sehr besorgt und bekümmert. Aber es sollte eine noch weit größere Betrübniß über dieselbe kommen. Der Prediger Wimmer hatte sich, im Winter 1812—1813 bei einem beschwerlichen Amtsgeschäfte auf seinem Filiale eine Erkältung zugezogen, wodurch der Grund zu einer langwierigen und schmerzlichen Krankheit gelegt wurde. Gattin und Kinder wetteiferten in treuer Pflege des geliebten Kranken, und ein geschickter Arzt

war bemüht, die Krankheit und drohende Lebensgefahr zu bewältigen. Aber vergebens war alle liebevolle Pflege, alle angewandte Geschicklichkeit. Nachdem der fromme Mann Gottes zwei Monate lang viel gelitten und gekämpft hatte, entschlief er durch einen sanften Tod zum bessern Leben. Dieser Todesfall versetzte Gattin und Kinder in die tiefste Trauer. Ihr Schmerz war groß; aber sie fanden sanfte Milderung desselben in der Liebe der Gemeinde, die sich nun gegen den Entschlafenen so wahr als laut an den Tag legte, noch mehr aber in der Kraft der heiligen Religion, die sich an ihren tief verwundeten Herzen so mächtig bewies. Mutter und Töchter schlossen ihre Herzen durch treue Liebe noch fester an einander und Jene ließ es nun um so mehr ihre Hauptsorge seyn, diese nach Möglichkeit an Geist und Herz fortzubilden. Der Gedanke an die nächste Zukunft erschreckte sie nicht, denn sie durften nach einer hohen Bewilligung noch ein ganzes Jahr das Pfarrhaus bewohnen und die Einkünfte des Amts beziehen. Dachten sie aber weiter hinaus, da mußte ihren Herzen wohl bange werden, denn sie waren arm und entblößt von allem baaren Vermögen. Doch auch da that der Glaube an die göttliche Vorsehung,

welche die Vögel unter dem Himmel speiset und die Blumen des Feldes kleidet, in ihren Gemüthern eine sehr tröstliche Wirkung. Weit größere Sorge machten ihnen die sichtbaren Anzeigen von einem nahe bevorstehenden Kriege. Dieser brach endlich aus und war in seinem Anfange für das Vaterland so unglücklich, daß die Feinde fast den größten Theil von Schlesien überschwemmten. Das Dorf H. und die dortige Umgegend blieb davon befreit. Alles überließ sich der Hoffnung auf Frieden, woran in den Sommermonaten gearbeitet wurde. Doch diese tröstliche Hoffnung wurde plötzlich zu nichte. Die feindliche Armee in Schlesien vermehrte sich, die vaterländische Armee unter dem Fürsten Blücher eilte herbei, sie zu vertreiben. Beide Armeen bewegten sich nach der Gegend zu, in welcher das Dorf H. lag. Angst und Furcht vor Erwartung der schrecklichen Dinge, die da kommen würden, bemächtigten sich aller Einwohner. Jedermann sprach von einer bevorstehenden Schlacht und machte Anstalt, mit den besten Habseligkeiten in den nahen und dichten Wald zu flüchten. Man lag der Prediger-Witwe dringend an, ein Gleiches zu thun, aber die arme Frau war dazu unvermögend; denn sie litt große Schmerzen an

beiden Füßen, so daß sie am Gehen gehindert wurde. Endlich kam der 26. Aug., da jagte eine schreckliche Nachricht die andere. Einige feindliche Reiter ließen sich in der Nähe sehen. Man hielt sie für Hunderte, ja für Tausende, die schon da wären und im untern Dorfe plünderten. Wer noch nicht geflohen war, der floh nun nach dem Walde. Einige Reiter von der vaterländischen Armee sprengten durch das Dorf und riethen und trieben selbst zur Flucht, indem es am nächsten Tage hier zur Schlacht kommen würde. Ach, die Angst der Frau Predigerin war unbeschreiblich; ihre Töchter weinten und rangen die Hände. Kinder, redete ihre Mutter mit einiger Fassung zu ihnen, sagt, wo ist jetzt Sicherheit? Wohin sollen wir flüchten? Und wenn wir es auch wollten, wie kann ich es denn mit meinen kranken Füßen. Aber, liebe, theure Mutter, klagten die Töchter, wenn nun die Feinde kommen und plündern nnd rauben, uns mißhandeln und die Häuser anzünden; wenn unsre Krieger dazu kommen und es nun ein Gefecht giebt, ach, wie wird es uns armen Wehrlosen da ergehen! Wir Unglücklichen! Wir wollen uns alle Drei zusammenhalten, mit einander sterben. Mit diesen Klage-Worten umarmten

sie die theure Mutter und diese drückte sie mit unnennbarem Schmerze an ihr tief bekümmertes Herz. Da traten zwei weinende Bauerweiber zu ihnen und meldeten, daß nach der großen Straße zu zwei Dörfer im Brande ständen, und baten dann dringend, daß sie mit ihnen flüchten möchten. Nun, meine lieben Töchter, sprach die Mutter, geht, und nehmt von euern Sachen mit, was ihr fassen und fortbringen könnt. Macht, geht mit diesen Müttern, an ihrer Seite werdet ihr vielleicht sicherer seyn, als an der meinigen. Nein, theure Mutter, erwiederten sie entschlossen, nicht von der Stelle; mit dir leben oder sterben, das wollen, müssen, werden wir. Die beiden Weiber gingen betrübt hinweg und unsre Witwe zog sich mit ihren Töchtern und der treuen Magd in ein kleines Stübchen, das nach dem Garten zu lag, nachdem diese alle Hof- und Hausthüren hatten verschließen müssen. Hier saßen sie nun alle Vier still und traurig beisammen und sprachen von den bevorstehenden Drangsalen. Draußen stürzte der Regen in Strömen vom Himmel und der starke Wind schlug die Haselnußsträucher an das kleine Fenster. Seht, meine Lieben, wie gut wir es haben, gegen die armen Flüchtlinge dort im Walde bei solchem

Wetter, im dunkeln ſchauerlichen Walde, wo jeden Augenblick die Bäume zuſammenzuſtürzen drohen. Dort ſind ſie zwar auch in Gottes Händen, wie wir hier; aber wir haben es doch beſſer. Die Nacht wurde nun immer grauenvoller, der Regen ſtürzte fortdauernd hernieder, der Sturm heulte am Hauſe vorüber und die Angſtvollen glaubten zuweilen im Aufruhr der Natur fernen Kanonendonner zu vernehmen. Ihr Zuſtand war fürchterlich. Obgleich ſehr ermüdet, nahete ſich ihnen der Schlaf doch nicht. Jetzt ſchlug die alte Wanduhr 10. Die Mutter ließ ſich von ihren Töchtern die Füße verbinden und die Magd wagte es, an das kleine Fenſter zu treten, wo ſie aber jedesmal zurückfuhr, wenn der Sturm mit den Haſelnußſträuchern an das Fenſter ſchlug. In dieſem Augenblicke geſchahen heftige Schläge an die verriegelte Hausthür. Alle fuhren vor Schreck zuſammen. Herr Jeſus, ſchrie die Magd, und flüchtete in den Winkel hinter der Stubenthür. Nun kamen ſtarke Fußtritte zur Treppe herauf. Die Mutter blieb ruhig in ihrem Lehnſtuhle ſitzen und ihre leichenblaſſen und zitternden Töchter ſtellten ſich hinter denſelben. Die Thür ging raſch auf; ein Uhlane, vom Regen triefend, trat ein; blickte die Zitternden ſchweigend an,

und dann im Stübchen umher, als wenn er Jemandem ſuchte. Endlich redete er mit faſt zitterndem Tone: Fürchten Sie ſich nicht; ich bin kein Feind. Gott — kennen Sie mich denn nicht mehr? Ich bin ja Gottfried Hillmann, Ihr dankbarer Sohn, liebe Mutter. Ich bin Soldat geworden und komme, Sie insgeſammt aus den drohenden Gefahren zu retten. Da erkannten ihn die Erſchrockenen; ihre Angſt verwandelte ſich in Freude. Alle drängten ſich um ihn, drückten ihm die Hände und wiſchten das Waſſer von ſeinem Haar. Theurer Gottfried — lieber Sohn! — geliebter Bruder! Das hätten wir nicht gedacht, Dich in dieſer Nacht und Stunde nicht erwartet. Ach, wir waren ſchon auf das Aergſte gefaßt! — Aus Gottfrieds Augen ſtürzten Thränen der wehmüthigen Freude. Als wir, redete er, heute eine Meile von hier anlangten und Alles auf Morgen eine Schlacht verkündigte, da, da dachte ich mehr und ernſter als je um mein liebes Vaterhaus. Es wird in Noth und Gefahr ſeyn — Du mußt ſie retten, die Theuren und Lieben, die dich vor ſieben Jahren retteten? Aber, theure Mutter, wo iſt der

liebe Vater, mein edelmüthiger Wohlthäter? Der ſchläft, erwiederte die Mutter, den ſüßen Schlaf im Grabe. Vor einem halben Jahre ſchon, ſetzten die Schweſtern hinzu, machte uns ſein früher Tod zu Waiſen. (Ein kleines Schweigen, in welchem Alle dem Andenken des beſten Gatten und Vaters Thränen der Liebe weiheten). So finde ich Dich, den edelmüthigen Retter meines Lebens, den frommen Führer des ſchwachen Jünglings auf die Bahn der Tugend — hier nicht wieder! So kann ich Dir nicht noch ein Wort des Danks ſagen, mit welchem mein Herz gegen Dich erfüllt iſt! Gott hat es anders gewollt! Dort aber — dort — dann — Jenſeits. So ſprach Gottfried mit Wehmuth bei ſich ſelbſt! Dann wendete er ſich raſch zu der Mutter und den Schweſtern! Retten will und muß ich Euch, darum bin ich gekommen! Ich trat in die Reihe der vaterländiſchen Krieger und weil ich durch die väterliche Fürſorge des Entſchlafenen im Schreiben und Rechnen nicht unerfahren bin, wurde ich Unteroffizier. Ich entdeckte meinen Entſchluß, Sie zu retten, meinem braven Rittmeiſter, er gab mir gern vier Stunden Erlaubniß dazu. Theure! —

die Gefahr ist groß, das ganze Dorf kann Morgen zu Grunde gehen. Machen, eilen Sie, raffen Sie zusammen, was Sie können! Geh, du treue Käthe, rühre dich. Diese Worte brachten Alle in Bewegung, brachten selbst in die schwachen Füße der Mutter etwas mehr Kraft. In wenig Minuten hatten sie einige Bündel geschnürt, wobei Gottfried treulich half. Dann führte er sie die Treppe hinunter. Als sie an der Hausthür die beiden Begleiter Gottfrieds erblickten, geriethen sie in einen nicht geringen Schreck. Getrost, redete dieser zu ihnen, es sind zwei Freunde, die mich auf meinem Wege begleitet haben. Hinter dem Garten hielt ein Wagen mit vier Pferden bespannt. Kaum hatten sie den bestiegen, so fuhr er rasch von dannen. Dem Fuhrmanne vertrauen Sie ganz, liebe Mutter, sprach Gottfried, der ihr zur Seite ritt. Es ist der Gastwirth aus Tiefenroda, jenseit des Waldes. Ich habe dem Manne Gutes gethan; er wird Sie in Sicherheit bringen. Das werde ich, Herr Unteroffizier, entgegnete der Gastwirth; von nun an gehören die mir Anvertrauten zu den Meinen! Am Walde trennten sich die Uhlanen vom Wagen. Gott sey mit Euch Allen, ihr sollt bald wieder von mir hören!

Mit diesen Worten sprengte Gottfried mit seinen Gefährten zurück. Kaum war dies geschehen, so fielen einige Schüsse. Die Feinde! rief Gottfrieds starke Stimme den Flüchtlingen nach — fahr zu! — Als diesen nun der Hurraruf und ein starkes Säbelgeklirr in die Ohren drang, da bejammerten und beweinten sie den guten Jüngling, der sich um ihrentwillen in Lebensgefahr gestürzt hatte. Der Wirth fuhr wie im Fluge davon und hielt bald vor seinem Hause, wo die Seinigen seiner sehnsuchtsvoll harreten. Kinder, sprach er, die Gefahr ist groß. Hört ihr den Kanonendonner; seht ihr hier und dort die Feuersäulen brennender Dörfer! Hier können wir nicht bleiben, wir müssen fort in die Tiefe des Waldes und zwar ohne Verzug. Da gerieth das ganze Haus in Bewegung, Alles klagte und jammerte. Der muthvolle Wirth ordnete Alles zur Flucht. Er brachte die Seinen und die vier Unvertrauten auf einen Platz im Walde, der fast ringsum mit moorigem Boden umgeben war. Hier waren schon Hunderte aus dem Dorfe versammelt, Alle klagten und jammerten; ja Manche verwünschten und verfluchten den Krieg. Kinder, sprach der Gastwirth, der in dem Dorfe in Ansehen stand, wir müssen uns in dieses Schicksal

fügen. Es ist hart, aber wir können's nicht ändern. Das Leben müssen wir zu retten suchen, wenn auch Haus und Hof verloren geht. Aber hier müssen wir uns ruhig und still verhalten, das wird unsre Rettung sichern. Die Unglücklichen folgten dieser Rede und suchten sich gegen den Regen, der noch immer fortdauerte, so viel als nur immer möglich, zu sichern. Nach einer Stunde, brach der Tag an und nun begann der fürchterlichste Kanonendonner, so daß die Erde erbebte. Das Geschmetter der Trompeten und Hörner, das unaufhörliche Rasseln der Trommeln, ja auch das wüthende Geschrei der Kämpfenden drang in den Wald zu den Ohren der Flüchtlinge. Diese befanden sich in einer entsetzlichen Angst, verhielten sich aber still und ruhig, wie es der beherzte Wirth fortwährend gebot. Nachdem einige Stunden verflossen seyn mochten, drang ein starker Dampf in den Wald. Da erhoben Alle ein Klaggeschrei, das nur das Ansehen des Wirths stillen konnte. Einige Bauern aus dem Dorfe hatten daselbst das Schrecklichste abgewartet. Diese kamen nun zu den Flüchtlingen und meldeten, daß das Dorf abgebrannt sey. Die Feinde, erzählten sie, hatten es besetzt; da kamen die Unsrigen mit einem furchtbaren

Hurrahgeſchrei über ſie; ſie mußten weichen und ſteckten auf der Flucht das Dorf in Brand. Nachdem wieder einige Stunden vergangen waren, machte ſich der Wirth ſelbſt auf den Weg, um Erkundigung einzuziehen. Erſt gegen Mittag kehrte er zurück. Kinder, ſprach er mit heiterm Geſichte, für uns iſt die Gefahr vorüber. Die Feinde ſind geſchlagen und größtentheils in die Katzbach gejagt. Sie werden von den Unſrigen verfolgt. Unſer Dorf iſt ein Aſchenhaufen, auch die Kirche und Pfarrwohnung ſind es. Blos mein Haus am Ende des Dorfs ſteht noch, aber mit leeren Wänden, Alles darin iſt verwüſtet und zertrümmert. — Nun führte er die Seinen und Anvertrauten aus dem Walde ſeiner Wohnung zu. Kommt, Leidensgefährten, rief er den Andern zu, kommt, meine leere Wohnung wird euch Alle aufnehmen können. Der Zuſtand der Zurückkehrenden war der traurigſte von der Welt, bemerkte die Vorſteherin ganz beſonders. Wir Alle waren entkräftet vom langen Wachen und Stehen, abgemattet von ſteter Furcht und Angſt, mit ganz naſſen Kleidern bedeckt und überdieß von Hunger gequält. Die leeren Wände des Schenkhauſes gewährten uns einen, gegen den Regen ſchützenden Zufluchtsort, aber woher

nehmen wir Brot in dieser Wüsteneі? Indem nun Alle um die erste Nahrung, das liebe Brot, besorgt waren und sich die große Schenkstube allmählig mit abgematteten Flüchtlingen anfüllte, erscholl die Kellertreppe herauf ein gellendes Geschrei von den beiden Töchtern des Wirths. Alles gerieth in Schrecken und Furcht. Aber es war ein Freudengeschrei. Die beiden Töchter durchsuchten den großen Keller in seinen drei Abtheilungen, fanden Alles zerschlagen und geraubt, aber hinter einem großen Sandhaufen noch drei große Brote, die den spähenden Augen der Plünderer entgangen waren. Dieser herrliche Fund preßte ihnen das Freudengeschrei aus. Alles jubelte beim Anblicke der herrlichen Brote. Kinder, sprach ein alter Mann, indem er seine Mütze zog: das ist das rechte Manna in der Wüste. Laßt uns dem lieben Gott dafür danken. Du hast Recht, alter Vater, das sind wahrhaftig eßbare Edelgesteine, versetzte der Wirth. Nun kommt, Brüder, Schwestern — kommt, laßt uns eine köstliche Mahlzeit halten, und den himmlischen Vater preisen, der jetzt seine milde Hand uns aufthut. Schnell hatte er die Anwesenden überzählt und Jeder bekam ein Stück Brot, das ihm, mit ein wenig von

vem noch vorgefundenen Salz beſtreut, köſtlicher ſchmeckte, als das herrlichſte Gericht. Die eigentliche Würze dieſer Mahlzeit war aber die von einigen Reitern der vaterländiſchen Armee überbrachte Nachricht, daß dieſe den glänzendſten Sieg über die übermüthigen Feinde davon getragen habe, und Schleſien ſo gut als befreit ſei. Bei dieſer freudigen Botſchaft vergaßen ſie aller ihrer Noth und brachten ihrem frommen ritterlichen Könige und ſeinem Helden Blücher, ja der ganzen ſiegreichen Armee ein laut erſchallendes Vivat.

Am andern Morgen gingen die Töchter der Vorſteherin in Begleitung des Wirths und ſeiner Töchter nach dem Dorfe H. Der Weg dahin führte über einen Theil des Schlachtfeldes, auf welchem ſie den Greuel der Verwüſtung in ſeiner empörenden Schreckgeſtalt erblickten. Auch dieſes Dorf war ſammt der Pfarrwohnung eingeäſchert oder zertrümmert. Die beiden Töchter betrachteten die Ueberreſte des Hauſes, in welchem ſie das Leben und tauſend Wohlthaten von ihren Eltern empfangen hatten mit dem bitterſten Schmerze. Wir hofften doch noch Etwas zu retten, ſprachen ſie betrübt zu ihren Begleitern, wenigſtens noch ein Paar Dutzend guter Bücher;

aber auch diese sind, wie wir sehen, in Asche verwandelt. Darauf betraten sie den Gottesacker, sanken an dem begrünten Grabe ihres theuern Vaters betend nieder, reichten sich die Hände, gelobten einander lebenslang in treuer Schwesterliebe zusammenzuhalten und Gott, der Wahrheit und der Tugend treu zu bleiben bis ans Grab! Amen! sprach der Wirth, der im entblößten Haupte mit seinen weinenden Töchtern seitwärts stand; Amen — das heißt: das geschehe auch uns auch, die ihr mich Vater nennt. Die Töchter gelobten's dem Vater mit Thränen. Nun so ist's recht. Kein Mensch besonders aber kein Kind, dem erst das Leben eigentlich beginnt, muß ohne fromme Vorsätze diese heil'ge Stätte verlassen. — Nun beeilte sich der gute Mann, seine vier Begleiterinnen seinem Hause und den harrenden Müttern wieder zuzuführen. Die vier Jungfrauen konnten nicht Worte genug finden, die mannigfaltigen und gräßlichen Bilder der Verheerung und des Todes zu beschreiben. Zahllose Thränen erstickten endlich ihre Worte. Ach, theure Mutter, nun sind wir ganz arm — Alles, Alles ist verloren — mit diesen Worten ließen sich beide Schwestern an der Seite ihrer Mutter auf einen Strohsitz nieder. Ach, Nichts ist uns

Runge del. I.C.Böhme sc.

Kgl. Univ. Bibl.
Berlin

geblieben. Die Mutter drückte ihre Töchter an ihre Bruſt und ſprach: beruhigt euch. Das Beſte, das Leben, ja was noch köſtlicher iſt, Unſchuld und Tugend iſt uns ja doch geblieben. Die Rettung dieſer köſtlichen Güter verdanken wir dem Allweiſen und Allgütigen durch unſern Gottfried Hillmann. Möge ihm Gott das Leben, das er für uns wagte, in den großen Gefahren erhalten und gerettet haben! Durch Gottes Zulaſſung, meine Kinder, hat uns dieſes ſchwere Schickſal betroffen! Wir wollen ihm feſt vertrauen! Gewiß, er wird uns nicht verlaſſen, wird, durch ſein allweiſes Walten, die Dunkelheit in helles Licht und den Schmerz in Freude verwandeln. Wißt ihr noch den ſchönen Liedervers, mit welchem euer ſel'ger Vater ſeine letzte Predigt ſchloß?

Wer auf ſeinen Gott vertraut,
Aengſtigt ſich durch keine Sorgen;
Ihm, auf den er ſicher haut,
Bleibt ſein Kummer nicht verborgen.
Gott verläßt die Seinen nicht,
Dieß ſtärkt ihre Zuverſicht.

Die Töchter umarmten mit Innigkeit die theure Mutter und gelobten ihr, von nun an recht feſt auf Gott zu vertrauen. Das wollen wir Alle,

ihr Leidensgefährten, jung und alt, schloß der Wirth, der mit ihnen den Vers angehört hatte. Den Muth nicht verlieren, seinen Verstand brauchen, seine Pflicht gewissenhaft thun und dann dabei auf Gott vertrauen, das ist gewiß der rechte Weg, der uns aus dieser Krieges-Noth führen wird.

Nun, meine Kinder, sollt ihr das Ende meiner bisherigen Erzählung hören, sprach die Frau Oberamtmännin am dritten Tage.

Unsre Frau Predigerin Wimmer hielt sich mit den lieben Ihrigen noch sechs Tage im Hause des braven Gastwirths auf und theilte redlich Sorge, Mangel und Noth mit ihm. Wohin uns aber nun wenden? Das war eine Frage, die sich Mutter und Töchter nicht zu beantworten wußten. Sie beriethen sich darüber mit der stillen, aber verständigen und umsichtigen Gastwirthin. Diese Frau war es, die ihnen den Weg zeigte, den sie aber bisher in der Noth übersehen hatten, oder an den sie aus Bescheidenheit nicht zu denken wagten. Mit Ihnen und Ihren Töchtern, Frau Predigerin, sprach

ſie, hat es fürwahr keine Noth. Sie ſind ſo geſchickt in allen weiblichen Arbeiten, das weiß ja die ganze Umgegend. Gehen Sie in eine große Stadt, z. B. nach Breslau, daſelbſt wird es Ihnen an Arbeit und Verdienſt nicht fehlen. Wäre ich mit meinen Töchtern an Ihrer Stelle, uns würde die Sorge für unſer Fortkommen nicht bange machen. Die Predigerswitwe ſchwieg, dachte der Rede weiter nach, und fand, daß die Wirthin das Rechte getroffen habe. Am ſiebenten Tage der Noth machte ſie ſich mit ihren Kindern und der treuen Käthe — denn dieſe konnte und mochte ſie nicht von ſich laſſen — auf den Weg nach Breslau zu. Sie hatte ſich ein obrigkeitliches Zeugniß verſchafft, das ihren Stand, bisherigen Wohnort, wie ihre gänzliche Verarmung beſtätigte. Der Abſchied von dem menſchenfreundlichen Wirthe und ſeiner Familie ging den Abreiſenden ſehr nahe. Da es doch möglich iſt, ſprach noch der Wirth, daß unſer braver Uhlanen-Unteroffizier, wenn er noch am Leben iſt, bei mir nach Ihnen, Frau Predigerin Nachfrage halten kann, ſo werden Sie wohlthun, mir Ihren genommenen Aufenthalt zu melden. Sie verſprach's ihm und die lange Reiſe wurde zu Fuß angetreten. Das konnte auch geſche-

hen, denn wider Aller Erwarten hatten ihre kranken Füße den Zustand der Gesundheit und der Kraft wiedererlangt. Wir traten unsere Reise — das sind die eigenen Worte der Vorsteherin — mit schwerem Herzen an. Wir bedurften des Raths und der Unterstützung unsrer Mitmenschen; allein wir zweifelten, diese zu finden, da die Drangsale des Kriegs die Herzen der Menschen für fremde Noth unzugänglich machen, doch wir wanderten im festen Vertrauen auf den großen Führer und Helfer getrost fort, und hatten bald Ursache, uns unsers Mißtrauens gegen unsre Mitmenschen zu schämen. Ueberall trafen wir Brüder und Schwestern an, welche bei der eignen Noth noch Gefühl für fremde Noth hatten, und uns rathend und unterstützend zu Hülfe kamen, besonders fanden wir in mehrern Pfarrhäusern erquickenden Trost und thätige Unterstützung. Dieß machte unsre sechstägige schwere Reise angenehm, wozu aber ganz vorzüglich die feste Gesundheit, deren wir uns Alle erfreuten, Vieles beitrug. Endlich sahen wir am sechsten Tage, gegen Abend, die Hauptstadt Schlesiens vor unsern Augen liegen. Unsre Herzen klopften vor Bangigkeit und Freude. In Gottes Namen denn hinein, redete ich zu meinen

Kindern, Gott wird schon Rath wissen und helfen. Wider alles Erwarten kam man uns in dem Gasthofe einer Vorstadt, wo wir einkehrten, mit gutem Rathe entgegen! Wir fanden in der Nähe eine Wohnung, die unsern Umständen angemessen war, und die Stadtobrigkeit erlaubte es gern, dieselbe zu beziehen. Für die ersten Wochen unsers Aufenthalts waren wir gesichert, da wir noch einige und dreißig Thaler besaßen; das war fast das einzige irdische Gut, das wir aus dem Strome der Vergänglichkeit gerettet hatten. Wir ließen unsre Dienste hier und da anbieten; unser Vorhaben gelang, wir wurden bekannt. Nach einigen Wochen hatten wir volle Arbeit. Der Erwerb war zwar nicht groß, aber wir konnten damit zufrieden seyn und setzten unser Vertrauen fest auf den, der uns durch seine Leitung aus großer Gefahr gerettet und auf den rechten Weg zu unserem Fortkommen geführt hatte.

Von unserm Gottfried Hillmann war uns bisher nicht die geringste Nachricht zugekommen. Auch unser Gastwirth, dem ich unsern Aufenthalt gemeldet hatte, beobachtete ein Stillschweigen. Wir hielten den theuren Lebensretter für todt und weiheten seinem Andenken manche Thräne

des Danks und der Liebe. Doch diese sollte bald zu einer beseligenden Freudenthräne werden. Am 28. Sept. — o, ich weiß den schönen Tag noch ganz genau — saß ich mit meinen Töchtern in der letzten Tagsstunde am Fenster; wir erwogen sorgfältig unser vollbrachtes Tagewerk, da drang Pferdegetrappel in unsre Ohren. Meine Gottliebe machte den Fensterflügel auf, fuhr aber augenblicklich wieder zurück, freudig rufend: Mutter, Schwester, ich glaube, es ist Gottfried. Wir schauten nun alle Drei hinaus, es war der ersehnte Gottfried, ihn erblickend und freudig zurufend, war Eins. Unser beiderseitiges Wiedersehen ist nicht zu beschreiben. Er kam blos, um uns von seinem Leben und seiner treuen und liebevollen Anhänglichkeit zu überzeugen. Als ich ihm unser Ergehen mittheilte, da drückte sich auf seinem Gesichte die innigste Theilnahme sichtbar aus. Er ergriff wiederholend meine Hand, drückte sie mit einer Thräne im Auge und sprach Worte des Trostes zu unserm Herzen. Sein Schicksal war folgendes. In jener Nacht, erzählte er, als ich Sie verließ, wurden wir von zehn feindlichen Reitern angefallen. Wir waren nicht so tollkühn, uns zur Wehre zu stellen, nein, in der Dunkelheit entflohen wir der Uebermacht,

der Gefahr und dem Tode. Doch hatten wir mehrere, wiewohl unbedeutende Wunden empfangen. In der heißen Schlacht an der Katzbach empfing ich drei Wunden, von denen die eine lebensgefährlich war. Ich kam ins Lazareth, litt große Schmerzen, erfreute mich aber schon nach fünf Wochen der völligen Heilung. Die Sehnsucht, Etwas von Ihnen zu wissen, erwachte in mir mit aller Stärke. Ich erhielt die Erlaubniß, einige Tage, ehe ich wieder zum Regiment ging, zu meinen Angelegenheiten zu benutzen. Unser guter Gastwirth, der Ihnen insgesammt einen herzlichen Gruß durch mich übersendet, gab mir Nachricht von Ihrem Aufenthalte. Ich folgte derselben und preise mich nun sehr glücklich, Sie allerseits wiedergefunden zu haben. Nur diese Nacht kann ich hier weilen. Morgen früh werde ich der Armee nacheilen, mit welcher Vater Blücher schnell vorwärts zieht. Nun, denken Sie, Frau Oberamtmännin — suchte er mir eine goldne Uhr und eine volle Börse aufzudringen. Ich erstaunte und weigerte mich. O, nehmen Sie, sprach er so freundlich und dringend, nehmen Sie, zögern Sie nicht, ich habe Beides nicht erplündert. In der Hitze des Gefechts traf ich mit einem feindlichen Offizier zusammen. Er

war schon schwer verwundet und ergab sich mir als Gefangener. Ich werde sterben, das fühle ich, sprach er im gebrochenen Deutsch. Hier, guter Preuße, ist meine Uhr und mein Geld. Beides sei dein. Hast du ein Herz, das die Regungen heiliger Kindesliebe kennt, so nimm auch dieses Papier, es wird dir sagen, wer ich bin und woher ich stamme. Um mich weint zu Hause eine gute fromme Mutter. Berichte ihr meinen Tod. Versprich mir das. Ich versprach's ihm mit einem Händedrucke. Er blickte mich mit gebrochenen Augen an und verschied in meinen Armen. So kraftlos und verwundet ich selbst war, so konnte ich seinem Leichnam doch mit Hülfe einiger Kameraden ein leichtes Grab bereiten. Von da an kam ich ins Lazareth und gestern erst war es mir möglich, einen Brief an die Mutter des Gefallenen abzusenden. Möge er in ihre Hände kommen! — Ich bitte, fuhr er fort, nehmen Sie die Verlassenschaft des Gefallenen. Was soll sie mir? Ich weigerte mich lange; doch ich mußte nachgeben. Nun erst war er recht heiter und vergnügt. Wir verlebten einige köstliche Stunden. Um 10 Uhr trennte er sich von uns mit allen Bezeigungen seines edlen dankbaren Herzens.

Diese unerwartete Unterstützung, fuhr die Vorsteherin fort, setzte mich in den Stand, eine bessere Wohnung zu miethen und die gegenwärtige Anstalt zu gründen. Der glorreiche Ausgang der Völkerschlacht bei Leipzig kam endlich auch uns zu Ohren. Da gedachten wir unsres lieben Hillmanns inniger als je. Nach einigen Wochen lief von ihm ein Brief aus Leipzig ein. Er schrieb: ich liege hier, um meine Wunden heilen zu lassen. Sobald ich genesen seyn werde, komme ich zu Ihnen, um in Ihrer Nähe meine fernern Lebenstage zu verleben. Wir ahneten sein Unglück und beklagten ihn mit Thränen. Er hielt Wort und kam, aber erst im Monat März d. J. 1814, kam, denken Sie sich unsern Schreck als Einarmiger. Er hatte in der Schlacht den linken Arm verloren. Sein frommer und gerechter König, dem er persönlich bekannt geworden war, hatte ihm den Ehrentitel Lieutenant beigelegt, ihn mit allen wohl verdienten Zeichen der Tapferkeit geziert und eine Pension bewilligt, die ihn hinlänglich ernährt. Er wohnt hier gegenüber, hat den Tisch bei uns und gehört meiner Familie an. Sie werden ihn kennen lernen, wenn er heute Abend von einer kleinen Fußreise zurückkommen wird. — Wir

haben seine Bekanntschaft gemacht, meine Kinder, fuhr die Oberamtmännin fort. Er ist ein guter, edler Mensch, von inniger Liebe und Anhänglichkeit gegen die Vorsteherin und ihre Töchter erfüllt und stets froh und heiter. Von seinem Könige spricht er mit der innigsten Verehrung und an seinem Vaterlande hängt er mit aller Treue.

Dieß ist die Rettungsgeschichte dieser guten Menschen, meine Kinder. Sie bestätigt es, was die heil'ge Schrift sagt: Gottes Rath ist — o, den Spruch kenne ich, unterbrach sie der muntre Karl — des Herrn Rath ist oft wunderbar, aber er führt Alles herrlich hinaus. So ist's oft im menschlichen Leben, über welches eine allweise Vorsehung waltet, fuhr die Mutter fort. Freut euch mit uns, daß unsre Auguste unter solchen guten Menschen lebt, wo es ihr nur wohlgehen kann. Die Kinder dankten der lieben Mutter für diese Erzählung und freuten sich auf die Zeit, wo sie an ihrer Seite die liebe Schwester besuchen und die Vorsteherin wie den braven einarmigen Gottfried kennen lernen würden.

Der Rosenhügel.

In Erichshain leben seit einem Jahrzehent vier, an Geist und Herz wohlgebildete, junge Männer, im schönen Bunde echter Freundschaft, welche die wahren und wichtigen Worte jenes Dichters:

Nur gleiche Tugend schließt die Bande,
Die selbst der kalte Tod nicht bricht —

im Innern ihres Wesens tief empfinden. Diesen Bund knüpften anfänglich die Herzen des Doktors Krell und des Kaufmanns Hahn. Ihm trat bald bei der Referendar Schröter, der seinen Beruf in Erichshain fand, und dessen Herz für die Gefühle und Gesinnungen wahrer Freundschaft sehr empfänglich war. Als diese drei Freunde einige Jahre lang mit und für ein-

ander die schönsten Blumen der Liebe und Freundschaft gepflückt hatten, erweiterte sich ihr Bund durch ein würdiges Mitglied. Dieß war der neue Oberprediger Hirschfeld, dem der schöne Ruf eines rechtschaffenen Mannes und eines treuen Dieners der heiligen Religion vorausgegangen war, und dessen Amtswohnung in derselben Straße lag, in welcher das Kleeblatt der Freundschaft wohnte. Dieses befand sich eben im traulichen Vereine bei dem Kaufmann Hahn beisammen, als diesem der neue Oberprediger seinen ersten Besuch abstattete. Der Oberprediger machte durch sein gefälliges Aeußere, wie durch seine freundliche und bescheidene Rede auf die drei Freunde einen angenehmen Eindruck. Sie fühlten es lebhaft, daß durch diesen Mann ihr Kleeblatt ein Blatt mehr bekommen und sich ihr Freundschaftsbund erweitern würde. Die nähere Bekannt- und Gemeinschaft mit ihm gewährte ihnen bald die frohe Ueberzeugung, daß zu ihrem Glücke der vierte Freund unentbehrlich sey. Ihr Bund knüpfte sich immer fester; sie waren unermüdet, einander zu beglücken. Es verging fast kein Tag, an welchem sie sich nicht hätten sehen sollen, und wenn es auch nur auf Augenblicke Statt fand. Jeder Donnerstag aber war

bestimmt, zu einem Vereine auf einige Stunden zusammenzutreten. Das war Allen ein echter Tag der Erholung und Freude. Weit entfernt, den lieben Nächsten und die alltäglichen, oft so kleinlichen, Vorfälle der Nachbarschaft und der Umgebung zum Gegenstande ihrer Unterhaltung zu machen, richteten sie vielmehr ihre Aufmerksamkeit auf die höhern Zwecke des Lebens und der bürgerlichen Gesellschaft; auf die sich darauf beziehenden Erscheinungen, Verbesserungen und Anstalten; auf die deutsche und vaterländische Literatur, die Politik und auf die, von einem Jeden in seinem Berufskreise gemachten Erfahrungen, welche sie einander mittheilten und worüber sie ihre Ansichten auswechselten. Der Referendar Schröter hatte nun schon zwei Mal an diesem Vereine nicht Theil nehmen können; eine weite Reise hatte ihn daran verhindert. Jetzt war er zurückgekommen. Seine Freunde freuten sich, ihn wieder zu haben, und im nächsten Vereine, viel Interessantes aus seinem Munde zu vernehmen. Er befriedigte ihre Erwartung durch folgende Mittheilung.

Das Testament und die Verlassenschaft meines Schwagers in O. brachte mich daselbst mit mehreren Personen in Berührung und Bekannt-

schaft. Unter diese gehörte ganz vorzüglich der Kaufmann Görschel daselbst, mit dem ich am meisten zu thun hatte. Bei dieser Gelegerheit lernte ich in ihm einen höchst gebildeten, welterfahrnen und rechtschaffenen Mann kennen. Denket euch, meine Freunde, eine schöne Gestalt in der Blüthe des kräftigen Mannsalters, ein helles offenes Auge, ein freundliches Gesicht, eine freie, bedächtige und bescheidene Rede, und eine aus dem Allen hervorleuchtende redliche Denk- und Sinnesart. So fand ich diesen Mann, gegen den mein Herz bald die innigste Hochachtung empfand. Mein Geschäft mit ihm war in Kurzem abgethan; ich mußte des Mittags sein Tischgast seyn. Dazu fand sich noch ein der General von Z. sein vieljähriger Freund, ein reisender Handlungsdiener aus London und sein neuer Gerichtshalter auf seinem, eine Meile von der Stadt entlegenen Landgute. Ehe wir uns zu Tische setzten, machte er uns mit seinem vortrefflich eingerichteten Hause und seiner großen Waaren-Niederlage bekannt. Sodann führte er uns in seinen, im besten Geschmacke angelegten und darin erhaltenen Garten, dem wir unsre Bewunderung nicht versagen konnten. Auf einmal standen wir vor einem, nicht großen, aber schön

gebauten Hauſe. Es lag auf einem etwas erhabenen Platze, welcher ringsum mit einem breiten, mit Waſſer angefüllten, Graben umgeben war, auf welchem ein Paar Schwäne ſtolzierend daher ſchwammen. Die nächſte Umgebung des Hauſes war ein Kranz von Roſenſtöcken, welche durch ihre herrliche Blüthenpracht uns überraſchten, ja, zum Staunen hinriſſen. „Das iſt mein Roſenhügel," ſprach Herr Görſchel, indem er uns über eine niedliche Brücke führte. „Kommen Sie, meine Herrn, Sie ſollen ſeine nähere Bekanntſchaft machen." Ueber der Hauptthür des Hauſes laſen wir die vergoldeten, ja, wirklich goldenen Worte: Glaube, Liebe, Hoffnung. Die innere Einrichtung war höchſt einfach, aber doch geſchmackvoll. Der große Saal in der Mitte des Hauſes war mit koſtbaren Gemälden alter und neuer Zeit geziert. Mein Steckenpferdchen, meine Herrn, redete Herr Görſchel, als wir die wohlgeordneten Prachtſtücke mit ſtiller Bewunderung betrachteten. Rechts und links neben dem Saale befanden ſich noch mehrere Zimmer, denen man es anſah, daß ſie bewohnt wurden. Dieſer Roſenhügel, nahm Herr Görſchel wieder das Wort, iſt meine und meiner Gattin Sommerwohnung; iſt uns ein gar

lieber, theurer Ort, an welchen ſich höchſt freudige, aber auch höchſt ſchmerzliche Erinnerungen knüpfen. Er war und iſt der Hafen, in welchem ſeit vielen Jahrzehnten meine theuern Eltern und wir in den Drangſalen des Lebens flüchteten, wo uns aber auch die Sonne des Glücks wieder aufging und Muth und Vertrauen uns brachte. Doch davon nachher; denn ich leſe in Ihren Blicken, daß Sie eine nähere Erläuterung meiner Worte zu haben wünſchen. Wir betraten den Saal, in welchem geſpeiſt werden ſollte. Hier fanden wir ſeine Gattin, die uns mit aller weiblichen Anmuth begrüßte und in welcher ich eine gebildete und edelgeſinnte Frau kennen lernte. Nach beendigter Mahlzeit, die uns unter mancherlei intereſſanten Geſprächen ſchnell verſtrich, führte uns Herr Görſchel in eine Laube, wo wir den Roſenhügel in ſeiner gefälligen Geſtalt vor Augen hatten. Ein alter Diener brachte Pfeifen herbei. Wir zündeten ſie an, ſetzten uns und Herr Görſchel begann alſo.

Mein ſel'ger Vater verlor ſeine Eltern frühzeitig und kam dadurch in den Beſitz des Wohnhauſes und der Handlung, jedoch ohne dieſen Garten. Dieſen brachte er aber noch vor ſeiner Verehelichung käuflich an ſich und ſparte weder

Mühe noch Koſten, ihn der gänzlichen Verwilderung zu entreißen. Er war ein großer Freund der Blumen, vorzüglich aber der Roſen, und es fügte ſich faſt wunderbar, daß die Roſen ebenfalls die Lieblingsblumen ſeiner Braut waren. An der Feier ihres Verlobungstages wurde ihnen von einigen Freunden und Freundinnen eine Anzahl ſchöner Roſenſtöcke zum Geſchenk gemacht, welche denn augenblicklich mit einer gewiſſen Feierlichkeit auf den höchſten Punkt des Gartens — da, wo eben das Haus ſteht, kreisförmig eingepflanzt wurden. Der Pflanzſtelle gaben ſie den Namen: Roſenhügel. Wider alles Erwarten gediehen beim Erwachen des holden Frühlings die Stöcke vortrefflich und ließen viele Roſen hoffen. Der Sommer begann und ſchmückte den Roſenhügel mit der herrlichſten Blüthe. Da feierte mein Vater und ſeine Verlobte im Kreiſe der Liebe und Freundſchaft das Feſt ihres ehelichen Bundes und alle Gäſte deuteten die Roſenblüthe als ein Vorzeichen ihres blühenden ehelichen Glückes. Ob und in wie fern dieſe Deutung in Erfüllung ging, werden Sie, meine Verehrten, ſogleich hören. Unter den pflegenden Händen meines Vaters gedieh der Garten vortrefflich; er wurde ſein Lieblingsaufenthalt. Dies

erzeugte in ihm nach und nach den Wunsch, eine Wohnung in demselben zu haben, die ihn und seine Gattin in den Sommermonaten aufnehmen sollte. Dieser Wunsch sollte recht bald zur That werden. Seine Gattin hatte noch eine Schwester, an welcher ihr Herz mit der innigsten Liebe hing. Diese litt an einer Krankheit, welche sie allmählig dem Tode entgegenzuführen schien. Beide hegten den innigsten Wunsch, mit einander einige Zeit in treuer Liebe zu verleben. Mit Freuden willigte Herr Görschel ein, daß seine Gattin im nächsten Sommer die Reise zur lieben Schwester antreten und ihr einige Monate widmen sollte. Er traf nun im Stillen, mitten im Winter, einige Vorkehrungen zur Erbauung des Hauses, und sobald seine Gattin mit dem kleinen Oskar, am 2. April die Reise angetreten hatte, begann der Bau dieses Hauses, wie Sie, meine Freunde, es vor sich sehen, und ging mit ungewöhnlicher Schnelligkeit vorwärts. Im Juni besuchte der Vater seine Lieben in Haso, — so hieß der Ort, wo die kranke Schwester wohnte — und hatte die große Freude, Beide im Genusse der besten Gesundheit und auch die Kranke auf dem Wege zur Genesung zu erblicken. Innigst vergnügt eilte er zurück und betrieb den

Bau mit Eifer. Alles ging nach seinem Herzenswunsche; denn schon zu Ende des Sept. war der Bau vollendet. Am 9. Oct. war seiner Gattin Geburtstag. Er eilte nach Haso und führte sie mit ihrer völlig genesenen Schwester am achten Abende in sein Haus zurück. Zu dem Geburtsfeste hatte er einige ihrer vertrautesten Freundinnen eingeladen und sie in den Morgenstunden in den Saal des neuen Hauses beschieden. Als sich diese im Stillen versammelt hatten, trat er zu meiner Mutter, umarmte sie und sprach: Du weißt, geliebtes Weib, wie unendlich theuer mir dieser festliche Tag ist, wie mein ganzes Lebensglück an der Wiederkehr desselben hängt. Im vorigen Jahre war ich so glücklich, Dir, wie Du selbst eingestanden hast, eine überraschende Freude zu bereiten. Vielleicht ist's mir dieses Mal damit auch geglückt; Du mußt aber dazu auf einige Augenblicke mitwirken. Sieh, Geliebte, dieses schöne seidne Tuch; laß mich damit Deine blauen Augen bedecken und Dich an meinem Arme einige 30 Schritte weit führen. Von Herzen gern, sprach sie lächelnd und ließ es geschehen. Mein Vater, o, er hat mir's oftmals erzählt, schwamm in Wonne, als er sie dem Rosenhügel zuführte. Als er mit

ihr den Saal betrat, begannen die Freundinnen einen Festgesang, begleitet von den sanften Tönen einiger Blasinstrumente. Die Binde schwand und im Gesicht der Gefeierten malten sich die Gefühle der Ueberraschung und des Erstaunens, als sie den Kreis ihrer Herzensfreundinnen erblickte und ihr Ohr die lieblichen Töne des festlichen Gesanges vernahm. Dieser war zu Ende; die Schwester legte ihr unvermuthet den kleinen, festlich geschmückten Oskar in die Arme und ihre Freundinnen umringten sie glückwünschend mit den hellsten Freudenthränen im Auge. O, mein theurer Hermann, so hieß mein Vater, meine Freundinnen, wie beglückt Ihr mich, sprach meine Mutter, verwundert umherblickend. Sagt mir nur, wo ich bin? Alles ist mir so fremd! An Statt der Antwort nahm sie mein Vater am Arme und führte sie in den Zimmern des Hauses herum. Sie blickte durch die Fenster, „überall Garten und zwar unser Garten, das seh' ich, aber" — so sprach sie. Da trat mein Vater mit ihr vor das Haus. Sieh, sagte er voll Freude, das ist von nun an unser Rosenhügel! Sieh, diesen Kranz von Rosenstöcken rings herum. Denke, wenn diese im nächsten Sommer in ihrer Blüthen-Pracht stehen werden,

Du dann dieses Haus betrittst und aus den Fenstern schauest — welche Freude dann! meine Theure, sie umarmend. — Meine Mutter war überschwänglich glücklich.

Von nun an wurde der Rosenhügel meinen Eltern der Lieblings-Aufenthalt im ganzen Jahre, ausgenommen einige Wintermonate, in welchen sie das große Haus bewohnten. Im Rosenhügel senkte sich der Glaube an eine allwaltende, weise und gütige Vorsehung immer tiefer in ihre Herzen. Hier wurde ihre Liebe zu einander und zu dem Nächsten und zum Gutestwirken aufs Festeste begründet. Hier wuchs ihre Hoffnung zu einem kräftigen Baume auf, der im Wechsel der Zeit durch nichts erschüttert werden konnte. Denn das Leben meiner Eltern war wie das Leben eines jeden Sterblichen, ein ununterbrochener Wechsel von Freud und Leid, nur, ich möchte sagen, in einem größern Maasstabe. Die allgütige Vorsehung beglückte sie im Lauf ihres ehelichen Lebens mit sechs Kindern, die Alle, den Oskar ausgenommen, im Rosenhügel die Taufweihe empfingen. Hier entwickelten sich die schlum-

menden Kräfte der Kleinen; hier begann das schöne Werk ihrer Erziehung; hier erblüheten meinen Eltern die süßesten Freuden im Kreise ihrer Lieblinge. Im Rosenhügel duldeten sie aber auch die großen Schmerzen, welche die Hand des Herrn ihrer Liebe aufzulegen für gut fand. Hier verblühete allmählig ihr funfzehnjähriger hoffnungsvoller Philipp. Dieser hatte die Mutter auf das Land begleitet, wo sie einige Tage bei einer Freundin zubringen wollte. Da erkrankte sie plötzlich. Philipp, von heißer Liebe getrieben, wirft sich auf ein Pferd und sprengt nach der Stadt zum Arzte. Auf dem Rückwege stürzt er vom Pferde und wird sehr verwundet und krank in den Rosenhügel gebracht, wo er nach einer langen Leidenszeit in den Armen der Mutter zum Tode entschlief. Hier starb meine älteste Schwester, als Braut, am Tage vor ihrer ehelichen Verbindung, plötzlich am Schlage. Ich erinnere mich noch des großen Jammers, der dadurch in unser Haus gebracht wurde. Hier entschliefen, wie gesagt, meinen Eltern fünf Kinder zum frühen Tode. Das waren aber ihre schmerzlichen Erfahrungen nicht allein. Das Schicksal stürmte zu einer Zeit von allen Seiten auf sie ein. Hier, im Rosenhügel wurde meinem Vater die gewisse

Ueberzeugung von der schändlichen Treulosigkeit eines Handelsfreundes, durch welche er um mehrere 1000 Rthlr. gebracht wurde. Hier ging ihm die Nachricht zu von verunglückten Handlungsspeculationen. Hier begriff er sein Unvermögen, sich dem Drucke der Zeit zu widersetzen und die Eng- und Hartherzigkeit der Menschen für sich unschädlich zu machen. Hier fühlte er nur zu bald, wie leicht der Mensch aus dem Besitze des Reichthums in Armuth versinken kann. Er schränkte sich ein und zog seine, sonst so blühende Handlung auf das Engste zusammen. Er hatte Viel verloren, aber er blieb unverzagt. Die goldnen Worte dort am Hause waren unauslöschlich in sein Herz geschrieben; sie gaben ihm und seiner tief mitfühlenden Gattin Muth und Erhebung. Im Rosenhügel fing er an, durch ruhige Ueberlegung und weise Vorsicht sein Glück wieder aufzubauen und seine Handlung gleichsam wieder neu zu gründen. Die Sonne des Glücks lächelte ihm beharrlich zu, so daß er nach einigen Jahren den erlittenen Verlust fast wieder ersetzt sah. Der Rosenhügel wurde ihm nun aber auch zum Altare, an welchem er der allgütigen Vorsehung das schuldige Opfer des reinsten Danks darbrachte. Mein Sohn, sprach er zu mir, wenn ich in

seinen Stunden der Einsamkeit zu ihm trat, ich bin mit deiner guten Mutter an der Hand der göttlichen Vorsehung durch den Wechsel von Freud' und Leid, von Glück und Unglück gegangen, ja wir haben oft des Schicksals harte Stürme erfahren, aber sie auch mit Geduld und Hoffnung ertragen. Der Rosenhügel, mein Sohn, wurde uns ein Tempel der Erfahrung, der Weisheit, der Tugend und christlicher Duldung. Möge er Dir das einst auch werden! Halte ihn hoch in Ehren, den Rosenhügel, mein Sohn! — Was ich, meine Verehrten, damals als sechzehnjähriger Jüngling war, verdankte ich größtentheils dem Rosenhügel. Hier war auch mir das Leben aufgegangen, hier blüheten mir die schönen Tage der Kindheit, in welcher ich an der Hand der besten Mutter eine treffliche Erziehung und von einem rechtschaffenen, mir unvergeßlichen Lehrer einen eben so vortrefflichen Unterricht in vielen Fächern des menschlichen Wissens genoß. Hier drohete mich, den angehenden Jüngling, die kalte Hand des Todes zu ergreifen. Ich lag an einem sehr bösartigen Scharlachfieber einige Wochen krank dar-

nieder; meine theuren Eltern zitterten für mein Leben. Aber im Rosenhügel sollte mir das Leben von neuem aufgehen. Ich genas und der Genesung höchstes Glück war von der Zeit an die blühendste Jünglingsgestalt. O, meine Verehrten, nie werde ich jene Zeit meiner Jugend vergessen, wo ich bis zum zwanzigsten Jahre an der Seite meiner theuren Eltern in der sorglosesten Unbefangenheit verweilte, und wo ich keine süßere und heiligere Pflicht kannte und übte, als den Theuren, denen ich so unendlich Viel verdankte, zur Freude zu leben! Nachdem ich einigen Antheil an den Handlungsgeschäften genommen hatte, brachte mich mein Vater selbst im einundzwanzigsten Jahre nach Hamburg in ein großes achtbares Handelshaus. Daselbst waren mir vier Jahre fast unvermerkt verflossen und ich sollte zu dem bevorstehenden Weihnachtsfeste ins Vaterhaus zurückkehren. Meine Freude über die baldige Rückkehr war sehr groß, aber sie wurde nur zu bald in den bittersten Schmerz verwandelt. (Hier hielt Herr Görschel inne und trocknete sich eine Thräne vom Auge). Ein Brief von meines Vaters Buchhalter berichtete mir, so fuhr er fort, daß meine Eltern plötzlich gestorben waren, ohne etwas Näheres über ihren Tod

anzugeben. Ich ahnete das Schrecklichste und war wie vernichtet. Ohne allen Verzug reiste ich ab und kam früher im väterlichen Hause an, als man mich erwartet hatte. Alle Leute im Hause kamen mir mit den kummervollsten Blicken entgegen. Die irdischen Hüllen meiner Eltern waren bereits am Tage vor meiner Ankunft dem stillen Grabe übergeben. Ohne auf irgend Jemanden weiter zu hören, eilte ich in den Reisekleidern auf den Acker Gottes und weinte an dem vereinten Grabe der beiden Entschlafenen meinen grenzenlosen Schmerz aus. Als ich einige Beruhigung erlangt hatte, theilte mir der biedre Buchhalter die Todesart der Verlornen mit. Was ich da erfuhr, war herzzerreißend. Noch denke ich mit tiefer Wehmuth daran zurück; und oft habe ich damals dieses Haus da den Todeshügel genannt. — Hier schwieg Herr Görschel, der tief ergriffen war und suchte Fassung zu gewinnen. Wir blickten ihn theilnehmend an und konnten eine Thräne in unserm Auge nicht zurückhalten. Meine Eltern, fuhr er fort, hatten, da die zweite Hälfte des Novembers noch schöne Tage darbot, den Rosenhügel noch nicht verlassen. Ein heller Tag schloß sich mit starkem Froste. Sie ließen sich daher ihr Schlafzimmer erwär-

men, wobei Eichenholz gebraucht wurde. Als sie am andern Morgen länger als gewöhnlich im Rosenhügel verweilen, eilt auf Geheiß des Buchhalters das Hausmädchen dahin, sie zu wecken. Sie findet, denken Sie, meine Verehrten, meinen Vater noch im Bette mit dem Tode ringend und meine Mutter in ihrem Bette als kalte Leiche. Auf das Geschrei des Mädchens eilen alle Hausgenossen herbei. Arzt und Wundarzt erscheinen und bieten Kunst und Erfahrung auf, um den Vater zu retten; aber umsonst. Aus einzelnen fast unverständlichen Worten desselben setzte man sich das furchtbarste Ereigniß zusammen, Beide waren nämlich vom Dampfe erstickt, worauf noch mancherlei Anzeigen deuteten. Der Vater hatte vergessen, die Klappe an der Ofenröhre aufzudrehen. Dadurch war denn der von dem verkohlten Eichenholze entstandene Dampf durch die nicht fest zusammenschließende Ofenthür in das Zimmer gedrungen. Ein heftiges Gestöhne meiner Mutter weckt den Vater auf. Dieser aber ist kaum im Stande Athem zu holen, noch weniger ihr zur Hülfe zu eilen oder um Hülfe zu rufen. Jeder deshalb gemachte Versuch mißlang; der Vater sank jedesmal kraft- und fast bewußtlos aufs Bett zurück. Er lebte

unter den Händen des sehr geschickten Arztes noch einige Stunden und entschlief dann in den Armen seines treuen Buchhalters. Ein so fürchterlicher Tod war meinen frommen Eltern beschieden! So mußten sie aus dem Leben gehen und zwar in dem ihnen so lieb gewordenen Rosenhügel. Ich wurde damals, ich mag es nicht leugnen, oft versucht, die göttliche Vorsehung über ein Mißverhältniß anzuklagen, das ich zwischen dieser Todesart und dem rechtschaffenen und frommen Leben der Entschlafenen zu erblicken glaubte; doch die goldenen Worte dort — nach dem Rosenhügel zeigend — bewahrten mich vor dieser Verirrung. Der Glaube an Gottes allwaltende weise Vorsehung besiegte meine Trauer; die Liebe zu den Entschlafenen blieb meinem Herzen das heiligste Gefühl und die Hoffnung, dereinst dieses dunkle Räthsel in das hellste Licht verwandelt zu sehen, gab mir Muth, Kraft und Vertrauen zu meinem fernern Lebenswege.

Ich sah mich nun im Besitze des väterlichen Hauses und Vermögens und war entschlossen, in der Führung meines Berufs dem schönen Vorbilde meines Vaters zu folgen und wie er Gutes zu wirken und der Tugend zu huldigen.

Dieser Entschluß erhielt in einer stillen ernsten Stunde an der Stelle, wo meine Eltern den Tod fanden, eine Festigkeit, die bisher durch nichts erschüttert worden ist. So wurde mir der Rosenhügel ein Ort des Segens. Einige Jahre nachher suchte ich ein weibliches Wesen, das meine getreue Lebensgefährtin werden möchte. Ich fand diese in der einzigen hinterlassenen Tochter eines mit einem schönen Nachruhme verstorbenen Lehrers der hiesigen Töchterschule. Sehen Sie, meine Verehrten — seine Gattin kam eben auf die Laube zu — das ist die Treue, die Gute, die Fromme, die vor 36 Jahren mit mir den heil'gen Bund der Ehe hier im Rosenhügel knüpfte. Er stand auf und umarmte seine Gattin mit aller Herzlichkeit und wir konnten uns nicht enthalten, dem glücklichen Paare unsre Theilnahme und Verehrung zu bezeigen. Wir waren glücklich, sprachen Beide mit freudigem Lächeln! Wir waren es lange und ungetrübt, fuhr Herr Görschel fort. Der Allgütige überhäufte uns — o, wie gern rühme ich das, viele Jahre mit großen, unverdienten Wohlthaten. Meine Handlung ging an der Seite des Glücks ihren Gang fort, ja, sie wurde immer mehr gehoben und ausgebreitet. Der Segen von Oben war sicht-

bar. Unser Bund wurde mit fünf Kindern beglückt, welche da im Rosenhügel ins Leben eingeführt wurden und die heil'ge Taufweihe empfingen. Drei von ihnen entschliefen hier zum frühen Tode. Der Sohn und die Tochter, die uns die Güte des Herrn ließ, waren, ich darf es wohl sagen, stets gute Kinder, die uns große und schöne Freuden bereiten. Mein Sohn hatte eine entschiedene Neigung, sich den Wissenschaften zu widmen. Hier ließ ich ihn derselben unter der Leitung eines gewissenhaften Lehrers folgen; hier entließ ich ihn auf das Gymnasium zu L. Nach sechs Jahren kehrte er zurück, mit dem Ruhme, daß er seine Schulzeit wohl angewendet habe und vorzüglich zur Universität reif sei. Sein Vorsatz war, sich den Studien der Rechtswissenschaft zu widmen. Hier, im Rosenhügel, feierten wir die Abschiedsstunde bei seinem Abgange nach der Universität G. Hier seine jedesmalige Rückkehr zur Zeit der Ferien.

Ich komme nun auf einen Zeitpunkt, meine Freunde, wo sich der Gang unsrer Schicksale

sehr traurig gestaltete. Der Krieg brach aus. Hier, unterbrach ihn der General, hier in deinem Rosenhügel war es, wo ich damals an Deine Brust flog und Dir, auf dem Wege Thron und Vaterland vertheidigen zu helfen, den Abschiedskuß gab. Wahr, mein Theurer, erwiederte ich, Du warst es aber auch, der unsern Fürchtegott in G. aufsuchte und seine Liebe zum Vaterlande zur hell lodernden Flamme anzufachen wußte. — Unser Sohn kam voll Begeisterung für die heil'ge Sache des Vaterlandes zurück und, da im Rosenhügel, erhielt er unsere Einwilligung und unsern Segen zu seinem patriotischen Vorhaben. Er zog dahin im Kreise vieler muthvoller Jünglinge und unsre Herzen folgten ihm nicht ohne Besorgniß. Ueber diese Stadt kam eine große Drangsal. Sie wurde von der feindlichen Armee besetzt und gegen die heftig andringenden vaterländischen Truppen vertheidiget und behauptet. Es war ein furchtbar schrecklicher Tag. Ein großer Theil der Stadt ging an demselben in Flammen auf. Auch mein schönes Wohnhaus gerieth in Brand. Wir flüchteten in den Rosenhügel und fleheten, daß uns nur dieser als Zufluchtsort erhalten werde. Er wurde erhalten, auch ein Hintergebäude blieb stehen; aber vom Haupt-

gebäude starrten unsern Blicken bald die nackten schwarzen Mauern entgegen. Meine Gattin und Tochter wurden aufs Krankenlager geworfen. Hier im Rosenhügel duldeten sie; hier kam ihnen Genesung; hier wurde unsern trauernden Herzen Fassung wiedergegeben. Von unserm Fürchtegott hatten wir lange keine Nachricht erhalten. Nur so viel war uns auf einem andern Wege bekannt worden, daß er in mehrern Schlachten mit gefochten und auch einige Ehrenzeichen erhalten hätte. Endlich kam er selbst, zwar mit dem Grade eines Lieutenants geziert, aber auch mit einigen schweren Wunden bedeckt. Der Rosenhügel wurde nun sein Lazareth und die liebevollste Pflege von Mutter und Schwester unterstützte seine kräftige Natur zur baldigen Heilung. In dem verschont gebliebenen Nebengebäude waren mehrere Offiziere, unter welchen ein Oberster war, einquartirt worden. Einer von diesen war in seinem Betragen gegen uns sehr pflichtvergessen und übermüthig und fügte uns die bittersten Kränkungen zu; wir duldeten und schwiegen. Unsre gute Theodore wurde von ihm mit den erniedrigendsten Aeußerungen und Anfinnungen verfolgt. Sie eröffnete endlich ihrem kaum genesenen Fürchtegott die ihr drohenden Gefah-

ren. Dieser wurde darüber sehr entrüstet, nahm sie in seinen besondern Schutz, ja, bewachte sie, wie man wohl zu sagen pflegt, wie seinen Augapfel. An einem Nachmittage begab sie sich in den Rosenhügel, um durch einen erquickenden Schlaf ihre ermatteten Glieder zu stärken. Fürchtegott, ihr treuer Wächter, setzte sich hierher in die Laube, das Gesicht nach dem Hause gerichtet und in einem Buche lesend. Da beschleicht auch ihn, wider seinen Willen, der Schlaf. Ein Hülferuf erweckt ihn; er erkennt seiner Schwester Stimme und fliegt dem Rosenhügel zu. Welch ein Anblick! Seine Theodore ringt mit ihrem Verfolger, jenem Offiziere, am Boden. Dies macht ihn wüthend. Er ergreift den Bösewicht mit starker Hand und schleudert ihn an die Wand. Dieser rafft sich zähneknirrschend auf und dringt mit dem Säbel auf ihn ein. Fürchtegott entreißt ihm mit Blitzesschnelle das Gewehr, wirft es ihm zerbrochen vor die Füße, ihn selbst aber zur Thür hinaus. Der so Gezüchtigte eilt davon und schwört blutige Rache. Unser Sohn brachte die arme Theodore in unsre Arme, und trat dann vor den ihm entgegenkommenden Obersten, ihm den abscheulichen Frevel erzählend. Dieser war ein edeldenkender und gerechter Mann,

wurde über die verbrecherische Absicht des Offiziers hocherzürnt, entsetzte ihn augenblicklich seiner Würde und verurtheilte ihn zur Gefängnißstrafe. Unsere Theodore litt lange Zeit an den Folgen des schrecklichen Ueberfalls und verehrte von dieser Zeit an ihren Bruder als ihren Schutzengel.

Der Waffenstillstand hatte den allgemein gewünschten Frieden, wie Sie wissen, meine Verehrten, nicht herbeigeführt. Der Krieg brach mit allen seinen tausendfachen Schrecknissen und Drangsalen aufs Neue los. Unser Fürchtegott eilte auch wieder zur Armee. Im Anfange der ersten Schlacht stößt Fürchtegott mit zehn Mann von seiner Compagnie auf einen ihm der Zahl nach weit überlegenen Trupp Feinde. Beide Anführer erkennen sich von dem Vorfalle im Rosenhügel her. Der feindliche Offizier dringt mit fürchterlicher Wuth auf meinen Sohn ein, und es entsteht zwischen Beiden ein harter Kampf. Fürchtegott wehrt sich mit seinen Soldaten auf das Tapferste, aber zu schwach gegen die Uebermacht, fangen diese an zu weichen. Die beiden

Kgl. Univ-Bibl.
Berlin

Offiziere setzen den wüthenden Kampf fort; von Beiden rieselt das Blut aus mehrern Wunden. Da stolpert Fürchtegott in der Hitze des Kampfs über eine Baumwurzel und fällt; aber in dem Augenblicke, wo ihm sein Gegner den Todesstoß versetzen will, ereilen unsre Todtenköpfe den Kampfplatz. Ihr Offizier lähmt dem Sieger durch einen Hieb den Arm und eine Kugel streckt ihn zu Boden. Das Gefecht wurde nun allgemein, und mein Sohn nahm, ungeachtet der schon empfangenen Wunden, am Kampfe den thätigsten Antheil. Er gehörte mit unter die freiwillige Schaar, welche eine vom Feinde stark besetzte Anhöhe und daselbst eine Batterie erstürmte, wobei er mit eigner Hand den feindlichen General zum Gefangnen machte. Meines Sohnes heldenmüthiges Verhalten wurde auch anerkannt und mit dem Range eines Capitains belohnt. Als schwer Verwundeter wurde er dem Lazareth übergeben. Hier hatte er bei allem Schmerze die große Freude, seinen Lebensretter — jenen Husaren-Offizier — anzutreffen, der ebenfalls unter die Zahl der schwer Verwundeten gehörte. Sobald ich von seinem und seines Retters Zustande Nachricht erhalten hatte, eilte ich dahin und brachte sie Beide hierher in den Rosenhügel, wo

die liebevollste Fürsorge ihnen zu Theil wurde. Aber wie wunderbar, meine Verehrten! Der Retter meines Fürchtegotts war der älteste Sohn eines vieljährigen Freundes, des Kaufmanns Henneberg in Br., welcher wider alles Vermuthen uns durch seinen Besuch überraschte. Die Freude des Wiedersehens zwischen Vater und Sohn war groß. Nachdem er uns seine angenehme Gegenwart auf einige Tage geschenkt hatte, verließ er uns wieder, seinen Sohn unsrer fernern Pflege überlassend. Die Jünglinge genasen und durch ihre Gegenwart verstrich uns der Winter schnell. Mit den ersten Merkmalen des nahenden Frühlings begann ich den Aufbau meines Hauses. Unser Fürchtegott begab sich wieder auf die Universität und sein Freund kehrte ins väterliche Haus zurück. Im Laufe des Sommers wurde der Bau ganz vollendet, so daß am 9. Oct., als am Geburtstage meiner Gattin, kein Nagel mehr fehlte. Wir glaubten, diesen Tag in unserm kleinen Kreise feiern zu müssen, aber es geschah anders. An diesem Tage in den Morgenstunden überraschte uns unser Fürchtegott mit seinem Lebensretter. Da gab es süße hohe Freude. Denn Leberecht Henneberg erbat sich von uns Hand und Herz unserer Theodore. Diese trat

im Augenblicke der Bewerbung zu uns und umarmte uns Eltern mit einigem Ungestüm, wodurch uns ihres frommen Herzens Gefühle und Wünsche offenbar wurden. Da wir den Jüngling herzlich liebgewonnen hatten, so ergriff ich seine und Theodorens rechte Hand und legte sie zum künftigen heil'gen Bunde zusammen. So feierten wir am 9. Oct. ein Geburts- und Verlobungsfest zugleich. Das war denn wieder ein schöner erquickender Strahl des Glücks nach so viel bittern Erfahrungen. Die Verlobten reisten unter der Begleitung und dem Schutze unsers Sohnes nach Br. zu des Bräutigams Eltern. Auf ihrer Reise dahin besuchen sie die berühmte Heil-Anstalt zu S. Indem sie in den Zimmern herumgeführt werden, richtet sich auf einmal ein Kranker von seinem Lager auf, blickt die beiden Jünglinge starr an und fällt mit einem dumpfen Angstgeschrei zurück. Er war der feindliche Offizier, der sich der verbrecherischen Anschläge auf Theodorens Unschuld und Tugend schuldig gemacht und mit welchem Fürchtegott in jener Schlacht gekämpft hatte. Die Jünglinge traten ihm mit Erstaunen näher. Da erhob er sich nochmals und faßte meines Sohnes Hand. Nun, sprach er mit hohler Stimme, nun ist, Herr

Offizier, mein einziger Wunsch erfüllt, eh' ich aus dem Leben gehe. Ich war in jenem Gefechte nicht todt, sondern nur schwer verwundet und betäubt und gerieth in Gefangenschaft. Nach langer Zeit, da mein Zustand sich immer mehr verschlimmerte, wurde ich in diese Heilanstalt gebracht. Der rechte Arm ist mir, wie Sie sehen, verloren gegangen. Ich habe bisher die fürchterlichsten Schmerzen und Qualen ausgestanden und fühle es jetzt, daß der Rest meines Lebens nur noch sehr kurz seyn wird. Offen bekenne ich es Ihnen, daß ich mich an Ihrer tugendhaften Schwester und an Ihnen schwer versündigt habe. Ach, dieses Bewußtseyn liegt centnerschwer auf mir. Vergeben Sie einem Sterbenden, dem durch den schmerzhaftesten Tod gerecht vergolten wird. Die Jünglinge weinten dem schwer Leidenden und Reuigen eine Thräne des Mitleids und versicherten ihm, daß sie, Eltern und Schwester Alles vergeben und vergessen hätten. Ja, rief er da, sie mit bethräntem Auge anschauend, ja, Sie sprechen wahr, nun so werde ich beruhigter dem qualvollen Tode entgegen gehen. Beide bedauerten den Unglücklichen von Herzen und wünschten ihm die baldige Erlösung von allen Leiden. Als mein Fürchtegott mit

seiner Schwester bei seiner Rückkehr diesen Ort wieder betrat, hörte er, daß der Unglückliche vor einigen Tagen verschieden sei.

Die Hochzeitfeier wurde auf den 4. Juli des nächsten Jahres, als auf mein Geburtsfest, angeordnet. Vor einigen Wochen, meine Verehrten, haben wir dieses Doppelfest hier im Rosenhügel gefeiert. Wir Alle waren sehr glücklich! Das junge Paar ist mit Fürchtegott nach Br. gereist, um den dasigen Eltern und Freunden sein Glück zu verkündigen. Sie sehen denn nun aus meinen Mittheilungen, welch ein merkwürdiges Haus der Rosenhügel meinen Eltern, mir und den Meinen geworden ist. Ich bekenne es gern, daß ich dieses Haus als einen heil'gen Ort betrachte und wünsche nichts mehr, als daß er meinen Nachkommen den reichen Segen an Glauben, Liebe und Hoffnung finden lassen möchte, den wir in heitern und trüben Tagen in Ungewitter und Sonnenschein in demselben gefunden und erlangt haben. Und darf der Sterbliche einen redlichen Wunsch vor Gott aussprechen, so ist es der, daß einst der Engel des Todes hier im Rosenhügel mich und meine treue, fromme Lebensgefährtin in die ewige Heimath abrufen möchte. —

Herzlich dankten wir dem Biedermanne für die Geschichte seines Rosenhügels und verließen ihn mit den Gefühlen der innigsten Hochachtung und mit einem warmen Händedrucke.

Thue Recht und scheue Niemanden.

Herr von Meyère, Besitzer eines großen Landgutes zwischen Grenoble und Lyon, starb in den besten Jahren seines Lebens. Seine Gattin und beiden Söhne, Hubert von sechzehn und Frederic von funfzehn Jahren, betrauerten ihn von Herzen, da er sie mit der aufrichtigsten und sorgsamsten Gatten- und Vaterliebe umfaßt hatte. Sehr oft besuchten sie sein Grab, ergänzten die abgeblühten Blumen und weihten ihm eine Thräne des liebevollen Andenkens. „Meine Söhne", sprach die Mutter, sie bei der Hand fassend, „werdet wie euer Vater!" Wir geloben es, geliebte Mutter, hier an unsers theuren Vaters Grabeshügel; der uns zu früh Entschlummerte soll immer unser Vorbild seyn, erwiederten Beide und

küßten die Mutter mit Innigkeit. Sie hielten Wort. Der Grund dazu war schon in den frühen Jahren ihrer Kindheit gelegt worden, durch eine vernünftige und gute Erziehung, an der auch ihre gebildete und edelgesinnte Mutter großen Antheil hatte. Diese wußte in ihrem kindlichen Gemüthe eine rege Liebe zur Wahrheit und zum Guten zu wecken und auszubilden und sie zu gewöhnen, sich immer wahr und aufrichtig zu betragen, immer die Wahrheit zu reden und das Rechte und Gute zu thun. Bei dieser Erziehung und dem damit verknüpften Unterrichte prägte sie ihnen mehrere schöne Denksprüche ein und wiederholte ihnen dieselben bei jeder geeigneten Gelegenheit. In Huberts Herzen faßten diese Sprüche tiefe Wurzel, besonders der: Thue recht und scheue Niemand! Hubert war fest entschlossen, immer die Wahrheit zu reden und recht zu thun; dann, sagte er oft, brauche ich auch Niemanden zu fürchten und zu scheuen. Ob er gleich von sanfter Gemüthsart war, so konnte er sich doch sehr ereifern, wenn er glaubte, daß ihm Jemand Unrecht gethan habe, ja, er gerieth darüber nicht selten in Hitze; denn, wie gesagt, Falschheit, Lügen und

Ränke waren ihm ein Greuel, Wahrheit, Recht und Pflicht gingen über Alles. Es konnte nicht fehlen, daß er bei dieser Ereiferung oft ausgelacht und getadelt wurde, sich in öftere Streitigkeiten verwickelt sah und sogar sich manchen Feind machte. Seine Eltern sahen sich daher oft genöthigt, ihn zu belehren und zu warnen, daß er seine Liebe zur Wahrheit und zum Rechte nicht zu weit ausdehnen müsse. Sein Bruder Frederic handelte auch diesem Grundsatze gemäß, aber er wußte sich dabei zu beschränken. „Man muß," sprach er sehr oft, „dabei Rücksicht nehmen auf Zeit, Menschen und Umstände, und dabei befinde ich mich besser, als du, mein theures Brüderchen; ich werde nicht so oft getadelt und mache mir keine Feinde wie du." Da nun Hubert diese Erinnerungen nicht wollte gelten lassen, so geriethen sie nicht selten mit einander in Streit, den dann nur das Ansehen ihrer Eltern zu schlichten vermochte. Als ihr Vater plötzlich starb, standen sie an der Schwelle der Jünglingsjahre, genossen einer blühenden Gesundheit, besaßen eine ihrem Stande angemessene Geistesbildung und Herzen, welche ihre Mutter zu den schönsten Hoffnungen berechtigten. Diese

führte unter einem wohl erfahrnen Verwalter die Bewirthschaftung des Gutes fort, wobei ihr die Söhne treulich zur Hand gingen. Sie war aus Mainz, noch in unserm Deutschland, gebürtig und hatte bisher mit ihrem daselbst lebenden und in einem bedeutenden Amte stehenden Bruder einen regelmäßigen Briefwechsel unterhalten. Seit einiger Zeit blieben die Nachrichten von ihm aus; dies machte sie bekümmert. Da nun Hubert große Lust bezeigte, sich, wie man zu sagen pflegt, in der Welt umzusehen; so kam ihm der Auftrag seiner Mutter, nach Deutschland zu ihren Verwandten zu reisen, sehr erwünscht. Sie stattete ihn mit allem Nöthigen reichlich aus und entließ ihn mit den besten Segenswünschen. Sein erster Brief meldete ihr, daß ihr Bruder schon vor sechs Monaten verstorben und in Karlsruhe blos noch ein Seitenverwandter am Leben sei. Hubert durchreiste nun Deutschland nach allen Richtungen. Am längsten verweilte er in den Residenzen Berlin, Dresden und Wien, über welche Städte er seiner Mutter genaue Schilderungen einsandte. Da er von Kindheit an mit der deutschen Sprache bekannt geworden war; so wurde es ihm nun leicht, es in derselben bald zur Fertigkeit zu bringen. Man merkte es an

seiner Aussprache kaum, daß er ein geborner Franzos war. Am Ende des dritten Jahres seiner Reise gedachte er, auch einen Ausflug nach Ungarn zu machen. Ein Brief von seinem Bruder hinderte ihn daran. „Unsre gute Mutter," schrieb dieser, „leidet an einer bedenklichen Krankheit, sie wünscht sehnlichst deine baldige Rückkehr." Da trat die Liebe so mächtig in ihm hervor, daß er mit der größten Eile seine Rückreise antrat. Einige Unfälle hinderten seine beabsichtigte frühe Ankunft. Als er endlich an einem Abende das elterliche Haus betrat, kam ihm sein Frederic mit den Worten entgegen: unsre theure Mutter ist nicht mehr; sie schlummert schon seit sechs Tagen im Grabe. Diese Botschaft erschütterte ihn ungemein. Am nächsten Morgen eilte er zu ihrem Grabe und weihte ihr daselbst das Opfer kindlicher Liebe. Ihm, als dem Erstgebornen, fiel nun das Gut zu, und er war fest entschlossen, dasselbe nach dem Vorbilde seiner Eltern zu bewirthschaften, wozu ihm die auf seiner Reise erworbenen Kenntnisse und Erfahrungen trefflich die Hand boten. Seinem Bruder wollte das stille Landleben nicht mehr gefallen. Er suchte Zerstreuung, gerieth in schlechte Gesellschaft und

verwickelte sich in manche ehrenrührige Händel. Hubert machte ihm deshalb die brüderlichsten Vorstellungen; aber vergebens. Sie fanden in Frederic's Seele nicht nur keinen Eingang, sondern erzeugten vielmehr Kälte und Erbitterung gegen den Bruder. Einmal geriethen beide Brüder einer bedeutenden Schuld wegen, die Frederic gemacht hatte, hart an einander. Dieser ergriff im aufbrausenden Zorne ein in der Nähe liegendes schweres Beil und schleuderte es mit solcher Kraft dem Bruder nach dem Kopfe, daß dieser todt zu seinen Füßen niedersank. Die Leiche seines Bruders verwandelte den Thäter fast in eine Bildsäule; er stand regungslos da und blickte mit starrem Auge auf den Todten. Als ihm ein Greis, der an seinem Stabe daher wankte, mit zitterndem Haupte entgegen rief: „Das ist ein wahrer Cainsstreich!" trieb ihn der Geist der Angst und Furcht fort, hinaus ins Freie. Hubert war nicht todt, sondern nur betäubt. Er kam bald wieder zu sich; die Wunde war nicht lebensgefährlich, heilte bald, ließ aber eine große Narbe über dem rechten Auge zurück. Er ließ, gleich am Tage nach der That, seinem Bruder nachspüren, aber vergebens. Blos ein Schäfer berichtete, daß er ihn am Abende jenes

Tages in der Richtung nach dem Gebirge zu gesehen habe. Der Flüchtling wurde in den öffentlichen Blättern zur Rückkehr aufgefordert, aber auch ohne gewünschten Erfolg; es war auf keine Weise eine Spur von ihm zu erlangen.

Hubert ließ sich nun die Bewirthschaftung seines Guts sehr angelegen seyn und dachte darauf, durch Verbesserungen aller Art den Ertrag desselben zu erhöhen. Natürlich kam er dabei mit seinen Unterthanen, auch wohl mit manchem Nachbar in eine engere Berührung. Da er nun immer seinem lieben Grundsatze treu blieb: thue recht und scheue Niemand; so konnte es nicht fehlen, daß die, welche wenig Sinn für das Bessere hatten, ihn beargwohnten, das Zutrauen zu ihm verloren und in seinem Thun und Treiben nur den strengen Herrn erblickten. Er bemerkte die eingetretenen Mißverhältnisse, sah auch bald ein, daß er sie durch die zu strenge Anwendung seines Grundsatzes veranlaßt hatte. Er lenkte wieder ein und es gelang ihm, seinen Unterthanen eine bessere Meinung von sich beizubringen. Aber die eintretende Gewalt der Zeitumstände änderte diese plötzlich. Die Revolution brach im Vaterlande aus und die schrecklichen Folgen davon verbreiteten sich

schnell in alle Theile des großen Landes. Ueberall zeigte sich die Empörung der niedern Volksklasse gegen die Adeligen und Vornehmen. Hubert erkannte alsobald die große Gefahr, die auch ihm drohete und nahm darnach seine Maasregeln. Er flüchtete zur rechten Zeit und kam, eine bedeutende Summe Geldes bei sich führend, glücklich über den Rhein. Nichts war ihm lästiger als die Unthätigkeit, in welche er sich nun versetzt sah. Er faßte einen schnellen Entschluß, verließ die Rheingegend und begab sich in das Innere Deutschlands. Von nun an verzichtete er auf alle und jede Verbindung mit seinem Geburtslande und dachte darauf, sich in Deutschland fest an- und einzubürgern. Da er der deutschen Sprache vollkommen kundig war und sie gleich den Eingebornen sprach; da er auch seinen Familiennamen in den deutschen Meier umwandelte und sich klüglich in deutsche Sitten und Gebräuche zu fügen wußte; so fand er um so mehr eine freundliche Aufnahme. In einem großen Dorfe in S. erkaufte er sich ein am Ende liegendes Haus mit einem großen, aber verwilderten Garten. Das Glück wollte ihm so wohl, daß er bald darauf seinen Wünschen gemäß auch eine Anzahl Morgen guten Ackerlands

und ergiebiger Wiesen käuflich an sich brachte. Er wurde nun ein deutscher Landwirth und zwar mit einem unermüdeten Eifer. In wenigen Jahren hatte er Aecker, Wiesen und Garten in einen vortrefflichen Stand gesetzt. Die Bauern sahen und — staunten. Das ist ja ein wahrer Hexenmeister, hieß es allgemein. Mehrere lernten ihm seine Künste ab und zogen Gewinn davon. Da er gegen Jedermann ein gefälliges und freundliches Betragen beobachtete; so beehrte man ihn mit Zutrauen. Man zog ihn zu Rathe, befolgte seine Rathschläge und befand sich wohl dabei. Nach einiger Zeit knüpfte er mit einer ehrbaren und fleißigen Jungfrau, der einzigen Tochter eines benachbarten Försters, ein Ehebündniß. Dadurch bekam er eine verständige und thätige Hauswirthin an seine Seite, wodurch sich denn sein häuslicher und wirthschaftlicher Zustand verbesserte. Binnen 7—8 Jahren galt er in der Umgegend als der klügste und glücklichste Landwirth. Er genoß nicht selten die Freude, daß Menschen mehrere Meilen weit her kamen, um die Beschaffenheit seines kleinen aber so einträglichen Gutes und seine nützlichen und doch kunstgemäßen Anlagen selbst zu schauen. Die Gemeinde hatte nunmehr ein solches Vertrauen

zu ihm gefaßt, daß sie ohne ihn nichts beschloß und unternahm. „Wir wollen doch erst unsern Hubert fragen und hören," hieß es bei jeder Gelegenheit, „der wird wissen, was und wie es zu thun ist." Er durfte nun in keiner Versammlung fehlen. Wenn er redete, so schwiegen Alle; denn er redete nicht nur verständig, sondern überzeugend und eindringend. „Er hat recht," sprach dann allemal der alte Schulze, „ich rathe euch, ihm zu folgen." Die Bauern thaten es und merkten bald, daß ein guter Rath theuer und werth ist. Alte, aber schädliche Gewohnheiten verschwanden; die kostspieligen Processe hörten auf; nützliche Einrichtungen und heilsame Verbesserungen wurden getroffen und nachbarlicher und häuslicher Friede beglückte die Einwohner immer mehr. Das ganze Dorf kam nach und nach in einen nicht geringen Wohlstand. Die Bauern kannten die Quelle desselben und waren nicht undankbar. Als nach einiger Zeit ihr alter Schulze starb, erwählten sie einstimmig ihren lieben Meier zu seinem Nachfolger. „Dieser und kein Anderer," hieß es in ihrer ersten Versammlung. Sie schickten einige Abgeordnete an die vorgesetzte Behörde, baten

für ihn, und ihre Wahl wurde bestätigt. Unser Meier übernahm das Schulzenamt mit Freuden, entschloßner als je, dem Grundsatze dabei zu folgen: thue recht und scheue Niemand! Er hatte nur das Wohl der Gemeinde und des Dorfs vor Augen; für dasselbe sprach er, auf dasselbe nahm er bei jeder Gelegenheit Rücksicht. Mit Wärme und Nachdruck vertheidigte er die Rechte der Gemeinde, wenn diese irgend von einem benachbarten Dorfe angefochten wurden, und dies that er vor Gericht und selbst vor der hohen Obrigkeit. Da geschah es denn wohl zuweilen, daß er einige Worte der französischen Sprache fallen ließ. Dies gab Veranlassung zur genauern Kenntniß von seiner Herstammung. Als diese unter den Bauern bekannt wurde, begegneten sie ihm mit noch größerer Achtung. Wenn sie in den Schenkhäusern, auf Kindtauf- und Hochzeitfesten oder auf den Jahrmarktsplätzen mit ihres Gleichen aus andern Dörfern zusammen kamen; so konnten sie sich nicht enthalten zu sagen: unser Schulze ist ein rechter Mann; er spricht und versteht sogar französisch, was gewiß, weit und breit herum kein Einziger seines Gleichen versteht. Meier hatte mehrere

Kinder, welche er sehr vernünftig und gut erzog, besonders zu einem aufrichtigen und wahrheitliebenden Betragen gewöhnte. Sie schauten Jedermann dreist ins Auge, standen Jedermann Rede, gaben Jedem eine wahre Antwort. „Sie sind wie ihr Vater," sprach oft ein Bauer zu dem andern, „man sieht sie gern, hört sie gern an; man muß sie lieb haben, man mag wollen oder nicht." Viele Eltern ahmten Meiers Kinderzucht nach, so, daß er also auch von dieser Seite ihnen wohlthätig wurde. Einmal kam ein königlicher Beamter in das Dorf, welches er in zehn Jahren nicht gesehn hatte. Er erkannte dasselbe kaum wieder, so sehr hatten kluge Verbesserungen und treffliche Einrichtungen und Anstalten aller Art dasselbe verschönert. Er stattete davon Bericht ab und gedachte dabei des Schulzen Meier mit ganz vorzüglichem Ruhme. Dies hatte die Folge, daß dieser von der höchsten Landesobrigkeit öffentlich belobt und mit dem Ehrenzeichen des Verdienstes belohnt wurde.

Im Jahr 1806 wurde auch dieſes Dorf von der franzöſiſchen Armee berührt und mit öfterer Einquartirung belaſtet. Da war es der Schulze Meier, welcher den Einwohnern weſentliche Dienſte leiſtete, theils durch ſein kluges und freimüthiges Benehmen, theils aber auch, ja vorzüglich, durch die franzöſiſche Sprache, in welcher er mit den Offizieren umgehen und unterhandeln konnte. Dieſe geriethen nicht ſelten in Erſtaunen, bei einem deutſchen Dorfſchulzen eine ſolche Gewandtheit in ihrer Mutterſprache anzutreffen. Doch dieſe Kriegs-Drangſale waren erträglich und gingen ſchnell vorüber. Im Jahr 1813 entlud ſich das furchtbarſte Kriegsungewitter vorzüglich über dem Lande Sachſen. Auch Meiers Dorf wurde durch Einquartirungen und Lieferungen hart mitgenommen. Er that alles Mögliche, um den Bewohnern deſſelben die Krieglaſten zu erleichtern; deſſenungeachtet kehrte bald Mangel und Noth aller Art ein. Wenn ſie dann nun über ihren Zuſtand bittre Klagen führten, rief er ihnen oft verweiſend und tröſtend zu: „Kinder, es iſt nun einmal Krieg; wir müſſen ſchaffen und geben, ſo weit wir können, dulden und ausharren. Ihr ſeht, daß ich Alles thue und aufbiete, um euern

Zuſtand erträglich zu machen. Seht hin auf eure Nachbarn; denen geht es fürwahr weit ſchlimmer als euch. Drum ſchickt euch in die Zeit, es iſt nun einmal böſe Zeit.“ So ſprach der liebe Schulze den Einwohnern ins Herz und ſie fügten ſich geduldig in die unabwendbaren Drangſale. Einmal ſollte das Dorf mit dreifacher Einquartirung belaſtet werden. Da ſprach er mit aller Freimüthigkeit dagegen und drohete, im äußerſten Falle ſich an den Marſchall ſelbſt zu wenden, welcher ſein Quartier in dem nächſten Städtchen genommen hatte. Allein er erreichte ſeine Abſicht nicht, ſondern zog ſich vielmehr noch Mißhandlungen zu. Mit vieler Mühe konnte er ſeine Bauern beruhigen und von der Flucht mit Weib und Kind in den nahen Wald zurückhalten. Als er nun in ſein Haus, das er ſchon ſeit mehrern Stunden verlaſſen hatte, zurückkehrte und die Schwelle betrat, ſchlug eben ein Soldat auf ſeinen vierzehnjährigen Auguſt los. Vater, rief ihm dieſer weinend entgegen, komm doch! dieſer Menſch hat geſtohlen, deine Lieblingspfeife und noch andere Sachen. Dies empörte ihn, er packte den Soldaten ohne Wei-

teres bei der Bruſt und warf ihn zur Thür hinaus. In dem Augenblicke wollte ein Unteroffizier, ſein Gewehr wagerecht in der Hand tragend, das Haus betreten. Der Soldat fiel in das Bajonet und wurde, wie es ſchien, ſo ſchwer verwundet, daß er als leblos niederſank. Augenblicklich ſah ſich Meier von einer Schaar Soldaten umringt, welche fluchten und tobten und ihn zum Bataillonschef führten, welcher im Förſterhauſe einquartirt war. Seine Gattin und vier Kinder erhoben ein lautes Klaggeſchrei und rangen wehklagend die Hände. Alle Einwohner liefen zuſammen. „Nun ſind wir verloren," ſprachen ſie beſtürzt unter einander; „mit unſerm Schulzen ſchwindet unſre letzte Hoffnung dahin!" Meier vertheidigte ſich muthig vor dem Chef, aber vergebens. Dieſer berichtete einſeitig an den General im nächſten Dorfe und vergrößerte das Vergehen. Nach einer Stunde wurde er, ohne von den Seinen und der Gemeinde Abſchied nehmen zu dürfen, abgeführt. Da von harter Strafe, ja, vom Erſchießen geſprochen wurde, ſo ſtürzten Gattin und Kinder mit einem herzzerſchneidenden Angſtgeſchrei herbei, ja, die ganze Gemeinde gerieth in Aufruhr; aber Alle wurden

mit Gewalt und Mißhandlungen zurückgetrieben. Nur August hatte Muth und wußte sich zu helfen. Er umarmte seine trostlose Mutter und drei Schwestern: „Mutter," sprach er, „ich muß fort; ich lebe oder sterbe mit dem Vater. Der liebe Gott wird euch nicht verlassen." Mit diesen Worten riß er sich aus der Umarmung, sprang durch den Garten, umging das Dorf und folgte unter den Weidenbäumen, dem Bache entlang, dem Commando, das seinen Vater auf der 500 Schritte seitwärts fortlaufenden Straße fortführte. Als man mit ihm das Dorf betrat, strömten aus allen Häusern, theils Soldaten, theils Einwohner herbei und dem Hirtenhause zu, wo er eingesperrt und Thür und Fenster mit Wache besetzt wurde. August war mitten im Gedränge und betrachtete mit seinen hellen Augen das kleine Haus. Unbemerkt schlüpfte er in den an die eine Stubenwand angebauten Stall, schwang sich auf die Balken und gewahrte bald eine kleine Glasscheibe, die man in der Wand, als der Stall angebauet wurde, hatte stehen lassen. Er befreite sie schnell von Schmutz und Spinnengeweben und — da sah er seinen geliebten Vater mitten in der Stube,

an einen alten Tisch gelehnt, stehen. „Vater, theurer Vater, ich bin da, dein August; ich werde mit dir leben oder sterben.“ Der Vater erschrak heftig, als er diese Stimme hörte, schaute empor nach dem Wandfensterchen und erblickte seines Augusts Gesicht. „Um Gottes willen, lieber Sohn, verhalte dich still! Geh nach Hause zur lieben Mutter und zu deinen Schwestern; geh, betet für mich, daß ich im Verhör gehört werde. Geh, August, ich befehl es dir!“ Da vernahm er ein starkes Schluchzen; und das Gesicht verschwand. Großer Gott! auch das noch, seufzte er und wischte sich, nochmals nach der Scheibe blickend, eine Thräne aus dem Auge.

Der General hatte einen Leibhusaren um sich, welcher sein Vertrautester, ja, wie die Rede ging, seine rechte Hand war. Kurz, er galt Alles bei ihm. Man wußte sich dieses enge Band nicht zu erklären. Bald hielt man Beide für Brüder, bald glaubte man, daß Einer dem Andern das Leben verdankte. Diesen Husar sandte der General ab, um den Verbrecher vor dem Verhöre zu erforschen. Am Hause angekommen, zeigte er dem Wache habenden Offizier ein Papier vor,

worauf sich dieser mit seinem Commando zwanzig Schritte vom Hause entfernte. Meier lehnte, wie gesagt, am Tische mit verschränkten Armen, sein Gesicht nach der Thür gerichtet. Der Husar trat ein, blickte ihm ernst ins Auge und redete ihn in gebrochenem Deutsch an. Meier antwortete rasch in der französischen Sprache. Bei dieser Antwort fuhr Jener zusammen, seine Zunge war wie gelähmt, die Hände zitterten, die Augen stierten ihn unverwandt an. „Hubert, mein theurer Bruder Hubert," stammelte er endlich — Du, Frederic, der Verlorne, lallte Jener. — Beide stürzten einander in die Arme und weinten heiße Freudenthränen. Frederic konnte sich vor Freude kaum fassen; er war wie außer sich. Mein Hubert, mein Bruder, mein Geliebter! Gott Lob, daß Du noch am Leben bist! Ach, wie viele Tausend Thränen habe ich um Dich vergossen! Wie hat mich der Richter in meiner Brust gepeinigt und gemartert! Wie fürchterlich hat mich der Gedanke und Blick gen Himmel ergriffen! Es gab eine Zeit, wo ich erfuhr, daß Du noch unter den Lebenden seiest; aber ich konnte doch nicht ruhig werden. Nun erst, theurer Bruder, wird

wieder Ruhe in meine Seele kommen. Sei ruhig, mein Frederic, erwiederte Hubert. Alles, Alles ist schon längst vergeben und vergessen. Auch ich glaubte, und zwar bis heute noch, Dich unter den Todten suchen zu müssen. Gott sei hoch gedankt, wir leben Beide noch und haben uns so unerwartet und auf eine solche Art wiedergefunden. Da, da, begann Frederic wieder, seh' ich die schreckliche Narbe von meiner Greuelthat! Ach, Theurer, vergib! Ich bitte Dich, entgegnete Hubert, sei ruhig und höre mich! Jede Minute ist kostbar. Das Leben meiner Gattin und vier Kinder hängt davon ab. Nun erzählte er ihm in gedrängter Kürze sein Schicksal und ganz besonders den Vorfall mit dem Soldaten, der Wahrheit gemäß. Ich habe gefehlt, endete er, erkläre mich für strafwürdig, aber nicht des Todes schuldig, wie mehrere Stimmen schon ausgeschrieen haben. Du — strafbar? Du des Todes schuldig? erwiederte Frederic mit heftigem Unwillen. Nimmermehr. Kein Haar soll Dir gekrümmt werden. Doch warum steh ich noch so unthätig hier! Nur noch wenige Minuten Geduld, mein theurer Bruder, ihn umarmend, und ich führe Dich im Triumph

den lieben Deinen zu. Er eilte raſchen Schrittes fort. Kaum war das Klirren ſeiner Sporen verhallt, ſo wurde die Wandſcheibe zerſtoßen und Auguſt ſchrie herein: Vater, ich bin noch da, vergieb mir; ich habe Alles gehört; Du wirſt nicht ſterben; Du haſt Deinen lieben Bruder wieder gefunden. Du glücklicher Vater! Ich werde nun zur lieben Mutter eilen. „Geh, eile, fliege, mein Sohn," entgegnete der glückliche Vater und reichte ihm die Hand hinauf. „Gott geleite dich! ich komme bald nach." Sogleich hörte er ihn herabſpringen, trat ans Fenſter und ſah, wie er ſich, von zwei Soldaten vergebens angehalten, raſch über die Lehmwand in einen Bauerhof ſchwang. Als Frederic durch die in Gruppen verſammelten Soldaten mit ſtarken Schritten zu ſeinem General eilte, vernahm er ein ſtilles Murmeln, ja, er glaubte das Wort erſchießen zu hören. Er ſtand augenblicklich ſtill, blickte ſie mit blitzenden Augen an und fragte mit ſtarker Stimme: Wer ſpricht vom Erſchießen? Der Schulze iſt unſchuldig und frei. Die Menge verſtummte und ſah ihm verwundert nach. In wenig Minuten kam der General an der

Seite seines Husaren dahin geschritten. Ihre Gesichter glänzten von Freude. Dieser stürzte voran ins Haus, sprechend: Sieh hier, mein theurer Freund, meinen lieben Bruder und umarmte diesen. In den Augen des Generals schwammen Thränen. Ihr glücklichen Brüder, rief er aus, nach so vielen bittern Erfahrungen. Komm her, Du edler Hubert — daß ich so traulich zu Dir rede! komm her an meine Brust! Gott, welch ein Geschick hat über Dir gewaltet! Ich ahne es. Du hast Dein väterliches Erbtheil verlassen müssen; hast vielleicht Mangel, Armuth und Unglück erfahren! Das Alles soll sich nun ändern! Die Zukunft soll Dir und meinem Frederic glückliche Tage bringen. Hubert richtete sich aus der Umarmung auf und erwiederte: theurer Mann, ich bin zufrieden, wenn Sie mich für unschuldig und völlig frei erklären. An eine bessere Zukunft denke ich nun nicht, da ich meinen lieben Bruder wieder habe. Die Vergangenheit ist vergessen und die Gegenwart gewährt mir ein großes Glück. Ich bin ein glücklicher Gatte und Vater von vier guten

Kindern und als Schulze im Dorfe von der Gemeinde mit Liebe und Vertrauen beehrt. Indem er also sprach, den General bei der einen und Frederic bei der andern Hand haltend, kam ein Feldjäger gesprengt und brachte dem General die Ordre zum augenblicklichen Aufbruche der Truppen. „Frederic," sprach dieser nicht ohne Unwillen, „ich muß fort. Du bleibst an der Seite Deines Hubert und begleitest ihn nach Hause, damit die Seinen aus der Angst gerissen werden. Ihr sollt bald weiter von mir hören. Beide Brüder umarmten ihn und verließen unter der Begleitung eines Commando's von zwölf Mann das Dorf. Die Trommeln wirbelten und in Kurzem war das Regiment versammelt. Da trat der General unter das Offiziercorps und verkündigte ihm: daß der Schulze unschuldig und frei, der Soldat aber ein Dieb sei, der die Strafe dafür erhalten würde, sobald er genesen. Während dieses Vorgangs war August auf den Flügeln der Freude und Liebe nach Hause geeilt. Er stürzte, fast athemlos und vom Schweiße triefend, in den Hausflur, in welchem die Mutter, versunken in Schmerz und von ihren drei weinenden Töchtern umgeben, auf einem Bänkchen

ſaß, indeß die Soldaten in der Stube lärmten und tobten. Mutter, theure Mutter, ſprach er haſtig, ſie bei der Hand faſſend, der geliebte Vater iſt frei geſprochen, ich weiß es, habe es geſehen und gehört. Er hat ſeinen Bruder wiedergefunden. Mutter, das iſt ein ganz anderer Franzos als dieſe dort, nach der Stube zeigend. Weine nicht mehr, er kommt, und wird bald hier ſeyn. Da ſtand die Mutter auf vom Schmerze und zog ihren Auguſt an ihr Herz, fragend: iſt das auch wahr, mein Sohn? Doch du ſprichſt ja immer die Wahrheit wie dein Vater. Du biſt ein Bote der Freude und des Friedens. Doch, horcht, was iſt das? Die Trommeln wirbeln? Die Soldaten müſſen fort, jetzt gleich, erwiederte Auguſt. Ich habe ſchon unterwegs in jenem Dorfe die Trommeln rühren hören. Da wurden die Soldaten in der Stube unruhig, liefen durch einander, ſuchten ihre Sachen zuſammen, eilten aus dem Hauſe auf den freien Platz vor demſelben. Der Letzte, ein Sergeant, trat auf Auguſten zu und ſprach drohend: Burſche, was ſprachſt du da von der Begnadigung deines Vaters? Er kann nicht frei ſeyn, da er ſich

thätlich an einem Soldaten vergriffen hat. August stand ruhig vor ihm da und erwiederte mit funkelnden Augen: ich lüge nie; mein Vater ist frei und der Soldat ist ein Dieb und als solcher strafbar. Indem er so sprach, betrat der Vater an der Seite seines Bruders das Haus. „Da ist ja mein unschuldiger Vater, Herr Sergeant," fuhr August fort. Dieser entfernte sich murmelnd und schnell und die Gattin und Kinder flogen dem tief Beweinten in die Arme. „Theure, Geliebte, hier habt ihr mich wieder; weinet nicht mehr! Der weise und gütige Lenker unsrer Schicksale hat Alles mit uns wohlgemacht. Seht hier einen Gast und zwar einen recht theuren, meinen verloren geglaubten Bruder." Da richtete sich seine Gattin empor und hieß den Theuren herzlich willkommen. Ihre Töchter aber zögerten, sich ihm zu nähern, sie schienen seinem Aeußern nicht zu trauen. — Er aber umfaßte sie mit Innigkeit und sprach: Ja, meine Kinder, ich bin Frederic, von dem euch euer guter Vater viel Böses wird erzählt haben. Doch nein, er hat mir vergeben, mich fort geliebt wie ich ihn. Ich bin nun

ein recht glücklicher Mensch! Bruder — Schwester — Kinder, ein guter Gott hat uns wieder zusammen geführt. O, nehmt mich auf in euren Bund der Liebe! mein Herz ist gut, es schlägt euch mit Liebe entgegen. So sprach er, und Thränen rieselten dabei über seine Wangen hinab. Da erhob sich vor dem Hause ein starkes Geräusch. Es war die Gemeinde, welche ihren Schulzen zu sehen verlangte. Dieser trat hinaus unter die Menge, seinen Bruder an der Hand führend. Hier habt Ihr mich wieder, sprach er gerührt; ich bin Euer Schulze und werde es bleiben. Der gute Gott hat meine und Eure Noth in Freude verwandelt. Diesen da hat er zur rechten Stunde als rettenden Engel gesandt; es ist mein lieber Bruder. Da brach die Versammlung in ein lautes Freudengeschrei aus, drängte sich hinzu und drückte den beiden Brüdern die Hände. Ich danke Euch, meine Lieben, redete der Schulze weiter zu ihnen, für Eure Theilnahme an meinem Schicksale. Ich bin nun glücklich. Auch Ihr werdet es wieder werden. Seyd getrost, wir gehen einer bessern Zukunft entgegen. Die größte Noth ist überstanden. Die Armee zieht sich von hier weg

nach Leipzig zu. Wir werden, wie mir mein lieber Bruder versichert, nun keine Kriegslasten mehr zu tragen haben. Alles, glaubt mir, Alles wird und soll nun unter uns besser werden. „Wir glauben Dir, lieber Schulze," sprach die Versammlung, „denn Du sprichst immer die Wahrheit. Es lebe unser Schulze!" — rief der alte Bauer Grollmann. Er lebe noch lange und glücklich unter uns! rief die Menge ihm nach und zerstreute sich.

Im Hause des Schulzen schlug nun die Freude ihren Wohnsitz auf. Die Kinder konnten sich von dem theuren Oheim nicht trennen und ihre Mutter bot Alles auf, um ihm seine Gegenwart recht angenehm zu machen. In einer traulichen Stunde erzählte er ihnen seine Schicksale. Als ich, mein theurer Bruder, ach, daß ich damit anfangen muß! als ich also nach jener bösen That Deine blutige und todte Gestalt vor mir liegen sah; da ergriff mich furchtbar die Angst. Ich lief fort, ohne zu wissen, wohin; Deine blutige Gestalt mir immer vor Augen; jedes Geräusch erschreckte mich, jeder Mensch, den ich nur von Weitem erblickte, jagte mir Entsetzen ein. Ach, Kinder, was für eine Quaal ist doch das Bewußtseyn einer bösen That! Ich

lief alſo fort bei Tag und Nacht, und es glückte mir, fortzukommen. Ich mied Städte und Dörfer und erbettelte mir von den Schäfern auf dem Felde etwas trocknes Brot. Endlich befand ich mich unweit der ſpaniſchen Grenze. Was ſollte ich nun thun? Ich entſchloß mich, Soldat zu werden, wurde Gemeiner und blieb es mehrere Jahre. Als mir dieſer Dienſt nicht mehr gefiel, trachtete ich darnach, Cavalleriſt zu werden. Das Glück war mir hold, ich wurde Chaſſeur. Der Krieg brach aus. Ich war entſchloſſen, mein Leben daran zu ſetzen; war verwegen, ja, ich ſtürzte mich oft tollkühn unter die Feinde, erhielt aber nicht einmal eine Wunde. In einem hitzigen Gefechte rettete ich dem Oberſten des Regiments das Leben. Er war dafür ſo dankbar, daß er mich meines Dienſtes entband und mir einen Platz um ſeine Perſon einräumte. Es bot ſich mir noch öfters Gelegenheit dar, ihm im Kriege weſentliche Dienſte zu leiſten. Wir wurden vertraute Freunde. Er ſtieg immer höher, wurde endlich Brigade-General und vom Kaiſer mit vieler Aufmerkſamkeit beehrt. Als wir nun einmal einige Ruhe hatten, reiſten wir auf das Gut, welches er durch einen Freund hatte erkaufen laſſen. Denke Dir, mein theurer

Bruder, es war Dein Gut. Ich war außer mir, als wir durch die Fluren desselben dahin fuhren. Mein General sah mich verwundert an. Wir betraten das Haus. Da überfiel mich beim Anblicke der Stelle, wo ich jene verruchte That verübt hatte, eine unbeschreibliche Angst; ich sank auf derselben nieder. Der General trug die größte Sorge für mich. Nachdem ich mich erholt hatte, eröffnete ich ihm meine Herkunft und das begangne Verbrechen. Der edle Mann gerieth in Erstaunen und suchte mich auf alle Weise zu trösten. Sey ruhig, mein Frederic, das Gut sey Dein! Dein lieber Bruder ist wahrscheinlich nicht mehr am Leben, also sey Du der rechtmäßige Besitzer, ich werde Alles dazu veranstalten. Sein Edelmuth rührte mich bis zu Thränen. Nein, edler Freund, sprach ich, ich darf Ihr Anerbieten nicht annehmen, — eine innere Stimme und der lebhafte Gedanke an Dich, meinen lieben Bruder, verbot mir das; — ich bleibe nicht hier, sondern bei Ihnen bis in den Tod; nur dieser kann mich von Ihnen trennen. Da umarmte mich der edle Mann. Gut, es sey, redete er mit tiefem Gefühle; aber Du sollst nicht blos mein Freund seyn, mehr

noch, mein Bruder. Die herzlichſte Umarmung ſchloß unſern Bruder-Bund. Der Krieg brach von neuem aus, wir eilten zur Armee. Von dieſer Zeit an war ich vor der Welt, — denn das hatte ich mir zur Bedingung gemacht — ſein treuer Diener, aber im Geheim fanden wir den ſeligſten Genuß im traulichſten Bruderbunde. Das ſind meine Schickſale, geliebter Hubert, rief er, dieſen umarmend; gedenke, ach, gedenke jener That nicht mehr! Nimmer, mein Frederic, erwiederte dieſer; ſie iſt ſchon längſt vergeſſen. Gott ſey gelobt, daß wir einander wieder haben. Das Gut ſey Dein, wenn Dein Freund es alſo will. Ich kehre nie wieder nach Frankreich zurück. In Deutſchland, in dieſem mir ſo theuren Dorfe und in meinen Lieben hier, auf Gattin und Kinder zeigend, habe ich mein Glück gefunden. Nun erhob ſich zwiſchen den Brüdern ein edler Wettſtreit; Frederic wollte geben, aufdringen, und Hubert konnte und wollte nicht annehmen. — Im Genuſſe der reinen Bruderliebe floſſen unvermerkt drei Tage dahin. Am vierten erhielt Frederic von ſeinem Generale einen Brief, der den

Wunsch aussprach, zu ihm zu eilen. Dem Briefe war einer an seinen Hubert beigefügt mit einer bedeutenden Geldsumme für dessen Gattin und Kinder als Entschädigung für gehabte Angst. Noch wichtiger war unserm Hubert ein Befehl, von dem Marschall des Armeecorps ausgestellt, nach welchem alle französischen Truppen, welche in diese Gegend kommen könnten, streng angewiesen wurden, das Dorf Binsthal nicht zu betreten. Daran erkenne ich das edle Herz meines Freundes, sprach Frederic; und nun, Kinder, laßt mich gehn, ich muß ihm nach. Nach einem herzlichen Abschiede und mit dem Versprechen, bald Nachricht von sich zu geben, sprengte er davon. — Als Hubert seiner Gemeinde die Befreiung ihres Dorfs von aller Kriegslast bekannt machte und ihr den Befehl vorzeigte, gerieth sie in freudige Bewunderung über die ihr wiederfahrne Hülfe und pries sich glücklich, einen solchen Mann zum Schulzen zu haben, der einem höhern Stande angehörte. Denn die wahre Herkunft ihres Huberts war ihr nun bekannt geworden, sie konnte sich nicht enthalten, einige Besorgniß zu äußern, daß er sie nun verlassen könnte. Seyd unbesorgt,

meine Lieben, tröstete er sie, ich werde Euch nie verlassen, sondern unter Euch leben und sterben. Euer Glück wird stets das meinige seyn.

Nach einiger Zeit (es waren die Tage vom 16—19. Oct. 1813.) hörte man im Dorfe Kanonendonner in der Richtung nach Leipzig zu. Hubert war in diesen Tagen nicht ohne bange Besorgniß für seinen Bruder und dessen General. Am sechsten Tage nach der großen Völkerschaft traf Frederic wieder bei ihm ein. Sein trauriges Auge ließ einen Unfall vermuthen. Nun bleibe ich bei Euch, meine Theuren, begann er, mein General hat in der Schlacht seinen Tod gefunden. Er schien dies zu ahnen; drum setzte er einige Zeit vorher sein Testament auf. Hier ist es, mein Hubert. Wir sind die Erben des Guts. Sein übriges Vermögen hat er, da er keine nahen Verwandten mehr hat, auf mein Bitten einer Armenanstalt in seinem Vaterlande vermacht. Schon am 16. Oct. erhielt der Tapfere einige Wunden, uber er achtete ihrer nicht und setzte sich am 18. den größten Gefahren aus. Ich war stets in seiner Nähe. Da riß ihn plötzlich eine Kugel

vom Pferde. Ob ich gleich schnell bei der Hand war; so konnte ich doch zu seiner Erhaltung nicht das Mindeste thun. Er starb nach wenigen Minuten in meinen Armen. Es war ein sehr edler Mann, meine Theuren, sein Andenken — sich eine Thräne trocknend — wird nie in meinem Herzen erlöschen. Was sollte ich nun aber mit dem geliebten Leichname beginnen? Ich und der getreue Reitknecht des Gefallenen wußten Rath, und eine höhere Hand begünstigte unser Vorhaben. Die Franzosen hatten eben ihre Feinde aus dem Dorfe Schönefeld vertrieben und diese dasselbe in Brand gesetzt. Da schafften wir den Leichnam unter dem Gepraſſel der hoch auflodernden Flammen und dem fürchterlichsten Schlachtgetümmel auf den Todtenacker; einige Soldaten legten mit Hand an und in Kurzem war der Leichnam im friedlichen Grabe geborgen. Am 19. Oct. wurde ich in Leipzig mit zum Gefangnen gemacht. Da mein Herz sich nach Dir, mein Bruder, sehnte: so war ich auf meine Rettung bedacht. Seht, durch diese bürgerliche Kleidung bin ich entkommen und will nun bei und mit Euch leben. Gott, wie habe ich mich auf diese schöne Zeit

gefreut! Da umringte ihn die ganze Familie und versprach, ihm seinen Aufenthalt in ihrer Mitte auf alle Weise zu verschönern. .Das geschah auch. Der häusliche Kreis wurde durch gegebne wie durch empfangne Beweise der Liebe und des Vertrauens zu einem höchst beglückenden gemacht. Die Tage des Winters flossen diesen guten Menschen schnell dahin. Als die Nachricht von des Kaisers Falle und Verbannung nach Elba ihnen zukam, hielten beide Brüder es für gerathen, daß Frederic nach Frankreich reise und das Gut in Besitz nähme. Dies gelang nach Wunsch; aber er hatte und fand daselbst keine Ruhe, sein Sinn und Herz waren nach dem lieben Dorfe seines Bruders gerichtet. Daher verkaufte er das Gut, und ehe der Sommer zu Ende ging, befand er sich wieder in dem ihm so theuer gewordenen Familienkreise. Auf Anrathen seines Bruders erkaufte er sich von seinem Antheile an der Kaufsumme ein in der Nähe liegendes schönes Landgütchen. In der Bewirthschaftung desselben wurde Hubert sein Lehrmeister. Dieser blieb, obgleich nun gesegneter mit irdischen Gütern, Dorfschulze nach wie vor. Er fuhr fort in der Gemeinde Gutes zu wirken, besonders die Spuren

der erduldeten Kriegsübel auf alle Weise zu vertilgen. Das gelang ihm so nach Wunsch, daß die Bauern schon nach einigen Jahren bekennen konnten:

Nach des Krieges bittern Wegen
Folget Freud' und Gottes Segen.

Obgleich Hubert in seiner Handlungsweise streng den Grundsatz befolgte; thue recht und scheue Niemand! und zuweilen seine Dorfregierung allzu streng schien; so waren ihm die Bauern doch in keinem Falle entgegen. Sie dachten und sprachen: Unser Schulze sieht weiter als wir, also mag er schalten und walten, wir wollen gern gehorchen. Sie thaten sehr wohl daran, ja, sein Beispiel, immer und in Allem recht zu thun, wurde von den Meisten so treu nachgeahmt, daß sie als rechtliche und redliche Bauern fast im ganzen Lande bekannt wurden.

Als ich, der Erzähler dieses, im Jahre 1820 eine Reise durch Sachsen machte, hörte ich viel Rühmliches von einem Dorfschulzen reden, der ein geborner französischer Edelmann sei. Ich suchte das Dorf auf und lernte den Schulzen Hubert Meier, seinen Bruder und seine liebe Familie kennen; und diese Bekanntschaft ist mir noch jetzt nach eilf Jahren ungemein lieb und werth. Ich genoß drei schöne herrliche Tage im Umgange mit diesem klugen, verständigen und rechtschaffenen Manne. Seine Gattin war eine stille und gewandte Hausfrau, besonders eine gute Erzieherin ihrer Töchter, welche sich jetzt in dem blühenden Alter des jungfräulichen Standes befanden. Der Sohn, Student in Leipzig und jetzt anwesend, war ganz das Ebenbild seines Vaters in Wesen und Gestalt; auch er schien nach dem liebsten Grundsatze desselben zu denken und zu handeln. Von den beiden Brüdern erfuhr ich unumwunden das, was ich bisher erzählt habe. Sollte die liebe Jugend dies nicht ohne eini-

gen Beifall gelesen haben, so würde ich mich sehr belohnt fühlen, wenn sie aus dieser Erzählung dem Grundsatze mehr zugeneigt werden würde: thue recht und scheue Niemand!

H. Böhme's

sämmtliche Dichtungen.

Vorwort.

Die gesammelten Gedichte des Herrn Hermann Böhme sind dem Wohlwollen des Publikums um so mehr zu empfehlen, als der Ertrag dazu bestimmt ist, dem als Lehrer der Jugend hochverdienten Manne eine Cur zu ermöglichen, welche ihn vor dem traurigen Schicksale gänzlicher Erblindung bewahren soll.

Herrn Böhme's Verdienste als Lehrer der Jugend und Kalligraph sind auch in weiteren Kreisen bekannt und anerkannt, weniger ist es sein schriftstellerisches Talent, wohl nur aus dem Grunde, daß Herr Böhme bisher durch seine Berufsgeschäfte zu sehr in Anspruch genommen, nur in karg zu-

gemeſſenen Stunden der Muße der Poeſie opfern konnte.

Der hohe ſittliche Gehalt, der ſich in allen ſeinen Dichtungen ausſpricht, ſichert ihnen einen mehr als nur vorübergehenden Beifall bei allen für Poeſie und edlen Sinn empfänglichen Leſern und verdienen ſie es in dieſer Hinſicht von der Kritik beſonders beachtet zu werden. Darauf hinzuwirken, iſt der Zweck dieſes Vorwortes und ſollte es mir zur großen Freude gereichen, wenn dieſer mein Wunſch in Erfüllung ginge.

Daß ich dieſes Vorwort ſchrieb, möge mir der günſtige Leſer nicht als Anmaßung auslegen. Der Freund meines Sohnes erſuchte mich darum, weil er glaubt, daß die Empfehlung eines ſeit faſt vierzig Jahren in der literariſchen Welt genannten Mannes allerdings zur weiteren Verbreitung ſeiner Dichtungen beitragen könne. Möge dem ſo ſein!

Dr. J. P. Lyſer.

Altona, im Mai 1863.

Hermann Böhme's

ſämmtliche Gedichte.

Original-Ausgabe.

Altona.

Selbſtverlag des Verfaſſers.

1863.

BIBLIOTHECA
HAMBURG. PUBL.

Frühlingsstrauß.

Lyriſche, epiſche, erotiſche und Gelegenheits-Gedichte.

Motto:

Res graves et tragicae carmini lyrico non conveniunt.

Horace,

in epigrammate Ode XII.

20
5335

Lyriſches.

Vorwort.

Dies Sträußchen, das ſorgſamer Hand ich gewunden,
Recht freundlich dasſelbe ich biete Euch an.
Und wenn es auch duftet nur wenige Stunden,
So bin ich ſchon völlig zufrieden alsdann.
Wohl fragt Ihr, warum nur ein Sträußchen ich ſpende,
Warum ich die Blumen zum Kranze nicht flocht? —
Doch nehmet, was liebend Euch bieten die Hände!
Nichts Größ'res zu ſpenden ich habe vermocht.
Und wenn einmal wieder durch's Gärtchen ich ſchleiche,
Zu ſuchen der duftenden Blümlein für Euch —
Ja, glaubt mir! — ganz and're ich dann überreiche,
Viel friſcher, viel ſchöner, zum Kranze für Euch.

H. Böhme.

Dedication.

Ich ſinge nicht um eines Königs Gunſt,
Auch nicht um Ehr' und ſchnöden Goldes Tand; —
Mein Ideal, es iſt die wahre Kunſt,
An die mich knüpft manch' heil'ges Schweſternband.

Mein Lied erklingt dem Guten nur allein:
Der Tugend, Minneſold und Freundſchaftstreu; —
Ich ſinge froh im grünen Eichenhain —
Natur gab ſtets zum Sang die Weih'!

Ja, dort in meinem ſtillen Heiligthum
Entſproß für mich beſcheiden manche Blum':
Dort wählte ich des Lenzes Gaben aus
Und bring' ſie Allen hier im Frühlingsſtrauß.

Der Frühling naht.

Der Frühling naht,
Sein treuer Bote hat
Viel Gäſte ſchon empfangen.
Es eilt zum frohen Mahl
Der Menge große Zahl
Mit liebendem Verlangen.
Der Frühling naht.

Der Frühling naht
Und im Gefolge hat
Frau Schwalbe Dienſt genommen.
Sie ſucht ihr altes Neſt
Und grüßet allerbeſt
Von Freunden, die gekommen.
Der Frühling naht.

Der Frühling naht,
Es quillt die grüne Saat
Zur reichen Segensquelle.
Der Pilger Storch kehrt ein
Mit seinem Weibelein —
Wer hat die Pathenstelle? —
Der Frühling naht.

Der Frühling naht,
Er streuet auf den Pfad
Die schönsten Blumen wieder.
Der Fink auf grünem Zweig,
Die Lerch' im Ätherreich
Steigt jubelnd auf und nieder —
Der Frühling naht.

Der Frühling naht,
Auch mich als Freund er bat,
Mir einen Platz zu wählen.
Die Nachtigall im Hain
Singt bei Selenen's Schein
Und möcht' von Lieb' erzählen.
Der Frühling naht.

Der Frühling naht
Voll Huld auch unſ'rer Stadt
Mit ſeinen Liebesgaben.
Er geht von Haus zu Haus,
Theilt ſeine Schätze aus
Und will den Dank nicht haben.
Der Frühling naht.

Dem Frühling hallt
Von Jung und Alt ſehr bald
Der Abſchiedsgruß entgegen.
Doch ruft im nächſten Jahr
Der Sänger Jubelſchaar
Mit Luſt auf allen Wegen:
Komm', Frühling, bald!

Der Mai.

(Im Freien gedichtet — 1843.)

Wie lacht uns so schön doch der Morgen!
Wie schaukeln sich Fischchen im fluthenden Bach!
Es hüpfet das Herz ohne Sorgen
Der Lust und der Freude nur nach.

Wie tröpfelt an duftenden Blumen
Der Thau, so wie glänzende Perlen, herab!
Wie munter die Bienen hier summen! —
Wie gütig, der Alles dies gab! —

Der Schmetterling fröhliches Schwirren —
Es zaubert das Auge so friedlich und sanft,
Und ferne vom städtischen Wirren
Verweilt es entzückend am grünenden Ranft.

Der Nachtigall ſüßes Verlangen
Mir tönet voll Sehnſucht aus ſchattigem Hain.
Wem liebend nicht ihre Tön' klangen,
Der nie ſich des Lebens wird freun'.

O Menſchen, d'rum eilet in's Freie!
Natur euch umfänget mit liebender Hand;
Ihr Arm iſt der Pfeiler der Treue,
Sonſt Alles nur wechſelnder Tand.

Schweizerlied.

Auf den Bergen! Auf den Bergen!
O, da iſt's ſo herrlich ſchön!
Aus den hohen Regionen
In das Thal hinabzuſeh'n.

Auf den Bergen! Auf den Bergen!
Wenn in Frühroths gold'ner Pracht
Wie in einem Feuermeere
Sich begrüßen Tag und Nacht.

Auf den Bergen! Auf den Bergen!
Wo die Luft ſo friſch und kühl,
Und die Heerden friedlich weiden —
Iſt nur Freiheit Aller Ziel.

Auf den Bergen! Auf den Bergen!
Wo die Hirtenflöte tönt
Und der Senne, gläubig betend,
Sich der Gottheit nahe wähnt.

Auf den Bergen! Auf den Bergen!
Wo ſich klarer Quell ergießt,
Der mit rauſchendem Geplätſcher
Längs der Felswänd niederfließt.

Auf den Bergen! Auf den Bergen!
Wo die flücht'ge Gemſe ſpringt,
Und der Jäger, muthig kletternd,
Seine Alpenweiſe ſingt.

Auf den Bergen! Auf den Bergen!
O, da möcht' ich heimiſch ſein!
Ihre Gipfel wohl erklimmen
Und mich nur der Freiheit freu'n.

Des Schweizer Jünglings Klage.

(Nach der Melodie: „Schweizer Heimweh.“)

Fern vom theuren Vaterlande,
Fern von Berg und Thal und Wald,
Sind mir fremd der Freundschaft Bande —
Alle Herzen schlagen kalt.

Einsam und verlassen irren
Ach, dies ist mein traurig Loos!
Nicht im Schatten darf ich weilen,
Ruh'n nicht in der Mutter Schoß.

O, zu früh entschwund'ne Freuden
Früher Kindheit froher Lust!
Ach, wie wollte gern ich leiden,
Drückte mich des Vaters Brust!

Nicht im Schweſter-Buſen brennen
Heil'ge Flammen — Schweſterlieb';
Keine Schweſter durft' ich kennen, —
Ach, kein Bruder mir verblieb!

Theurer Vater! Theure Mutter!
Eure Stimm' den Sohn nicht ruft.
Ach! die Schweſter — Ach! der Bruder —
Alle ruh'n in kühler Gruft.

Schickſal, höre meine Bitte!
Führ' mich in der Lieben Kreis,
Trag' mich raſch in ihre Mitte,
Schlägt mir doch das Herz ſo heiß.

O, ihr gold'nen Jugendträume!
O, ihr Flüſſe, Ströme mein!
O, ihr weiten luft'gen Räume!
Soll von Euch getrennt ich ſein?

Ach, wie dünkt's mich todt hier draußen!
Ach, wie drücket mich die Luft!
Ahnungsſchwer geheimes Grauſen
Fort mit Dir, bring' Heimathduft!

Nicht Schalmei'n und Glocken tönen,
Ach, wie trüb' die Sonn' hier ſcheint!
Nur den Klagen darf ich fröhnen,
Mit mir klagt kein einz'ger Freund.

Und wenn ich nun hier muß enden,
Niemand weinend auf mich blickt.
Ach! von lieben, treuen Händen
Nicht mein Aug' wird zugedrückt.

Lebt denn wohl, ihr Schweizerlande!
Tragt ein Lüftchen her zum Grab.
Nie kannt' ich der Liebe Bande —
Nur mein Klaglied und den Stab.

Sonett.

Ein Palmzweig auf Theodor Körner's Grab, zur fünfzigjährigen Jubelfeier.

Du ließeſt Deiner Harfe Töne mächtig rauſchen
Als Barde wie ein Schlachtengott im Seraphſange;
Und haſt erglüht vor Scham manch' deutſchen Jünglings Wange,
Für Sklavenketten gold'ne Freiheit einzutauſchen.

Was Dich begeiſtert in der Lieder Feuerklange,
Das wußteſt Du im Sturm der Seele abzulauſchen.
Wohl Jahre können in der Zeiten Schoß verrauſchen: —
Du bleibſt ein Stern, daß er am Muſenhimmel prange.

Ein heil'ger Schmerz war es, als Deutſchland Dich verloren,
Dem Du als gottgeweih'ter Sängerheld geboren —
Zu früh ward Dir des Ruhmes Lorbeer auserkohren! —

Was Dein Prophetengeiſt geahnt im Schlachtenfeuer
Traf ein: Du fielſt! — dies zeigt der Urne „Schwert und Leyer“ [1])—
Als Deutſchlands edler Sänger, Held und Volksbefreier.

---

1) Körner ruht unter einer Eiche, nahe an einem Meilenſteine, auf dem Wege von Lubelow nach Dreikrug, bei dem Dorfe Wöbbelin, das von Ludwigsluſt eine Meile entfernt iſt. Das dem theuern Todten vom Vater geſetzte geſchmackvolle Denkmal aus gegoſſenem Eiſen ziert das treffende Sinnbild: „Leyer und Schwert.“

Abendempfindung.

Friedlich neiget ſich der Abend nieder,
Freundlich blinkt hervor das Mondenlicht;
Und im Hain ertönen ſüße Lieder,
Wie die treue Lieb' zum Herzen ſpricht.

Sehnſuchtsſchmerz erfüllt mein Inn'res wieder,
Denn dem Herzen fehlt ein trautes Lieb';
Und der Wiederhall der ſüßen Lieder
Wecket ſanft in mir des Schöpfers Trieb.

Sinnend ſchweift das Aug' in weite Ferne,
Ängſtlich lauſcht das Ohr des Herzens Schlag;
Mild und tröſtend lächeln mir die Sterne,
Rufen Ruh' und Frieden in mir wach.

Einſam ſteh' ich hier im ſtillen Thale,
Schaue in den ſpiegelglatten See,
Und beleuchtet von Selenens Strahle
Löſ't der Schmerz ſich auf in ſtummes Weh.

Heit'rer Friede leuchtet mir hernieder,
Führt mich an den Born der Poeſie,
Die verlaß'ne Freundin fand ich wieder
Und ſang fort in ſanft'rer Harmonie.

Traulich gab Apoll die Leyer wieder,
Koſend nahm er mich in ſeinen Arm,
Ließ am Blumenteppich ſich dann nieder
Und entfloh'n war Kummer, Schmerz und Harm.

Den Tod im Herzen.

Raſtlos wand're ich von Ort zu Ort
Mit gebroch'nem Herzen fort und fort
Ruhe find' ich erſt im Grabe.
Denn das Blümchen aus der Hoffnung Schoß
Deckt ein Hügel unter grünem Moos, —
Birgt der Liebe theure Habe.

Unaufhaltſam über Land und Meer
Treibt's mich Armen ruhelos umher,
Treu ihr bis zu meinem Grabe.
Enden wird mein namenloſer Schmerz,
Wenn einſt ruht das treue, müde Herz
Neben ſeinem Wanderſtabe.

Die Sterne des Lebens.

Zwei Sterne hat das Menſchenherz!
Für jede Freud', für jeden Schmerz;
Lern' ſie, o Menſch, nur recht verſteh'n! —
Der eine ſtets ſein treu'ſter Freund,
Der and're, der's nicht redlich meint:
Beid' in ihm auf- und untergeh'n.

Der eine iſt der „gute" Stern,
Lacht hold und mild aus blauer Fern'
Und lehrt die wahre Tugend üben; —
Der and're iſt der „böſe" Stern,
Des Laſters Keim, des Böſen Kern,
Den guten wird er ſtets betrüben.

Blick' auf zum reinen Himmelszelt,
Zum hohen Dom der großen Welt,
Zum Lenker der Geſchicke oben.
Da zeigt ſich auch Dein Lebensſtern,
Der Dir, wenn Du ihn liebſt, nie fern, —
Er wird die guten Thaten loben. —

Doch weh' Dir! wenn er ſich entrückt
Und Dir das Maal der Schuld aufdrückt:
Dann iſt's gewiß um Dich geſchehen.
D'rum ihm, dem guten, zugewandt,
Er führt in's ſel'ge Heimathland
Mit Liebeshand zu ew'gen Höhen.

Die Ewigkeit.

Sonnen kreiſen, Jahre ſchwinden,
Meere fluthen in dem Strom der Zeit,
Und in dieſem Wechſel finden
Wir die ewige Vergänglichkeit.
Doch des Menſchen Leben nimmer,
Wenn das Aug' im Tode bricht
Und der Geiſt geh't ein zum Licht,
Kehrt zurück zur Erde Schimmer.

Milliarden Welten kreiſen
Unaufhaltſam in dem Raum der Zeit;
Und ob ſinnen auch die Weiſen,
Sie erforſchen nicht die Ewigkeit.
In den ungemeß'nen Bahnen
Über allen Himmeln kreiſ't
Der lebend'ge Gottesgeiſt,
Der uns läßt ſo viel nur ahnen.

Menſchen können's nicht ergründen —
Unerforſchlich iſt das Rad der Zeit —
Wo wir Anfang, Ende finden: —
Das iſt's Bild der Ewigkeit.
Beug' Dich ſtumm im ſtummen Walten!
Menſch, erkenne in der Zeit
Deine ird'ſche Sterblichkeit!
Ewig Gott und Zeit nur ſchalten.

Gruß aus der Ferne.

Durch die weiten Räume, die uns trennen,
Grüße Dich mein Lied im fernen Land,
Soll Dir leiſe meinen Namen nennen,
Deiner Bruſt geheimnißvoll verwandt;
Dich erinnern an die ſüßen Freuden
Nur zu ſchnell enteilter Wonnezeit,
An der Liebe Glück und ihre Leiden,
Ihren Schmerz und ihre Seligkeit.

Längſt entfloh'n ſind jene Roſentage,
Wo ich Dich an meinen Buſen ſchloß,
Und wo jedem Harm und jeder Klage
Deinem Mund Beruhigung entfloß.
Einſam wall' ich durch's verarmte Leben;
Was mich ſonſt an Deiner Hand entzückt,
Scheint mit dichter Mitternacht umgeben,
Die mein ſchwaches Auge nicht durchblickt.

Traurig wandelnd durch die bunte Menge,
Die mich hier bei jedem Schritt umgiebt,
Such' ich Dich voll Sehnsucht im Gedränge,
Dich, die ewig meine Seele liebt.
Doch vergebens! denn nur fremde Züge
Kann mein Blick erspäh'n, — die Deinen nicht;
Ach! und jede Hoffnung wird zur Lüge, —
Jede, die vom Wiedersehen spricht.

Und von Tag zu Tag dahin getragen,
Eilt mein Leben seinem Ziele zu;
Meinem Glücke mußt' ich längst entsagen,
Meine Sehnsucht findet nirgend Ruh'.
Zwischen Todesgrau'n und einem Leben,
Das nur hingewelkte Blüthen beut,
Muß die schmerzensreiche Seele schweben,
Mit sich selbst im ew'gen Widerstreit.

Abschied vom Sommer.

Verlassen haben uns die fremden Gäste
Und ihre Nester sind jetzt alle leer;
Entlaubt und dürr sind nun die Zweig' und Äste —
Der Eichenwald giebt keinen Schatten mehr.
Verstummt sind alle muntern, frohen Lieder
Im niedern Thale und auf Berges Höhn';
Doch hoffen wir, sie tönen schöner wieder,
Wenn wir die heiter'n Sänger wieder seh'n.

Sehnsucht nach Altona.

(Akroſtichon.)

An dich, mein Altona, du ſchönſte Stadt im Holſtenland,
Leicht hingezaubert an der Elbe grünen Meeresſtrand,
Trägt wie auf Blumendüften Zephyr meinen frohen Gruß.
O wie ſo ſtolz bin ich auf meine theure Vaterſtadt!
Nie tönt ein deutſches Lied ſo rein, wie's dort geklungen hat.
Ach! ſtets erbebt das Herz, daß ich hier noch verweilen muß.

Ach, auf der Heimath duft'gen Fluren prangt's ſo prächtig-ſchön!
Nie wird die Sehnſucht ſtill um dich bis zu dem Wiederſeh'n.

Du biſt die Wieg', mein Glück, der Himmel, — ja mein
Hoffnungsſtrahl;
Es drängen Lieb' und Wünſche ſich für dich in großer Zahl —
Ruh'n in dem Mutterſchoß möcht' ich am Ziele derzumal. —

Es weckt dein Bild in mir oft manchen frohen Sinn,
Lacht mir wie Himmelsbläue in dem Feenreigen zu.
Bring', trunk'nes Herz, mich hin, laß mich zur Heimath
wieder zieh'n! —
Es blühe groß und herrlich Altona in Fried' und Ruh'! —

Troſt im Leiden.

Wenn das Herz in Angſt zu brechen droht,
Wenn uns Kummer drückt und Angſt und Noth,
Wenn die böſe Welt uns rauh und kalt
Von ſich ſtößt, — wenn Bosheit und Gewalt
Uns genommen Obdach, Gut und Habe,
Und wir flehen um die milde Gabe,
Die, zu friſten unſer nacktes Leben,
Uns voll Mitleid gute Seelen geben, —
Wenn uns Eltern, Brüder, Gattin, Kind
Durch den herben Tod genommen ſind,
Und wir ohne Heimath, freudenleer,
Einſam irren in der Welt umher, —
Wenn in ſolcher Lebens-Mitternacht
Uns kein Strahl des Erdenglückes lacht; —
Was kann dann allein in dieſem Leben
Unſ'rer Seele Troſt und Ruhe geben?
Nur der Glaube an den Gott der Geiſter,

Nur die Liebe zu der Schöpfung Meiſter,
Freud' und Hoffnung, die Natur uns ſchenkt,
Die den Blick in's beſſ're Leben lenkt
Heilen jedes Weh, das wir empfunden,
Heilen unſers Buſens Schmerzenswunden.
Alle Leiden heilt das Himmelslicht
Und der Glaube: „Gott verläßt mich nicht,
Wenn ich redlich hier auf Erden wandle,
Treu nach Pflicht und nach Gewiſſen handle!"
Dort im Haine, auf der grünen Flur,
Und am zarten Buſen der Natur,
Unter Gottes ſchönem Sternenzelt,
Fühl' ich näher mich der beſſern Welt;
Und der Seele offenbaret ſich
Hier voll Ahnung ſchön und feierlich
Des Allweiſen Nähe und Geduld,
Des Allgüt'gen große Vaterhuld.
Und wir loben ſeine großen Werke,
Das Gebet giebt dann der Seele Stärke,
Troſt und Ruhe, Muth und feſten Glauben,
Und kein Unglück kann uns dieſen rauben;
Und durch's Beten kommt des Himmels Segen,
Engelſtimmen rufen uns entgegen:
„Frommen Betern wird zum Lohn beſchieden:
Heiterkeit und Troſt und Seelenfrieden."

Willkommen!

Sr. königlichen Hoheit, dem Prinzen

Christian von Dänemark,

bei seiner höchst erfreulichen Rückkehr aus Britania gewidmet.

Das frei'ste Volk begrüßte jubelnd Dich,
Als Du die Tochter hin-zu ihm geleitet,
Auf daß sie Segen einst daselbst verbreitet:
Denn wohl bewußt ist sie der Sendung sich. —

Und wie sie Aller Herzen sich gewann,
Wo sie erschien, durch Adel, Schönheit, Güte:
So sei sie auch verehrt, geliebt fortan, —
Einst Königin — als Nordlands schönste Blüthe.

Den edlen, zarten, angebornen Sinn,
Der nur dem Guten, Schönen zugewendet;
Vom eitlen Schein, vom Trugе nie geblendet, —
Du lenktest auf die rechte Bahn ihn hin!

Du darfſt mit Stolz Dir ſagen: „Sie iſt's werth,
Daß ſie die köſtlich'ſte der Kronen ſchmücke! —
Daß ſie das Land, dem ſie nun angehört,
Nur ruhmvoll, groß und mächtig ſtets erblicke!“

Es wird geſcheh'n! Des edlen Albert's Sohn,
Der Sohn Victoria's, wird ſich bewähren
Standhaft und treu den überkomm'nen Lehren:
„Wo frei das Volk, wankt nie des Fürſten Thron.“

„Heil Deinen Kindern! Deinen Enkeln Heil!“
Tönt Dir des Volkes Ruf im Vaterlande. —
Denn jedes Dänenherz nimmt freudig Theil
An dieſem ruhmreich angeknüpften Bande.

Das Glück der Tochter iſt auch unſer Glück!
Sie wird uns ihre Liebe ſtets bewahren!
Heil Deinem Stamme! noch nach tauſend Jahren
Beſchütz' ihn Gott und lenke ſein Geſchick!

Der Einzigen in Liebe.

Du biſt meine wahre und einzige Liebe
Und Dir nur, Du Eine, gehöre ich an.
O ſeliges Glück! daß es immer ſo bliebe,
Nie ſchwände der ſüße, berauſchende Wahn.

Dich hab' ich erkohren! Du liebliche Blume,
Entzückeſt mich hold mit ambroſiſchem Duft;
Dir weih' ich mich zeitlich in dicht'riſchem Ruhme,
Dir, Kön'gin, nur leb' ich, wenn Liebe mich ruft.

Die Liebe, ſie iſt ja der zaub'riſche Garten,
In dem meine Blume ſo lieblich erblüh't;
D'rum will ich auch ſorglich Dich pflegen und warten,
Dich labend erfriſchen, wenn's Antlitz Dir glüh't.

So ſei meine Roſe im Garten der Liebe,
Die Treue ihr Stab ſtets, an den ſie ſich lehnt;
Und bleiben ſie rein nur die heiligen Triebe,
Beglücket mich herrlich, was ich hab' erſehn't.

Schlummerlied.

(An Emma S.)

Schlafe, theur'stes Kleinod mein,
Schlumm're, Emma, sanft nun ein, —
Morpheus stärke Deine Glieder!
Und der Träume Liebesbild
Dich umgaukle hold und mild,
Laß sich leis' auf Dich hernieder.

Keine Unruh' quäle Dich!
Träumend, Liebchen, denk' an mich,
Bin ja bei Dir in Gedanken.
Träume wonnevoll und süß:
Ruhend dort im Paradies
Unter schatt'gen Epheuranken.

Gingſt, erwacht, auf bunter Flur,
Pflücktest duftend' Blümchen nur,
Überall für Dich geſpreitet.
O, wie ſchön muß dort es ſein,
Sanft umſtrahlt vom Nimbusſchein
Und von meiner Hand geleitet!

Träume, Emma, träume ſüß!
Träume Dir ein Paradies,
Wo nur Engel Dich umſchweben.
Und wenn ſo geträumt Du haſt,
Drückt Dich keine Erdenlaſt,
Darum: träume, theures Leben!

Tönt Dir dann mein Schäferlied
Morgens, wenn der Schatten flieh't —
O, entzückt Dein Antlitz ſtrahlet!
Freundlich lacht's den Morgengruß,
Und es folgt darauf ein Kuß,
Schon im Traum Dir vorgemalet.

So, mein Liebchen, träume fein,
So einſt ſchlafe träumend ein,
Solch' ein Traum ſei's ganze Leben!
Heut', ich bitte, träum' von mir,
Morgen träume ich von Dir,
Will das ſchönſte Bild Dir weben.

Sehnsucht.

Kehrt zurück ihr schönen Tage,
Meiner Kindheit sel'ge Zeit!
Wo mir fremd war jede Klage,
Wo ich trug der Lilje Kleid.

Wo ich, wie auf Rosenschwingen,
Tanzend durch das Leben zog;
Wo mich unter Jauchzen, Singen
Nie die Jugendlust betrog.

Wo auf jenen grünen Triften
Sich befriedigt fand mein Herz;
Wollust — mit den süßen Giften
Kannt' ich nicht — noch Reu' und Schmerz.

Kurz iſt nur der Freude Roſen,
Kurz des Menſchen Wonnezeit;
Lange blühen keine Roſen —
Kaum erhaſcht, entflieht die Freud'.

Kehr' zurück, o kehre wieder
Du entſchwund'ne Freud' und Luſt'
Wo ich ſang der Unſchuld Lieder
Aus der freien, reinen Bruſt.

Hin iſt hin, iſt fort auf immer, —
Sehnend ſchweift zurück mein Blick;
Und mein Flehen — nimmer, nimmer
Bringt's den Frühling mir zurück.

Wär' ich doch, wie Du, o Blume!
Der mit jedem jungen Jahr
Stets zu Gottes großem Ruhme
Sich der Lenz ſtellt wieder dar.

Das Blümlein Vergißmeinnicht.

Ich kenn' ein Blümlein, zart und fein,
Es trägt die Farb' „Beſtändigkeit," —
Dem Freunde prägt's Erinn'rung ein,
Wenn als Symbol man ihm es weih't.
Wie andere ſo prunkt es nicht —
Es thut ſich nicht ſo ſtolz hervor:
Es gleicht dem ſchwachen Morgenlicht,
Das früh ſich zeigt am Himmelsthor.
Ein Fünfblatt iſt's; bedeutungsſchwer,
Wenn reiner Sinn es ſchuldlos pflückt.
Der Hoffnung Schimmer trägt es hehr,
Wenn Trennung in die Hand es drückt.
Ich frag': Wer kennt mein Blümchen nicht?
„Vergiß mein nicht!" es zu Euch ſpricht.

Frühlings-Abendgedanken.

Welch' hehres Schauſpiel zeigt ſich meinen Blicken,
Lenk' ich ſie nach dem fernen Weſten hin!
Wer ſchildert meine Freude, mein Entzücken,
Seh' ich im Abendroth die Wolken glüh'n.

Ein magiſch Flammenmeer wallt tief hernieder,
Mit ihm vermählt des Himmels Bläue ſich!
Die Nachtigall ſingt ihre ſüßen Lieder,
Ein froh Inſectenchor umſchwärmet mich.

Das Vöglein regt zur Heimkehr ſeine Flügel,
Und lange Schatten ſinken tief herab; —
Der letzte Strahl fällt in des Baches Spiegel,
In's Hüttchen ſchleicht der Greis an ſeinem Stab.

Der Kinder munt'res Spiel iſt unterbrochen,
Zum ſanften Schlummer lud ſie die Natur;
Die zarte Jungfrau harrt mit Herzenspochen
Des theuren Freundes Nahen auf der Flur.

In mattem — immer matter'n roſ'gen Schimmer
Verſchwimmt des Tages letztes Dämmerlicht
Und aus dem Wolkennetz im Silberflimmer,
Schaut treu und lieb des Mondes Angeſicht.

Der Blumen Kelche nach und nach ſich ſchließen,
Nur eine noch — die Nachtviole — wacht,
Den Wanderer mit Licht und Duft zu grüßen,
Und milde ſtrahlt der ew'gen Sterne Pracht.

Vom Kloſterthurm tönt feierlich herüber
Das Glöcklein, Fromme labend zum Gebet,
Der Himmelseingeweihten fromme Lieder
Erſchallen, eh' der kühle Nachthauch weht.

Und Alles hüllt ſich in ein tiefes Schweigen,
Sanft rieſelnd ſich die Quelle dort ergießt,
Und laue Lüfte flüſtern in den Zweigen, —
Der Böſe nur der Ruhe nicht genießt.

Denn das Verbrechen liebt die dunkle Stunde,
Es ſucht den Eulen gleich, die Fährt' bei Nacht;
Wähnt mit der Hölle ſich im ſichern Bunde,
Doch Gottes Aug' für gute Menſchen wacht.

Wir wollen uns in ſeinen Schutz begeben,
Ihm trauend, ſchließen unſ're Augen zu!
Er gab voll Lieb' und Güte uns das Leben,
Er gönnt uns auch des Schlummers Friedensruh'

Erinnerung an meine Geliebte.

Die Sonne war gesunken,
Der Mond schwamm auf dem Meer;
Der Sterne gold'ne Funken
Sah'n mild von oben her.

Des Tages lautes Weben
Und Wirksamkeit entschwand;
Ich fühlte neues Leben
An meines Liebchens Hand.

Und an des Bächleins Rande
Führt' ich mit frohem Sinn
Durch reiche Blüthenlande
Zur stillen Laub' sie hin.

Ich ſaß zu ihren Füßen,
Den Blick auf ſie gewandt;
Ihr Daſein zu verſüßen
Schwur ich in ihre Hand.

Mit ſanftem Aug' ſie blickte
Auf mich voll ſüßer Luſt,
Sie bückte ſich und drückte
Mich ſeufzend an die Bruſt.

Ich grüße Dich.

Weckt mich des Phöbus Strahl zum neuen Leben,
Dann send' ich mit den Lüften meinen Gruß,
Und wähne mich mit ihnen zu erheben,
Drück' auf die Wang' im Geiſt Dir einen Kuß.
Dann grüß' ich Dich, dann denk' an mich;
Dann bebt mein Herz vom Sehnſuchtſchmerz —
Das iſt mein Morgengruß.

Treibt's mich hinaus der Wangen Gluth zu kühlen,
Trägt mich mein Fuß zum nahen Gießbach hin,
Wo klare Wellen duft'ges Moos beſpülen,
Umkränzt von Roſenſträuchern und Jasmin:
Dann grüß' ich Dich, dann denk' an mich;
Dann ruft's in mir: Wär' ich bei Dir!
Das iſt mein Morgengruß.

Tönt mir das Hirtenpfeifchen, munter ſchallend
Die Heerde lockend auf die grüne Au;
Dann blickt mein Aug', Dein Bild ſich lieblich malend,

In weite Fern', genäßt vom Thränenthau.
Dann grüß' ich Dich, dann denk' an mich;
Dann flieht der Harm in Deinen Arm, —
Das iſt mein Morgengruß.

Senkt ſich der Abend friedlich auf mich nieder,
Zeigt ſich im Silberſchein der falbe Mond;
Singt tief im Wald das Vöglein Schlummerlieder,
Den Schöpfer preiſend, der dort oben thront:
Dann grüß' ich Dich, dann denk' an mich
Beim Liebesſchall der Nachtigall —
Das iſt mein Abendgruß.

Ruft andachtvoll der Glockenton der Horen
Die frommen Seelen an die heil'ge Stätt',
Dann fühl' ich wonniglich mich neu geboren,
Dann ſteigt zu dem Olymp auch mein Gebet.
Dann grüß' ich Dich, dann denk' an mich;
Dann ſing' ich leiſ' nach Liebesweiſ' —
Das iſt mein Abendgruß.

Hör' ich der Schellenglöcklein hell Geläute,
Seh' Lämmer hüpfen froh den Müttern nach;
Den Jäger heimzieh'n mit des Waldes Beute,
Der durch ſein Liedchen ruft das Echo wach:
Dann grüß' ich Dich, dann denk an mich;
Und geh' zur Ruh' Dir flüſt're zu —
Das iſt mein Abendgruß.

Fragen.

Du Mond mit Deinem bleichen Angeſicht
Du ſchleichſt ſo traurig durch die Wolken hin.
Wenn meines Herzens Ahnung Wahrheit ſpricht,
So fragſt Du, ob ich noch derſelbe bin.
Doch blicke nicht ſo düſter auf mich nieder,
Leg' ab das Schmerz verkündende Gewand,
Denn noch bin ich ſo wahrhaft treu und bieder,
Wie einſt, als ich mein trautes Liebchen fand.

Ihr Sterne in des gold'nen Glanzes Pracht
Auch ihr mir leuchtet nicht wie ſonſt ſo klar.
Ihr fragt mich auch, ob ich daheim gedacht,
An die, die meines Lebens Glück ſonſt war.
Wohl that ich das. D'rum Mond ſchein' freundlich wieder
Und bring' dem Liebchen fernhin meinen Gruß;
Laßt euch, ihr Sterne, vor dem Häuschen nieder
Und ſagt, daß ich hier noch verweilen muß.

Doch kehre, Mond, dann raſch zu mir zurück
Und ſag' mir, was mein Liebchen zu Dir ſprach;
Sag' mir, ob thränenfeuchte war ihr Blick,
Ob Du ſie fand'ſt im Kämmerlein noch wach.
O, ſtille bald mein brennendes Verlangen,
Und kühl' die Gluth in meinem Buſen mir!
Ich will Dich hier auf ſtiller Flur empfangen
Und plaudern dann recht ungeſtört mit Dir.

Der Liebe Glück.

(Akroſtichon.)

Treue Freundſchaft führt zur Liebe.
Hoffend, an des Jünglings Hand,
Eilet ſie mit ſanftem Triebe
Rein und hold durch's Blumenland.
Eine Seele und zwei Herzen —
Schließt ſie auf das Paradies; —
Einen Altar mit zwei Kerzen —
Harrt der Wonnen ſie ſo ſüß! —

Ach, wie glücklich macht die Liebe!
Keimet ſtill im Mädchen Herz
Einen Himmel ſel'ger Triebe,
Nimmer ahnend Harm und Schmerz.
Dies Elyſium zu gründen —
O, Geliebte! ſei das Ziel;
Rein ſoll unſ're Liebe finden
Für und für ein ſolch' Aſyl.

Epiſches.

Zur Körnerfeier, den 26. August 1863.

(Todtenweihe.)

Die Sternenbahn des Ruhms betrat
Ein deutscher Jüngling, groß und hehr;
Getreu bewährt in Wort und That —
So schritt er frei und kühn einher.
Und wer sich ihm im Geiste naht,
Scheut der Tyrannenmacht nicht mehr;
Er wird der Freiheit Fahne schirmen,
Wenn auch die Donner ihn umstürmen.

Wer kennt ihn nicht den deutschen Mann —
Verehrt, geliebt als Sänger, Held,
Den Deutschland sein stolz nennen kann?
Sein Harfenspiel im Schlachtenfeld,
Wo sich des Todes Schatten nah'n,
Hat ihn zum Vorbild aufgestellt.
Er spornte feurig an die Menge
Durch Gott begeisterte Gesänge.

O, rühmt den Namen „Körner's“ laut
Mit deutſchem Liede, deutſchem Wort!
Ein Altar werde ihm erbaut,
Wo ſtill er ruh't am deutſchen Ort,
Vermählt mit ſeiner „Eiſenbraut.“
Unſterblich lebe „Körner“ fort! —
Ihm wollen wir ein Denkmal ſetzen
Und dann auch unſ're Schwerter wetzen.

D'rauf, Deutſche, reichet Euch die Hand
Zum Schwur in dieſem weiten Kreis;
Und überall werd' es bekannt:
Daß Deutſchland wohl zu ehren weiß
Die Kämpfer für das Vaterland,
Wenn ſpät auch fällt der Ehrenpreis.
Gedenkt, was uns ſein Lied geboten:
„Vergeſſet nicht der theuren Todten!“

Sein hoher Genius uns mahnt,
Daß Muth nur und Beharrlichkeit
Der Freiheit eine Gaſſe bahnt.
Hier, an dem Grabe, ſei erneu't
Der Schwur, — wie ſterbend er's geahnt —
Daß Deutſchlands Volk ſtets kampfbereit
Wird mit dem Schwert die Freiheit wahren,
Wie er's gethan vor fünfzig Jahren.

Die Treue.

(Nach Krummacher)

Ein Heidenkönig wollt' im ſtarren Glaubenswahn
Einſt einen frommen Biſchof ſchmählich kränken.
„Du ſollſt nicht mehr des ein'gen Gottes denken,"
Sprach er zu ihm: „Flugs bete meine Götter an! — "

„Mein Herr und König! Ehr' und Macht gebühret Dir;
Du biſt gewohnt, daß man Gehorſam zeige; —
„Doch nimmer ich vom Glaubenspfade weiche!
„Dies Eine, hoher Herr! — dies ford're nicht von mir! —

„Und wenn Du d'rob auch wild entbrennſt in grimmer Wuth,
„Ich laß durch keine Macht mich je bethören,
„Den heil'gen Glauben feige abzuſchwören!
„Wer ihn verleugnet, der verliert ſein höchſtes Gut. — "

Der König hört dies Wort und finſter ſpricht er nun:
„Du trotzeſt thöricht mir; obwohl Dein Leben
„In meine ſtarke Hand iſt ganz gegeben?! — "
„„Das weiß ich; doch, was Du verlangſt — ich darf's nicht thun.""

Und weiter ſprach der Prieſter feſt und ohne Scheu:
„Geſtatte mir ein Gleichniß, das ich wage
„Dir vorzulegen zum Entſcheid und frage:
„Ob Du alsdann noch wankend wähneſt meine Treu.

„Geſetzt, Du führteſt nun mit fremdem Stamme Krieg,
„Der einen treuen Diener nehm' gefangen,
„Und ſtellte drohend an ihn das Verlangen,
„Daß als Verräther er würd' untreu gegen Dich?

„Und als der Diener nun, ſo ſehr man ihm auch droh't,
„Beharrlich bleibt in ſeiner Pflicht Dir treu ergeben,
„Verjagt man ihn; er rettet nur ein elend Leben;
„Denn ſelbſt der Feind — er ehrt ein heiliges Gebot.

„Wenn ſo er zu Dir kömmt, — verhöhnt, und nackt und bloß —
„Wirſt Du ihm dann nicht Deine beſten Kleider geben,
„Und an Dein Herz ihn zieh'n und ihn zu Dir erheben?
„Mein König! ſolche That — wär' ſie nicht beiſpiellos? — "

Nun freilich! ſprach der König, würde ich das thun,
Ich würde ihn beloben ſeiner Treue wegen,
Denn ſolcher That gebührt der Götter ſchönſter Segen;
Er ſollte wie ein Sohn an meinem Herzen ruh'n.

„Sieh'“ ſprach der fromme Biſchof, „hör' mich ruhig an:
„Du kannſt den Leib mir nehmen, meine Seel' entkleiden
„Vom irdiſchen Gewand, doch nimmermehr vermeiden,
„Daß meiner Väter Glauben treu ich hänge an.

„Denn wiſſe, Herr, ich habe einen größ'ren Herrn,
„Der mächtiger, als Du, im blauen Himmel oben.
„Zu dem werd' ich, wenn Du den Leib mir nimmſt, geboben,
„Ihm bin ich treu, er iſt mir nah' und niemals fern.

„Zu ihm geh' ich, der über allen Welten thront, —
„Zu ihm empor ſteigt, wie ein Phönix aus der Aſche,
„Die Seele himmelan, daß er vom Ird'ſchen rein ſie waſche
„Und nach Verdienſt die wahre Glaubenstreu belohnt. — “

Da ſenkte ernſt der Heidenkönig nun ſein Haupt
Und ſprach: „Geh' hin, ich ſchenke Dir Dein Leben!
Heil jedem Könige, dem treu ergeben
Die Diener ſind und der an wahre Treue glaubt!.—“

Frömmelei und Frömmigkeit.

Zu einem Mann mit reicher Habe,
Der, weil er fromm schien, Achtung sich gewann,
Kommt, bittend ihn um eine Gabe,
Ein armer, aber braver Handwerksmann.
„Habt, guter Herr, doch mit mir Armen“ —
Fleh't er: — „ein christliches Erbarmen!“

„Der Hausherr will den Miethzins haben,
„Mein treues, schwaches Weib ist lange krank,
„Mein einzig Kind nun erst begraben.
„Helft mir und nehmt dafür auch tausend Dank!
„Laßt mich nicht hülflos von der Schwelle,
„Denn Wohlthun ist der Tugend Quelle.“

Spricht Jener: Abends und am Morger
Müßt Ihr im Beten unermüdlich sein:
Dann fliehen alle ird'schen Sorgen,
Dann kehrt des Himmels Segen bei Euch ein.

Erſt werdet fromm, dann wird das Leben —
So wahr mir Gott! — das And're geben.

„Ich trage meinen Gott im Herzen:
„Er weckt mich auf, ich ſchlafe mit ihm ein!
„Ihr Reichen kennt nicht Noth noch Schmerzen —
„Mög' Gott dereinſt kein ſtrenger Richter ſein!
„Er ſendet wohl auf andern Wegen
„Den Rettungsengel mir entgegen."

D'rauf kehrt der Arme mit Vertrauen
Auf Gottes Beiſtand in ſein Haus zurück;
Will nach dem kranken Weibe ſchauen
Und findet froh erheitert ihren Blick.
„O Mann!" ſchallt's freudig ihm entgegen:
„Wir können wieder Hoffnung hegen." —

„Es brachte uns ein alter Kunde —
„Sieh' her! — recht viele Arbeit dir in's Haus:
„Wohl kaum iſt's eine halbe Stunde,
„Daß unſer Retter geh't zur Thür hinaus;
„Gab mir auf Abſchlag zehn Dukaten,
„Daß du zur Arbeit könnteſt rathen."

Nach langer Zeit fiel dieſen Leuten
Ganz unverhofft noch eine Erbſchaft zu.
Da ſtrebten ſie denn zu bereiten
Gar oft den Armen Freude, Fried' und Ruh',
Erſichtlich mehrte ſich der Segen
Auf ihnen unbekannten Wegen.

Nicht ſo erging es jenem Reichen,
Der fromm nur ſchien und doch ein Heuchler war;
Des Glückes Gunſt begann zu weichen,
Und bleichte ihm noch vor der Zeit das Haar.
Er war der Krone ſtarker Eichen,
Vom Sturm gebeuget, zu vergleichen.

Ihm raubt' das Unglück ſeine Habe:
Der reiche Frömmler ſchleicht nun arm daher,
Und troſtlos an dem Bettelſtabe
Erkannten ſeine Freunde ihn nicht mehr.
So traf der Handwerksmann ihn wieder
Und tröſtete ihn treu und bieder.

„Gott prüfte in der Allmacht Walten
„Dich in der Frömmigkeit erhab'nen Sinn;
„Nie ſoll der Menſch am Mammon halten,
„Der ſelbſt, wie er, vergänglich, flieh't dahin.
„Der wahren Frömmigkeit ergeben —
„Bleibt ſtets der Tugend edles Streben."

So ſprach er ſanft voll Mild' und Güte,
Und öffnete dem Leidenden das Herz,
Senkt ſtillen Frieden in's Gemüthe
Ihm, der nun fühlt der Reue tiefen Schmerz.
„Wer ſich dem Mammon hat ergeben,
Wird nie auf Erden glücklich leben." —

Der Fiſcher.

(Romanze.)

An Welſchſchlands fernem Meeresſtrand
Die Hütte eines Fiſchers ſtand;
Zwar wohnte Armuth in dem Haus,
Doch ging auch Liebe ein und aus.

Einſt ſchritt der Mann zum Ufer hin
Mit ernſtem und betrübtem Sinn;
Es war im Hauſe bitt're Noth,
Darum beſtieg er raſch ſein Boot.

Die Netze legte er hinein;
Sich eines guten Fang's zu freu'n,
Trotzt er in ſeinem morſchen Kahn
Der Waſſerfluth und dem Orkan.

Es tobt die See, es heult der Wind,
Er dachte nur an Weib und Kind;
Er kämpfte rüſtig mit der Fluth,
Denn Gottvertrauen gab ihm Muth.

Wohl trieb der Sturm ihn weit hinaus
In's off'ne Meer, doch hielt er aus —
Und brauchte wacker ſeine Kraft
Und die hat Rettung ihm verſchafft.

Es ließ des Sturmes Toben nach,
Der Mond durch Wetterwolken brach,
Und wie der junge Morgen graut,
Der Fiſcher fröhlich um ſich ſchaut.

Und ſieh'! Es füllt der Wogen Spiel
Des Armen Netz mit Fiſchlein viel,
Bis in der klaren Wellen Tanz
Erſcheint des Abendrothes Glanz.

Er wirft ſein Netz mit frohem Blick
Und denkt an Frau und Kind zurück;
Die reiche Beute mahnet dann
Zur Heimkehr unſern Fiſchersmann.

Und an's Geſtade eilt er ſchon,
Horcht lauſchend auf des Willkomm's Ton,
Doch Niemand ihm entgegeneilt
Und ſeine Freude mit ihm theilt.

Er freut ſich kaum der Wiederkehr;
Und ſchreckensvoll und ahnungsſchwer
Langt d'rauf der tiefbetrübte Mann
In ſeinem öden Häuschen an.

Er ſieh't umſonſt; — die Hütte leer, —
Ihm ſchallt kein Gruß entgegen mehr; —
In Todesangſt ſein Weib, ſein Kind
Zu retten nachgeeilt ihm ſind.

Ja, in des Fiſchers kleinſtem Boot,
Das ſich'rer Untergang bedroh't —
Durchkreuzten ſie die Meeresbahn,
Dem Theuren rettend ſich zu nah'n.

Der Liebe dünkt kein Opfer ſchwer,
Und ſelbſt, wenn keine Hoffnung mehr,
Erfüllt ſie treu noch ihre Pflicht:
Wankt, zaudert und erzittert nicht.

Doch ſchon am nächſten Felſenriff
Zerſchellt das kleine morſche Schiff;
Und Mutter, Tochter reißt's hinab
Zum Meeresgrund — der ward ihr Grab.

An Welſchland's fernem Meeresſtrand
Des Fiſcher's Hütte öd' nun ſtand;
Wohl wohnte er noch in dem Haus,
Doch klagend ging er ein und aus.

Des Himmels Rache.

(Ballade.)

Für ſeines Bruders Weib entbrennt
Der Ritter Franz in wilder Liebe,
Und als er ſolches ihr bekennt,
Geſteht ihm Bertha gleiche Triebe.
Und Beide ſinnen auf Verrath —
Dem Plane folgt die raſche That.

Er ſammelt bald den feilen Troß,
Beſtürmt verkappt des Bruders Veſte,
Und Bertha vor ſich auf dem Roß,
Sprengt er zurück zum Felſenneſte.
Den Bruder, der ſich brav erwehrt,
Hat er durchbohrt mit ſeinem Schwert.

Verwundet ſchwer an Seel' und Leib
Lag Albrecht lange Zeit danieder —
Nicht ahnend, wer geraubt ſein Weib,
Erſtand der Arme endlich wieder.
Und weil ihm Nichts ſonſt Ruhe gab,
So zog er hin zum heil'gen Grab.

Dort ſchloß er ſich dem Kreuzheer an
Und kämpfte kühn und löwenmuthig.
Wohl manchen Freund er ſich gewann:
Der Richard ſelbſt zeigt ſich ihm gütig —
Der Heldenkönig Löwenherz —
Doch nimmer wich von ihm der Schmerz.

Verwundet kehrte er zurück,
Die Seele voller Gram und Kummer —
Dahin, dahin war all ſein Glück!
Er wünſchte ſich den Todesſchlummer. —
Doch — bis zum Grabe war's noch weit —
D'rum floh er in die Einſamkeit.

In einem dichten, düſtern Wald
Schlug er ſich auf die enge Zelle;
Wohl ſchaurig war der Aufenthalt
Dort an des ſchroffen Abhangs Stelle! —
Es hieß die Kluft im Volksmund
Seit alter Zeit der „Höllengrund."

So ſchwanden viele Jahre hin,
Bertha war todt -- und Reu' erwachte
In Franzens Herz — trüb' ward ſein Sinn,
So oft des Bruders er gedachte;
Auch er fand nirgends Ruhe mehr
Und ſtreifte einſam oft umher.

Er ſuchte ſeines Bruders Spur,
Den er noch immer lebend wähnte.
Doch forſchte er vergeblich nur,
Nie fand die Spur er, die erſehnte!
Und ſtets erfüllt von Reu' und Gram
Zurück in ſeine Burg er kam.

So zog er wiederum einſt aus,
Durchſuchte Thäler, Berg' und Felder,
Und Regenguß und Windsgebraus
Ihn tiefer trieben in die Wälder.
Der Pfad ward nun verworren, dicht -
Erloſchen war des Tages Licht. —

Vergeblich war ſein Mühen nun,
Den Rückweg wieder aufzufinden;
Er ſucht' ein Plätzchen nur zum Ruh'n
In dieſen wilden, öden Gründen.
Da ſteht er plötzlich vor der Thür
Des Klausners, welcher hauſet hier.

Er tritt hinein und ſpricht ihn an:
„Gönnt Obdach mir als Gaſt bis morgen,
„Ihr ſeht, ich bin ein Rittersmann —
„Und habt von mir nichts zu beſorgen.“
Der Klausner ſagt es freundlich zu,
Reicht Speiſ' und Trank und winkt zur Rub'.

Da grinzt des Alten Blick voll Hohn,
Wie er dort ſchlummern ſieht den Fremden,
Und nach dem Schwerte greift er ſchon,
Als ſeinen Gaſt er hört ſich wenden.
Noch unentſchloſſen, zaudert er —
Da wird der Wahnſinn ſeiner Herr. —

Er ſtößt das Schwert dem in die Bruſt,
Dem er das Gaſtrecht zugeſtanden;
Und ſchwingt es dann mit wilder Luſt:
„Ob wir uns nicht ſchon früher fanden?
Ha Flamberg! ſchöner Flamberg mein!
Ich will auch wieder Ritter ſein!“

Und ſterbend röchelnd ſpricht der Gaſt:
„Dank für den Tod von Deinen Händen,
„Durch den Du mich befreit nun haſt
„Von meiner Schuld — bald werd' ich enden,
„Verſag' den letzten Wunſch mir nicht
„Und üb' als Prieſter Deine Pflicht.

„Du ſiehſt, ich bin ein Rittersmann, —
„Im Norden liegen jene Gauen,
„Wo ich dem Bruder Leid's gethan
„Für ſein bewieſenes Vertrauen
„Und nie erfuhr er, wer Verrath
„An ihm verübt ſo ſchändlich hat.

„Ich überfiel ihn einſt bei Nacht —
„Raubt' ihm ſein Weib und ſtreckt ihn nieder — "
„„Mein Gott! — "" rief jetzt vom Wahn erwacht
In Angſt der Greis: „Wir ſind die Brüder!
„„Ich war es, den Du niederſchlugſt,
„„Als Bertha Du vorübertrugſt.""

D'rauf ſtürzt er über'n Bruder hin,
Zu küſſen deſſen Todeswunde.
Mitleidig blickte der auf ihn
Und ſprach: „Vergiß der böſen Stunde!
„Gott ſelbſt hielt hier ſein ſtreng Gericht; —
„Vergieb mir ſcheidend — zürne nicht!"

„Reich' mir die Hand — es iſt geſchehen!
„Du wußteſt nicht, was Du gethan!
„Dort — werden wir uns wiederſehen,
„Entſündigt und befreit vom Wahn —
„Gott iſt —" er ſtarb und Albrecht rief:
Gerecht! — Ruh' hier! mein Grab iſt tief.

Er fleh'te für des Bruders Seele
Und küßte deſſen kalten Mund.
„Erbarmen Herr, wenn jetzt ich fehle! — "
Dann eilte er zum Höllengrund.
„Könnt' ich wohl länger leben? — Nein! — "
Er ſprach's und ſtürzte ſich hinein.

Der Morgen.

(Hymne.)

Mit welchem innig-freudigen Entzücken
Schweift in dem ungemeſſ'nen Schöpfungsall
Umher mein Auge! — Dort im fernen Oſt
Flammt auf ein Feuerſtreif am Firmament,
Als Götterbotin hehren Licht's — Aurora! —
O, wie ſie prangt in ihrem Morgenkleide!
Sie kündet abermals uns freundlich an:
Daß ſie zur Ehre ihres großen Meiſters
Vollendet ſeinen Auftrag hat. —
Sie ruft
Die Zwillingsſchweſter nun, das Tageslicht,
Aus ihrem ſanften Schlummer auf und dieſe
Folgt ſchnell dem leiſen Ruf — erhebt das Haupt
Und grüßt mit freudeſtrahlendem Geſicht
Die ganze weite Runde.
Schöne Sonne!

Welch' zauberiſche Macht ward Dir verliehen! —
Du ſenkſt den allbelebend warmen Strahl
Auf's ſchlummernde Gefilde und mein Herz
Erbebt in ſüßen, heil'gen Wonneſchauern,
Mein Auge ſchwelgt im ſel'gen Hochgenuß! —
Herr des Himmels! Herr der Erde!
Gott der Götter! Urquell der Liebe!
Gütiger Vater Deiner Kinder!
Unbegreifliches, ewiges Weſen!
Dich bet' ich an!
Und ſinge, jauchze, freue mich,
Daß laut mein Mund Dich preiſen kann. —
O Menſchenkinder! beuget Eure Knie!
Gleichviel, ob Chriſt, ob Heide, Türke, Jude! —
Uns alle hat ein Gott erſchaffen! — Ihm
Gebührt die Ehre! — Schweſtern, Brüder,
Laßt nicht den Dank verſtummen! —
O, daß ich
Nur Worte fände, um es zu bekunden,
Wie ich Dich ehre — wie mich der Gedanke
An Dich erhebt, mich kräftiget zum Guten,
Und mir Vertrauen zu mir ſelber giebt. —
Was wär' ich ohne Dich? — O, weinen möcht ich,
Wenn ich bedenke, wie ſo viel ich bin
Und wie ſo wenig, Gott! wenn Du mir fehlſt.
Licht! — Tag! —
Der Chor der Vögel jubelt laut
Sein Morgenlied' — und in der Haine Schatten,
In des Abgrund's finſt'rer Tiefe — Hoch auf
Der Felſen ſchwindelndem Gipfel regt ſich

Fröhliches Leben froher Geſchöpfe! —
Es donnern die Höhen! es rauſchen die Wälder!
Die Meere erbrauſen zum Lobe des Herrn! —
Und mein Herz ſollte ſchweigen ungerührt? —

Morgen!

Junger Held, im Purpurſcheine ſtrahlend,
Dein Tagewerk haſt wieder Du begonnen!
Und ich — ich folge gern der hohen Mahnung,
Die mich auch ruft zu neuer Thätigkeit.
O, wirkend' Leben! wie biſt Du ſo ſchön!
Der Wand'rer, der in Angſt die Nacht durchwachte,
Vergeblich ſuchend nach dem rechten Pfad, —
Schöpft wieder Athem, fühlt ſich neu geſtärkt —
Und ſüße Hoffnung ſtählet ſeinen Muth.
In ſeinem Auge glänzen Freudenthränen
Und dankend ſinkt er auf den grünen Raſen.
Und ſein Gebet eint ſich dem Lobgeſange
Der ganzen Schöpfung, die Dich preiſet Gott!
Denn Gott iſt Gott und Keiner mehr
Und ihm gebührt der Lobgeſang
Und Preis und Ehr'. —

Töffels Erdenwallen.

(Komiſches Epos.)

Der Mit- und Nachwelt will ich es erzählen,
Was ich erlebt und was ich durchgemacht. —
Und **nota bene**! ich will's nicht verhehlen,
Wie oft man mich recht gründlich ausgelacht.
Nur immer zu! das ſoll mich wenig quälen,
Weiß ich es doch, daß Jeder ſchließlich ſagt:
„Der Töffel zählt zwar nicht zu den Gelehrten,
Doch Muth und Frohſinn blieben ihm Gefährten.“

Daß ich geboren bin, das iſt erwieſen,
Und ruht auf dem, der mich erzeugt, kein Fluch.
Ich war geſund — dafür ſei Gott geprieſen!
Doch hatt' ich früh ſchon Pech — mehr als genug! —
Und wenn ich glücklich überſtand die Kriſen,
So kam's daher, ich lebte treu dem Spruch:
„Freu' dich des Lebens heut', denk' nicht an morgen,
Denn dafür wird der liebe Gott ſchon ſorgen.“ —

Nackt, wie die Wahrheit, wurde ich geboren;
Allein die Sprache fehlte damals mir.
Doch schrie ich gleich dem Vater voll die Ohren,
Daß ihm die Trommelfelle sprangen schier!
Zum großen Sänger schien ich auserkohren
Und meine Mutter hielt mich auch dafür.
Erst lernt' ich kriechen, stehen und dann laufen!
Doch ach! man hatt' vergessen, mich zu taufen!

Daher ist denn das Unheil wohl gekommen,
Das später mich verfolgt auf Schritt und Tritt.
Der Teufel hatt' mich in Beschlag genommen,
Und wenn er lockte, ging ich immer mit.
Ich ward ein Ärgerniß schon früh den Frommen,
Weil mich mein schwarzer Pathʼ beständig ritt.
Und weil ich wie ein wildes Füll'n gesprungen,
So nannte man mich nur: „den Teufelsjungen."

Ich lernte reden Allen zum Entsetzen!
Dieweil ich hatt' ein gottlos-böses Maul;
Wollt mich der Vater d'rob zur Rede setzen,
War ich im Repliciren nimmer faul!
Ja, meinen Schnabel konnt' ich fleißig wetzen
Und übte ihn am Peter wie am Paul.
Im Übrigen war ich merkwürdig träge,
Obgleich der Vater nicht gespart die Schläge.

Die Prügel, die ich in der Schul' bekommen,
Die machten wahrlich auch mir wenig Spaß!
Denk' ich daran, wird mir noch heut' beklommen

Und ſelbſt mein Buckel wird vor Schrecken blaß.
Nie hab' ich unter Dreißig eingenommen!
Der Lehrer gerbte ohne Unterlaß
Mein armes Fell! — doch wollt's ihm nie gelingen
Mir, was er „mores“ nannte, beizubringen.

Als meine Schulzeit glücklich überſtanden,
Kam ich zu einem Krämer in die Lehr'! —
Dem macht' ich das Geſchäft beinah' zu Schanden,
Schon nach vier Wochen mocht' er mich nicht mehr.
Und eh' noch vierzehn Tage ganz entſchwanden,
Ging mir's bei einem Bäcker ſchon contrair!
Verſuchen wollte ich's nun mit Barbieren,
D'rob mußt' ein Kunde ſeine Naſ' verlieren.

„Zu Höherem iſt unſer Sohn geboren!“
Sprach Mam' zum Vater: „Laß ſtudiren ihn!“
Der Vater ſenkte tiefbetrübt die Ohren,
Doch gab er ſeine letzten Thaler hin. —
In Leipzig hab' ich richtig ſie — verloren!
Doch nicht verlor ich meinen frohen Sinn.
Mein Burſchenleben bleibt mir unvergeſſen!
Ich hab's zumeiſt im Carzer — abgeſeſſen!

Mit Glanz ſie endlich **relegirt** mich haben!
Da wandert' wieder ich der Heimath zu.
Den Vater hatten eben ſie begraben —
Die Mutter folgte bald — Gott ſchenk' ihr Ruh!
Nun wollt' ich unterrichten — Mädchen, Knaben,
Da fragte man: „Sprich, wer und was biſt Du?“

Und als ich ſchlecht beſtand in dem Examen,
Da hieß es: „Packe Dich in — Gottesnamen!“

Nachtwächterdienſte hätt' ich gern verrichtet,
Doch als ich mich nun meldete beim Chor —
Da ward auch dieſe Hoffnung mir vernichtet, —
Denn einen ſchon Geübt'ren zog man vor.
Auf And'res denn ward jetzt mein Sinn gerichtet:
Ich trieb das liebe Borſtenvieh vor's Thor.
Ja, wie in der Odyſſee Ihr könnt leſen:
„Göttlicher Schweinehirt“ bin ich geweſen.

Doch als der Glöckner zu Sanct Veit geſtorben,
Da ging getroſt zum Herrn Prior ich hin,
Und richtig hab' ich mir das Amt erworben:
Die Müh' iſt klein und gut iſt der Gewinn!
So kam's, daß ich nicht auf dem Hund verdorben —
Im Gegentheil — empor gekommen bin!
Auf meinem Thurm' denk' oft ich mit Vergnügen:
„Recht hatt' die Mutter — ich bin hoch geſtiegen.“

Erotiſches.

An meine Geliebte.

(Akroſtichon.)

Ein treues Herz führt durch das vielbewegte Leben,
lacht hoffnungsreich und hold auf unſerm Pilgerpfad;
in reiner Liebe hat die Göttin es gegeben —
ſo glücklich zaubernd den, der ſie erkohren hat.
ein Eden iſt ſie in des Lebens Blüthenlande;
Concordia iſt eine traute Freundin ihr;
reicht jener heißgeliebt zum heil'gen Unterpfande
dies Schweſternpaar: die Achtung, Freundſchaft zum Panier
ein ſolches Glück fand ich in Deiner treuen Liebe, —
ſie bürgt für mich mit jenem edlen Herzenstriebe.

Emma's Erwachen.

Nach der stillen Lenzes Nacht
Nun der junge Tag erwacht
Und erglüh't in ros'ger Pracht.

Freudig ist mein Herz und Sinn
Und ich denk' zuerst dahin,
Der ich ganz zu Eigen bin.

Noch von lichtem Duft umhüllt
Ist die Sonn' — des Schöpfers Bild —
Die das All mit Freud' erfüllt.

Und mein Aug' neigt ihr sich zu:
„Meine Emma, schlummerst Du?
„O, wie sanft ist Deine Ruh!

„Wie der Morgenröthe Licht,
„Das hervor aus Osten bricht,
„Hold verklärt Dein Angesicht! —

„Süßes Weibchen, wie so hold
„Strahlst Du in des Schlummers Gold,
„Das um Deine Wangen rollt.“

Und die Sonn' mit warmem Schein
Blickt zu uns in's Fensterlein
Und umglänzt ihr Bett so rein.

Und ihr Auge öffnet sich,
Der, den es nun sucht, bin ich —
Reinstes Glück erwartet mich. —

Lieblich nickt ihr Haupt empor
Aus des Bettchens seid'nem Flor,
Füllt mir zaub'risch Aug' und Ohr.

Und der Lippen ros'ger Schluß
Öffnet sich zum Morgengruß —
Beut mir dar den ersten Kuß.

Lächelnd-zürnend nun spricht sie:
„Theurer! Böser! sage, wie
„Konnt'st verlassen mich so früh?

„Liebchen, zürne mir d'rum nicht!
„Streng' und ernſt iſt Mannes Pflicht,
„Weißt ja, wie die Sage ſpricht:

„Arbeit, bet' aus Herzensgrund',
„Nütz' die ſchöne Morgenſtund',
„Denn ſie träget Gold im Mund'." —

Erſtes Begegnen.

Als ich zum erſtenmal Dich ſah,
Schlug mir das Herz beklommen; —
Du trateſt mir ſo freundlich nah'
Und hießeſt mich willkommen!

Willkommen! ſprach Dein Roſenmund,
Dein Auge ſtrahlte Liebe!
Mir wurde dabei deutlich kund:
„Gelegenheit macht Diebe!"

Gedacht, gethan! ich wagte auch
Dich, holdes Kind, zu küſſen,
Wie es nach Adam's altem Brauch
Verliebte machen müſſen.

Gelegenheits-Gedichte.

Zur Vermählungsfeier

am 10. März 1863,

dem fürſtlichen Paare:

Sr. königlichen Hoheit, dem Prinzen von Wales

und

Ihrer königlichen Hoheit, der Prinzeſſin Alexandra von Dänemark,

gewidmet.

Auf immer grünem, roſenfarbenen Gefieder
leit' freundlich Euch Gott Hymen durch ſein gold'nes Reich;
begleite Euch als Genius und kehre wieder
einſt, leicht beſchwingt, die Silberfackel reichend Euch.
recht glücklich ſeid durch Majeſtät und inn'ge Liebe! —
treu führ' ſie Euch! — Kein Wölkchen ihren Glanz je trübe
und neu verjüngt prang' ſie dereinſt im **gold'nen Kranz**! —

dann jauchzen Enkel mit dem Volk dem Jubelpaare:
„**Alex**andra — Albert! — Gott ſchütze fernerhin
auch Euren Lebensnachen ſegnend bis zur Bahre! —"
doch über's Grab hinaus bringt Tugendſaat Gewinn. —
das iſt ein Denkmal, welches treue Völker haben
recht tief als Unterpfand im Herzen eingegraben —
auf ſolchem Erz und Marmorſtein erſtirbt's nie ganz. —

Zum fünfzigjährigen Jubelfeste

(am 18. März 1863)

der wiedererrungenen Selbstständigkeit Hamburg's.

Das ist es, was wir dankend bringen —
Ein Lied — begeistert, hoch und hehr!
Laut soll's empor zum Himmel dringen,
Zu Ihm, des Volkes starke Wehr.

Viel Drangsal hast vor fünfzig Jahren —
O vielgepries'ne Handelsstadt! —
Durch freche Willkühr du erfahren,
Bis dich dein Muth' erlöset hat.

Du warst es, die in deutschen Gauen
Zuerst erhob das kühne Haupt;
Germania wird dir vertrauen,
Wenn ihre Ehr' gekränkt sie glaubt.

Es kam dein Auferſtehungsmorgen!
Der Knechtſchaft Dunkel wich dem Licht;
Jetzt — wo die Freiheit dir geborgen —
Vergiß der tapfern Kämpfer nicht.

Ein freies Bürgerthum erringe!
Beſchütz' es treu, Hammonia!
Und alle Herzen feſt umſchlinge
Das ſchöne Band Concordia.

Des Handels Macht mög' ſich entfalten
Und reiner Sinn in ihm erglüh'n:
So laßt die wechſelnden Geſtalten
Als Bild im Geiſt vorüberzieh'n.

Bleib' in der beiden Schweſtern Bunde —
Der alten Hanſa ſtark Geſchlecht! —
So wahrt auch dieſe Feierſtunde
Selbſtſtändigkeit als heil'ges Recht.

So prange heut' im reinſten Glanze
Als fünfzigjähr'ge Jubelbraut!
Der man, geſchmückt mit gold'nem Kranze,
Voll Liebe in das Antlitz ſchaut.

Es ſchweige — mahnend — meine Leyer!
Sie ſang dem Ruhm des Vaterland's;
Doch einſt, zur Säcularumfeier,
Bringt freudig ſie den Lorbeerkranz.

Hamburg's
Manen Heimgegangener zur Todtenfeier,

am 22. März 1863.

Zum Traueract, den wir begehen,
Geziemt uns wohl ein ernstes Wort; —
Um die Bedeutunng zu erhöhen,
Vereint uns dieser stille Ort.
Hier, Freunde, an des Grabes Pforten,
Schwind' jede Täuschung unsern Worten.

Es ist der Theuren Todtenweihe —
Der treuen Söhne unsrer Stadt!
Die uns durch's Schwert in Bruderreihe
Der Schlachtengott entrissen hat.
Ihr kühnes Beispiel soll uns zeigen:
Daß deutscher Muth nie ist zu beugen.

Ihr starbt als Märtyrer im Lenze
Für's neue Völker-Morgenroth! —
Nehmt d'rum die frisch gewund'nen Kränze,

Die heilige Verehrung bot; —
Nehmt ſie als ſchwache äuß're Zeichen,
Die wir als Dankesopfer reichen.

Noch eine Pflicht bleibt uns zu üben,
Noch einen Denkſtein ſetzt das Herz
Den Kindern, Greiſen, allen Lieben,
Die unter namenloſem Schmerz
Gewalt vertrieb vom Heimathsheerde. —
Ihr, Opfer, ſankt in fremde Erde. —

Schlaft Alle wohl im kühlen Bette!
Ihr ſeid der Nachwelt Stolz und Ruhm!
Ihr ſprengtet kühn die Sklavenkette,
Bedecktet Euch mit Heldenruhm.
Sanft ſchlummert unter grünen Raſen.
Bis wieder die Trompeten blaſen.

Dann kommt heran auf ſtolzen Roſſen,
Das Flammenſchwert in Eurer Hand!
Ein ew'ger Bund werd' dann geſchloſſen
Für Freiheit, Gott und Vaterland.
Ein ſolcher Auferſtehungsmorgen
Vernarbt die Wunden, bannt die Sorgen.

Zur fünfzigjährigen Jubelfeier

der Befreiung Lübecks.

Dem Senate, so wie den noch lebenden Kampfgenossen der hanseatischen Legion im deutschen Befreiungskriege,

am 22. März 1863,

von dem gebornen Lübecker gewidmet.

(Dies Gedicht ist bereits gedruckt. Man sehe darüber auch den „Hamburgischen unpartheiischen Correspondenten," — No. 69, den 23. März 1863.)

Mel: Auf Hamburgs Wohlergeh'n ꝛc.

Auf Lübecks Wohlergeh'n
Laßt uns zusammensteh'n
Kräftig und frei!
Unsere Vaterstadt,
Hart an der Trave, hat
Bewährt durch off'ne That
Die alte Treu'.

Ein neues Morgenroth
Uns ja die Freiheit bot, —
Schirmt unser Haupt.
Sie schützt mit hehrem Muth

Jeder mit Gut und Blut,
Wenn durch Erob'rungswuth
Man uns ſie raubt.

Darum reicht Euch die Hand
Als heil'ges Unterpfand
Treulich zum Bund.
Laſſet denn im Verein
Dieſen beſiegelt ſein,
Daß wir ſtets zum Gedeih'n
Feiern die Stund'.

Bürgerſchaft und Senat
Leuchte auf fern'rem Pfad:
Glaub', Hoffnung, Lieb'.
So zeig' nach hundert Jahr
Einſt noch der Enkel Schaar,
Wie es vor fünfzig war
Und auch ſo blieb.

Heute im Feſtgewand
Schmückt Dich der Eintracht Band
Wieder ſo hold'
Sie im Erinn'rungskranz —
Der alten Hanſa Glanz —
Söhnen des Vaterland's
Strahlet wie Gold.

Mancher ſieht wohl zurück
Heute mit ernſtem Blick

Auf jene Zeit.
Ein Auferſtehungstag
Folgte der harten Schmach,
Als man die Feſſeln brach
Und ſich befrei't!

Ein freies Bürgerthum
Sei ſtets Dein Stolz und Ruhm
Germania!
Des Volkes Jubelſchall
Als froher Wiederhall
Tönt heute überall:
Concordia.

Und nun ein donnernd Hoch
Den tapfern Kämpfern noch
Dankbar gebracht!
Auch der Gefall'nen heut',
Denen's Lied mit geweiht,
Sei, wie's die Pflicht gebeut,
Liebend gedacht!

Heil dir, mein Lübeck heut'
In Deinem Brautgeſchmeid'
Mit gold'nem Kranz!
So blühe immerdar,
Ewig unwandelbar,
In Fried' und ohn' Gefahr
Im alten Glanz.

Erinnerungen an Roſtock.

Mein Gruß! Stadt an der Warnow Strand,
An die mich Kunſt und Liebe band
Im längſt verfloſſ'nen Burſchenleben.
In Wehmuth ſchied ich einſt von Dir,
Doch in Erinn'rung bleibſt Du mir,
Wenn früh're Bilder mich umſchweben.
Mein Lieb' deckt längſt die kühle Erd',
Und nur die Muſe mir gewährt,
Was mir die Liebe hat verſagt.

Merkwürdig findet ſich in Dir
Die heil'ge Zahl*) der Griechen hier,
Will in's Gedächtniß mir ſie rufen.

*) Bei den Griechen wurde das Ebenmaß ſchöner Formen und Verhältniſſe gewöhnlich auf ſieben reducirt, und dieſelbe darum als eine heilige Zahl betrachtet.

Zuerſt das Rathhaus ſehen wir
Mit ſeiner ſieben Thürme Zier!
Es führen wieder ſieben Stufen
Zum Themis-Tempel aus und ein.
Auch in dem Keller ſchöner Wein,
Wo Sang ertönt beim Becherklang.

Geh'n wir zur Kirche St. Marie'n,
Der eine Kreuzform ward verlieh'n
Mit ihren ſieben kleinen Thürmen.
Ein Meiſterwerk bis heut' ſie war
Mit Orgel, Bildern und Altar —
Mög' Gott noch lange ſie beſchirmen! —
Ein Gitterwerk von Eiſenguß
Umſchließt das Grab des Grotius *)
Mit ſeinem Marmor-Sarkophag'.

Und wenden wir dem Markt uns zu,
Zählſt wieder ſieben Straßen Du,
Die hin nach jeder Richtung lenken.
Und dies beweiſet — das iſt wahr —
Uns doch den Irrthum ſonnenklar:
Der böſen Sieben zu gedenken.
Auch labend und erfriſchend iſt
Der Springbrunn', wenn er ſich ergießt
In ſeines Baſſin's weitem Raum'.

*) Hugo Grotius, General-Advocat der Königin Chriſtine von Schweden, welcher auf einer Geſchäftsreiſe in Roſtock erkrankte und ſtarb.

Zum Roſengarten *) laß uns geh'n,
Dort ſieh'ſt Du ſieben Linden ſteh'n,
Sie heben ſtolz die krauſen Wipfel.
Doch wurden — 's iſt ſchon manches Jahr — **)
Als dort ein Feuerwerk einſt war,
Verſengt die Zweige bis zum Gipfel.
Auch ſind in Roſtock noch bekannt
Die ſieben Brücken an dem Strand:
Die Kaufmannsbrücken hießen ſie.

Und von dem Lande hin zur Stadt
Dieſelbe ſieben Thore hat,
Auch nach dem Strande führen ſieben.
Voll heil'ger Ehrfurcht nenn' ich doch
Den alten „Vater Blücher" ***) noch,
Der Preußens tapf'rer Held geblieben.
Es ſetzte d'rum dem Heldenherz
Aus Lieb' die Vaterſtadt von Erz
Sein Standbild auf den Blücherplatz.

Die neue Univerſität
Nicht ferne von der alten ſteht —
Stets ſegenbringend ſie gedeihe! —
Weil einſtens ich ihr angehört,
Auch ſie iſt der Erinn'rung werth —

*) Eine Rotunde außerhalb des Steinthors.

**) Im Jahre 1842.

***) Feldmarſchall Lebrecht von Blücher, Fürſt von Wahlſtatt, welcher volksthümlich „Vater Blücher" oder „Marſchall Vorwärts!" genannt wird, wurde zu Roſtock geboren.

Sie gab der Poeſie die Weihe. —
Einſt ſtand ſie grade nicht im Glanz, —
Zwei Wochen war verwaiſ't ſie ganz —
Docent und Burſch nach Lübeck floh'n.

Auch des Muſeums denk' ich noch
Und Petrithurms, des höchſten doch
Im ganzen nordiſch-deutſchen Lande!
Er koſtet zu erhalten viel,
Doch zeigt dem Schiffer er ſein Ziel,
Der heimwärts kömmt aus fernem Lande.
Du kannſt vier Meilen in der Rund',
Auf eb'nem Felde und im Grund',
Die hohe Spitze deutlich ſeh'n.

Lebwohl! geliebte Muſenſtadt,
Und eb'ne Dir der Freiheit Pfad,
Auf dem viel Segen mög' erſprießen.
Als Sänger bracht' ich Dir im Lied,
Wie es im Herzen mir erglüh't,
Mögſt Du mit Nachſicht es begrüßen.
Führt einſt ein freundliches Geſchick
In Deine Mauern ihn zurück,
So heißet froh willkommen ihn.

Nachruf.

(Akroſtichon.)

(S. „Altonaer Nachrichten,“ d. 7. Januar 1854.)

Chorgeſänge, Glocken, Klagen heut' ertönen
ob des ſtill verblich'nen Freundes unſ'rer Stadt.
nach der Friedensſtätt', zum unvergänglich Schönen
rief ein Seraph ihn hinweg vom Pilgerpfad. —
auf das Haupt, ihm, dem dahingeſchied'nen Sohne,
drückt der Vater der Vergeltung Strahlenkrone.

Heut' zum letztenmal ſteh'n wir am Sarkophage! — *)
in dem Kerzenglanze, als die letzte Pflicht,
nimmt vom Staub' man Abſchied unter Wehmuthsklage,
ruft ſein theu'res Bild noch einmal vor's Geſicht. — —
immer werden ſeine Thaten für ihn leben!
chriſtlich wirkend war ſein edles, frommes Streben. —

*) Die vom Herrn Propſt Nievert geſprochene vortreffliche Rede wurde vor der Beſtattung, in der Heiligengeiſt-Kirche, gehalten.

Droben in des Himmels ew'gen Heimathlande —
O! empfangen ſeine vielen Werke ihn! — *)
Nimmer löſen ſich des Wohlthuns heil'ge Bande, —
Nimmer werden Dankesthränen ſtill um ihn. —
Ehr' und Glück genoß er reichlich hier auf Erden,
reich verklärt von Gott wird er im Jenſeit werden.

---

*) Der Entſchlafene hat in jeder Beziehung, namentlich aber durch ſeinen humanen Wohlthätigkeitsſinn und durch die Erbauung der „Sonntagsſchule," ſich ein bleibendes Verdienſt um Altona erworben.

Nachruf am Grabe.

(Akroſtichon.)

(S. „Altonaer Nachrichten," d. 23. März 1860.)

Ausgehaucht haſt, Theure, Du hienieden
Nun die Seele, fromm und ſittenrein;
Nach der ew'gen Heimath, hin zum Frieden,
Aufwärts ſchwebte ſie zum höh'ren Sein.

Edel war Dein ird'ſches Wirken, Streben,
Gottergeben ſchloß Dein Pilgerlauf;
Glaube, Lieb' und Hoffnung hieß Dein Leben.
Einen Himmel machte Gott Dir auf. —

Inhalt.

Seite

Vorwort von Dr. J. P. Lyser.

Lyriſches.

Vorwort.
Dedication.
Der Frühling naht 15
Der Mai 18
Schweizerlied 20
Des Schweizer Jünglings Klage 22
Ein Palmzweig auf Theodor Körner's Grab 25
Abendempfindung 27
Den Tod im Herzen 29
Die Sterne des Lebens 30
Die Ewigkeit 32
Gruß aus der Ferne 34
Abſchied vom Sommer 36
Sehnſucht nach Altona 37
Troſt im Leiden 39
Willkommen 41
Der Einzigen in Liebe 43

Schlummerlied ... 45
Sehnſucht ... 47
Das Blümlein Vergißmeinnicht ... 49
Frühlings-Abendgedanken ... 50
Erinnerung an meine Geliebte ... 52
Ich grüße Dich ... 54
Fragen ... 56
Der Liebe Glück ... 58

Epiſches.

Zur Körnerfeier, d. 26. Auguſt 1863 ... 61
Die Treue. (Nach Krummacher.) ... 63
Frömmelei und Frömmigkeit ... 66
Der Fiſcher (Romanze) ... 68
Des Himmels Rache (Ballade) ... 72
Der Morgen (Hymne) ... 78
Töffels Erdenwallen (Komiſches Epos) ... 81

Erotiſches.

An meine Geliebte ... 87
Emma's Erwachen ... 88
Erſtes Begegnen ... 91

Gelegenheits-Gedichte.

Albert und Alexandra ... 95
Zum fünfzigjährigen Jubelfeſte Hamburgs ... 96
Hamburgs Manen Heimgegangener ... 98
Zur fünfzigjährigen Jubelfeier Lübecks ... 100
Erinnerungen an Roſtock ... 103
Nachruf ... 107
Nachruf am Grabe ... 109
Inhalt ... 111

Deſt'ſche Buchdruckerei (C. Grandjean).